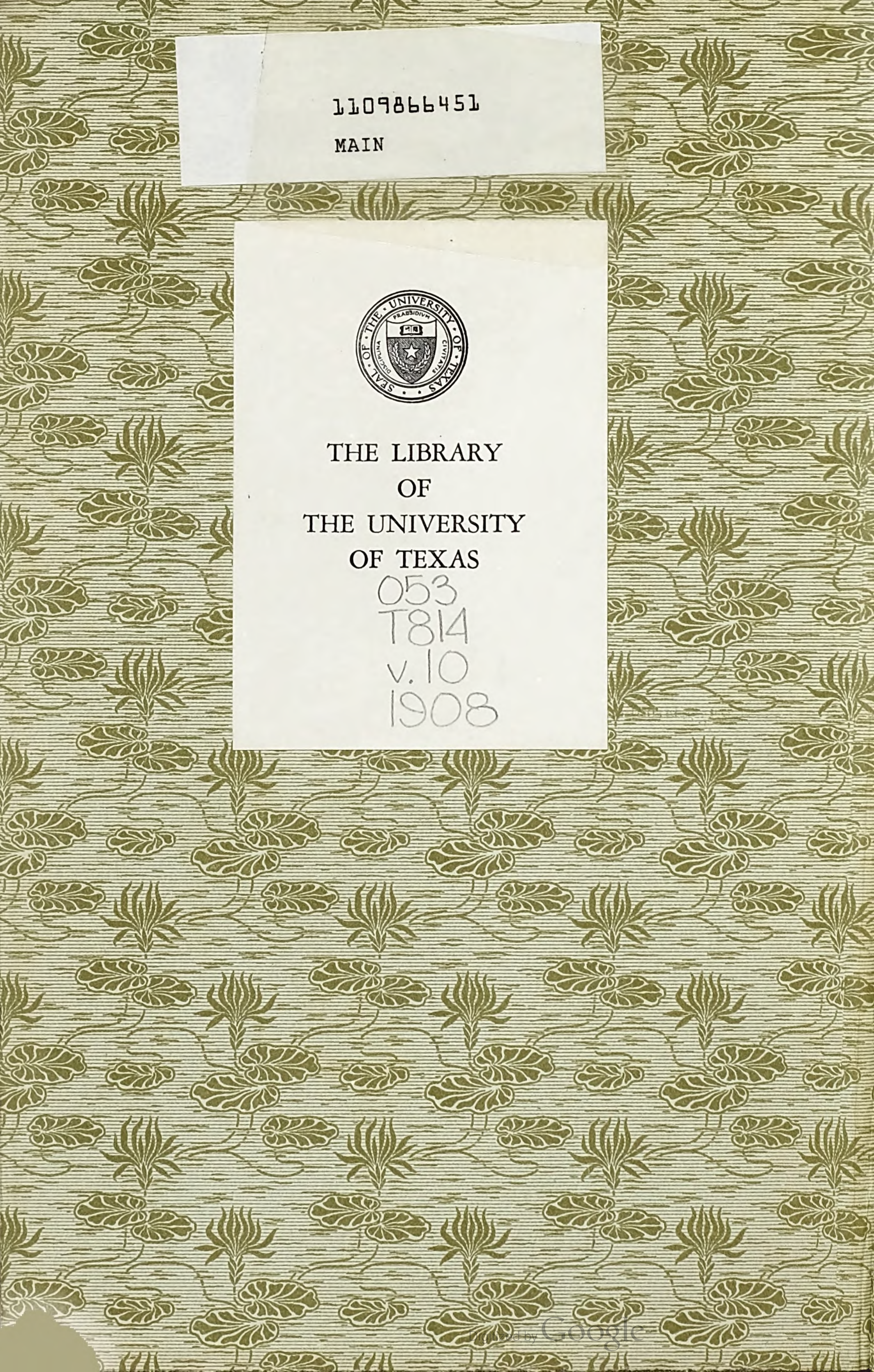


F. Stassen

Monatsschrift für Gemüt und Geist

herausgeber: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss

Verlag von Greiner und Pfeiffer Stuttgart.



Der Türme

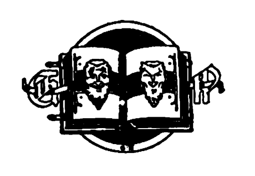
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Jeannot Emil Freiherr von Gro

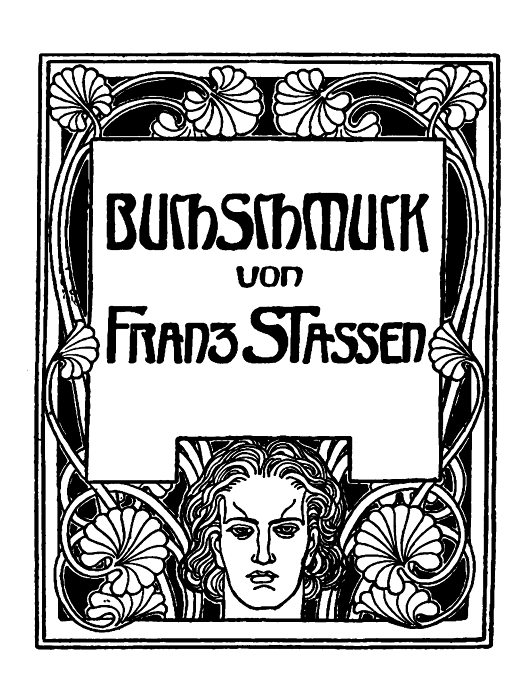
Zehnter Jahrgang * Band II

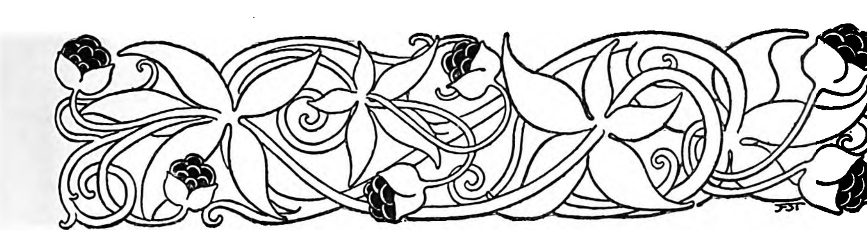
(April bis September 1908)



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer


BUCHSCHMUCK
VON
FRANZ STASSEN



Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften

Offene Halle

Türmers Tagebuch

Literatur

Bildende Kunst

Musik

Briefe

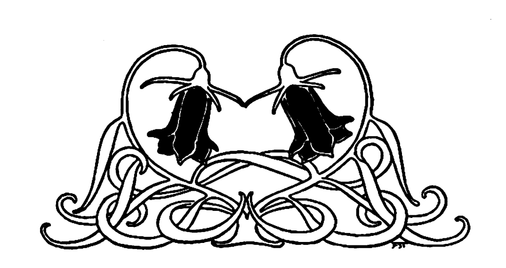
Auf den Beilagen.

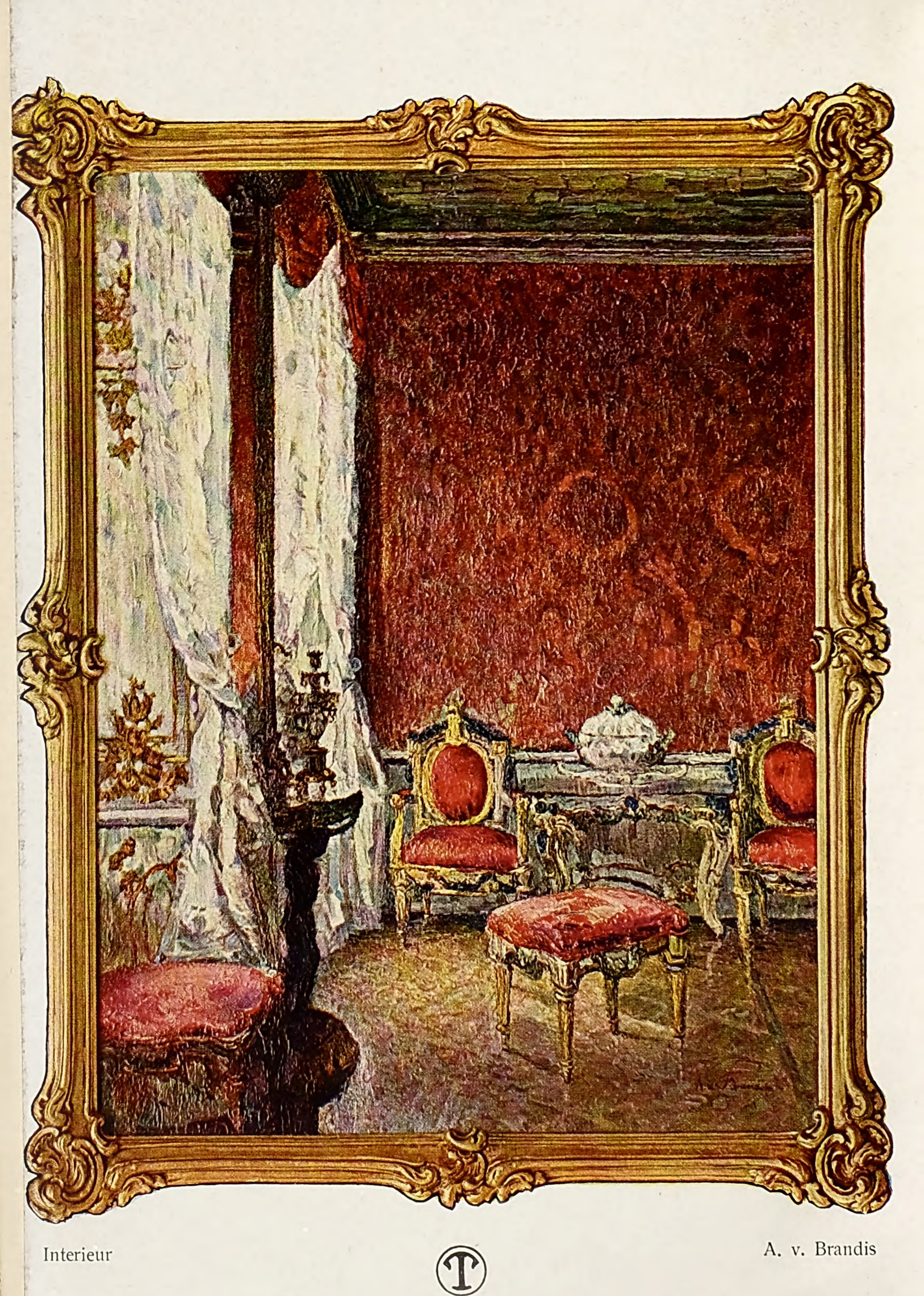
Büchereingänge

Auf den Beilagen.

Kunstbeilagen, Photogravüren und Illustrationen

Notenbeilagen





Interieur A. v. Brandis



X. Jahrg. April 1908 Heft

Du wirst verwandelt!

Von

E. v. Wildegg

Denkst du noch, Seele, der träumenden Stunde?

Lag in den Halmen, in säuselnden Blumen,
Hörte die Stimmen von Vögeln und Wind,
Sinnende Sehnsucht schwoll mir im Herzen,
Unbewußt litt ich der Einsamkeit Weh.
Hatte ja keinen, keinen Gespielen —
Blumen im Garten, wie habt ihr's gut!
Standen so viele hier plaudernd beisammen,
Neigten sich, nickten — ach, immer so viele,
Freunde, Gespielen — wie habt ihr's gut!

Sieh, und da dacht' ich: „Wär' ich kein Mensch doch!
Wär' ich ein Blümchen! Wie hätt' ich's gut!"

Also schloß fest ich die Augen und preßte
Kräftig den Körper, den Zopf und die Wange
Gegen die Erde, die kühle, die stille.
Dachte: „Da wachs' ich am Ende wohl fest!



Interieur A. v. Brandis



X. Jahrg. April 1908

Du wirst verwandelt!

Von

E. v. Wildegg

Denkst du noch, Seele, der träumenden Stun

Lag in den Halmen, in säuselnden Blumen,
Hörte die Stimmen von Vögeln und Wind,
Sinnende Sehnsucht schwoll mir im Herzen,
Unbewußt litt ich der Einsamkeit Weh.
Hatte ja keinen, keinen Gespielen —
Blumen im Garten, wie habt ihr's gut!
Standen so viele hier plaudernd beisammen,
Neigten sich, nickten — ach, immer so viele,
Freunde, Gespielen — wie habt ihr's gut!

Sieh, und da dacht' ich: „Wär' ich kein Men
Wär' ich ein Blümchen! Wie hätt' ich's gut

Also schloß fest ich die Augen und preßte
Kräftig den Körper, den Zopf und die Wang
Gegen die Erde, die kühle, die stille.
Dachte: „Da wachs' ich am Ende wohl fest!

Würzelchen schlagen aus Füßen und Zöpfen,
Aus dem Gesicht aber sprossen die Blüten:
Glockenblümchen, ein klingendes, schwingendes
Bin ich und läute so lieblich und hallend —
Weithin die Blumen sie hören mir zu!"

Also preßt' ich, inbrünstig und bittend,
Fest an die Erde die brennende Wange,
Träumte geschlossenen Auges, träumte:
Daß ich sank in dunkle Tiefe,
Wurzeln schlug in kühler Tiefe,
Keimend läg' im Erdenschoß . . .
. . . .

Ist's jetzt vollendet? — Bin ich verwandelt? —
Zaghaft rühr' ich die Glieder — das Haupt — —
Ach! — da war ja noch alles beim alten!
Ach, noch immer Kopf, Kleider und Zöpfchen!
Immer kein Blümchen — noch immer ein Mensch!

Denkst du noch, Seele, der träumenden Stunde?

Warte nur, harre nur! Einst aus der Erde
Wirst du erstehen, verklärt und verwandelt!
Seliges Klingen wird dir entströmen,
Freunde werden die Hände dir reichen,
Einsamkeit gibt es im Himmel nicht mehr!
Was du geträumt, als mit brennender Wange
Du an die schweigende Erde dich preßtest:
Tausendmal schöner noch wird dir's zuteil!

Denke drum, Seele, der träumenden Stunde,
Freu' dich und jauchze: du wirst verwandelt!





Mein religiöses Kredo

(Ostern 1903)

Aus dem noch unveröffentlichten III. Teile von „Das Skizzenbuch mein

Von

Dagobert v. Gerhardt-Amyntor

Einundsiebenzig Winter sind über meinem Haupte dahin und siebenzig Osterfeste habe ich erlebt. Dem ein zigsten Osterfeste, das diesmal erst in den April f ich entgegen, und es drängt mich, mich einmal mit über die Gedanken auseinanderzusetzen, die gerade das höchste Christenheit in mir anregt.

In den heiligen Schriften finden wir vielfach Berichte, Bemerkung hinzugefügt ist: „Auf daß die Schrift erfüllet wür berichteten Vorgänge werden dadurch absichtlich so dargestellt, von einer höheren Macht nur deshalb veranlaßt worden seien, oder jene Vorhersage wahr zu machen. Der Glaube an das tum soll dadurch gestärkt, es soll die Überzeugung hervorgerufe daß Gott dieses und jenes getan habe, nur um seine vor Jahren hunderten gemachten Versprechungen zu erfüllen. Es ist ein re licher Anthropomorphismus, dem man mit solcher Darstellungsart leistet; man bildet einen Gott, der weissagt, der Versprechungen sie scheinbar vergißt und sich endlich ihrer wieder erinnert, und man zu einem völlig vermenschlichten Gotte, der mit menschlic stande ausgerüstet und dessen Herz von menschlichen Affekten, Zorn und Reue erfüllt ist. Man stelle sich nur einmal recht ge solchen Gott vor, der etwas tut, nur um die von sündigen un Menschen gemachten Vorherverkündigungen zu erfüllen, und ma sofort, daß da irgendwo in der Rechnung ein falscher Ansatz Dieser falsche Ansatz liegt in den Worten: Prophet, Propheten

Die Kirchenlehre hat sich immer bemüht, die sogenannten als Männer darzustellen, die infolge göttlicher Erleuchtung mi

Blicke in die Zukunft sehen konnten und ganz besonders berufen und befähigt waren, Christum vorherzusagen. Schon die Evangelienschreiber haben diese Auffassung geteilt, und so manches, was sie niederschrieben, mag dadurch beeinflußt und vielleicht unbewußterweise zurechtkonstruiert worden sein. Je niedriger die Kulturstufe ist, auf der ein Volk steht, um so höher ist die Ehrfurcht vor dem geschriebenen Worte, in dem man eine Art Talisman erblickt, dem man allerlei wunderkräftige Eigenschaften zuschreibt. So erinnere ich mich jenes marokkanischen Generals, den ich einst um sein Autogramm gebeten hatte. Er kam meiner Bitte mit Würde nach. Feierlich und gemessen malte er seine Schnörkel in mein Notizbuch, und die Herren seines Gefolges schauten seiner Malerei in atemloser Stille und Erwartung zu. Als die Niederschrift beendet war, seufzten sie erleichtert auf, betrachteten aber den Namenszug ihres Chefs mit einer Art scheuer Verwunderung, als ob in ihm etwas Geheimnisvolles, Kabbalistisches verborgen sein müßte. Das mit Furcht gepaarte Staunen des auf niedrigem Kulturniveau stehenden Orientalen (so darf man auch einen Marokkaner nennen) über das ihm rätselhaft dünkende und mit Zauberkraft ausgestattete Mysterium der Schrift! Nur einem Orientalen ist der Gedankengang möglich und geläufig, daß Gott etwas tue, nicht aus dem souveränen Willen seiner göttlichen Allmacht und Zweckbewußtheit heraus, sondern nur, um das geschriebene Wort irgend eines armseligen, irrtumgeblendeten Menschenkindes wahr zu machen. Dieser gänzlich unhaltbaren Auffassung liegt ein Mißverstehen zugrunde, das durch das Prophetentum des Alten Testamentes veranlaßt ist. Das hebräische Urwort für Prophet ist nābi. Dieses nābi bedeutet niemals einen Vorhersager, schon darum nicht, weil die semitischen Sprachen gar nicht imstande sind, Wortkomposita zu bilden, also den Begriff des Vorhersagens gar nicht durch ein einfaches Wort ausdrücken können. Nābi, plur. nebiim kommt von der allgemein-semitischen Wurzel naba' a = reden, sprechen. Nābi ist daher der Sprecher und zwar genau in demselben Sinne, wie man etwa im englischen Parlamente von einem Sprecher redet: nicht ein Mann, der von sich aus und Eigenes redet, sondern der für einen anderen aus einer besonderen Veranlassung redet. Der nābi fühlte sich als Botschafter Gottes, als ein in dessen Auftrag Redender. Was er redet — davon ist er völlig überzeugt — ist nicht Erfindung seines Geistes, sondern ein Höheres redet aus ihm; er muß, auch wenn er es nicht wollte, der Mund Gottes sein. Er hat allerdings die Fähigkeit, zeitliche Dinge unter ewigen Gesichtspunkten zu betrachten, aber er ist kein Weissager und Wahrsager im Sinne eines ganz bestimmte Ereignisse vorher verkündenden Mantikers; er sieht überall das Walten Gottes, mahnt seine Zeitgenossen, sich diesem göttlichen Walten willig hinzugeben, verstärkt seine Mahnungen durch symbolisch eingekleidete Drohungen, will aber nicht in der Rolle eines Zauberers und Geistersehers verstanden werden und behauptet auch keineswegs, mit dem zweiten Gesicht begabt zu sein, vermöge dessen er etwa zukünftige Ereignisse bestimmt vorhersagen könnte.

Wenn es z. B. Hesekiel 32, 6 heißt: „Das Land, i
schwimmest, will ich von deinem Blut rot machen bis an die B
daß die Bäche von dir voll werden", so wird doch kein Verni
wörtlich als eine Prophezeiung verstehen, nach welcher sich eine
flut von Blut über das Land bis an die Berge hinan erg
sondern man wird unschwer hier nur ein krasses Bild, eine
Hyperbel, erkennen, die gerade als solche einen starken Eind
Hörer machen sollte. Gott ist in allen solchen Ermahnungen
gewaltige zorn- und racheschnaubende Jahveh dargestellt, der sich in
und in der Ausmalung furchtbarer Schrecken gar nicht genug tu
seine Ermahnungen fast immer mit den Worten schließt: „Daß
daß ich der Herr sei". Die Worte des nābi sollen also du
Vorhersage eines bestimmten geschichtlichen Ereignisses sein; sie
ganz im allgemeinen Zeitbilder malen und besonders auf die Str
weisen, die Gott für diejenigen bereit hält, die sich dauernd von ihr

Ähnlich verhält es sich mit den sogenannten messian
kündigungen. Die Israeliten hatten von alters her einen Volk
wartet, einen Mann, der zu rein politischen Zwecken von G
werden sollte; er sollte ein theokratisches Reich begründen und
Israel die Weltherrschaft sichern. So wie die deutsche Volkss
Jahrtausend lang die Sage von dem im Kyffhäuser schlafenden
treu bewahrte, der einst erwachen und die deutsche Macht und
wiederherstellen würde, so war die Hoffnung auf den „Masc
Gesalbten, der Traum Israels, und in diesem Traume sah das
Volk die zukünftige jüdische Weltherrschaft und zugleich die
des wahren Gottesreiches gesichert. Wenn nun gewisse Ver
der Propheten nicht auf den bis heute vergeblich erwarteten po
retter, sondern auf Jesus bezogen werden, so läuft hier tatsächlic
Willkür und gewaltsame Umdeutung mit unter, immer zum o
Zwecke, die Glaubwürdigkeit der sogenannten Propheten zu e
so der Religion ihren Offenbarungscharakter zu bewahren.

Der Begriff des nābi deckt sich übrigens nur mit den sp
pheten; die in früheren Zeiten hervorgetretenen geistigen Führer
wurden „Seher" (roëh) genannt. Samuel ist ein solcher Se
wird von einem ihm entgegenkommenden Haufen Propheten in V
versetzt und „weissagt" (so übersetzt Luther); richtiger würde
benimmt sich wie ein Prophet. Unter diesem Prophetenhaufen
zu verstehen, die durch exzentrisches Wesen ihre religiöse Exaltati
und sich um die Person eines nābi zusammenscharten: die später
Prophetenschulen. Ein Seitenstück zu d i e s e n Propheten sind di
Derwische des heutigen Orients. Mit solchen ekstatischen Fakiren
wilder Musik im Lande umherzogen, darf allerdings ein nāb
wechselt werden, und schon Amos weist eine solche Gleichstellun
schiedenheit zurück.

Diese Bedeutung des Prophetentums bleibt infolge mangelhaften Schul- und Religionsunterrichtes den meisten Laien ganz verschlossen; auch durch die Luthersche Bibelübersetzung wird ihre Kenntnis gerade nicht gefördert. Wenn Luther z. B. 1 Korinther 13, 9 übersetzt: „Denn unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk", so ist dieses προφητεύομεν hier wieder im Sinne von Vorherverkünden genommen; richtiger würde es heißen: unser Gottverkünden, unsere Aussagen über Gott sind Stückwerk. Dies gäbe einen auch dem einfachsten Laienverstande faßbaren Sinn, denn Stückwerk ist tatsächlich alles, was der Menschengeist je über Gott ausgesagt hat und noch aussagen wird; eine Prophezeiung aber, die nur Stückwerk ist, nur lückenhaft oder gar deutungsfähig wie ein delphisches Orakel, ist keine Prophezeiung mehr. Der Mensch des 20. Jahrhunderts, dessen Weltanschauung sich nicht mehr in Widerspruch mit naturwissenschaftlichen Tatsachen zu setzen vermag, bedarf keiner Prophezeiungen und keiner Offenbarungen mehr. Der Glaube an Menschen, die befähigt sein sollen, ganz bestimmte Ereignisse in der Zukunft vorherzusehen, erscheint ihm als Aberglaube. Wir lüften alle den Schleier der Zukunft nur so weit, als uns dies logische Schlußfolgerungen aus bisher gemachten allgemein gültigen Erfahrungen ermöglichen. Wer da verkündet, daß jemand einmal sterben werde, der offenbart eine durch Erfahrung bis zur Gewißheit erhärtete Tatsache; wer aber vorhersagen wollte, daß jemand an bestimmtem Tage und zu bestimmter Stunde, an bestimmtem Orte und aus bestimmter Ursache sterben werde, der gebärdet sich als Weissager; man glaubt ihm nicht. Entweder gibt es keine Propheten, oder wir sind alle Propheten; man hat die Wahl, das eine oder das andere zu bejahen. Natürlich gibt es Menschen, die durch Bildung oder Begabung mehr als andere befähigt sind, ein ungefähres Bild der nächsten Zukunft in allgemeinen Umrissen zu entwerfen, und die sichersten und glaubwürdigsten Propheten sind allezeit die Dichter gewesen, die die Schrecken oder die Herrlichkeit kommender Zeiten zu ahnen vermochten; wenn sie sich aber auf die Vorhersage ganz bestimmter Daten und Ereignisse einlassen wollten, würde man mit Recht an ihnen zweifeln.

Kann man überhaupt ernstlich annehmen, daß Gott einzelnen Menschen, die doch wie alle anderen sündig und dem Irrtum unterworfen sind, Wahrheiten offenbaren werde, an die die übrige Menschheit bedingungslos zu glauben habe? Bedarf denn die Gottheit einer solchen Mediumschaft, da sie sich ja direkt im Herzen und Gewissen jedes einzelnen zu offenbaren pflegt? Ist es nicht ein ungeheuerlicher und der Weisheit und Macht der Gottheit widersprechender Anthropomorphismus, wenn man irgend einen Termin im Weltprozesse annimmt, an dem die Gottheit erkannt haben soll, daß es mit der Entwicklung des Menschen so nicht weiter gehe, und daß durch eine besondere Offenbarung an einzelne dem Gange des gesamten Prozesses nachgeholfen werden müsse? Blüht Religion und Glaube nicht in jedem Menschenherzen ganz von selber auf? Wozu bedarf der Mensch eines Glaubens an andere, die sich einer empfangenen Offenbarung rühmen, wenn

er im eigenen Herzen täglich und stündlich die Stimme Got
nehmen vermag? Die Stimme Gottes, die den einen hierh
anderen dahin ruft, alle aber auf Wege weist, die so oder so zum
Solche Gedanken kamen mir schon in meinen Jünglings
habe sie später gewaltsam verscheucht, und da ich meine Bede
zu lösen verzweifelte, gab ich mich schließlich einem gänzlichen
mus hin. Ich war aber in einem streng gläubigen Elter
gewachsen und von orthodoxen Lehrern erzogen worden; als nu
Ernst des Lebens an mich herantrat und ich durch die Schule d
der Leiden zu gehen hatte, da erwachten in mir die verblaß
eindrücke zu neuer Frische und gewaltsam suchte ich mich wiede
Glauben hinzugeben. Vergebliches Bemühen! Ich war zu
Gebiet exakter Wissenschaften eingedrungen, zu lange und zu
ich in den Systemen alter und neuer Philosophen geforscht, u
mal den verlorenen Standpunkt blinden, kritiklosen Glaubens zur
zu können. Viele, viele Jahre lang bin ich so durch stete Zwei
unruhigungen hindurchgegangen; nicht ohne schmerzlichen Kamp
wenn ich ehrlich gegen mich und meinen Gott sein wollte, ein
dem anderen des alten naiven Dogmenglaubens über Bord w
es währte für mein heißes Sehnen unerträglich lange, bis ich e
und Frieden mit mir selbst und die feste Überzeugung gewann
dem Gott die Gnadengabe logischer Denkfähigkeit verliehen hat
Glauben selber zurechtzuzimmern hat. Nicht das, was uns
sagen, sondern das, was wir selbst in heißem Mühen und
dem tiefen Schachte unaufhellbarer Dunkelheiten und Geheimn
ans Licht des Tages heraufbefördern, das ist unsere Erlösung.
Oft hat es mir scheinen wollen, als ob man die erhebe
seligende Kraft der Lehre und des Beispiels Christi ganz un
Offenbarungs- und Wunderdogmen abschwäche und dadurch viele d
tum entfremde, die sonst, wenn man ihnen das Opfer des exak
nicht zumutete, freudige und überzeugte Bekenner des Menschen
würden. Daß man diesem eine für den einfachen Menschenve
unfaßbare und mystische Doppelnatur, halb als Mensch, halb a
schreibt, ist mir mehr und mehr als eine Schädigung seines
Bildes und seiner unsterblichen Lehre erschienen. Der brave, s
doxe Pfarrer, der mich konfirmierte, quälte sich vergeblich dam
die ganz besondere Eigenart Christi als „Gottes Sohn" dadu
erweisen, daß dieser Gottmensch ganz allein Tote zum Leben
am Ostermorgen die Pforte des Grabes als Auferstandener gesp
Auf dieser Gedankenbahn, die ich mich redlich zu verfolgen bemüh
ich immer wieder über andere, ebenfalls in der Schrift berichtete
Als der Vorhang im Tempel zerriß und die Erde erbebte, tat
dem Matthäus-Evangelium (27, 52. 53) die Gräber auf, und „
der Heiligen, die da schliefen, standen auf und gingen aus d

und kamen in die heilige Stadt und erschienen vielen". Hier haben wir ja eine Totenauferstehung in Masse, die mein Lehrer als bedeutungslos zu übergehen schien, denn wenn das berichtete Ereignis wahr war, dann war ja die Auferstehung Christi kein Unikum mehr und von keiner Beweiskraft für seine besondere Gottnatur. Mit welchem Rechte aber durfte man etwa die eine Tatsache verwerfen und die andere annehmen? Ich hatte also beide zu glauben. Das widersprach aber allem, was uns in der Naturgeschichte auf dem Gymnasium gelehrt wurde. Und nicht anders verhielt es sich mit der Beweiskraft der Krankenheilungen und Totenauferweckungen. Wenn Paulus wirklich einem Lahmgeborenen zu Lystra durch sein bloßes Wort den Gebrauch der Füße wiedergegeben hatte, und wenn andererseits Petrus zu Joppe die tote Tabea, die als gewaschene Leiche schon auf dem Söller lag, durch sein Wort: „Tabea, stehe auf!" wirklich ins Leben zurückgerufen hatte, wenn alle die in der Apostelgeschichte teils ausführlich berichteten, teils nur summarisch angedeuteten Wundertaten keine Legenden, sondern historische Tatsachen waren, dann hatten ja sündige Menschen, denen wir durchaus keine besondere Gottnatur zuerkennen, ganz dieselben übernatürlichen Kräfte offenbart, wie der Menschensohn; wo blieb dann die Einzigart der Taten Jesu und die Logik der aus diesen Taten gezogenen Folgerungen? Solche und ähnliche Gedanken kamen mir, wie gesagt, schon in meinen jüngeren Jahren. Später, als ich mich, um meiner Zweifel Herr zu werden, eingehender mit diesen Fragen zu beschäftigen entschlossen hatte, machte ich die Bekanntschaft geistreicher theologischer Schriftsteller und Exegeten, die sich in subtilsten Begriffsspaltereien bemühen, diese Widersprüche als gar nicht vorhanden darzutun. Auch nicht einer von ihnen konnte mich überzeugen. So brachte z. B. noch neuerdings der Theologieprofessor Frhr. v. Soden eine Osterbetrachtung (B. L. A. 12. April 1903), in der er sagt: „Der Glaube, der sich selbst versteht, bezieht sich überhaupt nicht auf vergangene Ereignisse, sondern auf gegenwärtige Kräfte. Seine eigentliche Welt ist die Zukunft und nicht die Vergangenheit. Glaube, der sich selbst versteht, fürchtet sich darum auch nicht vor einer etwaigen Änderung des Geschichtsbildes, betreffe es nun die Weltschöpfung in sechs Tagen oder die Art, wie Jesus zu neuem Leben erstanden ist." Solche halben Zugeständnisse an das naturwissenschaftliche Denken können aber den zwischen Glauben und Wissenschaft hin und her Schwankenden nicht endgültig beruhigen; hier heißt es: entweder die berichtete Tatsache ist wahr oder sie **kann** nicht wahr sein, weil sie Gott und der von ihm gesetzten Naturordnung widerspricht. Ein Kompromiß zwischen diesem Entweder und Oder ist unvereinbar mit der Gesetzmäßigkeit des Denkens.

Je länger ich mich mit diesen Fragen herumquälte, weil mir mein germanisches Gewissen keine Ruhe ließ und mir der moderne religiöse Indifferentismus nur Abscheu einflößte, um so zwingender drängte sich mir die Ansicht auf, daß die Überlieferung von Christi Lehre und Leben durch jüdische Superstitionen wesentlich gefälscht und geschädigt sein müsse. Ich

bin fest überzeugt, daß, wenn Männer deutschen Blutes uns C
geschrieben hätten, wir ein ganz anderes Jesusbild besitzen wi
Bild, das uns bekannter, verständlicher und, wenn dies überh
möglich wäre, noch hoheitsvoller anmuten würde. Und ich denke
nahe oder ferne Zukunft wird uns ein solches von Prophetentum u
barungsdogmen befreites Jesusbild bringen, einen deutschen Jesu
nichts Denk- und Naturwidriges mehr zumutet und durch seine unve
Herrlichkeit und welterlösende Liebeskraft alle deutschen Herzen i
gewinnen und alle Zweifel an ihm, ein strahlender Triumphator
niederschlagen wird. Dann wird der unselige Zwiespalt beseitigt
heute die Herzen und Gewissen schon der lernenden Jugend zer
nämlich die Schule vieles als absurd zu verwerfen lehrt, was im
unterrichte als glaubwürdig und heilbringend ins Gewissen gesch

„Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind", heißt es
vielleicht wird man aber in jener erleuchteten Zukunft mit besser
sagen lernen: „Das Wunder ist des Glaubens ärgster Feind". D
wir Söhne und Töchter der deutschen Erde gemeinsam einen deuts
besäßen und mit unverletztem wissenschaftlichen Gewissen verehren
dürften, dann bedürfte in der Tat unser Glaube an ihn keiner Wu
als Stützen; Christi Erlöserlegitimation läge allein in seinen unver
göttlichen Worten und in der Tat ohnegleichen, wie der größte L
der Menschheit in den bittren Tod ging. Ein schwacher und sch
Glaube sucht sich durch eifriges Lauschen auf Wundermären zu
ein starker, im Herzen geborener und dort wurzelnder Glaube hat
nötig. Schon das Kind glaubt an die unerschöpfliche Kraft de
liebe, ohne daß es widernatürliche Wundertaten seiner Mutter
um wieviel bereiter und inniger wird sich der reif fühlende und
Mensch dem Menschensohne hingeben, der nirgends mehr die G
Natur, das sind die Gesetze Gottes, durchbricht, der aber in ein
unerreichten Beispiele uns gezeigt hat, welche grandiosen Wunde
Liebe ein einziges kleines und doch so großes Menschenherz
vermag — Wunderwerke, die, wenn sie unverfälscht überliefert
gemein begriffen und verstanden würden, die ganze Menschheit
ehrung auf die Knie zwingen müßten.

Soll ich endlich noch der eschatologischen Worte Christi
die uns die Evangelienschreiber überliefert haben? Auch sie h
allzeit das Bild des Erlösers unklar gemacht. Wenn dieser sagt (L
„Ich sage euch aber wahrlich, daß etliche sind von denen, die h
die den Tod nicht schmecken werden, bis daß sie das Reich Gotte
wenn er das Weltende schildert (Matth. 24) und seine Jünger r
dessen Eintritt auf die Berge zu fliehen und Gott zu bitten,
Flucht nicht im Winter oder am Sabbath geschehen möge, und
dann wieder hinzufügt, „daß dies Geschlecht nicht vergehen werde
dies alles geschehe", so drängt sich uns doch unabweislich der be

Zweifel an der richtigen Wiedergabe seiner Worte auf, wenn wir nicht annehmen sollen, daß sich Christus im Hinblick auf das damals allgemein erwartete und gefürchtete Weltende ebenfalls im landläufigen Irrtum befunden habe. Selbst wenn wir eine bewußte und absichtliche Anpassung Christi an die Gedankenwelt seiner Jünger annehmen wollten, bliebe doch immer der fragwürdige und selbst im Hinblick auf die damalige höchst mangelhafte Naturkenntnis durchaus unwahrscheinliche Rat, beim Eintritt des Weltendes auf die Berge zu flüchten, ein kaum zu beseitigender Stein des Anstoßes. Es ist wohl nicht mehr zu bezweifeln, daß die vom krassesten Aberglauben ihrer Zeit und Rasse erfüllten jüdischen Evangelienschreiber in solchen und ähnlichen Stellen ihren eigenen eschatologischen Gedanken naiven Ausdruck gegeben haben.

Das Bedürfnis, das getrübte Jesusbild von so ungehörigen Zutaten zu reinigen, mag wohl in vielen Christen, die es ernst meinen mit den Fundamenten ihres Glaubens, bewußt oder unbewußt lebendig sein. Ganz verwerflich erscheint daher jede orthodoxe Unduldsamkeit, die einem Christenmenschen, wenn er über die behauptete Gottnatur des Menschensohnes seine eigenen autonomen Ansichten hat, überhaupt die Eigenschaft eines Christen absprechen möchte. Von solcher intoleranten Einseitigkeit, von solcher ketzerriecherischen und autodafésüchtigen Gewissenstyrannei sollten sich die Prediger der Liebe im 20. Jahrhundert ausnahmslos und völlig frei machen. Ich habe mich mein ganzes Leben lang redlich bemüht, ein Christ zu sein; ich habe geforscht und gerungen und auf die Stimme der mir von Gott verliehenen Vernunft unbeirrt gelauscht; ich habe das von H. St. Chamberlain erwähnte Dilemma glücklich vermieden: verzweifelnd wählen zu müssen zwischen der Religion der Isis und der Religion des Blödsinns, genannt „Kraft und Stoff"; ich bin weder einem vernunftwidrigen Wunderglauben noch einem flachen geist- und gemütlosen Materialismus und Rationalismus verfallen; ich habe mich nie dem Wahne hingegeben, daß man auf dem Felde der Wissenschaft die Frucht des religiösen Glaubens anbauen und ernten könne; ich habe mir die Überzeugung von der Existenz eines unerforschlichen und undefinierbaren Gottes der Liebe in tausend blutigen Geistesschlachten siegreich erkämpft; ich glaube an die beseligende Kraft jener Worte Christi, die unzweifelhaft echt sind, und fühle die Verpflichtung, dem unerreichbaren Beispiele, das er uns im Leben und im Sterben gab, trotz kreatürlicher Schwachheit wenigstens einigermaßen nachzueifern; ich glaube an die Unzerstörbarkeit unserer geistigen Persönlichkeit, an eine sittliche Weltordnung und trotz der bedingten Gebundenheit unseres Willens an unsere niemals aufgehobene sittliche Verantwortlichkeit — so denke ich, auch auf den Namen eines Christen, eines germanischen Christen, vollen und unbestreitbaren Anspruch zu haben. Die Einwände, die man von orthodoxer Seite gegen eine solche Auffassung des deutschen Christentums gemacht hat, konnten mich nie erschüttern. So hat erst jüngst Dr. F. W. Förster (Der Tag No. 181. 1903) dem Verfasser der „Grundlagen des 19. Jahr-

hunderts" vorgeworfen, daß er einen neuen Götzenkultus der germanischen Rasse aufgebaut habe und alle höheren sittlichen Mächte durch das Rassenidol ersetzen wolle. Es sei, wie F. W. Förster behauptet, keine „Verirrung des Menschengeistes", sondern das Ergebnis tiefen Wirklichkeitssinnes, daß man die Bibel nicht als „interessante" Literatur neben anderer Literatur, sondern als heilige Schrift, als das Wort Gottes, als die Offenbarung Gottes bezeichne. Die Offenbarungslehre habe einen tiefen Sinn, „welcher der rein wissenschaftlichen Betrachtung niemals zugänglich sei und ihr auch niemals widersprechen könne, da er sich auf Unterschiede in der Welt geistiger Hervorbringungen beziehe, die nur durch das innere Erlebnis erfaßt werden können". Mit solchen Sätzen geht man meiner Ansicht nach um den Wesenskern der Offenbarungslehre herum. Die Wahrheit der Behauptungen anderer, die da vorgeben, von Gott besondere Eingebungen empfangen zu haben, kann ich niemals durch das „innere Erlebnis" prüfen. Ich kann selbst ein inneres Erlebnis erfahren (so ist mir z. B. der Glaube an Gott kein Resultat wissenschaftlicher Betrachtung, sondern tatsächlich ein inneres Erlebnis), aber was andere als Offenbarung ausgeben, das bleibt und muß für mich bleiben ein Objekt der Kritik, die nicht vom Glauben, sondern von der Vernunft geübt wird. Will man dies nicht zugeben, dann gerät man in Gefahr, dem Spiritismus zu verfallen und sich durch Medien Kunde bringen zu lassen aus der übersinnlichen Welt.

Als ein deutscher Christ habe ich in Schwachheit gelebt, und als ein deutscher Christ will ich dereinst friedlich einschlummern zu jenem geheimnisvollen Schlafe, den ich glaubensfroh als den Anfang eines neuen geheimnisvollen Lebens betrachte. Die Hagelkörner prasseln, während ich dieses schreibe, gegen die Fensterscheiben und ab und zu dringt die Aprilsonne siegreich durch das jagende Gewölk und sendet einen neugierigen Strahl auf meinen Arbeitstisch. Dies wechselnde Frühlingswetter ist ein Bild meines Lebens. Nicht immer hat mir die Sonne geleuchtet, und die Saatfelder meiner Hoffnungen sind mir gar oft durch den Hagelschlag widerlicher Schicksale und schmerzlicher Enttäuschungen verwüstet worden. Und doch fühle ich, daß auch da, wo mir bittere Schmerzen bereitet wurden, mich die Hand der ewigen Liebe geleitet hat; rückblickend erkenne ich dies in Dank und Beschämung. Und sollte mir auch bis zum Ende Aprilwetter beschieden bleiben, ich weiß, daß jenseits dieses Endes ein neuer Mai beginnt, der Lenzmonat der Ewigkeit. So darf auch ich Ostern feiern, das Fest des Lebenssieges über Tod und Vernichtung. Dies ist mein Glaube. Er ist, wie alle Religion, kein Erzeugnis der Wissenschaft; aber er setzt sich nirgends mit Vernunft und Wissenschaft in Widerspruch.

Auch meiner wartet jene große Lücke;
Ein Abgrund bleibt der Tod, ein ewig trüber;
Wie schön der Dichter ihn mit Blumen schmücke,
Kein Liedchen tändelt fort das Gegenüber,
Kein Schluß der Weisheit schlägt die kühne Brücke,
Und nur des Glaubens Flügel trägt hinüber. —





Der Waldpfarrer am Schoharie

Kulturhistorische Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben des achtzehnten Jahrhunderts

von

Friedrich Mayer

Erstes Kapitel

„Herr Pfarrer, hier ist das Pfarrhaus!"

Eine Reihe unbeschlagener Holzstämme im Viereck aufeinandergeschichtet, die Spalten mit Mörtel ausgefüllt, an der Vorderseite eine niedrige Tür, über dem Ganzen ein steiles, nur nach einer Seite hin abfallendes Dach, so lag das Haus vor mir. Wirr durcheinander jagte ein schneidend kalter Wind kleine Schneeflocken und trieb mir eine ins Gesicht. Es war gut so, mein Begleiter erriet nicht, warum ich mir die Augen wischte.

Mein Gott, diese elende, von der Sonne schwarzgebrannte Blockhütte verdient doch nicht den altedlen Namen Pfarrhaus!

Phantasie und Wirklichkeit, — welche Gegensätze!

Was hat mir seit meiner Flucht aus dem alten Vaterlande die Phantasie, diese Tausendkünstlerin, alles vorgezaubert als meine neue Heimat! Ein stattliches Pfarrhaus mit hohem Giebel, von Reben und Epheu umrankt, bald stand es in einem lachenden Blumengarten, bald inmitten wogender Weizenfelder, bald von Bäumen umschattet auf einer Anhöhe, ein weithin sichtbares Wahrzeichen! Und nun diese Hütte; keine Straße führt daran vorbei, durch einen hohen Bretterzaun, eine Schutzvorrichtung gegen die Überfälle der Indianer und der wilden Tiere, ist sie abgeschlossen von der Außenwelt!

Wir treten ein. Das Schneetreiben verhindert ja doch jede Aussicht auf die Umgebung.

„Achtung, Herr Pfarrer, hier steht ein Tisch!"

Es ist dunkel in der Stube, durch ein einziges, kleines Fenster zittert matt das Tageslicht herein. Heute bin ich dankbar für meine kleine Statur, so muß ich doch nicht gebückt im Pfarrhause herumgehen.

„Hier ist noch ein Zimmer, Herr Pfarrer!“ Da ist's ein wenig heller, es hat zwei Fenster. Alles schön geräumig; das gibt Studierzimmer und Schlafzimmer, die andere Stube soll als Küche, Speise- und Empfangszimmer dienen. Klingt recht vornehm!

Mein Begleiter geht. Ich setze mich auf meine Bücherkiste, weil doch kein Stuhl im Hause aufzutreiben ist, und strecke die Beine. Wie wohl das tut nach dem mehrtägigen Ritt von New York bis hierher! Im Ofen prasselt ein lustiges Feuer; am Ende wohnt sich's gar nicht so schlecht in der Blockhütte.

Aber da draußen alles Wald, ein schmaler Fußpfad nur führt hindurch. So wäre ich denn wirklich der Waldpfarrer am Schoharie!

Meine Bücher habe ich wenigstens gerettet, das ist ein Trost in meiner traurigen Lage. Ich kann lesen und will schreiben; wer weiß, ob mein Tagebuch nicht dereinst ein Geschichtswerk dieses Volkes wird.

So weit hatte ich gestern abend geschrieben. Eine alte Frau brachte mir das Abendessen.

„Wie heißen Sie?“ Ich mußte zum zweitenmal fragen.

„Urschel!“

„Verheiratet?“

„Witwe, mein Mann wurde von den Indianern skalpiert.“ Sie fuhr mit der Schürze nach den Augen.

„Müssen laut sprechen, die Not hat mich schwerhörig gemacht.“ Sie sagte es in jenem Flüsterton, welcher Schwerhörigen eigen ist.

Flink breitete sie über den gezimmerten Tisch ein sauberes Tuch und trug auf.

„Wollen Sie essen, und Gott gesegne's!“ Sie ging. Ich fing an zu schreiben, doch bald überkam mich die Müdigkeit und ich legte mich zu Bett. Es schläft sich gut hier. Das Geräusch der alten Urschel hat mich aufgeweckt; es ist heller Tag, das Schneegestöber hat nachgelassen, aber der Himmel ist düster. Ich weiß nichts Besseres heute zu tun, als an meiner Geschichte weiter zu schreiben.

Vor zwei Jahren hatte ich nicht geträumt, daß ich mit dem Schoharie jemals Bekanntschaft machen würde. Damals erhielt ich, ein junger Kandidat, die ansehnliche Pfarrei Echterdingen. Noch ist's mir so frisch im Gedächtnis, als ob es heute erst passiert wäre, wie mir's schwarz vor den Augen wurde, als ich das Schreiben Seiner Durchlaucht aufbrach und las, daß ich, Johann Peter Resig, zum Pfarrer in Echterdingen ernannt sei. Es klang unglaublich! Wohl hatte ich das Examen cum laude bestanden, aber mit mir wetteiferte mein Freund, der talentvolle Heinrich Osterdingen, Sohn des ehrwürdigen Pfarrers Osterdingen aus Echterdingen. Als sein Vater plötzlich pensioniert wurde, erwartete man allgemein, der Sohn werde sein Nachfolger. Aber eine arme Hauslehrerstelle in der Residenzstadt mußte er antreten, und ich erhielt die schöne Pfarrstelle. Ich konnte das nicht begreifen, auch als der Herr Prälat bei meiner Installation auf meine desfällige Frage mit den Achseln zuckte, merkte ich noch nichts.

Allerdings hatte ich auch das Gerücht gehört, unser Herzog sei ein Schwelger; an seinem Hofe wimmle es von französischen und italienischen Buhlerinnen, aber den Ausdruck: „Ich will dich im Hirsch zu Echterdingen treffen“, welcher neuerdings aufkam, konnte ich nicht deuten. Als Pfarrer habe ich es leider lernen müssen, und es kostete mich Pfarrstelle und Vaterland. Traf nämlich Seine Durchlaucht, wenn er in der Nähe jagte, ein schönes Mädchen auf der Straße, dann händigte er ihr einen Zettel ein, welchen sie an den Hirschwirt abgeben solle, und zugleich gab er ihr einen Gulden als Trägerlohn. Im Hirsch wurde dann das Mädchen festgehalten, bis am Abend der Herzog kam. Mein Vorgänger, der Pfarrer Ofterdingen, verweigerte deshalb zu Ostern dem Hirschwirt das heilige Sakrament, und drum wurde er von dem Fürsten seines Amtes entsetzt.

Zu meinen Beichtkindern gehörte der ehmalige Bauer Christoph Weisenberg. Er hatte ein einziges Kind, seine sechzehnjährige, bildhübsche Katherine. Am Petri- und Paulitag war sie in den Wald gegangen, um Blumen zu pflücken für das frische Grab ihrer Mutter, als ihr der Herzog begegnete. Zum Unglück kam ich des Weges, weil ich dem alten Laible das Sterbesakrament bringen sollte.

„O retten Sie mich, Herr Pfarrer!“ rief händeringend das Mädchen. So viel zarte Schönheit und Unschuld habe ich nie zuvor gesehen. Ich erbarmte mich des Kindes.

„Gib mir den Zettel,“ sprach ich, „eile zu deinem Vater, noch heute müßt ihr die Heimat verlassen!“

Wie eine gehetzte Gazelle floh das Mädchen dem Dorfe zu.

Des Wegs kam die alte, bucklige Schreinerbärbel, ihr gab ich den Zettel und den Gulden. Der Hirschwirt soll große Augen gemacht haben, als das alte Weib ankam und er sie in des Fürsten Schlafzimmer führte. Seine Durchlaucht aber, wütend, daß ihm der zarte Bissen entschlüpft und man es noch gewagt hatte, ihn zu höhnen, beschloß, mich nach dem Hohenasperg zu schicken, damit ich auf der Festung bei Wasser und Brot die nötige Reverenz lerne.

Ich kam ihm aber zuvor. Mein Krankenbesuch bei dem Laible war meine letzte amtliche Funktion, dann eilte ich zu Weisenbergs; sie waren reisefertig. „Es bleibt uns nichts übrig als die Flucht“, rief der Alte. „Der Herzog hat mir alles andere genommen, meine Tochter will ich retten.“

„Haben Sie das Reisegeld?“

„Viel haben wir nicht, aber wir werden durchkommen. Herr Pfarrer, Gott soll mich strafen, wenn ich lüge! Als vor zwanzig Jahren der Weiser mit den vielen Pfälzern und Schwaben nach Amerika ging, da wollte mein Schwager Christian Merkle mitgehen. Der Herzog hatte ihn um Hab und Gut gebracht, nur ein Schwein war ihm noch geblieben. Sein Weib, meiner Frau Schwester, wollte nicht mitgehen. Die Heimat aufgeben, ist schwer! Da heiratete eine Prinzessin im Lande und es gab neue Steuern. Weil

aber mein Schwager nichts anderes mehr besaß, so nahmen ihm die Beamten das Schwein fort.

‚Mann, ich gehe', sagte darauf meine Schwägerin.

Zu ihr wollen wir ziehn, aber ich meine, das Herz wolle mir brechen. Hier sind wir geboren, hier haben meine Vorfahren als ehrsame Bauern gewohnt, wie es in den alten Büchern der Gemeinde aufgeschrieben ist. Dort unter dem Lindenbaum hat der edle Herzog Christoph oft gerastet, wenn er nach Tübingen ritt. In unserer Familie herrscht Fürstentreue, denn man erzählt sich, daß mein Urgroßvater dem flüchtigen Herzog Ulrich den Weg gezeigt habe nach dem Schwarzwald. Neben der Kirche stehn die Grabsteine meiner Väter, dort liegt mein Weib, neben ihr wollte ich einmal den letzten Schlaf tun, und nun — nun —"

„Mann, flucht nicht dem Herzog!"

„Ich fluche nicht, Gott erbarm' dich über mein schönes Vaterland!"

Seine Brust hob und senkte sich, er ballte die Fäuste und schrie: „Ausgestoßen, fortgejagt —"

„Flucht nicht!"

Die Tochter umschlang den Vater.

„Ich danke Ihnen", sprach sie und die Tränen netzten ihr die Wangen.

Ich wollte einen Abschiedssegen sprechen, aber die Worte blieben mir im Halse stecken; so drückte ich ihnen stumm die Hände. Als ich das Wasser endlich aus den Augen gewischt hatte, sah ich nur noch, wie ein gebeugter Mann schwer auf den Stab gestützt zum Dorfe hinaus wankte, eine zarte Mädchengestalt schmiegte sich an ihn, langsam verschwinden die beiden im Dunkel der Nacht. Ich lauschte, noch meinte ich Fußtritte zu vernehmen, jetzt klingt es wie Schluchzen — nun ist's stille! Eine Wachtel schlägt an, es gibt ein Gewitter. O Heimat, wie reich sind deine Täler, wie fruchtbar deine Felder, wie prächtig deine Wälder, wie herrlich deine Berge, wie furchtlos und treu deine Bürger. Warum ein solcher Fürst?

Warum floh ich nicht gleich mit ihnen? Ich weiß es nicht. In der nächsten Nacht eilte ich durch den Schönbuch und den Böblinger Wald nach dem Schwarzwald; es tobte ein schweres Gewitter. In der Heimat hat meine Mutter mich noch einmal umarmt.

„Nach Amerika willst du? Dort werden die wilden Indianer dich totschlagen", schrie sie.

„Mutter, vielleicht sind sie barmherziger als unser vor Gott und Menschen unwürdiger Souverän!"

„Fluche deinem Fürsten nicht!"

„Ich habe keinen Fürsten mehr, keine Heimat, ich bin ausgestoßen!"

„Aber du hast eine Mutter, mein Sohn, o mir bricht das Herz!"

Wir lagen uns zum letztenmal in den Armen.

Wie ich das hie aufschreibe, mischt sich Wasser mit der Tinte. Laß es sein. Das Heiligste gehört nicht auf das Papier, es bleibe als ein Heiligtum im Herzen. — —

Der Schneesturm hat nachgelassen, im Sommer mag es hier leidlich zu wohnen sein; gerade hinter der Blockhütte ist ein Tal, durch welches der Schoharie durchfließt nach dem Mohawkfluß. Auf der andern Seite ist eine Sägemühle; ich bin also nicht ganz allein. Sonst alles Wald. Weit in der Ferne winken blaue Berge herüber, das seien die Catskillberge, und im Süden sieht man bis in das Gebiet, durch welches der Susquehanna fließt; an ihm sollen auch viele Deutsche wohnen. Der Harzgeruch, der von den Tannenbäumen ausströmt, ist derselbe wie im Schwarzwald, ich habe also doch etwas, was mich an die Heimat erinnert.

Zweites Kapitel

Seit vier Tagen bin ich nun hier. Außer der alten Urschel ist mir aber noch kein menschliches Wesen begegnet, und doch soll eine starke deutsche Bevölkerung ringsum in kleinen Dörfern und den Wäldern wohnen. Ich hoffe nur, daß die Leute nicht dem Klima ähnlich sind, welches hier herrscht. Starker Regen fiel heute früh, nun ist's ganz klarer Himmel und dazu bitter kalt. Das Feld und der Wald sind mit einer spiegelglatten Eisrinde bedeckt; nach Westen, der untergehenden Sonne zu, glüht die Eisdecke unter den Sonnenstrahlen in unbeschreiblicher Pracht. Dem von dem Lichterglanze geblendeten Auge verschwindet die Grenzlinie zwischen Sonne und Erde; als ob ein Feuerwagen alles entzündend über die Erde gefahren und jetzt über dem Walde und den Bergen in weiter Ferne schwebend sich mit Wohlbehagen in seinem eigenen Werke spiegele, so glänzt und wogt ein unabsehbar Feuermeer.

Horch, auf dem Fußpfad zu meiner Hütte nahen Schritte. Ein Mann steht unter der geöffneten Türe.

„Hans Gerlach ist mein Name, und Sie sind der neue Pfarrer? Nein, nein, ich will mich nicht setzen; aber heute abend wird eine große Bauernversammlung abgehalten in Weisers Scheune, dahin wollte ich Sie mit Ihrer Erlaubnis abholen, Sie lernen dabei das ganze Deutschtum der Gegend auf einmal kennen."

Am Abend steige ich mit ihm das Tal hinab und Weiserdorf zu.

„Es wird laut zugehen," begann unterwegs Gerlach; „die Delegaten, welche wir nach London gesandt haben, um dem Könige unsere Beschwerden vorzulegen, sind zurück und werden uns ihren Bericht erstatten. Wie man hört, ist die Antwort, welche sie mitbringen, ungünstig, ja ein neuer schwerer Schlag für die Niederlassung."

„Was ist denn der Inhalt der Klage?"

„Sie werden alles vernehmen heute abend, Herr Pfarrer, unsere ganze bisherige Geschichte werden Sie hören. So wie ich den alten Weiser kenne, wird er einen großen Lärm machen; er ist ein rechtschaffener Mann, hat ein warmes Herz für die Ansiedler und viel für sie getan, aber er ist mir fast zu rechthaberisch. Da sind wir. Stoßen Sie sich nicht an dem rauhen

Äußeren der Leute, das Leben im Urwald macht harte Hände, aber es sind trotzdem Menschen mit weichen Herzen."

„Wollen Sie mich heute abend der Versammlung vorstellen?"

„Es ist besser, wir unterlassen das; die Leute sind gerade jetzt zu sehr erregt, die rechte Stunde wird schon kommen. Vieles verdirbt der Mensch, weil er Passendes unpassend vorbringt."

Ein langes Gebäude, von Holzblöcken errichtet, lag vor uns; dort strömten die Männer hinein. Auf langen Brettern saßen sie dicht zusammengedrängt, manche lehnten an den Wänden, fast alle aber rauchten aus selbstverfertigten Pfeifen einen Tabak, der einem den Atem beinahe wegnahm. Ein Ofen stand in der Mitte, doch diente sein Feuer weniger der Erwärmung des Lokals, als dem Anzünden der Pfeifen und der Kienspäne, mit denen der Raum matt beleuchtet wurde. Ein lautes Stimmengewirr schlug mir entgegen, als ich eintrat.

„Schau die Leute genau an, denn unter ihnen sollst du leben und wirken."

Mehrere hundert Männer in rauhen Kleidern, viele mit Bären- und Hirschfellen um die Schultern, Gesicht und Hände von Pech und Rauch geschwärzt, Arme und Fäuste durch Arbeit gehärtet, lauter kräftige, stämmige Gestalten, waren hier versammelt; das Ganze bot ein malerisches, aber fremdartiges Bild. Sind das meine Landsleute, mußte ich mich fragen, oder bin ich nicht nur in ein fremdes Land verschlagen, sondern auch unter fremde Volksstämme?

Die Verhandlungen hatten schon ihren Anfang genommen, als wir eintraten. Vornen auf einer Erhöhung saßen an einem Tische eine Anzahl Männer, die Führer dieses Volkes, die Leiter der Versammlung.

„Das Schwerste liegt hinter uns; fehlt es auch nicht an berechtigter Klage, so bleiben wir doch im Besitz unseres Landes; niemand, auch der Gouverneur nicht, kann uns von hier vertreiben, darum sage ich, laßt uns das Erworbene festhalten, für das übrige sorgt unser Fleiß und des Himmels Segen."

So drang es durch die Scheune; mit den Füßen entstand ein allgemeines Stampfen, das Zeichen des Beifalls der Versammlung. Ein kleiner Mann hatte gesprochen, wie mir schien, der Vorsitzer, welcher die Verhandlung leitete.

„Warum sollen wir noch einmal auswandern", fuhr er fort. „Unrecht ist uns freilich geschehen, aber jeder Tag hat seine Plage, jedes Land seine Not, in Pennsylvanien wird auch nicht alles so glatt ablaufen, wie wir vielleicht jetzt denken."

„Gut, Kreiskorn", hörte man rufen, als der Redner sich niedersetzte. Eine kurze Pause entstand, jeder begann laut mit seinem Nachbarn zu sprechen, als plötzlich wie auf Kommando die Unterhaltung verstummte. Aller Augen richteten sich auf den Mann, der auf dem Podium erschien, selbst die Pfeifen legten die Männer zur Seite, als ob es zu einem feierlichen Gottesdienst ginge.

„Nachbarn und Mitbürger, ohne Kreuz keine Krone, ohne Arbeit kein Segen, darin stimme ich dem Vorredner bei, aber mein Innerstes empört sich gegen die Vergewaltigungen, welche an uns begangen werden, ich sage, ohne Freiheit und Recht kein Leben. Geduld, eine schöne Tugend, kann auch zum großen Laster werden."

Es war ganz stille geworden, auf jedem Angesicht lag die Spannung geschrieben, mit welcher ein jeder der Rede folgte. Ein großer, stark gebauter Mann stand vor ihnen; er mochte etwa sechzig Jahre alt sein, seine grauen Augen blickten verständig unter der mächtig gewölbten Stirne hervor; sein ganzes Auftreten und seine Bewegungen verrieten Sicherheit und Selbstvertrauen. Nicht ein Schönredner war es, welchem die Männer so aufmerksam zuhörten, sondern ein Mann der Tat; es war Johann Konrad Weiser, der geistige Führer der Deutschen im Staate New York.

„Bleibt ihr hier, wenn ihr wollt, aber mich und die Meinen laßt in Frieden ziehen. Seit fünfundzwanzig Jahren, vom ersten Anfang an, war ich mit euch, es ist das letztemal, daß ich vor euch stehe, laßt mich reden! Pfälzer und Schwaben sind wir. Als unsere Fürsten Franzosen geworden —"

„Dreißigjähriger Krieg", unterbrach hier eine Stimme.

„Meinetwegen," fuhr Weiser fort, „der Schullehrer Heim will, daß ich den Dreißigjährigen Krieg nicht vergesse. Durch jenen Krieg und die Einfälle der französischen Mordbrenner in Süddeutschland wurde unsere alte Heimat verwüstet und die Bürgerschaft vielfach an den Bettelstab gebracht. Wir hätten uns wieder erholt, wenn unsere Fürsten deutsche Männer geblieben wären, aber sie hatten kein Herz für deutsche Art und deutsche Rechtschaffenheit. Meine Vorfahren waren Schulzen zu Großaspach in Württemberg, ich selber hatte dieses Vertrauensamt mehrere Jahre lang verwaltet, aber der Druck von oben war unerträglich geworden, die Maitressen der Fürsten verschlangen große Summen, welche aus den armen Bauern herausgepreßt wurden. Dazu kam noch Anno 1709 der arg kalte Winter; es war so kalt, daß der Vogel im Fluge erfror, unsere Weinberge und Saaten waren vernichtet, und unsere Fürsten hatten kein Einsehen.

„Darum wanderten wir aus! Wir aus der Pfalz und aus Schwaben zogen den Rhein hinab nach Holland und von dort nach England; mehr als zehntausend Deutsche lagerten in London. Ausgestoßen von deutschen Fürsten, sorgte nun die Königin Anna von England und der tapfere englische Herzog von Marlborough für uns. Ehrliche Leute waren wir alle, Leute, welche sich vor keiner Arbeit scheuten, und mußten jetzt von Almosen leben und uns angaffen lassen von den Modenarren und -Närrinnen in London.

„Gerade in jenen Tagen kamen von Amerika drei Häuptlinge der Mohawkindianer nach London. Das lenkte das Tagesgespräch von uns ab, die Zeitungen waren angefüllt mit Beschreibungen der ‚Drei Könige aus Amerika', man sprach mit Bewunderung von dero Majestäten."

Lautes Gelächter unterbrach die bisher fast peinliche Stille.

„Die drei Indianer kamen auch nach unserem Lager; mein Lebtag vergesse ich's nicht, wie ich zum erstenmal die kupferfarbigen, wüsten Gesichter sah, den wilden, kriegerischen Aufputz mit Tomahawk und Streitaxt! Als sie hörten, wir hätten die Heimat verlassen aus Mangel an Land, an Feldern und Gärten, da lachten sie laut auf und versprachen uns Wiesen und Felder zu geben soviel, als wir nur bebauen konnten am Schoharie. Ist's wahr, was ich erzähle?"

„Ja, ja", donnerte ihm von allen Seiten entgegen; augenscheinlich lebte die Erinnerung an diese Indianer noch frisch im Gedächtnis der meisten.

„Von uns Deutschen schickte zunächst die englische Regierung alle, welche katholisch waren, wieder nach Deutschland zurück. War das ein Jammer unter den armen Leuten. Ein anderer Haufen wurde nach Irland gesandt, damit er dort ein Gegengewicht gegen die katholische Bevölkerung bilde, wieder andere kamen nach Virginien und den südlichen Kolonien, wir, die noch Übrigen, etwa 3500, wurden nach New York versandt.

„Wir wurden auf zehn Schiffen, ich kann nicht anders sagen, einfach verpackt, wie man das Vieh oder eine Ware verschickt. Auf dem Schiffe ‚Lyon', auf welchem ich die Reise machte, starben unterwegs am Schiffsfieber und an den Entbehrungen 470 Menschen, und 250 starben an den Folgen der Reise, als wir schon in New York waren. Alles zusammen sind, wie ich das auch an den König von England berichtet habe, 1700 Menschen unterwegs gestorben. Allein wir waren arm, wir hatten nichts zu fordern, wir mußten uns alles gefallen lassen.

„Nach dem Schoharie wollten wir ziehen, dort den Urwald lichten und das Land urbar machen; aber der Gouverneur in der Kolonie hatte es anders beschlossen. Nicht freie Kolonisten sollten wir werden; auf Schritt und Tritt wurden wir bewacht wie Staatsgefangene, man griff ein in unsere Selbständigkeit und Selbstverantwortung. Nimmst du diese dem Menschen, dann machst du einen Sklaven aus ihm!

„Gouverneur Hunter, unser Vorgesetzter, hatte kein Verständnis für unsere Bedürfnisse; er sandte uns den Hudsonfluß hinauf, wo er von dem schlechtesten Menschen in Amerika, Robert Livingstone, einem Freunde des Seeräubers Kidd, Ländereien erworben hatte, auf welchen wir für die englische Regierung Teer, Pech und Terpentin bereiten sollten. Im Winter kamen wir halbnackt dort an; Livingstone sollte uns die Nahrungsmittel liefern. Er betrog uns an Maß und Gewicht, er zwang uns verdorbene Waren auf, so daß unsere Kinder krank wurden, er überforderte uns. Was nützte alle Beschwerde? Er war reich, wir arm, er war Engländer, wir Deutsche. Für solche Leute gibt es hier kein Recht!

„Landsleute und Nachbarn, wir taten unsere Pflicht gegen die englische Regierung, wir fällten Bäume, wir bearbeiteten sie zur Gewinnung von Teer, wir wollten, was die Königin Anna an uns getan hat, so gut wir's vermochten, zurückzahlen, wir ertrugen Hunger und Krankheit, sahen unsere Brüder vor unseren Augen wegsterben, am Hudson sind ihre Leichen

eingescharrt! Mehr als das! Der Gouverneur nahm meine Buben mir, ihrem Vater, hinweg und verpfändete sie als Leibeigene auf lange Jahre hinaus, mein Sohn Konrad wurde dem Indianerhäuptling Quaquant übergeben; bei den Wilden hat er gewohnt in Höhlen und Löchern, fast nackt schleppten sie mein Kind mitten im kalten Winter durch die Wälder, er war oft in Todesgefahr, weil die Indianer von dem Branntwein vergiftet wurden, welchen Hunter und seine Leute ihnen gegeben haben.

„Eure Söhne und Töchter sind verkauft worden wie die meinen! Wie viele sind wieder ins Elternhaus zurückgekommen? Alles kann ich ertragen, aber daß Gouverneur Hunter mir meine Kinder genommen hat, das werde ich ihm gedenken vor dem Richter der Lebendigen und der Toten am jüngsten Tag!"

Mit steigender Spannung waren die Männer der Ausführung Weisers gefolgt, sie durchlebten in diesem Augenblick die Jahre der Not und Entwürdigung noch einmal, als aber der Redner die letzten Worte förmlich herausgestoßen, entstand eine Szene, wie ich es für menschenunmöglich gehalten habe.

Die lang zurückgedrängte Qual des Herzens kam bei diesen Bauern mit elementarer Gewalt zum Ausbruch. Manche sprangen auf die Bänke, ballten die Fäuste und stießen Verwünschungen aus; andere, keines Wortes mächtig, zitterten vor innerer Erregung, manche hielten das Haupt in den Händen und schluchzten vor Schmerz und Zorn, wieder andere preßten die Lippen fest aufeinander, ihre Augen funkelten unheimlich, wie die des Tigers, wenn er seine Jungen verteidigt. Ich saß wie versteinert, mehrmals griff ich nach dem Herzen, ich meinte, das Blut wolle mir in den Adern gerinnen. Hin und her tobte der Sturm allgemeiner Gemütserregung, jetzt schien er ausgetobt zu haben, aber nur einen Augenblick, um dann mit frischer Gewalt sich aufs neue zu entladen. Lange dauerte es, bis Weiser sich wieder Gehör verschaffen konnte. Nicht ohne Beimischung einer leichten Ironie fuhr er fort: „Man verlangte, daß wir mit den Indianerstämmen uns vermischen sollten, um auf solche Weise als ein Mischlingsvolk ein Bollwerk zu bilden gegen das Vordrängen der Franzosen von Kanada. So nieder denkt England von dem deutschen Volke! Obgleich wir unter englischer Fahne gegen die Franzosen am Hudson gefochten, obgleich das Blut unserer Brüder dabei vergossen wurde, wies Hunter uns mit unseren Bitten einfach die Tür, ja, er schickte seine Soldaten, welche uns zur Arbeit zwingen sollten. — Da entschlossen wir uns zur Flucht! Wir kauften das uns in England schon versprochene Land am Schoharie von den Indianern; freie und selbständige Bauern wollten wir werden, darum zogen wir hierher. Mitten im Winter brachen wir auf, der Schnee lag drei Fuß hoch, die Waldpfade waren von den Indianern, welche Livingstone dazu aufgehetzt hatte, sorgfältig zugedeckt worden. Nun traf es sich gut, daß mein Konrad unter ihnen gewohnt hatte und ihre Schliche kannte; er wurde unser Führer. So sind wir vor Hunger und Frost zitternd durch den

großen Wald und Schnee vorgedrungen und endlich zum Tode ermattet in das Schoharietal niedergestiegen. Wie arm waren wir, unsere ganze Habe trugen wir auf dem Rücken! Wir durften nichts mitnehmen, sonst hätte Hunter uns des Diebstahls angeklagt und uns mit Waffengewalt zurückgeführt. Hier sind gleich in den ersten Wochen vier Kinder geboren; die Indianer erbarmten sich der Mütter und schenkten ihnen Pelze, um sich damit vor der Kälte zu schützen. Wir lebten von Gras und Wurzeln; was Gott einst als Strafe über die Menschen verhängt hatte, war uns sogar zum Segen geworden. Wie oft haben wir gebetet: ‚Laß uns in deine Hände, o Gott, aber nicht in die Hände der Menschen geraten.‘ —

„Endlich brach das Frühjahr an; wir hatten kein Ackergeräte, kein Vieh, kein Pferd. Da, wo die Indianer früher ihr Lager aufgeschlagen hatten, war eine baumfreie Lichtung, sonst alles dichter Urwald. Unser guter Nachbar Lambert Sternberg kaufte in Schenectady, zwanzig Meilen von hier, den ersten Scheffel Saatweizen und trug ihn auf dem Rücken den weiten Weg hierher. Wir hatten keinen Pflug, mit Sicheln bearbeiteten wir den Boden, dann säeten wir den Weizen und er ging auf; jeder Halm trug seine Ähre, jede Ähre beugte sich vor der Schwere, und als der Weizen im Herbst gedroschen wurde, kamen auf den einen Scheffel dreiundachtzig. Gott segnete auch seither unsere Felder und unsere Arbeit, so daß wir im letzten Jahr fünfundzwanzigtausend Scheffel Weizen verkaufen konnten.“

„Dann seid doch zufrieden“, rief eine Stimme.

„Pst, nicht unterbrechen, hört Weiser!“ tönt's von verschiedenen Seiten.

„Der Gouverneur und die reichen holländischen Nachbarn lassen uns nicht in Frieden. Sobald Hunter merkte, daß wir voran kamen, verkaufte er an sieben Holländer, die sogenannten ‚sieben Partner,‘ unser Land. Das war ein Bubenstück, eine Verletzung des Kolonialgesetzes, ein rechtswidriger Eingriff in unseren Besitz. Was halfen unsere Proteste? Hunter sandte den Sheriff von Albany mit Soldaten, es kam zu einem Aufstand! Wir verteidigten unser Heim; Männer und Weiber zogen gegen die Soldaten ins Feld, und der Sheriff bekam mit seinen Leuten deutsche Hiebe, welche sie nicht so bald vergessen dürften. Wir aber durften die Ansiedlung nicht mehr verlassen, weil man uns überall auflauerte; wie endlich nach Jahresfrist mein Sohn Konrad mit einigen Männern nach Albany ging, um für die Settlers Salz zu kaufen, wurden sie überfallen, geschlagen und ins Gefängnis geworfen.

„Um dieser Unsicherheit ein Ende zu machen, sandtet ihr eine Deputation nach London an den König. Obgleich wir es heimlich anfingen, erfuhren die sieben Partner doch davon; wir wurden von dem Seeräuber Kidd, dem Freunde Livingstones überfallen. Drei Monate lang ward ich an den Mastbaum seines Schiffes festgebunden, unser Freund Wallrat erlag seinen Leiden; Wilhelm Scheff und ich entkamen endlich und erreichten ohne Geld London. Weil wir dort Geld borgen mußten, wurde ich in den Schuldturm geworfen. Hätten sich nicht zwei deutsche Pastoren, die

ehrwürdigen Pfarrer Böhm und Robert, unser dort angenommen, wir säßen heute noch im Gefängnis. Übrigens soll es öffentlich ausgesprochen werden: dem Pfarr- und Lehrstand verdanken wir's, daß wir noch deutsch sind. O, hätte Deutschland Fürsten, edel und menschenfreundlich, wie seine Pastoren und Schulmeister, Amerika würde eine deutsche Kolonie werden!

„In London empfing mich der König, aber Hunter war vor mir bei ihm gewesen, darum schenkte er meinem Bericht keinen Glauben. Für uns Deutsche hat auch der englische König kein Recht. Bleiben wir hier, dann müssen wir weiter kämpfen: ich bin des Haders müde. In Pennsylvanien gibt es auch für den Deutschen Recht und Freiheit! Dorthin zieht der Strom der Einwanderung von Deutschland seit Jahren. Man hat auch in der alten Heimat von unseren Kämpfen gehört. Noch eine Reise will ich machen, dann sterben."

Seine Stimme zitterte, die ganze Gestalt bebte. Er schwieg.

Der Vorsitzer Kreiskorn sprach nun: „Wir haben gearbeitet und gelitten, laßt uns das Erworbene festhalten; niemand kann uns aus der kaum erworbenen Heimat wegtreiben, wir sind stärker als Hunter, ja als die Regierung."

„Aber ich will frei sein", unterbrach ihn Weiser, „von dem Joche des Treibers, ehe ich sterbe, ich ziehe in ein Land, wo ein Gesetz herrscht über Hohe und Niedre, über Engländer und Deutsche, wo niemand in meine Familie eingreifen darf und mir meine Kinder wegnehmen kann. Auf demselben Schiff mit mir kam ein Mann aus Echterdingen mit einer schönen, kaum sechzehnjährigen Tochter; er floh, weil der Herzog dem Mädchen nachstellte. Der alte Mann starb auf der Reise, und in New York haben sie das Mädchen verkauft! Nein, ich gehe! Nicht mit leichtem Herzen ziehe ich hinweg, hier habe ich meine besten Kräfte verbraucht, auf dem Schohariehügel liegen mehrere meiner Kinder begraben, ein alter Baum verpflanzt sich schlecht; haltet mich nicht auf. Ich habe das Meine hier getan; auch in der Ferne werde ich der tapfern Deutschen am Mohawk und Schoharie gedenken." Er hatte es langsam gesprochen, in seiner Stimme waren Tränen.

Die Männer drängten sich nach vorne, viele Hände streckten sich nach ihm aus, andere versuchten zu reden. Selbst der Schulmeister Heim fuchtelte mit den Händen und schrie mit lauter Stimme, allein es war mit der Ordnung jetzt vorbei.

Gerlach nahm mich unter seinen Arm und führte mich in Weisers Haus.

„So, Sie sind der Pfarrer von Echterdingen, Gott segne Sie, ich habe viel Gutes von Ihnen gehört." Mir taten die Worte aus dem Munde dieses Mannes, der Schläge und Gefängnis erduldet hatte, wohler, als wenn sie ein Kirchenfürst gesprochen hätte.

„Die Katherine Weisenberg? Sie ist nach Albany verkauft auf sieben Jahre! Mein Sohn Konrad wird zunächst hier bleiben; hier, Karl Herkimer, ich stelle dir den Pfarrer vor; er ist ein guter Mann, haltet ihn wert!"

Der alte Mann war übermüdet, neue Besucher drängten sich vor, so mochte ich nicht weiter fragen.

Mitternacht war längst vorüber, als ich den Hügel hinaufstieg. Ich war aufgeregt. Männer, denen Fleiß und Treue auf dem Angesicht geschrieben steht, müssen fort! Warum? Weil es nicht genug Land gibt? Nein, sondern weil auch im Urwald Menschen leben, die durch Habsucht Unmenschen geworden sind. Diese Deutschen am Schoharie, das arme verkaufte Mädchen — Gott beschütze sie!

Drittes Kapitel

Der Frühling ist ins Land gekommen; schreckliche Stürme sind vor ihm hergezogen. Eine Windsbraut hat über die Berge und Wälder ihren Weg ins Schoharietal genommen und hier mit furchtbarer Gewalt gehaust. Meine Blockhütte hat gezittert, als wolle sie aus den Fugen gehen, hundertjährige Bäume gingen krachend im Urwalde nieder, Bären und Wölfe strichen heute nacht um mein Haus, sie fürchten bei diesem Wetter den Wald mehr als die Nähe des Menschen.

Wie wohlig hier im Zimmer zu sitzen und in die Sturmnacht hinauszuhorchen! Wie das heult und wimmert! Es klingt wie Schlachtgeschrei, wie das Seufzen kranker Herzen, wie die Begleitung der Elemente zu den erschütternden Auftritten in der Bauernversammlung!

Da ist es wieder! Wahrhaftig, es rollen ferne Donner, grelle Blitze durchleuchten pechschwarze Wolken; immer lauter wird das Brüllen des Donners, von Wolke zu Wolke zucken die Blitze, das ganze Firmament ist zu einem zischenden Feuermeer geworden. Ein furchtbarer Blitzstrahl fährt hernieder zur Erde! Hat er gezündet? Was sollte denn in der Wildnis brennen!

Selbst die alte Urschel wird aufmerksam:

„Das Frühjahr kommt!"

Ein heftiger Donnerschlag, das Blockhaus bebt:

„Das ist der Eisbrecher!"

Sie schaut nach den Wolken, das Leuchten der Blitze blendet die Augen:

„Das treibt das Gras aus dem Boden!"

Sie hat es so ruhig gesagt, als spräche sie: „Das Essen ist fertig!"

Nun fällt der Regen, wie ein sturmgepeitschter Ozean stürzt er auf das Dach, er überbrüllt das Schreien des Donners!

So hat es geregnet die ganze Nacht, nun läßt der Regen nach, wie ein Ringender, um Atem zu schöpfen.

Ich trete ins Freie, um ins Tal zu schauen. Da stehe ich mitten in den Wolken, es blitzt um mich, elektrische Funken fahren von der Erde auf nach dem Wolkennebel.

Warme Frühlingslüfte spielen um mein Gesicht, Schnee und Eis sind verschwunden, der kleine Schoharie überflutet das Tal, er ist zum reißenden Strome geworden.

„Urschel, heraus, sieh die Wasserstelle, die Sägmühle!" Beide hat der Strom erfaßt und mit sich gerissen. Wie das tost und tobt, wie die Wasser im Walde aufbrausen!

„Was hast du, Urschel!"

Mit dem Eimer hat sie zwei große Fische aus dem Schoharie herausgezogen.

„Fische, große Fische in diesem Wasser?"

„Nur im Frühjahr, wenn die Fische unruhig sind, verirren sie sich zu uns!" —

O, und meine Unruhe, woher stammt sie? Ich kann nicht zu Hause bleiben, nicht predigen, noch sonst meines Amtes warten, die Unruhe hat mich gepackt. Der Frühlingsgeruch, der von der Erde aufsteigt, treibt mich nach dem Walde. Ich stürme durch die Ansiedlung, die Bauern ziehen frische Furchen und zwingen die im Felde schlummernden Kräfte zur Arbeit; schon sprossen die Saaten und der Wind fächelt über den Weizenfeldern. In der Frühlingssonne verlieren selbst die Blockhütten ihre graue, düstere Farbe. Die Leute stehen still auf den Feldern und gaffen nach dem jungen Sonderling, der dem Walde zueilt.

Urwald! Tausend Schritte habe ich erst gemacht von dem letzten Zaun, mit welchem ein deutscher Ansiedler sein Feld vor den Waldtieren geschützt hat, und doch scheint es, als lägen Jahrtausende dazwischen. Draußen Felder und Gärten, hier alle Schrecken der Wildnis. Kein Weg führt durch das Waldesdunkel, mit der Axt bahne ich mir den Pfad durch Gesträuch und Unterholz; ich dringe einer Lichtung zu. Da hat der Sturm mit den alten Bäumen aufgeräumt, die Sonnenstrahlen fallen hier auf die Erde, und eh' ich's mich versehe, stehe ich in der Mitte eines unabsehbaren Blumengartens. Soll ich einen Strauß pflücken? Für wen? Die alte Urschel? Da, ich bin tief eingesunken. Ich bin auf den verfaulten Stamm einer Rieseneiche getreten, nur mit Not werde ich wieder frei.

Es wird wieder dunkler, die Blumenpracht verschwindet; hier hat der Sturm nicht getobt, dichter Holzwuchs bedeckt den Boden; ich arbeite mich durch aromatische Gesträuche, durch Minze und Thymian hindurch. Immer dunkler wird der Wald, durch die ineinander verschlungenen Äste der Baumriesen zittert noch schwach der Sonnenstrahl herein. Tau und Regen tröpfeln nieder auf den lehmigen Grund, es wird schwül, oben summt die Insektenwelt ihr gleichförmiges Lied. Es steht ganz vereinzelt hier und da ein dünner Grashalm. Ob je eines Menschen Fuß die Stelle betreten hat, ob je ein Mensch in diesem Wald Taten geplant oder eine Menschenbrust diesen Bäumen ihre Not geklagt hat? Wenn Homer nach diesem Urwald verschlagen worden wäre, würde die Welt ihn auch dann als den unsterblichen Sänger rühmen?

Langsam schleppe ich mich weiter. Es ist nicht möglich, eine Richtung festzuhalten. Ich kann ebensogut tausend Meilen von den nächsten Menschen entfernt sein wie tausend Schritte. Oben auf dem Hügel wird es heller. Ein Bergsee liegt zwischen den Bergrücken. Wer hat den Grund wasserdicht gemacht, daß er nicht abläuft? Wie hoch mag der See liegen über dem Schoharie? Das Unterholz teilt sich, ein Rudel Hirsche galoppiert an mir vorüber, dicht verfolgt von einer Meute Hunde. Nun wird der Jäger nicht ferne sein. Ich halte den Atem an, kein menschliches Wesen zeigt sich. Dort liegt ein Reh, dem die Hinterbeine fehlen. Jetzt verstehe ich's. Es ist der Waldkrieg, dem ich zuschaute. Beutehungrige Wölfe haben an der Tränke auf die Hirsche gelauert. Waldfrieden, Waldkrieg! Vor Menschen haben die Tiere keine Angst. Das Reh schaut mich verwundert an, als habe es noch nie ein ähnliches Geschöpf gesehen; mittlerweile spielen Eichhörnchen im Sonnenschein um mich, ohne mich weiter zu beachten.

Waldesstille, Waldeinsamkeit, wie wohl tust du! Der Streit der Menschen schweigt, was mir zuvor wichtig vorkam, wird hier zur Kleinigkeit. Hier könnte ich wohnen, hier ein Grab mit einem Steinhügel darauf! Es wäre ein Monument, unberührt, unzerstört nach Jahrtausenden!

„Buscho!"

Ich erschrecke, das war eine menschliche Stimme.

An einen Baum, nachlässig hingelehnt, stand ein Mensch. Sein kupferfarbiges Gesicht verriet auf den ersten Blick den Indianer. Sein Körper war fast nackt; den glattrasierten Kopf, auf welchem kein Haar war außer dem wohlbekannten und ritterlichen Skalpierbündel, schmückte eine lange Adlerfeder, die bis auf die Schulter reichte. Aus seinen raschen Bewegungen ließ sich schließen, daß ich einen jungen Mann vor mir hatte.

„Was sucht der weiße Medizinmann (Priester, Arzt) im Walde?" Sein Auge lief rastlos hin und her, während er redete, wie das des Jägers, welcher dem Wild auflauert.

„Woher kennt mich der tapfere Mohawk?"

„Du warst in Weisers Scheune!"

„Wohl, doch sah ich nicht den großen Häuptling!"

„Indianers Auge schläft nie, sieht alles, kann die Asche finden seiner Väter."

Er schwieg. Um ihn zu einem Gespräch zu veranlassen, begann ich: „Ich will den Wald und seine Leute sehen!"

„Blaßgesicht ist klug, weiß vieles, mehr als der Indianer, aber Blaßgesichter am Schoharie sind dumm!"

„Warum beschimpft der große Häuptling meine Landsleute!"

„Indianer niemand beschimpft, spricht nur wahres Wort. Dein Volk kam über den großen Bach gegen Osten (Atlantischer Ozean), weil dort keine Äcker und Wiesen — hier viel Land; Indianer schenkt Land, verkauft Land. Aber dein Volk liebt nicht Indianer — deine jungen Männer

wollen nicht unsere Squaws heiraten, eure Squaws nicht tapfern Indianer heiraten. Darum viel Streit. Der große Vater über dem Wasser (König von England) will deine Squaw für roten Mann, meine Squaw für weißen Mann — starkes Volk schaffen — dann Franzose am Champlain (ein See) die Streitaxt begraben. Aber Deutsche wollen nicht Squaw, Franzosen Squaw heiraten, und rauchen Pfeife (Friedenspfeife). Darum zürnt euch der große Vater und hat finster Gesicht."

Habe ich es hier mit einem Propheten zu tun oder mit einem Geschichtsphilosophen? Also hat der alte Weiser die Lage doch richtig beurteilt.

„Weiser wollte hier bleiben, aber der große Vater zürnt, darum zog er fort."

„Er wird sich's noch überlegen!"

„Überlegen, nichts! Ist schon fort, ich sein Führer!"

Ich schaute ihn fragend an, da fuhr er fort:

„Dreihundert Bleichgesichter, Männer und Squaws, Pferde, Kühe, Wagen fort nach Mittag. Viel Schreien — zwölf Pferde in den Wald gelaufen, nicht mehr fangen — am fünften Tag am Susquehanna ihr Zelt ausgespannt, Kanoe bauen, dann nach Tupelhook Creek fahren — dort Wildnis wie diese — müssen neu anfangen. Dumme Leute, Indianer Squaw heiraten, wir viel Land, der große Vater macht ein freundlich Gesicht."

„Und wann sind Weisers fort?"

„Schnee im Gesicht (der alte Weiser) ist fort; Feuer im Gesicht (der Blonde, also der junge) hiergeblieben. Ich ihr Führer, ich habe sie verlassen, seitdem ist die Sonne zehnmal aufgegangen. Mein Vater, der große Häuptling, wollte Feuer im Gesicht (Konrad Weiser) junge Squaw geben — wollte nicht, nahm weiße Squaw — muß jetzt schaffen — Medizinmann ihnen sagen, nicht dumm sein — Squaw heiraten!"

Er hatte ausgeredet, und ich konnte kein weiteres Wort aus ihm herausbekommen. In dieser Stunde stieg die Achtung vor meinen Landsleuten gewaltig. Wo ist ein Geschlecht, welches in unseren Tagen einen schwereren Kampf zu bestehen hat zur Erhaltung des Deutschtums als die Bauern im Urwalde Amerikas?

Stundenlang bin ich mit dem Indianer umhergegangen, leicht fand er überall einen Pfad, meine Art wurde mir lästig. Auf eine Frage, wie es möglich sei, in der Wildnis den Weg zu finden, antwortete er nicht. Plötzlich blieb er stehen, stieß einen kurzen Ruf der Verwunderung aus und wies mit dem Finger auf die Erde. Deutlich waren die Spuren von Pferdetritten zu sehen.

„Weisers Pferd."

„Vielleicht gehört es doch sonst jemand", warf ich dazwischen.

„Weisers Schimmel", entgegnete er trocken. „Es ist lahm am Vorderfuß, blind auf dem linken Auge, auch fehlt ihm der Vorderzahn!"

„Diese Fußspuren können ebensowohl von einem andern Pferde herrühren!"

„Medizinmann hat schlechtes Auge," sprach er, „sieh hier. Der eine Tritt geht tiefer als der andere, weil Pferd ist lahm und schont kranken Fuß; es ist blind auf linkem Auge, darum frißt es nur das Gras auf der rechten Seite, kann Futter an der andern Seite nicht sehen; es fehlt dem Tier der Vorderzahn, darum steht an jedem Platz, wo das Pferd gegrast hat, ein wenig Futter unverletzt. Ist Weisers alter Schimmel!" —

Es muß Abend sein, meine Füße brennen, der Wald wird dunkler. Plötzlich stehen wir an einem kleinen Bergsee. „Spinnensee", sagt der Mohawk, stößt ein schwaches „Hu" aus, das ebenso beantwortet wird, und verschwindet zwischen Zelten und den Erdhöhlen, welche das Indianerdorf bilden. Kinder spielen an dem Wasser, Indianer huschen im Halbdunkel an mir vorüber, ohne den Fremdling eines Blicks zu würdigen. Blaue Rauchsäulen steigen auf, und Fleisch- und Kräutergeruch dringt von den Kochstellen.

Eine Hand berührt meine Schulter; es ist ein Mann, welcher mir winkt; ich folge ihm und setze mich auf die Grasbank vor seiner Hütte. Ein Weib, jedenfalls seine Squaw, legt ein Stück Bärenfleisch vor; ich habe Hunger und lasse mir den Appetit nicht verderben durch das schmutzige, häßliche Weib. Der Indianer scheint viel freundlicher und gesprächiger zu sein als der Reisegenosse heute im Wald. Auf meine Frage teilt er sofort mit, es sei nicht schwer, auch im pfadlosen Urwald den Weg zu finden, man müsse bloß die Bäume genau beobachten, an der Nordseite sei die Baumrinde rauher und stärker als an den anderen Stellen, außerdem neigen die Wipfel der Bäume mehr nach der südlichen Richtung. Aus Dankbarkeit gegen den Gastfreund erzähle ich von dem Leben auf dem Schwarzwald, den Holzern und Pechnern, dann gebe ich allerlei Studentenstreiche zum besten. Zu meiner Verwunderung beginnt er französisch zu sprechen, und zwar so vollkommen, wie ich das nie zuvor gehört habe. Auf einmal steht er auf und spricht Deutsch: „Ik auk Deutsch sprecken, hab' in Leipzik Medizin studiert und Poetik gelernt:

> Menschliches Wesen,
> Was ist's gewesen?
> In einer Stunde
> Geht es zugrunde,
> Sobald die Lüfte des Todes drein wehen!"

Er hält den Atem an, seine Brust hebt sich, dann eilt er nach dem Walde. Hier hatte ich das Beispiel des Franzosen, von dem mein Mohawkindianer gerühmt: „Franzose heiratet Squaw und raucht Pfeife!"

Ich liege lange wachend auf der Grasbank. Ja, ja, der Deutsche will sein Haus, sein Heim besitzen, er will eine Familie erziehen und wäre nicht zufrieden zwischen vier Pfählen in den Armen dieser ekligen Indianerweiber.

Welch schöne Sommernacht im Urwald! Der Sternenhimmel über uns, die Tausende von hellaufleuchtenden Feuerfliegen um uns erhellen die Nacht. Die Indianerkinder amüsieren sich damit, die Frösche mit eingefangenen Feuerfliegen zu füttern. Die Frösche verschlingen sie begierig, und die Feuerfliege bleibt lebendig und leuchtet im Leibe des Frosches, was sehr sonderbar aussieht. Die Feuerfliegen sind so zahlreich, daß die Luft voll fliegender Sterne zu sein scheint.

(Fortsetzung folgt)



Der Sieger

Von

Christian Schmitt

Überm Postweg an der Halde
Ragt ein Christkreuz, alt und grau;
Ernst und einsam schaut's vom Walde
Niederwärts auf Bahn und Bau.

Blinkend in die blaue Weite
Läuft ein Schienendoppelstrang.
Aus dem Werkhaus, ihm zur Seite,
Dröhnt Gestampf und Hammerklang.

Schwarzer Rauch in schwanker Säule
Steigt aus steilgetürmtem Schlot,
Hoch wie eine Riesenkeule,
Wachsend vor das Bild der Not.

Lang und spurlos scheint's verschwunden,
Ganz in dunkle Nacht verhüllt,
Als ob die Karfreitagsstunden
Hier aufs neue sich erfüllt.

Aber sieh, mit einem Male
Reißt der Schleier, und den Qualm
Fegt ein Windstoß tief im Tale
Beugend über Busch und Halm.

Der Erlöser steht im Lichte,
Auf dem Haupt den Dornenkranz;
Mild auf seinem Angesichte
Ruht des Abends stiller Glanz.





Pan und Psyche

Frühling im Garten (Mitte April)

Von

Karl Foerster (Westend)

Wieder nimmt heiliger, jugendsüßer Frühling die wintergestählte Seele weich ans Herz, um sie durchs Paradies in Paradiese zu tragen.

Daß uns dies große monatelange Weltenfest alljährlich gewährt wird!

Durchs halboffene Fenster tönt Amseljauchzen und fernes Donnerrollen.

Aus kühler Luft der Flurhalle trete ich in laue balsamische Gartenluft hinaus; jeder Atemzug wie ein Zuwachs an Gesundheit und Kraft; alle Düfte der Wildnis- und Bergfrische walten nach dem Regen im Frühlingsgarten.

* * *

Schweres Gewölk zieht ab und feuriges Ätherblau steigt hoch empor über knospenquellender Welt und spiegelt in tausend Wiederscheinen; Nässe dampft von den Zäunen, jeder Blick sammelt sich Knospenmeere ein, tropfende Geschmeide funkeln im Sonnenglanz, Finken lassen ihre schmetternden Tonraketen steigen; Wechselsang der Amseln tönt hoch aus den blühenden Spitzpappeln, die wie Purpurtürme in den böigen Himmel ragen.

* * *

Wie dringt der Amselsang seit Wochen in die Wohnungen und Gespräche hinein; abends noch aus dämmernden Gärten in lampenhelle Zimmer!

Und morgens früh, wenn aus voller Sternennacht göttlich leise blaues Licht erblüht, dann quillt's tief aufregend aus schlafgetränkten Gärten und singt den fernhin verschwebenden Gestirnen nach.

* * *

Gleich nach dem Regen sind die Veilchenpolster wieder von Bienen umsummt, und Zitronenfalter flattern über Anemonen, blühenden Taubnesseln und alten lieben Kräutern und Pflanzen, die in frischer Götterjugend wieder hervorgezaubert sind und an manchen Stellen schon kleine Frühlingsdickichte bilden; auch die ungeduldig erwarteten Entwicklungen bringen

immer wieder Augenblicke mit sich, in denen ihre Schnelligkeit überrascht und bald den Wunsch weckt, das stürmende Werden zu dämpfen.

* * *

Die alte Kastanie dort vor den blauspiegelnden Fensterscheiben stand gestern noch in goldenen Knospenbällen; heut breiten sich tausend betende Hände dem Licht entgegen.

Wie köstlich mannigfaltig dies magische junge Grün durch die frühlingssauberen singenden Gärten ringsum. Noch läßt die zarte Pracht weithin Blüten und Gewänder in Nachbargärten, frühlingshafte Berg- und Himmelsfernen durchschimmern; doch schon beginnt das Laub die großen Kuppeln und Wölbungen, Schirme und Gänge zu füllen, vergessenes unerschöpfliches Raumglück bereitend.

* * *

Drüben in der Mädchenschule wird unermüdlich ein vielstimmiger Gesang eingeübt. Hundert Silberstimmen der Vögel singen mit.

Bilder aller Jahreszeiten fluten durcheinander: Dicht neben braunem Laub dringt junger Blütenschein und stilles grünes Feuer aus schwarzem Holz. Auf Krokuswiesen liegt Schattennetzwerk gewaltiger kahler Baumriesen, zu denen man erwartungsfroh aufblickt wie zu den Masten eines reichbeladenen Schiffes, das nun bald alle Segel setzen wird.

Über Winter- und Frühlingswipfeln wechseln kaltgraue sturmverwehte Himmelsgründe mit flammend blauweißer Pracht oder strichweiß schwebendem Sommergewölk.

Mit steigender Wärme beginnt wieder das Walten ungeheurer Wolkengestalten, das auch in idyllische Landschafts- und Gartenbilder einen großen heroischen Zug trägt.

Alle möglichen Wetterarten ziehen jetzt an einem Tage übers Land. Mit wilden feierlichen Farben wirbt der Himmel um die herbe junge Frühlingserde; bald wird er ruhevoller auf die göttlich Geschmückte blicken.

* * *

Hoch über dem Gesang der Gartenvögel führt jetzt die Lerche eine süße Oberstimme. Ich trete an die Gartenmauer über der Landstraße und blicke weit hinaus in die offene Ferne.

Aus sauberen grünen Saaten steigt schlehengesäumt violettes Waldgebirg empor, das unter Wolkenschatten sogleich tief erblaut. Die dunklen Forsten sind von hellgrünen Spitzflammen der Lärchenbäume durchwirkt; Feuerwolken thronen hinter den Bergen und schimmern durch kahle Kammwipfel.

Der Fluß ist über hellgrüne Uferweidenreihen getreten; über jenseitige Dörfer und Hügel zieht jetzt auch Sonnenschein und erhellt grelle Frühlingsfarben unter schwefelgelbem Horizontgewölk, in dem ein Fetzen strahlend bunten Regenbogens hängen blieb; das vertraute Antlitz der fernen Landschaft lächelt wunderfremd wie unter Tränen.

* * *

Wie ich so hinauslausche in Kuckucksruf und Wald- und Flurgeheimnis, in Tropfenfall und Vogelsang, in das frühlingsschaurige Weben der quellenden funkelnden Welt, da war es, als rückten alle Dinge näher aneinander, ein Visier ward gelüftet, wortfernes Mysterium flammte in der Seele auf wie Blitzgeleucht am hellen Tag, weithin nachhallend und zitternd in allem, was ich fühlte und sah, in jedem Kraut und Blättchen.

* * *

Die Musikschule hat die Sängerinnen rings in die Frühlingsgefilde entlassen. Eine von ihnen wandelt, am Arm die Notenmappe, von einem jungen Manne begleitet, dicht an der Gartenmauer vorüber. Jugend und Frühling stäubt wahrhaft aus den Stimmen, und in den Gesichtern steht das leise, halb spottende, halb feierliche Lächeln, in dem alten Schauspiel Jugend-Frühling-Liebe mitzuwirken.

* * *

Im Blumenbeet am neugeschäftigen Bienenhause reckt sich vielgestaltiges Grün aus dampfender, schwarzer Erde. Farne entrollen Silberspiralen, die Primeln haben alle wieder ihre mannigfaltigen wohlbekannten Sammetaugen aufgeschlagen; auch die Blüte mit der Goldrandverzierung fehlt nicht. Die Pflanze am halbvergrabenen Felsblock steht erst in reicher Knospe; ich weiß nicht mehr, wie sie blüht, doch wird's ja bald ein Wiedererkennen geben.

* * *

Weither hallt kurzes schwaches Donnern wie das Zufallen ferner schwerer Tore. — Sonne scheint so jung und feurig durch sprossende Wipfel; alle Sinne schlürfen, vergessene Kindheitsdüfte erwachen, altes, unverwelkliches Hoffen quillt empor. —

In manchen Frühlingstagen wohnen Kräfte urtiefer geistig-körperlicher Erneuerung, Glättung und Wandlung, für die wir Wochen nötig glaubten. — Frühlingsfeuer werden in unserm Innern entzündet, die noch abends bei Lampen- und Sternenschein nachglühen!



Erinnerung

Von

Martin Lang

Er sah ein seidnes Blatt im Lichte schweben
Und grüßt' es voller Andacht, froh und lange,
Und küßt' es fromm als einer Schwester Wange —
Der Herr behüte dich, du heil'ges Leben!





Ein nicht abgesandter Brief

Von

T. Schtschepkina-Kupernik

... Wenn Du wüßtest, Serjosha, mit welchen Gefühlen ich diesen Brief an Dich beginne, wenn Du in diesem selben Augenblick das durchleben könntest, was ich durchlebe ... Wie vieles möchte ich Dir sagen, wie gerne wünschte ich, daß ein jedes von meinen Worten Dich so erreichen möchte, wie ich es niederschreibe, daß es nichts von seiner Kraft und Liebe verliere, und daß Du in dieser schrecklichen Entfernung von 10000 Werst alle die Zärtlichkeit durchfühlen möchtest, die eben mein Herz bis zum Überfließen erfüllt ... Ja, solch ein schreckliches elementares Unglück, wie der Krieg, wie eine plötzliche Krankheit, eine drohende Gefahr, — es tritt in unserem Leben auf wie ein Gewitter und reinigt die allzu dumpf gewordene Luft.

Man lebt so in den Tag hinein; über nichts stellt man ernste Betrachtungen an; leichtsinnigerweise nimmt man alles, was man hat, als selbstverständlich an — Gesundheit, Reichtum, Ruhe — und man schätzt es nicht, man versteht nicht, wie wenig man eigentlich alles das verdient. Man gewöhnt sich daran, alles fremde Leid von der Ferne aus zu betrachten mit gleichgültigem Mitleid ... Irgendwo kämpfen die Männer miteinander, irgendwo hungern ganze Dörfer, irgendwo endet jemand sein Leben mit Selbstmord; die Gefängnisse sind überfüllt, in den Hospitälern ist kein Platz vorhanden ... Alles das weiß man, man liest das in der Zeitung beim Morgenkaffee, noch im Bette liegend.

Man liest es durch und sagt mechanisch: „Wie schrecklich!" Aber der Kaffee wird davon nicht bitter, und das Bett bleibt ebenso warm und gemütlich ... Und daneben erblickt man in der Zeitung: „Benefiz von Schaliapin" oder „Ankunft der Cavalieri" und denkt, da will ich hingehen. Schon allein bei diesem Gedanken macht man halt; man denkt darüber nach, was man anziehen, wen man in die Loge auffordern soll ... Und dort — ist Mord, Totschlag, Hunger ... aber man sieht es ja nicht, man hört ja nicht die Seufzer.

Und erst wenn der Schrecken über Dich selbst kommt, Dich selbst umgibt, sich vor Dich hinstellt, erst wenn das eigene Leid sich über Dich ergießt, dann begreifst Du auch das fremde.

Neulich wurden mir einige Episoden aus der Judenhetze im Süden erzählt. Ein Fall blieb mir besonders im Gedächtnis haften. Ein alter Jude wollte sich mit seiner greisen Frau vor der wütenden Menge schützen und versteckte sich im Keller hinter Kisten. Die rohe Bande plünderte das Haus und drang bis in den Keller. Einer von ihnen rief: „Vielleicht haben sie sich hier versteckt? Wollen wir suchen!" „Wozu denn suchen, wir können den Keller anzünden und dann abschließen" — erwiderte ein anderer — „so werden sie nicht davonkommen, wenn sie sich auch versteckt haben". In diesem Augenblick rief jemand von oben nach den Räubern, und sie verließen den Keller. So wurden die Alten wie durch ein Wunder gerettet. Dieser Jude war ein reicher, stadtbekannter Mann. Als man ihn aber fragte, woran er in dem Augenblick dachte, als man vorschlug, ihn zu verbrennen, da antwortete er:

„Die Juden kennen zwei Gebete für die Sterbestunde, ein langes und ein kurzes; ich begann das kurze zu beten, aus Angst, das lange nicht zu Ende bringen zu können."

Hieran also dachte dieser Mann im Augenblicke der Gefahr und gewiß nicht an sein Geld, seine Häuser und sein Geschäft: alles dieses wurde plötzlich gering, nichtig und unnütz. Ich weiß nicht weshalb, aber diese Erzählung kann ich mir jetzt nicht aus dem Sinne schlagen. Es wurde nämlich plötzlich auch mir selbst klar, wie klein und nichtig alles ist, was mich umgibt: alles, worüber ich mich freute, alles, was mir Kummer verursachte — meine Bekannten, meine Freundinnen mit ihren Zärtlichkeiten und Klatschereien, meine Möbel, auf die ich so stolz war, meine Kleider und sogar meine Blumen. Ich verstehe es nicht zu beschreiben, aber um mich herum und in mir selbst ist alles gleichsam anders geworden. Ich sehe, daß alles, was um mich ist, nur Schein ist, daß aber das Echte, Große, Wichtige nicht hier liegt. Ich möchte Dir schreiben, alles Dir erzählen, mein armer, in der Ferne weilender Junge. Meine Gedanken verwirren sich; es herrscht in ihnen solch ein Chaos, solch eine Unordnung. Ich möchte mit Dir reden, Dir Mut und Hoffnung einhauchen, möchte zugleich auch vor Dir weinen und Dich um Verzeihung bitten. Ja, ja, mein Junge! Um Verzeihung, nicht für ein Dir angetanes Leid, für ein begangenes Unrecht, sondern für ein jedes *nicht* ausgesprochene Wort, jeden *nicht* zur rechten Zeit gegebenen Kuß, jede *nicht* erwiderte Zärtlichkeit, jeden Blick, der die Seele nicht erwärmt hat. Für alles, alles, was ich Dir geben konnte und Dir nicht gegeben habe nicht aus Mangel an Liebe zu Dir, nein, glaube es mir, sondern infolge dieser verbrecherischen Gleichgültigkeit, durch die wir alle uns auszeichnen in bezug auf die anderen, die Umgebung, ja sogar auf uns selbst. Wir verstehen nicht zu lieben. Und ich liebe Dich doch, ich liebe Dich heiß — und vielleicht erst jetzt habe ich begriffen, wie heiß.

Glaube mir nicht, glaube nicht dem, der Dir sagen konnte, daß ich Dich nicht geliebt habe. Allerdings habe ich selbst sehr häufig gesagt: „Mein Sohn? Was bedeutet mir mein Sohn? Er kann doch nicht mein ganzes Leben ausfüllen, kann mir doch nicht mein persönliches Glück ersetzen. Er wird selbst älter werden und von mir zu einer anderen Frau gehen, und selbst wenn ich ihm meine ganze Seele hingebe — zuletzt erweise ich mich doch als bankerott!" Auch zu Dir selbst habe ich diese Worte so nebenhin halb im Scherz gesagt in den seltenen Augenblicken, wo wir miteinander redeten, und wenn Du dann bekümmert Dein Haupt neigtest, habe ich nur gelächelt. Doch das waren ja nur Sophismen, um in meinen eigenen Augen den Mangel an Aufmerksamkeit zu Dir, zu Deinem Leben zu rechtfertigen. Ich hatte keine Zeit für Dich. Ich war zu jung. Und es schien mir ungerecht, daß ich — die außergewöhnliche Frau, für die mich alle und ich mit ihnen hielten, „la jolie Nessy Brianskaja", wie mich alle nannten, die Wirtin des interessantesten Salons in unserem Kreise, daß ich nur eine Stunde meiner Zeit für diesen heranwachsenden Jungen opfern sollte, der ausgezeichnet auch ohne mich auskommen wird. „Er hat viel eher den Vater und Mister Kelver nötig als mich!" sagte ich mir. Und als Papa Dich ins Kadettenkorps abgab, beruhigte ich mich vollständig. Man hatte Dir den Weg gewiesen, Du warst beschäftigt. Wenn Du zu den Feiertagen nach Hause kamst, erst aus dem Korps und dann aus der Junkerschule, dann kamst Du zu mir, küßtest mir die Hand, ich plauderte mit Dir fünf Minuten und entließ Dich dann wieder. Ich hatte keine Zeit! Meiner warteten der Friseur, Ausstellungen, Wohltätigkeitsbazare, Proben von Liebhabervorstellungen, Visiten, Empfänge usw. So habe ich Dich eben übersehen.

Nach dem Tode Deines Vaters wurde es Dir ganz einsam. Aber ich kam gar nicht auf diesen Gedanken. Mir schien es so einfach: Du hast Deine Kameraden, Geld gebe ich Dir genügend . . . Was brauchtest Du noch. Und mich kränkte sogar ein wenig, daß Du heranwuchsest so in Dich gekehrt, unzugänglich, ungern zu Gast gingst und des Abends lieber in Deinem Zimmer saßest. Ich blieb selten zu Hause, und wenn ich blieb, dann nicht allein, und wir waren fast nie mit Dir zusammen. Und dabei sagte ich allen, daß ich Deinetwegen nicht zum zweitenmal heirate. Dem war nicht so. Mir gefiel eben die Freiheit, mir gefiel die allgemeine Verehrung, mir gefiel es, mit den Menschen zu spielen und in ihnen die verschiedensten Gefühle und Empfindungen hervorzurufen . . . An Dich dachte ich gar nicht . . . Siehst Du, ich will ganz aufrichtig vor Dir sein, damit nach diesem Brief, wie nach einer Beichte, sich nichts mehr zwischen uns stelle, kein Hindernis: es soll sein ein völliges gegenseitiges Verstehen vom Herzen zum Herzen, von der Mutter zum Sohne.

Als man Dich vor der Zeit zum Offizier beförderte und ich Dich in Deiner neuen, glänzenden Uniform erblickte, so jung, so stattlich und schön, da freute ich mich sogar. Mir gefiel es, daß mein Sohn nun erwachsen,

ein Offizier war. Mit Vergnügen ließ ich mich an Deinem Arm sehen, mir schmeichelte die allgemeine Verwunderung, daß Du mein Sohn und nicht mein Bruder bist. Und wie hübsch war es, wie entzückte es alle, wenn Du, mein großer, starker Sohn, mich, die Schlanke und Zarte, so vorsichtig, zärtlich und stolz am Arme führtest.

Die rührende Freude Deiner alten Wärterin, als wir mit Dir zum Photographen fuhren, Du — in der neuen Uniform, ich — in einem weißen Spitzenkleide . . . „Wer hätte gedacht, Frau, daß Ihr Mutter und Sohn seid? Braut und Bräutigam, sage ich" . . . Diese Freude brachte mich zum Lachen, verursachte mir aber zugleich auch großes Vergnügen. Und diese wenigen Wochen vor Deiner Abreise brachten uns näher. Du warst schon kein Knabe mehr, dem man 5 Rubel Taschengeld geben und erlauben oder nicht erlauben mußte, ins Theater zu gehen: Du warst ein selbständiger junger Offizier. Und Deine schüchterne, allmählich kühner werdende Zärtlichkeit zu mir, die Blumen, die Du mir brachtest, als Du dein erstes eigenes Geld bekamst, das fesselte mich als etwas Neues und schmeichelte mir. Aber das war noch nicht das Richtige, das Wahre . . .

Ich begleitete Dich zur Bahn, gleichsam ohne der Bedeutung des Augenblicks mir bewußt zu werden; ich war stolz auf Deinen jugendlichen Mut; ich selbst hatte mich nie vor etwas gefürchtet, weder vor Pferden noch vor einem Revolver oder vor Spinnen, vor nichts, was meinen Freundinnen Schrecken einzujagen pflegt; und von Dir erwartete ich natürlich auch nichts anderes als Kühnheit. Nachdem ich Dich begleitet hatte, fuhr ich am selben Abend in aller Gemütsruhe auf einen Rout zu Koltowskys. Und erst als ich nach Hause zurückkehrte, begriff ich plötzlich, daß Du nicht mehr da warst und in den Krieg gezogen warst.

In den Krieg . . .

Dieses Wort war mir noch fremd, und ich verstand nicht, was alles damit verbunden ist . . .

Aus dem Speisezimmer führt in Dein Zimmer — die frühere „Kinderstube" — eine mit Gobelins verhängte Glastür; das hatte noch Papa so eingerichtet, um zu jeder Zeit nachzusehen, womit Du Dich beschäftigtest. Und es war mir zur Gewohnheit geworden, am Abend, wenn ich an der Tür vorbeiging, den Vorhang zurückzuziehen und nachzuschauen, was Du machtest, und ob nicht bei Dir das Licht brennt.

Wie sich in diesem Zimmer alles allmählich veränderte . . . Die Kindermöbel und das kleine Bettchen wurden durch gewöhnliche ersetzt; der kindliche Lockenkopf verwandelte sich in den geschorenen Kopf des Kadettleins mit abstehenden Ohren, dann in den hübschen dunklen Kopf mit dem beginnenden Schnurrbart. — Und wie das Kadettlein fleißig über den Büchern saß, so beugte sich nachher immer später und später in die Nacht hinein der Kopf des Jünglings unter der grünen Lampe über dem Buche, wenn ich nur immer zur Tür hineinschaute.

Und jetzt . . . jetzt warst Du nicht da. Aber Licht brannte in Deinem

Zimmer. Dort machte sich trotz der späten Stunde die Wärterin zu schaffen und räumte die beim Packen verstreuten Sachen weg. Als sie mich erblickte, begann sie zu weinen:

„Ausgeflogen ist unser Vögelchen!"

Diese Tränen der Alten fielen mir plötzlich schwer aufs Herz. Warum habe ich denn nicht geweint?

Ich fing an, mechanisch in Deinen Sachen zu kramen. Diese lieben, halb männlichen, halb kindlichen Sachen. Neben einem alten Porte Cigares und zurückgelassenen Papiros — noch ein Pennal, Kästchen mit farbigen Bleistiften, ein photographischer Apparat für Kinder; neben Nietzsche und Dostojewsky (also darüber saßt Du bis in die Nacht hinein, mein Junge) — noch Cooper und die Abenteuer von Sherlock Holmes . . . Rappiere und daneben ein altes Croquetspiel . . . Alles Stückchen Deiner Kindheit, Deines Lebens, das mir so wenig und so oberflächlich bekannt war . . .

Auf dem Tische fehlte mein großes Porträt. „Serjosha hat es mitgenommen", sagte die Wärterin auf meine Frage.

„Es hatte doch keinen Platz mehr."

„Der junge Herr hat einiges aus seinem Koffer herausgenommen und gemeint, er müsse das Bild der Mutter jedenfalls mitnehmen."

Bei mir krampfte sich plötzlich das Herz zusammen. Ich erinnerte mich deutlich der Geschichte dieses Bildnisses. Ich hatte es für meinen Mann bestellt — ich war im Ballkleide, mit weißen Blumen im Haar — es war mein gelungenstes Porträt. Man hatte mir zwei Exemplare gebracht. Und plötzlich sagtest Du mir schüchtern und dabei doch bestimmt: „Mama, schenken Sie mir das andere." Ich war so erstaunt — selten batst Du mich um etwas direkt —, daß ich antwortete: „Nun, so nimm es meinetwegen."

Nach zwei Tagen kam die Gräfin Lisa zu mir und verlangte von mir auch solch ein Bild. Da ging ich in Dein Zimmer, Du warst gerade zu Hause, und sagte: „Serjosha, gib mir das Bild zurück — Lisa bittet sehr darum." Du sprangst plötzlich auf; die Augen blitzten wie bei einem jungen Wolf, Du hieltest beide Hände schützend über dem Bild und riefst mit vor Erregung zitternder Stimme: „Wie Sie wollen, Mama, Sie haben es mir geschenkt, und ich gebe es für keinen Preis her." Ich zuckte die Achseln und ging fort. Lisa versprach ich, ein neues zu bestellen, und dem ganzen Vorfall schenkte ich nur insofern Beachtung, als ich mich wunderte, wie Du es gewagt hattest, mir etwas abzuschlagen.

Und jetzt, wo ich mich daran wieder erinnerte, wurde es mir wehmütig und wohl ums Herz. Doch warte. Nach Deiner Abreise vergingen Tage, Wochen, Monate. Von Dir trafen Briefe ein, erst von der Reise, dann aus Charbin, dann schon von den Positionen. Die Briefe waren ehrerbietig, zurückhaltend, wie alle Deine Briefe. Dazwischen schimmerte in ihnen eine Zärtlichkeit durch, aber so zaghaft. Und keine einzige Klage, kein trauriges Wort.

Auch ich schrieb Dir — wie immer, über das, was bei uns vorging, über unsere Verwandten und Bekannten, über das Wetter, über häusliche Neuigkeiten.

Aber allmählich vollzog sich in mir eine große Veränderung, das Leben um mich herum ging weiter ... und begann mir seine wahre Seite zu zeigen.

Meinen ersten wirklichen Eindruck vom Kriege (nicht aus fertigen Redensarten, wie Tapferkeit, Offizierspflicht, glänzender Sieg usw.) erhielt ich aus einem Brief von Marussja, die als barmherzige Schwester in den Osten gezogen war, einem Brief, der so einfach war, wie sie selbst, ohne viel unnütze Worte ... Ich will Dir einige Stellen daraus anführen und Du wirst selbst sehen, was ich hätte fühlen müssen. Übrigens fürchte ich, daß Du das nicht erfahren wirst, da ich jetzt verstehe, daß für Dich das alles etwas ganz Gewöhnliches ist. Aber mir, die ich diesen Brief in einem weichen Sessel am Kamin las, in meinem blauen Zimmer, in einem Peignoir aus Spitzen und Fell, erschien er wie ein blutiger Vorwurf ...

„Jeden Tag werden bei uns Operationen ausgeführt, Verbände werden angelegt bis spät in die Nacht hinein, und die ganze Zeit hört man das Gestöhn der Verwundeten.

Du kannst Dir, Nessy, gar nicht vorstellen, wie die Leute leiden. Vorgestern empfing ich eine Partie Verwundeter, die vom Baikal kamen. Alles schwer Verwundete, die von den Sanitären auf dem Rücken getragen wurden. Zu allererst kleiden wir sie völlig aus. Sie sind schmutzig, erstarrt, hungrig, halb nackt. An einigen hingen anstatt der Hemden schmutzige Flicker — Schweiß und Schmutz hatten die Wäsche förmlich zerfressen. Dann kleiden wir sie in reine Wäsche, legen sie auf die Betten, geben ihnen Tee und freuen uns, daß sie nun warm und rein gebettet sind. Das sind noch die Glücklichen, die zu uns kommen — aber viele sterben unterwegs an ihren Wunden, Krankheiten, vor Hunger und Kälte. Man erzählt, daß sie auf den Stationen direkt auf der Diele liegen, wenn keine Züge vorhanden sind, um sie weiter zu befördern ...

... Die Offiziere kommen auch an schmutzig, abgemagert, erschöpft, und freuen sich wie die Kinder aufs Bad. Wie waren sie zufrieden, als wir den Tisch mit einem Tischtuch bedeckten und das Essen auftrugen. ‚Ganz wie zu Hause', sagen sie. Wirklich rührend war es, ihre glücklichen Gesichter zu sehen. Die Armen waren ja so verfroren und ausgehungert. Wir dürfen nur Kranke und Verwundete aufnehmen, aber bisweilen kommen zu uns erschöpfte, abgemattete Offiziere, bitten um die Erlaubnis, sich zu erholen, und um Wäsche. Ein Offizier knöpfte seinen Mantel los, zeigte sein Hemd, das schwarz war, und bat um ein reines. Sie haben alles vertragen oder direkt verloren, haben häufig kein Geld, um sich Neues zu kaufen, und wir haben nicht das Recht, ihnen Wäsche zu verabfolgen, und müssen ihnen ihre Bitten abschlagen."

Viele solche einfache, in ihrer Einfachheit schreckliche Dinge schrieb mir Marussja und bat, ihr einiges zu schicken. Für mich war das wie eine

Offenbarung: ich verstand plötzlich, daß den Krieg nicht die Redensarten von Sieg, Tapferkeit usw. ausmachen, sondern solche gemeinen, aber unerträglichen Leiden, und daß vielleicht Du, mein Sohn, ebendort unter Schmutz, Kälte und Hunger leidest, während bei mir Maiglöckchen in den Jardinièren blühen, und es warm und hell ist.

Und zum erstenmal in meinem Leben schämte ich mich, Serjoscha. Aber das Leben ging weiter . . . Vom Kriege wurde immer mehr und mehr die Maske heruntergerissen. Es kamen die ersten Niederlagen, die ersten genaueren Beschreibungen der schrecklichen Kämpfe; und ich griff des Morgens zur Zeitung nicht mehr mit der früheren Gleichgültigkeit, sondern mit Zittern und Herzbeklemmung.

Dann kehrte Annas Mann zurück — Du weißt, sie waren nur drei Monate verheiratet, als er einberufen wurde; — er ist nur mit einem Bein zurückgekommen, ein Schatten des früheren Lwoff, mit völlig grauen Haaren, trotz seiner 27 Jahre. Sie war auch über eine solche Rückkehr glücklich.

Krivzoff ist ganz gestört zurückgekehrt. Er kauert immer in einem Winkel und weint. Als ich zu ihm hereintrat und er die roten Blumen auf meinem Muff erblickte, sprang er auf, zeigte mit dem Finger auf die Blumen und rief: „Blut, Blut!"

Und immer mehr und mehr öffneten sich meine Augen. Ich hatte nur für den Krieg noch Interesse. Ich fuhr überall hin, wo ich etwas vom Kriege hören konnte: ich besuchte die zurückgekehrten Verwundeten in den Hospitälern; ich studierte eifrig die Zeitungen, und mein Ohr gewöhnte sich an die seltsamen Namen der chinesischen Dörfer. Alles was ich las, hörte, wußte, das drückte, quälte mich; immer mehr wurde ich vom Grausen erfaßt . . . Aber in Deinen Briefen fand sich kein Wort der Klage.

Und allmählich, mein Junge, war ich nicht mehr die frühere Brianskaja, la jolie Nessy, der Gegenstand allgemeiner Verehrung, — sondern die vierzigjährige Frau, die Mutter, deren Sohn im Kriege ist. Jetzt bin ich nur dies letztere.

Und zwei Dinge habe ich zugelernt, die ich früher nicht kannte: ich habe gelernt mich zu grämen, und ich habe beten gelernt wie jener alte Jude, den man verbrennen wollte.

Ich lebe nicht mehr so wie früher: ich hasse die Visiten, Theater, Wohltätigkeitssoireen und andere Veranstaltungen . . . Ich schäme mich meines Komforts, meiner eleganten Toiletten. Ich lebe von Brief zu Brief, von Telegramm zu Telegramm, von Zeitung zu Zeitung, ich zittere für Dich, mein Kind, und liebe Dich, und leide für Dich ebenso wie vor 20 Jahren, als ich Dich unter Schmerzen gebar. Es sind jetzt dieselben Schmerzen, denn Du, ein Stück meiner selbst, ein Stück meines Leibes, Blutes und meiner Seele, bist von mir losgerissen, schwebst jeden Augenblick in Gefahr. Wenn ich Dir schreibe, bin ich im Ungewissen, ich weiß nicht, wo Du bist, was mit Dir ist! . . . O, diese schrecklichen, diese erbarmungslosen 10000 Werst.

Der Gedanke an alle die Entbehrungen, die Du erduldest, vergiftet mir jeden Augenblick meines Lebens. Du sitzt zusammengekauert tagelang in einer dunklen Erdhütte ... Wie mag ich in großen, hellen Räumen wohnen? Du freust Dich wie auf ein Fest auf die Soldatenportion, wie kann ich Wildpastete und frische Früchte essen? Du hörst jede Sekunde den Lärm der Geschütze in schlafloser Nacht — wie kann ich auf meinen seidenen Kissen schlafen?

Nein, mein Junge, jetzt habe ich mich entschlossen. Ich mache einen Kursus durch und nach einem Monat vielleicht trete ich die Reise in die Mandschurei an. Mein Platz ist an Deiner Seite; alles übrige ist gering und unwichtig, das ist mir jetzt klar.

Also in 2—3 Monaten sehen wir uns, mein Kind. Dann wird Dich Deine Mutter ans Herz pressen unter heißen Tränen des Glücks und des Schmerzes.

Später aber, wenn diese Schreckenszeit vorbei sein wird und wir heimkehren werden, wie werden wir dann das Leben genießen! Ein neues Leben wird für uns beginnen. Ich werde Dich nach Italien zu den Seen mitnehmen, damit Du dich erholst. Du wirst kennen lernen, was die Zärtlichkeit, Sorge und Liebe einer Mutter einem geben können; ich will hundertfältig alles bezahlen, was ich Dir bis jetzt schuldig geblieben bin! Mein Junge, mein Kind! Ich drücke an meine Brust Dein einsames Haupt und bitte Dich noch einmal, bitte Dich unter Tränen, vergib mir, vergib Deiner — und von nun an nur Deiner — Dich grenzenlos liebenden Mutter. Gott mit Dir!

Agnes B.

(Der Brief wurde nicht abgesandt, da die Nachricht eintraf vom Tode des Adressaten Sergei Briansky, der in der Schlacht am Schaho von einer feindlichen Kugel getroffen wurde.)

Deutsch von W. Held, St. Petersburg



Hohe Liebe

Von

Paul Dörr

Wie ewige Liebe tut,
So tust mir du:
Du sprichst: Nur Mut, nur Mut,
Und habe Ruh'!

Du legst so mild die Hand
Auf müdes Haupt:
„Laß ab vom nichtigen Tand,
Gehofft, geglaubt!"

Du scheuchst des Wahnes Wut
Aus wirrem Hirn,
Du bannst des Fiebers Glut
Von heißer Stirn.

Du bist so lieb und gut,
Du bist die Ruh'. —
Wie ewige Liebe tut,
So tust mir du!





Die Reichsfinanznot

Trotz der Reichsfinanzreform des Jahres 1906, die den Reichsfinanzen durch Erschließung neuer Steuerquellen einen Mehrertrag von rund 150 Millionen Mark zuführte, stehen Regierung und Reichstag wiederum vor der schwierigen Aufgabe, durch Schaffung neuer Reichssteuern das noch immer vorhandene Mißverhältnis zwischen Einnahme und Ausgabe in der Reichsfinanzwirtschaft zu beseitigen. Das Bild, welches der Staatssekretär im Reichsschatzamt Frhr. v. Stengel bei der Eröffnung der gegenwärtigen Session des Reichstages von der Lage der Reichsfinanzen entrollte, ist ein höchst trübes. Schon das Jahr 1906 schloß trotz seiner Finanzreform mit einem Fehlbetrag von rund 50 Mill. Mk. ab, im Jahre 1907 belief sich dieser auf 85 Mill. Mk., für das neue Etatsjahr 1908 wird er auf rund 150 Mill. Mk. veranschlagt infolge der Besoldungsvorlage für die Reichsbeamten, die rund 70 Mill. Mk. Mehrausgaben gegenüber den Vorjahren verursacht. Da in jeder gesunden Finanzwirtschaft Einnahme und Ausgabe einander das Gleichgewicht halten müssen, so stellt das Defizit von 150 Mill. Mk. zugleich den Betrag dar, der durch neue Steuern aufgebracht werden muß.

Die Entwicklung der Reichsfinanzen zeigt in der Mehrzahl der Jahre seit der Schaffung des Deutschen Reiches kein sehr erfreuliches Bild, und namentlich im letzten Jahrzehnt hat fast jedes Rechnungsjahr mit einem erheblichen Fehlbetrage abgeschlossen. Während die Aufgaben der Reichsverwaltung mit der zunehmenden Erstarkung der Industrie, der wachsenden Ausdehnung der Handelsinteressen, dem Ausbau der sozialpolitischen Gesetzgebung sich ständig erweiterten und ebenso ständig anschwellende Ausgaben zur Folge hatten, hielten die Einnahmen hiermit nicht gleichen Schritt, und die Folge war eine in den letzten Jahren chronisch gewordene Defizitwirtschaft, die auch auf den finanziellen Kredit des Reiches nicht ohne empfindliche Einwirkung blieb. Da der Fehlbetrag der einzelnen Rechnungsjahre gedeckt werden mußte und ordentliche Einnahmen hierfür nicht zur Verfügung standen, die Leistungsfähigkeit der Einzelstaaten in der Aufbringung der Matrikularbeiträge sich aber in ziemlich engen Grenzen bewegte, so blieb als einziges Mittel der sehr anfechtbare Weg, die fehlende Summe im Wege der Anleihe zu beschaffen. Ein unaufhaltsames und namentlich in den letzten Jahren rapides Anschwellen der Reichsschuld war die Folge dieser ungesunden Finanzpolitik. Im Jahre 1880 betrug

die gesamte Reichsschuld noch 267 Mill. Mk., im Jahre 1890 waren es schon 1317 Millionen, 1900 war eine weitere Milliarde hinzugekommen, und von da ab geht es gar in doppelt so raschem Tempo vorwärts. 1903 wird die dritte Milliarde überschritten, 1905 sind es 3,5 Milliarden und am 5. Oktober 1907 weist der Reichskredit eine Belastung mit 4003 Millionen Mark auf mit der Aussicht, im Jahre 1908 stark auf die erste Hälfte der fünften Milliarde loszuschreiten.

Es leuchtet ein, daß einer solchen Entwicklung Einhalt getan und unbedingt das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe hergestellt werden muß. Hierzu würden zwei Wege, nämlich entweder eine Verminderung der Ausgaben oder eine Vermehrung der Einnahmen, zur Verfügung stehen. Der erste Weg könnte nur auf Kosten der Wehrfähigkeit des Reiches beschritten werden, da nur die Etats für Heer und Marine so große sind, daß bei ihnen nennenswerte Abstriche vorgenommen werden könnten. Da von einer Schwächung der Wehrkraft des Reiches nicht die Rede sein kann, so muß der zweite Weg, die Vermehrung der Einnahmen durch Schaffung neuer Reichssteuern, beschritten werden. Prinzipielle Bedenken, die sich aus einer Überlastung der Steuerzahler durch neue Reichssteuern ergeben würden, bestehen nicht. Mit der industriellen und handelspolitischen Entwicklung ist auch die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit entsprechend gestiegen, so daß ohne erhebliche Mühen auch die finanziellen Mehrforderungen, die die Reichsfinanzwirtschaft stellt, aufgebracht werden können. Aus Gründen der Gerechtigkeit muß nur das Verlangen gestellt werden, daß neue Steuern so gestaltet werden, daß sie in erster Linie die tragfähigen Schultern belasten, die minder tragfähigen schonen.

Diese Forderung findet in der heutigen Gestaltung der Reichseinnahmen ihre Begründung. Diese bauen sich überwiegend auf einem System von indirekten Steuern auf. Daneben kommen in beschränktem Maße Verkehrssteuern und Erwerbseinkünfte in Betracht. Direkte Reichssteuern sind bisher nur in einem schwachen Ansatz, nämlich der im Jahre 1906 neugeschaffenen Erbschaftssteuer, die zunächst noch sehr zaghaft auftritt, vorhanden.

Für die indirekte Besteuerung trifft der Vorwurf zu, daß sie eine ungleichmäßige Belastung der Steuerzahler mit sich bringt. Da sie aus Rücksicht auf ihre finanzielle Ergiebigkeit vorwiegend Gegenstände des Massenkonsums erfaßt, so wird sie von allen Zensiten in absolut gleichen Beträgen gezahlt, eine Abstufung des Steuerbetrages nach der Leistungsfähigkeit des einzelnen, wie sie die direkte Besteuerung ermöglicht, findet nicht statt. In dieser Tatsache an und für sich liegt eine soziale Ungerechtigkeit. Hierbei spielt es keine Rolle, ob die auf den einzelnen entfallende Jahressteuersumme im Verhältnis zu seinem Einkommen hoch oder niedrig ist, ob er noch weitere Erhöhungen ohne Schädigung seiner Existenz tragen könnte oder nicht — das sind Fragen, die je nach der individuellen Ansicht, nach dem Parteistandpunkt u. and. verschieden beurteilt werden können — hier handelt es sich lediglich um die Feststellung, daß es ein Zustand ist, der den Grundsätzen der Gerechtigkeit in der Besteuerung widerspricht, wenn der Reiche, der Wohlhabende und der Arme, deren Leistungsfähigkeit eine verschiedene ist, den absolut gleichen Steuersatz zu tragen haben. Die Richtigkeit dieses Satzes kann in Wissenschaft und Praxis als unbestritten gelten. Folgerichtig wird auch anerkannt, daß in einem solchen Falle durch Schaffung direkter Steuern ein Lastenausgleich geschaffen werden muß.

Aus diesem Grunde wird, sobald die Frage neuer Reichssteuern zur Erörterung gelangt, regelmäßig die Forderung erhoben, den notwendigen Bedarf wenigstens teilweise im Wege der direkten Besteuerung zu decken. Diese Forderung erscheint um so mehr als begründet, weil auch in den Einzelstaaten, wenngleich hier in der Einkommensteuer durchweg direkte Steuern vorhanden sind, doch noch immer ein erheblicher Teil des Bedarfs gleichfalls im Wege indirekter Besteuerung aufgebracht wird. Dieser Anteil beläuft sich beispielsweise in Bayern auf 50 %, in Württemberg auf 32 %, in Baden auf 31 % und in den Reichslanden auf 22 % des Gesamtsteuerertrages.

Beleuchten diese Ziffern, daß der indirekten Reichsbesteuerung keineswegs eine ausschließlich direkte Besteuerung in den Einzelstaaten gegenübersteht und daß daher auf diesem Wege der gewünschte Lastenausgleich zwischen den tragfähigen und den schwachen Schultern nicht zustande kommt, so wird das Bild noch ungünstiger, wenn man den relativ geringen Anteil betrachtet, den die direkten Steuern an den Gesamteinkünften haben, weil diese weit überwiegend aus Erwerbseinkünften stammen. In Preußen mit seinem vorbildlich gewordenen System der direkten Steuern werden 7,74 % des Gesamtbedarfes durch diese, in den meisten Staaten nicht mehr als 10—20 % durch direkte Steuern aufgebracht. Das Verhältnis stellt sich etwa so, daß durch indirekte Steuern insgesamt etwa doppelt soviel wie durch direkte Steuern in den Einzelstaaten aufgebracht wird.

Je mehr der Finanzbedarf des Reiches durch weitere indirekte Steuern gedeckt werden würde, desto ungünstiger müßte sich dieses Verhältnis gestalten, desto mehr Gewicht müssen daher die Stimmen, die für die bevorstehenden Steuerpläne vornehmlich direkte Steuern befürworten, ins Gewicht fallen.

Als direkte Steuern würden die Einkommens- und Vermögenssteuer, eine eventuelle Erweiterung der Erbschafts- und die Wehrsteuer in Frage kommen.

Die Erbschaftssteuer ist, wie bereits erwähnt, die einzige bisher bestehende direkte Reichssteuer, die gelegentlich der Reichsfinanzreform des Jahres 1906 geschaffen wurde. Ihr Ertrag im ersten Jahre ihres Bestehens ist nur ein geringer gewesen, was im Etatsbericht damit begründet wird, daß gerade die großen Erbschaften längere Zeit als 1 Jahr für ihre Abwicklung in Anspruch nähmen, so daß höhere Erträge erst in den folgenden Jahren zu erwarten wären.

Die jetzige Reichserbschaftssteuer nimmt eine nach dem Verwandtschaftsgrade abgestufte Besteuerung, zu der je nach der Höhe des Erbteiles noch Steuerzuschläge treten, vor, läßt jedoch im Gegensatz zu den Grundsätzen in England und Frankreich, wo die Erbschaftssteuer einen Hauptbestandteil der Einnahmen bildet, die Kinder und Ehegatten frei. Bei dieser Besteuerung wird mit einem Ertrage von rund 72 Mill. Mk. gerechnet. Durch die Einbeziehung der Deszendenten, wobei allerdings die Besteuerung bei der Vererbung von Grundbesitz wohl gewisse Ausnahmen zulassen müßte, würde eine nicht unbeträchtliche Mehreinnahme zu erzielen sein. Das in Deutschland jährlich zur Vererbung gelangende Vermögen beläuft sich auf etwa 4000 Mill. Mk., wovon jedoch zirka 3000 Mill. Mk., als an die Deszendenten fallend, sich der Besteuerung entziehen. Die Besteuerung der Deszendenten mit nur 1 % würde unter Berücksichtigung der Steuerzuschläge einen Mehrertrag von wenigstens 40 Mill. Mk. ergeben, eine Summe, die bei einer Finanzreform immerhin ins Gewicht fallen würde.

Eine Steuer, die im Reichstage sich großer Sympathien erfreut, ist die zweite der direkten Steuern, die Reichswehrsteuer, d. h. die Erhebung einer Abgabe von allen denen, die zwar erwerbsfähig sind, aber zum Militärdienst infolge kleiner körperlicher Fehler als nicht tauglich befunden werden. Gegen die Wehrsteuer, die im Auslande bereits verschiedentlich, so in Frankreich, Italien, Österreich-Ungarn, der Schweiz eingeführt ist, wird in Deutschland vielfach der Vorwurf erhoben, daß der Grundsatz des deutschen Heerwesens, wonach der Dienst nicht nur eine Pflicht, sondern eine Ehre sei, dadurch verschoben werde und daß die Vorstellung „wer nicht dient, zahlt", und weiterhin „wer zahlt, dient nicht", mit ihr erweckt werden könne. Diese Einwände sind verfehlt. „Zu der Wehrsteuer hat" — wie Bismarck gelegentlich der Vorlage des Entwurfes zu einem deutschen Wehrsteuergesetz im Jahre 1881 ausführte — „nur das Gefühl Anlaß gegeben, welches sich des die Muskete tragenden Soldaten bemächtigt, wenn er einen seiner Meinung nach auch diensttauglichen Nachbar zu Haus bleiben sieht."

Für die gesetzliche Gestaltung einer Wehrsteuer bieten die Beispiele und Erfahrungen des Auslandes eine willkommene Grundlage. Steuerpflichtig wären alle zum Dienst mit der Waffe nicht tauglich befundenen oder aus anderen Gründen nicht herangezogenen Wehrpflichtigen mit Ausnahme derjenigen, die infolge geistiger oder körperlicher Gebrechen erwerbsunfähig wären. Wie wenig hierbei von einer „Krüppelsteuer" die Rede ist, erhellt, wenn man berücksichtigt, daß z. B. im Jahre 1903 nach den Angaben im „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich" neben rund 41 000 wirklich Untauglichen und daher nicht Steuerpflichtigen 183 000 als „minder" oder „künftig" Taugliche dem Landsturm oder der Ersatzreserve überwiesen, also zur Militärpflicht nicht herangezogen wurden. Was die Gestaltung der Steuer anbetrifft, so ist zu fordern, daß sie allgemein ist und gleichzeitig die Leistungsfähigkeit berücksichtigt. Die Forderung nach der Allgemeinheit wird durch eine feste Kopfsteuer, nach der Leistungsfähigkeit durch eine Einkommensteuer mit progressiv wachsendem Steuerfuß erfüllt. Der Entwurf des deutschen Wehrsteuergesetzes vom Jahre 1881 sah eine feste Jahresabgabe von 4 Mk. und eine von 1—3% progressiv gestaltete Einkommensteuer vor, wobei Einkommen unter 1000 Mk. nur die feste Jahresabgabe entrichteten. Würde man an dem Grundgedanken des damaligen Entwurfes festhalten, die Progression aber, um die höhere Leistungsfähigkeit stärker zu erfassen, etwa bis zu 5% bei Einkommen über 10 000 Mk. steigern und die Dauer der Steuerpflicht entsprechend der Dauer der Dienstpflicht im deutschen Heere mit dem 20. Lebensjahr beginnen, mit dem 39. enden lassen, so würde der finanzielle Ertrag unter Zugrundelegung der Erfahrungen in anderen Ländern auf rund 50 Mill. Mk. jährlich zu bemessen sein.

An dritter Stelle im System direkter Reichssteuern würden die Reichseinkommens- und die Reichsvermögenssteuer, die erste als die Abgabe vom beweglichen, die andere als die vom fundierten Einkommen, zu behandeln sein. So sympathisch man im Prinzip dem Gedanken, die Einkommenbesteuerung in den Dienst der Reichsfinanzen zu stellen, gegenüberstehen mag, da diese eine wirkliche Abstufung der Steuerlast nach der Leistungsfähigkeit ermöglichen würde, so wird man die praktischen Bedenken, die gegen eine solche erhoben werden, nicht ohne weiteres übergehen dürfen. Die Bundesregierungen sind ausgesprochene Gegner jeder Reichseinkommensteuer. Die Einkommensteuer bildet, wie vorher bereits angedeutet wurde, die Grundlage des Steuersystems

in der Mehrzahl der Einzelstaaten, eine gleichzeitige Inanspruchnahme durch das Reich könnte ihre Verwendung für die Zwecke der einzelstaatlichen Finanzwirtschaften beeinträchtigen und dadurch unter Umständen diese empfindlichen Störungen aussetzen. Diese Steuer bleibt daher besser den Bundesfinanzen vorbehalten, zum mindesten so lange, als andere direkte Steuerquellen dem Reich zur Verfügung stehen.

Nicht das gleiche Zugeständnis kann den Einzelstaaten hinsichtlich der Vermögenssteuer gemacht werden. Auch hier wird von diesen der Anspruch auf alleinigen Vorbehalt erhoben, ohne daß jedoch die gleichen stichhaltigen Gründe dafür geltend gemacht werden können. Die Vermögenssteuer ist nicht wie die Einkommensteuer in der Mehrzahl, sondern erst in einer kleinen Minderheit von Einzelstaaten zur Einführung gelangt, ihre Schaffung als Reichssteuer würde daher keinen störenden Eingriff in das Finanz- und Steuergebiet jener Körperschaften bedeuten. Dagegen würde eine Reichsvermögenssteuer vom Standpunkt der Gerechtigkeit in der Besteuerung außerordentlich sympathisch zu begrüßen sein. Ohne verhältnismäßig erhebliche Anforderungen an die Steuerpflichtigen zu stellen, würde hier ein erheblicher Teil des Mehrbedarfs der Reichsfinanzwirtschaft von den wirklich Leistungsfähigsten aufgebracht werden können. Der Steuersatz der Vermögenssteuer in Preußen beträgt $^1/_2$ pro Tausend. Der Ertrag einer Reichsvermögenssteuer, die den gleichen Satz zugrunde legen würde, wird von berufener Seite auf 50 Mill. Mk. im Jahr geschätzt, was einem Drittel des Reichsdefizits entsprechen würde. Auch ein Steuersatz von 1 pro Tausend, zum mindesten eine Staffelung in dieser Weise für größere Vermögen würde nicht als eine unbillige Forderung zu bezeichnen sein.

Die Erträge der genannten direkten Reichssteuern würden ausreichen, um den gesamten Mehrbedarf der Reichsfinanzen zu decken. Es ist jedoch nicht unbedingtes Erfordernis, daß der gesamte Fehlbetrag durch direkte Steuern aufgebracht wird, es würde schon aus Opportunitätsgründen kaum abzulehnen sein, einen Teil, vielleicht ein Drittel, aus indirekten Steuern zu schöpfen.

Die beiden Steuerobjekte, die von der Regierung, nachdem das Bier bei der letzten Finanzreform erheblich herangezogen worden ist, namentlich ins Auge gefaßt werden würden, sind der Tabak und der Branntwein.

Eine Erhöhung der Tabakbesteuerung, deren Ertrag zusammen aus Inlandsteuer und Zoll sich gegenwärtig auf rund 85 Mill. Mk. jährlich beläuft, ist von der Regierung wiederholt, zuletzt gelegentlich der Finanzreform des Jahres 1906, vorgeschlagen, jedoch selbst vom Reichstage abgelehnt worden. Auch die letzten Etatsdebatten im November 1907 haben keinen Zweifel darüber gelassen, daß auch im gegenwärtigen Reichstag eine Mehrheit für eine Erhöhung der Tabaksteuer kaum zu haben ist. Die Ursachen für diese ablehnende Stellungnahme sind in der Hauptsache in der voraussichtlichen Wirkung einer weiteren Belastung des Tabaks auf die Zigarren herstellende Arbeiterschaft zu suchen. Die Herstellung der Zigarre erfolgt heute zum überwiegenden Teil unter Zahlung sehr niedriger Löhne im Wege der Hausindustrie, sie gibt zahlreichen minder leistungsfähigen Arbeitskräften die Möglichkeit zum Erwerb des Lebensunterhalts. Eine Verteuerung der Zigarre durch eine Steuererhöhung würde nach den Erfahrungen früherer Jahre einen Rückgang des Konsums zur Folge haben und dadurch zahlreiche gerade der Minderleistungsfähigen brotlos machen. Diese Erwägung läßt eine Tabaksteuererhöhung als nicht annehmbar erscheinen.

Anders liegen die Verhältnisse hinsichtlich der Branntweinsteuer. Der jährliche Verbrauch an Trinkbranntwein im Deutschen Reiche beträgt nicht weniger als 2 250 000 Hektoliter reinen Alkohol, der mit etwa 195 Mill. Mk. Steuern belastet ist, wovon allerdings infolge von Vergütungen an die Bundesstaaten an Erhebungskosten, ferner infolge der Zahlung von Prämien bei Denaturierung zu gewerblichen Zwecken und Exportierung ins Ausland nur etwa 120 Mill. Mk. in die Reichskasse gelangen. Die Steuer ist in kleinerem Umfange bei landwirtschaftlichen Brennereien eine Materialsteuer, in der Hauptsache, so bei allen gewerblichen und auch den größeren landwirtschaftlichen Brennereien, eine Verbrauchsabgabe. Einer Erhöhung der Verbrauchsabgabe, die heute 50 Mk. für den kontingentierten, 70 Mk. pro Hektoliter reinen Alkohol für die darüber hinaus erzeugte Menge beträgt, würden keine Bedenken entgegenstehen. Ein Rückgang des Konsums, der vielleicht eintreten würde, könnte nur begrüßt werden, andererseits aber ist bei dem Alkohol die Gewähr vorhanden, daß dieser Rückgang nicht so erheblich sein würde, daß das fiskalische Interesse dadurch geschädigt würde. Ferner könnte durch eine Herabsetzung der Vergütung an die Bundesstaaten, die die tatsächlichen Erhebungskosten weit übersteigt, sowie durch eine Herabsetzung der Prämiengewährung, die heute nicht mehr in dem Umfange erforderlich ist, wenigstens ein Teil der Einnahmen, die heute der Reichskasse entgehen, festgehalten werden. Jedenfalls könnte ein Drittel des Mehrbedarfs der Reichsfinanzwirtschaft durch die Erhöhung der Branntweinsteuer ohne Schwierigkeiten aufgebracht werden.

Die kurze Skizze der vorstehenden Ausführungen zeigt, daß die Lage der Reichsfinanzen eine Vermehrung der Reichseinnahmen gebieterisch erheischt, sie läßt gleichzeitig erkennen, daß Einnahmequellen unter Berücksichtigung der Leistungsfähigkeit des Steuerzahlers zur Genüge zur Verfügung stehen. Gelingt es aber, durch eine durchgreifende Finanzreform das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe im Reichshaushalt wiederherzustellen, so wird es auch möglich werden, die gesetzlich vorgeschriebene, aber gegenwärtig aus Mangel an Mitteln suspendierte Schuldentilgung wieder aufzunehmen und für den Kredit des Deutschen Reiches das Vertrauen wiederzugewinnen, wie ihn ein Land von der wirtschaftlichen Kraft und Leistungsfähigkeit Deutschlands mit Recht für sich in Anspruch nehmen kann.

* * *

In der Zeit zwischen der Niederschrift und der Drucklegung des obigen Aufsatzes hat sich ein Wechsel in der Leitung des Reichsschatzamtes vollzogen. Herr v. Stengel, der seit 1904 an seiner Spitze stand, und der die Reform des Jahres 1906 durchgeführt hat, ist im Februar d. J. von seinem dornenvollen Posten zurückgetreten. Die Debatten im Reichstage ließen keinen Zweifel darüber, daß eine Finanzreform, die sich nur auf neuen indirekten Steuern — Tabak- und Branntweinsteuern — aufbauen würde, keine Aussicht auf Annahme hatte. Da Herrn v. Stengels Projekte hierauf basierten, so stand ihr Schicksal von vornherein fest, und er vermied es durch seinen Rücktritt, sich einer offiziellen Ablehnung auszusetzen. Hierdurch wird die Durchführung der Finanzreform bis zum Herbst dieses Jahres verschoben, da der neue Staatssekretär, um so mehr, da er aus einem ganz anderen Verwaltungsgebiete stammt, nicht sofort mit einem fertigen Programm vor den Reichstag treten kann. Immerhin hat durch die Vorgänge der letzten Wochen die gesamte Situation ein bestimmtes Ansehen gewonnen. Es steht einmal fest, daß der Reichstag eine

großzügige Finanzreform verlangt, und ein bloßes Flickwerk, das nach kurzer Frist wiederum nicht mehr zureicht, ablehnt, und es ist ferner klar geworden, daß in dem Reformprogramm die direkten Steuern eine hervorragende Stelle einnehmen müssen, sodaß die oben gemachten Ausführungen etwa die Ansicht der Mehrheit des Reichstages wiedergeben.

Dr. Georg Sydow



Ein Volkserzieher im großen Stil

Zum 100jährigen Geburtstag J. H. Wicherns, 21. April 1908

Otto Funcke erzählt von dem unvergeßlichen Eindruck, den Wichern auf die Gütersloher Gymnasiasten machte, als er einmal in der Aula eine Ansprache an sie richtete: „Hoch war die Gestalt, gewaltig sein Haupt, und noch weiß ich, wie ich den Blick niederschlagen mußte, als er seine großen, eben so ernsten wie liebesmilden Augen auf uns hinwälzte. . . . Aber nun gar, als er redete. Jetzt waren seine Worte wie zuckende Blitze und dann wieder hatten sie den Ton der wärmsten, zartesten Mutterliebe." — Seine geistesmächtige, zwingende Persönlichkeit war es, die Wichern zu dem gemacht, was er unserm Volke geworden ist. Denn er war mehr als der Herold und Organisator der Innern Mission, wenn man diesen Ausdruck nur als den Inbegriff der freien christlichen Liebestätigkeit zur Linderung und Heilung aller möglichen religiösen und sittlichen Volksschäden faßt. Wichern verstand unter „Innerer Mission" Größeres, Tieferes. Sie war ihm nicht nur eine Summe von Liebeswerken, sondern ein „Prinzip der Kirche". Die Reformation ist ihm „nichts anderes als ein großer weltgeschichtlicher Akt Innerer Mission innerhalb der abendländischen Christenheit". Und umgekehrt: „Die Innere Mission ist eine wahrhafte Verwirklichung des Prinzips der Reformation im Volksleben und nimmt mit ihr die nationale Bedeutung in Anspruch." Innere Mission bedeutet also nichts geringeres als gründliche „Regeneration", Erneuerung nicht nur der Kirche, sondern des gesamten Volkslebens, Verinnerlichung, Vergeistigung des Volkstums, Herbeiführung christlichen Lebens, praktisches Christentum. „Die Innere Mission ist wesentlich das lebendige, helfende Christentum und darum lebendiges Kirchentum gegenüber den verrosteten Zuständen und inmitten derselben gegenüber der Erstorbenheit und dem Abfall."

Wichern war für seine Person der Mann des machtvoll quellenden persönlichen Lebens; daher konnte er auch die Neubelebung der christlichen Gesellschaft fordern und anbahnen. Die Sauerteigskraft des Lebenswerkes Christi schuf sich in dieser gewaltigen Persönlichkeit ein besonders zubereitetes Organ. Ein Kirchenmann, der wie Schleiermacher zwar aus dem Pietismus hervorgegangen war, aber die zu enge Hülle seiner geistigen Herkunft sprengte und ins Ganze wirkte, die Nation erzog. „Alles ist euer" war seine Losung, und das Ganze des Volkslebens war das Feld seiner Tätigkeit. Die „großen nationalen Probleme, die der sozialen Lösung bedürfen, werden gleichzeitig die Aufgaben derer, welche zuerst und zuletzt das Christentum wollen. Denn das

Christentum ist nicht ein Etwas, das auf gesonderten Wegen neben dem übrigen Leben und Tun einhergeht, sondern mit seinem Leben und Wesen eine Macht, die als Ferment und Sauerteig alles durchdringen und durchsäuern, das Volk in seinen innersten Lebenswurzeln erfassen und das Leben der Nation mit Gotteskräften durchwirken soll." „Das Evangelium gehört dem ganzen Volk mit all seinen öffentlichen und privaten Institutionen und Lebenserweisungen, und diesem Volk gehört wiederum das ganze Evangelium in der Fülle seiner geoffenbarten Wahrheit mit allen den darin eröffneten Perspektiven für die einstige Vollendung des göttlichen Reiches, welche die Vollendung des nationalen Lebens wesentlich in sich einschließt."

Wichern konnte seine Ziele nicht niedriger, nicht enger stecken; konnte nach dem Maß seiner Gaben sich nicht auf das bloß kirchliche Gebiet beschränken, eben weil er Christentum und Kirche viel tiefer und innerlicher verstand, als die meisten „Gläubigen" es noch bis zum heutigen Tage tun. Er bekennt sich wohl gelegentlich auch als „Pietist", lehnt aber mit klarer Entschiedenheit das „nicht gesunde Element der Einseitigkeit" in dieser Gestalt der Innern Mission ab, das in seinem endlichen Verlauf in einen Widerspruch mit dem, was in Wahrheit Innere Mission ist, geraten muß. Denn die Innere Mission „darf sich nicht auf einzelnes, wie das spezifisch Kirchliche, noch viel weniger auf einengende Erweisung und Absonderung der Innerlichkeit des christlichen Wesens beschränken und beschränken lassen". Christentum ist nicht ängstliche Absonderung, religiöses Leben soll sich nicht in frommen Konventikeln verkriechen, sondern seine Wirklichkeit und Lebendigkeit in zuversichtlichem Eindringen auf die Welt beweisen. Es gilt einen frischen, fröhlichen Krieg der Ewigkeitmächte mit den Weltgewalten; es gilt unserm Volke aufs neue und ernsthaft zuzutrauen, daß es im Grunde ein christliches Volk ist, und seine christlichen Kräfte wieder zu sammeln und wirksam zu machen.

Dem Entkirchlichten und Unreligiösen oder den kleinen Seelen auch mancher Kirchendiener mögen die kühnen, hochgemuten Ansprüche und Adlerflüge Wicherns wie kirchliche Überhebung klingen; aber es war doch nichts anderes als der Geist Luthers, der in neuer Lebendigkeit und praktischer Zielstrebigkeit in Wichern lebte, der Geist des sieghaften, weltüberwindenden Glaubens und der brennenden Liebe und des Eifers um sein Volk. Ja „es ist etwas Eigentümliches um den weiten Flug und Flügelschlag, den die Innere Mission alsobald genommen! Aber das ist eben die Art aller Mission, weil die Liebe hier treibt, die sich ebenso sehr vertieft und verinnerlicht, als ausbreitet und Gestalt aus sich gebiert." „Cedo nulli" machte sich schon der Schüler Wichern zur Lebenslosung. —

So stark die Leidenschaftlichkeit ist, die aus solchen Worten hervorblitzt, so angreifend, ja bedrohlich die in diesem Vulkan wogende Kräftespannung werden konnte, so war diese Energie doch nicht auf Niederreißen und Zerstören angelegt, sondern nur auf Bauen und Bilden. Denn das Wirken wurde nicht von einem persönlichen oder kirchlichen Ehrgeiz reguliert, sondern von der zielsetzenden und maßhaltenden Liebe. Es war eben die Leidenschaft des Erbarmens mit den Verwahrlosten, die Energie des Erziehers, die in ihm lebte und neues Leben allenthalben zeugte. Keineswegs trat er gleich mit hochfliegenden Plänen, mit großartigen Entwürfen und Reformprogrammen für Kirche und Staat auf, sondern ließ in liebender Hingebung an das Kleine und Geringe seine großen Gaben und Kräfte sich erst entwickeln. Und so hoch er später auch

gestellt war, ein so weitgespanntes Feld der Aufgaben und Wirkungsmöglichkeiten ihm sich mehr und mehr auftat, so kehrte er mit Freude und Geflissentlichkeit stets zu seiner ersten Liebe, zu dem unmittelbaren Dienst an den Unmündigen zurück. Sein fruchtbarstes Wirken geht stets von Person zu Person, seine quellende Persönlichkeit dringt unwillkürlich auf das geistige Schöpferwerk, Persönlichkeiten zu zeugen, zu erziehen. So fühlte er sich bei seinen Rauhhäuslern, unter den Zöglingen und Erziehungsgehilfen, stets am wohlsten. Mit der Rettung verheißenden Liebe, sagt er, will seine Anstalt „jedem einzelnen Kinde sogleich entgegentreten: und wie vermöchte sie das kräftiger als mit dem freudigen und freimachenden Wort: Mein Kind, dir ist alles vergeben! Sieh um dich her, in was für ein Haus du aufgenommen bist. Hier ist keine Mauer, kein Graben, kein Riegel; nur mit einer schweren Kette binden wir dich hier, du magst wollen oder nicht. Du magst sie zerreißen, wenn du kannst; diese heißt Liebe und ihr Maß ist Geduld." „Auch das verkommenste Kind, in dessen Leben vielleicht noch nie ein Strahl gefallen, sollte gewahr werden, wie es nicht in der Menge vergessen, sondern für sich persönlich ein Gegenstand der hingebendsten Liebe und Fürsorge sei. Jedem einzelnen Zöglinge sollte da zu Mute werden, als wäre alles, was ihn umgibt, nur um seinetwillen da." Die Erzieherliebe will also die Eigenart des Zöglings nicht unterdrücken, sondern entwickeln. Wichern war ein Feind aller Dressur und eines christlichen Schematismus. Er stellte sogar eine Zeitlang den Zöglingen die Teilnahme an den Morgenandachten frei, und unendlich schwer wird sein Erziehergewissen durch den Zwang der Konfirmationsordnung mit ihrem obligatorischen Bekenntnis und Gelübde bedrückt. In diesem Sinne macht er auch einmal in einem Kongreßvortrage die christlichen Eltern, zumal die Mütter, ernstlich darauf aufmerksam, daß „eine Hauptquelle des Mißlingens der Kindererziehung in einem krankhaft pietistischen und in einem falsch gesetzlichen Geist zu suchen ist". Die freie Entwicklung der Persönlichkeit ist für ihn das oberste Prinzip der Erziehung; nicht einmal an seine Person will er die Kinder gebunden wissen, und so nimmt er sich, vielleicht im Gefühl des erdrückenden Übergewichts seiner Persönlichkeit, geflissentlich vor, „weder dem Ganzen (seiner Anstalt), noch dem einzelnen das Gepräge seines individuellen geistigen und religiösen Lebens aufzunötigen, sondern die freie selbständige Entwicklung der verschiedenen Gemüter in den verschiedenen wahren und rechten Formen des christlichen Lebens und Seins zu gewähren".

Gerade hierin wirkt Wichern als echter Sohn der Reformation; die Freiheit des Gewissens und die selbständige Entwicklung des inneren Lebens jedes Einzelnen war ihm das Hauptanliegen. Er sagt einmal: „Unser Haus ist die Darstellung der lebendigen Durchdringung der vier relativ selbständigen, auf göttlicher Stiftung beruhenden Faktoren: der Familie, der Schule, der Arbeit und der Kirche, soweit dies in einem so kleinen Gemeinwesen darstellbar ist. Diese Darstellung ist möglich geworden durch den Organismus, der seine Wurzel hat in der höchsten Wertschätzung der einzelnen Persönlichkeit jedes zu rettenden Kindes, dem in der individuellen Behandlung sein ihm von Christo gewordenes Recht zuteil werden muß." „Individuelle Behandlung" ist also die Norm und das schöpferische Geheimnis seiner Erziehungswirksamkeit, er individualisiert durch die Gruppierung der Zöglinge in Familien, durch die Anweisung passender Arbeit, durch Aufsicht und Einzelzucht, individualisiert im Unterricht, in den Hausandachten, in den Hausgottesdiensten, den Spielen, den Festen. Überall fordert und fördert er die Selbständigkeit des Zöglings. —

Was er in hinreißenden Reden hernach an weitausschauenden Entwürfen und Programmen zur Neubelebung der Kirche und des Volkstums forderte, das hat er alles selbst in persönlichster Kleinarbeit erprobt. Aus dieser Kleinarbeit entnahm er Anlaß, Erfahrung und Recht, ins Große zu organisieren, Großes zu fordern. Die Aufgabe der Regeneration des gesamten Volkslebens fußte für ihn immer wieder auf der Arbeit an dem Nachwuchs, der Versittlichung der Jugend. Aus der praktischen Pädagogik erwuchs ihm wie von selbst die umfassendste Volkswirtschaftslehre, der christliche Sozialismus. „Pädagogik und Architektur“, sagt er z. B. einmal, „sind zwei verwandte Künste und Wissenschaften.“ Der Erziehungserfolg in seiner nach dem Familiensystem angeordneten Anstalt hing ganz wesentlich von den zweckmäßigsten baulichen Einrichtungen ab und er widmete ihnen das eingehendste Interesse und Studium. Aufs Große und Ganze angewendet, erkennt er daher in der Wohnungsfrage eines der fundamentalsten Probleme des Volkswohls. „Unter den gegenwärtigen Wohnungsverhältnissen der arbeitenden Klassen kann Familienleben unmöglich gedeihen.“ „Die Wohnung des Menschen ist des Menschen Kleid, ist sein zweiter Leib, in dem er als die Seele wohnt, in dem er sich heimatlich fühlen muß,“ sagt er schon 1860 in Anlehnung an ein Wort von V. A. Huber. — Die Familie ist ihm der eigentliche Kernpunkt der sozialen Frage: „Die Familie ist und bleibt der Ausgangspunkt wie alles christlich-sozialen Lebens, so auch aller christlichen Arbeit.“ Auf die Pflege der Familie bezieht er alle anderen sozialen Probleme: in einem bestimmten industriellen Vorgang hatte sich ergeben, daß der von den Fabrikanten anfangs verabscheute gesetzliche Kinderschutz maschinelle Verbesserungen veranlaßte, die die Kinderarbeit tatsächlich entbehrlich machte. „Hier sehen wir“, sagte Wichern, „eine christliche Aufgabe auch von der Technik gelöst und einen Weg betreten, auf welchem weiter fortgeschritten werden muß, um durch die Maschine der Maschine selber für die Menschen- und Christenwelt neues Territorium abzugewinnen.“ So will er „nicht zu denen gehören, die die volkswirtschaftlichen Bestrebungen gering achten: wir müssen dieselben vielmehr sehr hoch halten“.

Und wie er in dem Interesse für die volkswirtschaftlichen Bestrebungen seiner kirchlichen Umgebung weit voraus war, ebenso lebhaft nahm er an den neueren Unternehmungen der wissenschaftlich angeregten Volksfreunde zur Pflege der Volksbildung Anteil, auch darin die zurückbleibenden Vertreter der Kirche energisch anspornend. Überhaupt trat er schon vor 40 Jahren, als erst wenig Gebildete sich um die soziale Frage ernsthaft kümmerten, für materielle und kulturelle Hebung der arbeitenden Klassen mit größter Wärme ein.

So drang Wicherns Liebesenergie, der glühendste Eifer um das Wohl seines deutschen Volkes in alle Gebiete ein, wo es galt, Schäden zu beseitigen, gute Saat auszustreuen, hoffnungsvolle Keime zu behüten und zu pflegen, Persönlichkeiten zu bilden. Sein Feuergeist beklagte tief die Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit der spezifisch christlichen Kreise, die solcher Weltoffenheit, solchem modernen Betrieb zaghaft kopfschüttelnd gegenüberstanden: „Wenn auch keineswegs allgemein, so fehlt doch an vielen Stellen dem religiösen Leben der Gegenwart fast gänzlich die energische Richtung, sich in das große, öffentlich sich darstellende Volksleben aktiv, ethisch hineinzubilden. Es steht, möchte ich sagen, noch immer auf dem Spenerschen Standpunkt; es tritt nicht als ver-

pflichtet und berechtigt in die sittlichen Sphären des Volkslebens ein; es hält sich vielmehr davon vielfach fern, weil es dasselbe als ‚Welt' fürchtet und dessen Bedeutung für das Reich Gottes und seine Berechtigung im Reiche Gottes, das alles in diesem Volksleben heiligen und durchdringen will, verkennt."

So mußte Wichern sich auch eine weltfremde, dem öffentlichen Leben abgeneigte Christenheit selbst erziehen. Seine zur persönlichen Beeinflussung so besonders ausgestattete, eindrucksvolle, treibende Persönlichkeit wurde in jeder Beziehung das, was uns als die eigentliche geschichtliche Bedeutung Wicherns bei dieser Charakterskizze vorschwebte, „ein Volkserzieher im großen Stil". Die Rettung der Jugend war, wenn auch der grundlegende Teil, so doch nur ein Teil der umfassenden Volkserziehungsarbeit, wie sie Wichern im Auge hatte und betrieb. In den von seinen „Brüdern" geleiteten Herbergen zur Heimat konnte er auch bald die sittlich gefährdeten Erwachsenen von der Landstraße aufnehmen und damit ein Volkserziehungswerk von allerhöchstem Belang betreiben. Den tiefer Gesunkenen ging er nach in die Gefängnisse und unternahm es wiederum durch seine in der Aufseheruniform an diesem Rettungswerk dienenden Brüder, die sittliche Hebung der Gefangenen als eigentlichen Zweck des Strafvollzuges zur öffentlichen Anerkennung zu bringen. Nicht minder wirkte er für die Schutzaufsicht über die aus den Strafanstalten Entlassenen in weitausschauender Weise und trat in den Kampf wider die Prostitution und die andern volksvergiftenden Mächte auf das energischste mit ein. Und ebenso kräftig, wie er der Verwahrlosung der Jugend entgegenarbeitete, suchte er auch der sittlich-religiösen Verwahrlosung der Volksmassen in den großen Städten zu begegnen und entsandte zu diesem Ende ebenfalls seine Brüder in die Stadtmissionen zur Unterstützung der nicht ausreichenden kirchlichen Kräfte. Wiederum, wo ein Volksteil durch leibliche Not zu verkommen in Gefahr war, wie bei der ostpreußischen Hungersnot 1863, war Wichern mit seinen Brüdern zur Stelle, um leiblich und geistlich zugleich zu helfen. Nicht minder ging er den Verwundeten und Kranken der großen deutschen Kriege in tatkräftiger Organisation der Hilfsmannschaften als guter Samariter erfolgreich nach.

Bedeutsamer aber noch als alle diese Einzelunternehmungen ist doch der verborgene, aber dem tiefer blickenden Auge erkennbare erzieherische Einfluß, den Wicherns Wirken auf die großen sittlichen Erziehungsmächte Staat und Kirche selbst gewonnen und hinterlassen hat. In dem Gebiet des Gefängnis- und Armenwesens, das so recht einen Maßstab für die sittliche Höhe eines Kulturstaates darstellt, erzog sich Wichern, solange er seinen unmittelbaren amtlichen Einfluß in Preußen ausüben konnte, seine Behörden selbst zu seiner höheren Auffassung ihrer Aufgaben; und man hat nie wieder dieses einmal aufgestellte und anerkannte sittliche Ideal innerer Politik verleugnen wollen und völlig vernachlässigen können. Noch weniger konnten sich die Kirche und ihre Vertreter, die Geistlichkeit, dem machtvoll erziehenden Einfluß seiner hinreißenden Persönlichkeit versagen. Denn durch ihn wurde die evangelische Kirche nachdrücklicher und eindrücklicher als wohl je zuvor an ihre ethischen Aufgaben gemahnt und zwar nicht nur theoretisch. Wichern ist doch eigentlich der Mann, der den großen Gedanken vom praktischen Christentum zu Ehren gebracht und der Kirche unverlierbar eingeprägt hat, daß ihr „die Liebe ebenso gehören muß wie der Glaube".

Dr. G. von Rohden



Friedrich v. Esmarch †

Die Befreiungskämpfe der Schleswig-Holsteiner in den Jahren 1848 bis 1850 haben in der Geschichte der Medizin eine außerordentliche Bedeutung erlangt; sie gelten als die Wiege der modernen deutschen Chirurgie. Sie waren es auch, in denen das chirurgische Genie jenes tapferen schleswig-holsteinischen Patrioten zutage trat, der als der gefeierte Altmeister der deutschen Chirurgie hochbetagt in den Februartagen die Augen für immer schloß, Friedrichs von Esmarch. Als Erfinder der künstlichen Blutleere, als Vater der Samaritervereine, als glänzender Operateur und Pfadfinder auf dem Gebiete der Kriegschirurgie, als allezeit getreuer Eckart werktätiger Humanität, als opfermutiger Patriot in Tagen schwerer nationaler Bedrängnis, endlich auch als Oheim der deutschen Kaiserin genoß der greise Wundarzt in den verschiedensten Kreisen des deutschen Volkes eine hohe Popularität, die seinem wohlverdienten Ruf als Forscher innerhalb der engeren Fachkreise zur Seite stand.

Friedrich Esmarch (geadelt wurde er erst 1888) stammte aus dem Städtchen Tönning an der Eider, wo er am 2. Januar 1823 geboren wurde. Sein Vater war ein ausgezeichneter Arzt und wirkte später als Justizrat und Physikus von Flensburg erfolgreich während des schlewig-holsteinischen Aufstandes in den Lazaretten. In einem Briefe Stromeyers, des Generalstabsarztes der Schleswig-Holsteiner, aus Flensburg vom 22. April 1849 heißt es: „Der Aufmerksamste und Lernbegierigste ist Dr. Esmarchs Vater, ein Mann mit grauen Haaren, obgleich er erst fünfzig zählt.“ Verschiedene andere Mitglieder der Familie Esmarch, so namentlich die Juristen Heinrich Karl und Karl Bernhard Esmarch haben sich noch im Kampf um die Rechte und die Befreiung der Elbherzogtümer vom dänischen Joche hervorgetan. Der junge Friedrich Esmarch besuchte zunächst die Gymnasien in Rendsburg und Flensburg und studierte dann von 1843 ab in Kiel und Göttingen Medizin. Bernhard Langenbeck, der damals die chirurgische Klinik in Kiel leitete, wurde sein Lehrmeister in der Chirurgie und machte ihn 1846 zu seinem Assistenten. Zwei Jahre darauf griffen die Schleswig-Holsteiner gegen die dänische Fremdherrschaft zu den Waffen, und Esmarch zog mit dem Kieler Turnerkorps zuerst als Offizier, dann als Militärarzt zu Felde. Mit dem größten Teile des Kieler Studentenkorps fiel er bei Bau in die Hände dänischer Dragoner, während er einen Verwundeten, dem die Schlagader des Oberarms durchschossen war, vor Verblutung schützte. Nach neunwöchentlicher Gefangenschaft bei Kopenhagen auf der „Dronning Maria“, einem abgetakelten Kriegsschiffe, konnte er glücklich heimkehren und wurde als Oberarzt in der schleswig-holsteinischen Armee angestellt. Langenbeck empfahl ihn bei seinem Rücktritt als Generalstabsarzt dieser kleinen Armee seinem Nachfolger Louis Stromeyer als Adjutanten im Felde. Auf dessen Vorschlag wurde Esmarch, der inzwischen in Flensburg tätig war, nach Kiel kommandiert, um dort die Stellung von Stromeyers erstem Assistenten zu übernehmen und ihn zu vertreten, wenn er verreist war. In dieser Eigenschaft eines Adjutanten des Generalstabsarztes machte er dann die Feldzüge von 1849 und 1850 mit und erwarb sich den Ruf eines ebenso umsichtigen wie kühnen Operateurs. Stromeyers älteste Tochter Anna wurde noch während des Feldzuges Esmarchs Braut. In der Zeit des

Waffenstillstandes habilitierte sich Esmarch in Kiel als Privatdozent für Chirurgie mit einer Vorlesung über Schußwunden.

Nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges übernahm er wieder die Stellung eines ersten Assistenten der chirurgischen Klinik in Kiel. Er ordnete die Sammlung von Knochenpräparaten aus dem Felde, die ihm neben den gesammelten Hospitalbüchern dazu diente, sein Werk über Resektionen bei Schußwunden zu schreiben. Es erschien Ostern 1852 und fand als erste Monographie über diesen für die Kriegschirurgie wichtigen Gegenstand allgemeinen Beifall, auch in England und Amerika. Dann ging der junge Autor auf Reisen, um Deutschlands und Frankreichs wissenschaftliche Stätten kennen zu lernen. Nach Prag und Wien besuchte er Paris, wo der Staatsstreich Louis Napoleons am 2. Dezember 1852 mit seinen blutigen Folgen ihm Gelegenheit gab, Vergleiche zwischen deutscher und französischer Kriegschirurgie anzustellen. Ostern 1853 kam er von Paris nach Kiel zurück, um dort zu praktizieren und Vorlesungen zu halten. Bei seiner politischen „Anrüchigkeit" machten ihm zwar die dänischen Gewalthaber in Kiel Schwierigkeiten, doch seine anerkannte Tüchtigkeit schuf ihm freie Bahn, und so erhielt er 1854 nach Stromeyers Fortgang nach Hannover die Leitung der chirurgischen Klinik; aber erst 1857 wurde er zum ordentlichen Professor der Chirurgie ernannt. Inzwischen hatte er Anna Stromeyer heimgeführt, mit der er bis zu ihrem Tode 1870 in glücklichster Ehe lebte. Seine zweite Gattin, die er 1872 heiratete, die Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, ist bekanntlich eine Tante der regierenden deutschen Kaiserin. Der Universität Kiel blieb Esmarch dann treu, bis er 1899 seine Lehrtätigkeit aufgab und als „Exzellenz" in den Ruhestand trat.

Die neuen Kämpfe gegen die Dänen im Jahre 1864, die mit der endgültigen Befreiung der Elbherzogtümer endeten, rissen Esmarch aufs neue aus seiner Lehrtätigkeit. Er eilte nach dem blutigen Tage von Översee am 6. Februar 1864 von Kiel nach Schleswig, wo er mit seinem Assistenten, dem späteren Professor Völkers, und seinen Schülern den verwundeten Österreichern die erste Hilfe leistete. Die österreichischen Ambulanzen waren weit hinter den kämpfenden Truppen zurückgeblieben und erschienen erst nach vier Tagen auf der Bildfläche. Noch wochenlang fuhren Esmarch und Völkers fort, die von ihnen mit Hilfe der Einnahme Schleswigs errichteten Hospitäler zu dirigieren. Während der Kämpfe zu Düppel im April 1864 wirkte Esmarch als eine Art konsultierender Chirurg freiwillig und unentgeltlich zur großen Freude der jungen Ärzte an den Hospitälern zu Sundwik usw. Er war dazu ausersehen, Generalstabsarzt der zu bildenden Schleswig-Holsteinischen Armee zu werden und beabsichtigte, das Sanitätswesen der hannoverschen Armee zum Muster zu nehmen. Die Ereignisse von 1866, die mit der Einverleibung von Schleswig-Holstein in den preußischen Staat endeten, entschieden anders. Esmarch selbst wurde auf besondern Wunsch der Königin Augusta 1866 für die Dauer des Krieges nach Berlin berufen, um die Lazarette für Verwundete zu leiten; er ging auch nach Langensalza und erfand dort eine neue Schiene für Ellenbogen-Resezierte, die vielen Verwundeten gute Dienste leistete. Er drang jedoch damals mit seinem Vorschlage zur Errichtung eines Barackenlagers auf dem Tempelhofer Felde nicht durch, sowie er auch mit seinen Bemühungen, Sanitätszüge auf Eisenbahnen zu errichten, auf Widerstand stieß. Erst der Krieg von 1870 sollte hierin Besserung schaffen. Vorher, im Jahre 1867, nahm Esmarch noch

an den wichtigen Berliner Konferenzen für die Ausgestaltung des Feldsanitätswesens mit Eifer und Erfolg teil. Bald darauf erschien sein Werk „Verbandplatz und Feldlazarett“, das für amerikanisches Transportwesen und Barackenhospitäler eintrat, die sich eben im nordamerikanischen Bürgerkriege bewährt hatten. Im Jahre 1869 hielt er in Kiel und Hamburg seine berühmte und weitverbreitete Rede „Über den Kampf der Humanität mit den Schrecken des Krieges“, die er 1899 in einer bis auf die Gegenwart fortgeführten Neuausgabe veröffentlichte. Warmherzig und packend führt sie die gewaltigen Fortschritte der Krankenpflege, wie sie das Rote Kreuz und verwandte Einrichtungen geschaffen, dem großen Publikum vor Augen. In demselben Jahre erschien auch seine kleine Schrift: „Der erste Verband auf dem Schlachtfelde.“

Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges fand ihn gebeugt durch den Tod seiner Gattin, und von schwerer eigener Krankheit eben langsam genesend. Er wurde zum Generalarzt und konsultierenden Chirurgen ernannt und wäre am liebsten mit ins Feld gezogen, aber sein Befinden verbot es. Er organisierte die freiwillige Krankenpflege in Kiel und Hamburg und wurde dann wieder nach Berlin berufen, um das große Baracken-Lazarett auf dem Tempelhofer Felde zu leiten. Er hatte den ganzen Winter noch unter den Folgen seiner Erkrankung zu leiden, unterbrach aber seine anstrengende Tätigkeit nicht. Inzwischen waren die Transportwagen, die auf sein Drängen der preußische Handelsminister Graf Itzenplitz 1868 bestellt hatte, in Tätigkeit getreten. Sie waren in Vergessenheit geraten und zerstreut worden. Es bedurfte Virchows Energie, sie wieder sammeln zu lassen und am 8. Oktober 1870 selbst den ersten Zug von Metz nach Berlin zu führen. Mittlerweile waren schon bayrische und württembergische Sanitätszüge in Tätigkeit getreten.

Bald nach der siegreichen Beendigung des großen Krieges war es Esmarch vergönnt, allen Kulturvölkern die erste und glänzende Gabe zu bieten, die das geeinigte Deutschland auf dem Gebiete der Chirurgie aufweisen konnte, seine „blutlose Operation“, eine der Großtaten der modernen Chirurgie. Am 18. April 1873 teilte Esmarch dem in Berlin versammelten Chirurgen-Kongresse (der kurz zuvor unter seiner Mitwirkung begründet war) seine Erfindung mit, an den Extremitäten blutlos zu operieren. Sein Vortrag erregte wenig Aufmerksamkeit, er war der letzte kurz vor Tisch; bei der Sitzung am folgenden Tage war nicht davon die Rede. Im September 1873 erschien Esmarchs klinischer Vortrag über blutlose Operationen in der Sammlung von Volkmann. Langenbeck und Billroth sprachen sich günstig aus; in Frankreich und namentlich in England fand die Erfindung enthusiastische Aufnahme. In der ersten Sitzung des nächsten Berliner Chirurgenkongresses vom 8. April 1874 konnte Esmarch schon über 200 blutlose Operationen berichten; die Erfolge lebensgefährlicher Eingriffe waren sehr befriedigend. Überwältigend nennt Billroth den Eindruck der neuen, anscheinend so einfachen und naheliegenden Erfindung auf die Chirurgen. Mittelst elastischer Binden und Gummischläuche werden die Gliedmaßen, an denen operiert werden soll, möglichst blutleer gemacht und so nicht nur Ströme Blutes erspart, sondern auch dem Chirurgen ein sicherer Überblick über das Operationsfeld geschaffen. Die Entbehrlichkeit kunstgerechter Assistenz ist ein weiterer Vorteil des Verfahrens. Esmarchs Grundgedanke war: Jede Operation an den Extremitäten, die nicht den Zweck hat, Blut zu entziehen, muß blutlos gemacht werden. Das neue Verfahren

verbreitete sich rasch und ist längst zum Segen der Operierten ein Grundprinzip der wissenschaftlichen Chirurgie geworden.

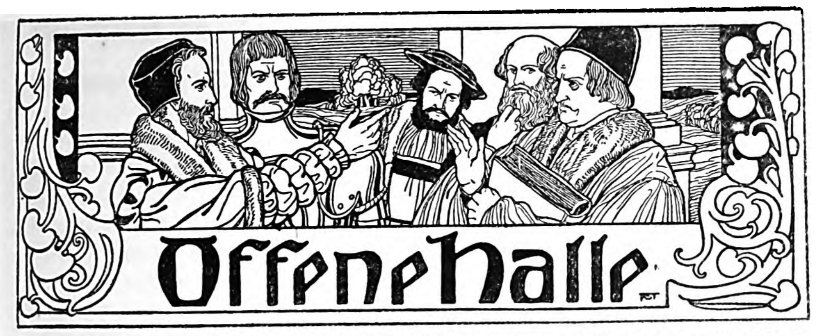
Auch die beiden andern großen Errungenschaften der modernen Chirurgie, die schmerzlose Narkose und die antiseptische und aseptische Wundbehandlung, hat Esmarch wesentlich gefördert. Für die erstere wurde die einfache Esmarchsche Maske und der Esmarchsche Handgriff, das Vordrängen des Unterkiefers mit den an die Kieferwinkel gelegten Händen, von Bedeutung, während die Wundbehandlung durch seinen Dauerverband, die Beschränkung der Drainage, die Einführung der Etagennähte u. a. Fortbildung erfuhr. Insbesondere aber wirkten Esmarch und seine Schüler von der Kieler Klinik aus für die Einführung und Durchführung der Asepsis, des keimfreien, reizlosen Verbandes, in den deutschen Kliniken. Andere seiner Arbeiten behandeln einzelne Kapitel der Chirurgie, namentlich aber die kriegschirurgische Technik, über die er 1877 ein preisgekröntes Werk herausgab. Zu alledem kommt, daß Esmarch, dessen edle, vornehme Erscheinung allen, die ihn einmal gesehen, unvergeßlich bleibt, auch als klinischer Lehrer ungemein anregend und erfolgreich war.

Seit 1883 galt sein Streben namentlich den Samariter-Vereinen, für die er seine „Erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen" schrieb. Er hatte bei den Feldzügen erfahren, wie wichtig die Anlegung des ersten Verbandes und die erste Hilfe für Verletzte ist, und wollte schon im Frieden Vorsorge treffen, daß möglichst viel geschulte Personen zur Verfügung ständen. Welchen Anklang sein Gedanke fand, ist bekannt; er hatte die Genugtuung, nicht nur Hunderttausende nach seinen Plänen unterrichtet zu wissen, sondern auch die amtliche Einreihung der Samariter-Vereine in die Organe des Sanitätsdienstes im Felde zu erleben. Immer ein Apostel der Humanität im Felde trat er noch als Greis mit einem geharnischten Protest gegen die grausam zerfleischenden mantellosen Geschosse der Engländer in die Schranken.

Sein achtzigster Geburtstag 1903 gestaltete sich zu einer Huldigung der Kulturwelt für den hochbedeutenden Forscher und Menschen, um ihm für ein Leben zu danken, das im Dienst des Gemeinwohls und der Humanität seine ganze Kraft willig geopfert hat. Keine Klage geziemt sich für die Nachlebenden am Ausgang eines so reich erfüllten Daseins, sondern ein dankbares treues Gedenken an sein Wirken und seine Taten, würdig der größten Zeit Deutschlands, die er an seinem Teil als tatkräftiger Förderer miterlebt und miterschaffen hat.

Dr. med. Georg Korn





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Das preußische Landtagswahlrecht

(Zu „Türmers Tagebuch“ im Februarheft)

Der Verfasser des Tagebuchs scheint mir doch zu wenig die Stimmung zu kennen, die bei uns in Preußen bezüglich der Wahlrechtsreform herrscht. Das wird wohl jeder zugeben, daß unser Wahlrecht, als menschliche Einrichtung, natürlich seine Fehler hat, und daß ein besseres an seine Stelle gesetzt werden könnte. Der Verfasser irrt aber, wenn er meint, daß nun unbedingt das allgemeine Wahlrecht von der Mehrzahl herbeigewünscht wird, und daß dies das einzige Wahlrecht sei, das Preußen glücklich machen könnte. (Ist nirgends behauptet worden. D. T.) Übrigens ist es völlig unrichtig, daß die Verfassung vor 60 Jahren vom König verletzt sein soll. Da dies behauptet ist, muß ich kurz auf die geschichtlichen Tatsachen eingehen. Wir hatten bis zur Verkündung der preußischen Verfassungsurkunde ein absolutes Königtum. Das Volk sehnte eine Mitwirkung bei der Gesetzgebung herbei, und so verhieß der König Friedrich Wilhelm IV. kurz nach den Märztagen 1848 eine konstitutionelle Verfassung. Er berief den vereinigten Landtag, der nun ein Wahlgesetz für die neueinzuberufende Volksvertretung ausarbeitete. Es wurde ein zwar indirektes, aber geheimes und allgemeines Wahlrecht beschlossen. Und was war die Folge? In der neugewählten preußischen Nationalversammlung herrschte der Geist der Revolution, man verlangte die Beseitigung des Königtums, die Abschaffung des Adels; kurz, es war für die Regierung unmöglich, mit dieser Volksvertretung zu regieren. Trotz Auflösung tagte sie aber weiter, so daß sie schließlich mit Gewalt aufgelöst werden mußte, „weil sie sich angemaßt hätten, mit souveräner Gewalt über den König zu bestimmen, und sie die Fackel der Anarchie in das Land geschleudert hätten“. Gleichzeitig wurde vom König das Verfassungswerk gefördert. Am 5. Dezember 1848 oktroyierte der immer noch absolute König die Verfassungsurkunde, aus eigener Entschließung, weil eine Vereinbarung nicht möglich gewesen sei. Aber er verhieß gleichzeitig eine Revision dieser Verfassung durch eine neu zu bildende Volksvertretung. Ein zweites Wahlgesetz, wonach zwei Kammern gebildet wurden, die Zweite Kammer auf Grund des allgemeinen Wahlrechts, hatte denselben Erfolg, die Zweite Kammer erwies sich als Volksvertretung unfähig. Daraufhin wurde vom König am 30. Mai 1849 das heutige Wahlgesetz mit dem jetzt so angefeindeten Dreiklassensystem

erlassen, und das Verfassungswerk wurde nun unter Mitwirkung des Landtags zum Abschluß gebracht. Wie hier ein Verfassungsbruch vorliegen soll, ist nicht ersichtlich. Der König war durch die Revolution nicht gestürzt, wie der König von Belgien; er ist nicht vom Volke eingesetzt, sondern war König aus eigenem Recht. (Aus eigenem Recht ist nur Gott. D. T.) Sein Versuch, mit einer aus allgemeinen geheimen Wahlen hervorgegangenen Volksvertretung zu regieren, war gescheitert, und es war sein gutes Recht, diese von ihm freiwillig einberufene, zum Regieren unfähige Volksvertretung wieder nach Haus zu schicken.

Die Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Preußen ist auch heute noch mit dem Staatswohl nicht vereinbar. Auch die geheime Wahl hat ihre Schattenseiten. Sie verdirbt den Charakter. Es gibt viele, die sogenannten Mitläufer der Sozialdemokratie, die durchaus königstreu sind, die sich aber über irgend etwas geärgert haben, z. B. über Erhöhung ihrer Steuern, sie machen ihrem Ärger Luft und geben den Sozialdemokraten ihre Stimme, so auch viele kleine Beamte, obwohl sie sich sagen müssen, daß sie hiermit ihrem König, dem sie den Eid geschworen, die Treue brechen. Dies sind die verderblichen Folgen der geheimen Wahl; ich verhehle durchaus nicht, daß die öffentliche Wahl auch ihre großen Nachteile hat. — Und nun das allgemeine Wahlrecht; welche Folgen es hat, lehrt uns die Weltgeschichte, die beste Lehrmeisterin. Es führt entweder zum Stillstand in der Gesetzgebung oder zum Cäsarismus. Das zeigt uns z. B. die Geschichte Roms und auch Frankreichs. Auf die römische Republik mit ihrem allgemeinen Wahlrecht folgte das absolute Kaisertum mit Männern wie Nero und Caligula, das französische Volk in der Revolutionszeit hat wiederholt für das Kaisertum gestimmt. Auch unser Reichstag hat schon einige Male in der Gesetzgebung versagt, es wäre zum Stillstand jedesmal gekommen, wenn er nicht aufgelöst worden wäre. In den süddeutschen Staaten wird durch Einführung des allgemeinen Wahlrechts der nationale Liberalismus an die Wand gedrückt. Ultramontanismus und Sozialdemokratie gewinnen die Oberhand. Das allgemeine Wahlrecht steht, wie der Staatsrechtslehrer Professor Hübler in seinem Kolleg ausführte, im Widerspruch mit der heutigen Gesellschaftsordnung. Es löst den Organismus auf in eine Addition von ganz gleichen Größen, das läuft der Wahrheit zuwider. Bildung und Kapital werden vergewaltigt. Die große Masse bestimmte aber auch nicht den Kurs, sie schiebt nicht, sondern wird geschoben, sie wird regiert von ihren Führern, oft dunklen Existenzen, man sehe sich nur die römische und auch die Geschichte Athens z. B. an.

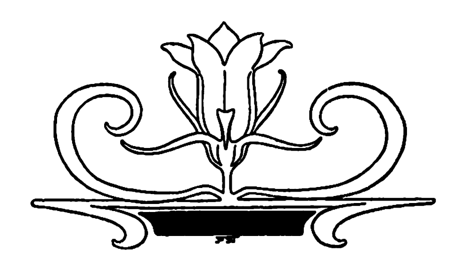
Würde jetzt in Preußen das allgemeine Wahlrecht eingeführt, der Liberalismus würde keine Freude erleben, Zentrum und Sozialdemokratie hätten allein den Vorteil. Der Liberalismus sollte weniger doktrinär sein, sich mehr von praktischen Erwägungen leiten lassen, dann würde er sich nicht zu der gefährlichen Parole hinreißen lassen: „Raus aus dem Block."

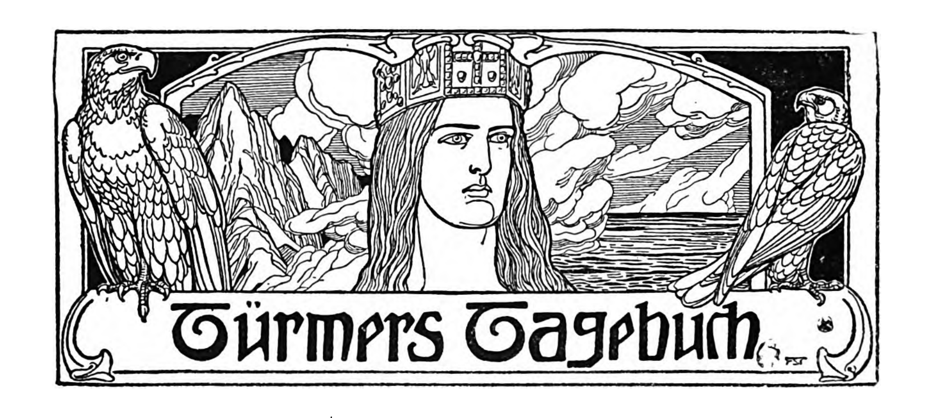
Und was würde aus unserer Ostmark werden? Bisher ist die Ostmark im Abgeordnetenhause meist durch konservative und liberale Abgeordnete vertreten, der Reichstag durch polnische. In Süddeutschland und im Westen scheint man die Polengefahr nicht zu kennen. Fast täglich kann man in den polnischen Zeitungen lesen, wie staatsfeindlich die Polen sind, welchen Haß sie gegen alles Deutschtum säen. Die Artikel grenzen oft an Hoch- und Landesverrat. Das Ausland, insbesondere Frankreich, suchen sie gegen uns auf-

zustacheln, indem sie in ausländischen Zeitungen Märchen von der preußischen Gewalttätigkeit auftischen. Ihre Abgeordneten bestreiten dies, sie stellen sich unwissend; der Reichskanzler wie einzelne Minister haben dagegen Beispiele angeführt. Die Geschichte beweist ebenfalls, daß die Polen jede beste Gelegenheit zu erfassen suchen, ihr altes Reich wiederherzustellen. Um uns von ihnen nicht unterdrücken zu lassen, insbesondere zum Schutz unserer Ostgrenze, brauchen wir die Enteignung, unser Selbsterhaltungstrieb gebietet es, hier dürfen keine philosophischen und doktrinären Fragen erwogen werden, das Staatswohl geht über das Privatwohl des einzelnen, und dabei soll volle Entschädigung gewährt werden; andere Staaten haben in solchen Fällen einfach konfisziert. Hier können wir von dem freien England viel lernen, das die Enteignung aus Staatswohl in viel größerem Umfang kennt als wir.

Aus all diesen Gründen ist die Einführung eines allgemeinen Wahlrechts für das Staatswohl Preußens und somit auch des Reiches gefährlich. Es ist deshalb von Bülow durchaus praktisch, wenn er abwartet, wie sich andere neu eingeführte Wahlsysteme, z. B. das sächsische und vor allem das belgische, bewähren. Doch da muß erst gewisse Zeit verstreichen. Bisher fühlen wir uns in Preußen als Staats- wie Stadtbürger bei unserem Dreiklassenwahlsystem sehr wohl. Wegen einzelner Mißstände, wie sie in Hamburg und Berlin z. B. vorkommen, die immer wieder als Kuriosa herangezogen werden, soll man nicht gleich das ganze System über den Haufen werfen und durch ein schlechteres ersetzen.

Ein Ostmärker





Justitia fundamentum

I.

Was sind wir doch für ein forsches, staatskluges, geschäftstüchtiges Volk geworden! Allen Respekt! Nur mit Beschämung denken wir noch, wie an Jugendsünden und -Torheiten, der Zeit, da wir unsere Ehre darein setzten, den Völkern das Banner des Ideals voranzutragen, und man uns noch das Volk der Dichter und Denker nannte. Wir danken heute für solche Ehrentitel. Dichten und Denken ist ein anständiges Geschäft, wie jedes andere auch, solange es seinen Mann ernährt und er nicht der öffentlichen Armenpflege zur Last fällt. Aber ein „Volk" von Dichtern und Denkern zu sein, von Bekennern und Wahrheitsuchern: das soll und darf uns niemand mehr vorwerfen. Heute sind wir „realpolitisch", heute sind wir „national".

„Das Wort ‚national'", sagt Julius Gmelin in der „Christlichen Welt", „hat nun einmal für so viele Deutsche der Neuzeit, zumal in Preußen, einen Klang, der alle andern Töne zurückdrängt oder überhören läßt. Ja diese dürfen in unsrer realistischen Zeit nur ganz schüchtern sich vernehmen lassen, so schüchtern, daß sie für das moderne Tagesleben, zumal das öffentliche, wo nur das laute Geschrei der Parteien mehr durchzudringen vermag, kaum existieren. Weil der ‚nationale' Gesichtspunkt im Vergleich mit dem zweiten modernen Hauptfaktor, dem wirtschaftlichen, der den nackten Egoismus oft nur schlecht verhüllt, eine so viel bessere, idealere Figur macht, vergißt man ganz, daß auch der Nationalismus zu einem Götzen ausarten kann, der uns um unser bestes Teil, das Eintreten für die höchsten sittlichen Güter und die bleibenden Gewinne, die daran hängen, erst recht betrügt und bei der Rechnung den wahren Nationalismus, den höheren, zu kurz kommen läßt. Denn als national gilt da allemal bloß, was im Dienste der Macht, d. i. der Machtausdehnung des Deutschen Reichs wie des deutschen Namens steht, mit dem man jenes gerne identifiziert, um dabei zu vergessen, daß der stärkste Pfeiler völkischer Macht

von den Tagen der alttestamentlichen Propheten an noch immer das Recht, die sittliche Gerechtigkeit auch im Völkerleben, gewesen ist.

Früher brauchte man das wohl dem Deutschen, als dem Vertreter des Idealismus unter den Völkern, nicht lange zu sagen. Aber es ist, wie wenn der moderne Deutsche sich dieser seiner echtesten Mitgift, mit der er, ob auch äußerlich oft mannigfach verkürzt, doch seine sittliche Gesundheit und seine Kraft durch die Jahrhunderte bewahrt hat, nur noch mit Scham erinnerte und nun um so mehr darauf aus wäre, durch möglichst gegenteilige Taten, durch eine Politik des nackten Realismus, jenes alte Renommee soviel als möglich in sein Gegenteil zu verkehren. Und ein großes Teil der Schuld daran trägt der Name Bismarck. Seine erfolgreiche Realpolitik, auf dem genialen Instinkt eines Mannes der Tat beruhend, der doch auch kein Bedenken trug, von irrtümlichen Wegen entschlossen umzulenken, noch ehe es zu spät war, muß nun auch für die mittelmäßigen Geister zur Entschuldigung dienen, sittliche Empfindungen für den Politiker als eine überwundene Stufe hinzustellen und auch ihr unbedeutendes Können in dem Dienst der brutalen Machtinstinkte mit dem Nimbus Bismarckischer Kunst zu schmücken: ungefragt, ob sie wohl auch so wie Bismarck imstande wären, im Falle des Mißerfolgs jederzeit die Gegenbremse in Anwendung zu bringen, ja ohne die Ehrlichkeit zu besitzen, sich solche Mißerfolge auch rechtzeitig noch einzugestehen."

Es ist leider an dem: Wir haben weder unsere militärisch-politischen Erfolge noch auch die gewaltige Persönlichkeit Bismarcks ertragen können, ohne Schaden zu nehmen an unserer Seele. Die große Zeit fand einen kleinen Nachwuchs. An Bismarck, dieser inkommensurabeln Größe, strafften sich alle die Kleinen und Vielzuvielen zu verwegenen „Tatmenschen" und „Staatsmännern" empor und zerkleinerten in aller Geschwindigkeit die Erzblöcke des Giganten in ihre armselige Scheidemünze, in die Marktgroschen ihrer kleinpersönlichen Wünsche und Ambitionen.

Was ist Wahrheit, was ist Recht! Wahrheit ist wertloses Hirngespinst, sonst aber unter polizeiliche Kontrolle zu stellen. Wer seine Wahrheit öffentlich vertreten will, hat sie von Staats wegen nicht vor dem Forum der Vernunft zu vertreten, sondern vor Gericht oder der vorgesetzten Behörde. Die allein entscheiden, welche Wahrheit vertreten werden darf und welche nicht. Recht aber — nun das ist doch sonnenklar: — Recht ist Macht.

Ja, es ist Macht. Es ist am letzten Ende die Macht, die Staat und Gesellschaft vor der Auflösung in Anarchie bewahrt, die Bestie im Menschen zähmt, indem sie jedem das Seine gibt. Justitia fundamentum regnorum. Wer aber die Grundlagen erschüttert, erschüttert der nicht den ganzen Bau? Den Baumeister, der die Mauersteine des Fundaments loslöste, um mit ihnen ein Nebengebäude aufzuführen, würde man als Narren davonjagen. Bei unseren Staatskünstlern heißt das gleiche Unternehmen „realpolitisch" und „national".

Ich kann mir nicht helfen: ich halte auch den Sprachenparagraphen für das neue Reichs-Vereinsgesetz und das Enteignungsgesetz gegen die Polen für Zeichen einer bedenklichen Erschütterung der Rechtsbegriffe und des Rechtsempfindens. Läge klare Notwehr vor mit der berechtigten Erwartung der Abwendung einer drohenden Lebensgefahr für Reich und Volk, lebten wir in Kriegszustand mit den uns eingegliederten fremden Volksstämmen, dann hätte die Sache noch ein anderes Aussehen, dann wäre sie eben unter dem ausschließlich gegebenen Gesichtspunkte der Selbsterhaltung zu entscheiden, der ja auch unser Privatrecht Ausnahmebefugnisse einräumt. Aber so liegen die Dinge doch lange nicht, und was dafür ins Feld geführt wird, kann nur die überzeugen, die man nicht erst zu überzeugen braucht.

Welcher Kulturstaat hat eine Bestimmung, nach der seine Bürger nicht in ihrer Muttersprache öffentlich reden dürfen? Und was um alles in der Welt soll mit dieser ganz gewöhnlichen, geradezu einfältigen Polizeischikane erreicht werden? Sie könnte dem Hirn eines allzu strebsamen Militäranwärters entsprungen sein. Und für das bloße erhebende Gefühl: „Siehst du nun, daß ich stärker bin?" — diese Blamage, diese unvermeidliche Aufhetzung und Verbitterung der nationalen Minoritäten von Staats- und Obrigkeits wegen, diese Verunzierung unseres teuersten Gutes, unseres Rechtes: die Einverleibung von Unrecht in das Buch des Rechtes. Ich frage mich wieder und wieder vergeblich nach dem Nutzen solch kindischen Aufprotzens gegen kleine Minderheiten, die an eine Auflehnung gegen die Staatsgewalt nicht im Traume denken, ihre Überlegenheit auch ohne irgendwelche putzigen Herausforderungen und Kraftproben bereitwilligst anerkennen. Sie haben auch ohne öffentliche Versammlungen Mittel und Wege genug, sich im Rahmen des Gesetzes zu verständigen. Und strafbare Dinge können sie doch ohnehin nicht erörtern, wenn man ihnen einen sprachkundigen Beamten hinsetzt. Wäre es nicht vielleicht doch einfacher und zweckmäßiger gewesen, ein paar Beamte mehr in den nötigen Sprachen auszubilden, als eine solche Haupt- und Staatsaktion zu unternehmen, deren praktischer Wert im umgekehrten Verhältnis zu dem dabei aufgewandten Brimborium steht?

Das Enteignungsgesetz gegen die Polen ist vollends das unverfrorene Eingeständnis eines völligen Bankerotts der ganzen preußischen Polenpolitik. Und dazu — ich prophezeie nicht gern, aber dies glaube ich verantworten zu können: — wird es sich auch nur als ein Schlag ins Wasser erweisen. Bis zum Jahre 1885, d. h. bis zum Beginn der Schneidigkeitsmethode gegen die Polen hat deren Verdrängung aus dem Grundbesitze angehalten. In der Begründung des ersten Ansiedelungsgesetzes am 22. Februar 1886 hat der damalige Landwirtschaftsminister mitgeteilt, daß sich der polnische Grundbesitz in der Zeit von 1860 bis 1885 in der Provinz Posen um 195 537 Hektar vermindert habe. Von da ab — doch bleiben wir bei den Zahlen: die aufgewendeten 350 Millionen sind mit dem Erfolge drangegeben worden, daß seit 1886 in den pol-

nischen Landesteilen 100000 Hektar an die Polen verloren gegangen sind. Das schöne Geld — wie nötig hätten wir's selbst brauchen können! Und nun haben wir's für die Polen angelegt! Ist das — „national"? Waren sie denn so unterstützungsbedürftig, daß wir uns reineweg für sie aufopfern mußten, wo doch unsere eigene Blöße aus allen Ecken und Enden ziemlich unverschämt hervorguckte, nicht einmal für anständige Schulhäuser und -Wohnungen und die zu besetzenden Lehrerstellen das bißchen Kleingeld bereit war?

Die preußischen Polen, führt Karl Jentsch im „Morgen" aus, brauchen nicht erst, wie seltsamerweise immer noch angenommen wird, in den Staatskörper „eingegliedert" zu werden. Sie sind es ja längst. „Sie haben sich niemals geweigert, Steuern zu zahlen. Sie haben sich niemals geweigert, die für alle Preußen geltenden Staatsgesetze anzuerkennen und, so oft sie sie übertreten hatten, die Strafe auf sich zu nehmen. Sie haben niemals den Militärdienst verweigert und haben seit 1864 in drei Kriegen für Preußen geblutet. Beständen Abfallneigungen bei ihnen, so wäre die Versuchung in den zwei großen Kriegen stark gewesen ... Es ist nichts von Verrat, nichts Verdächtiges vorgekommen. Wäre etwas dergleichen ruchbar geworden, so würde es Bismarck angeführt haben in seiner großen Rede am 28. Januar 1886, wo er die in der Thronrede angekündigten ‚Maßnahmen zum Schutze der deutschen Interessen in den östlichen Provinzen', in Ermangelung von Gegenwarttatsachen, mit alten Geschichten begründen mußte, in einer Weise, in der man heute noch den Belagerungszustand über ganz Preußen begründen könnte, das ja 1848 einmal rebelliert hat. Also die Polen sind in den preußischen Staat eingefügt, und der Verwaltungsorganismus funktioniert bei ihnen ohne die geringste Störung. Sie haben, gleich allen preußischen Katholiken, den Maigesetzen passiven Widerstand geleistet, und sie leisten denselben Widerstand dem Versuche, ihnen ihre Sprache zu rauben. In beiden Fällen mit vollem Recht, weil da der Staat seine Kompetenz überschritten hat. Über die beiden Gebiete, in die er da eingegriffen hat, besitzt er keine Gewalt. Gesetze und Maßregeln, die gegen die Natur gehen, sind eo ipso nichtig. Der Staat hat weder Gewalt über mein Gewissen, noch könnte er, wenn er ein polnischer Staat wäre, meine Zunge zwingen, eine polnische Konsonantenkombination wie prz auszusprechen. Im ersten Fall mußte der Staat bald nachgeben, weil die Zahl der passiven Widerstand Leistenden so groß war, daß er sich durch die Aufrechterhaltung undurchführbarer Gesetze um alle Autorität gebracht hätte; im zweiten Falle kann er das törichte Beginnen etwas länger fortsetzen, weil die Zahl der Betroffenen bedeutend kleiner ist. Daß die Polen, nachdem sie diese Vexationen dreißig Jahre lang erduldet haben, und nachdem man ihnen offen angekündigt hat, daß man sie von ihrem väterlichen Boden verdrängen wolle, die preußische Regierung zum Teufel wünschen (was Millionen andere Leute aus anderen Gründen auch tun), ist selbstverständ-

lich; sie wären nicht Menschen, sondern Hunde oder Klötzer, wenn sie es nicht täten. Aber quid sine viribus irae? Was bedeuten im Zeitalter der Riesenheere, Riesenkapitalien und Kanonen Schimpfwörter, Phantasien und ein Nationalschatz von ein paar hunderttausend Mark? Im passiven Widerstand unüberwindlich, sind die Polen jeder Möglichkeit der Aggression beraubt . . .

Also unsere Polen sind in unseren Staatskörper eingegliedert. Seit 1872, noch gewaltsamer seit 1886, arbeitet die Regierung daran, dieses Glied auszurenken, und jetzt will sie durch die Losreißung vom Boden die Ausrenkung vollenden." Bedeute deutsch soviel wie Teil des preußischen Staates, so seien die Polen deutsch. „Keine europäische Großmacht stellt das in Frage . . . Oder man meint damit die Sprache und die Nationalität. Dann lautet die Antwort: weder deutsch noch polnisch, sondern gemischt. Das ist eine Tatsache, die sich nur dadurch aus der Welt schaffen ließe, daß man die ganze polnische Bevölkerung totschlüge oder nach Westafrika oder ins rheinisch-westfälische Industriegebiet schaffte."

Fürst Bülow hat in der Herrenhaussitzung vom 30. Januar geäußert: „Ich frage nur: können wir zwei Provinzen entbehren, von denen die eine 18 Meilen von Berlin ihren Anfang nimmt?" „Keiner der erlauchten Herren hat die Geistesgegenwart gehabt, zu rufen: ‚Aber, Herr Reichskanzler, wachen Sie doch auf! Sie träumen! Schauen Sie sich doch um! Wo stehen denn die Armeen, die Posen und Westpreußen erobern wollen?' Müssen nicht die armen Polaken überschnappen und vom Größenwahn befallen werden, wenn das gewaltige Preußen, das die zwei stärksten Militärmächte Europas zerschmettert hat, mit ungeheurem Pathos sich rüstet, um Berlin vor ihnen zu schützen? Da Japan doch ein bißchen zu entfernt liegt, könnte eine von Osten anrückende Armee nur eine russische sein. In Beziehung auf Rußland gibt es nun zwei Möglichkeiten. Entweder es löst sich auf, dann wird natürlich auch ein polnischer Staat entstehen, der 7—10 Millionen Einwohner haben, jämmerlich verwaltet und blutarm sein wird. Wie könnte der dran denken, auch nur eine Quadratmeile vom preußischen Staatsgebiet abzureißen, wenn die Italiener mit all ihrem Irredentistengeschrei dem schlotterigen Österreich das ganz verwelschte Südtirol nicht streitig machen können? Aber noch ungemütlicher freilich würden die Zustände in Posen und Westpreußen dann werden, wenn die dort lebenden Polen immer noch Ursache hätten, mit der preußischen Regierung unzufrieden zu sein. — Oder Rußland erstarkt im Wirtschaftsleben und in der Kultur, so daß sein gewaltiges Gebiet und seine Kopfzahl in seiner politischen Macht voll zur Geltung kommen. Dann wird es die eisfreien Häfen, die es braucht, an unserer Ostseeküste suchen, und es wird die Macht haben, sie zu nehmen. Das einzige Mittel, dieser Eventualität vorzubeugen, ist eine Politik, welche die dem Riesenreich unterworfenen kleinen Nationalitäten in Preußen eine Schutzmacht sehen und herbeiwünschen läßt. Statt dessen hat es sich bei allen kleinen Nationalitäten, nicht bloß

den slavischen, gefürchtet und verhaßt gemacht, und dadurch den Deutschen den Zugang zu den großen Kulturaufgaben verbaut, die ihrer im Osten und Südosten harren und die sie aus der kleindeutschen Heringstonne, in der sie sich ungemütlich in kleinlichem Gezänk drängen, hinausführen könnten ins Freie.

Vor 20 Jahren fand ich es geraten, zu versichern, es sei nicht etwa Sympathie mit den Polen, was mich bestimme, die gegen sie gerichtete Politik zu bekämpfen. Polnische Wirtschaft und polnischer Charakter sind mir immer widerwärtig gewesen. Aber ich muß gestehen, daß die Polen in den letzten Jahren viel von ihren widerlichen Charakterzügen verloren haben. Dank der vortrefflichen Erziehung, die ihnen der Hakatismus hat angedeihen lassen, sind die bäuerlichen Schlampen, die liederlichen Herren von Krapulinski und Waschlappski wirtschaftlich geworden; sind unsre Polen aus larmoyanten Klageweibern allesamt, die Weiber eingerechnet, tatkräftige Männer, aus hündisch unterwürfigen, schafsgeduldigen Sklavenseelen bis zu den kleinen Kindern hinunter hartnäckige Protestler geworden.

Wenn ich die Polenpolitik als einen Komplex kolossaler Dummheiten charakterisiere, so will ich damit natürlich nicht etwa Bismarck der Dummheit beschuldigen. Im diplomatischen Verkehr und im Verkehr mit dem Hofe mußte er seiner vulkanischen Seele übermenschlichen Zwang anlegen, und da Vasen zerschlagen und Türklinken abreißen nur eine sehr mäßige Genugtuung ist, liebte er es, in der inneren Politik den Gluten seiner Leidenschaft Luft zu machen. In der Leidenschaft aber sieht man nicht, wohin man geht. Übrigens gab es neben den ausgesprochenen Beweggründen, die seine Polenpolitik durchaus zweckwidrig erscheinen lassen, unausgesprochene, die für seine Nachfolger jedoch nicht mehr bestehen. Diese haben sich nun, anstatt langsam und vorsichtig abzuwiegeln, mit der jetzt ganz unmotivierten Polenpolitik belastet. Nun rufen Minister und Hakatisten: Herr, die Not ist groß! Aber der alte Hexenmeister, der den Kulturkämpfern den Dienst geleistet hat, die Verantwortung für den unvermeidlichen Rückzug auf seine Riesenschultern zu laden, kehrt nicht mehr zurück, den Hakatisten denselben Gefallen zu erweisen. Je länger die Regierung die unvermeidliche Umkehr verschiebt, desto schwerer schädigt sie die Autorität des Staates . . ."

Man braucht nun die Polen noch nicht als so harmlose Staatsbürger einzuschätzen, wie anscheinend Karl Jentsch, auch nicht dem entgegengesetzten Standpunkte alle Berechtigung abzusprechen —: das alles kann weder die Zweckmäßigkeit des Gesetzes begründen, noch das dazu angewandte Mittel mit dem geltenden und natürlichen R e c h t e in Einklang bringen.

Auch Gmelin in der „Christlichen Welt" will den praktischen Nutzen durch Ansiedlung von etwa 100 000 deutschen Bauern nicht verkennen: — das R e s u l t a t sei aber doch „im großen und ganzen kein andres, als wenn der preußische Staat mit seinen Maßnahmen es a u f H e b u n g d e r

polnischen, nicht der deutschen Nationalität abgesehen hätte. Nur leider nicht nur auf Hebung, was ja schließlich ein Verdienst, ob auch wider Willen, wäre, sondern zugleich auf unheilbare Verfeindung! Denn eine Bevölkerung zugleich zu heben und zum tödlichen Feind erziehen: kann es eine wahnsinnigere Politik geben? Diese Leistung aber hat richtig die preußische Politik fertig gebracht, damit namentlich, daß ihre nachhaltigste und erste Wirkung war, den polnischen Adel, die Schlachta, mit deren Zusammenbruch noch ein Bismarck das polnische Volk widerstandslos zu machen glaubte — eine der schwersten Selbsttäuschungen, die der große Staatsmann beging — von seiner dominierenden Stellung zwar abzusetzen, aber nur zugunsten der polnischen Bauern wie der bisherigen, früher zu stumpfer Hörigkeit verurteilten Unterschicht! Also, daß es die deutsche Politik heutzutage nicht nur mit der Gegnerschaft von ein paar Hundert verlotterten Adelsfamilien, sondern mit Hunderttausenden emporstrebender Bauern und Arbeiter zu tun hat. Und das in einem Augenblick, wo diese Bevölkerung, im Unterschied von der schon früher erwachten, aber auch erst durch Preußen großgezogenen städtischen Mittelschicht, im Begriffe stand, sich zum loyalen Untertanen der Krone Preußen, mit der sie nicht am wenigsten der Stolz auf die preußischen Fahnen verband, auszuwachsen. Aber da mußte der deutsche Chauvinismus, der nach dem Siege über Frankreich mächtig ins Kraut geschossen war, der preußischen Politik in den Sinn geben, auch im Osten nun die von den preußischen Grenzen eingefriedigten Polen, die sich 1866 und 70/71 so glorreich unter preußischem Kommando geschlagen hatten, möglichst rasch zu Deutschen machen zu wollen ...

Man möchte schwermütig werden, wenn man so mit ansehen und fast mit Händen greifen muß, was für verhängnisvolle Fehler diese kurzsichtige Gewaltpolitik über dem Vergessen der unsichtbaren Faktoren gezeitigt hat, und nun erleben muß, wie dieser Politik in unserem Jahrhundert nun vollends die Krone aufgesetzt wird durch ein Gesetz, das niemals besser charakterisiert werden kann als durch das Prädikat ‚Unrecht und Torheit'. Torheit eben darum, weil es Unrecht ist und uns so, wie man keinem religiös-sittlich empfindsamen Menschen erst zu beweisen braucht, niemals einen wirklichen Gewinn bringen kann ..."

In den Schulen wird uns eine sittliche, eine religiöse Weltanschauung gelehrt; im Staatsleben aber glauben wir an keine sittliche Weltordnung. Denn sonst würden wir nicht ihre Gesetze aus unserer Rechnung streichen und doch den klingenden Lohn erwarten.

Diese Zwiespältigkeit, dies jähe Auseinanderklaffen theoretischer und praktischer Moral wird nachgerade schon zum System erhoben und methodisch geübt. Was Wunder, wenn dabei eine solche Verwirrung und Unsicherheit auch in den elementarsten Fragen der Ethik um sich greift, wie wir sie fast bei jedem unserer „volkstümlichen" Skandalprozesse beobachten können. Wäre es noch vor einigen Jahrzehnten möglich gewesen, daß man

einen Peters als nationalen Heros anschwärmte, noch brühwarm von der im Prozeß naturalistisch aufgepinselten Hänge- und Liebeskolportage? Oder daß sich die öffentliche Teilnahme für einen Hau bis zum Siedegrade erhitzte? Daß man dabei ein wehrloses Mädchen mit geradezu perverser Lüsternheit durch die breiten Gossen der Öffentlichkeit schleifte, sich förmlich an diesem unglücklichen Opfer austobte und schadlos hielt für die Unannehmlichkeiten, die das Gericht dem geliebten Helden nun einmal nicht ersparen konnte?

Es ist kein Widerspruch, nur eine korrespondierende, eine Begleiterscheinung, wenn eine solche, auf brutale Sensationen geschärfte, jederzeit entgleisungsfähige öffentliche Meinung wirklichen öffentlichen Notständen gegenüber mehr oder weniger versagt oder nach kurzem Aufflackern in tödlichen Stumpfsinn versinkt. Wie könnten sonst auch Zustände in unserer Verwaltung und Justiz alt und grau werden, deren Beobachtung auf die Dauer geradezu aufreizend wirken müßte, und die eine gesunde und kraftvolle öffentliche Meinung längst hinweggefegt hätte! Aber außer für sein wirtschaftliches Fortkommen, seine Karriere und seine Vergnügungen hat der Durchschnittsdeutsche von heute nur noch Interesse für das: was „S. M.“ bei dieser oder jener Gelegenheit geäußert oder getan haben soll; für seinen lieben Nachbarn, wenn's — was Schlimmes ist; für den Verein, in dessen — Vorstand er sitzt; und für Sensationsprozesse mit möglichst sexuellem Hintergrunde. Der Hintergrund kann gar nicht sexuell genug sein. Und er ist ja denn auch, den Forderungen der Neuzeit entsprechend, immer sexueller geworden.

Die Türmerleser brauche ich nicht erst zu bitten, mir auf andere Gebiete zu folgen, in Bezirke, die zu betreten jeder von uns genötigt wird, und in denen doch längst nicht alles so ist, wie es sein sollte und wie es uns von Stellen, die es eigentlich besser wissen könnten und müßten, gepriesen wird. Es tut not, sich einmal die Dinge bei Lichte und dann gründlich anzusehen. Sollte die Zeit auch etwas lang werden. An dem Schausteller liegt's wahrlich nicht.

Guckkasten vor!

*

Ein hier schon berührter Fall, zu dem aber noch einige ungemein charakteristische Einzelheiten nachgetragen werden müssen.

Am 21. November 1906 wurde der Töpfer Marin in Zoppot wegen einer Schulstrafe von einer Mark von den Polizeibeamten Kupper und Kamin, denen er Zahlung anbot, am Bahnhof verhaftet und in das Gefängnis gebracht. Von dort wurde er erst am nächsten Tage geradezu schrecklich zugerichtet, mehr tot als lebendig, entlassen. Der Arzt, der ihn zwei Tage später untersuchte, stellte ihm ein Attest aus, wonach der Mann sich in einem „geradezu desolaten Zustande“ befunden hatte. Fast der ganze Körper war zerschunden, auch ließ der Befund auf den Bruch einer oder mehrerer Rippen schließen.

Marin war sieben Wochen erwerbsunfähig. Nach seinen Angaben hatten ihn die beiden Polizeibeamten in Gemeinschaft mit dem Gefängniswärter Skorczyck mißhandelt. Vor dem Landgericht Danzig wurde gegen

Kamin und Skorczyck verhandelt. Sie leugneten, behaupteten, von Marin angegriffen zu sein, verwickelten sich aber in zahlreiche Widersprüche und wurden auch von den als Zeugen geladenen Beamten belastet, obgleich diese in ihren Aussagen sehr zurückhaltend waren und sich auf manches nicht erinnern konnten. Kupper — verweigerte auf die Frage, ob er auch geschlagen habe, die Aussage und wurde nicht vereidigt.

Der Mißhandelte bekundete als Zeuge, er habe die Zahlung der einen Mark auf dem Bahnhof und auch im Gefängnis angeboten. Obwohl man ihm den Wochenlohn von 22,70 Mk. abnahm, — vergebens. Als er schon in die Zelle gebracht war, hat man ihn aufgefordert, Trinkwasser zu holen. Er lehnte das ab und meinte, die Beamten müßten das selbst tun. Kamin hat ihn darauf drohend gefragt: „Du roter Hund willst dir kein Wasser holen?“ und ihn dann zu Boden gestoßen, wo er liegen blieb, bis die ganze Szene vorüber war. Er sei in der brutalsten Weise mit den Füßen und mit einem derben Stock mißhandelt, in die Rippen getreten worden usw. Als man ihn mürbe geschlagen hatte, mußte er sich doch Wasser holen. Er tat das und wurde dann in die Zelle geschlossen. Bald darauf kam Kamin in die Zelle und bemerkte, daß er auf seiner Pelerine saß. Er schrie ihn nun an: „Du roter Hund sitzt auf meiner Pelerine“, und schlug ihn mit dem Helm, den er an der Spitze hielt, ins Gesicht.

Interessant aus der Vernehmung Marins ist diese Episode:

Staatsanwalt (mit Nachdruck): Warum haben Sie die Strafanzeige erst so spät eingereicht? Am 24. November wurden Sie verletzt und erst (?) am 7. Dezember ging die Anzeige ein! Wer hat Ihnen die Anzeige geschrieben?

Marin: Da die Angelegenheit in Zoppot nicht vorwärts ging, hat sie mir Herr Bartel geschrieben.

Staatsanwalt (energisch): Was ist das für ein Mensch?

Gerichtsbeisitzer, ein Landgerichtsrat (Zwischenruf): Das ist ein Sozialdemokrat!

Marin: Herr Bartel ist Kassenführer der Krankenkasse „Die treue Selbsthilfe“.

Staatsanwalt (energisch): Das ist ja notorisch, daß die Leute Sozialdemokraten sind! Sind Sie auch Sozialdemokrat?!

Marin: Ich bin gewerkschaftlich organisiert.

Staatsanwalt (sehr energisch): Also Sie wollen nicht zugeben, daß Sie Sozialdemokrat sind!? Schade, daß ich die Akten nicht hier habe, das werden wir aber noch feststellen!

Der Bürgermeister des Bades Zoppot bekundete die Tatsache, daß in Zoppot die ihm gar nicht bekannte, von seinem Vorgänger herrührende Anordnung bestand, mit Schulstrafen Belegte auch dann in Haft zu nehmen wenn sie Zahlung anboten! Er habe diese Anordnung jetzt aufgehoben.

Der Staatsanwalt suchte allerlei Milderungsgründe für die Angeklagten heraus und beantragte schließlich gegen Kamin für zwei Körperverletzungen — 80 Mark und für zwei Beleidigungen — 10 Mark Geldstrafe; gegen Skorczyck 30 Mark für eine Körperverletzung. Das Gericht verurteilte Kamin zu 90 Mark Geldstrafe wegen zweimaliger Körperverletzung und zweifacher Beleidigung! Skorczyck kam mit 30 Mark Geldstrafe wegen einfacher Körperverletzung davon! Beide wurden solidarisch zu nur 100 Mark Buße verurteilt.

Dasselbe Gericht hat einige Tage später einen nicht vorbestraften 19jährigen Lehrling, der in angetrunkenem Zustande einen Arzt und seine Frau mehrmals anrempelte und beleidigte, hinterher aber brieflich und vor Gericht seine Tat bereute und um Entschuldigung bat, zu einem Jahr und einem Monat Gefängnis verurteilt.

Zu vier Monaten Gefängnis war ein älterer Arbeiter P. wegen Beleidigung eines Schutzmanns vom Schöffengericht in Berlin verurteilt worden. Der Angeklagte hatte eines Tages auf einer Bank gesessen. Zwischen ihm und einem Ehepaar H., das ebenfalls auf der Bank saß, kam es zu einer Auseinandersetzung. H. war ebenso wie der Angeklagte infolge einer Massenentlassung arbeitslos geworden und deshalb mit seiner Frau in Streit geraten, an dem sich auch P. beteiligte. Es kam zu einer Szene, in die sich alsbald ein Schutzmann einmischte. Der, behauptet der Angeklagte, habe ihn sofort in grober Weise „angeschnauzt", und als er sich einen höflicheren Ton ausbat, ohne weiteres sistiert. Auf dem Wege zur Polizeiwache machte P. seinem Ärger über die seiner Ansicht nach ungerechtfertigte Festnahme durch die Worte Luft: „Ihr verfl ..... Blauköppe lebt doch nur von unseren Steuern!" Eines Widerstandes machte sich P. nicht schuldig. Das Schöffengericht verurteilte ihn zu vier Monaten Gefängnis. In der Berufungsinstanz wies der Verteidiger auf einen Fall hin, der vor einigen Tagen die Strafkammer beschäftigt hatte. In diesem hatte ein angetrunkener Schutzmann einen groben Exzeß gegen eine Frau verübt und war mit 100 Mark Geldstrafe davongekommen. — Das Urteil gegen P. lautete auf zwei Monate Gefängnis. (!)

Der Fall, auf den sich der Verteidiger berief, lag so. Der Schutzmann Chr. war angeklagt, eine Frau B. beleidigt, körperlich mißhandelt und ohne Anlaß sistiert zu haben. An einem Abend wartete Frau B. vor dem Stadtbahnhof Alexanderplatz auf ihren Mann. Nach einer Weile erblickte sie einen betrunkenen Schlächter und einen offenbar betrunkenen Schutzmann. Dieser ist dann nach ihrer Erzählung aus dem Bahnhofeingang herausgekommen, auf sie zugetreten und hat zu ihr gesagt: „Du Sau, was stehst du hier herum?" Sie hat sich das Duzen verbeten und gesagt, daß sie auf ihren Mann warte. Darauf der Schutzmann: „Dann werde ich auf deinen Mann warten! Du stehst ja unter Kontrolle!" Sie wollte ihm entrinnen, er lief ihr aber nach und drohte ihr mit einem beleidigenden Ausdrucke, sie festzuhalten, wenn sie nicht mitgehen würde.

Dadurch erregte er einen großen Auflauf, aus dem Publikum ertönte der Ruf: „Der Mann ist ja betrunken, der hat ja förmlich das Delirium!“ Als ihn die Menschenmenge umdrängte, hat der Angeklagte seinen Säbel gezogen, damit zwischen die Menge gestoßen und geschlagen. Mit den Worten: „Du Sau, warte nur, wenn ich dich erst auf der Wache (!) habe“, hat er sie zweimal mit dem Säbel über das Kreuz geschlagen. Ein dem Angeklagten zu Hilfe gekommener zweiter Schutzmann hat gleichfalls blank gezogen, und so ist sie dann zur Wache gebracht worden. Auf der Wache hat der Angeklagte kaum schreiben können; er hatte seinen Rock aufgeknöpft und den Säbel auf den Tisch geworfen. Die auf die Wache mitgekommenen Zeugen schüchterte er so ein, daß sie froh waren, sich wieder entfernen zu können. Die anderen Schutzleute auf der Wache hatten sich gleichfalls vor ihm zurückgezogen.

Der Zeuge Dr. B., Assistenzarzt an einem Berliner Krankenhause, hat gleichfalls den Angeklagten in betrunkenem Zustande mit einem betrunkenen Schlächter hin und her wanken sehen. Der Schutzmann ist dann auf die Frau B. zugewankt, hat die Frau belästigt und zu ihr die beleidigenden Worte gebraucht. Der Zeuge hat sich dann an einen anderen Schutzmann gewandt und ihn auf das Gebaren seines Kollegen hingewiesen. Es hatten sich aber bald sehr viele Menschen angesammelt, die den Schutzmann umdrängten. Als es zur Wache ging, wollte der Zeuge auch dorthin gehen, um zu bekunden, daß er gesehen habe, wie der Schutzmann die Frau sogar in schamloser Weise angegriffen habe. Das ist dem Zeugen aber schlecht bekommen. Als er, so erzählte er, am Hause der Polizeiwache ankam, wurde ihm der Eingang verwehrt. Er benutzte dann einen unbewachten Augenblick, ging hinein, wurde aber von einem Beamten betroffen und angefahren: „Was? Sie wollen nicht gehen? Das ist Hausfriedensbruch!“ Die Wache bot ein wüstes Bild: Der Angeklagte saß verstört an seinem Tisch, und als er seiner ansichtig wurde, rief er ihm ein gemeines Schimpfwort zu. Dann kam ein anderer Beamter, nahm den Zeugen beim Wickel und stieß ihn einfach in die Arrestzelle, aus der er erst durch die Intervention des Polizeihauptmanns befreit wurde. Gegen den Zeugen ist dann noch eine Anzeige wegen Hausfriedensbruch erstattet worden, der aber keine Folge gegeben wurde.

Der Angeklagte bestritt, angetrunken gewesen zu sein, und berief sich auf mehrere Personen, mit denen er kurze Zeit vor dem Vorfall gesprochen, und die ihm bezeugten, daß er nüchtern gewesen. Auf der anderen Seite standen mehrere einwandfreie Zeugen, die übereinstimmend aussagten, daß der Angeklagte stark betrunken gewesen sei. Der stellte die Sache so dar, daß er Frau B. in Gemeinschaft mit mehreren anderen Personen vor dem Eingang zum Bahnhof habe stehen sehen. Da sie die Passage beengten (!), habe er Frau B. gefragt, was sie da herumstehe, und so höhnische Antworten bekommen, daß er sich zur Sistierung genötigt sah.

Da sei er dann vom Publikum so arg bedrängt worden, daß er zur Waffe habe greifen müssen. Ob er beim Umsichschlagen Frau B. getroffen, wisse er nicht. Dieser Darstellung wurde von Augenzeugen widersprochen.

Der Staatsanwalt beantragte vier Monate Gefängnis. Das Gericht nahm an, daß der Angeklagte sich subjektiv nicht bewußt gewesen sei, in unrechtmäßiger Weise gegen die Frau einzuschreiten und sie widerrechtlich zu sistieren. Ferner nahm es an, daß der Angeklagte die Frau B. nicht vorsätzlich geschlagen, sondern sie wohl nur beim Herumfuchteln mit dem Säbel getroffen (!) haben möge. Dagegen hielt der Gerichtshof eine Beleidigung für erwiesen, die er bei der ganzen Sachlage, mit Rücksicht auf die Angetrunkenheit des Angeklagten, mit — 100 Mark Geldstrafe für genügend geahndet erachtete.

„Eine Frau", bemerkte der „Vorwärts", „wird ohne den geringsten Anlaß in frivoler, roher Weise von einem angetrunkenen Schutzmann beschimpft, belästigt, geschlagen, zu Unrecht sistiert; ein über den Vorgang erregter Arzt will sein Zeugnis ablegen —: er wird beleidigt, widerrechtlich eingesperrt und gar noch mit einer falschen Anzeige wegen Hausfriedensbruch bedroht. Und dann nimmt das Gericht an, der Schutzmann habe geglaubt, im Recht zu sein, ohne des Schutzmanns Vorsatz habe sich der eigenwillige Säbel wiederholt gegen den Körper der Frau gedrängt. 100 Mk. Geldstrafe. Und die mißhandelten widerrechtlich sistierten Personen können noch von Glück sagen, daß nicht sie wegen Widerstandes gegen rechtswidrige Angriffe zu schweren Gefängnisstrafen verurteilt sind."

In Halle hatte ein Arbeiter bei einem nächtlichen Renkontre zu den herbeigeeilten Polizisten gesagt: „Sie haben uns gar keine Vorschriften zu machen, denn dazu sind Sie uns zu dumm; ich habe so viel Grütze in den Beinen wie Sie im Kopfe." Die Folge war eine Anklage wegen Beamtenbeleidigung. Der Amtsanwalt beantragte gegen den Arbeiter 40 Mk. Geldstrafe, das Gericht verhängte jedoch über ihn eine Gefängnisstrafe von zwei Monaten!!

Ein anderer Arbeiter, der etwas angetrunken war und einen Polizeisergeanten, der ihn vom Bürgersteig wies, mit einigen Schimpfworten, wie sie in Halle üblich sind, belegt hatte, wurde deshalb zu einem Monat Gefängnis verurteilt.

Nun aber einige andere Fälle:

Ein Polizeisergeant gebot einem Studenten, der bei einem von ihm provozierten nächtlichen Wortwechsel sehr laut wurde, vergeblich Ruhe und nahm ihn dann mit zur Wache. Auf dem Wege dorthin leistete der Student nicht nur Widerstand, sondern er hieb dem Beamten derart mit dem Stock über den Helm, daß der Stock in Stücke ging, die Helmspitze abbrach und der Helm sich verbog. Im Wachtlokal äußerte der Student spöttisch: „Ach, bei der Halleschen Polizei braucht man nur zu fragen, was die Sache kostet, dann ist schon alles erledigt." Der Amts-

anwalt beantragte gegen den Studenten, der einen Beamten geschlagen und die Polizeibehörde durch jene Bemerkung beleidigt hatte, eine Geldstrafe von 170 Mark. Das Gericht hielt aber 40 Mark für ausreichende Sühne.

Hatte der Student mit seiner Einschätzung des „Kostenpunkts“ so unrecht?

Hallische Studenten verüben wieder einmal einen so wüsten Skandal, daß die Polizei notgedrungen einschreiten muß. Mahnungen der Beamten, ruhig zu sein, werden verlacht. Darauf verlangt der Schutzmann die Studentenkarte des Haupttattenäters. Die Karte erhält der Schutzmann nicht, vielmehr stellt der Student sich kampfbereit dem Schutzmann entgegen: „So, Sie Dreckkopf, Sie Dreckkopf, nun fassen Sie mich einmal an, dann sollen Sie mal sehen“. Das Urteil lautet: wegen Ruhestörung 5 Mark Geldstrafe, wegen Widerstand mit Beamtenbeleidigung 15 Mark Geldstrafe.

Zwei Schutzleute bitten einen des Nachts heftig randalierenden Studenten, sich ruhiger zu verhalten. Darauf brüllt der Musensohn einen Polizisten mit den Worten an: „Halt 's Maul mit deinem nervösen, dreckigen Gesicht“, dem anderen schnarrt er zu: „Sie mit Ihrem dämlichen, langen Gesicht müssen Ihre dumme Nase auch in alles hineinstecken“. Das Urteil: wegen Ruhestörung 5 Mark, wegen Beamtenbeleidigung in zwei Fällen je 10 Mark.

Als in einer Nacht der schon bejahrte Privatmann T. auf dem Heimweg begriffen ist, wird er von dem stud. phil. K. und dessen Freunde verhöhnt. K., der auf der Straße steht, ruft seinem Freunde zu: „Du, da kommt der Ober mit dem Steifen!“ Als sich der offenbar händelsuchende Student dem alten Herrn nähert, sagt dieser: „Bitte lassen Sie mich doch gehen, ich bin Ihr Ober nicht!“ Darauf nimmt der Student seinen Spazierstock und schlägt damit dem alten Herrn zweimal ins Gesicht, daß der Stock zerbricht und das Blut fließt. Ein Polizeibeamter, der diesen Vorgang in der Schöffengerichtsverhandlung bestätigte, springt hinzu und schützt den alten Herrn vor weiteren Mißhandlungen. — Der Verletzte hatte derartige Wunden an Stirn und Backe, daß er einen Monat ärztlich behandelt werden mußte. Zu seiner Entschuldigung wußte das feine Herrchen rein gar nichts anzuführen, als daß es von einem Kommers gekommen und „angeheitert“ gewesen sei. Das Schöffengericht bezeichnete die Tat als roh und rücksichtslos und verurteilte ihn daher auch zu der exemplarischen Strafe von — 120 Mark Geldbuße.

Gegen die Anklage, die Ehefrau eines Fabrikanten im Dienste beleidigt zu haben, hatte sich der Schutzmann M. vor dem Schöffengericht zu Köln zu verantworten. Als er für den Fabrikanten ein amtliches Schriftstück überbrachte, fragte er die Frau, ob sie die Gattin des Abwesenden sei. Als dies bejaht wurde, überreichte er ihr das Papier und kniff sie in

die Wange. Die mit dieser amtlichen Vertraulichkeit beglückte Frau war hoch in anderen Umständen. Der Schutzmann bestritt den von ihr als Zeugin bekundeten Vorfall. Der Staatsanwalt erklärte, die Beleidigung sei nicht einfacher Art; wohin solle es kommen, wenn die Polizeibeamten, die von den Gerichten stets in Schutz genommen würden — ein seltenes, aber um so wertvolleres Eingeständnis —, in solcher Weise vorgingen. Einem Dienstmädchen gegenüber hätte man das Vorgehen als einen allerdings nicht zu billigenden Scherz auffassen können. Er beantrage für eine so sträfliche Handlungsweise 80 Mark. Das Gericht erklärte im Urteil, es sei in der Tat eine nachdrückliche Strafe geboten und — erkannte auf 50 Mark.

Vor der ersten Strafkammer des Berliner Landgerichts II mußten sich die beiden Schutzleute Korruhn und Keppler wegen Mißhandlung verantworten. Auch der Referendar Morell saß auf der Anklagebank. Dieser war zusammen mit dem Kammergerichtsreferendar Tschepke am 20. November 1906 auf dem Polizeirevier erschienen, um einen Automobilführer, der sie falsch gefahren hatte, feststellen zu lassen. Die Beamten, offenbar nicht erbaut, aus ihrer Ruhe gestört zu werden, behielten, statt den Führer festzustellen, die beiden auf der Wache. Als Morell gegen diese Behandlung Protest erhob, schrie der Wachthabende Korruhn dem Schutzmann Keppler zu: „Machen Sie den Mann ruhig!" Keppler kam dieser Aufforderung gründlich nach. Er faßte den Morell an beiden Schultern, schüttelte ihn mit Gewalt wohl ein halbes Dutzend Mal hin und her, so daß er mit dem Kopf gegen die Wand flog. Als Tschepke auf seine Eigenschaft als Referendar hinwies, schrie ihn Korruhn an: „Ach was, Referendar! Sie können mich ..." Usw.

Als Morell seinem sich entfernenden Freunde folgen wollte, stürzten sich beide Schutzleute auf ihn, hielten ihn mit Gewalt im Lokal zurück, und während Keppler den Referendar Tschepke hinausbeförderte, begann Korruhn, ein Hüne, den schwächlichen Morell in einer geradezu brutalen Weise zu mißhandeln. Er würgte ihn am Halse, schlug ihn auf den Kopf und befahl schließlich dem Keppler, den Mißhandelten in eine Zelle zu sperren. Hier, hinter einem eisernen Gitter, wurde Morell, halb bewußtlos, bis 5½ Uhr früh festgehalten. In der Zelle erbrach er sich wiederholt. Nach seiner Entlassung erstattete er sofort Anzeige. Ein Verfahren gegen die Schutzleute wurde jedoch seitens der Staatsanwaltschaft abgelehnt, dagegen das typische Verfahren gegen Morell (!) wegen „Beleidigung" der Schutzleute, „Widerstandes gegen die Staatsgewalt" und „Hausfriedensbruch" eingeleitet. Erst auf Anweisung des Oberstaatsanwalts wurde die Anklage auch gegen die Schutzleute, wegen Beleidigung, Mißhandlung und Freiheitsberaubung, erhoben, so daß sich diese endlich neben Morell zu verantworten hatten. Morell wurde freigesprochen, gegen den Schutzmann Korruhn wegen Körperverletzung und Freiheits-

beraubung auf fünf Monate Gefängnis, gegen Keppler wegen Beleidigung und Körperverletzung auf 100 Mark Geldstrafe erkannt. Der Vorsitzende betonte in der Begründung, daß das Gericht in allen Punkten der Aussage des Referendars Tschepke gefolgt sei. Hiernach und nach den anderen vorliegenden Beweismitteln habe sich die Darstellung des Angeklagten Morell als wahr, die Darstellung der beiden Schutzleute als unwahr herausgestellt. Es handle sich um Vergehen im Amte, und zwar um besonders schwere Ausschreitungen.

Ein Zeitungshändler in Berlin steht abends auf der Straße und geht seinem Gewerbe nach, das er schon 20 Jahre in derselben Gegend unbehelligt ausübt und wozu er natürlich auch den erforderlichen polizeilichen Erlaubnisschein besitzt. Trotzdem befiehlt ihm ein Schutzmann in barschem Tone, weiter zu gehen, weil das Handeln dort nicht erlaubt sei. Der Händler macht den Beamten auf seinen Erlaubnisschein aufmerksam, wird aber trotzdem zur Wache sistiert. Dort sitzt der Mann dann auf einer Bank, um dem vernehmenden Beamten den Fall klarzulegen. Da öffnet sich eine Seitentür, und ehe er sich's versieht, hat er ein paar kräftige Schläge gegen das linke und einen gegen das rechte Ohr weg. Er hört nur noch die Worte: „Halten Sie das Maul!" und verliert dann die Besinnung. Nach einer Weile erhebt er sich und verläßt die Wache. In der Klinik des Geheimrats Dr. Passow wird eine Zerreißung des linken Trommelfells festgestellt.

Vergeblich alle Bemühungen des Mißhandelten, den Täter auf der Wache zu ermitteln. Dafür erhält er selbst ein Strafmandat über 8 Mark oder zwei Tage Haft wegen „ruhestörenden Lärms und Erregung eines Auflaufs". Er wendet sich nun an die Staatsanwaltschaft beim Königl. Landgericht I. Von ihr erhält er den Bescheid, daß der Täter absolut nicht zu ermitteln und das Verfahren daher eingestellt worden sei. Der Mann gibt sich auch damit noch nicht zufrieden und reicht Beschwerde bei der Oberstaatsanwaltschaft ein. Aber auch diese Behörde sieht sich nicht in der Lage, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen, vielmehr teilt sie ihm mit:

„Zu einer gerichtlichen und eidlichen Vernehmung der Beamten liegt kein Anlaß vor, da davon ein anderes Ergebnis nicht zu erwarten ist."

Die Oberstaatsanwaltschaft hält es also für völlig ausgeschlossen, daß selbst Eideszwang das amtlich gehütete Geheimnis der Wachtstube zu Tage fördern werde! Dabei waren zwei Beamte des Reviers Zeugen der strafbaren Handlung ihres Kollegen! Auch der uniformierte Wüterich, der bei einem Krawall in Breslau dem völlig unbeteiligten Arbeiter Biewald, als dieser die Treppe zu seiner eigenen Wohnung heraufstieg, mit einem Säbelhiebe die Hand glatt vom Arme herunterhackte, konnte trotz aller amtlichen Bemühungen bis zum heutigen Tage nicht festgestellt werden. Die Breslauer Bürgerschaft aber ist durch alle Instanzen hindurch verurteilt worden, den von einem königlich

preußischen Beamten zum Krüppel Geschlagenen mit ihren Steuergroschen zu „entschädigen". Von Rechts wegen. Ein schöner Zug war es auch, daß „gut gesinnte" Blätter, darunter eine parteiamtliche Korrespondenz, den ganzen Vorgang auch dann noch kaltlächelnd ableugneten und als „Schauermär" hinstellten, als die Tat bereits amtlich zugestanden war und es sich nur noch um die Entschädigungsfrage handelte! So wird's gemacht!

Vor der Strafkammer in Beuthen hatte sich der Polizeisergeant R. wegen schwerer Körperverletzung zu verantworten. Eines Tages (im September 1906) kam der Zimmerhäuer K. in das Bureau der Antonienhütter Amtsverwaltung. Bevor er sein Anliegen vortragen konnte, erhielt er von R. einen wuchtigen Schlag ins Gesicht. K. trug ein blutunterlaufenes Auge davon. Nach ihm wollte der Zimmerhäuer B. einen Hund anmelden; er tat dies in einer etwas lauten Weise, worüber der Angeklagte ärgerlich wurde. Beide gerieten in einen Wortwechsel, der dazu führte, daß R. den B. am Kragen packte und abführen wollte. Er drängte ihn in ein Nebenzimmer, zog seinen Säbel und schlug damit auf B. ein. Dabei wurde dem B. die rechte Hand, die er zur Abwehr über dem Kopfe hielt, vollständig zerfleischt. Zur Heilung waren sechs Monate erforderlich, die er im Knappschaftslazarett zubringen mußte. Wenige Tage darauf wurde der Angeklagte zum Grubenarbeiter B. gerufen, der mit seinem Schwiegervater in Streit geraten war. Als er mit einem anderen Polizeibeamten erschien, hatte sich B. inzwischen beruhigt und war auf seinem Stuhl in der Stube eingeschlafen. Der Angeklagte weckte B. und stellte ihn zur Rede. B. erklärte dem Beamten, daß er geschlafen habe, und forderte ihn auf, die Stube zu verlassen. Der Angeklagte erklärte danach B. für verhaftet. Seiner Festnahme setzte dieser energischen Widerstand entgegen. Der Angeklagte nahm jetzt die Handkette, legte sie dem B. aber um den Hals und zog sie so fest zusammen, daß dem B. die Augen aus dem Kopfe traten. Dann zog der Angeklagte blank und schlug auf B. ein. Durch Zeugenaussagen wurde festgestellt, daß der Angeklagte auch noch nicht nachließ, als dem B. das Blut aus mehreren Wunden über das Gesicht lief. Dem Mißhandelten war es trotzdem gelungen, sich loszureißen. Er lief zur Tür hinaus und wollte auf den Boden fliehen. Im Flur stand der zweite Polizeibeamte, der ihn auf der nach dem Boden führenden Treppe festhielt. Dann kam der Angeklagte hinzu, der nun sofort wieder seinen Säbel zog und damit so lange auf die Hände des B. schlug, bis dieser blutüberströmt und besinnungslos zusammenbrach! Augenzeugen bekunden, daß das Blut des B. an den Wänden hinaufgespritzt sei! Die Beamten überließen den in seinem Blute liegenden Mann seinem Schicksal, machten einige Notizen (!!) und verließen dann das Haus. Zeugen des Vorfalles holten dann einen Arzt, der nicht weniger als zwanzig scharfkantige Hiebwunden feststellte und für Überführung des Verletzten nach dem Lazarett Sorge trug. Dort

blieb B. ein halbes Jahr. Dann erst wurde er als geheilt entlassen. Nach dem ärztlichen Gutachten sind beide Hände des B. in ihrer Gebrauchsfähigkeit dauernd herabgemindert. R. wurde zu drei Monaten verurteilt.

Bei einem nächtlichen Renkontre im September des Jahres 1906 in Stolpe erschoß der Gendarmeriewachtmeister Jude den Zimmermann Adolf Herrmann. Das daraufhin gegen Jude eingeleitete Verfahren wurde von der Militärbehörde bis zur Entscheidung über das gleichzeitig gegen die damaligen Begleiter des Erschossenen (Sperling und Genossen) wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt, Körperverletzung und ruhestörenden Lärms anhängig gemachte Ermittelungsverfahren — eingestellt. Das Ermittelungsverfahren gegen Sperling und Genossen führte zunächst zur Einstellung wegen Widerstandes und Körperverletzung, da die Gendarmen nicht im Dienst gewesen seien. Dagegen wurde gegen die sämtlichen in Frage kommenden Personen seitens des Amtsgerichts Oranienburg ein Strafbefehl in Höhe von 3 Mark wegen — ruhestörenden Lärms (!!) erlassen. Auf den von den sieben Angeklagten erhobenen Einspruch wurden sämtliche Angeklagte vom Amtsgericht Oranienburg überhaupt freigesprochen.

Das aber lag nicht in den Wünschen einer hohen Behörde. Der Staatsanwalt legte sofort Berufung ein, und so hatte denn die Strafkammer des Landgerichts III über den angeblich ruhestörenden Lärm des Getöteten und seiner noch lebenden sieben Genossen zu Gericht zu sitzen!

Klar und bündig schilderte in der Verhandlung der Bruder des Erschossenen, Reinhold Herrmann, den Hergang: Wir, sämtliche Angeklagten, sowie mein Bruder kamen in der Nacht vom 22. bis 23. September 1906 gegen ½3 Uhr morgens von einem Diskutierabend . . . und unterhielten uns in ruhiger Weise über unsere Verhandlungen. Die Nacht war sehr dunkel, und wir konnten kaum die Hand vor den Augen sehen. Vor dem Borgfeldschen Lokale wird der Fußweg durch tief herabhängendes Geäst alter Bäume noch mehr verfinstert und durch eine Hecke, sowie eine Pumpe eingeengt. Kurz hinter dieser Stelle stieß ich unwillkürlich an eine Person an, die ich vorher nicht bemerken konnte, und entschuldigte mich. Die Person stand im Dunkel mitten im Wege. Nachdem einer aus unserer Mitte ein Streichholz angerissen, sah ich, daß die Person ihre Notdurft verrichtete, und einer von uns rief: „Das ist ja der Gendarm Jude in Zivil." Der Angestoßene schimpfte: „Das ist ja eine Flegelei" — und andere Worte, die mir nicht erinnerlich sind. Wir gingen ruhig unseres Weges und haben uns über den Vorfall unterhalten. Nachdem wir etwa 250 Schritte entfernt waren, kamen Jude und Gendarm Tietz plötzlich hinter uns her und schlugen mit den Worten: „Da haben wir euch Schweinebande ja!" mit einem Ochsenziemer und einem eichenen Knüppel auf uns ein. Wir entwanden, nachdem die meisten unserer Begleiter entflohen waren, den beiden Gendarmen die Stöcke. Kurz darauf krachte

ein von Jude abgegebener Schuß, der meinen Bruder in den Unterleib traf. Nach Abgabe des Schusses entflohen die beiden Gendarmen. Wir haben weder ruhestörenden Lärm verübt, noch die Gendarmen angegriffen, sondern sind ganz unmotiviert von ihnen überfallen worden.

Da diese Aussage durch die Zeugenaussagen, auch die der Gendarmen, im wesentlichen bestätigt wurde und niemand ruhestörenden Lärm (!) bekunden konnte, sprach das Gericht nicht nur die Angeklagten wiederum frei, sondern legte auch auf Antrag des Verteidigers deren notwendige Auslagen der Staatskasse auf.

Nun aber ein Nachspiel: das aktive und — passive Verfahren der Staatsanwaltschaft und des Justizministers gegen den Abgeordneten Stadthagen. Der sollte nämlich durch eine Rede, in der er von dem Mörder Herrmanns sprach, den Gendarmen Jude verleumdet haben. Stadthagen erklärte gelassen, so habe er sich nicht nur in der Rede, sondern schon bei der Bestattung des Erschossenen geäußert. Nicht nur Totschlag — Mord liege vor. Er sehe der Anklage mit Seelenruhe entgegen und werde im Termin den Beweis für seine Behauptung führen. Bald darauf erhielt Stadthagen von der Staatsanwaltschaft die amtliche Nachricht: — das gegen ihn eingeleitete Verfahren sei eingestellt worden!

Übertreibt die „Welt am Montag“, wenn sie behauptet, daß es manche Dinge gäbe, die heutzutage wirklich, außer vielleicht in Rußland, nur noch in Preußen passieren können? „Die Staatsbürger, das ‚Publikum‘, sind eine untergeordnete Klasse, die in jedem Beamten, jedem Schutzmann einen Vorgesetzten, einen Kommandeur zu respektieren und sich von ihm devotest anschnauzen zu lassen haben. Die Beamten sind nicht dazu da, dem Volke und seinen Bedürfnissen zu dienen, sondern es zu bevormunden und im Zaume zu halten. Führt solche Anschauung beamtete und uniformierte Organe des Staates gelegentlich zu groben Willküraktien, Übergriffen, ja zu Bedrohung und Vernichtung von Leib und Leben schuld- und wehrloser Bürger, dann erfordert der Schutz der Autorität nicht etwa prompte Sühne der Tat und Befriedigung des beleidigten Rechtsgefühls, sondern oft genug wird der Spieß schleunigst umgedreht und nicht gegen die uniformierten Missetäter, sondern gegen ihre Opfer in Zivil wird behördlich vorgegangen, soweit sie nicht bereits die Kugel des Gendarmen allen hochnotpeinlichen irdischen Verhören und Anklagen vorsorglich entrückt hat. Was nützen alle Bürgschaften der Verfassung für Verantwortlichkeit und Freiheit des preußischen Staatsbürgers, wenn sie praktisch durch den staatsrettenden Eifer der Beamten und Behörden einfach ausgeschaltet werden! So lange unter der Ministerpräsidentschaft des Fürsten Bülow solche Dinge im ‚Rechtsstaat‘ Preußen sich ereignen, wird man seine ‚modernen‘ Reden nur als inhaltslose Phrasen erachten können.“

Vor der Strafkammer in Dortmund war der Schutzmann W. an-

geklagt, einen Studenten namens Brinkmann arretiert, beleidigt und auf der Wache (!) blutig geschlagen zu haben, obwohl dieser weiter nichts verbrochen, als daß er aus Rechtsgefühl gegen die unberechtigte Verhaftung eines Arbeiters Einspruch erhoben hatte. Wie sich auch in der Verhandlung erwies, hatte der Arbeiter nicht den geringsten Anlaß zur Festnahme gegeben, sondern war nur in einer warmen Sommernacht in Hemdärmeln über die Straße gegangen. Als der Gerichtsvorsitzende dem Schutzmann darüber Vorhaltungen machte, erklärte dieser allen Ernstes, er habe verhüten wollen, daß der Mann — sich „erkälte"! Natürlich bestritt er auch die Beleidigung wie die Mißhandlung des Studenten, und seine Herren Kollegen unterstützten ihn darin nach Kräften. Diese Behauptungen standen jedoch mit den Aussagen einer Reihe einwandfreier anderer Zeugen in einem derart schroffen Widerspruch, daß sogar der Staatsanwalt beantragte, die drei Schutzleute, die zugunsten des Angeklagten aussagten, nicht zu vereidigen, weil sie der Begünstigung dringend verdächtig seien. Der Gerichtshof beschloß danach. Der Staatsanwalt beantragte dann gegen den Angeklagten eine Gefängnisstrafe von 4 Monaten 14 Tagen; das Gericht erkannte auf 4 Monate und 1 Woche. In dem Urteil hieß es, daß die Schutzleute keinen Glauben verdienten, der Gerichtshof habe die Überzeugung gewonnen, ihre Aussagen sollten den Angeklagten der verdienten Strafe entziehen. In der Verhandlung wurde auch noch festgestellt, daß ein paar von den Schutzleuten schon einmal vor dem Schöffengericht wegen Unglaubwürdigkeit nicht vereidigt worden waren!

Schutzleute dieses Schlages gibt es leider noch viele, aber solche Richter wie diese in Dortmund sind nicht häufig, so wurde wehmütig hiezu geseufzt.

Im Jahre 1906 wurde der Arbeiter B. in Köln-Bickendorf von dem Schutzmann W. erschossen. Ein gegen ihn eingeleitetes Verfahren wurde eingestellt, dann, nachdem sozialdemokratische Blätter Lärm geschlagen hatten, wieder aufgenommen. Vor dem Schwurgericht zu Köln hatte sich endlich der Schutzmann gegen die Anklage zu verantworten, den Arbeiter B. vorsätzlich mit dem Revolver getötet zu haben.

Er wurde freigesprochen. Das Gericht schenkte dem Angeklagten selbst und einem Kollegen des Angeklagten mehr Glauben als den fünf Familienangehörigen des Getöteten, die sich in seiner nächsten Nähe befunden hatten und aufs bestimmteste und übereinstimmend bekundeten, daß die drei Schüsse nicht bei dem Ringen mit dem Schutzmann „durch Zufall" losgegangen seien, sondern daß der Schutzmann, als der von ihm schwer mißhandelte und schon zweimal geschossene B. hingefallen sei, auf dem schwerverletzt am Boden Liegenden gekniet und ihm eine dritte Kugel in den Leib gejagt habe.

Als Beweisstücke dienten auch der Revolver des Schutzmanns und die durchschossenen Kleider des Getöteten. Es ergab sich, daß sich der Re-

volver nicht mehr im ursprünglichen Zustande befand und daß die Kleider erst nach Wochen von der Staatsanwaltschaft abgeholt worden waren. Die Angehörigen hatten sie zuerst tagelang liegen lassen, dann aber, als sie nicht abgeholt wurden und einen unerträglichen Geruch verbreiteten, lange in Soda gesteckt und viermal gewaschen. Diese „Beweisstücke" ließ die Staatsanwaltschaft nachher — mikroskopisch untersuchen. Die erste Vernehmung des Schutzmanns, der den Mann erschossen hatte, geschah durch — einen anderen Schutzmann, einen Kollegen. Er befand sich die meiste Zeit auf freiem Fuß.

In der Schwurgerichtsverhandlung standen die fünf Angehörigen des Erschossenen ohne Rechtsbeistand allein einer Anzahl polizeilicher Leumundszeugen, einzelnen Geschworenen und drei Verteidigern des angeklagten Schutzmanns gegenüber: nämlich zwei der geschicktesten Kölner Rechtsanwälte und — dem Staatsanwalt, die sie ständig mit Kreuz- und Querfragen überhäuften! Ein Herr, der den Gerichtsverhandlungen berufsmäßig seit vielen Jahren beiwohnt, erklärte: eine solche Verhandlung habe er noch nie erlebt.

Für die Erschießung des B., eines 45jährigen Mannes, dem von allen Seiten nur Gutes nachgesagt wurde, hätte es nach dem „Vorwärts" nur eine Erklärung geben können: B. habe, als ihn der ihm persönlich bekannte Schutzmann mißhandelte, gesagt: „Ist das der Dank dafür, daß ich dich vor dem Zuchthaus bewahrt habe?!" Das Gericht sei dem Sinn dieser geheimnisvollen Worte, die in der Tat einen Wutanfall oder einen Racheakt von seiten des Schutzmanns hätten erklären können, nicht auf den Grund gegangen, obwohl die Gelegenheit dazu geboten war. In Köln herrschte über diese Schwurgerichtsverhandlung mit ihren vielen seltsamen Einzelheiten wahre Erbitterung.

Vor der Bamberger Strafkammer stand der Schutzmann P. II unter der Anklage der Körperverletzung, begangen im Amte. P., der wegen desselben Vergehens vorbestraft ist, hatte eine Frau verhaftet, zur Wache gebracht und dort mit einem Lederriemen mit stählernen Schnallen derart bearbeitet, daß sie ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen mußte. Der Schutzmann bestritt alles, während die Geschlagene, als einzige Tatzeugin, ihre Bekundungen unter Eid machte. Trotzdem glaubte das Gericht dem angeklagten Schutzmann mehr als der vereidigten Zeugin und sprach ihn frei, weil die Zeugin durch die Verhaftung so aufgeregt gewesen sei, daß sie sich „geirrt" haben könne. —

Karl Schneidt, ein alter Praktiker, schreibt zu diesem Kapitel deutscher Rechtsübung in der „Zeit am Montag":

„Die Klagen darüber, daß unter den Schutzleuten sich minderwertige Elemente befinden, deren ruchloses Treiben zur Gefahr wird für Leben und Freiheit der anständigen Staatsbürger, wollen in Groß-Berlin nun einmal kein Ende nehmen. Ich persönlich erhalte fast allwöchentlich Briefe, in denen mir Einzelfälle mitgeteilt werden, die bedenkliche Rück-

schlüsse zulassen auf die Sicherheitszustände Berlins und seiner Vororte, und die als Beweis für die Behauptung ins Treffen geführt werden könnten, daß manche Schutzleute der ihrem Schutze empfohlenen Bürgerschaft gegenüber sich weit empörender und gewalttätiger benehmen, als die verrufensten Rowdies des Scheunenviertels es in ihren schlimmsten Stunden zu tun vermöchten.

Solchen Beschwerden gegenüber befindet sich der Journalist stets in der denkbar peinlichsten Lage. Die Beschwerdeführer erklären sich fast ausnahmslos bereit, die Wahrheit ihrer Angaben vor Gericht eidlich zu erhärten — damit ist aber unsereinem herzlich wenig gedient . . . Die Behörde läßt dann den angeschuldigten Beamten vernehmen, der aber in der Regel bestreitet, seine Befugnisse irgendwie überschritten zu haben. Dies hat fast regelmäßig zur Folge, daß die Behörde gegen den Redakteur und seinen Gewährsmann Strafantrag wegen Beamtenbeleidigung stellt. Der beschuldigte Beamte wird dadurch in die vorteilhafte Lage versetzt, in eigener Angelegenheit als Zeuge aussagen zu dürfen. Wenn der Mann nun gegen die Heiligkeit des Eides abgestumpft ist, was ja nicht gerade allzu auffällig erscheinen kann, da solch ein Beamter jahrein, jahraus unzählige Male wegen der geringfügigsten Dinge zum Schwören kommt — und wenn bei ihm der Selbsterhaltungstrieb stärker entwickelt ist als das Gewissen, so schwört er ohne weiteres, daß die in dem Zeitungsartikel niedergelegten Angaben völlig aus der Luft gegriffen seien, und das Ende vom Liede ist dann die Verurteilung des wagemutigen Redakteurs und seines Gewährsmannes.

Sogar das Vorhandensein einwandfreier Augenzeugen, die unter Eid die Aussage des Schutzmanns als tatsächlich unrichtig bezeichnen, vermag in vielen Fällen die Angeklagten nicht vor Strafe zu schützen. Ehe manche Richter einen Schutzmann des Meineides für überführt erachten, glauben sie, daß die nicht beamteten Zeugen sich dieses Verbrechens schuldig gemacht haben, und es ist der Fall schon häufig dagewesen, daß ein unter solchen Umständen vernommener Zeuge hinterher wegen Meineids ins Zuchthaus geschickt wurde, obwohl er doch nur die lauterste Wahrheit ausgesagt hatte."

Ein Engländer behauptete einmal, daß etwa siebzehn Zivilzeugen nötig seien, um das Zeugnis eines Schutzmannes zu entkräften. Ganz so ist es ja nun nicht, aber — groß ist die Autorität der Polizei vor Gericht allerdings. Unheimlich, überwältigend groß! So groß, daß öfter Gericht und Richter klein neben ihr erscheinen.

Ein Gendarm hat angezeigt, daß der Führer des Kraftwagens Nummer soundso an einem bestimmten Tage zu einer bestimmten Stunde mit vorschriftswidriger Schnelligkeit gefahren sei. Der Gendarm bestätigt diese Angabe vor Gericht. Augenscheinlich hält der Richter hierdurch „die Sachlage für hinreichend geklärt" und ist schon im Begriff, die Beweis-

aufnahme zu schließen, da erbietet sich der Angeklagte, durch das Zeugnis eines Fabrikbesitzers nachzuweisen, daß weder er, noch der Kraftwagen mit der angegebenen Nummer zu der fraglichen Zeit im Grunewald war, sondern in der Fabrik des benannten Zeugen, wo er, der Angeklagte, einen Gleitschutz für den Wagen abholte. Der vorsitzende Richter scheint das als eine Betriebsstörung zu empfinden: er macht allerlei Einwendungen. Der Fabrikant werde doch nicht angeben können, daß der Angeklagte vor Monaten zu einer bestimmten Zeit in der Fabrik gewesen sei. Erst als dieser bemerkt, er habe ja eine Empfangsbescheinigung in der Fabrik unterschrieben, das werde sich doch aus den Geschäftsbüchern feststellen lassen, kann das Gericht nicht umhin, dem Antrage des Angeklagten stattzugeben und den Fabrikanten zum nächsten Termin zu laden. Nicht alle Leute wissen sich aber vor Gericht so zu helfen. Nur daß er nicht „auf den Mund gefallen" war, bewahrte diesen Angeklagten vor der schon niederfallenden Verurteilung.

Ein Streikposten war beschuldigt, der Aufforderung eines Schutzmannes, sich vom Eingang eines Bahnhofs zu entfernen, nicht Folge geleistet zu haben. Der als Zeuge vernommene Schutzmann sagte aus, fünfzehn Streikposten hätten zu jener Zeit am Bahnhof gestanden, er habe sie aufgefordert, sich zu entfernen, sie seien auch gegangen, nur der Angeklagte sei zurückgeblieben. Dieser bezeichnet die Angabe als irrig. Er behauptet, er habe ebenfalls den Eingang des Bahnhofs verlassen, der Schutzmann sei ihm nachgekommen und habe ihn sistiert. Ein vom Gericht geladener Zeuge soll das bestätigen. Nun wird natürlich das Gericht auch diesen Zeugen hören, um sich auf Grund der beiderseitigen Aussagen ein eigenes Urteil zu bilden. Kein Gedanke! Das Gericht hält die Aussage des Schutzmanns für völlig ausreichend, um „die Sache hinreichend zu klären", es lehnt den Beweisantrag des Angeklagten ab und verurteilt ihn — zu einer höheren Strafe, als sie ihm der Strafbefehl aufgegeben hatte. Warum mußte er auch Berufung einlegen? Hatte doch dasselbe Gericht schon öfter in seiner Urteilsbegründung angegeben, daß nicht nur die Schwere der Übertretung, sondern auch die angeblich unbegründete Berufung des Angeklagten ein höheres Strafmaß rechtfertige. Berufung einlegen, d. h. von einem gesetzlich verbürgten Rechte Gebrauch machen, kann also unter Umständen eine „strafbare Handlung" sein. Wir entwickeln uns.

Ein Schutzmann hatte einen Gastwirt angezeigt, weil dieser nach Eintritt der Polizeistunde noch Gäste gehabt haben sollte. Das Schöffengericht hatte den Mann einzig und allein auf Grund der Aussage des Schutzmanns verurteilt. Der Antrag des Gastwirts, er wolle beweisen, daß die Personen, welche der Schutzmann für Gäste hielt, gar keine Gäste waren, wurde vom Schöffengericht gar nicht beachtet. Für die Berufungsinstanz hatte sich der Angeklagte einen Verteidiger angenommen und durch diesen seine Beweisanträge dem Gericht eingereicht. Durch die Vernehmung

eines der geladenen Entlastungszeugen wurde festgestellt, daß beim Erscheinen des Schutzmanns zwar zwei Personen im Lokal anwesend waren, die aber kein Bier vor sich hatten, sondern mit dem Wirt in seiner Eigenschaft als Mitglied der Armenkommission über ein Unterstützungsgesuch sprachen, das ihm zur Recherche übertragen war. Da er bis 11 Uhr mit der Bedienung seiner Gäste beschäftigt war, so konnte diese Besprechung erst beginnen, als alle Gäste nach Eintritt der Polizeistunde das Lokal verlassen hatten. Nach dieser Feststellung war die Freisprechung selbstverständlich. Der Verteidiger beantragte nicht nur diese, sondern auch die Erstattung der baren Auslagen des Angeklagten einschließlich der Verteidigungskosten durch die Staatskasse. Das Gericht sprach den Angeklagten zwar frei, lehnte aber den Antrag auf Erstattung der Auslagen und Verteidigungskosten ab mit der Begründung: der Angeklagte habe sowohl in der ersten wie in der zweiten Instanz keine präzisen Beweisanträge gestellt, er sei daher selber schuld, daß er in der ersten Instanz nicht freigesprochen wurde.

Danach hätte also ein Angeklagter seine Unschuld zu beweisen. Auch diese Auffassung ist neu. Bisher glaubte man allgemein, daß dem Angeklagten seine Schuld nachgewiesen werden müsse. In diesem Falle hat das Gericht erster Instanz sogar von dem in der zweiten durchschlagenden Einwand des Angeklagten überhaupt keine Notiz genommen. Macht nichts: er muß die ganzen Kosten für zwei Instanzen tragen! Von Rechts wegen!

Vor dem Schöffengericht zu Neumarkt bei Breslau wurde gegen einen Arbeiter wegen Verteilens von Boykottzetteln verhandelt. Der Angeklagte hatte gegen einen Strafbefehl über fünf Tage Gefängnis Berufung eingelegt. Die Verhandlung begann ungemein vielversprechend:

Vorsitzender: Angeklagter, ziehen Sie Ihre Berufung zurück, sonst gibt es das Doppelte.

Angeklagter: Das kann ich nicht. Ich habe doch nur Zettel verteilt, und das ist doch nicht strafbar.

Vorsitzender (erregt): Was? Sie wollen nicht? Na, da werden Sie ja sehen, was es geben wird! Es ist doch unerhört, daß immer Einspruch erhoben wird! Wozu sind denn die Strafbefehle da? (!) Überhaupt werden wir diese Boykottsache jetzt mal mit eisernen Handschuhen anfassen. In der folgenden Sache sind gleich sieben auf einmal angeklagt. Und was sind das für Leute! Mit schweren Gefängnis- und Zuchthausstrafen sind sie schon vorbestraft (vgl. unten)! Ich bin dafür, daß jeder mindestens vier Wochen kriegt, damit dieser Unfug des Boykotts mal aufhört.

Als der Angeklagte, dessen sämtliche Zeugen dieser Richter abgelehnt hatte, auf die unwahre Aussage eines Belastungszeugen etwas erwidern wollte, fuhr ihn der Herr Vorsitzende gleich wieder an: Halten Sie das Maul! Wenn Sie noch einmal einen Zeugen unterbrechen, lasse ich

Sie sofort 24 Stunden einsperren! Der Angeklagte, obwohl nur ein einfacher Arbeiter, hatte mehr Selbstzucht als dieser Richter. Er ließ die weiteren Ergüsse des Herrn stillschweigend über sich ergehen.

Dann kam der Amtsanwalt und erklärte, er sei überzeugt, daß fünf Tage Gefängnis zu wenig seien. Es sei eine unerhörte Frechheit, mit den Zetteln in das boykottierte Lokal zu gehen. Gegen solchen Terrorismus müsse eine schwere Strafe verhängt werden. Und das Gericht, das kurz vorher einen Herrn v. Chr., der einen Beamten mit Totschlag bedroht, „Strolch", „Vagabund" usw. tituliert hatte, trotz mehrfacher Vorstrafen wegen ähnlicher Vergehen, mit 20 Mark Geldstrafe belegt hatte, — das Gericht erkannte auch tatsächlich gegen den noch nie bestraften Arbeiter auf 14 Tage Gefängnis!! Das nächste Mal gäbe es aber noch „ganz was anderes!" fügte der Vorsitzende in der Begründung hinzu.

Über diese merkwürdige Gerichtsverhandlung brachte die Breslauer „Volkswacht" einen ungeschminkten Bericht, und als dann die anderen sieben „schweren Verbrecher" abgeurteilt werden sollten, war — jener Vorsitzende nicht mehr da. An seiner Statt leitete ein Breslauer Amtsrichter die Verhandlung. Aber etwas anders als sein Vorgänger. Er stellte sogar noch vor der Verhandlung ausdrücklich fest, es sei nicht richtig, daß die Angeklagten mit Gefängnis- oder Zuchthausstrafe vorbestraft seien, im Gegenteil: sie seien alle sieben wegen solcher oder ähnlicher Delikte noch unbestraft. Und statt der angekündigten vier Wochen gab es unter dem Vorsitze dieses Richters nur 10 Mark Geldstrafe.

Die Duisburger Strafkammer hatte zwei Flugblattverteiler, den einen zu 50 Mark, den andern zu vierzehn Tagen Gefängnis verurteilt. Das Flugblatt forderte in gemäßigter, aber wirksamer Tonart zum Boykott von drei Wirtschaften auf, die sowohl der sozialdemokratischen Partei als auch den Gewerkschaften nicht zu Versammlungen zur Verfügung standen. In dem Urteil hieß es:

„... Durch das Vorgehen wurden die Wirte, deren materielle Existenz bedroht war, in hochgradige Erregung versetzt. Daß sie durch das brutale Vorgehen der sozialdemokratischen Partei bis zur äußersten Verzweiflung getrieben worden sind, geht daraus hervor, daß der Zeuge W., als er einmal jemand einen derartigen Zettel in der Nähe seiner Wirtschaft ankleben sah, diesem (!) nachlief und ihm (!) eine Ohrfeige versetzte, und daß P. dem N. erzählt hat, er wolle den Leuten auflauern und dem Polizeisergeanten St. noch hinzugefügt hat, er habe sich mit einem Revolver auf die Lauer gelegt und werde jeden, von dem er merke, daß er Zettel anklebe, auf welchen zum Boykott seiner Wirtschaft aufgefordert werde, niederschießen."

Und am Schlusse:

„... Mit Rücksicht auf die schweren Schädigungen, die den Gewerbetreibenden durch das terroristische Vorgehen der sozialdemokratischen

Partei solchen Leuten gegenüber erwächst, welche wirtschaftlich von ihren Mitgliedern abhängig sind, und sich ihren politischen Ansichten nicht fügen, erschien die von dem Schöffengericht gewählte exemplarische Strafe durchaus nicht zu hoch gegriffen, sondern in jeder Weise angemessen."

Die „sozialdemokratische Partei" hatte nun eigentlich mit dieser Sache nichts zu tun; sie war von einigen Mitgliedern des Bergarbeiterverbandes in Szene gesetzt worden. Um so mehr fühlte sich die sozialdemokratische „Niederrheinische Arbeiterzeitung" gedrungen, die in dem Urteil enthaltenen Angriffe auf ihre Partei scharf zurückzuweisen und das Urteil als „Klassenurteil" zu bezeichnen. Dafür wurde der Verantwortliche zu fünfhundert Mark Geldstrafe verurteilt, und er kam noch gut davon, denn der Staatsanwalt hatte drei Monate Gefängnis beantragt! Das Urteil billigte dem Angeklagten den Schutz des § 193 nicht zu. Es stellte sich sogar im Gegensatz zum Staatsanwalt auf den Standpunkt, daß ein sozialdemokratischer Redakteur nicht das Recht habe, unter dem Schutze des § 193 Angriffe auf die sozialdemokratische Partei zurückzuweisen, wenn dieser Redakteur nicht auch gleichzeitig an leitender Stelle in der Partei stehe.

Eine Rechtsbelehrung im besten Sinne, wie sie eines so hohen Gerichtshofes würdig ist, enthält die Urteilsbegründung des Oberlandesgerichts Colmar in einem ähnlichen Falle. Bei der Reichstagswahl 1907 wurden den Sozialdemokraten in Mülhausen i. E. wiederholt Versammlungslokale vorenthalten. Die Führer verhängten deshalb über zwei der Lokale den Boykott, was durch wiederholte Inserate bekanntgegeben wurde. Wegen dieses Boykotts, durch den sie in ihrem Erwerb empfindlich geschädigt wurden, strengten die Gastwirte eine Zivilklage an, die schließlich an das Oberlandesgericht Colmar gelangte, von diesem aber zurückgewiesen wurde. Und zwar von Rechts wegen:

„Ob eine Schädigung in einer die guten Sitten verletzenden Weise erfolgte, ist die Sache des einzelnen Falles; der Begriff der guten Sitten, wie die Vorschrift des Gesetzes sind nicht beschränkt auf einzelne Gebiete der menschlichen Lebensbetätigung. Für die Beurteilung maßgebend sind, wie das Reichsgericht in zahlreichen Entscheidungen zutreffend ausgeführt hat, einerseits der erstrebte Zweck, anderseits das zur Erreichung dieses Zweckes angewandte Mittel. Der Zweck ist ein erlaubter, wenn berechtigte Interessen verfolgt werden, d. h. Interessen, deren Verfolgung weder durch gesetzliche Vorschrift, noch durch die guten Sitten untersagt ist. Der Sozialdemokratische Verein verfolgt unbestritten politische Interessen, er ist ein Organ der sozialdemokratischen Partei, die in dieser Richtung wie jede andere politische Partei zu betrachten ist. Jede politische Partei bedarf zur Erreichung ihrer Ziele, zu ihrer gesetzlich gestatteten Betätigung des ebenfalls gesetzlich gewährleisteten Versammlungsrechts, und zu diesem Zwecke geeigneter Versammlungsräume, namentlich zu Zeiten der Wahlkämpfe ... Jede politische Partei hat deshalb an sich

ein berechtigtes Interesse, sich den erforderlichen Versammlungsraum zu sichern und die Inhaber solcher, als welche meist Wirte in Betracht kommen, zu bestimmen, ihr die Räume zu gewähren, es sei denn, daß die besonderen Umstände des einzelnen Falles ein solches Verlangen als unsittlich erscheinen lassen. Solche Umstände sind hier nicht geltend gemacht. Dieses Verlangen ist auch kein unbilliges gegenüber solchen Wirten, deren Wirtschaften gewöhnlich von den Parteigenossen besucht werden. Die Arbeiter haben allerdings keine rechtliche Verpflichtung, die gewerblichen Interessen des Wirtes weiter zu fördern, wenn er durch Versagung der Säle den Interessen der Partei entgegentritt. Wenn unter solchen Umständen eine Partei oder ein politischer Verein einen solchen Wirt boykottiert, um ihn für die erwähnten Zwecke willfährig zu machen, so liegt hierin an sich kein Verstoß gegen die guten Sitten, sondern ein Akt der berechtigten Selbsthilfe."

Das Recht, Streikposten zu stehen, ist zwar durch Reichsgesetz verbürgt. Aber was will das heißen! Wenn irgendwelche politischen oder Klasseninteressen in Frage kommen und vor allem, — wenn's der Schutzmann nicht erlaubt, existiert das Gesetz eben nicht. Oder sagen wir peinlich gewissenhaft: Es ist so gut wie nicht vorhanden. Es wird ausgeschaltet, kommt gar nicht in Betracht. In Betracht kommen Kabinettsorders, Polizeiverordnungen, als ultima ratio aber immer wieder die Majestät des Schutzmanns, dessen Ratschlüsse auf ihre Berechtigung zu prüfen, sogar Gerichte sich für unzuständig erklären.

Ein Angeklagter macht den schüchternen Versuch, sich zu rechtfertigen: „Als mich der Schutzmann aufforderte, mich zu entfernen, habe ich eben geglaubt, daß ich die Berechtigung habe, Streikposten zu stehen." — Der Vorsitzende: „Sie dürfen eben nicht Streikposten stehen! Da hätten Sie sich erst erkundigen müssen! Sie haben eben jeder polizeilichen Aufforderung Folge zu leisten."

Und die Urteilsbegründung enthält wörtlich die lapidaren Sätze:

„Was die Nichtbefolgung der Aufforderung des Schutzmanns angeht, so war ihr unbedingt Folge zu leisten. Es würde die Aufrechterhaltung der Ordnung gefährden, wenn jedermann gleich das Recht hätte, sich zu beschweren und die Maßnahmen der Beamten zu kritisieren. Auch hier lag ein ziemlich erhebliches Delikt (!) vor, und man habe zwei Tage Haft als entsprechende Sühne erachtet."

Man muß die Sache nur richtig anfassen. Man verhaftet und erhebt Anklage nicht etwa, weil jemand von seinem Koalitionsrecht Gebrauch macht und Streikposten steht, — bewahre! — sondern weil er den Anordnungen des Schutzmanns im allgemeinen Interesse nicht Folge leistet. Was im allgemeinen Interesse des Verkehrs, der Sicherheit usw. liegt, darüber befindet der Schutzmann nach seinem Gutdünken. Dies beliebige Gutdünken aber steht wiederum so souverän da, daß es jeglicher richterlichen Nachprüfung selbst durch das Gericht entzogen ist. So

gehandhabt funktioniert der Apparat, trotz aller unbequemen Reichsgesetzgebung, tadellos. Daß Reichsgesetze durch Landesgesetze oder gar lokale Polizeiverordnungen auch nach der ausdrücklichen Entscheidung des Reichsgerichts nicht außer Kraft gesetzt werden können, dieser kleine Schönheitsfehler braucht die Gemütlichkeit des polizeilichen und juristischen Betriebes nicht im mindesten zu stören.

Das Schöffengericht zu Osnabrück war freilich anderer Ansicht gewesen. Es hatte sämtliche wegen eines solchen erheblichen „Delikts" angeklagten Arbeiter freigesprochen und deren Verhaftung durch die Polizei als „Rechtswidrigkeit" erklärt. Wie drollig die dabei beteiligten „Interessen der Ruhe und Sicherheit des Verkehrs" ausgesehen haben müssen, darüber gaben die Polizeibeamten vor dem Schöffengericht selber Auskunft. Ein Polizeisergeant H. sagte aus: Er habe bei der Fabrik „Posten gehabt", als ihn ein Arbeiter Klaus nach der Fabrik fragte. Dann sei einer der angeklagten Streikposten, Köhler, auf den Klaus zugetreten und habe mit ihm verhandelt. Als ihm, dem Polizeisergeanten, diese Verhandlungen „zu lange dauerten", sei er auf die beiden zugegangen und habe Köhler aufgefordert, den Mann „unbehelligt" zu lassen. Erstaunt hielt der Gerichtsvorsitzende dem Zeugen vor, daß zu einem solchen „Einschreiten" doch gar kein Grund vorgelegen habe. Der erklärte, es sei den Beamten von ihren Vorgesetzten eine dahingehende Instruktion erteilt. Köhler habe ihm erwidert, er wolle den Mann über die Lage der Dinge aufklären, das sei sein gutes Recht. Er, der Beamte, habe Köhler dann bedeutet, das sei jetzt „in genügendem Maße" geschehen, er müsse ihm jetzt nach der Wache folgen . . . Als er darauf Köhler „abgeführt" habe, sei Steffen (ein anderer angeklagter Arbeiter) zu dem Klaus getreten und habe die Verhandlungen mit diesem fortgesetzt. Deshalb sei er, der Sergeant, mit Köhler umgekehrt und habe Steffen auch gleich mitgenommen! Ein Menschenauflauf sei nicht entstanden. Es seien auch in der Nähe andere Leute nicht zu sehen gewesen; etwa 40 Meter entfernt hätten nur einige Frauen gestanden. Daß jemals eine Belästigung von Passanten oder gar ein Krawall vor der Fabrik stattgefunden habe, konnte kein Polizist bekunden. Das Schöffengericht hatte sich nach alledem kein Bild machen können von dem „Verkehr", der hier ausgerechnet durch streikende Arbeiter so um alle „Ruhe und Sicherheit" gebracht sein sollte, daß der Amtsanwalt drei Monate Gefängnis beantragen zu müssen glaubte! Es sprach sämtliche Angeklagten frei.

Die Strafkammer wußte es besser. Ihr Urteil ging dahin, daß den Arbeitern „zwar" das Koalitionsrecht gewährleistet, daß sie aber „trotzdem auch an andere gesetzliche Bestimmungen, also auch an die Straßenordnung gebunden" seien. Wenn die Polizei auch nicht das Recht habe, willkürlich die Rechte anderer zu verletzen, und wenn auch anzuerkennen sei, daß die Streikenden sich ordentlich und anständig benommen haben, so stehe doch der Polizei das Recht zu, Vorkehrungen

zu treffen, daß keine Belästigungen vorkommen könnten. Wenn sie „etwa möglichen" Ausschreitungen „vorbeuge", so sei sie im Recht. Also: zehn Mark Geldstrafe für jeden Streikposten.

Nach diesem Erkenntnis darf die Polizei alles verbieten, wovon sie beweislos und unbeweisbar behauptet, es könnte eine „etwa mögliche" Gefahr nach sich ziehen. Das ist die Proklamierung der absoluten Souveränität Sr. Majestät des Schutzmanns. Nicht einmal dem Kaiser werden solche Rechte zugebilligt, und über die Unfehlbarkeit des Papstes dürfen wir uns erst recht nicht mehr entrüsten. Irgendwelche Gesetze zum Schutze der persönlichen Freiheit und Sicherheit erscheinen hienach als gänzlich überflüssiger Luxus, wenn nicht als eitle Renommisterei.

Ein ausgesperrter Tischler in Berlin geht als Streikposten auf der Straße auf und ab. Als er von einem Schutzmann weggewiesen wird, stellt er sich in einen Torweg. Hier steht er kurze Zeit, dann wird er vom Schutzmann zur Wache gebracht. Wieso? Warum? Mit welchem Rechte? Ja, das möchte ich auch gern wissen! Auf der Wache stellt sich heraus, daß der Mann vor einigen Tagen seine Schlafstelle gewechselt hat und zu seiner verheirateten Schwester gezogen, aber noch nicht polizeilich angemeldet ist. Ein Schutzmann wird in die Wohnung der Schwester geschickt, er trifft aber diese nicht selbst an, sondern nur deren Mann. Der mag wohl fürchten, es könnten ihm wegen der noch nicht erfolgten Anmeldung Schwierigkeiten gemacht werden, und er gibt deshalb dem Beamten die Auskunft, der Tischler sei noch nicht zugezogen. Daraufhin betrachtet die Polizei den Verhafteten trotz seiner wiederholten Bitten, man möge doch noch mal zu seiner Schwester schicken, als Obdachlosen, behält ihn auf der Wache, und schickt ihn von da im grünen Wagen und mit gefesselten Händen nach dem Polizeipräsidium, von wo er erst nach wiederholten Vernehmungen wegen seiner Personalien gegen Abend entlassen wird. Selbst wenn er obdachlos gewesen wäre, — durfte er deshalb als Verbrecher behandelt, durfte er gefesselt werden?

Die Arbeiter einer Berliner Fabrik streiken, im Betriebe ist eine Anzahl Streikbrecher beschäftigt. Da sie morgens und abends von Polizeibeamten begleitet werden, so erregen sie einiges Aufsehen. Aber das geniert die „nützlichen Elemente" nicht weiter: in Gegenwart der Beamten holen etliche von ihnen Gummischläuche hervor und bedrohen damit die Passanten. Auch kleine Attacken auf das Publikum unternehmen sie bisweilen.

Das Streikpostenstehen ist dabei von vornherein fürsorglich ausgeschaltet. Jeder, den man für einen Arbeiter halten kann, wird weggejagt. In den meist menschenleeren Straßen, die sich in der Nähe der Fabrik hinziehen, bildet jeder streikende Arbeiter ein „Verkehrshindernis". Es wird von Gendarmen und Polizisten schleunigst und mit größter Rücksichtslosigkeit beseitigt. Verhaftungen von Leuten, denen nichts weiter nachzuweisen ist, als daß sie Streikposten sind, kommen täglich vor. In den Räumen der Fabrik ist eine Polizeistation eingerichtet, wo die Sistierten hin-

eingebracht und oft längere Zeit eingesperrt werden. Jemand, der einen Gendarm aufmerksam machte, daß ein eben von ihm festgenommener Mann gar nicht zu den Streikenden gehöre, wurde auch auf die Polizeistation in der Fabrik gebracht und dort eingeschlossen. Der Eingesperrte klopfte nach einiger Zeit an die Tür. Er wollte den Polizeibeamten um seine Entlassung ersuchen. Aber da kam er schön an. „Sie können sich hier nicht ruhig verhalten, raus" — sagte der Beamte. Das „raus" hatte aber eine ganz andere Bedeutung als die erhoffte: Dem Manne wurde eine Kette um das Handgelenk gelegt und so führte ihn ein Polizeibeamter über die Straße nach dem Polizeiamt. Die Kette wurde so fest angezogen, daß der Mann auf der Straße laut schrie. Da legte ihm ein zweiter Beamter um den anderen Arm auch eine Kette. So führte man den Mann, der nichts verbrochen hatte, nach dem Polizeiamt, wo er noch längere Zeit verbleiben mußte. Es sind Fälle bekannt geworden, wo Streikposten den ganzen Tag, von morgens bis abends auf dem Polizeiamt eingesperrt wurden. Leute, die gegen solche ungesetzlichen Freiheitsberaubungen Einwendungen machten, wurden mit Schimpfworten bedacht. Einem Manne, der auch längere Zeit gegen seinen Willen auf der Polizeiwache zu bleiben gezwungen war und der sich darüber beschwerte, wurde geantwortet: „Verhaftung? Sie sind ja gar nicht verhaftet, Sie werden nur aufbewahrt!" Was einmal eine „Aufbewahrung" sein soll, wird ein andermal wieder, und zwar schriftlich, als Haft bezeichnet, für die der Leidtragende sogar noch bezahlen soll. Soweit die „Aufbewahrten" oder Verhafteten noch über einiges Kleingeld verfügten, haben sie, vielleicht nicht ganz freiwillig, auch die geforderten Kosten für das ihnen zwangsweise zugewiesene Quartier tatsächlich bezahlt. In einer Versammlung wurden mehrere Quittungen über solche Zahlungsleistungen vorgezeigt.

Auf dem Lübecker Bahnhofe war eine Anzahl arbeitswilliger Holzarbeiter eingetroffen, die sogleich durch Meister und Schutzleute in mehreren bereitstehenden Droschken weiter befördert werden sollten. Als die Droschken abfuhren, schwenkten die auf dem Bock sitzenden Meister die Hüte und riefen „Hurra!" Auch das anwesende Publikum, unter dem sich Meister und streikende Holzarbeiter befanden, rief „Hurra". Das gefiel aber der Staatsgewalt nicht und so wurden vier der Hurrarufer — Arbeitgeber hatte man nicht gefaßt — mit einem Strafmandat auf drei Tage Haft bedacht, und zwar wegen groben Unfugs. Auf ihre Berufung wurden alle vier wegen groben Unfugs zu acht Tagen Haft verurteilt: „Das Polizeiamt habe das richtige Strafmaß (drei Tage Haft) angewandt. Weil aber die Angeklagten Berufung eingelegt hatten, sei auf eine Woche Haft zu erkennen." Wir entwickeln uns weiter.

Während des Schreinerstreiks in Solingen äußert ein streikender Arbeiter scherzend zu einem Kollegen: „Da wird ein Bär geführt." Urteil: Zwei Wochen Gefängnis! Und da gibt's noch wunderliche Heilige,

die nach Ausnahmegesetzen schreien! Sie verstehen ihr Geschäft schlecht. Als ob's so nicht noch schöner ginge.

In Schmölln hat ein Amtsrichter sein Urteil u. a. so begründet: „Es ist dem Gericht längst bekannt, daß zwischen den organisierten Arbeitern und den nichtorganisierten Arbeitern ein heftiger Streit besteht. Es kommt einem organisierten Arbeiter selbst auf einen Meineid nicht an."

Das Gegenteil müßte gerichtsnotorisch sein: daß nämlich ein solcher Vorwurf sogenannte „Arbeitswillige" viel eher trifft, als organisierte Arbeiter. Von jenen „nützlichen Elementen" haben Dutzende das Blaue vom Himmel heruntergeschworen. Es gibt Gestalten darunter, für die sich die Staatsgewalt gerade „im öffentlichen Interesse" nicht so sehr ins Zeug legen sollte, wie sie es sich anscheinend schuldig zu sein glaubt. Aber die Staatsgewalt hat ein weites Herz, und auch die zartbesaitete Ehre eines — Zuhälters kann in Ermangelung eines besseren das geeignete Objekt zu einer Anklage „im öffentlichen Interesse" hergeben.

Der Ortsbeamte eines freien Bäckerverbandes hatte den Führer der „gelben Gewerkschaft", einen Altgesellen, in einem Flugblatte als „Zuhälter" bezeichnet. Der „Gelbe" stellte Strafantrag, und der Staatsanwalt erhob — im öffentlichen Interesse — Anklage wegen Beleidigung. Vor dem Schöffengericht wurde allerdings festgestellt, daß der Herr Altgeselle, für dessen Ehre der Herr Staatsanwalt eintrat, tatsächlich wegen Kuppelei, Erpressung und Bedrohung 2½ Jahre im Gefängnis gesessen und noch außerdem verschiedene Male wegen anderer Taten Freiheitsstrafen verbüßt hatte. Schon als er zum Altgesellen gewählt wurde, hatten die Verbändler dagegen protestiert, der Magistrat jedoch die Strafe und Ehrverlust für verjährt erklärt! Das Gericht verurteilte den Beleidiger zu 40 Mark Geldstrafe. Außerdem sollte der Urteilstenor in der „Deutschen Bäckerzeitung" veröffentlicht werden. Das Gericht erklärte sogar, es würde den Beleidiger ins Gefängnis gesteckt haben, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, als völlig Unbescholtener den Gerichtssaal zu betreten!

Ein arger Spötter meinte, dieses juristische Erkenntnis werde bei allen früheren und jetzigen Zuhältern die größte Befriedigung hervorrufen.

Der beschränkte Untertanenverstand ahnt es ja gar nicht, wo überall ein „öffentliches Interesse" obwaltet. Da haben sich in der guten Stadt Bochum einige Mitglieder eines hurrapatriotischen Gesangvereins beleidigt gefühlt, weil ein sozialdemokratisches Blatt ihren — Gesang verulkt hatte! Der Verein führt den herausfordernden Namen „Niegedacht". Es hieß nun in der Notiz, daß „die Mannen von Niegedacht in niegedachter Weise in dem Garten des von den Arbeitern boykottierten Neuhausschen Lokales einen Gesang aufgeführt hätten, bei dem es den Eulen und Krähen angst vor der Konkurrenz geworden wäre". Die Polizei veranlaßte einen Strafantrag, der Staatsanwalt erhob Anklage „im öffentlichen Interesse" (!)

und das Gericht verurteilte den Urheber der scherzhaften musikalischen Kritik zu — vierzehn Tagen Gefängnis!!

Der Magistrat zu Nürnberg hatte auf Wunsch der Bauunternehmer eine ortspolizeiliche Vorschrift erlassen, durch die das Streikpostenstehen verboten wurde. Die Verordnung wurde vom obersten Landesgericht zu Nürnberg für ungültig erklärt.

Nun waren aber zwei Maurer wegen Übertretung dieser „Verordnung" bestraft worden. Auf Grund des gerichtlichen Erkenntnisses stellten sie den Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens, weil in der oberstrichterlichen Entscheidung eine neue Tatsache liege, die geeignet sei, die sofortige Freisprechung zu begründen. Der Antrag wurde verworfen, die Verwerfung vom Landgericht Nürnberg bestätigt.

Somit besteht die juristische Tatsache, daß man auf Grund einer ungültigen „Verordnung" nicht nur bestraft, sondern auch mit Recht bestraft werden kann, und daß die Strafe noch überdies von einem Gerichtshof als zu Recht verhängt bestätigt wird, nachdem der oberste Gerichtshof die „Verordnung", auf Grund deren sie erfolgt war, als ungültig, d. h. als widerrechtlich, erklärt hat. In unserer Rechtsprechung scheint neuerdings eine Neigung obzuwalten, sich von der Scholastik zur Mystik durchzumausern.

Auf welche schnurrigen Einfälle die Polizei mitunter verfällt, wenn sie den „Roten" durchaus an den Kragen will und doch absolulut keine der üblichen Handhaben sich als geeignet dazu erweist, davon könnte man ein außerordentlich humorvolles Kapitel zusammenstellen. Etwa mit dem Motto: „In der Not frißt der Teufel Fliegen." In Nürnberg waren an einem Sonntag eine Menge „Genossen" ausgeschwärmt, um den Wählern Briefe mit Flugblättern und Stimmzetteln zuzustellen. Die Arbeit ging auch glatt von statten, bis ganz zuletzt ein Polizeiwachtmeister einen Verteiler auf der Straße stellte. Als er mit Schaudern vernahm, daß die Briefe von der „roten Rotte" herrührten, ließ er den „Genossen" durch zwei Schutzleute verhaften, die ihn wie einen schweren Verbrecher je an einem Arme packten und zur Wache schleppten. Dies staatsrettende Verfahren wurde also begründet: Das Austragen der Briefe sei — „Postbetrug" und „Portohinterziehung"! Die Briefe wurden auf Anordnung des freisinnig-liberalen Magistrats beschlagnahmt.

Es ist keine Redensart, keine poetische Floskel, die vom „roten Lappen", dessen bloßer Anblick schon genügt, die bewaffnete Macht auf die Schanzen zu rufen. Es ist wörtlich, buchstäblich zu nehmen. Bamberger Arbeiter machten einen Ausflug, wobei einer im Walde einen roten Lappen fand, wohl die Fetzen eines roten Schnupftuches. Der Mann hatte offenbar eine humoristische Ader und kannte seine Pappenheimer. Er suchte sich einen Stecken, knüpfte den Lappen daran und marschierte damit an der Spitze der heimkehrenden Gruppe. Das sah in einem Dorfe der Gendarm und in der Stadt ein Schutzmann. Kaum hatten sie den roten Lappen

erblickt, als sie auch schon auf ihn stürzten. Wütend rissen sie ihr Notizbuch heraus und erstatteten Anzeige. Als bei der Verhandlung vor dem Schöffengericht das corpus delicti, der rote Schnupftuchfetzen, auf den Tisch des Hauses niedergelegt wurde, da bemächtigte sich aller fröhliche Heiterkeit, selbst der gestrenge Herr Amtsrichter konnte sich das Lachen nicht verbeißen. Die Verhandlung wurde ausgesetzt: ein — Staatsanwalt, der den heimkehrenden Ausflüglern begegnet war, sollte als „Zeuge" vernommen werden! Und nun konnte die Schreiberei losgehen — alles wegen eines roten Lappens, der kümmerlichen Reste eines Taschentuchs, dessen ehemaliger Inhaber sich wohl nie hat träumen lassen, welche hochpolitische forensische Rolle es in den sozialen Kämpfen der Gegenwart dereinst spielen werde.

Die Wege der Justiz sind wunderbar. Vor dem Schöffengericht in Rixdorf hatte sich zunächst ein noch unbestrafter Arbeiter wegen Betruges zu verantworten. Er hatte in einer Wirtschaft für Abendbrot eine Zeche von 1,10 Mk. gemacht, konnte aber nicht zahlen. Auf die gegen ihn erstattete Anzeige wurde er in Untersuchungshaft genommen. Diese dauerte 12 Tage. Dann verurteilte ihn das Gericht zu zwei Tagen Gefängnis, die aber nicht als durch die Untersuchungshaft für verbüßt erachtet wurden. Also 14 Tage Freiheitsentziehung für das lukullische Mahl von 1 Mk. 10.

Nach dem Arbeiter nahm auf derselben Anklagebank ein Schlächtermeister Platz. Er hatte einem andern Schlächtermeister ein ganzes Rinderviertel abgeschwindelt, indem er vorgab, es für einen Kollegen besorgen zu wollen, während er es tatsächlich nach seiner Behausung schaffte, um es für sich zu verwerten. Objekt: 97 Mark. Den schon wegen Eigentumsvergehen wiederholt erheblich vorbestraften Schlächtermeister verurteilte das Schöffengericht zu 20 Mark!

Ein Offizier prügelte seinen Hund auf offener Straße derart, daß unter den Passanten allgemeine Empörung herrschte. Auch Schimpfworte fielen. Ein anwesender sozialdemokratischer Redakteur äußerte gleichfalls seinen Unwillen und schilderte den Fall nachher in seinem Blatte. Der Offizier fühlte sich nicht nur durch die Zeitungsnotiz beleidigt, sondern anscheinend noch mehr durch die Schimpfworte, die nach seiner Meinung von seiten des Redakteurs gefallen waren. Vor der Strafkammer bekundeten nicht nur der angeklagte Redakteur, sondern auch mehrere einwandfreie Zeugen, daß jener dem Offizier nur Vorhaltungen gemacht habe, die Schimpfworte aber von anderer Seite gefallen seien. Die Zeitungsnotiz entspräche nur den Tatsachen. Der Offizier stellte die Mißhandlung des Hundes als harmlos hin, was er sich aber nur von zwei — Kindern bestätigen lassen konnte. Er beschwor, daß der Redakteur die Schimpfworte gebraucht habe. Das Gericht ließ die bestimmten Aussagen der anderen Zeugen außer acht, erwähnte sie nicht einmal in der Urteilsbegründung und verurteilte den sozialdemokratischen Redakteur zu sechs Wochen Gefängnis!

Selbst wenn dem Angeklagten ein paar unparlamentarische Ausdrücke in der Erregung entschlüpft sein sollten, so war diese Erregung doch so begreiflich und sittlich berechtigt, daß man auch dann über die Art und Höhe der Strafe billig hätte staunen müssen. Wer sich aus solchem Anlaß zu einer Verbalinjurie hinreißen läßt, mag wegen formeller Beleidigung immerhin eine entsprechende Geldstrafe auf sich nehmen. Das ist nur rechtens. Wieso aber eine Entgleisung aus Empfindungen heraus, die nur Achtung verdienen, die den, der sie hegt, nur ehren können, mit einer entehrenden Strafe, mit Gefängnis und gar mit sechs Wochen Gefängnis geahndet werden kann, dafür habe ich aus meinem sittlichen Empfinden heraus auch nicht das allergeringste Verständnis und ich geize auch nicht darnach. Sechs Wochen eingesperrt mit Dieben, Zuhältern, Einbrechern — ein Mann, den die korrekte Ruhe verließ, als er ein wehrloses Tier roh mißhandelt glaubte.

Aber — der Eid des Offiziers in Ehren: erwiesen ist durch ihn die objektive Richtigkeit der Behauptung noch keineswegs, daß der Redakteur die Schimpfworte gebraucht hat und nicht doch ein anderer. Dem Zeugnis des Offiziers in eigener Sache stehen die entgegengesetzten, ganz bestimmten Aussagen mehrerer anderer und einwandfreier Zeugen schroff gegenüber. Ich hege nicht den leisesten Zweifel, daß der Offizier den Eid nach bestem Wissen und Gewissen geschworen hat. Aber kann er sich nicht getäuscht haben? In der Erregung, in der er sich schon befand, als er den Hund so prügelte, daß unwiderlegt „allgemeine Empörung herrschte"? In der Erregung, die noch erheblich gewachsen sein muß, als sich das Publikum mit Kundgebungen heftigen Unwillens einmischte? Warum sollten sich denn gerade Unbeteiligte getäuscht haben, die der ganzen Szene doch jedenfalls ruhiger und unbefangener gegenüberstanden als der ihren Mittelpunkt und Hauptakteur darstellende Offizier? In solchen Augenblicken setzt sich leicht eine Suggestion fest, auf deren Richtigkeit man später ohne Besinnen glaubt schwören zu können. Und es ist doch nur eine Suggestion, eine Selbsttäuschung! Wie oft kommt das vor! Professor v. Liszt hat ja das Exempel mit Studenten in seinem Hörsal gemacht: Dutzende von ihnen waren bedingungslos bereit, Tatsachen und Beobachtungen zu beschwören, die absolut falsch waren. Irren ist menschlich, aber Eid ist Eid. Darum kann man auch gegen sich und andere nicht vorsichtig genug in solchen Fällen sein. Je tiefer wir den Dingen auf den Grund gehen, um so bedenklicher muß einem solche Urteilsprechung erscheinen.

Auf dem Friedhof der Märzgefallenen zu Berlin fordert ein Polizeileutnant einen Handlungsgehilfen mehrfach zum „Weitergehen" auf. Der Angerufene, indem er sich langsam weiter bewegt: „Sie sehen ja, daß ich gehe; man wird doch auch stehen bleiben dürfen." Polizeileutnant: „Halten Sie den Mund!" Handlungsgehilfe: „Halten Sie den Mund!" Anklage vor dem Schöffengericht, Verurteilung des Handlungsgehilfen zu 200 Mark. Berufung bei der Strafkammer: völlige Freisprechung. Berufung beim

Kammergericht: 30 Mark Geldstrafe. Begründung: Man könne darüber streiten, ob die Worte des Polizeileutnants, „Halten Sie den Mund", die zweckmäßigsten waren; es liege darin aber auf seiten des Leutnants keine Beleidigung (!), sondern der energische Ausdruck des Wunsches, Ruhe zu halten. Wenn der Angeklagte sich dasselbe Recht anmaße und dem Polizeileutnant dieselben Worte entgegenschleudere, durch die er sich verletzt fühlt, so füge er ihm eine Ehrenkränkung zu, und er müsse sich dessen auch bewußt gewesen sein.

Nach § 193 des Strafgesetzbuchs ist es dem Richter anheimgestellt, eine Beleidigung für straffrei zu erklären, wenn sie auf der Stelle erwidert worden ist. Nun enthalten die inkriminierten Worte eine Beleidigung oder sie enthalten keine. Im ersten Falle ist die Beleidigung kompensiert weil auf der Stelle mit gleicher Münze erwidert worden; im zweiten liegt überhaupt keine strafbare Handlung vor. Anders das Kammergericht: nach ihm ist die gleiche Redensart beim Polizeileutnant nur „der energische Ausdruck eines Wunsches", eine „nicht ganz geeignete Form", über deren „Zweckmäßigkeit man streiten" könne; beim Handlungsgehilfen, der doch nur erwiderte, sich also sozusagen in Ehrennotwehr befand, eine „Anmaßung", „Ehrenkränkung", „Beleidigung". Warum konnte der Polizeileutnant — und mochte es noch so energisch sein — nicht einfach rufen: „Schweigen Sie"? Bediente er sich aber selbst einer Wendung, die wohl jeder nicht ganz Abgebrühte als Beleidigung empfinden wird, so ist nicht einzusehen, warum sie gerade bei ihm nicht als Beleidigung aufgefaßt werden sollte.

Ein konservativer Redner, Freiherr v. Maltzahn, war es, der als „ein Schulbeispiel dafür, wie Klassengegensätze geschaffen werden", den Fall der Fürstin Wrede im Reichstage vorbrachte. Mag nun die Fürstin bei Begehung ihrer bekannten Diebstähle geistig krank gewesen sein oder nicht: — das wird man doch keinem einreden, daß eine Person aus geringerem Stande so glimpflich davongekommen wäre. Die Fürstin hat von ihren Diebstählen weitere Nachteile nicht gehabt. Sie bestimmt selbst den Ort ihrer Kur, die behandelnden Ärzte und wohl auch ihre Kurmethode, muß sich also den Umständen nach recht wohl befinden. Dagegen durfte ihr Diener Glaser, der die Diebstähle zur Anzeige brachte, daran glauben: er erhielt wegen „Erpressung" neun Monate Gefängnis. Die geistig ganz gesunde Gesellschafterin aber, die der Fürstin bei ihren Diebstählen Beihilfe geleistet hatte, ist gänzlich außer Verfolgung gesetzt worden. Wie das möglich war? Ja, dazu müssen wir erst mal einen schwindelnden Gipfel der Logik erklimmen. Es ist nicht ganz leicht, aber nur Mut! Also: da die Fürstin bei Verübung ihrer Diebstähle nach ärztlichem Gutachten unzurechnungsfähig war, so konnte sie auch keine strafbare Handlung begehen. Folglich — konnte überhaupt keine strafbare Handlung vorliegen, folglich auch die Gesellschafterin keine Beihilfe zu einer solchen leisten.

Ist das nicht ein wahrhaft verblüffendes, ein stupendes Ergebnis

juristischen Tiefsinns? Da siehst du, lieber Leser, wieder einmal so recht, wie wenig mit deinem sogenannten gesunden Menschenverstande getan ist, wie du eigentlich wohl am besten tätest, den alten, überlebten Kram ganz wegzuwerfen, wenn du nicht jede Hoffnung aufgeben willst, dich zur Klarheit und Wahrheit solcher juristischen Logik durchzuläutern. Begreife wohl: der Dieb, der Einbrecher, der Mörder begeht weder eine strafbare Handlung, noch kann er wegen Teilnahme an einer solchen verfolgt werden, wenn er die Vorsicht übt, irgend ein anderes vor Gericht für unzurechnungsfähig erklärtes Individuum als Haupttäter vorzuschieben. Der geisteskranke Dieb, Einbrecher oder Mörder kann sich ja nicht straffällig machen, folglich liegt auch keine strafbare Handlung vor, folglich kann auch von einer Teilnahme an einer strafbaren Handlung keine Rede sein. Nichts einfacher als das, wenn man sich erst einmal zum Chimborasso dieser Jurisprudentia emporgeschwungen hat. Tief unter einem solchen Glücklichen liegen dann alle die Realitäten dieses schnöden irdischen Getriebes, dieses nüchternen Alltags mit all seinen „hart im Raume sich stoßenden Sachen". Und „leicht beieinander wohnen die Gedanken", jene wundervollen ätherischen Gebilde, jene herrlichen Abstraktionen und Konstruktionen, an denen kein „Erdenrest" mehr haftet, „zu tragen peinlich"!

Eine Schneiderin hatte einen Kapellmeister, früheren Unteroffizier, wegen Bruchs des Verlöbnisses verklagt. Sie verlangte einen Schadenersatz von 5000 Mark. Das Gericht sprach ihr nur 1000 Mark zu. Aus folgenden Gründen: Da die Klägerin eine unvermögende Schneiderin und die Tochter einer unverheirateten Frau sei, die sich jetzt durch den Betrieb eines kleinen Gemüsehandels ernähre, so sei der Schaden, den sie durch Auflösung des Verlöbnisses in ihrem guten Rufe erlitten, nicht hoch in Anschlag zu bringen. In den Bevölkerungskreisen, denen die Klägerin zuzuzählen sei, werde erfahrungsgemäß einem Mädchen daraus kein erheblicher Vorwurf gemacht, daß es sich in Erwartung der Eheschließung einem Manne geschlechtlich hingebe. Ebensowenig seien die Heiratsaussichten der gegen 30 Jahre alten Klägerin erheblich vermindert. Mädchen ihres Standes heirateten häufig erst in höherem Lebensalter. Auch der Umstand, daß sie zwei uneheliche Kinder habe, erscheine nicht als wesentliche Erschwerung, zumal für den Unterhalt dieser Kinder durch die vom Beklagten zu zahlenden Unterhaltsrenten ausreichend gesorgt sei. Der Beklagte sei aus dem Unteroffiziersstande hervorgegangen und erst zur Zeit der Aufhebung des Verlöbnisses in eine ihn über diesen Stand hinaushebende gesellschaftliche Stellung und in ein Einkommen gelangt, das im günstigsten Fall jährlich nicht 3320 Mark übersteige ... In Anbetracht alles dessen seien 1000 Mark für die Klägerin eine angemessene, billige Entschädigung.

Die Urteilsbegründung steht nicht ganz auf der Höhe der Zeit. Voreheliche intime Verhältnisse sind jetzt auch in gewissen sehr feinen, vornehmen Kreisen von Berlin W. W. (ff.) nur dann eine „wesentliche Erschwerung"

späterer Verheiratung, wenn — der nötige Mammon zurückgehalten wird. Schreibt aber der Herr Papa das Vorleben seiner Tochter mit einem entsprechenden Betrage der Mitgift gut, so kann von einer Herabminderung ihrer Heiratsaussichten keine Rede sein. Ein Vater z. B. in Berlin W., der seiner Tochter ohne Vorleben 100000 Mark mitgeben wollte, bietet sie jetzt, mit Vorleben, mit 150000 Mark aus. Und nicht ohne erhöhte Nachfrage. Wenn also in diesen Kreisen das Vorleben als solches und an sich noch keine „wesentliche Erschwerung" bedeutet, so erscheint es auch nicht angängig, die Heiratsaussichten der Töchter mit Vorleben je nach den verschiedenen Ständen verschieden zu bewerten. Es sei denn zuungunsten der aus den ärmeren Klassen, deren Eltern nicht in der Lage sind, die verminderte Heiratsfähigkeit ihrer Töchter durch Steigerung der Mitgift um 33⅓% wieder wettzumachen und dadurch den jungfräulichen status quo ante wiederherzustellen. —

Betrunkene Arbeiter haben in einem Bahnwagen mitfahrende Frauen durch zotige Redensarten und gemeine Lieder belästigt. Jeder der Beteiligten erhält mehrere Monate Gefängnis.

Nun zwei andere Angeklagte vor einem Berliner Amtsgericht. Sie haben auf offener Straße alleingehende Frauen und Mädchen in unsäglich schamloser Weise belästigt, mit Wort und Tat. Und das in einem Umfange, daß nicht weniger als — 30 und einige anständige Damen Zeugnis von diesen ekelhaften Dingen ablegen müssen. Es sind Angehörige der „gebildeten Stände": ein Ingenieur, ein Kaufmann und ein Student! Sie erhalten — nun was? — 100 Mark Geldstrafe!

Auch der mit Recht so beliebte „Sachverständige" fehlt nicht. Sein Fehlen wäre ja auch unverzeihlich gewesen. Er murmelt etwas von jener wohlbekannten „krankhaften Neigung", die merkwürdigerweise immer die Angehörigen der „besseren Stände" heimsucht und immer erst in dem Augenblicke, wenn sie sich vor dem Richter zu verantworten haben. Wer ihnen außerhalb des Gerichts „krankhafte Neigungen" attestieren wollte, würde übel anlaufen. Bei Angeklagten aus den „unteren" Klassen heißt dieselbe „Neigung" ganz unwissenschaftlich Roheit und Gemeinheit.

Ein Student wandelt nach reichlichen Gambrinusopfern die Siegesallee entlang. Er trifft eine Frau und belästigt sie. Er trifft eine zweite, von einem Manne begleitete Frau und berührt sie unanständig. Als ihn der Begleiter der Frau zur Rede stellt, haut er — der Frau eine Ohrfeige herunter. Das Schöffengericht verurteilt ihn zu 2 Monaten Gefängnis. Der Student legt Berufung ein, und die Strafkammer erkennt auf — 300 Mark Geldstrafe.

Die auf Monate ins Gefängnis gesteckten betrunkenen, wenig gebildeten Arbeiter hatten sich nur in gemeinen Worten ergangen. Der akademisch gebildete Jüngling hat anständige Frauen — mehrere nacheinander — tätlich beleidigt, körperlich angegriffen. Der einen hat er sogar ins Gesicht geschlagen. Mußte wirklich solch hoffnungsvolles Bürsch-

chen der akademischen Laufbahn unter allen Umständen erhalten bleiben? Um vielleicht später ein Katheder oder einen — Richtertisch zu zieren? —

Bei einer Beratung des Justizetats im preußischen Abgeordnetenhause (1908) gab ein freikonservativer Redner die Erlebnisse einer einfachen Arbeiterfrau mit der königlich preußischen Staatsgewalt zum allgemeinen Besten. Sie fuhr mit ihrem dreieinhalbjährigen Knaben von Grunau nach Hirschberg und hatte im ganzen bare 9 Mark und 50 Pfg. im Vermögen. Davon, erzählt nun der Abgeordnete, legte sie ein Geldstück, das etwas schwärzlich aussah, zur Bezahlung der Fahrkarten hin. Vorher hatte sie ein ähnliches Geldstück ausgegeben; da kam die heilige Hermandad und schleppte sie wegen Ausgabe falschen Geldes vor die Schranken des Gerichts. (Wenn ich falsches Geld in Umlauf bringen wollte, so würde ich mir eine größere Summe einstecken, 9,50 Mk. lohnt sich nicht, meinte unter Heiterkeit des Hauses der konservative Redner.) Der Kriminalkommissar hat dann festgestellt, daß das beschlagnahmte Geld falsch ist, und *die Frau mit dem Kinde wurde eingesperrt.* An den Amtsvorsteher von Grunau, meine Wenigkeit, kam eine Depesche, ich sollte eine Haussuchung bei dem Arbeiter Schmidt, dem Manne der Frau, halten. Diese war ergebnislos. Abends kam der Mann weinend zu mir, und ich sagte ihm, er solle nach Görlitz fahren und sich an den Staatsanwalt wenden. Er sagte, er sei ein armer Arbeiter und könne doch nicht gut den Arbeitslohn verlieren. Da sagte ich: Nehmen Sie, das übrige wird sich finden. Er ist dann zur Staatsanwaltschaft gegangen, und aus einem Protokoll geht hervor, daß er *dort untersucht* wurde, er mußte sich *auch die Stiefel ausziehen,* ob er darin etwas verborgen hatte, und durfte dann mit seinem Knaben nach Hause fahren. (Wenn die Entdeckung der Diebstähle so leicht wäre, daß der Dieb selbst zum Staatsanwalt geht, dann wäre es wohl sehr schön, meinte wieder unter allgemeiner Heiterkeit der konservative Redner.) Die Frau war *vier Tage eingesperrt.* Am vierten Tage kam das Geld zu der *Reichsbanknebenstelle,* von da an die *Filiale des Schlesischen Bankvereins* und schließlich zu einem *Goldarbeiter.* Das Geld wurde als *absolut echt* bezeichnet. Der Staatsanwalt hat es aber auch noch an die *königliche Münze* eingeschickt, und die hat es gar nicht zurückgegeben, sondern der Frau den ganzen Betrag in *funkelnagelneuer Münze* zurückgezahlt! Die Frau ist dann entlassen worden und meldete sich bei mir. Daß die Staatsanwaltschaft verpflichtet war, der Frau die Auslagen zu ersetzen, scheint mir klar. Bei der Staatsanwaltschaft war das aber *nicht* der Fall. Die Auslagen erreichten die schwindelnde Höhe von 17,90 Mark. Die Staatsanwaltschaft *lehnte* die *Entschädigung* ab. Ich beging nun den Fehler, für die Leute einen Brief an die Staatsanwaltschaft aufzusetzen, in dem es heißt: „Ich muß die Staatsanwaltschaft bitten, meine Forderung zu erfüllen. Sollte sie wider Erwarten dazu nicht in der Lage sein, so weise ich jetzt schon darauf hin, daß ich mich an den Herrn Justizminister wenden und mich der Vermittlung des Abgeordneten bedienen

werde." Die Frau ließ sich den Brief von einem Nachbarn abschreiben. Die Staatsanwaltschaft ordnete nun eine Feststellung an, — ob der Nachbar solche Briefe berufsmäßig abschreibe und ob etwa eine Steuerkontravention (!!) vorliege. Auch wurde die Frau noch einmal darüber vernommen, ob sie etwa Quecksilber in der Wohnung (!!) hatte. Nach etwa vierzehn Tagen hat der Herr Justizminister 15 Mark angewiesen, so daß er also drei Mark noch schuldig ist!

„Es handelte sich ja nur um eine einfache Arbeiterfrau!" bemerkte vielsagend der konservative Abgeordnete und Amtsvorsteher.

Warum hat sich auch die törichte Frau nicht jedesmal vor dem Anfassen die Hände mit Lilienmilchseife gewaschen? Dann wäre das Geld nicht schwarz geworden. Wie aber, wenn sie es schon so bekommen hat? Diese Frage ist allemal von so weittragender Bedeutung, wie etwa die von den Richtern in Hamm am Stammtisch beim Schoppen verhandelte: ob der zum Tode verurteilte Heizer Kurschuß, der seine Henkersmahlzeit bereits eingenommen hatte, sich dadurch — weil doch die Strafe nicht vollzogen wurde — nicht im Sinne des § 812 B. G. ungerechtfertigt auf Kosten des Fiskus bereichert habe und deshalb zur Herausgabe des ungerechtfertigt erlangten Guts (des Wertes der Henkersmahlzeit) verpflichtet sei. Die Erörterung mit allem pro und contra ging durch zahlreiche Blätter, angeblich soll die „Frage" auch noch den nächsten Juristentag beschäftigen. „Den Teufel merkt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte!"

Drei Sachverständige und Fachleute erklären die schwarze Münze für echt: die Frau wird weiter in Haft behalten. Der Mann, der mit fremdem Geld ihr zu Hilfe kommen will, wird körperlich untersucht. Erst die Berliner Münze zahlt mit solch blanker Münze, daß dem Staatsanwalt die Augen aufgehen müssen. Aber nur mit tiefstem Widerwillen rückt er mit den Moneten heraus, und den Schaden ganz zu erstatten, bringt er überhaupt nicht übers Herz. Es geht ihm zu sehr gegen das Gemüt, lieber bleibt er 3 Mark „schuldig". Von überwältigendem Humor ist aber, daß der Fiskus ausgerechnet diese Gelegenheit für günstig hält, einen gewerbsmäßigen Abschreiber zur Steuer heranzuholen! Wer wird noch Witzblätter lesen wollen, wo der Humor der Wirklichkeit ihnen bald über ist? Schade, daß sie nicht wegen „unlauteren Wettbewerbs" verklagt werden kann. —

Höher als die Ehre, Unverletzlichkeit und Sicherheit der Person bewerten Rechtsprechung und Gesetzgebung das dreimal heilige Eigentum. Für eine Stulle und einen Nordhäuser im Werte von 25 Pfennig, die er dem Wirte nicht bezahlen konnte, mußte ein älterer unbescholtener Arbeiter 16 Tage in Untersuchungshaft und einen Tag im Gefängnis sitzen. Wegen eines „Stückchen übrig gebliebenen Brotes", um das er in einem Bäckerladen nur gebettelt hatte, erhielt ein anderer 3 Wochen Gefängnis. Er hatte vom frühen Morgen an noch keinen Bissen im Munde gehabt und verspürte quälenden Hunger. Die Kassiererin eines Arbeiterinnenverbandes war durch Krankheiten ihrer zwei Kinder in die bitterste Not

geraten und konnte mit ihrem Lohn den Lebensunterhalt nicht mehr bestreiten. Als es auch mit der Miete nicht mehr ging und ihr die Exmittierung angedroht wurde, entnahm sie aus alten Büchern der Verbandsmitglieder die Beitragsmarken und verwendete sie nach Entfernung des Entwertungsvermerks von neuem. Die wenigen Pfennige, die sie in jeder Woche dadurch erlangte, verbrauchte sie für ihren Lebensunterhalt. Sie soll sich auch kleine Beträge baren Geldes angeeignet haben. Unter Tränen bat die Angeklagte um eine milde Strafe, da sie sich nur aus Liebe zu ihren Kindern, die sie nicht hungern sehen konnte, zu ihren Verfehlungen habe verleiten lassen. Das Gericht erkannte auf zwei Wochen Gefängnis.

Das sind nur einige wenige „Stichproben". Überall die Anklage: „Ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein!" — Wie dachte doch ein großer Held und König über diese Art „Verbrechen"? Friedrich der Große schreibt in einem Briefe: „Wenn sich indes eine Familie, von allen Mitteln entblößt, fände, und zwar in dem schrecklichen Zustande, den Sie schildern, so würde ich ohne Zögern behaupten, daß der Diebstahl ihr erlaubt wäre. Erstens: weil sie überall abgewiesen worden statt Hilfe zu finden; zweitens: weil es ein weit größeres Verbrechen wäre, sich und Frau und Kinder vor Hunger sterben zu lassen, als einem etwas von seinem Überfluß zu stehlen, und drittens, weil die Absicht eines solchen Diebstahls tugendhaft und die Tat unerläßlich notwendig wäre. Ich bin auch überzeugt, daß kein Tribunal nach Ermittelung dieser Tatsachen einen Dieb verurteilen werde. Die Bande der Gesellschaft gründen sich auf gegenseitigen Beistand, besteht sie aber aus hartherzigen Seelen, so zerreißen alle Bande und der Naturzustand tritt ein, in welchem das Recht des Stärkeren alles entscheidet."

Ein zwölfjähriger Knabe wird wegen „Straßenraubes" (!) auf acht Tage ins Gefängnis geschickt, weil er beim Indianerspielen einem Kameraden eine Kindertrompete weggenommen hat. Ein Arbeiter steckt sich auf dem Gelände des Eisenbahnfiskus ein paar eiserne Röllchen im Gesamtwerte von 10 Pfennig für seine Kinder zum Spielen ein und bekommt dafür 3 Tage Gefängnis.

Es ist nur zum Teil wahr, daß das Gesetz solche grausame Härte erzwinge und der Richter gar nicht anders könne. Warum kann z. B. ein Bauunternehmer, der seinen Arbeitern 325 Mark Krankenkassengelder unterschlagen hat, mit 30 Mark Geldstrafe wegkommen?

Nur in einem Falle ist der Richter an eine bestimmte Mindeststrafe gebunden: bei Eigentumsvergehen im wiederholten Rückfall. In diesen Fällen darf der Richter selbst dann nicht unter drei Monaten Gefängnis erkennen, wenn noch so mildernde Umstände vorliegen. Wo solche ungeheuerlichen Bestimmungen, zu deren prompter Abschaffung es doch nur eines Antrages der verbündeten Regierungen, d. h. des Reichskanzlers, im Reichstage bedürfte, ruhig fortbestehen, da fragt man sich, was denn das ganze Reichstagsgerede und alle die schönen Worte der

Regierungsvertreter, nicht zuletzt Bülows, noch für einen realen Wert haben? Müssen denn derartige Abnormitäten bis zu dem großen Reinemachen einer in weiter Ferne irrlichternden allgemeinen „Justizreform“ aufgespart werden? Warum können nicht die drückendsten, allgemein preisgegebenen Bestimmungen für sich als Einzelvorlagen behandelt und abgetan werden? Wo würde denn irgendein organischer Zusammenhang zerrissen werden, wenn man z. B. für Rückfallsvergehen die Festsetzung der Mindeststrafe ganz ausschaltete und sie dem Ermessen des Richters überließe? Warum müssen diesem barbarischen Gesetz immer weitere Existenzen geopfert werden, wo wir es doch in der Hand haben, es in kürzester Frist außer Kraft zu setzen? Warum? Weil wir vor lauter Blockgeschwätz und parteipolitischem Altweibergezänk die allernächstliegenden Ziele aus den Augen verlieren und mögen wir auch mit dem Kopf darauf stoßen.

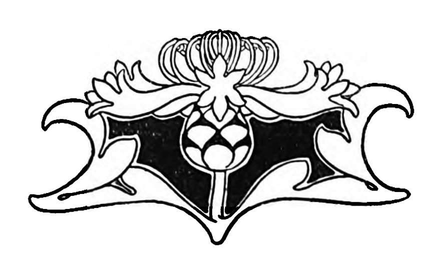
Eine vorbestrafte Händlersfrau muß wegen Diebstahls von 8 Pfund Mehl auf ein Jahr ins Zuchthaus. Einen vorbestraften achtzehnjährigen Hausburschen muß das Gericht auf 3 Monate ins Gefängnis stecken, weil er halbverhungert auf dem Bahnhof einem neben ihm sitzenden jungen Mann 2 Pfennig aus der Tasche gestohlen hat, um sich ein Stück Brot zu kaufen. Weil sie zwei Bund Stroh im Werte von 50 Pfg. sich angeeignet hat, muß eine Frau 3 Monate ins Gefängnis. Ein vorbestrafter Arbeiter hat den Fiskus um 5 Pfennig betrogen —: 3 Monate. Ein Dienstknecht mit einem kranken Weibe in ungeheizter Stube nimmt zwei Tage vor Weihnachten drei Scheite Holz im Werte von 60 Pfennig von einem Wagen —: 3 Monate. Ein Bergarbeiter füllt sich seinen Kaffeekrug mit Kohlen im Werte von 9 Pfennig —: 3 Monate. In diesen Fällen haben die Richter selbst gestöhnt. Daran ist kein Zweifel. Aber sie mußten. So wollen es Gesetz und Recht unseres humanitätstriefenden Zeitalters!

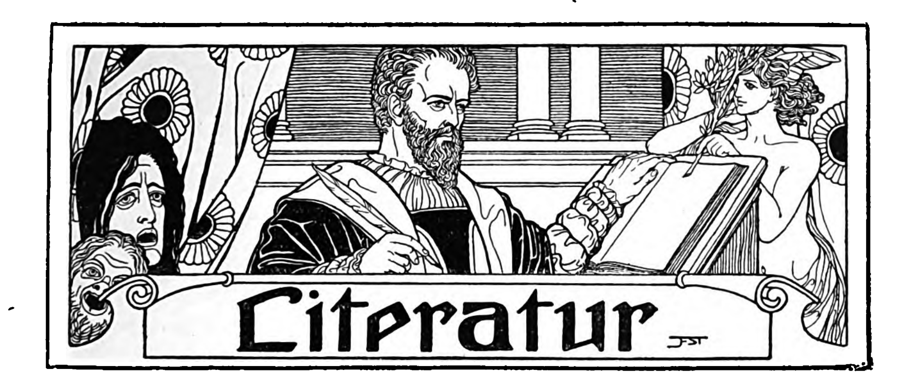
Einen erschütternden „Notschrei“ ließ der alte Pastor F. v. Bodelschwingh, der väterliche Freund der Ärmsten und Elendesten, ertönen: „Vor einiger Zeit brachte eine süddeutsche Zeitung eine Notiz, daß ein kleiner Schultheiß zu einem Monat Gefängnis verurteilt sei, weil er einen armen Landfahrer, von dem er sich überzeugt, daß der Gendarm ihn zu Unrecht angezeigt, daß er im Hunger nicht um ein Stück Brot gebettelt, sondern von einer milden Hand angenommen, aus dem Gefängnis hat laufen lassen ... Ich frage alle Richter Deutschlands, zu wie viel Jahren Gefängnis sie alle diejenigen Bürgermeister und ihre Kollegen getrosten Herzens verurteilen müßten, welche gegen das Gesetz, unschuldige Menschen, die ihrer Fürsorge anvertraut sind, zur Gesetzesübertretung, d. h. zum Betteln gezwungen haben, wie dies seit dem Bestehen des § 28 des Reichsgesetzes über den Unterstützungswohnsitz so viel tausendmal jeden Tag vorkommt.

Ich fürchte, daß die Welt nicht lange genug mehr besteht, um diese Gesetzesübertretungen an den Schuldigen gebührend zu ahnden, und daß alle Korrektionshäuser und Gefängnisse verzehnfacht, ja verhundertfacht werden müßten, um allen diesen Delinquenten Raum zu schaffen.

Es ist mir ein ungelöstes Rätsel, wie es möglich ist, daß der edle Richterstand Deutschlands die ihm zugemutete qualvolle Aufgabe hat ertragen können, ohne immer lauter um eine Änderung der Gesetzgebung zu bitten, welche mit wenig Federstrichen die Last von seinem Gewissen und die Ungerechtigkeit von den Arbeitslosen wegnehmen könnte.

Ich möchte alle Mitglieder der beiden Häuser des Landtages (und auch des Reichstages) herzlich bitten, nur einmal ein paar Wintertage in fadenscheinigem, durchlöchertem Rock, mit zerrissenen Schuhen in Kälte, Schneegestöber und Regen zu wandern, in jedem Ort ernstlich um Arbeit, und wenn diese nicht vorhanden, bescheidentlich bei dem Ortsvorsteher auf Grund des § 28 um die nötigste Hilfe anzuhalten — um dann mit den Worten: Du Lump, du Vagabund, auf die Straße gezwungen zu werden, endlich von quälendem Hunger gezwungen, sich ein Stückchen Brot zu erbetteln, infolgedessen auf Grund von § 3614 verhaftet, mit einer Schar echter Vagabunden in dasselbe Polizeigefängnis gesperrt zu werden, hier alle Flüche, Lästerungen und unsagbaren Unflätigkeiten in Wort und Tat von bis in die tiefsten Tiefen versunkenen und verbitterten Menschen anzuhören, um dann am anderen Tage nicht verurteilt, sondern aufs neue auf die Straße gesetzt und weiter gehetzt und weiter zum Übertreten des Gesetzes gezwungen zu werden — bis die erste Verurteilung seitens des Strafrichters erfolgt! — Ich glaube gewiß, wenn alle diese Herren das einmal durchmachten, was vielen Tausenden von Unschuldigen jedes Jahr und auch jetzt in diesen Wintertagen infolge dieser schauerlichen Lücke in der Gesetzgebung täglich widerfährt, sie würden nicht mehr sagen: die Sache kostet zuviel oder sie hat noch Zeit, wir wollen auf eine gelegenere Stunde warten . . ."





Gott, Leben und Kunst

Bekenntnisse eines Andersgläubigen

Von

Richard Schaukal

Jeder große Künstler war, als er auftrat, ein Ketzer. Der Gläubigste muß ein Ketzer gewesen sein. Das ist das Gesetz der Ahnenreihe. Der große Künstler, der jeweils als „Erster" der Letzte in der Reihe ist, erscheint als Einzelner seiner Zeit fremdartig und unbequem. Man vergleicht seine abweichende Weise mit der der eben Herrschenden, und die Herrschenden sind immer die letzten Ausläufer, die letzten blassen Ableger seines unmittelbaren Vorgängers, massenhaft, wie es die Natur von Ablegern ist, massenhaft und laut, und schon ganz ohne Metallgehalt in der Stimme. Die Menge hält sie in Ehren, weil sie selbst Menge sind. Jeder einzelne aus der Menge fühlt sich ihnen verwandt. Sie sind ein schmeichelnder Spiegel der selbstzufriedenen Kläglichkeit. Der Neue aber ist der Feind. Ihn gilt es zu verhindern. Er soll nicht aufkommen. Das ist das Feldgeschrei der Massenhaften. Und scheinbar gelingt es ihnen auch immer wieder. Darum muß jeder große Künstler, das Kreuz der Kunst auf dem Rücken, das schwerer und schwerer drückt, seinen Passionsweg mit allen Stationen abschreiten, bis er sein Golgatha findet. Aber wenn sie ihn gekreuzigt haben, dann zerreißt der Vorhang des Tempels, und die Erde bebt und birst und speit ihre Toten aus: die Ahnen stehen auf. Da erkennt die zitternde Menge, daß dieser „Gottes Sohn" gewesen ist. Und nach drei Tagen oder drei Jahrzehnten oder drei Jahrhunderten ersteht er von den Toten, der er von Anfang an unsterblich ist, in Huldigung vor Gottes Thron stehend von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Der große Künstler hebt sich in aufreizender Einsamkeit von dem leeren Hintergrund ab. Später tritt er in die Reihe der Ahnen. Später: das heißt, wenn die Distanz zwischen ihm und dem Betrachter gewachsen ist. Er gliedert sich ein. Er stellt sich zu denen, — bei denen er immer

gewesen ist, den großen Künstlern, die vor ihm waren und die dasselbe Schicksal gelitten hatten, in aufreizender Weise als einzelne aufzufallen.

* * *

Die Welt ist traurig, solange wir ihren Sinn nicht empfinden. Wir empfinden ihn zu innerst in der Kunst, im Glauben, in der Liebe. Zerreißend empfinden wir ihn in der Sehnsucht. Alles Leid ist ein Schlüssel zur Welt. Aber die Erfüllung ist weder Leid noch Freude: sie ist „Anschauen Gottes“.

* * *

Die Sehnsucht ist die Ahnung der Nähe Gottes. Wer die Sehnsucht nicht kennt, ahnt Gott nicht. Wer unter der Sehnsucht leidet, ist Gottes Liebling.

* * *

Die Welt ist eine Einheit. Wir wissen das mit unheimlicher Sicherheit. Aber wir vergessen es immer wieder, weil die Erscheinungen so vielfältig sind.

* * *

Wir tragen die Welt in uns: denn wir sind die Einheit der Welt. Jeder Mensch ist die Einheit der Welt. Aber die wenigsten kommen zu dieser Gewißheit. Und die dazu kommen, haben am meisten unter den Anfechtungen der Vielheit leiden müssen. Und kein Mensch wird dieser Erkenntnis dauernd froh.

* * *

Glücklich ist der Mensch nur, wenn er über sich selbst hinaus gelangt, das heißt — ganz in sich hinein, ins Innerste, wo die nach allen Seiten ausstrahlend wirkende Bewegung stillhält. Im Mittelpunkt der Bewegung ist die Ruhe. Ruhe ist der Kern der Bewegung.

* * *

Gegensätze gibt es nicht in der Einheit. Aber im Leben ist alles Umkreis. Und der Kreis ist Bewegung der Gegensätze. Es gibt freilich Augenblicke, da man schon den Kreis als Ruhe empfindet. Aber das sind nur Ahnungen des Mittelpunktes, Vorläufigkeiten der Erkenntnis. Wir fristen unser Dasein von solchen seligen Vorläufigkeiten.

* * *

Die Kunst ist eine die ganze Welt restlos begreifende Erkenntnis. Wer die Kunst besitzt, besitzt die Welt. Aber genau so wie der größte Künstler, ganz genau so besitzt das ärmste Bettelweib, das glaubt, die Welt. Das ist der Sinn der Lehre Christi.

* * *

Die Kinder sind dem Mittelpunkt näher als die Erwachsenen. Je weiter der Mensch sich ins Leben entfernt, um so seltener gelangt er zum Mittelpunkt, zu sich selbst zurück. Um so tiefer muß er jedesmal hinabsteigen. Es ist denkbar, daß manche gar nicht mehr heraufkommen. Man nennt sie Wahnsinnige. Sie haben die Organe für den Umkreis: das Leben

eingebüßt. Nur das Mechanische der Sinne reagiert noch auf die Welt, wie sie den normalen Menschen offen steht. Aber in ihrer Finsternis, ganz zu innerst, besitzen sie die Welt, von innen heraus.

* * *

Man muß die Welt von innen heraus besitzen, um sie zu überwinden.

* * *

Wer an der Welt leidet, ist auf dem Wege, ihrer innezuwerden. Dieser Weg hat kein Ende. Plötzlich schlingt er sich in sich selbst zurück, wird gleichsam zum Punkt, steht still, verstummt, um nur mehr ganz auf sich selbst zu lauschen.

* * *

Die Philosophie ist Umweg. Die Heimat ist immer dagewesen. Wir hatten uns nie aus ihr entfernt, sie ist bloß unserer innern Anschauung entrückt worden, da wir ihrer nicht würdig waren. Wer würdig ist, erkennt die Heimat. Jeder Mensch kann würdig werden. Manche ahnen es nicht, daß sie eben, eben jetzt würdig waren — und nun nicht mehr würdig sind.

* * *

Der Geist ist unwillig. Aber Gott ist langmütig. Und jeder wird von der unendlichen Geduld erhört. Die sich sträuben, denen hört Gott so lange zu, bis sie ihn anbeten. Aber er verlangt keine Anbetung. Dann geht er hinweg und wendet sich wieder Unwilligen zu. Die Anbetenden aber lästern ihn oft, wenn er weggegangen ist. Und da kommt Gott zurück und hört ihren Lästerungen zu. Nie kann er sich genug lästern hören. Das Lästern des unwilligen Geistes und der Lobgesang der Engel sind ihm eines Ursprungs: Seines.

* * *

Nicht die Gesinnung macht den Künstler und nicht die Form das Kunstwerk: Seele ist Einheit.

* * *

Die letzte Wirkung eines Kunstwerkes ist gesteigertes Erleben des eigenen Schicksals, blitzartiges „Begreifen" der Welt, die bald wieder ins Mechanische des Lebensablaufs versinkt, versinken muß, auf daß sie neuerlich ein Künstler zu ihrer Wesenhaftigkeit erlöse.

* * *

Kunst ist Einkehr ins Tal der vielen Echo. Sie ist nicht die Stimme des Lebens, sondern ihr hundertfältiger Widerklang, der bei großen Künstlern zum Sphärendonner anwächst.

* * *

(Nach der Lektüre von Gerard de Nerval.)

Der Tod und der Traum bilden eine „Masse". Daher ist der Traum so ganz anders, wesenhaft anders als das Leben des Tages. Und im Traum sind wir mit den Einwohnern des Todes vereint, auch mit unsern eigenen Vergangenheiten, die, sowie sie uns verlassen, übergehen in diesen „Nebel", die Atmosphäre des Todes und doch unverlierbar, nicht starr, sondern be-

weglich, aber beweglich nach Gesetzen jenes Reiches, das über unsern drei dimensionalen Erfahrungen ist.

* * *

Eros ist der Feind, aber Eros ist nicht die Liebe. Die Griechen opferten dem Priapus, und alle alten Kulturvölker verehrten die im Phallus symbolisierte elementare Naturkraft. Wir Christen aber sagen für das alles Liebe und tun der Liebe sehr großes Unrecht dadurch. Denn das Verhältnis, das wir Liebe nennen, führe es auch zur Ehe, ist durchaus nicht Liebe, wenn es auch den Keim der Liebe bergen mag. Sonst wäre ja jede reflektorische Regung der Sinnlichkeit Liebe.

* * *

Heute hörte ich in der Kirche den Prediger sagen: Nicht das Gehirn denkt, sondern die Seele bedient sich des Gehirns, um zu denken. Wie wundervoll richtig! Und dies vorgetragen, auf daß der Schluß erfolge: All unser Denken hat sich in der Lehre des Gekreuzigten zu beruhigen. Aber selbst in dieser „Tendenz" liegt eine gegenüber dem Humbug der Freisinnigkeit mit mächtigen Adlersflügeln emporstürmende Wahrheit. Denn wenn uns auch Christus nicht im Sinne des Dogmas das Endziel zu sein braucht, so ist er doch als der reinste Vertreter der Seele auf Erden unsrer Verehrung würdiger denn irgendeine andre historische Persönlichkeit. *Sicherlich war er der Sohn Gottes.*

* * *

Zauberflöte. Der Sprecher: „Er ist Prinz." Sarastro: „Mehr: er ist Mensch!"

Daß sich doch „der Mensch" immer als die Krone der Schöpfung aufspielt! Wie lächerlich wirkt diese geschmacklose Manifestation des rationalistischen Jahrhunderts! Wie kläglich ist überhaupt der ganze „Humanismus"! Der Mensch!

* * *

Noch einmal Zauberflöte. Papageno: „Ich bin ein Mensch wie du."

Als ob daran etwas Auszeichnendes wäre! Ein Mensch! Wie wenig ist ein Mensch! *Geschöpf* ist alles. Mensch ist in diesem Sinn des stolz bewußten Rationalismus das Vernunftwesen, ein Widersacher der Natur, ein Abtrünniger, ein verworfenes Geschöpf. Der mit seiner Vernunft prahlende Mensch (Prometheus, der Lichtbringer, so gut wie der Famulus Wagner) ist das entartete Geschöpf. Wieviel höher steht das „unvernünftige" Tier in der Reihe der „Geschöpfe"! Erst wenn der vernünftige Mensch seine Vernunft *überwindet* (was ihm nur durch die *Gnade* zuteil werden kann; das Tier braucht nicht erst die Gnade dazu) und ganz demütiges Geschöpf wird, hat er — noch lange keinen Anspruch auf stolzbewußte Selbstverkündigung, wohl aber einige Aussicht auf milde Verzeihung. Wir und Gott! „Der Mensch" das „Ebenbild Gottes"! Welch eine maßlose Überhebung!

* * *

Der Weg jedes wahrhaftigen Künstlers führt ihn zu sich selbst. Und wer völlig zu sich gelangt ist, dem wird die Welt, wie sie sich langsam um ihn rundet, seltsam fern und wiederum innig verwandt. Denn nur aus den Tiefen des innersten Ich heraus kann er sie erfassen. Es ist ein Sich-in-die-Welt-ergießen und ein In-sich-trinken der Welt zugleich, ein Prozeß des vollkommensten Vereinsamens und der Allgegenwärtigung. „Wohin gehen wir?“ fragt Novalis, und: „Immer nach Hause“ antwortet das Echo seiner alliebenden Einsamkeit. Ganz zu sich selbst gelangen, heißt Gott nahe kommen. Das erhaben-demütigende Gefühl des „Mittelpunkts“ ist der Schauer der Gotterkenntnis. Jeder Mensch war einmal im „Mittelpunkt“. Die meisten aber vergessen es. Es ist, als fürchteten sie, sich zu verlieren, wenn sie sich so dem Übermächtigen hingäben. Und wahrhaftig, es ist auch ein Sich-verlieren, dieses seligste Sich-selbst-finden. Denn alles Wesen der Oberfläche, das, worin die Werte der Realexistenz beruhen, muß ja in diesen ungeheuern Augenblicken der sich verzehrenden Selbstbesinnung zum Schein werden. Der Gläubige und der Künstler allein können sich in solchen Augenblicken behalten, der Gläubige, indem er sich ganz persönlich Gott übergibt — die heilige Katharina und Franz von Assisi haben Christus geradezu leibhaftig erlebt —, der Künstler, indem er sich seiner Person ans Werk entäußert. Alle großen Kunstwerke sind aus solchen erhabenen Augenblicken geboren worden. Es gibt viele bedeutende Kunstwerke gleichsam der Wanderung, wenige nur des Am-Ziele-seins. Und auch dieses Am-Ziel-sein ist nur ein Verweilen. Denn das Bewußtsein der Habhaftwerdung verwandelt sich allsogleich wieder in die Erinnerung der bloßen Anteilnahme. Und so gelangt der Künstler eben infolge seines die süße Bewußtlosigkeit immer wieder störenden und dadurch zerstörenden Bewußtwerdens niemals ans Ende, das der „Anfang“ ist, oder, wenn man will, immer wieder darüber hinaus ins Wiederum oder Weiternoch.



Gerhart Hauptmanns Schlotterverse

Die Tatsache, auf die hier hingewiesen werden soll, ist mir von Anfang an so augenfällig vorgekommen, daß ich mich nur zögernd zu diesem Hinweis entschließe. Mir scheint, sie müßte aller Welt gerade so bekannt sein, wie etwa die Tatsache, daß die Mehrzahl der klassischen Bühnenwerke in fünffüßigen Jamben geschrieben ist; und wer etwas so Selbstverständliches erst nachzuweisen sich bemüht, müßte einfach ausgelacht werden. Aber so viel Urteile über Gerhart Hauptmann mir auch zu Gesicht gekommen sind — und man bekommt deren doch ohne alles Suchen übergenug in Büchern und Zeitschriften zu lesen —, so habe ich doch nirgendwo auch nur nebenher oder andeutungsweise etwas darüber erwähnt gefunden. Schon das mußte mich wundern; aber noch

mehr wuchs mein Erstaunen, wenn sich im Verlauf mündlicher Erörterungen herausstellte, daß auch sonst niemand etwas von der augenfälligen Tatsache zu wissen schien; wohl hatte man manches von Hauptmann gelesen, aber gemerkt hatte niemand etwas. Mit sehenden Augen hatte man nichts gesehen und mit hörenden Ohren nichts gehört. Und doch war die Sache so klar, daß es nur des Hinweises bedurfte, um zu überzeugen und zugleich ein gewisses Erstaunen hervorzurufen, daß man so etwas nicht selbst bemerkt hatte. Es ging damit gerade so wie mit den bekannten Versteckbildern: hat man uns erst gezeigt, was sie enthalten, so sieht man, was man bisher gar nicht bemerkt hat; ja man kann gar nicht anders, man muß es nun immer sehen und wundert sich, etwas so Augenfälliges nicht sofort selbst herausgefunden zu haben. Und so darf ich wohl getrost ein ähnliches Versteckspiel erörtern, im Vertrauen darauf, daß unter den Lesern dieser Zeilen sich nicht viele finden werden, denen es bekannt ist. Und nun zur Sache.

Gerhart Hauptmanns Schlottervers? Was heißt das? Ist etwa die Versunkene Glocke in schlotterigen Versen geschrieben?

Natürlich nicht. Der fünffüßige Jambus, auf den die Glocke gestimmt ist, hat keinen schlotterigen Tonfall. Doch habe ich hier gar nicht die gebundene Rede im Sinn, ich meine vielmehr Hauptmanns Prosa; und nur um die Sache anschaulicher zu machen, nehmen wir ein paar Verse aus der Glocke, und zwar ein paar von den wenigen, die nicht in Jamben einherschreiten. Wir finden deren am Anfang des ersten Aufzugs (S. 9):

Drei strotzende Euter trank ich leer:
Da milkt keine Magd einen Tropfen mehr!
Nun stellt' ich mich auf am roten Floß,
Wo sie denn kamen mit Mann und Roß usw.

Gerade solche Verse finden wir in Hauptmanns Prosastücken, nur ohne Reime und etwas frei gebaut, aber in ihrem Tonfall doch deutlich zu erkennen. Das einzige ständige Merkmal sind die vier Hebungen (nur ausnahmsweise kommt auch einmal ein Halbvers mit nur zwei Hebungen vor), aber diese vier Hebungen sind so deutlich ausgeprägt, daß sie sich geradezu dem Gehör aufdrängen. Die Zahl der Senkungen ist verschieden: am Anfang des Verses stehen deren eine oder zwei, manchmal auch keine, und nur ausnahmsweise drei; ähnlich ist es am Ende; und auch in der Mitte können eine oder zwei, ausnahmsweise drei Senkungen aufeinander folgen. Die durch diese ziemlich große Freiheit im Bau bedingte Holperigkeit wird es begreiflich erscheinen lassen, wenn ich das ganze als Schlottervers bezeichne. Man lese selbst und urteile dann.

In „Vor Sonnenaufgang" ist dieser Vers, mit sehr vereinzelten (wohl nur zufälligen) Ausnahmen, nicht zu finden. Deutlich erkennbar aber ist er schon in „Kollege Crampton". Nehmen wir den Schluß dieses Stückes:

Max a'lso, nun gu't. Ich wi'll dir was sa'gen.
Nun ho'le der Teu'fel die Se'mmelwo'chen!
Jetzt mü'ssen wir schu'ften, Ma'x, wie zwei Ku'lis!
Ma'x heißt der Du'mmkopf, nun sa'gen Sie, Lö'ffler!
So'n du'mmer Ke'rl! So'n du'mmer Ke'rl!

Solche Stellen sind im Crampton nicht selten, auf den letzten Seiten z. B. fast durchgehend. Wer das Buch besitzt, kann sich mit leichter Mühe davon überzeugen. Aber im Crampton kommt dieser Tonfall doch nur stellen-

weise vor. In späteren Stücken dagegen habe ich den Vers von Anfang bis zu Ende angewendet gefunden. Nehmen wir den Anfang vom „Roten Hahn“:

Fielitz: Jeh man we'ch aus de We'rkstelle'! Pa'ck dir ma'n!
Frau F.: Wer we'rd' ock noch ko'mm'? 's is ja ie'ber se'chse.
Fielitz: Jeh man we'ch aus de We'rkstelle mi't dein' Kra'm!
Frau F.: Beni'mm dich blos ni'ch a so ä'selstu'mm!
Was i's denn hier Bee'ses, hä'? an dem Ki'stel?
A' so a Ho'lzkistel i's doch nischt Bee'ses.
Fielitz: J, i's et viellei'cht wat Ju'tet, wa't?
Frau F.: Bis hie'rher ko'mmen d' Hu'belspä'ne . . . .
Dann tu'n se hier mi'ttenrei'n a Li'cht machen . . . .
Fielitz: Mu'tter, du bi'st mir 'n bi'sken zu klu'g!
Wenn de't so wei'ter je'ht mit de Klu'gheit,
Denn se'h ick mir no'ch mal in Ple'tzensee.
Frau F.: Du ka'nnst woll o ga'r kee bi'ssel ni u'ffpassen!
Du ma'gst a wing he'rn, wenn ma mi't dir re'dt.
A so' was veri'ntressie'rt een do'ch.
Fielitz: Ick veri'ntressie'r mir for mei'ne Stie'beln,
For wat a'nders veri'ntressie'r ick mir ni'ch.

Wenn die erste, dritte, vorletzte und letzte der hier angeführten Zeilen mit zwei Senkungen beginnt, während andererseits am Anfang der sechsten und zehnten Zeile die Senkungen ganz fehlen, so wird das wohl niemand als besondere Unregelmäßigkeit empfinden. Man nehme ein beliebiges Gedicht mit ähnlichem Versmaß, etwa Schillers Taucher, und man wird genug solcher Zeilenanfänge entdecken. Anders ist es mit Wörtern wie Werkstelle und Holzkistel, die außer dem Hauptton noch einen Nebenton haben und in Gedichten höchstens am Zeilenanfang stehen könnten; in der Mitte der Zeile empfindet man sie als unerträglich hart, und am Zeilenschluß sind sie überhaupt unmöglich. Wenn daher trotzdem am Ende der neunten und dreizehnten Zeile solche Betonungen auftreten, wie „Licht machen“ und „uffpassen“, so sind das nicht nur stolpernde, sondern ganz zu Boden gefallene Versfüße.

Nehmen wir jetzt „Rose Bernd“, nicht den Anfang, denn da sind Liederverse eingemengt, die den Fortgang des Tonfalls stören. Fangen wir also mit dem zweiten Aufzug an:

Fr. Flamm: J'mmer wer drau'ßen is . . . o'ck immer rei'n! —
Na we'r denn? — Das i's woll d'r Va'ter Be'rnd,
Unser Wai'senra't und Ki'rchenvorste'her!
Immer ko'mmt ock, ich bei'ße euch ni'cht, Vater Be'rnd.
Bernd: Mir wo'llden ge'rn a Herr Leu'tnant spre'chen.
Fr. Flamm: Na, na'! Das sie'ht ja sehr fei'erlich au's.
Bernd: Gu'n Mo'rg'n, Frau Leu'tnant.
Fr. Flamm: Scheen gut'n Ta'g, Vater Be'rnd! —
Mein Ma'nn war vorhi'n in der Ja'gdkammer dri'nne.
Da i's ja au'ch der Herr Schwie'gerso'hn?
Bernd: Ja wo'hl, mit Go'ttes Hi'lfe, Frau Fla'mm.
Fr. Flamm: Nu da ne'hm' Se ock Pla'tz! Da wo'lln Se woll a'nmelden?
Nu so'll's woll e'ndlich ama'l vor sich ge'hn.
Bernd: Ja wo'hl, 's is Go'tt sei Da'nk nu so wei't.

Auch hier kommen Härten vor, wie „Jagdkammer“ und dann am Zeilenende „anmelden“. Doch darüber kommen wir jetzt, wo wir über den Tonfall schon unterrichtet sind, leichter hinweg. Schwer aber wird es uns, über die siebente Zeile nicht zu stolpern; doch wenn es uns nur gelingt, gleich nach der zweiten Hebung drei Senkungen in einem Atemzug auszusprechen (darunter

allerdings zwei, die eigentlich Hebungen sein müßten), so gelangen wir vielleicht doch mit einem raschen Sprung zum Ende der Zeile.

Nehmen wir nun noch „Michael Kramer". Die Anfangszeilen dieses Stückes sind etwas holperig, weiterhin aber geht es wie geschmiert. Nehmen wir hier zur Abwechselung das Ende:

> Wo sollen wir landen, wo treiben wir hin?
> Warum jauchzen wir manchmal ins Ungewisse.
> Wir Kleinen, im Ungeheuren verlassen?
> Als wenn wir wüßten, wohin es geht.
> So hast du gejauchzt! — Und was hast du gewußt? —
> Von irdischen Festen ist es nichts! —
> Der Himmel der Pfaffen ist es nicht!
> Das ist es nicht und jen's ist es nicht!
> Aber was . . . . was wird es wohl sein am Ende???

Ende gut, alles gut. Hier ist das Versmaß wirklich glatt. Nur die Verstümmelung von jenes in jen's ist nicht schön; aber das geschieht eben dem Versmaß zuliebe, sonst würden ja wieder zu viel Senkungen eintreten. Gerade diese Verstümmelung ist ein auffallend deutlicher Hinweis auf das Versmaß.

Genug der Beispiele! Der Leser braucht nur die genannten Stücke Seite für Seite durchzuprüfen, er wird den Tonfall desselben Schlotterverses überall entdecken, durchgehend, von Anfang bis zu Ende.

Schön ist der Tonfall nicht, aber schön ist auch das gewöhnliche Leben nicht, und wenn Hauptmann das unschöne Leben in unschönen Versen zur Erscheinung bringt, so paßt schließlich beides zueinander. Auch mag wohl der stolpernde Tonfall ganz wohl dem stolpernden Redefluß des gewöhnlichen Lebens entsprechen, gerade so wie der fünffüßige Jambus der gehobenen Rede angemessen ist. Und wenn sich in Goethes Egmont, der Würde des damaligen Trauerspiels entsprechend, zum Schluß einige Jamben eingeschlichen haben, warum sollen sich nicht in unsere heutigen Trauerspiele auch Verse einschleichen, die den jetzigen veränderten Auffassungen über die Würde der Kunst gerecht werden.

Ja warum nicht? Gewiß, wenn sie sich unbewußt eingeschlichen hätten. Aber das ist ja nicht der Fall. Was nicht vereinzelt auftritt, sondern sich durch so und so viel Bücher von Anfang bis zu Ende verfolgen läßt, ohne Unterbrechung (nur die Bemerkungen für den Schauspieler bilden eine Unterbrechung; die bedürfen natürlich keines besonderen Tonfalls), das ist doch mit so offenbarer Absichtlichkeit hineingelegt, daß vor allem der Verfasser sich ganz ungeheuer wundern muß, wie das gar nicht bemerkt wird.

Aber ist es denn gar nicht bemerkt worden? Das ist doch nicht wohl möglich. Es wäre ja lächerlich, wollte ich mich für den ersten Entdecker dieser Eigentümlichkeit halten. Sicherlich ist es bemerkt worden; aber wann, wo, von wem?

Wenn man's aber auch bemerkt hat, — beachtet hat man's offenbar nicht. Sonst wäre es ja nicht möglich, daß dieselben Bücher und Blätter, die seiten- und spaltenlang den Inhalt von Hauptmanns Werken erzählen und besprechen, kein Wort über die Form zu sagen wissen. Ist das Zufall? ist es Absicht? oder ist es einfach Unkenntnis der Tatsache?

Der unbefangene Leser, der den Schlottervers bisher nicht bemerkt hat, wird gewiß nicht behaupten, ich hätte den bewußten Tonfall erst hineingekünstelt. Wer nur eine Spur von Gehör besitzt, findet ihn nunmehr nach den gegebenen

Anweisungen mit Leichtigkeit bei Hauptmann überall selbst heraus. Und umgekehrt wird es durchaus nicht gelingen, diesen Tonfall in Werke hineinzuzwängen, die nicht darin geschrieben sind. Jeder kann sich durch eigenes Prüfen davon überzeugen.

Richard v. Wilpert



Satyrspiele

In dieser Faschingszeit regierte auch in den Theatern ein witzigspielender, ironisch-verkappter und mit der Narrenpritsche dreinschlagender Geist. „Nicht die Schwere dieser Erden, nur die spielenden Gebärden"... Dramatischer Mummenschanz mit Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung.

Und als ein fürtrefflicher Narr führte den kunterbunten, scheckigen Reigen der Däne Gustav Wied mit seinem Satyrspiel „Zweimalzwei gleich fünf".

Wir sind diesem lächelnden Philosophen schon früher begegnet. In einem feinen Dialog, „Abrechnung" zwischen zwei alten Menschen, gab sich seine Art sehr rein und ohne das Gesichterschneiden, das er sonst so liebt, zu erkennen. Es geht vorüber, alles miteinander, das ist die Erkenntnis, und wer sie hat, der sieht mit Zweifeln und leisem Achselzucken auf große Gesten und auf große Worte.

Es lag über dieser Szene ein mildes, gedämpftes Abendlicht, eine stillgefaßte Heiterkeit und beschauliche Resignation.

So sänftlich ist Wied in seinen anderen Lebensspiegelungen nicht. Er neigt in seinen Romanen sogar durchaus zum Grotesken und Karikaturistischen. Er ist verwandt den modernen Zeichnern, die ihre Typen auf die einfachste Formel bringen, dann aber durch die witzige Übertreibung eines Zuges einen Exzentrik-Akzent daraufsetzen. So behandelt Wied seine Konturen, und er schleift die Gläser seiner Stereoskopkamera, daß sie, gleich den Wänden eines Lachkabinetts, Bewegung und Mienen der Menschenkinder zur Grimasse umbiegen. Wied übertreibt, um zu entlarven. Er will das, was unter dem glatten Konventionsfirnis steckt, herausholen; es belustigt ihn, an allen Dingen den heimlichen Pferdefuß, den heimlichen Schlangenschwanz zu finden und diese Parties honteuses seinen lieben Mitbürgern, die solche Naturalia Leibes und der Seele zimperlich ignorieren, im scharfen Blitzlicht seiner dämonischen Narrenbeschwörungslaterne zu zeigen.

Gleich einer seiner bestgelungenen Gestalten kommt er durch solche Sansculotte-Psychologie zu dem Beinamen der „leibhaftigen Bosheit". Aber boshaft ist er im Grunde nicht, oder doch nur gegen die Schönfärber und Atrappen-Mitmenschen, die mit dem Brustton und der abgestimmten Walze die staatlich konzessionierten Weltanschauungen ableiern und vor jeder eigenwertigen, voraussetzungs- und vorurteilslosen Meinung entsetzt sich in ihr Konventionsmäntelchen wickeln.

Sonst aber ist er ein verträglicher, lustiger Rat, der mit seinen Fehlern, Schwächen, Übeln zu leben weiß und die anderen mit den ihren leben läßt. Nur eingestehen sollen sie die „gebrechliche Einrichtung der Welt" und ihres

eigenen Ich und sich nicht spreizen, sonst stellt er ihnen freilich schadenfroh ein Bein, sie stolpern, die Toga fällt und in ihrer Blöße stehen sie da.

Die Zöllner gelten in dieser Welt mehr als die Pharisäer. Und den Pharisäern die Maske abzureißen oder vielmehr sie ihnen, wie im Spaße eines Maskenballs, abzulisten, ist ein Hauptspaß für die Laune Wieds.

Auch in diesem Satyrspiel mit dem mathematischen Titel „Zweimalzwei gleich fünf" spielt solch Erkennen der schönen Seelen die Hauptrolle. Und witzig deutet schon der Titel an, daß es sich im Leben nicht um die prästabilierte Harmonie restlos stimmender und aufgehender Gleichungen handelt, sondern vielmehr um die Ungleichungen, um den „Erdenrest, der zu tragen peinlich, und wär' er von Asbest, er ist nicht reinlich" und darum „fünfe gerade sein zu lassen".

In dieser Burleske fallen zum Schluß alle Personen auf die andere Seite und legen sich aus Vorteilsjägerei neue Überzeugungen zu. Und mit der gleichen Emphase läuten sie die neuen Meinungen aus, wie vorher die alten.

Und der eigentliche Lebenswitz liegt nun darin, daß ein junger freiheitlicher Geist, der Schriftsteller Abel, der immer den Fossilien gegenüber das Recht der Entwicklung vertreten, nun plötzlich, da ein liberales Ministerium am Ruder ist, seine Anschauungen konventionell für den kleinen Tagesbrauch ausgemünzt sieht. Sein eigener Schwiegervater, der Kanzleirat, der mit dem neuen Regime das Weltanschauungshemd gewechselt, trägt ihm mit der gleichen ledernen Stimme, mit der er früher gegen den Geist der Umwälzung gepredigt, jetzt das Gesetz der Entwicklung vor. Abel, „der Einzige", ist mit einemmal ein Herdentier geworden, ein Genosse der Vielzuvielen mit der Schlagwortparole, und da schlägt auch er um und geht zu der reaktionären Partei.

Die ersten Akte dieses im „Kleinen Theater" sprühend aufgeführten Stückes sind außerordentlich temperamentvoll hingewirbelt, mit einer lächelnden Verschwendung von Einfall und Laune. In der zweiten Hälfte wird der Atem etwas schwächer und dünner, und man merkt, daß Wied, wie so oft die nur auf den Witz Eingestellten, nicht ganz takt- und geschmackfest ist und daß er das Gelächter um jeden Preis erkauft. Trotzdem sei er uns nicht verleidet, denn das Lachen in der Kunst ist ja so selten geworden.

* * *

Den Namen eines Dichters, der das Lachen zu einem göttlich-infernalischen Element ungeheuerlich und ohnemaßen gesteigert, beschwor eine Aufführung der Kammerspiele. Den Namen des Aristophanes, doch nicht seinen Geist.

Den muß man sich wohl im Bild eines wilden, aus strotzend-ausschweifender Phantasie geborenen Dämons vorstellen, einer Mischung aus Thersites und Priapus, doch aus den Augen leuchtet ihm der helle Geistesstrahl der Pallas Athene; und in seinem Licht erkennt man in dem wüstesten Spuk den Propatria-Zug eines weit- und tiefblickenden politischen Ingeniums, das, um seine Gedanken einem nach schrankenlosen Erregungen dürstenden Volke eindringlich zu machen, seine Hörer mit Skorpionen peitschte oder ihr Zwerchfell mit überlebensgroßen Schamlosigkeiten erschütterte.

Das geht für die heutige Bühne nicht mehr in Darstellung umzusetzen, aus den Büchern nur kann man diese seltsame Einheit von faunisch-strotzenden Humoren und kulturell-politischem Erzieherwerk erkennen und im wüst-phantastischen Hohlspiegel abgekürzte und zusammengeballte Chronik des Zeitalters lesen.

Für die Kammerspiele hatte Leo Greiner die „Lysistrata" einzurichten versucht. Das ist jenes Werk, in dem die Männer von Athen und Sparta miteinander den mörderischen Krieg führen und ihn beenden, da die Frauen von Athen und Sparta, zu gemeinsamer Sache verbündet, während des Waffenstillstandes ihren Herren das Herrenrecht verweigern, auf daß die ewig im Felde weilenden und ihre Hausfrauen vernachlässigenden Krieger den harten Sinn erweichen und endlich Frieden machen.

Das Motiv des „schwachen Fleisches" ward von Aristophanes mit einem großartigen Humor behandelt. Der Bearbeiter konnte ihn nur verwässern und verdünnen und er hat das redlich getan. Man dachte dabei daran, wie ein deutscher Dichter und lächelnder Betrachter der Menschlichkeiten, Ludwig Anzengruber, das gleiche Motiv ebenfalls in einen kulturellen Zusammenhang versetzte und durchaus möglich machte. In den „Kreuzelschreibern" begibt sich die gleiche passive Resistenz der Frauen und das Aushungern der Männer, und hinter diesem Ehekrieg steht die Kirche und der Zweck heiligt das Mittel. Das ist ganz im Geist des Aristophanes, die menschlich allzumenschlichen Motive mit einer weit und hoch gespannten Satire auf die bestimmenden Mächte zu verknüpfen, dort war es res publica militans, hier ist es die ecclesia militans.

Während uns nun aber bei Anzengruber im kleinen Ausschnitt der Dorfgeschichte eine deutsame Perspektive von der lebensbezwingenden Macht der katholischen Kirche gegeben wird, und dadurch der Krieg am häuslichen Herd eine schicksalsvolle Beziehung gewinnt, voll Tragik und Komik zugleich, fehlt der blassen Aristophanes-Verarbeitung solch weiterer Horizont durchaus. Der Feldzug zwischen Athen und Sparta rückt nicht in genügend nahe Interessendistanz und so bleibt nur die Farce der unfreiwilligen Abstinenzler, die natürlich auch noch sehr gezähmt werden mußte.

Was fesselte, war das Bild. Reinhardt nahm sich den Text, wie ein Kapellmeister die Partitur. Er setzte sie in eine wirkungsstarke akustische und optische Instrumentation um.

Auf der hochansteigenden Freitreppe der Akropolis, einem Orchesterpodium vergleichbar, baute er sich seinen Frauenchor auf. Da schwirrte es wie in einer Voliere exotischer Wundervögel, es schwirrte von Farben, Nilgrün, Violett, Safran, Purpur, Blau, Orange und Altrosa, und die leuchtenden Schleier flogen wie Wolkenbänder durch die Luft. Und mit den klingenden Farben verschmolzen die klingenden Stimmen: eine Akropolis-Symphonie mit einem hymnischen Satz, dem Preis der Pallas; einem Scherzo, dem Zankchor der Frauen voll Gezwitscher und Geschnatter im Stakkatorhythmus; und schließlich dem Finale Furioso, dem korybantischen Kehraus, da die Männer die Burg stürmen und sich die Frauen holen, ein michelangeleskes Schauspiel voll Leibergewimmel und chaotischem Tumult im nächtlichen Zwielicht, gleich dem Raub der Sabinerinnen.

* * *

Als Satyrspiel muß man auch das Werk eines jungen Franzosen betrachten, den „König Kandaules" von André Gide.

Ein Intellektueller mit einem spitzen, spöttischen Geist tritt hier an das Thema, das Hebbels grüblerische Seheraugen in Rätselwelten an den Grenzen des Lebens suchten und das er mit visionärer Schicksalsmacht im Drama „Gyges und sein Ring" verdichtete. An die Angeln der Welt rührte das und an die unterirdische Verkettung menschlicher Beziehungen; den uralten Prozeß der

Geschlechter ließ er in purpurner Dämmerung zu einem delphischen Gesicht werden.

Man darf die beiden Werke nebeneinander stellen, um schärfere Physiognomie-Bestimmung zu treffen, aber man darf sie nicht vergleichsweise abwerten. Der scharfe, kühle, sondierende Sinn ist naturgemäß von geringerer dichterischer Gewalt als der tiefe, schauende Sinn. Und in einen Abgrund zu den schlangenverknäulten Wurzeln des Geschehens zu blicken, schafft gewaltigere Schauer, als den geschmeidigen Antithesen eines mathematisch-psychologischen Kopfes zu lauschen. Das ist ja selbstverständlich. Drum scheint es richtiger, über Gides Drama nicht den dunkelbreiten Nachtschatten Hebbels fallen zu lassen, der ihn und sein feines aber dünnes Hirngespinst so schwer belastet, und lieber unbefangen sein Werk an sich zu betrachten als ein Zeichen französischen Geistes, der nicht unser Geist.

André Gide will, wie er es selbst in seinem Vorwort, einem Traktat über das Drama ankündigt, durchaus auf das „Menschlich-nahe-bringen verzichten, ihm liegt daran, moralisch-gesellschaftliche Begriffe als ‚Reinkulturen' experimentell zu geben und dadurch eine höhere Wirklichkeitserkenntnis zu vermitteln als durch Ausschnitte aus naher Umwelt. Seine Form ist ein Konzert verschiedener Charakter-Spielarten, eine Gedankenfuge, deren Stimmen aus den Mund- und Schallöffnungen von Masken kommen.

Das paßt natürlich viel mehr für das Buchklima als für die Bühne, sonst könnte man ja schließlich auch platonische Dialoge aufführen.

Gides Ziel ist dabei, absolut und substantiell zu wirken, wenn er so vom äußern Drum und Dran des Lebens absieht und die Bewegungen der Charaktere auf Grundzüge reduziert, und seine These lautet: „Das Mittel, das Theater aufs neue mit Charakteren zu beleben, ist, es wieder vom Leben zu entfernen."

Es ist ein Anregungsspiel, zuzusehen, wie diese Theorien von einer sehr gewandten Hand mit geistiger Eleganz entfaltet werden, doch dieser recht anspruchsvollen Ouverture gegenüber sind die Inhalte und Resultate des eigentlichen Werkes ziemlich geringwichtig.

In Kandaules und Gyges stehen sich, ähnlich wie in den sozialen Kontrastfiguren in Strindbergs „Fräulein Julie", die morsche, an sich selbst krankende, zweifelsüchtige Oberkaste und die robuste, durch nichts angefochtene — weil sie nichts verlieren kann und darum alles gewinnen — Niederungskaste gegenüber: König und Fischer. Die Selbstsicherheit des Besitzlosen wühlt die verwirrten, im Genuß und Überfluß verschmachtenden Instinkte des Herrschers auf und treibt ihn zu dem fiebrigen Gelüst, dem anderen die Königin nicht nur im Schlafgemach zu zeigen, sondern auch, durch das Dunkel der Nacht und durch die Verkappungsmacht des Ringes gedeckt, Gyges statt seiner das Lager der Frau teilen zu lassen. Der Fortgang ist zunächst wie bei Hebbel, daß die Königin, als ihr der Trug klar wird, den Gyges zur Tötung des Kandaules aufreizt.

Der letzte Sinn des Ganzen als ein Satyrspiel aber enthüllt sich in der Schlußszene. Hier will Königin Nyssia, die sich dem neuen Gatten gegenüber als Königsmacherin aufspielt, die sich freigeworden fühlt, ihre neue Freiheit sich bestätigen und unverschleiert mit den trinkenden Männern bei Tisch sitzen: „Meinen Schleier hat Gyges zerrissen", sagt sie höhnisch. Da fährt sie Gyges brutal an: „So nähe ihn wieder zusammen." Man merkt, das Weibchen

hat ihren Herrn gefunden. Der Emporgekommene hat den festeren Griff und wird sein Eigentum stärker zu packen und zu halten wissen als der Übersättigte, dem in der Fülle Macht und Wille welk ward.

Das ist logisch und überzeugend, und auch sonst gibt es manch heimliche seelische Ironien zu spüren, aber so verblüffend, wie man es nach dem Vorspruch hätte erwarten dürfen, ist die Erkenntnis denn doch nicht.

So läßt das Gehirnpräparat uns kühl.

* * *

Als Gehirnpräparat wirkt auch die Arbeit eines jungen Dramatikers, Julius Bab: „Der Andere", nur daß hier nicht, wie bei dem Franzosen, eine so sichere Selbsterkenntnis herrscht. Denn Bab glaubt sicher, daß er Gestalten und strotzendes Leben gegeben hat.

Dem André Gide kann man nicht gut seine Blutlosigkeit und seine Gedankenbuhlschaft tadelnd anmerken, denn er bekennt sich selbst freiwillig dazu.

Bab aber hat die Illusion, Fleisch- und Blutgeschöpfe hingestellt zu haben, sieht man sie aber an, so merkt man, daß sie Figuranten einer begrifflichen Rechnung sind. Und wenn bei Gide die Rechnung wenigstens stimmt, so geht sie hier in die Brüche, der Autor setzt ein effektvolles Fazit darunter, das niemals als wirkliches Ergebnis und Resultat aus den Voraussetzungen herauskommen kann.

Einen alten italienischen Novellenstoff nimmt sich Bab, um aus ihm seelische Geheimnisse herauszuwittern.

Ein Maskeraden- und Faschingsmotiv — junge Maler machen einen gespreizten Biedermann betrunken, setzen ihm einen Doppelgänger ins Haus, der nun mit allem Schein des Rechten den armen „Ent-Ichten" von der Schwelle scheucht, bis sich alles in Heiterkeit löst —, dies Motiv, das schwankhaft Geibel in seinem „Meister Andrea" behandelt, wird auf die tiefern Möglichkeiten der Gefühlsverwirrung, des aus den Fugen geratenen Identitätsbewußtseins angesehen. Und dankbar dafür ist es gewiß und voll tragischer Ironien der Unsicherheit des Lebens. Dies Marionetten- und Puppenspielhafte der Existenz, das: „Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben," die seelischen Verhextheiten, dies alles bannt Arthur Schnitzler mit wissendem Blick und gelassener Gebärde. Bab aber macht daraus ein schwefelndes Feuerwerk, das nur spektakelt und verpufft und keinen Glauben erzwingt.

Das eigentliche Interesse gilt hier übrigens nicht dem um sein Ich geprellten, sondern dem „Anderen", der den Doppelgänger spielt. Das ist Cesare Vincenti, der Farbenreiber der florentinischen Maler. Ein dumpfer, gedrückter Mensch schleppt er sich dahin, er hat seine Lebenskraft verloren, weil ihm seine Jugendliebe, die schöne Elena, den reichen Patrizier Ambrogio vorzog, und jetzt soll er gerade bei diesem Intrigenspiel diesen Ambrogio darstellen und seines alten Widersachers Platz einnehmen.

Ein theaterwirksame Voraussetzung. Bab aber will uns nun daraus auch eine seelische Steigerung herausrechnen. Dieser melodramatische Charakter, den enttäuschte Liebe so niedergezwungen und verschüttet hat, soll nun mit einemmal durch den Gewandwechsel zu einem Machtmenschen erwachen, der alles um sich herum, die Elena und die Anstifter der Posse zum Glauben an sein angestammtes Herrschertum zwingt, und der, nachdem er an allen seine Genugtuung gebüßt, souverän die Rolle hinwirft und sich etwas vage als ein freier Weltwanderer davon hebt.

Als hohle Theatralik und bequeme Drehbühnenpsychologie wirkt das. Und dem Selbstmord der Elena, die vorher als eine naschsüchtige Liebeskünstlerin exponiert worden war, fehlt auch jede innerliche Wahrheit. Wo dem Dramatiker Begriffe fehlen, da stellt der Tod zu rechter Zeit sich ein. So wirkt diese tragische Komödie als ein Satyrspiel wider Willen.

Felix Poppenberg



Weisers Tetralogie „Jesus"

Daß Richard Wagner seinen „Christus" nicht vollenden konnte, ist nicht nur für die Opernbühne ein Verlust. Da „man" sich an sein Werk wohl ebensowenig herangewagt haben würde, wie im allgemeinen an die Klassiker, so hätte sein Vorbild einen Präzedenzfall für die Verwertung der Persönlichkeit Christi selbst auf der Schaubühne geschaffen. Denn soviele Dichter sich auch um die dramatische Gestaltung des Jesusproblems gemüht haben, man muß doch sagen, daß bisher alle, auch die ernsthaftesten und liebevollsten Arbeiten, an der Schwierigkeit gescheitert sind, den Helden selbst auf die Bühne zu bringen. Karl Weiser, der verdienstvolle Regisseur des Weimarer Theaters, der auch als Dramatiker bereits Beachtung gefunden, hat nun vor kurzem eine dramatische Tetralogie veröffentlicht, die unter dem Titel „Jesus" eine Dramatisierung der Heiligengeschichte darstellt. (Erschienen in Reklams Universalbibliothek, Nr. 4791—94. In einem Band gebunden 1,20 Mk.)

Da die Zensur mit Rücksicht auf das Auftreten des Heilands eine öffentliche Aufführung wohl kaum in absehbarer Zeit gestatten wird, eine solche in geschlossenem Kreise wegen der erheblichen Schwierigkeiten auch nicht zu erwarten ist, so muß man sich zunächst damit begnügen, an der Hand des Buches nachzuprüfen, ob und wieweit Weiser des wuchtigen Stoffes Herr geworden ist.

Die Dichtung zerfällt in vier fünfaktige Dramen: „Herodes der Große", „Der Täufer", „Der Heiland", „Jesu Leid". Sie beginnt in den Tagen vor Jesu Geburt und endet am Tage seines Todes.

Der Dramatiker, der an den Jesus-Stoff herantritt, steht von vornherein vor der Entscheidung über eine einschneidende Frage: wie er sich zu den Wundertaten Jesu stellen soll!

Weiser ist dieser Frage von Anfang an durch seine Auffassung von dem Stifter der christlichen Religion aus dem Wege gegangen. Er hat alles Wunderbare von Jesus abgestreift, alles Göttliche ausgeschaltet und in ihm einen Menschen hingestellt, der sich nur wenig über die andern erhebt, je nach dem Temperament des Beschauers sogar unter ihnen zu stehen scheint. Weiser hat es also gemacht wie jene Geistlichen, die den Mitgliedern ihrer Gemeinde jede gewünschte religiöse Freiheit gestatten, um sie nur äußerlich dem Zusammenschluß zu erhalten. Dabei kommt aber auch er nicht über die Hindernisse hinweg, die die Überlieferungen der Evangelisten jeder rein vernunftgemäßen Auslegung entgegenstellen.

Man muß sich wundern, daß Weiser, der von seinem Berufe her doch mit allen Forderungen wirksamer Dramatik vertraut sein dürfte, mit so grober Psychologie sich begnügt.

Die von der Theologie aufgegebene Annahme, daß Jesus sich aus fremden Religionen seine „eigene" gebildet habe, greift Weiser wieder auf. Der 16jährige Knabe zieht nach Indien, von wo er als Arzt zurückkehrt.

„Ich machte den Weg, den auch die Menschheit
Vielleicht im Gleichnis wandern muß,
Um in das Land der Wahrheit zu kommen! — — — —
Ich zog den Ufern der Ganga nach,
Und sah ein edles, ein weises Volk — —
Beglückt durch die Gotteslehre des Mitleids! —"

So kehrt er nach zehn Wanderjahren zurück, um die Lehre der Liebe zu verkündigen. Aber nicht als Messias, denn er hält sich nur für ein „schlichtes Menschenkind".

Von seinen Lippen träufen bis zur Peinlichkeit immer und immer wieder die Worte „Liebe", „Mitleid", „Mitleid", „Liebe". Seine Kenntnisse — er ist Arzt geworden — verwertet er, den Armen und Elenden zu helfen. Sein Ruf verbreitet sich, und als sein Freund und Lehrer, Johannes der Täufer, ihn sterbend als den Messias bezeichnet, schart sich um ihn alles, was auf eine Rettung aus leiblicher und seelischer Not hofft.

Die beiden ersten Teile des Werkes vermögen zu fesseln. Zwar ist es Weiser nicht gelungen, den gewaltigen Hintergrund, von dem sieghaft emporgereckt die eine Gestalt des Messias sich abheben müßte, in der zu fordernden grausigen Größe zu schildern. Hier schreit nicht eine Welt nach Erlösung aus Druck und Not! Hier ächzt nicht einmal ein Volk unter dem schlummernden Bewußtsein sittlicher Verkommenheit! Hier klingt nicht in tausend feinen und doch so vernehmbaren Untertönen die schmerzvolle Sehnsucht Tausender an!

Hier ist bloß eine arg degenerierte Herrscherfamilie, in der der Wille zur Macht und Größe zerstiebt und zermorscht in der Ausgeilung ungezügelter Brünste! Die in Herodes dem Großen noch einen Mann gezeitigt hat, in dessen Hirn Königsdenken und -empfinden keimt und sprießt, in dessen Herzen Herrscherträume stürmen, dessen Kraft aber zermürbt in dem Kampfe des einzelnen gegen eine Welt und sein Geschick! Die dann in Herodes Antipas das letzte Glied einer in Fäulnis zerfallenden Rasse gezeugt hat, in Herodias und Salome zwei prangende Purpurblüten, die auf zermorschtem Stiele noch hoch und stolz ihre Schönheit tragen und Irrlichtern gleich alles, was ihnen zu nahe kommt, in den Sumpf niedrigster Verderbnis ziehen! Zwei Frauen, in denen sich die brünstige Gier eines ganzen Geschlechts, die schwülen Blutsäfte orientalischer Sonnen zu einer alles verzehrenden und aufsaugenden Triebüberreife verdichtet haben.

Die Familie Herodes ist von Weiser am besten und treffsichersten charakterisiert mit der ganzen Liebe des Dichters, der auch in seinen verworfensten Geschöpfen die Spuren von Menschentum und Menschengröße aufzudecken weiß.

Und das Volk, das solchen Herrschern untertan ist?

Ein erbärmlich Häuflein ohne jeden Zug fesselnder Eigenart! Knechtisch dem Fürsten und den Römern untertan, dabei voll Hochmut gegen die Geringeren unter sich! Die Pfaffen falsch und geschäftseifrig, die große Masse einfältig und plump. Von einem Streben nach Höherem nichts zu ahnen!

Und Jesus? Was bedeutet in diesem Rahmen das Bild dieses Mannes?

Ich habe bereits betont, daß Weiser alle Geschehnisse vermenschlicht hat. Um einige Beispiele zu nennen: Der Jüngling von Nain war scheintot; der

Engelschor in Betlehem der Gesang vorüberziehender Knaben; die Speisung der Fünftausend geschieht dadurch, daß nach der eindringlichen Mahnung Jesu die Leute untereinander die heimlich mitgebrachten Vorräte teilen.

Die Auferstehung fällt nicht mehr in die Handlung des Dramas. Aber sie wird auch gar nicht körperlich aufgefaßt, sondern rein geistig. Als ein Fortleben seiner Gedanken und Lehren in den Herzen seiner Jünger. Auch das Gefühlsleben Jesu ist durchaus menschlich. Zu der ehemaligen Dirne Magdalena sagt er: „Wäre mir nicht die Sendung vertraut, ich hätte dich lieben können, wir wären ein glückliches Menschenpaar geworden."

Mir scheint, daß Weiser mit dieser Darstellung des Jesusproblems sich gründlich zwischen zwei Stühle gesetzt hat. Unter den Frommen im Lande wird ein großes Wehklagen und Zähneklappern über diese Verunglimpfung des Heilands sein, nur gemildert durch die freudige Gewißheit, daß im Lande der Dichter und Denker eine fürsorgliche Zensur weislich ihres Amtes waltet. Und die anderen, die fähig sind, ein Kunstwerk nur als solches zu genießen, ohne zu forschen nach Tendenz, Absicht, Beziehungen und Grundlagen, werden sich abwenden, weil diese Jesustetralogie kein Kunstwerk im höchsten Sinne ist. Sie ist ein kühles, nüchternes Theaterstück!

Nicht von schlechter Mache! Was zuzugeben ist!

Aber der Gesamteindruck?

Es handelt sich um den vielleicht gewaltigsten Stoff der Menschheitsgeschichte.

Fühlen wir bei der Lektüre von Weisers Drama den ehernen Schritt weltgeschichtlicher Entwicklung über die Szene wuchten? Stürmt ein Föhn von Süden her mit welteneinreißender Gewalt über die Lande? Grollt ein unterirdisch Rollen zu uns herauf, das die Erde in ihren Fugen beben macht und Welten umzuwälzen droht? Flammt eine leuchtende Lohe auf, deren jauchzender Schein Licht trägt in die dunkelste Finsternis? Jubelt ein Erlösungsschrei von steilen Höhen hinab ins Tal, vielfältig widerhallend und fortgepflanzt von einer aufhorchenden Menschheit? —

O ihr Anspruchsvollen, ihr, die ihr ein Sehnen in euch tragt nach wahrhaft großer Kunst, groß in Form wie in Inhalt!

Ein Menschlein schleicht über die Erde, sich und andere berauschend am Schwall schwärmerischer Phrasen, ohne Kraft und Größe, ohne jedes Menschenherz packende Gedanken, ohne psychische Sensationen, ein Pfäfflein im ärztlichen Gewande, ein armer Jude, der sein Joch geduldig schleppt wie vorher und nachher Tausende seines Stammes! Ein passiver Held! —

Ein passiver Held! — Die Passivität steht jedem Tragödienhelden schlecht! Konnte keinem schlechter stehen als dem Helden einer weltgeschichtlichen Tragödie! Das Tragische erdrückt das Persönliche hier.

Dieser Jesus ist nicht Schicksalsbringer, Schicksalsträger. Er wird getragen vom — Zufall! Von der Gunst der Zeit! Er fühlt sich nicht als Messias, berufen, sein Volk zu erlösen! Seine Sendung wird ihm von den Jüngern, vor allem von Judas, förmlich aufgezwungen. Sie schieben ihn, sie drängen ihn hinein selbst in den Märtyrertod.

In einem Nachwort bezeichnet Weiser die Tetralogie als sein Lebenswerk. Über die Aufnahme, die sie bei der Vorlesung durch den Verfasser in engem Kreise fand, schrieb Professor Lehmann-Hohenberg: „Das ist ein Werk *so gewaltig* und *wuchtig*, daß es, vor größeren Volksmassen aufgeführt,

alles unwiderstehlich hinreißen würde. Keine Predigt kommt gegen diese Wahrheitsverkündigung in idealer Sprache an; man mag wollen oder nicht, unser Innerstes wird in seinen geheimsten Tiefen erschüttert und eine geistige Neugeburt vollzogen."

Ich weiß nicht, ob der Herr Professor eine besonders empfängliche Natur oder Weiser ein außerordentlich eindrucksvoller Vorleser ist. Wohl aber weiß ich, daß mein anfangs erwecktes Interesse von Akt zu Akt abnahm und ich vom dritten Teile ab viertelstündlich nachsah, wieviel Seiten ich noch zu überwinden hätte. Das Herz blieb kühl und die Seele unberührt! Bleierne Langeweile legte langsam ihre grauen Schatten auf die Sinne.

Diese Enttäuschung einer heimlich-hoffenden Sehnsucht aber hat mir die Meinung zur Gewißheit gemacht, daß die Behandlung des Jesusproblems im Rahmen unserer gewöhnlichen Bühne unmöglich ist. Wir denken meist doch zu rationalistisch, als daß uns Wunder glaubhaft gemacht werden könnten. Und eine natürliche, vermenschlichte Darstellung wird niemals das Ideal erreichen, das bei aller Skepsis noch immer in unserer Gefühlswelt herrscht.

Doch Weiser reflektiert nach seiner eigenen Angabe gar nicht oder nur in zweiter Linie auf Aufführungen seines Werkes an ständigen Bühnen. Schon mit Rücksicht auf das zu erwartende Zensurverbot.

Aber es hat sich, wie er mitteilt, bereits ein Ausschuß gebildet, der Festaufführungen der Jesusdichtung veranstalten will. Er meint, dagegen „könne auch die Zensur nichts einzuwenden haben. Denn wenn das katholische Bayern seine Oberammergauer Passionsspiele hat, warum sollte das protestantische Weimar nicht seine Jesus-Darstellung haben dürfen?"

Abgesehen davon, daß ich Weisers Vertrauen auf die Intelligenz der Zensur für übertrieben erachte, halte ich noch aus anderen Gründen diese Hoffnungen für unerfüllbar. Ich bin aber auch überzeugt, daß die Aufführung eine wirklich tiefe, nachhaltige Wirkung nicht erzielen würde! Wir sind um eine ernst zu würdigende, weil hochstrebende Arbeit reicher, aber um ein Buchdrama. Unsere Bühne hat keinen Gewinn davon! —

Erich Köhrer



Der neueste Büchmann

Büchmann ist längst selber zu einem geflügelten Worte geworden. Man spricht von einem „Büchmann", wie man von einem „Baedeker" spricht, ohne noch so recht daran zu denken, daß Büchmann und Baedeker eigentlich einmal lebendige Menschen waren. Der neueste Büchmann, der vor kurzem für alle Zitatenfreunde als unentbehrliches Hilfsmittel, als Lückenbüßer für die Fälle, in denen einem durchaus nichts Eigenes einfallen will, im neuen Gewande erschien (die 23. vermehrte und verbesserte Auflage, 140. bis 150. Tausend, Verlag von Haude & Spener in Berlin), hat denn auch ganz recht daran getan, das Wort „Büchmann" selbst als eines seiner Schlagworte aufzunehmen und zur Erläuterung hinzuzufügen die Redensart für zitatenreiche Leute: „Sie sind ja der reine Büchmann."

Was sind geflügelte Worte? Büchmann selbst war nach mehrfachen Schwankungen in der Begriffsbestimmung zuletzt zu der Erklärung gekommen:

„Geflügelte Worte nenne ich solche Worte, welche von nachweisbaren Verfassern ausgegangen, allgemein bekannt geworden sind und allgemein wie Sprichwörter angewendet werden." Büchmanns Nachfolger in der Herausgeberschaft, Walter Robert-Tornow, hat eine anscheinend bessere Erklärung dahin gegeben: „Ein geflügeltes Wort ist ein in weiteren Kreisen des Vaterlandes dauernd angeführter Ausspruch, Ausdruck oder Name, gleichviel welcher Sprache, dessen historischer Urheber oder dessen literarischer Ursprung nachweisbar ist." Ich glaube, diese Erklärung läßt sich nicht aufrecht erhalten, denn die Nachweisbarkeit hängt doch nur vom Grade der Belesenheit oder des Spürsinnes der Forscher und der Herausgeber ab. Entscheidend sollte einzig sein die allgemeine Anwendung eines Ausspruchs, Ausdrucks oder Namens, — mögen dann die forschenden Liebhaber zusehen, ob sie den ersten Verfasser aufstöbern oder nicht.

Die neueste Auflage des Büchmann ist zu meiner Freude trotz manchen Bereicherungen etwas dünner geworden, scheint mir aber immer noch viel zu dick. 767 Seiten sind für ein Hand- und Nachschlagebuch dieser Art zuviel. Ich glaube, das treffliche Werk ließe sich durch eine andere Satzform, namentlich durch eine sparsamere Satzanordnung des Riesenregisters (nahezu 200 Seiten), aber auch durch Kürzung vieler allzu weitschweifiger gelehrter Untersuchungen auf den Umfang eines bequemen Handbuches von 4—500 Seiten zurückführen, ohne daß sein sachlicher Wert irgend etwas einbüßen müßte. Ich halte es nicht für nötig, bei der Angabe der Quelle des geflügelten Wortes „Kühl bis ans Herz hinan" ein Wort mehr zu sagen, als daß es aus Goethes „Fischer" stammt. Niemand verlangt bei dieser Gelegenheit die gelehrte Angabe, daß Goethes Fischer zuerst mit der Musik eines Freiherrn von Seckendorf in der und der Liedersammlung in Weimar 1779 auf Seite 4, und in demselben Jahr in einer Sammlung von Volksliedern Herders im zweiten Teil auf Seite 3 erschienen ist. Ebenso halte ich es für ganz überflüssig, über die Fundstelle der Wendung „Ein konfiszierter Kerl" ein Wort mehr zu sagen als: Schillers Kabale und Liebe, Akt 1, Szene 2. Wozu brauchen wir zu erfahren, daß ein den meisten ganz unbekannt gewordener Karl Hoffmeister in seinem „Leben Schillers" irrtümlich behauptet hat, es stehe in den Räubern? Die Philologie in allen Ehren, aber weg mit ihr, wo sie nicht hingehört.

Ein Buch wie dieses kann natürlich niemals vollständig werden. Indem ich einzelne Lücken nachweise, will ich dem Herausgeber, Prof. Eduard Ippel, nicht etwa einen Vorwurf machen, sondern ich will ihm ein Zeichen meiner Teilnahme und Anerkennung geben, um so mehr, als ich weiß, daß er allen solchen Anregungen forschend nachgeht und sie berücksichtigt, wenn er es für zweckmäßig hält und — wenn er den Ursprung ermittelt hat, was ich, wie gesagt, für das Wesen eines geflügelten Wortes nicht notwendig finde. Der Herausgeber hat manche politische Wendungen aus allerneuester Zeit hinzugefügt, u. a. auch „Scharfmacher". Da sollte denn auch das Wort „Wadenstrümpfler" nicht fehlen, so schwer auch die Nachweisung des Ursprunges sein mag. Ich vermisse ferner die genau nachweisbare, von Bismarck zuerst berichtete Äußerung Moltkes von der „Schamade und Fanfare" bei Gelegenheit der Emser Depesche. Ich vermisse die bei den Franzosen wie bei uns üblich gewordene Redensart „A corsaire — corsaire et demi" (Auf einen Schelmen anderthalbe), eine Lieblingsredensart Bismarcks. Warum ist der Ausdruck eines österreichischen Ministers vom „Fortwursteln" nicht aufgenommen worden, der zwar nicht für Österreich,

wo das Wort nichts Auffallendes hat, wohl aber für Deutschland zum geflügelten Worte geworden ist? Auch Fritz Reuters tiefsinniger Ausspruch: „Wat dem einen sin Uhl, is dem annern sin Nachtigall“ vermisse ich ungern. Gern erführe ich auch, wo sich zuerst die Geschichte von den „Krokodilstränen“ finden mag.

Als Beispiele für die auszumerzenden Redewendungen und ihre Erklärungen führe ich an: „Schlag auf Schlag“ und „Zittern und Zagen“. Wendungen dieser Art bedürfen keiner Erklärung; es wird keinem Menschen einfallen, „Schlag auf Schlag“ für ein geflügeltes Wort zu halten und nach einem ersten Ursprung zu suchen. Läßt man sich auf solche zum eisernen Bestande jeder Sprache gehörenden Wendungen ein, dann kommt man zu einem geschichtlichen Wörterbuch der Sprache anstatt zu einer Sammlung geflügelter Worte.

Nun aber zu den wirklichen Schätzen unseres vortrefflichen Büchmann. Überraschend ist es für einen nicht sehr bibelkundigen Leser, zu erfahren, welche reiche Quelle Luthers Bibelübersetzung für die deutsche Alltagssprache geworden ist. Wer denkt an den biblischen Ursprung von Wendungen wie: sich wie ein Mann erheben, — nicht aus noch ein wissen, — es kostet den Hals, — sich etwas über den Kopf wachsen lassen, — Lückenbüßer, — die Haare stehen mir zu Berge, — nicht von gestern sein, — Gewissensbisse, — der große Unbekannte, — Bubenstück, — eherne Stirn, — Kopfhänger, — Lockvogel, (daher auch das heutige Lockspitzel, auf dessen erste Prägung Karl Henckell so stolz ist), — Mohrenwäsche, — Denkzettel, — früh aufstehen — in der Bedeutung: besonders klug sein). — Vischers Romantitel „Auch Einer“ hat seinen Ursprung in einer Lutherschen Übersetzungswendung.

Worüber sonst Büchmann Auskunft gibt, das sieht man aus folgenden Beispielen, die alle so klingen, als gehörten sie überhaupt zu den Urbestandteilen deutscher Sprache, oder als ließe sich für sie eine erste Quelle unmöglich nachweisen. Ich nenne u. a.: Das Gras wachsen hören, — wer zuerst kommt, mahlt zuerst, — den Wald vor Bäumen nicht sehen, — die Macht der Verhältnisse. Wo kommen zuerst vor: Die blaue Blume der Romantik, das glänzende Elend, das Hohngelächter der Hölle, ein Geniestreich? Wo wurde zuerst das tiefe Wort gebraucht von den langsam mahlenden Mühlen Gottes, wo das von des Sängers Höflichkeit? Wer hat zuerst „in sieben Sprachen geschwiegen“? Nicht Moltke, sondern der Berliner Philologe Bekker, wie aus einem Briefe Zelters an Goethe hervorgeht.

Überraschend sind viele Ursprungsnachweise im Büchmann. Wer möchte ohne den urkundlichen Beweis glauben, daß ein Ausdruck wie „Volk der Dichter und Denker“ nicht zuerst von einem deutschen, sondern von einem englischen Schriftsteller gebraucht wurde: von Bulwer in „Ernest Maltravers“ (1837) und zwar in der Form einer Widmung seines Romans „An das große deutsche Volk von Denkern und Kritikern“, woraus dann „Volk der Dichter und Denker“ mit der den geflügelten Worten gegenüber so oft geübten Freiheit der Umformung gemacht wurde.

Der Ausspruch furor teutonicus stammt nicht etwa von Bismarck, sondern ist römischen Ursprungs und kommt zuerst bei Lucanus (aber nicht dem Geheimrat, der die Minister holt) vor. — „Meergreis“ steht zuerst bei Homer für Proteus. — „Meine bessere Hälfte“ ist nicht deutschen, sondern englischen Ursprungs. „Es gibt keine Kinder mehr“ ist auch nicht deutsch, sondern nur die wörtliche Übersetzung einer scherzhaften Wendung bei Molière.

Das sicherste Zeichen der Volkstümlichkeit eines geflügelten Wortes ist seine Verdrehung im Volksmunde. Mehr als die Hälfte aller berühmten Zitate aus Dichterwerken wird falsch angeführt. Goethe sagt im Tasso nicht: „Man merkt die Absicht und man wird verstimmt", sondern: „So fühlt man Absicht und man ist verstimmt". Der Mohr in Schillers Fiesko hat nicht seine „Schuldigkeit" getan, sondern seine „Arbeit". In Schillers Tell heißt es nicht: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern", sondern: „ein einzig Volk von Brüdern". In jedem der angeführten Fälle läßt sich eine Entschuldigung für die Umdichtung im Volksmunde finden.

Besonders kühn verfährt der Volksmund mit den geflügelten Worten aus der Geschichte. Das berühmte Wort „Der Starke weicht mutig einen Schritt zurück" von Manteuffel aus dem Jahr 1850 hat in seinem ursprünglichen Zusammenhange nichts Komisches, sondern klingt durchaus staatsmännisch, nämlich wörtlich so: „Das Mißlingen eines Planes hat immer etwas Schmerzliches; es wirkt aber verschieden auf den Starken, verschieden auf den Schwachen. Der Schwache gelangt dadurch in eine Gereiztheit; der Starke tritt wohl einen Schritt zurück, behält aber das Ziel fest im Auge und sieht, auf welchem anderen Wege er es erreichen kann." Dem allgemein verhaßten Manteuffel hat der Volksmund diesen sehr vernünftigen Ausspruch in eine Lächerlichkeit verdreht.

Die neueste Auflage des Büchmann enthält gegen 3600 geflügelte Worte. Eigentlich ein furchtbarer Gedanke, wenn man sich vergegenwärtigt, daß dies nichts anderes bedeutet, als daß die Sprache der gebildeten Deutschen mit so vielen tausenden von Wendungen durchsetzt ist, die nicht aus ihren eigensten Empfindungen herauswachsen. Die französische Bezeichnung dieses Teiles des Sprachschatzes eines Volkes als „Geist anderer Leute" zeigt uns die große Gefahr, die einem Volke mit so großer Belesenheit wie dem deutschen aus seiner Bildung erwächst. Immer mehr gewöhnt man sich daran, durch geistreiches Zitieren die eigenen dürftigen Gedanken blendend aufzuputzen und dem Zuhörer Staunen über den geistreichen Redner einzuflößen. Es gibt ja allbekannte Männer, die wir uns ohne Büchmann überhaupt nicht mehr vorstellen können. Ich muß sagen: mir hat das an sich sehr unterhaltsame Durchblättern dieses dicken Bandes die Überzeugung bestärkt, daß es doch nur die Geister zweiten, dritten und tieferen Ranges sind, die ihre Reden und Schriften möglichst reich mit geflügelten Worten, mit dem Geiste der andern zu schmücken suchen, und daß sich ein eigener guter Gedanke ohne alles Zitieren eigen und gut ausdrücken läßt.

Eduard Engel

Neue Bücher

Gerhard Ouckama Knoop, „Nadeshda Bachini". Roman. (Egon Fleischel & Ko., Berlin.)

Der Verfasser ist in Bremen geboren und lebt seit langer Zeit in Rußland. Er hat zuerst durch einen hanseatischen Roman „Hermann Osleb" von sich reden gemacht, der sich durch eine Fülle feiner Beobachtungen und durch die Kunst, eine stete Entwicklung ohne wesentliches äußeres Geschehen vorzuführen, auszeichnet. An diesem zweiten Buche merkt man, wie wertvoll aber doch der geschlossene Stoff für die Entfaltung der zweifellos starken Begabung

des Verfassers gewesen ist. Gerade da ihm selbst alle eigentlich kompositorische Kraft abgeht, ist es doppelt wichtig, daß er an einem Stoff sich versucht, der in sich bereits die Geschlossenheit trägt. Knoop ist sich selber völlig klar darüber, daß diesem neuen Buche die Einheit fehlt. Er sagt es in der Widmung an seine Frau, daß dem Werke die kunstvolle Entwicklung und Steigerung fehle, die ein gut komponiertes Diner aufweisen soll, und vergleicht sein Buch einem russischen Sakuskatische, „der ja auch Anforderungen an den künstlerischen Geschmack der Hausfrau stelle und auch in dem scheinbar regellosen Durcheinander von Kaviar, Wildpastete, Hering, Schweizerkäse, Kornbranntwein und Bitterbier den berühmten roten Faden aufweise“. Der Vergleich ist nicht schlecht gewählt. Auch damit hat der Verfasser recht, wenn er sagt, daß er die Vorratskammer nicht geizig geschont habe; endlich auch darin, daß man sich an einer Sakuska recht wohl satt essen könne. Freilich wird man dann bald den Genuß verlieren. Eigentlich ist eben der Sakuskatisch doch nur dazu bestimmt, die Vorspeise zu liefern. Sonst verdirbt man sich an der Fülle der durchweg scharf gewürzten Speisen vielleicht dauernd den Magen.

Der Fehler des Buches ist seine Länge. Wenn man die fast 400 eng gedruckten Seiten gelesen hat, so hat man eine Fülle kluger Bemerkungen, feiner Einfälle, scharf gewürzter Gespräche, satirischer Beobachtungen und gelegentlich auch lyrischer Empfindungen vorgesetzt erhalten; dagegen ist der ganze Ausschnitt Leben, den man empfangen hat, von dürftiger Armut. Zu allerletzt empfindet man es schier abstoßend, daß all dieses Gerede und Getue nur möglich ist, weil die Leute alle im Grunde nichts zu tun haben, und daß auch ihr Reden nicht im Dienst einer höheren Aufgabe steht, sondern trotz aller Geistreichheit im einzelnen doch schließlich müßiges Gerede bleibt. Aber es sei nicht verkannt, daß wir es hier mit einem geistreichen und wohl auch erfindungsbegabten Manne zu tun haben, der sicher imstande ist, nicht nur hübsche Glasstückchen zusammenzusuchen, sondern auch aus ihnen ein sinnvolles und einheitlich wirkendes Mosaikgemälde zusammenzustellen. Auf dieses Buch von Knoop dürfen wir uns freuen; hoffentlich gibt er es uns bald.

*

Richard Elchinger: „Prinzessin Schnudi“. Eine verliebte Geschichte. (München, Georg Müller.)

O. J. Bierbaum, der sich in der letzten Zeit in der etwas onkelhaften Tätigkeit des Vorredners zu allerlei Büchern gefällt, hat auch diesem Erstlinge eines jungen Schriftstellers ein Geleitwort mitgegeben, in dem er sich über das Wesen des Humors verbreitet, dabei natürlich schließlich gestehen muß, daß Humor nicht eigentlich erklärt werden könne, daß das vorliegende Büchlein aber wirklich humoristisch sei. Man könnte diese Vorrede missen, oder sie wäre vielleicht eher als Nachwort am Platze, um so mehr, als die Geschichte gerade dort abbricht, wo sie sicher von neuem angeht. Vielleicht wird's allerdings nicht so lustig, wenn die Prinzessin Schnudi und ihr Geliebter Braut- oder gar Eheleute sind. Es ist Romantikerhumor, der in dem Büchlein steckt; er kommt von Eichendorffs „Taugenichts“ her und hat in Kochs „Prinz Rosa Stramin“ seinen allerdings reicheren Ahnherrn. Aber Humor ist es, und da das ein so seltenes Kräutlein ist, wollen wir nicht darum rechten, ob nicht hie und da ein etwas geiler Trieb des kokettierenden Witzigseins vorhanden sei, uns vielmehr der Gabe freuen und das Büchlein mit Behagen genießen.





Technik, Kultur und Kunst

Worte zu einer Streitfrage des Alltagslebens

Von

Dr. Alfred Möller (Graz)

Man hört sehr oft in unseren Tagen von den „ungeheuren Fortschritten der Technik und ihren ungeahnten Werten für die Entwicklung der Menschheit“ sprechen. Im Anschluß daran fällt hie und da das Wort: „Wissen Sie, Kunst ist ja auch ‚was Schönes‘, aber neben den großartigen Wirkungen, die das Maschinenzeitalter auf seinem eigentlichen Gebiete zeigt, hat sie eine weit geringere Bedeutung.“ Die guten Leute, die so sprechen, merken nicht, daß sie Dinge, die man ganz wohl nebeneinanderstellen kann (Kunst und Technik), in ganz verschiedenen Folgeerscheinungen auf ganz verschiedenen Wirkungsgebieten vergleichen.

Was die technischen Errungenschaften dem Menschen gaben, wird kein Vernünftiger gering einschätzen. Aber man darf nicht vergessen, daß sie zwar ein Zeugnis von dem geistigen Fortschreiten in vielen Momenten unseres praktischen Lebens abgeben, selbst aber für den geistigen Entwicklungsgang der Allgemeinheit viel geringere Bedeutung haben, als es, um ein recht bescheidenes Beispiel zu nennen, z. B. die Eröffnung einer Volksschule ist. Aus dem rein geistigen Leben können wir uns alle jene Wunder und Werke des Bahnbaues, des Dampfes, der Elektrizität hinwegdenken, die uns heute umgeben, und wir hätten keinen Rückgang in der durchschnittlichen Intelligenz der Allgemeinheit zu verzeichnen. Kann man sich heute in jenem durch die Technik aufs reichste ausgestatteten öffentlichen Leben reichere Geister denken als einen Homer, einen Dante, einen Shakespeare, einen Goethe oder einen Schiller? Die Ausgestaltung und praktische Verwertung der technischen Wissenschaften bezeugt die Entwicklung von starken Intelligenzen auf diesem Gebiet, kann aber nicht in ihren Emanationen auf die Intelligenz der Allgemeinheit steigernd wirken. Im Zeitalter der Maschine ist der Boden für die Entwicklung großer Geister auf den

Gebieten der reinen Wissenschaften und der Kunst nicht viel günstiger als in einem von all diesen, einen so glänzenden Eindruck machenden Einrichtungen entblößten Leben. Wie sollen auch Dinge, die das Leben bequemer machen, eine besondere Bedeutung im geistigen Dasein der Menschen gewinnen? Niemals wirkt die Bequemlichkeit befruchtend und anregend. Niemand wird einem Erdenbürger, der im Luftballon auffliegt, im Luxuszug aus dem Norden an das südliche Meer rast oder im pustenden, hustenden Kraftwagen eine Bergstraße „nimmt", das Hochgefühl verargen, das er in der Benützung dieser „Wunder der Erfindung" in sich erwachen fühlt. Dankbar mag und soll er der Intelligenz jener Männer gedenken, die ihm solche Genüsse ermöglichen, aber er soll sich als einfacher Benützer jener Vorrichtungen nicht überheben, nun nicht auf jene Geschlechter verächtlich herabblicken, die ohne solche Verkehrseinrichtungen, also weniger bequem und rasch, langsamer und bedächtiger, aber gewiß nicht weniger klug, durch die Welt schritten.

Im praktischen Leben sind jene Errungenschaften, die doch nur eine Folge hohen geistigen Lebens sind, kaum zu missen. Aber ihre Anwendung soll man nicht als geistige Taten einschätzen, wie es geschieht, so oft man die eingangs zitierte, oft gehörte Redewendung gebraucht. Wer ein gutes Buch in sich aufnimmt, erfährt eine innere Bereicherung, gelangt zu einer Förderung seines geistigen Ich. Wer alle Wunder der Technik in seinem Hause vereinigt hat und in Bewunderung dieser Einrichtungen sich als ihr Verwerter glücklich preist, er kann weit, weit hinter irgend einem einsamen Mann früherer Jahrhunderte zurückstehen, der mitten in einer schwerfälligen Zeit seine Bibel las und sich zwar ferne raffinierter Verwertung der Naturkräfte, aber nahe den Quellen geistigen Lebens befand und davon trank. Freut euch all der Einrichtungen, die das Können der Ingenieure euch bietet, aber vergleicht ihre Wirkung auf euer Leben nicht mit denen, die die Kunst auf die Menschheit übt, stellt die äußere Bereicherung des Lebens, die technische Schöpfungen bieten, nicht neben die innere, die das geistige Leben einer Nation durch die Werke der Literatur, der bildenden Kunst, der Musik erhält.

Daß sich Einrichtungen der Bequemlichkeit in ihrem Wert rascher und leichter einschätzen lassen als geistige Einflüsse, ist selbstverständlich. Jene dienen dem Einzelnen in augenfälliger Weise, diese wirken im Verborgenen, zeigen ihre Wirkung oft erst, wenn man Generationen oder gar Völker, die unter diesen Einflüssen standen, mit solchen, die davon unabhängig blieben, vergleicht. Der Philister, dem die Augen für Unendliches geschlossen sind, der nur Wirkungen gelten läßt, die seinem leiblichen Ich dienen (und darauf kommt es bei allen Wundern der Elektrizität, des Dampfes doch hinaus!), sollte nicht vergessen, daß solche Einrichtungen, die ja hervorragenden Geistern ihre Entstehung verdanken, für ihn doch darum nicht auf ihrem Ursprungsgebiete, sondern nur in der Sphäre des Körperlichen wirksam werden. Sowenig er beim Essen einer Wurst etwas von dem Geistigen des

Erfinders dieser Köstlichkeit in sich sucht oder spürt, sondern rein körperliches Wohlbehagen, sowenig darf er auch, wenn er sein geistiges Ich nicht in der Freude an Wissenschaften und Künsten pflegt, entschuldigend auf seine Ersatz gebende Vorliebe für die Größe der Technik weisen, der allein sein Herz gehöre. Er macht da ein salto mortale aus einer Begriffsregion in eine andere, übersieht es, daß sich sehr oft noch Dinge, aber schon nicht mehr deren Folgen vergleichen lassen. Technische Wissenschaften lassen sich — wie die Wissenschaft überhaupt — als hervorragende Teilstücke geistigen Lebens und Schaffens sehr gut neben die Kunst stellen. Ihre Wirkungen aber zeigen sich schon auf ganz verschiedenen Gebieten, in ganz verschiedener Weise und lassen keine Vergleiche mehr zu. Das beachte man, wenn man die Kunst mit dem Hinweis auf die Technik treffen und als einen untergeordneteren Teil in der Entwicklung der Menschheit verächtlich machen will!



Ist Uhde ein religiöser Maler?

Eine Entgegnung

Diese Frage sucht Dr. Karl Storck im Märzheft des Türmers gelegentlich einer Besprechung der von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege herausgegebenen Kunstgabe „Fritz v. Uhde" (Mainz, Jos. Scholz. Mk. 1.—) zu beantworten. Er zieht dabei gegen mein Geleitwort zu Felde, das er als „rein artistische Rederei" bezeichnet. Meine Auffassung einer Äußerung Uhdes beliebt er als „unerhörtes Mißverständnis" hinzustellen. Der ganze Artikel ist, soweit er sich auf das Geleitwort bezieht, irreführend und bedarf dringend der Richtigstellung.

Ich hielt es für meine Pflicht, zu Anfang meiner Einleitung mit allem Nachdruck einer weitverbreiteten Ansicht entgegenzutreten, nach welcher Uhdes Bedeutung nur nach seinen Bildern religiösen Inhalts abzuschätzen sei. Der Meister machte in einer Unterredung mit mir kein Hehl daraus, daß er es als ein Unrecht empfinde, wenn man ihn immer nur als religiösen Maler anspreche. Ähnlich äußerte er sich einem Mitarbeiter von Velhagen & Klasings Monatsheften gegenüber, zu dem er sagte (Märzheft 1907): „... meine sogenannte religiöse Malerei ist nicht der Kern, sondern nur ein Teil meiner Kunst" und weiter: „Meine Christusbilder sind wohl kaum als eine besondere religiöse Malerei aufzufassen, wie etwa Steinhausens, der wohl ein frommer Maler ist, — es liegt eben hier anders und einfacher ..." Diese Worte lassen doch wohl ganz unzweideutig erkennen, was der Meister gemeint hat. Jedenfalls ist der Sinn, den Storck den entsprechenden Worten meines Geleitwortes unterzuschieben sucht, vollständig ausgeschlossen. Auf welcher Seite liegt also nun das „unerhörte Mißverständnis"?

Daß es Uhde tatsächlich „vor allem um diese Lichtmalerei und die Erforschung des Lichtproblems zu tun war", geht ebenso unzweideutig aus Äußerungen Uhdes hervor, die ich gleichfalls dem vorhin genannten Artikel,

den Fritz von Ostini ein Dokument nennt, entnehme: „Alle diese Bilder (die religiösen) sind mehr oder weniger malerische Probleme. Für die Erscheinung des Lichts paßt die Person Christi wunderbar schön. Er wurde mir zum Problem des Lichts.“ „Die Jünger von Emmaus, Das Tischgebet: immer ist es dasselbe Lichtproblem, der Gegenstand kommt für mich erst in zweiter Linie.“ Und in bezug auf seine andern Bilder sagte er: „Es ist auch da immer nur das Licht, die Beleuchtung, die mich reizt.“ Wenn ich nun noch hinzufüge, daß er zu mir sagte: „Eine brennende Kerze hat für mich dasselbe künstlerische Interesse wie der Christuskopf“, so dürften es der Beweise für die Wahrheit meiner Ausführungen wahrlich genug sein. Allerdings hat Uhde wohl eine andere Auffassung von Licht und Lichtbehandlung als die meisten Maler. Ihm ist das Licht eben nicht nur ein äußeres Mittel, nicht nur Form, sondern Inhalt, wenn man will — Religion. „Das Streben nach dem Lichte hatte ich auch als Mensch allezeit“ . . ., sagt er. Darum tut Storck nicht mir, sondern dem Künstler Unrecht, wenn er die zitierten Erwägungen als „rein artistische Redereien“ bezeichnet. Er profaniert damit etwas, was dem Künstler unendlich wichtig und heilig ist.

Uhde steht dem einseitigen Inhaltsfanatismus ebenso fern wie dem einseitigen Formfanatismus. Inhalt und Form gehen ihm in eins zusammen, das glaube ich in meiner Arbeit klar und deutlich ausgesprochen zu haben. Darum stimme ich mit Storck vollständig überein, wenn er Uhde neben Rembrandt stellt und an beiden das Gemeinschaftliche findet, daß sie es verstanden, die durchgeistigende Bedeutung des Lichtes auszunutzen. Diese Kraft zeigen aber beide nicht nur an religiösen Stoffen, sondern beide vergeistigen alles, was sie anfassen, durch das Licht, jeder auf seine Weise, wie das Storck sehr schön darlegt. Wie man aber Rembrandt trotz der großen Zahl seiner Bilder religiösen Inhaltes nicht zu den religiösen Malern zählt, darf man auch Uhde nicht zu ihnen rechnen. Das Schaffen beider ist zu universell, als daß man es in das Prokrustesbett der Formel „religiöse Malerei“ zwingen könnte. Der Ehrenname in Storcks Sinne mag auf einen Teil des Schaffens unseres Künstlers zutreffen. So lange aber dieser Sinn nicht in dem Worte liegt, kann man es Uhde nicht verdenken, wenn er von der Anwendung desselben auf sich nichts wissen will.

Alexander Troll

* * *

Antwort

Da der bevorstehende 60. Geburtstag Fritz v. Uhdes die Gelegenheit zu einer eingehenden Würdigung der Gesamttätigkeit des Künstlers bieten wird, kann ich mich hier auf den einen Punkt beschränken. Erfüllte Trolls Einleitung zu dem Uhde-Heft der freien Lehrervereinigung nur den Zweck, einer zu engen Auffassung des Kunstschaffens des verehrten Meisters entgegenzutreten, so hätte ich daran um so weniger Anstoß genommen, als ich selber bereits früher (z. B. im letzten Jahrbuch „Am Webstuhl der Zeit“) seine Bedeutung als Lichtmaler hervorgehoben habe. Aber wenn es in der Einleitung gleich heißt, daß Uhde nicht „durch sein religiöses Gefühl zur biblischen Malerei geführt worden sei, sondern es das rein Malerische an den heiligen Personen war, was ihn anzog“ — so muß ich hier allerdings Widerspruch erheben. Erst recht, wenn diese Worte in einem Hefte stehen, das zur Verbreitung in weitesten Volkskreisen bestimmt ist. Hier wird zum „artistischen Gerede“, was

in einer fachwissenschaftlichen Würdigung des Künstlers als Maler ein wertvoller Fingerzeig für die Art seines Schaffens sein kann. Auch nicht mehr. Denn die Tatsache, daß Uhde die biblischen Gestalten in die Gegenwart hineinstellte, ist nicht nur von höchster sozialer Bedeutung, sondern bezeugt auch ein starkes persönliches Ringen um religiöse Probleme. Es heißt doch den Künstler der Gedankenlosigkeit oder der Sensationssucht bezichtigen, wenn man diese grundlegende und vor allem andern auf jeden Beschauer seiner Werke eindringende Gestaltung der Vorgänge nicht als das Ergebnis einer inneren seelischen, eben seiner religiösen Weltanschauung aufnimmt. Das Licht ist ihm dann das Mittel, wodurch er die in den Alltag unseres Lebens gestellten Vorgänge wieder aus diesem hinaushebt in die Höhen jenes stark erregten seelischen Lebens, die wir als Religion zu bezeichnen pflegen. Es heißt dagegen die Dinge auf den Kopf stellen, wenn man sagt: Uhde wählte die Gestalten Jesu, Marias usw. als Mittel, um daran malerische Lichtexperimente vorzuführen. Abgesehen davon, daß das ein reichlich profaner und vor allem für Millionen ihr Heiligstes profanierender Standpunkt wäre, — wozu dann die Einstellung dieser Vorgänge in das Leben der Gegenwart? Die historische Gewandung wäre doch kein Hindernis für die Vorführung dieser Lichtwirkungen. Bei so rein malerischer — ich sage lieber artistischer — Einstellung wäre sogar diese Versetzung in die Gegenwart ein sehr schwerer Fehler, insofern dadurch das Augenmerk der Betrachter allzusehr auf dieses Gedankliche gezogen und davon abgelenkt würde, in diesen Bildern vor allem die — Lichtmalerei zu sehen, auf die es dem Künstler in erster Linie angekommen sein soll. Es wird uns das Wort Uhdes mitgeteilt, daß für ihn „eine brennende Kerze dasselbe künstlerische Interesse habe wie der Christuskopf". Ja, warum hat er dann nicht die brennende Kerze, sondern den Christuskopf gemalt? Doch vermutlich, weil es ihn dazu drängte. Warum hat er Dutzende von Bildern mit biblischen Stoffen gemalt, wo — wie ein Blick auf die Lichtmalerei unserer Tage zeigt — zahllose andere Vorwürfe viel unvermischter (für den Beschauer) die Gelegenheit bieten, Lichtprobleme zu behandeln? Es war eben die geistige, die religiöse Kraft dieser Stoffe, die ihn reizte.

Da sind nun aber die ausdrücklichen Worte Uhdes, die scheinbar das Gegenteil sagen!

Ich halte es für die Pflicht des Kunstästhetikers, solche Künstleraussprüche psychologisch richtig einzustellen. Wir müssen das bei jedem verstorbenen Künstler gegenüber seinen Briefen und ästhetischen Bekenntnissen tun — auch bei einem so großen Ästhetiker wie Goethe —, also auch bei dem lebenden.

Die Grundlage dafür gibt die von Troll angezogene Bemerkung, daß Uhde sich dagegen verwahre, „mit Ed. v. Gebhardt oder Wilhelm Steinhausen in die Reihe der religiösen Maler gestellt zu werden." Uhde vermißt — ob mit Recht oder Unrecht, ist hier belanglos — offenbar in den Bildern dieser beiden das ausgesprochen Malerische. Dem gegenüber wollte er betonen, daß er selber in seinen Bildern immer Maler sei; daß seine Bilder nicht bloß neue Abwandlungen oft gestalteter stofflicher Vorwürfe, sondern aus echt malerischem Empfinden heraus entstandene, nach malerischen Grundsätzen geschaffene Werke seien. Wenn wir in dem Satze, daß für ihn „eine brennende Kerze dasselbe künstlerische Interesse habe, wie der Christuskopf" das Wort „künstlerisch" durch „malerisch" ersetzen, so verstehen wir das sofort, verstehen dann gleich-

zeitig, warum er doch aus umfassenderen menschlichen Gründen den künstlerisch reicheren Vorwurf wählte. Ich weiß sehr wohl, daß man zuweilen versucht hat, zwischen „Maler" und „Mensch" eine Trennung zu vollziehen. Max Liebermann hat sich einmal zu dem Ausspruch verstiegen, daß „beim Malen der ganze übrige Mensch in der Ecke zu stehen habe", was wohl so zu verstehen wäre, daß der Maler beim Malen lediglich seinen sinnlichen Sehapparat einzustellen habe. Inwiefern man sich diese Trennung bei der Einheit „Künstler" möglich denkt, bleibe denen zu erklären überlassen, die sie verlangen. Aus einem Gespräche mit Uhde glaube ich zu wissen, daß eine solche Auffassung ihm fern liegt, abgesehen davon, daß er selbst — wie ja auch Troll anführt — sagte: „er suche Inhalt, er habe so etwas wie Seele gesucht".

Als Zweites mag zu den oben erwähnten Äußerungen Uhdes beigetragen haben die vielfach übliche Zusammenstellung von „kirchlicher" und „religiöser" Malerei. Sonst könnte ich mir auch nicht erklären, wie Troll in seiner Erwiderung von einem „Prokrustesbett der Formel religiöser Malerei" sprechen könnte. Wo bei dem weitesten aller Empfindungsgebiete, dem Religiösen, die Enge liegen soll, ist mir unerfindlich!

Im übrigen ist mir nicht eingefallen, Uhde auf die „Formel religiöser Maler" einzuengen. Erstens ist mir nichts verhaßter als die bequeme „Etikettierung" eines Künstlers; sodann müßte man doch gar keinen Überblick über Uhdes Schaffen haben, um ihn nur nach seinen Bildern religiösen, genauer biblischen Inhalts zu werten. Es handelte sich bei meiner Besprechung lediglich darum, für Uhde auch den Ehrennamen eines „religiösen" Malers in Anspruch zu nehmen. Und den stärksten Ehrentitel in seinem Künstlertum scheint mir das allerdings darzustellen. Denn zugegeben, daß einzelne seiner anderen Bilder rein malerisch genommen sogar „interessanter" sind als die biblischen, so beruht seine höchste Bedeutung für das Kulturleben unseres Volkes doch darauf, daß es ihm gelungen ist, durch echte Kunstwerke das wichtigste Gebiet des religiösen Lebens unseres Volkes zu befruchten. Personen und Vorgänge, die in diesem Volksbewußtsein vielfach erstarrt waren, zum guten Teil gerade durch die schablonenhafte Darstellung in der Kunst, hat er in unser lebendiges Gegenwartsbewußtsein hineingestellt, so daß sie und ihre Empfindungen von uns lebendig mitempfunden werden.

Gerade weil Trolls Abhandlung in einer Volksausgabe von Werken Uhdes stand, habe ich sie — ich wiederhole es — als ungeeignet abgelehnt, wobei der Ausdruck „artistische Rederei" vielleicht zu schroff gewesen ist. Aber Werte sind relativ. Uhde hat „die Seele gesucht". Gerade in dieser Ausgabe war nach meinem Empfinden die erste Aufgabe, diese „Seele" der Kunst Uhdes zu offenbaren. Dabei mußte als das wichtigste Kunstmittel dieser Beseelung die Behandlung des Lichtes und die hervorragende malerische Bedeutung dieses Kunstmittels dargelegt werden. Die Art, wie Troll seine Aufgabe anfaßte, erscheint mir dagegen „fehl am Ort" und eben darum irreführend. An dieser Meinung hat auch Trolls Entgegnung nichts ändern können.

Karl Storck



Vom Christustypus

Den Türmerlesern stehen jedenfalls die Bilder Ludwig Fahrenkrogs noch in lebhafter Erinnerung, die unsere Zeitschrift im Dezember 1906 und im April 1907 veröffentlichte. Es knüpfte sich damals eine ausgedehnte literarische Erörterung an diese Veröffentlichung, die durch die drei Hefte vom Mai bis Juni 1907 ging. Aus der Vielheit der Meinungen, die dabei laut wurden, ging übereinstimmend hervor, daß dem Christustypus Fahrenkrogs nicht nur hohe künstlerische Werte, sondern auch eine tief ergreifende religiöse Kraft zuerkannt wurde. Dieses Urteil ist seither dadurch bestätigt worden, daß die Bilder an vielen anderen hervorstechenden Stellen veröffentlicht wurden.

Das auffälligste äußere Merkmal des Fahrenkrogschen Christus war die Bartlosigkeit. Der Künstler hatte seine Auffassung außer durch psychologische Gründe auch geschichtlich zu stützen versucht. Die nachfolgende Aussprache hatte dazu manches wertvolle Material beigebracht. Eine beachtenswerte Ergänzung zu dem dort Vorgebrachten enthält ein Aufsatz von Lic. theol. R. Schmid über den „bartlosen Christustypus" Fahrenkrogs im „Christlichen Kunstblatt" (Januar 1908) in den Abschnitten, die dartun, daß sich das christliche Altertum selbst bewußt gewesen ist, keine Tradition über Jesu leibliches Aussehen zu besitzen. Wir lassen hier diese Darlegungen folgen.

„Eben um die Zeit, als die Legenden von echten gemalten oder vom Himmel gefallenen Christusbildern, die Lukas-, Abgar- und Veronikasagen, anfingen, Geschichte zu werden, sagt Augustin von Jesus: qua fuerit facie nos penitus ignoramus (seine Gesichtszüge sind uns gänzlich unbekannt). Jeder bilde sich vielmehr seine Christusvorstellung nach seiner Phantasie und so sei die unendliche Mannigfaltigkeit der Christusbilder entstanden. Daß Augustin recht gehabt hat, zeigt jeder Blick in die vorhandene Literatur. So zeigt schon die älteste Beschreibung der Christusgestalt, die wir haben, in der Offenbarung Johannis, keine Spur einer Erinnerung an das Aussehen des Menschen Jesus. Es ist der Erhöhte mit dem Gesicht wie die Sonne, den Flammenaugen und leuchtend schneeweißen Haaren, der dort in Anlehnung an das Danielbuch beschrieben wird. Dem Hermas (um 130 n. Chr.) erscheint Christus in Gestalt eines riesengroßen Mannes. Andere Erzählungen von Visionen aus den ersten Jahrhunderten in den apokryphen Apostelgeschichten, aber auch in den echten Märtyrerakten lassen Christus als schönen, freundlich lächelnden Jüngling erscheinen, wozu etwa noch das schneeweiße Haar aus der Offenbarung kommt. Justin, der Märtyrer, geboren um 100 n. Chr. in Sichem, also Palästinenser, und nach ihm eine ganze Reihe von Schriftstellern, schreiben Jesus nach Jes. 53 eine abschreckend häßliche Erscheinung zu. Origenes, der sich gegenüber den Vorwürfen des Celsus ausdrücklich mit dem Äußern Jesu beschäftigt, läßt ihn gar keine bestimmte Gestalt haben, sondern jedem so erscheinen, wie es gerade passend war. Erst im 4. Jahrhundert beginnt die Berufung auf Ps. 45, ‚er war der Schönste unter den Menschenkindern', durchzudringen. Kurz, überall regiert die dichtende Phantasie oder die dogmatische Theorie der Theologen, nirgends eine feste historische Erinnerung. Was wird nun gegen diesen Tatbestand ins Feld geführt? Das, was zu wissen wichtig wäre, nämlich daß die Juden zur Zeit Jesu keinen Bart zu tragen pflegten, wagt F. selbst nicht zu behaupten. Man hat auch in der Tat keine Kenntnis davon, ob und wie

weit die im ganzen alten Testament bezeugte altjüdische Sitte, wonach der Bart das Ehrenzeichen des freien Mannes war, durch die römische Bartlosigkeit verdrängt worden wäre. Dagegen will er mit Berufung auf Paulus, 1. Kor. 14, 11, der das Tragen langen Haares beim Mann als Unehre bezeichnet, feststellen, daß Jesus unmöglich langes Haar getragen haben könne, sonst hätte Paulus nicht so geredet. Auch sei Jesus kein Nasiräer gewesen, und nur diese haben bei den Juden lange Haare getragen. Nun ist aber noch ein guter Mittelweg zwischen der ungeschorenen Mähne oder den geflochtenen Zöpfen der Nasiräer und dem kurzgeschorenen Haar der Römer. Und gerade das lange, wallende Haar ist altjüdische Sitte, ebenso wie der Bart. Was aber Paulus in den griechischen Gemeinden und von seinen in der Diaspora erworbenen Anschauungen aus über Haartracht sagt, kann mangels sonstiger Nachrichten nach rückwärts für die persönliche Erscheinung Jesu nichts beweisen, zumal bei der ausgesprochenen Gleichgültigkeit des Paulus gegenüber dem ‚Christus nach dem Fleisch'.

Bleibt die Berufung auf die ältesten erhaltenen Christusbilder in den Wandgemälden der römischen Katakomben. Diese sind ja alle unbärtig, ebenso wie die älteren sonstigen Darstellungen auf geschnittenen Steinen, Gläsern, Sarkophagen, bis vom 4. Jahrhundert an langsam der bärtige Typus durchdringt, der dann zur Alleinherrschaft gelangt ist. Man hat nun schon früher behaupten wollen, daß diese schon im 2. Jahrhundert beginnenden Darstellungen, in denen Christus als der gute Hirt, oder in Wunderszenen aus den Evangelien, oder als Lehrer von zuhörenden Jüngern umgeben auftritt, auf eine historische Tradition zurückgehen. Aber ohne den Schatten eines Beweises. Auch F. bringt keinen. Wie sollte es auch denkbar sein, daß gerade die römischen Zimmer- und Wandmalermeister, die die Katakomben mit den Erzeugnissen ihres Pinsels schmückten, über mindestens 100 Jahre weg eine Kenntnis besessen hätten, von der in der ganzen Literatur keine Spur geblieben ist. Ein Bild könnte es nicht gewesen sein, was ihnen vorlag, denn die einzelnen Darstellungen zeigen keinerlei gemeinsame individuelle Züge. Es müßte eine mündliche Beschreibung der Gestalt Jesu so lange in Rom umgelaufen sein. Man müßte annehmen, daß Petrus oder ein anderer der Urapostel, falls je einer nach Rom gekommen ist, dort die Kunde hinterlassen hätten, daß Jesus keinen Bart getragen und wie ein junger Römer ausgesehen habe. Das glaube wer mag. Besonders will beachtet sein, daß die Hirtenbilder, bei denen kein Gedanke an beabsichtigte Porträtdarstellung aufkommen kann, älter sind, als die sonstigen Christusbilder. Die gesamte Katakombenmalerei kennzeichnet sich zu deutlich als naive Arbeit von Handwerkern, die ohne Reflexion und Kunsttheorie ihrem Christus ebenso das runde, bartlose, jugendlich heitere Gesicht mit dem echt römischen Schnitt gaben, wie dem Abraham, Moses, Noah und Orpheus, so daß man oft nur an der Umgebung und der dargestellten Handlung erraten kann, ob man einen Noah oder einen Christus vor sich hat. Mögen also die Katakombenmaler den Empfindungen der römischen Christen ihrer Zeit entsprochen, und ihrerseits wieder die Phantasie der Christen mit einem bestimmten Ideal göttlicher Jugendlichkeit erfüllt haben, wie es uns ja in den Märtyrerakten begegnet, aber das können sie nicht beanspruchen, uns über das Aussehen des geschichtlichen Jesus von Nazareth, wie er an den Gestaden des galiläischen Meeres wandelte, zu belehren. Zudem läßt sich das anfängliche, bartlos jugendliche Christusbild ebenso wie das spätere bärtige, mit größter Wahrscheinlichkeit

auf Vorbilder der antiken Kunst zurückführen, die ihren Idealfiguren gerne den Ausdruck ewig schöner Jugend gab. Nichts führt zurück über den großen Graben der tiefen Abneigung der ältesten Christenheit gegen jede bildliche Darstellung, die irgend an den heidnischen Bilderkult hätte erinnern können. Als diese Abneigung vom 2. Jahrhundert ab zu schwinden begann und im Gegenteil sich das Verlangen nach authentischen Bildern Christi einstellte, zuerst in gnostischen Kreisen, dann auch in der Kirche, war längst jede Erinnerung erloschen, und man befriedigte das Bedürfnis durch immer zahlreichere, ‚nicht mit Händen gemachte', wunderbar entstandene, wunderbar vermehrte und Wunder wirkende Bilder. Der Versuch Fahrenkrogs geht im Grunde nur aus dem allgemein menschlichen Verlangen hervor, für das, was uns wahr und echt erscheint, auch in der Geschichte Belege und Stützen zu finden, und unsere Lieblingsgedanken durch das Gewand der Geschichtlichkeit ehrwürdiger und eindrucksvoller zu machen. Aber je natürlicher dieses Verlangen ist, desto schärfer gilt es zu scheiden zwischen unserem Wissen von dem, was war, und unseren Gedanken darüber, was gewesen sein könnte oder sollte. Bleiben wir also lieber bis auf weiteres bei dem Nichtwissen stehen."

* * *

Bei aller Anerkennung der Bilder Fahrenkrogs wurde damals und seither betont, daß sein Christustypus zu sehr die Milde, Güte und Liebe vermissen lasse. Es war am Künstler, den Gegenbeweis dadurch zu erbringen, daß er Christus in einer Lebenslage vorführte, in der die Liebe zum beherrschenden Ausdruck werden kann. Wir sind heute in der Lage, ein solches Werk des Künstlers zu zeigen. Fahrenkrog hat seinem Bilde „Jesus und das Kind" folgende Geleitverse gegeben:

Ja, du bist Gott, der aus dem Kinderauge schaut
Und segnend aus ihm spricht.
Mich grüßt aus seligem Himmelreich
Ein Licht vom ewigen Licht.

In dir das Reich, — das meine Seele sucht
Mit eines Gottes Seele, sehnend, unverwandt —
Das Gottesreich. — In deinen Augen, Kind,
Gelobtes Land.



August v. Brandis

Ich glaube, den Türmerlesern eine besondere Freude zu bereiten, wenn ich hier die Mitteilungen veröffentliche, die mir der Schöpfer der Bilder, die das vorliegende Heft schmücken, auf meine Bitte sandte. Diese Ausführungen sind nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Um so beredter künden sie in ihrer Unmittelbarkeit von des Künstlers Schaffen und Streben. —

„Wer in seine Kindheit zurückschaut, ein jeder tut das wohl gerne, und sich auf die Entwickelung seiner besonderen Veranlagungen besinnt, der wird den Eindruck haben eines sich unter dem Frühlingshauch erschließenden Gärtchens. Hier und da sprießt schon ein Blümchen. Alles ist aber in jenen Duft und Nebel gehüllt, den der erste Frühling hervorzaubert. Alles regt sich ganz

unbewußt und zufällig. Aber Spuren sind schon zu finden. Ich weiß, daß ich bis zu meinem siebenten Lebensjahr sehr zart und kränklich war und endlich beinahe 2 Jahre am kalten Fieber dermaßen erkrankte, daß ein Schulbesuch zunächst ausgeschlossen war. So fand ich Muße zu stiller Beschäftigung, und da entstanden ganze Armeen großer und verschiedenartiger Soldaten, welche ich mir selbst erdachte, aufzeichnete und bemalte. — Dann wurden sie ausgeschnitten und aufgeklebt und so mein liebstes Spielzeug.

Mein Vater stammte aus einer alten hannoverschen Familie. Der Großvater war Hauptmann in der englisch-deutschen Legion. Er machte die Feldzüge in Spanien mit und kämpfte bei Waterloo. Meine Mutter stammt aus einer Königsberger Gelehrtenfamilie. Beide hatten vielseitige Interessen für künstlerische und wissenschaftliche Dinge und mein Vater, der sich dem landwirtschaftlichen Beruf gewidmet hatte, zeichnete sehr fein in Silberstift.

Als ich ungefähr 9 Jahre alt war, pachtete mein Vater ein Gut in der Nähe von Riga und so siedelten wir nach dort über. Es sind manche schöne Erinnerungen aus dieser Zeit zurückgeblieben. Wir drei Brüder tummelten uns auf den mutigen kleinen litauischen Pferdchen, und ich war so selig, wenn ich die Felder an der Hand meines Vaters durchwandern konnte.

Die Schulbildung sollten wir aber in Deutschland genießen. So kam ich zu lieben Verwandten nach Hannover, wo ich dann bis zu meinem 15. Lebensjahr verblieb. Auch in dieser Zeit regte sich bei mir lebhaft der Trieb zum Zeichnen. In der Schule allerdings hatte ich mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, da mir infolge der vielen Krankheiten die ersten Grundlagen fehlten.

Dann vereinigte sich unsere Familie wieder in Berlin. Ich bezog von neuem das Gymnasium und nachher die Universität, um Medizin zu studieren. Aber nicht lange blieb ich diesem Studium treu. — Ungefähr zwanzigjährig bezog ich im Jahre 1882 die Berliner Kunstakademie.

Die ersten akademischen Studien wirkten nicht sehr ermutigend auf mich ein. Es begann jetzt der langwierige, andauernde Kampf, den ein jeder zu bestehen hat, der nach einem künstlerischen Ausdruck sucht und dem es bitterer Ernst ist mit dem Wert seiner Sache. — Dazu kam, daß in jener Zeit der Naturalismus energisch auftrat. Die ersten Liebermanns, welche einen tiefen Eindruck auf mich machten, auch schon einige Monets und Manets sogar gab es in Berlin zu sehen und Ende der achtziger Jahre taten sich die XI zusammen.

Damals wurde Hugo Vogel als Lehrer an die Berliner Akademie berufen. — Als Lehrer von großer Energie und anregender Frische weckte er eine gewisse Begeisterung unter den jungen Akademikern. Bald umgab ihn ein Kreis von strebenden jungen Schülern. Auch ich gehörte zu diesen. — Ich erkannte nun, wo und wie ich der Natur malerische Reize abgewinnen konnte, und schon in den akademischen Weihnachtsferien des Jahres 88 fand ich mich bei grimmer Kälte im Vestibül der alten Berliner Marienkirche, wo ich mit dem stimmungsvollen Totentanz im Hintergrunde ein Bild mit zwei Figuren malte. — Diese Arbeit fand Vogels volle Anerkennung. Auf seine Veranlassung beteiligte ich mich alsbald an einer akademischen Konkurrenz. Als Aufgabe wurde uns gestellt: die Auferweckung des Töchterleins Jairi. — Indem wir uns einen baldachinartigen Aufbau aus roten Stoffen herrichteten, dazu Weißzeug arrangierten und dann mit dem Modell Stück für Stück Stu-

dien zu diesem Bilde herstellten, gelangten wir zu sehr anschaulichen Ergebnissen. Ich errang auf diese Weise den ersten akademischen Preis. —

Bald trat Vogel leider von seiner Lehrtätigkeit zurück. — Große dekorative Arbeiten nahmen seine Kräfte völlig in Anspruch. — Ich sah mich noch eine Zeitlang auf des Meisters Atelier angewiesen; dann schenkte A. v. Werner meiner Entwickelung dadurch vor allem ein größeres Interesse, daß er mir reichliche Mittel für größere angefangene Arbeiten zufließen ließ. —

In dieser Zeit entstand die Grablegung und die Hochzeit von Kana. Auch stammt von hier der Zusammenhang mit lieben Freunden, wie Franz Staffen, Müller-Münster. Wir gründeten die Vereinigung 1897, welcher noch angehörten Otto H. Engel, Karl Klimsch, Fritz Klimsch, L. Fahrenkrog, August Gaul, A. Westphalen.

Ich fing an, mit der größten Hingabe zu arbeiten. Verschiedene größere Figuren malte ich draußen vor der Natur. Mit der „Grablegung" hatte ich die ersten größeren Erfolge. — Für dieses Bild versuchte ich durch allabendliche Studien zunächst die landschaftliche Stimmung zu klären. Orange, grün, violett mußten die Träger werden dieser melancholischen Stimmung. Die „Hochzeit von Kana" ging nachher auf rot, gelb, blau. — Dann wurden alle Figuren im Freien gemalt und zwar besonders detailliert der Kopf des kräftigen Trägers, der Körper des Christus und die Frau, welche die Maria von der linken Seite her stützt. — Vor der Ausführung der Figuren in den Gewandungen wurden zu allen die lebensgroßen Akte gezeichnet. Aber auch durch die Haltung der Figuren in ihren großen strengen Linien wünschte ich zu einem Maximum des Ausdrucks zu gelangen. — Das Leuchten der dunkeln Farben steigerte ich noch dadurch, daß ich alle Gestalten gegen das Licht stellte, wodurch das Randlicht und die Wirkung größerer Massen erzielt wurde. — So wünschte ich dieser großen Trauer Ausdruck zu verleihen. Ich wollte sagen, daß edler Schmerz und tiefe Trauer nicht durch exaltierte Gebärde oder Pose auszudrücken sei. Diese Grablegung ist im Besitz des Surmondt-Museums in Aachen.

In diese Zeit fällt auch meine erste Pariser Reise, der später eine zweite längere folgte. Die größte Bewunderung gewann ich nicht nur für die großen Franzosen von Fontainebleau, für Corot, Diaz, Daubigny, sondern auch Couture lernte ich kennen in seiner „Décadence des Romains"; es erschlossen sich mir Männer wie Courbet, Manet, Monet, Signac, Pissarro, l'Hermithe und wie sie alle heißen. — Denn die Ausstellung von 1889 war eine hervorragende und verbunden mit dem, was die Louvre-Sammlungen und das Luxembourg boten, geradezu erschöpfend für die Kenntnisnahme der Malerei dieser Zeit. — Den feinen Zauber der Farbe eines Monet, die Freiheit in der technischen Behandlung eines Manet, das Hinstreichen der großen Lokaltöne eines Césanne, die zerlegenden koloristischen Feinheiten eines Pissarro begeisterten mich geradezu; mit Entzücken empfand ich dasselbe vor der Natur und ich fühlte es mit größter Klarheit, daß mich diese Probleme durch und durch erfüllten. —

Auf technischem Gebiet wurde es mir klar, daß auch die technische Behandlung für die Erreichung solcher Ziele von höchster Bedeutung sei. — Denn außer dem Farbproblem ist es das Problem der möglichst großen Helligkeit und Leuchtkraft der Farbe, welches die Malerei zu lösen versucht an der Hand der Natur. — Die Erfahrung hatte mich aber bereits belehrt, daß ein kräftig

hingesetzter ev. pastos behandelter Ton eine größere Leuchtkraft besitzt als ein vermalter. Hier sah ich aber, daß auch diese Meister, geleitet durch dies Streben, der Natur die höchste Leuchtkraft abzulauschen, eine freie kühne Behandlungsweise der Farbe nicht scheuten. —

Ich beschäftigte mich von jetzt ab lebhaft mit den Ideen der Leuchtkraft und Intensität der Farbe. Zunächst allerdings entstanden noch einige größere Figurenbilder. Dahin gehört: „Und sie folgten ihm nach". Christus mit seinen Jüngern; die Landschaft aus der neu gewonnenen Heimat, der Heimat meiner Frau, vom Niederrhein. Dann Pietà und Kinderbegräbnis (im Novemberheft 1907 des Türmers). Aber zugleich widmete ich mich dem Interieur, an welchem ich zunächst mit aller Energie diese vorher erwähnten Farbprobleme, aber einzig und allein an der Hand der unmittelbaren Eindrücke, zu lösen versuchte. 1903 wurde eine dieser Arbeiten von der Neuen Pinakothek erworben.

Im Jahre 1904 wurde ich als Professor an die neue Hochschule in Danzig berufen. —

Durch diese freie und schöne akademische Tätigkeit wurde ich in die Lage versetzt, mich auch freier bewegen zu können. Ich hatte in demselben Jahre als Vertreter der Berliner Künstlerschaft in München durch meinen Freund Ernst Hausmann den Dachauer Adolf Hölzel kennen gelernt. Dieser bewegliche Geist hatte durch seine große Lebendigkeit, durch sein ideales hohes Streben und durch die mir aus der Seele wachsenden Ziele bald eine große Anziehungskraft auf mich ausgeübt. Ich beschloß, meine großen Studienreisen nach Dachau zu unternehmen. — Es folgt jetzt eine mich tief ergreifende, meine ganze Seele verstärkt mit den bereits begonnenen Aufgaben erfüllende Zeit. Ich gewinne Hölzels und Dills Freundschaft. Seitdem bin ich alljährlich im Sommer für längere Zeit nach Dachau gewandert und genieße die große Anregung, welche von solch einer Freundschaft ausgehen muß. —

Denn längst ist es mir klar geworden, daß ein Künstler nicht allein seinem Temperament zu folgen hat. Alle Glanzperioden der Kunst zeichnen sich durch eine besonders durchgreifende Schule aus. „Die Kenntnis der künstlerischen Ausdrucksmittel", wie Hölzel sagt, ist von großer Bedeutung. Denn nach Goethe entsteht ein Kunstwerk durch Zusammenwirken der Vernunft, des Verstandes und der Empfindung. Aus der Empfindung heraus muß das Kunstwerk temperamentvoll geschaffen werden. Die Vernunft muß die künstlerischen Ausdrucksmittel beherrschen, der Verstand muß das fertige Kunstwerk auf die Erfüllung der künstlerischen Bedingungen hin prüfen, damit das Gute erhalten und gefördert werde. Dieses ist auch die Grundidee der Hölzelschen Lehre. Diese Erkenntnis trieb den Meister dazu, sich über die Theorien der Fläche und des Raumes, über die altmeisterlichen Gesetze der Hell-Dunkel- und Kalt-Warm-Bewegung, über die Farbtheorien der Leute wie Signac Klarheit zu verschaffen. —

Und vieles ist auf diesem Gebiete zu leisten, besonders wenn das Schicksal den Forschenden auf einen Lehrstuhl berufen hat. Hölzel ist jetzt in Stuttgart Lehrer. Aber auch für die Behandlung der Landschaft ist Dachau der geeignete Platz, um anregende Gedanken zu gewinnen. —

Auf diesem Gebiete, welchem ich in letzter Zeit mit vielen Arbeiten näher getreten bin, denke ich in Dachau viel Anregendes zu finden, an einem Platze, wo schon Dill und Hölzel das geworden sind, was sie der deutschen Kunst bedeuten. — Es steckt nach meiner Überzeugung und Einsicht eine starke

Schule in dieser Dachauer Kunst. Und wenn sie auch auf Widerspruch stößt, sie ist stark genug, sich zu behaupten.

Selbstverständlich halte ich bei allen Bestrebungen an dem Eigenen fest. Denn ich fühle wohl, daß ich stark zu den farbigen Problemen hinneige.

Als Lehrer für junge Architekten halte ich es für eine segensreiche Aufgabe, diese über die Gesetze der Form, der Farbe, der Flächenkomposition und der im Raum wirkenden Gesetze aufzuklären und zu unterweisen. Denn der Beruf des Architekten ist nicht allein der eines Konstrukteurs. Der künstlerische Konstrukteur wird hier die größten Erfolge haben. —

Auch das Kunstgewerbliche ist von einem neuen Geist erfaßt. Die technische Hochschule darf sich diesem Geiste nicht verschließen. Der Architekt muß ein schaffender, in Form und Farbe denkender Künstler werden. Nur so wird er imstande sein, ein Werk aus einem Guß zu erschaffen. — In erster Reihe gehört es dazu, daß er damit beginnt, eine Summe von künstlerischen Erkenntnissen aus der Natur gewinnen zu lernen. Dann erst wird er imstande sein, ein selbständig schaffender Künstler zu werden.

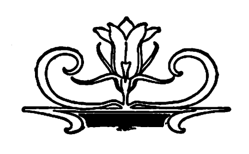
Die alte Stadt Danzig ist mir künstlerisch eine reiche Quelle geworden an schönsten malerischen Objekten. Das alte Uphagen-Haus in der Langgasse enthält einen reichen Schatz feiner farbiger Interieurs. Aus diesem Haus, einem alten Patrizierhaus aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, als Fideikommiß völlig intakt erhalten, ist auch das von dem Türmer reproduzierte Hauptblatt. Es bringt den Lustre auf der sehr stark farbigen roten Seide in mehreren Dreiklängen zum Ausdruck. Dieses Bild gehört dem Museum in Danzig. —

Aber auch die alte, ehrwürdige Marienkirche mit ihren wunderbaren Stimmungen ist unvergleichlich fein und interessant.

Endlich hoffe ich den Straßenmotiven, der Weichselniederung mit ihrem holländischen Typus und den Gestaden des dunkelfarbigen Meeres noch manchen Stoff abgewinnen zu können."

A. v. Brandis darf zuversichtlich die Erfüllung seiner Hoffnungen erwarten. Er steht jetzt auf der Höhe des Lebens, in der Vollkraft des Schaffens. Wer damit ein so jugendlich freudiges Streben verbindet, wer sich gleich ihm nie mit dem Erreichten begnügt, niemals bequem vom bereits Erreichten zehrt, sondern derartig immer strebend sich bemüht, der gelangt ans hochgesteckte Ziel.

Für unsere Leser will ich noch bemerken, daß die beiden Interieurs „Aus dem Uptagen-Haus" und „Auf der Diele" als große farbige Lithographien im Verlage Troitzsch, Berlin, erschienen sind. Sie bilden gerahmt einen herrlichen Zimmerschmuck. St.



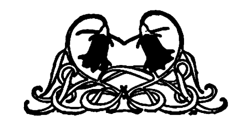
Sternlein

(Johanna Beckmann)

Ich habe vor einem Jahre (IX, 1. Band S. 435 f.) die Türmerleser auf Johanna Beckmann, als eine ganz eigenartige Künstlerin der Silhouettenschneiderei, hingewiesen. Nun ist in diesem Jahre von ihr im Verlage von Martin Warneck in Berlin ein neues Buch erschienen, „Sternlein", das einen weiteren künstlerischen Fortschritt bedeutet. Noch grundsätzlicher als früher hat die Künstlerin die Kleinwelt der Natur als das ihrer Kunst zugehörige Gebiet erkannt. Mit einer ungemein glücklichen Herzenseinfalt wird sie eins mit den kleinen Lebewesen ihrer Phantasie, und wie das spannhohe Wichtelmännlein und Wichtelweiblein gewinnt sie für Gräser und Laubwerk den Blick von unten, so daß ihr die Formen immer mehr in Luft- und Bewegungsfreiheit erscheinen. Je stärker sie sich so in die Vorstellung aus der körperlichen Kleinheit heraus eingelebt hat, um so logischer wird dann die Bedeutung, die bereits an sich kleines Getier bekommt; Krähen, Elstern, Wachteln sind dann schon große Tiere. Ein Apfel erscheint tatsächlich als eine Fülle von Nahrung, und man kann sich vorstellen, daß ein solches Lebewesen bei Meisen, Spinnen und Bienen Arbeit sucht.

Unseren Lesern bietet das vorliegende Heft Gelegenheit, sich in eine Folge Beckmannscher Bilder zu versenken und — wie ich nicht zweifle — zu verlieben.

Die Fülle von Naturbeobachtung ist erstaunlich. Die Haltung der Blumen und Gräser ist, soweit meine Kenntnis reicht, nirgendwo in diesem Maße beobachtet worden. Für die Darstellung des Fluges von Schmetterlingen zum Beispiel, die mannigfache Vogelhaltung, muß man schon zu den Japanern gehen, um Gleichwertiges zu finden. Aber ich möchte mit diesem Worte auch nicht zum leisesten andeuten, daß hier irgend etwas aus der Fremde gelernt sei. Nein, das ist eine Kunst, die überhaupt nur auf deutschem Boden wachsen kann; dieses völlige Aufgehen im Kleinreich der Natur, das durchaus nicht — wie jene japanische Kunst — auf Schärfe der Beobachtung, sondern in der liebevollen Versenkung die Quelle hat. Es ersteht auch aus dem Texte der halb märchenhaften Geschichtchen, die in diesem Bande vereinigt sind, ein Menschenkind vor uns, bei dem eine Weltanschauung lebendig geblieben ist, wie sie nur das Märchen kennt. Stern, Blume, Getier, Himmel und Erde, alles ist eine große Einheit. Und diese ganze Welt ist berufen zum Glück. Freilich ein Glück, das sich jeder selber schafft, dadurch, daß er findet, was ihm Pflicht ist, und daß er diese erfüllt. Weiß Gott, diese einfachen kindlichen, aber nirgendwo kindischen, wenn auch oft glücklich einfältigen Märchen enthalten die gleiche Lebensweisheit wie der gewaltige Goethesche „Faust": daß die Erlösung, das Glücklichsein beruhe im steten Sichbemühen zum Guten. Das Buch gehört zu den schönsten Geschenkwerken bei allen möglichen Gelegenheiten für jung und alt. St.





Soziale Nöte im deutschen Musikleben

Von

Dr. Karl Storck

Der deutsche Dichter, der uns als Mensch und Mann am charakteristischsten und unvermischtesten den Dichterberuf verkörpert, Friedrich Schiller, hat in einem seiner schönsten Gedichte verkündet, daß der Poet bei der Teilung der Erde zu spät gekommen sei. Er hat dabei auch gleichzeitig gesagt, was diesen Poeten für den Verlust der Erde zu entschädigen vermag. „Willst du in meinem Himmel mit mir leben — so oft du kommst, er soll dir offen sein.“ Gewiß, ein herrliches Entgelt ist dieses Verweilenkönnen in der Welt der Schönheit, ist diese Kraft sich hineinzuträumen, sich hinaufzuheben in Welten, die unabhängig sind von den Gesetzen und Qualen der Erde. Traurig wäre es um uns bestellt, wenn diese Fähigkeit, um geistiger und seelischer Güter willen auf materielle Vorteile zu verzichten, aus unserem Volke und erst recht aus unserem Künstlertum schwände. Aber dieser Tatsache steht eine andere ebenso unleugbare gegenüber, daß auch der Poet auf Erden leben muß, daß auch er den Bedingungen des Materiellen unterworfen ist. Und des weiteren haben wir auch die Tatsache in der Geschichte der Kunst und der Künstler unendlich oft bestätigt, daß diese materiellen Verhältnisse von entscheidender Bedeutung für das geistige und künstlerische Schaffen eines Menschen geworden sind und es täglich werden.

Diese *soziale Frage im Leben der Künstler* ist allgemein bekannt. Das Wort von der Tragödie des Künstlers ist so geläufig wie das vom Künstlerelend; all die Abstufungen von dem verständnisinnigen Lächeln des reichen Mäcens bis zur entrüsteten Verachtung des Tugendwächters für alle Bohême; das Bestaunen riesiger Künstlereinnahmen auf der einen Seite, das Mißtrauen gegenüber der Stetigkeit der Lebenseinkünfte eines Künstlers; andererseits auch der tragische Konflikt, in den die künstlerische Natur sich fast immer gestellt sieht, wenn sie für den Broterwerb arbeiten

muß — ich sage, alle diese sozialen Erscheinungen im Leben unserer Künstler sind dem Allgemeinbewußtsein so vertraut geworden, daß sie kaum mehr näher beachtet werden.

Viel zu wenig bekannt ist es dagegen im breiten Publikum, daß die Musiker als Berufsstand einen schweren Daseinskampf führen. Nur wenn gelegentlich, wie jetzt eben in München, dadurch daß Musikerverbände zur Selbsthilfe greifen, um sich erträgliche Daseinsbedingungen zu erkämpfen, die „öffentliche Unterhaltung" oder das „Ansehen einer Stadt" „gefährdet" wird, pflegt die Öffentlichkeit ganz überrascht zu vernehmen, daß hier nicht alles so glänzend steht, wie allgemein angenommen wird. Während aber sonst den um anständige Daseinsbedingungen kämpfenden Berufskreisen allgemeines Mitgefühl entgegengebracht wird, ist hier alles „entrüstet". Und auf einmal besinnt sich dann der dickste Bierphilister, der in seinem ganzen Leben um aller Künste willen noch nicht eine einzige Maß Bier weniger getrunken hat, daß Beschäftigung mit Kunst ein „idealer" Beruf sei.

Die Notlage unserer Orchestermusiker, wo bei täglicher Beschäftigung selbst in hervorragenden Verbänden ein monatliches Einkommen von 150 bis 200 Mk. den oberen Durchschnitt darstellt, schreit geradezu zum Himmel. Wie es mit der ganzen Unterhaltungsmusik in den Lokalen nach ökonomischer und, eng damit verbunden, sittlicher Hinsicht bestellt ist, gehört zu den dunkelsten Nachtseiten unseres sozialen Lebens. Hier muß dringend Wandel geschaffen werden, und nach meiner festen Überzeugung ist das nur möglich, wenn sich in weitesten Kreisen des Volkes die Kenntnis dieser Zustände verbreitet, wonach dann die allgemeine Unterstützung jener Bestrebungen, die auf Besserung dieser Verhältnisse abzielen, nicht ausbleiben wird.

Der Türmer wird in einem der nächsten Hefte diese Frage eingehender beleuchten. Heute kommt es mir darauf an, zu zeigen, wie das Gesamtbild unseres Musiklebens von solchen sozialen Mächten beeinflußt wird. Damit wird sich dann gleichzeitig ergeben, wie traurig es eigentlich auch dort aussieht, wo die Öffentlichkeit den höchsten Glanz vermutet.

Es herrschte in diesem Winter in den Fachkreisen allenthalben die Empfindung, als ob die Hochflut der öffentlichen Musikmacherei, mit der wir seit einem Jahrzehnt in steigendem Maße überschwemmt worden sind, am Abebben sei oder doch nicht zugenommen habe. Vielleicht hat das die Tatsache bewirkt, daß sich noch nie so offen gezeigt hat, wie sehr unser ganzes Konzertwesen einem industriellen Spekulantentum verfallen ist. Jedenfalls ist es Pflicht, die weitesten Kreise über diese Verhältnisse aufzuklären und so zahlreiche Menschen gegen eine systematische Ausbeutung zu schützen. Daß damit gleichzeitig die Gesundung unserer öffentlichen Musikverhältnisse gefördert wird, ist der zweite Gewinn.

Es ist noch nicht lange her, daß jeder Virtuose allein den Kampf mit der Welt aufnahm. Was ihm an Hilfe zuteil werden konnte, lag bei den Konzertverbänden der einzelnen Städte, die den Künstler zur Mitwirkung heranzogen, lag andererseits in der Vorbereitung von Konzerten

durch Musikalienhandlungen oder durch ein besonderes Komitee, das den Verkauf der Karten, die Besorgung des Saales usw. in die Hand nahm. Die letztere entspricht der ältesten zur Zeit unserer Klassiker allgemein üblichen Weise der Veröffentlichung von Werken auf dem Wege der Subskription. Diese Art kann leicht etwas unangenehm Gönnerhaftes bekommen, scheint mir aber auch heute noch der sicherste Weg, auf dem man dazu gelangen könnte, an kleinen Orten, in Landstädtchen u. dgl. gute Konzerte zu ermöglichen und auf diese Weise jene Dezentralisation unseres Musiklebens herbeizuführen, die eine der wichtigsten künstlerisch-sozialen Aufgaben unserer Zeit darstellt.

Die Steigerung der Verkehrsmittel hat dann auf seiten der Virtuosen eine Tätigkeit ermöglicht, an die man früher gar nicht denken konnte. Bei den damaligen Fahrten mit den Postwagen, den vielen damit verbundenen Zufälligkeiten war eine Konzerttournee im heutigen Sinne ganz ausgeschlossen. Man mag auch die höchsten Tätigkeitsentwicklungen eines Liszt heranziehen, so bleiben sie noch unabsehbar zurück hinter einem Verhältnis, wie es sich z. B. zu Beginn dieser Saison für den verstorbenen Alfred Reisenauer offenbarte, bei dem sich in einer genaueren Prüfung ergab, daß er von Ende September bis Mitte April keinen Tag mehr freihatte. Wohin wir in dieser Hinsicht noch kommen können, bezeugt die in diesen Tagen aus einer sächsischen Stadt gemeldete Tatsache, daß eine sehr beliebte Sängerin — hier war es allerdings eine Brettldiva — mit Hilfe des Automobils am gleichen Tage an fünf verschiedenen Stellen aufgetreten ist. Hier hätten wir also einen Industrialismus der Künstler, für den sich viel zahlreichere Beispiele aufbringen ließen, als man wohl im allgemeinen glauben möchte. Wir haben sehr viele Opernkräfte, selbst an ersten Instituten, oder auch gerade die, die jeden freien Spieltag zu irgendeiner Gastspielreise oder einem Auftreten in Konzert oder Privatgesellschaften benutzen, wie überhaupt das Auftreten in Privatgesellschaften für viele hervorragende Künstler eine Haupterwerbsquelle bedeutet. Wie schädlich diese Überspannung der Kräfte wirken muß, mag man sich leicht sagen, wenn man bedenkt, daß dieses Auftreten in Privathäusern doch erst gegen Mitternacht erfolgen kann, nach Abschluß des eigentlichen Berufsdienstes. Die Nervenüberreizung so vieler heutiger Künstler, der rasche Stimmenverbrauch hat in dieser übertriebenen Ausnützung der Kräfte oft die stärkste Ursache. Über diesen kapitalistischen Zug in unserer Künstlerwelt hat schon vor einigen Jahren Eugen d'Albert bewegliche Klage geführt, wozu er, der das Beispiel einer sehr strengen Selbstzucht und eines freiwillig geleisteten Verzichtes auf sichere Einnahmen zugunsten der ihm höher erscheinenden produktiven Tätigkeit gibt, vollauf das Recht hat. Er beklagte diese Entwicklung hauptsächlich im Interesse der künstlerischen Jugend, die nicht rasch genug herauskommen könne und es zumeist an der nötigen Ausbildung fehlen lasse. Wieviel Elend das in geistiger, aber auch in kunsttechnischer Hinsicht (rascher Stimmenverbrauch z. B.) hat, ist kaum abzusehen.

Aber den stark kapitalistisch-industriellen Zug hat unser Konzertleben doch mehr durch die nichtkünstlerischen Kräfte erhalten. Hier wird die „Teilung der Erde", wie sie Schiller kündete, „fruchtbar" gemacht. Der Künstler wurde offiziell als der in allen praktischen Lebensfragen unzulängliche Mensch genommen, und die Praktiker des Lebens traten nun an ihn heran, um ihm die „Sorge" dafür abzunehmen, auf daß er lediglich seiner künstlerischen Tätigkeit leben könne. Auf diese Weise hat sich das Konzertagentenwesen entwickelt. Ein übernervöser, außerordentlich reizbarer und aus innerer Notwendigkeit zu hastiger Tätigkeit gelangter Künstler wie Bülow gewann einen Sekretär, der für ihn alles Geschäftliche besorgte. Dazu gehört nicht bloß das Pekuniäre, sondern auch viel mit dem Künstlerischen in enger Berührung Stehendes. Zum Beispiel Besorgung eines guten Saales, eines guten Instrumentes, Überprüfung der Programme wegen Zusammenfalls gleicher Stücke, dann natürlich genaue Überwachung wegen der Zeit u. dgl. m. Aus dem vorzüglichen Sekretär und Geschäftsverwalter Bülows, Hermann Wolff, ist die erste weltumspannende Konzertagentur geworden. Aus dem untergeordneten Gehilfen eines Künstlers hat sich eine unser Konzertleben in kaum zu ahnender Weise beherrschende Macht entwickelt, bei der die Künstler Hilfe suchen. Ich will hier im einzelnen keine Beschuldigungen erheben. (In der „Deutschen Musiker-Zeitung" 1908, Nr. 8, ist ein scharfer Angriff zu lesen.) Es geht die Legende, daß Hermann Wolff Anfängern das Auftreten im Konzertsaal sogar abgeraten habe; ob mit Erfolg, ist eine andere Frage. Tatsache ist, daß durch diese Konzertdirektion ein Konzertbetrieb organisiert worden ist, der es fertig gebracht hat, daß an jedem Abend so und so viele Solistenkonzerte stattfinden, für die die Öffentlichkeit überhaupt gar keine Teilnahme haben kann. Tatsache ist, daß das Konzert — zumeist die Konzerte — in Berlin den Musikbeflissenen als Notwendigkeit dargestellt werden, so daß die Künstler diese Konzerte mit dem ganz festen Bewußtsein unternehmen, daß dieses Konzert eine größere, vom Konzertgeber allein aufzubringende Summe verschlingen würde (mindestens 400 Mk., für Konzerte mit Orchester wenigstens 2000 Mk.); daß dieses Konzert lediglich den Zweck haben sollte, Kritik zu bekommen. Das Geschäft war so lukrativ — man hat öffentlich den jährlichen Reingewinn der Konzertdirektion Wolff auf 200 000 Mk. beziffert —, daß noch zahlreiche andere Konzertdirektionen entstanden.

Welche Macht besitzt die Konzertdirektion und wie nützt sie diese aus?

Der oben erwähnte Aufsatz der „Deutschen Musiker-Zeitung" beantwortet die Frage in folgenden Sätzen, zu deren Verständnis vorauszuschicken ist, daß das „Opfer" der Berliner Konzerte von der Konzertdirektion dadurch vergolten werden soll, daß sie dem ihr sich anvertrauenden Künstler Engagements in der Provinz in Aussicht stellt. „In erster Linie hat erwähnte Firma einen großen Abnehmerkreis ihrer Künstler in den Konzertvorständen, die lediglich aus Bequemlichkeit und Gewohnheit ihren Bedarf an genannter Stelle zu decken pflegen, wie sie selbst gelegentlich der Tonkünstler-

versammlungen zu wiederholten Malen verlauten ließen. Ferner erfährt der Künstler niemals etwas von schwebenden Engagements, sondern stets erst die vollendete Tatsache. Er ist also völlig der Willkür der Leiter dieses Hauses preisgegeben. Daraus ergibt sich, daß das Engagement eines Künstlers hinfällig werden kann, sobald dieser die Unlust oder den Zorn der Machthaber erweckt hat, ohne daß ihr Klient jemals erfährt, wer ihn als Solist gewünscht, aber nicht erhalten hat. Das ist die furchtbare Geißel, die diese ‚Vertreter der Interessen' schwingen, und der sich das Künstlertum beugen muß, ob es will oder nicht. Und das in unserem Zeitalter des Fortschrittes!"

Natürlich herrscht in weiten Künstlerkreisen heftige Erbitterung über diese kostspielige „Vertretung ihrer Interessen". „Aber die Angst um die Zukunft, das Bestreben, jeden Eklat zu vermeiden, um nicht den Zorn des Machthabers zu entfachen und damit die eigene Existenz aufs Spiel zu setzen, hindert die Mehrzahl der Künstler, ihrer Unzufriedenheit Ausdruck zu verleihen. Die Wenigen, die sich an der Sonne der Gnade wärmen und ihre Taschen füllen, sind zu zählen. Alle anderen leben in einer ihrer und unseres Zeitalters unwürdigen Knechtschaft und ziehen durch ihr Beispiel ein Proletariat groß, das die Konzertsäle überflutet und das Interesse für derartige Veranstaltungen bei dem zahlenden Publikum auf Jahre und Zeiten hinaus lahmlegt. Leider fehlt den Künstlern aus obigen Gründen der Mut, diesen Zuständen energisch zu Leibe zu gehen. Selbst das Philharmonische Orchester, das sich eine freie Genossenschaft mit eigener Verwaltung nennt, ist unfrei und zaghaft, weil es von der Gnade des Hauses Wolff abzuhängen meint. Und das ist der Kardinalfehler bei allen denen, die sich lossagen könnten, deren Ruf so bedeutend ist, daß ihnen von allen Seiten Engagementsanträge in Hülle und Fülle zugehen würden. Sie bleiben aus Bequemlichkeit bei der alten Institution und unterstützen damit das despotische Regime."

In der Tat ist der Umstand, daß die „berühmten" Künstler großen Nutzen von den Konzertdirektionen haben, die schwerste Hemmung gegen die Besserung der Lage. Für eine solche erscheint als der natürlichste Weg der Zusammenschluß der Künstler zu einem Zweckverband. „Unsere deutschen konzertierenden Künstler müßten es als Ehrensache betrachten, Front zu machen gegen dieses System, das Not, Verzweiflung und Elend über viele ihrer Berufsgenossen gebracht hat, und sich einmütig zusammenschließen zu einem Schutz- und Trutzbündnis gegen alle Widerwärtigkeiten ihres Berufes. Die Gründung einer Art Genossenschaft konzertierender Künstler, verbunden mit einer Pensionsanstalt und Zentralstelle für Engagementsvermittelung ist der Weg, der zur Freiheit und zum Erfolg führt.

Die Künstler sollten zusammentreten und aus ihrer Mitte eine Kommission wählen. Es würden sich gewiß juristische und kaufmännische Autoritäten bereit finden lassen, die Künstler in ihren Bestrebungen zu unterstützen. Es dürfte nicht schwer fallen, auch die Konzertvorstände als Mitglieder

dieser Genossenschaft zu gewinnen, wenn die Leitung des Unternehmens ihnen die Garantie bieten kann, in jeder Weise ihren Wünschen entgegenzukommen und ihren Ansprüchen zu genügen. Alle großen Korporationen, Orchester- und Chorvereinigungen von Ruf würden sicher nach und nach dieser Genossenschaft beitreten. Um schließlich der Überproduktion in den Konzertsälen energisch steuern zu können, würden sich im Lauf der Zeit auch Mittel und Wege finden lassen."

Da es den deutschen Komponisten gelungen ist, aller Gegnerschaft zum Trotz die „Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht" durchzusetzen, braucht auch die Hoffnung auf einen Zusammenschluß der reproduzierenden Künstler nicht bloß ein schöner Traum zu bleiben.

Inzwischen aber bringen die allgemeinen Verhältnisse in den Gesamtzuständen wichtige Verschiebungen zuwege.

Durch die Betriebsamkeit der Konzertdirektionen ist die Zahl der Konzerte in so außerordentlichem Maße gewachsen, daß die Bauspekulation auf diesem Gebiete einsetzte. Allerorten sind neue Konzertsäle entstanden; Berlin allein hat seit 1900 sieben neue Konzertsäle erhalten.

Vielleicht, daß damit der Umschwung bereits eingetreten ist. Die großen Programmbogen, die die Konzertdirektion Wolff allwöchentlich ausgibt, wiesen früher den ganzen Winter hindurch kaum Lücken auf. Heute ist es bereits anders geworden. Es gibt jetzt eine Konkurrenz der Konzertdirektionen, die zwei Richtungen annehmen kann: das Abjagen anerkannter Kräfte und die billigere Arbeit für Anfänger. Desgleichen gibt es eine Konkurrenz der Säle. Von diesem Wandel der Dinge müßten eigentlich die Konzertgeber den Gewinn haben. Aber nun stellt sich das ein, was längst hätte kommen müssen: es streikt die Kritik. Das Publikum streikt schon lange. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Konzertdirektionen vielfach die größten Schwierigkeiten haben, um die Freibillets anzubringen.

Viel folgenschwerer ist der Streik der Kritik. So unangenehm es einem Künstler sein mag, vor leeren Bänken zu spielen — mit Einnahmen pflegt er ja aber für sein Konzert so wie so nicht zu rechnen —, wenn nur die Kritik nicht versagt. Erhielt er diese kritische Stimme, so war also eigentlich der Zweck seines Auftretens erfüllt. Ich habe diese Einstellung der Kritik seit Jahren bekämpft. Es kann keinesfalls Aufgabe der Kritik sein, Künstlern Zeugnisse zu geben. Der Kritiker steht nicht in Diensten der Künstler, sondern der Kunst. Er ist Kulturwärter; er hat die doppelte Aufgabe: das Volk zur Kunst hinaufzuleiten und die Kunst zum Volke zu bringen. Aus diesem Verhältnis zum Volke ergibt sich sein Verhältnis zur Tätigkeit des Künstlers. Er hat diese künstlerische Tätigkeit einzuschätzen nach den ihr innewohnenden Kultur- und Kunstwerten. Stellt er sich auf diesen Standpunkt zu den Erscheinungen unseres Musiklebens, so fallen vier Fünftel aller Solistenkonzerte außerhalb des Bereichs des zu Besprechenden. Denn hier hat bereits der Rahmen des Ganzen die höchste Bedeutung.

Schon die Tatsache, daß zu viele Konzerte sind, verpflichtet den Kritiker, die nach diesem Stand überflüssigen überhaupt nicht zu beachten.

Jahrelang hat der größte Teil der Berliner Musikkritik im Gegensatz zu dieser natürlichen Pflicht ihre Stellung als Referententum aufgefaßt: Man erstattete Bericht über alles, was geschah. Jetzt endlich hat die wachsende Zahl der Konzertsäle, das Auseinanderliegen derselben es mit sich gebracht, daß auch jenen Zeitungen, die über zwei, ja drei Kritiker verfügen, die Berichterstattung über alle Ereignisse unmöglich geworden ist. Es hat natürlich auch diese Seite journalistischer Tätigkeit einen finanziellen Untergrund. Auch die Zeitungen sind von industriellen Erwägungen abhängig. Wenn der Stoff und die Anzeigen den Aufwand an Papier und an Honoraren für die journalistische Arbeit nicht mehr lohnen, erfolgt hier ganz von selbst die Einschränkung. Sobald man aber nur erst die Berechtigung des Grundsatzes der Auswahl anerkannt hat, beginnt jene Einstellung der Kritik, auf der die künstlerische Stellungnahme genommen werden muß. Es wird eben nur das Wichtige besprochen. Im gleichen Augenblick fällt der Hauptreiz für jene vielen Konzertgeber weg, die nur Kritikstimmen sammeln wollen, um auf Grund derselben anderwärts eine Tätigkeit zu suchen. Ich meine, wir ständen da gerade im Übergang dieser Entwicklung. Sie wird sicher noch beschleunigt werden, wenn der „Musikpädagogische Verband" erst erreicht hat, daß auf einem anderen Wege als dem des öffentlichen Auftretens im Konzert ein allgemein anzuerkennender Befähigungsnachweis für die pädagogische Musiktätigkeit erbracht werden kann.

Die Entlastung unseres Konzertlebens ist die erste Notwendigkeit; der Zusammenschluß der die Virtuosenlaufbahn ergreifenden Künstler muß danach mit allen Kräften erstrebt werden. Denn nur so ist eine Gesundung der ganz verfahrenen sozialen Musikverhältnisse möglich, und nur auf der gesunden sozialen Grundlage kann sich ein gesundes öffentliches Kunstleben entwickeln.



Zum Fall Weingartner

Die Tatsachen sind aus der Tagespresse allgemein bekannt. Felix Weingartner, der Leiter der Sinfoniekonzerte der Berliner königlichen Kapelle, ist als Direktor an die Wiener Hofoper berufen worden. Man gab ihn in Berlin vor Ablauf seines Kontraktes frei unter der Bedingung, daß er die letzten Konzerte dieses Winters noch dirigiere. Weingartner hat ein an sich belangloses Vorkommnis benutzt, um sich der letzten Verpflichtung zu entziehen; der Berliner Intendant hat darauf die Klage wegen Kontraktbruches erhoben.

Es kann dahingestellt bleiben, ob Weingartner oder der Berliner Intendant von Hülsen mit seiner Darstellung im Rechte ist. Die Entscheidung wird sich hier an rein juristische Auslegungen von Kleinigkeiten halten, die wesentlich formaler Natur sind, und nichts daran ändern, daß hier an unserer künstlerischen Kultur, an der Ethik unseres öffentlichen Kunstlebens schwer gefehlt wird. Und zwar von beiden Seiten, zweifellos zumeist aber von Weingartner. Es ist durch zu viele öffentliche Fälle belegt, als daß es nicht auch dem Nichteingeweihten bekannt sein sollte, daß das „preußische System" nicht danach angetan ist, den im preußischen Staats- oder Hofdienst beschäftigten Künstlern ihre Stellung angenehm zu machen. Geld wird in Preußen heute genug verdient, aber Freude blüht hier den Künstlern, und vorab den eigenartigen und selbständigen nur wenig. Das erste Geheimnis der Kunstpolitik ist, daß mit Künstlern nichts zu machen ist, wenn man sie als Beamte behandeln will, daß vor allem auch jene Künstler nicht die besten sind, die gute Beamte werden.

Doch, wie gesagt, das ist System, und man kann einem Intendanten, der danach handelt, nie den Vorwurf machen, daß er seine Stelle — wie sie nun einmal aufgefaßt wird — nicht gut erfülle, sondern nur feststellen, daß sein Wirken für unser Kunstleben wenig ersprießlich werden wird.

Aber die Auffassung der Regierenden und des Volkes ist, erst recht auf künstlerischem Gebiete, in Preußen längst nicht mehr die gleiche. Und wenn in der jetzigen Art weiter gewirtschaftet wird, muß die Gegensätzlichkeit bald viel folgenschwerer werden, als es bislang geschehen ist. Immerhin ist gerade auf musikalischem Gebiete in den letzten Jahren vom Volksgeschmack manches durchgesetzt worden. Nicht zuletzt haben durch die starke Betonung dieser öffentlichen Meinung einige bedeutende Dirigenten eine so starke Stellung erhalten, daß sie in früher unerhörter Weise das gesamte Musikleben beeinflussen können. Daraus erwächst aber doch zweifellos für solche Künstler eine Verpflichtung gegenüber dem Volke, gegenüber unserem ganzen Kunstleben.

Hier liegt für mein Gefühl das schwere Unrecht Weingartners. Denn die Gründe, die er dafür angibt, daß er der doch wirklich nur noch geringen Verpflichtung, die letzten Konzerte dieses Winters zu dirigieren, sich entzogen hat, zeigen, daß er mit Begier nach einer Gelegenheit griff, ein Verhältnis zu lösen, das durch mehr als anderthalb Jahrzehnte geradezu einen Kulturwert darstellte. Wenn unsere großen Dirigenten es nicht begreifen lernen, daß sie die festen Punkte in der wild bewegten Flucht der Erscheinungen unseres Musiklebens darstellen müssen, so sind wir überhaupt dem Sturme des vorüberziehenden Virtuosentums preisgegeben.

Der Dirigent ist geradezu die Personifikation eines Orchesters. Dieses Orchester stellt seinerseits den Brennpunkt der musikalischen Kräfte einer Stadt dar. Er ist jener musikalische Faktor, der bei allem großen musikalischen Reproduzieren Grund und Stütze ist. Es hat Jahrhunderte deutscher Musikkultur gebraucht, bis der Dirigent endlich jene überragende Stellung im Musikleben gewonnen hat, die er als der geistige und seelische Wiedererzeuger, Wiederschöpfer des Kunstwerks verdient. So erhält der Dirigent im Herzen des musikempfänglichen Publikums eine Stellung von einer Größe und Bedeutung, wie sie auch der hervorragendste Solist, ob Sänger oder Instrumentalist, niemals erhalten kann. Denn der Dirigent wird uns der Verkünder des Größten und Stärksten in der Musik.

Ich verhehle mir nicht, wieviel bei alledem Mode ist, wenn heute am

Schluß einer Opernvorstellung, zumal eines der großen Musikdramen, fast stürmischer nach dem Dirigenten gerufen wird als nach den Sängern. Aber ein ungeheurer Wandel offenbart sich in dieser Tatsache gegenüber früher, wo der Dirigent als Generalbaßspieler an seinem Klavizimbel saß und keine andere Aufgabe hatte, als dafür zu sorgen, daß den Herrschaften droben auf der Bühne keine unliebsame Störung in ihren Launen bereitet wurde.

Aber aus dieser Vorrechtsstellung des Dirigenten erwachsen Pflichten. Pflichten nicht nur gegen die Kunst, sondern vor allen Dingen auch gegen das Publikum. Wir sprechen so gern in aller Kunst von der „Gemeinde", die der Künstler habe. Nun, wenn jeder bedeutende Künstler, der etwas Eigenes, etwas Neuartiges durchsetzen will, mit der Hilfe einer solchen Gemeinde rechnen muß, so darf er umgekehrt auch diese Gemeinde nicht im Stich lassen. Weingartner hat in den ersten Jahren, in denen er an der Spitze dieser Konzerte stand, eine schwere Stellung gehabt. Er hat aber bald eine Gefolgschaft gefunden, die mit ihm durchhielt, mit ihm noch viel weiter durchgehalten hätte, als er selber nachher gegangen ist. Seit Jahren stand diese große Gemeinde in ruhiger sicherer Haltung um ihn. Die von ihm geleiteten Konzerte waren für diese Tausende die höchste musikalische Offenbarung. Daß er dieses ganze Verhältnis löste, um den größeren Wirkungskreis an der Wiener Hofoper zu übernehmen, kann ihm niemand verargen. Daß er aber den geringsten Anlaß willkommen heißt, um Verpflichtungen, die ihm jetzt äußerlich unbequem sein mögen, weil sie eine kleine störende Unterbrechung seines Wiener Lebens bedingen, abzuschütteln, das ist nicht nur undankbar gegenüber der Hörerschaft, die ihm seit Jahren Treue gehalten, sondern auch im höchsten Grade unbedacht gehandelt an dem Ansehen des Künstlerstandes. Denn wir wollen hier Männer haben. Wir sind so gewohnt, von Künstlerlaunen, von der Unzuverlässigkeit und dem Übermut von Künstlern zu hören, daß uns doppelt not tun jene Männer, die Beispiele treuer Zuverlässigkeit und fester Pflichterfüllung sind. Wir sehen allenthalben eine unwürdige Sucht nach Gewinn, eine nervöse Hast, daß wir um so mehr jener Künstlererscheinungen bedürfen, bei denen wir das Gefühl haben, daß sie Opfer zu bringen imstande sind für ihren Beruf. Zweifellos lag darin der höchste ethische Wert der Erscheinung des verstorbenen Joseph Joachim, daß er als ein Ruhepunkt wirkte in der gesamten Hast unseres heutigen Musiklebens. Solchen Männern glaubt man, daß sie der Kunst dienen, daß sie die Kunst suchen und nicht sich selbst und ihren Vorteil.

Aus diesen Gründen ist mir der Fall Weingartner im höchsten Maße bedauerlich. Seit Jahren sehen wir in bedenklichem Maße den Geist des Virtuosentums bei unseren Dirigenten mächtig werden. Primadonnenhonorare, Primadonnengastspiele, Primadonnenkultus, Primadonnenlaunen; natürlich auch Primadonnenkünste und Primadonnenkomödie. Es wird wohl kein deutscher Dirigent im Ernst behaupten wollen, daß diese Primadonnengewohnheiten jemals ein Glück gewesen sind für die Musik. Ebensowenig wird er bestreiten, daß sie einen Schaden, ja einen Schandfleck darstellen in unserem künstlerischen Kulturleben. Darum ist es weiter nicht schlimm, wenn einer dieser Solisten sich launenhaft, selbstsüchtig oder dumm benimmt. Ganz anders liegt der Fall, wenn die geistigen und seelischen Leiter unseres großen öffentlichen Musiklebens ihre hohe Lebens- und Berufsstellung nicht mehr echt künstlerisch und echt männlich zu erfassen vermögen. Wo sollen wir hinkommen, wenn die Leiter, denen

jene Hunderte gehorchen müssen, nicht mehr in sich selbst das vornehmste Gesetz fühlen, daß nur der befehlen und führen darf, der selber unbedingt der Pflicht gehorcht und niemals sich selbst sucht, sondern die Sache, um derentwillen er ja die Führung über die vielen überkommen hat!

Karl Storck



Originalität und Kulturwert

Ursprünglichkeit ist heute die erste Forderung, die wir an den Künstler stellen. Wir sind sehr geneigt, das Goethesche Verlangen nach Persönlichkeit mit dieser Originalität gleichzustellen. Ich möchte nicht leugnen, daß jede wahre Persönlichkeit in gewissem Sinne „neu", also ursprünglich sein muß. Und für die absolute Einschätzung eines Künstlerwertes bleibt der Gehalt an Ursprünglichkeit ein sicherer Maßstab. Anders aber stellt sich die Beurteilung, wenn wir den Wert eines Künstlers für seine Zeit, für sein Volk zu erkennen streben; wenn wir das Kunstwerk nicht unbekümmert um die Umwelt, in der es steht, nur nach seinen rein künstlerischen, sondern auch nach seinen ethischen, seinen Volkstumskräften beurteilen. Es ist heute die Regel, für die Einschätzung eines Kunstwerkes lediglich den rein künstlerischen Maßstab anzulegen. Das ist nicht nur einseitig — da doch kein Kunstwerk für sich allein in der Welt steht — sondern unter Umständen geradezu frevelhaft vom Standpunkt des Volkswohls, der gesamten Kulturentwicklung.

Es sollte doch nachdenklich und vorsichtig stimmen, daß alle Zeitalter einer hohen Entwicklung der Gesamtkultur beim Künstler die Originalität nicht so hoch einschätzten, wie die Fähigkeit, einem Kulturbesitz den möglichst packenden, künstlerischen Ausdruck zu geben. Die griechischen Tragiker behandelten immer wieder dieselben mythischen Stoffe; die italienische Renaissancemalerei vererbte Typen und Gruppierung; ein Lope da Vega nahm gute Szenen, ja ganze Akte seiner Vorgänger in seine Dramen auf; Shakespeare machte große Anleihen; Händel führte förmlich Buch über günstiges Material, das er anderwärts angetroffen. Diese Großen werden darum nicht kleiner. Die Kunstgeschichte nimmt ja zeitweilig eine Rangumänderung vor. Auf den Kunstgenuß von uns Menschen von heute hat das keinen Einfluß; erst recht ändert es nichts an den Tatsachen der einstigen Wirkung auf das Volksganze. — —

Zu diesen Überlegungen regte mich die 100. Aufführung von Wilhelm Kienzls „Evangelimann" an, die vom königlichen Opernhaus durch eine Neueinstudierung gefeiert wurde. Vielleicht sind die Überlegungen etwas zu gewichtig für den Anlaß. Denn die genannten Großen hatten doch noch andere Werte einzusetzen als Kienzl, dessen eigener Ehrgeiz wohl kaum dahingeht, auf ferne Zukunftszeiten zu wirken. Aber immerhin: auch die Gerechtigkeit der Bewertung einer zeitgenössischen Erscheinung kann unter Umständen eine solche Einstellung aufs Allgemeine gebieten.

Im Mai 1895 erschien Kienzls „Evangelimann" zum erstenmal auf der Bühne. Und zwar in unserem königlichen Opernhaus, das nicht häufig die Wiege nachhaltiger Opernerfolge gewesen ist. Das sind also bald dreizehn Jahre. Die seit Richard Wagners Tod erschienenen Opern, die sich so lange auf der Bühne behauptet haben, sind an den Fingern abzuzählen: „Hänsel



und Gretel", „Cavalleria rusticana", „Bajazzi", Verdis „Falstaff" und ?. Das ist doch immerhin bei der Schnellebigkeit unserer Zeit eine beachtenswerte Lebenskraft, die nur in wirklichen Werten ihren Grund haben kann.

Der stärkste dieser Werte, derjenige, der auch geschichtliche Entwicklungsbedeutung hat, liegt in der Wahl des Stoffes.

Als „Schauspiel" bezeichnet der Verfasser sein Werk; er hätte es als „bürgerliches" Schauspiel, als Volksstück bezeichnen können. Es steht auf dem karg bebauten Felde, auf dem „Fidelio" und Cherubinis „Wasserträger" gewachsen sind. Weit ist dieses Gebiet vom üppig überwucherten Acker der naturalistischen Oper entfernt durch die Höhe des sittlichen Gehalts, durch die freudige Zuversicht auf die Kunstempfänglichkeit des Volkes, das Lieder auch dort entgegennimmt, wo sie „eingelegt" sind; das ein höheres Formgefühl bewährt gegenüber geschlossenen Szenen, sobald sie nur Lebensbilder sind. Hier ist vor allem das Kegelfest im ersten Akt ein solches, doppelt wertvoll, weil es unser Volk — nicht bei der Arbeit, sondern beim Vergnügen zeigt. Kienzls Oper steht hier auf einem Wege, der uns hoffentlich doch noch zu unserer Volksoper und auch zur komischen Oper führt.

Schwächer als die Dichtung, ist die Musik. Sie lebt zu sehr aus zweiter Hand, d. h. leider aus zweiten Händen. Das Stilgemisch ist schlimm, aber es ist — alles in allem — geschickt. Der naive Zuhörer jagt nicht nach Reminiszenzen. Er ist zufrieden, wenn er wahren und eindrucksvollen Ausdruck erhält. Den hat Kienzl erreicht, und so wird sich kein Unbefangener einem starken Ergriffensein bei Anhörung dieses Werkes entziehen können.



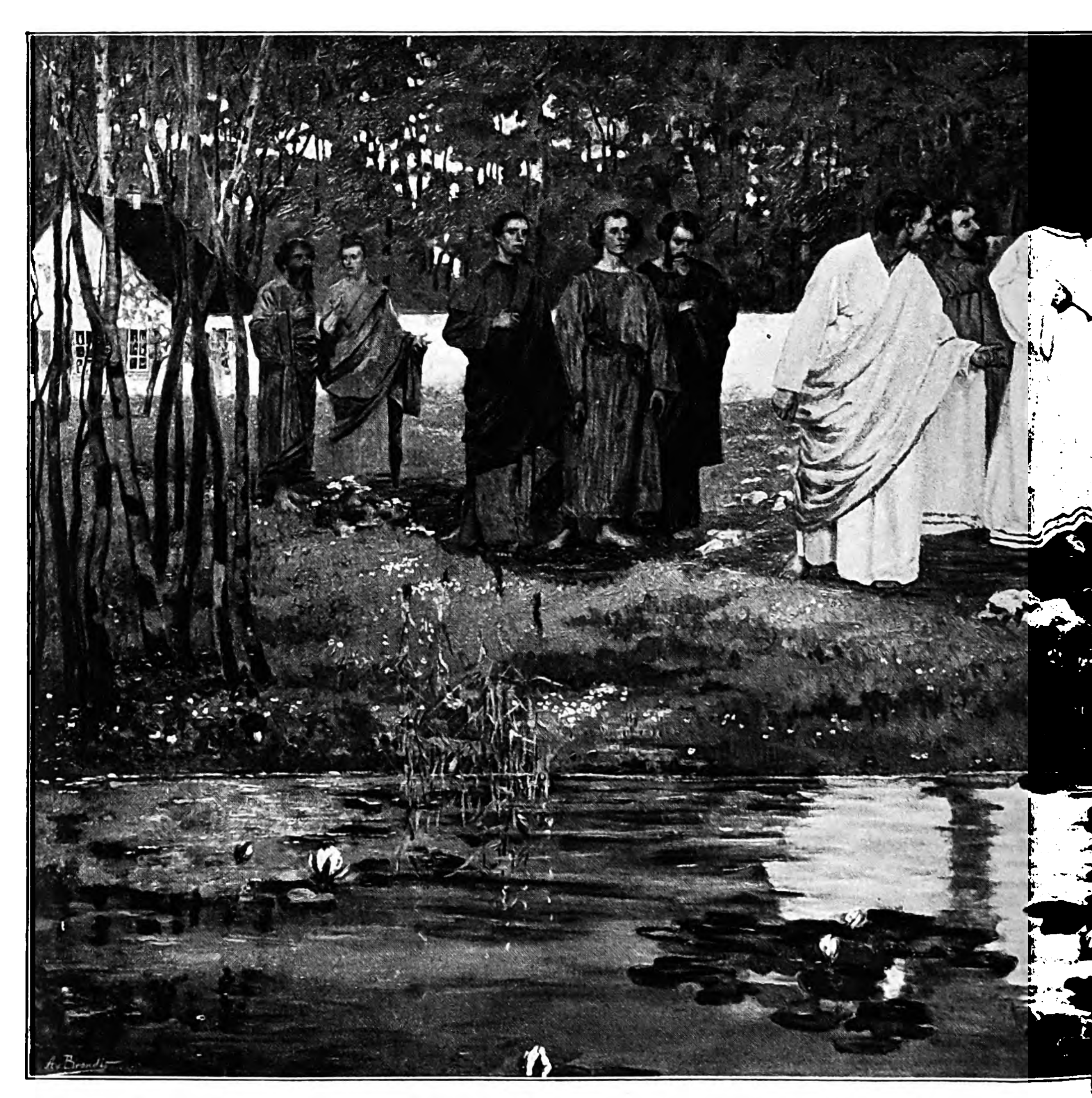
Zu unserer Notenbeilage

Der starke Andrang aktuellen Stoffes hat uns gezwungen, den eingehenden Aufsatz über Peter Cornelius' Musikdrama „Gunlöd", dem die heutige Notenbeilage entnommen ist, für die nächste Nummer zurückzustellen. Es sei schon jetzt auf diese Würdigung des bedeutenden Werkes, das bei einer Konzertaufführung in Düsseldorf zu Ende Februar helle Begeisterung geweckt hat, hingewiesen. Inzwischen wird dann auch die Bühnenaufführung am Stadttheater in Köln Gelegenheit bieten, das Werk auf seine Bühnenwirksamkeit zu prüfen.

Dringend gefl. Beachtung empfohlen!

Wiederholt werden Briefe und Sendungen für den Türmer an einzelne Mitglieder der Redaktion persönlich gerichtet. Daraus ergibt sich, daß solche Eingänge bei Abwesenheit des Adressaten uneröffnet liegen bleiben oder, falls eingeschrieben, zunächst überhaupt nicht ausgehändigt werden. Eine Verzögerung in der Erledigung der Eingänge ist in diesen Fällen unvermeidlich. Die geehrten Absender werden daher in ihrem eigenen Interesse freundlich und dringend ersucht, sämtliche Zuschriften und Sendungen, die auf Redaktionsangelegenheiten des Türmers Bezug nehmen, entweder „an den Herausgeber" oder „an die Redaktion des Türmers" (beide Bad Oeynhausen i. W., Kaiserstraße 6) zu richten.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Jesus mit Jüngern



A. v. Brandis



X. Jahrg. Mai 1908 Heft 8

Der größte Naturforscher Deutschlands im 19. Jahrhundert

Von

J. Reinke

No greater genius than Robert Mayer has appeared in our century. Some men, who now overshadow him, will be undoubtedly placed beneath him in the future history of science. (Kein größeres Genie ist in unserm Jahrhundert erschienen als Robert Mayer. Einige Leute, die ihn jetzt überschatten, werden unzweifelhaft unter ihn gestellt werden in der künftigen Geschichte der Wissenschaft.)
John Tyndall (1891).

Menschliche Größe ist einsam. Sie wird im Anfange selten verstanden. Die Menschen der Schablone blicken auf sie mit bäurischer Geringschätzung; klügere suchen sie im besten Falle mit dem Ellenbogen leise zur Seite zu schieben. Darum blieben Kummer und Leid den Propheten der Wahrheit selten erspart.

So war auch Julius Robert Mayers Leben in vieler Hinsicht ein Martyrium, wenn es ihm auch an köstlichem Sonnenschein nicht gefehlt hat. Sein Geist aber, sein Schaffen und Wirken erlebte in unsern Tagen, wo es ganz verstanden wurde, die höchsten Triumphe. Die Geschichte der Wissenschaft stellt Mayer in eine Reihe mit Archimedes, Galilei, Kepler und Newton.

Jakob Weyrauch hat sich ein großes literarisches Verdienst erworben durch seine ausgezeichnete kritische Ausgabe von Mayers sämtlichen Schriften, die zwei stattliche Bände füllen und von zahlreichen biographischen Notizen

durchsetzt sind. (I. Die Mechanik der Wärme, 3. Aufl., Stuttgart 1893, 464 S. II. Kleinere Schriften und Briefe, Stuttgart 1893. 502 S. Beide Bände sind im folgenden nach der Seitenzahl zitiert, die kl. Schr. mit einer vorgesetzten II.) Erst dadurch ist Mayers unvergleichliches Genie in seiner ganzen, auch seiner rein menschlichen Größe der Nachwelt und insbesondere dem deutschen Volke zugänglich geworden. Wer sie mit Sorgfalt und Hingebung gelesen, der wird W. v. Humboldts Wort auf sich anwenden dürfen: Wenn man einem reinen und wahrhaft großen Charakter lange zur Seite steht, geht's wie ein Hauch von ihm auf uns über.

Solch Geisteshauch weht aus den Schriften unserer großen Männer, er bildet ihr unvergängliches Erbteil. Aus Robert Mayers Schriften wird jeder, der sich mit Naturwissenschaften beschäftigt, eine Fülle reichster Belehrung und Anregung schöpfen. Seine Gedanken sind einfach und klar wie sein Stil; auch darin offenbart sich die Größe. Mir erschien es nützlich, dem kurzen Abriß des Lebens und Schaffens dieses Mannes eine Anzahl charakteristischer Aussprüche von ihm einzuflechten, weil durch sie der Leser am leichtesten in das Lebenselement Mayers eingeführt wird.

Der äußere Lebensgang Mayers war einfach; nur ein großes Ereignis, eine Weltreise, fällt auf die Grenze zwischen Jugend und Mannheit. Das innere Leben war um so verwickelter. Aus einem beneidenswert idyllischen Dasein erwuchsen die höchsten Triumphe siegreicher Geisteskraft, die, weil sie mit allzugroßer Feinheit des Empfindens gepaart waren, dadurch ein tragisches Verhängnis heraufbeschworen, das fast bis zur Vernichtung geführt hätte, wenn nicht rechtzeitig freundliche Mächte die schützenden Hände über den Helden gehalten hätten. So endete dies kostbare Leben unter einem verklärenden Glanze. —

Julius Robert Mayer ward geboren zu Heilbronn am 25. Nov. 1814, als dritter Sohn des Apothekers Christian Mayer daselbst; er lebte in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt und starb in ihren Mauern am 20. März 1878.

Des Knaben Leistungen auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt waren keineswegs glänzend. Er war ein Sonntagskind, dem Werktagsarbeit schon frühzeitig schwer fiel. Im späteren Leben hat er dafür römische und griechische Klassiker viel und gern gelesen. Obgleich Mayer von Anfang an Medizin studieren wollte, siedelte er doch vom Heilbronner Gymnasium auf das theologische Seminar nach Schönthal über, um dort mit seinem vertrautesten Jugendfreunde, Gustav Rümelin, dem späteren Kanzler der Universität Tübingen, zusammen sein zu können. Mayers Beurteilung im Unterricht durch die Lehrer erhob sich in Schönthal nicht über die in Heilbronn. Seine Begabung wurde als „ziemlich gut" eingeschätzt, der Fleiß als „gut", die Leistungen in Sprachen zwischen „gering" und „mittelmäßig"; nur in der Mathematik brachte er es schließlich auf „recht gut". Dagegen war Mayers Persönlichkeit nach Rümelins Aufzeichnungen gleich beliebt bei Lehrern wie bei Schülern. „Er gab sich stets ganz, wie er war, es

kam kein unwahres Wort aus seinem Munde; er hatte eine volle und freudige Anerkennung für fremde Vorzüge und trat niemandem zu nahe. Aber alles, was er sagte und tat, trug den Stempel der Originalität. Und da es an Witz und gutem Humor nicht fehlte, war seine Unterhaltung stets ergötzlich; an Zitaten und Sentenzen aus Bibel und Gesangbuch, aus Sprichwörtern, Dichtern und alten Autoren war er unerschöpflich und wußte sie anzubringen, wo sonst kein Mensch an sie gedacht hätte." (5.)

Auf der Universität widmete sich Mayer ausschließlich den medizinischen Fachstudien; daneben gab er sich mit Lust dem Studentenleben hin und war eifriges Mitglied des Korps Guestphalia, was ihm im Laufe der Studienzeit auch Händel mit den Behörden eintrug. Er promovierte 1838 mit einer Dissertation über das Santonin. Nachdem er sich noch eine Zeitlang in Paris zum Besuch der dortigen Kliniken aufgehalten hatte, trat er als Schiffsarzt in holländische Dienste und segelte Anfang 1840 mit dem Dreimaster „Java" nach Batavia ab.

Die Tagebuchblätter und Briefe, in denen Mayer über diese Reise berichtet, sind höchst anziehend geschrieben und jedem, der auf einer Schiffsreise die Tropen zu durchqueren gedenkt, zum vorherigen Lesen zu empfehlen; er wird viel Wertvolles daraus entnehmen trotz der Verschiedenheit einer Reise zu Segelschiff von der auf einem modernen Ozeandampfer. Uns interessiert in jenen Aufzeichnungen besonders, daß Mayer sich als „jeder Zoll ein Naturforscher" gibt. Es ist ein einziger Gedanke, der ihn in den einsamen Stunden durch die schier endlose Wasserwüste unablässig verfolgt und ihn nicht wieder losläßt: der Gedanke des griechischen Philosophen Demokrit, beziehungsweise Anaxagoras: „Aus nichts wird nichts" und sein Widerspiel: „Etwas Seiendes kann nicht in nichts zerfließen". Diese Gedanken sind gleichsam das geistige Fahrwasser, aus dem er nie wieder herauskommen sollte.

Als der Steuermann ihm erzählt, das Wasser sturmbewegter Wellen sei wärmer, als ruhiges Wasser, fragt Mayer: Woher kommt diese Erwärmung? Damit hatte er die große Frage seines wissenschaftlichen Lebens gestellt.

Dann kam die Wahrnehmung, daß das beim Aderlaß eines Matrosen einer Vene entströmende Blut unter dem Tropenhimmel auffallend hellrot gefärbt war, fast wie das einer Arterie. Mayer zog daraus den Schluß, wegen der größeren Wärme der Luft sei im Innern des Körpers eine geringere Oxydation durch Atmung ausreichend. Dies gab ihm Anlaß zu tiefem Nachdenken und weitgehenden Folgerungen. Obgleich das Schiff an der javanischen Küste vier Monate lag, spürte er kaum eine Versuchung, an Land zu gehen und dort Beobachtungen anzustellen; er blieb fast immer an Bord, um über sein „Naturprinzip" nachzudenken. Auch während der 121 Tage dauernden Rückfahrt spann er sich ganz in diese Betrachtungen ein. Schon darin zeigt sich, daß seine Begabung als Naturforscher mehr auf dem Gebiete der Theorie, der unmittelbaren gedanklichen Anschauung lag, als auf dem der Beobachtung und des Experiments.

So nahmen in der Einsamkeit der Schiffsreise die großen Probleme seines Lebens ihren Ursprung, die ihn zur Aufführung des gewaltigen Lehrgebäudes der Energetik geführt haben, das heute nicht nur die Physik, sondern alle Naturwissenschaften beherrscht. Es ward Mayer nicht leicht, sich nach diesen Monaten des Schwebens in den lichten Höhen der Ideen wieder dem Alltagsleben mit seiner Prosa zuzuwenden, und am 16. August 1841 klagt er in einem Briefe an seinen Freund Baur, die schönen Tage des ungestörten Studierens, des Schiffslebens seien vorüber; „dem Oberwundarzt, dem Praktiker muß ich gewaltsam Sinn und Zeit widmen, denn panis regiert die Welt et mehercule non injuria".

Seit dem Februar 1841 finden wir Mayer wieder in seiner Vaterstadt Heilbronn, wo er sich als Arzt niedergelassen hatte. Der Tätigkeit des Berufes wußte er aber doch die Zeit abzugewinnen, um sich der Ausarbeitung seiner Gedanken zu widmen, die ihn von der dem Arzte am nächsten liegenden Physiologie bald auf das Gebiet der Chemie und dann ganz überwiegend auf das der Physik geführt haben; mathematische Kenntnisse, die für erfolgreiches Arbeiten auf theoretisch-physikalischem Gebiete unerläßlich sind, wurden durch Privatstudien nachgeholt.

Alle Überlegungen der letzten beiden Jahre führten Mayer zu dem Ergebnis, daß das, was man in der Chemie und namentlich in der Physik Ursache und Wirkung nenne, nur verschiedene Erscheinungsform eines und desselben Objekts sei, das bald als Bewegung, bald als Wärme, als Elektrizität, als chemische Verschiedenheit oder als räumliches Getrenntsein auftreten könne. Mayer nannte dies Objekt *Kraft* — heute nennt man es *Energie*. Ich werde daher im folgenden bei allen Anführungen das Wort Kraft durch das Wort Energie ersetzen. Auf diesem Gedankengange fand Mayer folgende beiden Hauptsätze seiner Lehre:

I. „Eine Energie ist nicht weniger unzerstörlich als eine Substanz".

II. „Aufhörende Bewegung dauert als Wärme fort".

Weiter gelangte Mayer durch tiefes Nachdenken zu dem Ergebnis, daß alle Energien *bei gleichbleibendem Zahlenwerte*, also bei unveränderlicher Quantität, sich ineinander verwandeln könnten, und er suchte zunächst die Äquivalenz von Bewegung und Wärme zahlenmäßig festzustellen. Um diese Zeit machte er auch den erfolgreichen Versuch, Wasser durch Schütteln zu erwärmen.

Im Jahre 1841 brachte Mayer den ersten Aufsatz über seine Arbeiten zu Papier und sandte ihn an die angesehenste physikalische Zeitschrift, an Poggendorffs Annalen. Die Redaktion ließ diese Arbeit ganz unberücksichtigt; der Verfasser erhielt nicht einmal Antwort vom Herausgeber, auch dann nicht, als er um Rückgabe des Manuskripts bat. Dennoch war letzteres nicht in den Papierkorb geworfen, es fand sich nach Poggendorffs Tode in dessen Nachlaß und ist jetzt in den „Kleinen Schriften" abgedruckt worden; sein Titel lautet: *Über die quantitative und qualitative Bestimmung der Kräfte*. Zur Entschuldigung Poggendorffs ist geltend

zu machen, daß Mayer sich in jener Erstlingsarbeit allerdings irrtümlicher Formeln für den mathematischen Ausdruck seiner Gedanken bedient hat; freilich treten diese Gedanken nichtsdestoweniger klar genug hervor. Immerhin ist es wohl zu begreifen, wenn es dem Zunftgelehrten nicht einleuchten wollte, daß ein junger, unbekannter Arzt in einer Landstadt ihm Ideen eingesandt habe, die geeignet waren, das ganze damalige Gebäude der Physik umzugestalten.

Durch diesen Mißerfolg ließ sich Mayer nicht abschrecken, 1842 die Grundlagen seiner Theorie noch einmal auszuarbeiten, und diesen Aufsatz sandte er an Liebig. Der Scharfblick des genialen Chemikers erkannte sofort, daß hier bahnbrechende Gedanken ihm entgegengetragen wurden, und er brachte den „Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur" betitelten Aufsatz sofort in seinen „Annalen der Chemie und Pharmacie" zum Abdruck. An dem Maientage des Jahres 1842, an dem Mayer die Annahme seines Aufsatzes durch Liebig erfuhr, verlobte er sich mit Fräulein Wilhelmine Closs aus Winnenden; am 14. August hielt er Hochzeit.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man diesen Schritt ansieht als geschehen im Glücksgefühl über den gehabten Erfolg. Dieser spornte ihn aber nur zu erneuter Prüfung und Vertiefung seiner Ansichten. Am 5. Dez. 1842 schreibt er an Griesinger, seine Lehrsätze könnten als reine Konsequenzen aus dem Prinzip der Unmöglichkeit des Perpetuum mobile angesehen werden; leugne man einen Satz, so sei gleich ein Perpetuum mobile da.

Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß Mayer sich schon frühzeitig darüber klar war, seine Lehren würden zu einer Reform der gesamten Naturwissenschaften führen; er war sich vollbewußt, Schöpfer dessen zu sein, was wir heute Energetik nennen. Er forderte, daß man wissen müsse, wie man die Energie oder Arbeit und die Wärme nach unveränderlichen Einheiten zähle, und welche unveränderliche Größenbeziehung zwischen der Arbeitseinheit und der Wärmeeinheit stattfindet. „Dieses Wissen ist es, welches die Grundlage einer neuen Wissenschaft bildet und welches eine Neugestaltung der Naturwissenschaften hervorruft." Stammt dieser Ausspruch Mayers im Wortlaut auch erst aus späteren Jahren, so hat ihm dessen Inhalt bereits 1842 klar vor Augen gestanden.

Schon 1841 empfand Mayer es mit Verwunderung, daß, während in der Chemie seit Lavoisier nicht an der quantitativen Unveränderlichkeit der Materie gezweifelt werde, in der Physik niemand sage, was aus einer scheinbar verschwindenden „Kraft" werde. Dachte er an die Reibungswärme, so wurde ihm klar: die Bewegung kann dabei nicht zu nichts werden, die Wärme kann nicht aus nichts entstehen; sondern es muß notwendig die Bewegung sich in Wärme verwandeln, wobei ein festes Verhältnis zwischen Bewegung und Wärme besteht. Auch der heutige Begriff der Distanz-Energie findet sich schon in seinem ersten Aufsatze festgelegt, wo er

es ausspricht, daß nicht die Schwere den Fall bewirke, „sondern die räumliche Differenz der Materie". In einem Briefe vom 24. Juli 1841 an Baur erklärt er, daß die Ausbildung seiner Naturanschauung, die ihm eine unübersehbare und wirklich unendliche Reihe bis dahin unerklärbarer Erscheinungen völlig aufhellte, die außer naturwissenschaftlichen auch die wichtigsten Fragen der Medizin auflöse, den ausschließlichen Gegenstand angestrengter Tätigkeit seit seiner Seereise gebildet habe. Im Anschluß daran legt er dar, daß die Energien unzerstörbar seien wie die Substanz des Chemikers. Diese Energien seien Bewegung, Elektrizität, Wärme. Sie würden nur qualitativ ineinander verwandelt, ohne ihren Quantitätswert zu ändern. In einem andern Briefe an Baur vom 16. August 1841 vergleicht er die Schläge des Schmiedes, der ein Stück Eisen weißglühend hämmert, mit den Schlägen, die eine Glocke zum Tönen bringen. Am 30. November 1842 schreibt Mayer an Griesinger: „Die Ursache der Bewegung, die Bewegung selbst und ihre Wirkung sind nichts als verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben Objekts, wie dasselbe vom Eis tropfbaren Wasser und Wassergas gesagt werden kann"; und an denselben im Dezember 1842: „Meine Behauptung ist ja gerade: Fallkraft, Bewegung, Wärme, Licht, Elektrizität und chemische Verwandtschaft der Ponderabilien sind ein und dasselbe Objekt in verschiedenen Erscheinungsformen". (II. 175 ff.) — Das ist genau der Standpunkt, den die heutige Energetik einnimmt.

In seiner 1842 in Liebigs Annalen erschienenen Arbeit sagt Mayer, er wolle für die Freunde klarer, hypothesenfreier Naturanschauung den Versuch machen, den Begriff von „Kraft" (Energie) ebenso präzis wie den von Materie aufzufassen. Energien seien Ursachen. In einer Kette von Ursachen und Wirkungen könne nie ein Glied zu Null werden. Diese Eigenschaft aller Ursachen sei ihre Unzerstörbarkeit. Habe eine Ursache c eine ihr gleiche Wirkung e hervorgebracht, so habe damit c aufgehört, zu sein; c sei zu e geworden. Darum seien Ursachen quantitativ unzerstörbare und qualitativ wandelbare Objekte. Die Ursachen in der Natur seien Materien oder Energien. Energien seien danach unzerstörliche, wandelbare, imponderable Objekte. Eine Ursache, die die Hebung einer Last bewirke, sei eine Energie. Die gehobene Last sei ebenfalls eine Energie, d. h. die räumliche Differenz ponderabler Objekte sei eine Energie (Fallkraft). Bei Reibung zweier fester Körper gehe die Bewegung in Wärme über; und um zu Wärme werden zu können, müsse die Bewegung aufhören, Bewegung zu sein. Wie Wärme als Wirkung entstehe, so verschwinde sie auch als Ursache unter dem Auftreten ihrer Wirkungen, der Bewegung, Volumsvermehrung, Lasthebung. Auch das für die Energetik so wichtige Wort „äquivalent" kommt hier zum ersten Male vor, denn Mayer präzisiert das Problem in vollster Klarheit dahin: „Wir müssen ausfindig machen, wie hoch ein bestimmtes Gewicht über den Erdboden erhoben werden müsse, daß seine Fallkraft äquivalent sei der Erwärmung eines gleichen Gewichts Wasser

von 0° auf 1° C. Dies Äquivalent berechnet Mayer in genialer Weise (nach den damals zur Verfügung stehenden Zahlen) aus der Wärmemenge, die sich bei der Kompression der Gase entwickelt, und er gelangt auf Grund seiner Rechnungen und Betrachtungen zu dem Ergebnis, „daß dem Herabsinken eines Gewichtsteiles von einer Höhe von zirka 365 Meter die Erwärmung eines gleichen Gewichtsteiles Wasser von 0° auf 1° C entspreche." Bedenkt man, daß Mayers damals benutzte mathematische Formel nicht ganz genau war, so ist nicht zu verwundern, daß spätere Korrekturen dieser Berechnung das mechanische Äquivalent der Wärme auf 425 Meter Fallhöhe festgestellt haben. Auch alle Nachfolger Mayers in Bestimmung jener so wichtigen Zahl haben zunächst noch Rechenfehler begangen. Auch standen die für die Zahl 425 maßgebenden Regnaultschen Bestimmungen der Kompressionswärme Mayer noch nicht zu Gebot. Aber die Priorität der Berechnung des Wärmeäquivalents kann heute Mayer von keiner Seite bestritten werden.

Da es sich hier um eine naturgesetzliche Verknüpfung handelt, die dem Newtonschen Gravitationsgesetze an Wichtigkeit nicht nachsteht, so erlaube ich mir noch die Fassung des Wärmegesetzes wiederzugeben, wie Mayer es im Jahre 1870 in seinem Vortrage über Erdbeben formuliert hat, wo es folgendermaßen lautet:

„Bedienen wir uns der französischen Maße, wo die Einheit der Arbeit = 1 Meterkilogramm gesetzt wird, d. h. = der Erhebung von 1 Kilogramm Gewicht auf 1 Meter Höhe und die Einheit der Wärmequantität, Kalorie genannt, = der Erwärmung von 1 Kilogramm Wasser um 1 Grad ist, so müssen wir wissen, wieviele Arbeitseinheiten, d. h. also wieviele Meterkilogramm einer Wärmeeinheit oder Kalorie entsprechen. Bei Lösung dieser Aufgabe gelangt man auf ganz verschiedenen Wegen zu dem nämlichen Resultate. Man findet nämlich, daß eine Kalorie = 425 Meterkilogramm ist, d. h. die Erwärmung von einem gegebenen Quantum Wasser um 1° C ist die gleiche Leistung als die Erhebung von einem gleichen Gewichte von irgendwelcher materiellen Beschaffenheit auf eine vertikale Höhe von 425 Meter. Diese konstante Größe, deren Kenntnis für die Naturlehre von höchster Wichtigkeit ist, nennt man das mechanische Äquivalent der Wärme." (367).

Im Jahre 1845 erfolgte die Veröffentlichung von Mayers Hauptarbeit, die als eigenes Büchlein im Verlage der Drechslerschen Buchhandlung in Heilbronn erschien. Sie ist betitelt: Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem Stoffwechsel. Ein Beitrag zur Naturkunde. Dieser Titel ist augenscheinlich gewählt, um zu zeigen, daß der Verfasser seine Untersuchungen fortgesetzt und vom physikalischen auf das physiologische Gebiet ausgedehnt habe; indes ist auch diese Schrift reich an rein physikalischen Lehren. Auch wo sich anscheinend nur Wiederholungen des bereits früher Gesagten finden, sind diese doch wegen der schärferen oder eigenartigen Fassung der Begriffe von bedeutendem

Werte. Es erscheint mir daher unerläßlich, aus dieser Arbeit einige besonders charakteristische Sätze mitzuteilen. Das Thema dürfte in folgenden Worten auf das klarste hervortreten:

„Die Energie, als Bewegungsursache, ist ein unzerstörbares Objekt. Die quantitative Unveränderlichkeit des Gegebenen ist ein oberstes Naturgesetz, das sich auf gleiche Weise über Energie und Materie erstreckt." — „Es gibt in Wahrheit nur eine einzige Energie. In ewigem Wechsel kreist dieselbe in der toten wie in der lebenden Natur. Die Energie in ihren verschiedenen Formen kennen zn lernen, die Bedingungen ihrer Metamorphosen zu erforschen, das ist die einzige Aufgabe der Physik."

„Die Bewegung ist eine Energie. Bei der Aufzählung der Energien verdient sie die erste Stelle. Die Wärme erwärmt, die Bewegung bewegt. Wenn eine bewegte Masse auf eine ruhende trifft, so wird die letztere in Bewegung gesetzt, während die erste an Bewegung verliert."

„Gewichtserhebung ist Bewegungsursache, ist Energie." — „Wird eine Fallkraft in Bewegung, oder eine Bewegung in Fallkraft verwandelt, so bleibt die gegebene Energie oder der mechanische Effekt eine konstante Größe." — „Die Wärme ist eine Energie; sie läßt sich in mechanischen Effekt verwandeln." — „Eine Energie, welche Wirkung äußert, ohne abzunehmen, gibt es für den Physiker nicht."

Mayer rechnet weiter zu den Energien die Elektrizität, die aus mechanischer Energie zu erzeugen sei und diese wiederum hervorbringen könne, ebenso den Magnetismus und die „chemische Differenz" der Materie. Chlor und Wasserstoff seien in Trennung, Chlor und Stickstoff in Verbindung eine Energie. „Bei allen physikalischen Vorgängen bleibt die gegebene Energie eine konstante Größe."

Die Sonne nennt Mayer „eine nach menschlichen Begriffen unerschöpfliche Quelle physischer Energie. Der Strom dieser Energie, der sich über unsere Erde ergießt, ist die beständig sich spannende Feder, die das Getriebe irdischer Tätigkeiten im Gange hält. Bei der großen Menge von Energie, welche unsere Erde in den Weltenraum hinausschickt, müßte ihre Oberfläche ohne beständigen Wiederersatz alsbald in Todeskälte erstarren. Das Licht der Sonne ist es, welches, in Wärme verwandelt, die Bewegungen in unserer Atmosphäre bewirkt und die Gewässer zu Wolken in die Höhe hebt und die Strömung der Flüsse hervorbringt; die Wärme, welche von den Rädern der Wind- und Wassermühlen unter Reibung erzeugt wird, diese Wärme ist der Erde von der Sonne aus in Form einer vibrierenden Bewegung zugesendet worden."

Von diesem kosmischen Ausblicke geht Mayer über zu den physiologischen Konsequenzen seiner Lehre.

Die Erdkruste sei mit Pflanzen überzogen, die das Sonnenlicht in sich aufnehmen und unter Verwendung dieser Energie eine fortlaufende Summe chemischer Differenz erzeugen. In der Pflanzenwelt seien die flüchtigen Sonnenstrahlen fixiert. Hierbei finde in der Pflanze nur eine Um-

wandlung, nicht eine Erzeugung von Materie statt. „Die Pflanzen nehmen eine Energie, das Licht auf, und bringen eine andere Energie hervor: die chemische Differenz." Während des Lebensprozesses gehe nur eine Umwandlung der Materie wie der Energie vor sich, niemals aber eine Erschaffung der einen oder andern. Indem Mayer daran erinnert, daß die Pflanzen die durch Assimilation gewonnenen Kohlenstoffverbindungen bei Nacht teilweise wieder durch Atmung verbrennen, erscheint es ihm wahrscheinlicher, daß die während der nächtlichen Oxydation gewonnene Energie in der Pflanze eine wichtige Verwendung finde, als daß sie in Form freier Wärme ausgeschieden werden sollte.

Die durch die Tätigkeit der Pflanzen angesammelte chemische Energie komme dann weiter der Tierwelt zugute. Im Tierleben herrsche ein starker Verbrauch an chemischer Energie, schon durch die Muskelarbeit. Außerdem komme die Wärmeproduktion in Betracht. Die Atmungs-Oxydation sei unmittelbare Ursache für beides.

Bemerkenswert erscheint dem Physiologen noch folgende Stelle: „Wie der ganze Organismus, so hat auch das Organ, der Muskel, seine psychische und physische Seite; zu jener zählen wir den Nerveneinfluß, zu dieser den chemischen Prozeß. Dem Willen des Steuermanns und des Maschinisten gehorchen die Bewegungen des Dampfboots. Der geistige Einfluß aber, ohne welchen das Schiff sich nicht in Gang setzen, oder am nächsten Riffe zerschellen würde, er lenkt, aber er bewegt nicht; zur Fortbewegung bedarf es einer physischen Kraft, der Steinkohlen, und ohne diese bleibt das Schiff, auch beim stärksten Willen seiner Lenker, tot." (87).

Die Muskelkraft ist Mayer chemische Verbrennungsenergie; die Erwärmung der Säge bei der Arbeit entsteht aus der Oxydation im Muskel. Reizbarkeit nennt er „die Fähigkeit eines lebenden Gewebes, chemische Energie in mechanischen Effekt verwandeln zu können". In diesem Sinne protestiert er auch gegen die Hypothese einer Lebenskraft, wie sie die damalige Physiologie beherrschte, wobei er jene Lebenskraft als Energieform nimmt; die Frage der Existenz nichtenergetischer Kräfte hat er kaum gestreift.

Das Leben wird nach seiner Auffassung getragen durch die Umwandlung einer Energieform in eine andere; wenn er hierbei von Umwandlung spricht, so hat er selbst dies dahin erläutert: „Etwas anderes als eine konstante numerische Beziehung soll und kann hier das Wort Umwandeln nicht ausdrücken."

Man muß mit der Geschichte der Naturwissenschaften und insbesondere mit derjenigen der Biologie vertraut sein, um völlig übersehen zu können, wie fremdartig solche Betrachtungen, namentlich von einer so hohen Warte aus, die gleichzeitig das Geschehen in den Reichen des Belebten wie des Unbelebten mit weitem Blick umspannte, der damaligen Zeit sein mußten; daß sie erst nach Jahrzehnten Gemeingut der Wissenschaft werden konnten, während heute die Physiologie nicht weniger als die Physik auf Mayers Schultern steht. Daher haben seine hier mitgeteilten Sätze scheinbar eine so ganz moderne Klangfarbe.

Eine dritte größere Arbeit Mayers, Beiträge zur Dynamik des Himmels, die seine Ideen im Zusammenhange des Weltgebäudes verfolgt, erschien 1848 gleichfalls in Heilbronn; ebenso eine vierte 1851: Bemerkungen über das mechanische Äquivalent der Wärme, beide im Verlage von Landherr. Nur aus der letzten Abhandlung seien die beiden Worte angeführt, die, ohne etwas im Vergleich zum früher Gesagten Neues auszudrücken, in ihrer Fassung doch Beachtung verdienen und die auch in der neueren energetischen Literatur eine gewisse Rolle spielen: „Energie ist etwas, das bei der Erzeugung der Bewegung aufgewendet wird", und: „Um zu Wärme werden zu können, muß die Bewegung aufhören, Bewegung zu sein."

Doch ich bin mit Anführung dieser letzten Arbeit bereits über wichtige Ereignisse in Mayers Leben hinausgelangt.

Sein äußeres Dasein floß ihm im glücklichsten Familienleben ruhig dahin. Aber innerlich dürften schon frühe die Erregungen darüber nicht gefehlt haben, daß die zünftigen Naturforscher der damaligen Zeit seine Arbeiten, deren Wert ihm völlig klar war, ganz unbeachtet ließen. Nicht einmal Widerspruch oder Kritik fand er, sondern das härteste Los des Forschers ward ihm beschieden: daß niemand um seine Lehren sich kümmerte. Was konnte aus Heilbronn Gutes kommen? Wie konnte ein junger Arzt daran denken, die Physik reformieren zu wollen? Darum hielt niemand es der Mühe wert, seine Schriften, die doch öffentlich angezeigt wurden, auch nur eines Blickes zu würdigen.

Nicht bloß die damaligen „Koryphäen" der Wissenschaft, die Inhaber der Lehrstühle an Universitäten, der Sitze in Akademien sind hier zu nennen, sind der Blindheit und Taubheit zu zeihen; sondern auch der wissenschaftliche Nachwuchs, die strebsame Jugend, die doch bei ihren eigenen Erstlingsarbeiten die Pflicht hat, sich auf das genaueste um das zu kümmern, was von andern auf gleichem Gebiete geleistet worden ist, mag es gut oder schlecht sein. Unter den auftauchenden Sternen der Physik und Physiologie hat der 1821 geborene Dr. Helmholtz damals Mayer gegenüber eine eigentümliche Rolle gespielt, die der Geschichtschreiber der Wissenschaft um so weniger der Vergessenheit entziehen darf, als Helmholtz später auf der höchsten Staffel des Ruhms, wo auch seine äußere Stellung ihm reiche Gelegenheit dazu geboten hätte, keineswegs den Versuch gemacht hat, an Mayer aus dem vollen heraus wieder gut zu machen, was er einst an ihm gefehlt. Es handelt sich hierbei um folgendes (nach den Angaben bei Weyrauch).

Der junge Dr. med. Helmholtz hatte für den von der physikalischen Gesellschaft in Berlin unter dem Titel „Die Fortschritte der Physik" gegründeten Jahresbericht über die physikalische Literatur das Referat über diejenigen Arbeiten übernommen, denen auch das Arbeitsgebiet Mayers angehörte. Der erste Jahrgang der „Fortschritte" erschien 1847 und behandelte die Literatur des Jahres 1845, des Jahres, in dem Mayers wich-

tigste und umfassendste Abhandlung erschienen war. Diese war indes von Helmholtz übersehen, während er einen Aufsatz von Liebig aus dessen Annalen „über tierische Wärme" besprach.

1847 veröffentlichte Helmholtz seine eigene Schrift „Über die Erhaltung der Kraft", die ihn schnell zum berühmten Manne machen sollte, im Verlage von Reimer in Berlin. Ein ausführliches Referat über diese Arbeit gab Helmholtz selbst in dem 1850 erschienenen Bande der „Fortschritte", die über das Jahr 1847 berichteten, während er Mayers Schrift von 1845 jetzt nachträglich lediglich dem Titel nach zitierte, „der Vollständigkeit halber", wie er bemerkt, indem er noch hinzufügt, sie enthalte Zusammenstellungen der bekannten Fakta. Heute sind die Energetiker wohl einig darüber, daß Mayers Arbeiten an Tiefe und weitem Blick die genannte Abhandlung von Helmholtz um ein Gewaltiges überragen; Weyrauch urteilt über letztere, daß Helmholtz vom allgemeinen Energieprinzip, wie Mayer es vertrat, nur „die mathematische Formulierung eines hypothetischen Spezialfalls" gebracht habe. (II 439).

In jener Schrift, deretwegen Jahrzehnte hindurch Helmholtz als der große Entdecker des Gesetzes der Konstanz der Energie gefeiert wurde, sind Mayers Arbeiten von 1841 und 1845 nicht erwähnt. Erst 1852 kommt Helmholtz in den „Fortschritten" des Jahres 1848 darauf zurück, wobei mit Geringschätzung von Mayers erster Arbeit (1842) gesagt wird, daß dieser darin die Unzerstörbarkeit der Kräfte und ihre Äquivalenz in der Transformation behauptet habe, während er von der Schrift des Jahres 1845 die magere Notiz gibt, Mayer habe darin sein Prinzip „auf den Menschen angewendet und auch noch weitere physikalische Folgerungen gezogen, z. B. die Erwärmung der Magnete durch Wechsel ihrer Pole erschlossen". Aber Helmholtz war damals schon ein wenn auch noch junger, so doch bereits durch seine „Erhaltung der Kraft" berühmter Physiologie-Professor, Mayer dagegen ein kleiner, ganz unberühmter Stadtarzt.

Wenn Helmholtz in seiner schnell bekannt gewordenen Schrift von 1847 Mayer mit keiner Silbe erwähnt, so haben Feinde daraus den schweren Vorwurf des Plagiats der Idee herleiten wollen, nach meiner vollen Überzeugung mit Unrecht. Helmholtz hat seine Arbeit unabhängig von Mayer konzipiert und durchgeführt. Aber nichtsdestoweniger erscheint er schwer genug belastet. Denn nachdem er Mayers Arbeiten kennen gelernt hatte, war er verpflichtet, der Wahrheit die Ehre zu geben und sie nicht zu verkleinern; verpflichtet, in einer allgemein gelesenen Zeitschrift Mayers von den seinigen unabhängige und ältere Verdienste hervorzuheben und um so lauter zu rühmen, je mehr er annehmen durfte, daß Mayer durch das Übersehen seiner Werke sich verletzt fühlen mußte. Schließlich hat Helmholtz doch nicht umhin gekonnt, Mayer als Entdecker des Gesetzes der Erhaltung der Energie zu bezeichnen, zuerst 1854 in einem Vortrage über die Wechselwirkung der Naturkräfte; allein es geschah in einer kaum erfreulichen Weise, und mehr als 40 Jahre hindurch hat Helmholtz sich behaglich im Genusse

des Entdeckerruhms gesonnt und sich immer wieder als Entdecker feiern lassen (vgl. Kl. Schriften S. 442). Charakteristisch ist auch, daß zu der Zeit, wo Helmholtz' Stellung in der Berliner Akademie eine maßgebende war, er keinen Finger gerührt hat, Mayer eine Auszeichnung zukommen zu lassen, dem zahlreiche Akademien des In- und Auslandes die Mitgliedschaft anzutragen sich zur Ehre anrechneten; nur die Berliner Akademie hat sein Dasein beharrlich ignoriert. Und wunderbar berührt es, wenn Helmholtz in einer jener Äußerungen, in denen er später Mayer Gerechtigkeit angedeihen zu lassen scheint (1882), über dessen Schrift von 1845 den Ausspruch tut, sie falle ihrem allgemeinen Ziele nach im wesentlichen mit dem zusammen, was er selbst 1847 gesagt habe (Kl. Schr., S. 443). Der Unterschied ist denn doch ein sehr bedeutender — zugunsten Mayers.

Große Entdeckungen liegen zu gewissen Epochen gleichsam in der Luft. Sie sind gereift am Baume der Zeit unter der gärtnerischen Arbeit der Wissenschaft. Dennoch wissen nur gottbegnadete Geister, nur Sonntagskinder jene reifen Früchte zu schütteln. So ging es auch mit dem Energie-Prinzip. Mayer selbst hat auf der Naturforscherversammlung in Innsbruck 1869 als Mitentdecker des mechanischen Wärmeäquivalents in seiner Bescheidenheit die Namen Hirn, Joule, Colding, Holtzmann und Helmholtz genannt — nur die zeitliche Priorität nahm er für sich in Anspruch; und noch 1877 hat er brieflich mit besonderer Bezugnahme auf Helmholtz die bittere Äußerung getan: „Zu bedenken gebe ich aber, daß, wenn es je meinen Landsleuten gelänge, mich zu beseitigen, niemand anders als der Engländer Joule die Erbschaft antreten könnte und würde". (449). Übrigens ist Mayer auch ganz direkt und öffentlich in der Besprechung einer von Helmholtz 1877 über „Das Denken in der Medizin" gehaltenen Rede einigen allerdings sehr auffallenden Bemerkungen Helmholtz' über Priorität gegenüber für sein Erstgeburtsrecht in die Schranken getreten. (II. 439 u. 440).

Natürlich denke ich gar nicht daran, Helmholtz' wissenschaftliche Verdienste irgendwie antasten zu wollen, die der große Mann auf den verschiedensten physiologischen und physikalischen Gebieten betätigt hat; und nur mit tiefem Bedauern ist festzustellen, daß er den Grundsatz des „noblesse oblige" gegenüber Mayer nicht in vollem Umfange hat gelten lassen.

Das Verhältnis zwischen den Entdeckungen Mayers und des englischen Physikers Joule bedarf noch eines kurzen Wortes der Erläuterung.

Joule, ein ausgezeichneter Experimentator, hatte auf Grund praktischer Versuche die Frage in Angriff genommen, ob ein Wärmeäquivalent der mechanischen Arbeit bestehe, und er bejahte nicht nur diese Frage, sondern er bestimmte dies Äquivalent auch 1843 experimentell zu 429—432 Meterkilogramm. Seine Ergebnisse wurden am 23. August 1847 der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelegt und dort erörtert. Dem gegenüber schrieb Mayer 1848 an die Akademie, um seine Priorität mit Hinweis auf die Arbeit von 1842 zu wahren. Es entspann sich darüber eine Diskussion zwischen Mayer und Joule, auf die zurückzukommen sein wird; heute gilt

es für einen besonderen Triumph menschlicher Wissenschaft, daß zwei voneinander unabhängige Männer wie Mayer und Joule, der eine durch den Versuch, der andere auf Grund theoretischer Erwägungen das gleiche, hochwichtige Naturgesetz aufgefunden haben. Auch Joule hat später diese Meinung geteilt.

Inzwischen brach über Mayer die Katastrophe herein, die sein ferneres Leben in wichtigen Beziehungen zum Trauerspiel gestalten sollte.

Seit Jahren hatte Mayer unter der Nichtbeachtung seiner deutschen Landsleute gelitten. Seine Zartheit des Empfindens war hierbei ein erschwerender Umstand. Die Tröstungen einzelner Freunde genügten nicht, jene dunkle Wolke des Kummers zu verscheuchen. 1849 veröffentlichte er einen Artikel über den Inhalt seiner Arbeiten in der „Allgemeinen Zeitung". Dieser Artikel zog ihm einen unerhörten Angriff von seiten eines Dr. O. Seyffer in dem gleichen Blatte zu, der in der absprechendsten Form seine sämtlichen Lehrsätze für baren Unsinn erklärte und ihn als Ignoranten hinzustellen suchte. Da jener Dr. Seyffer engere Beziehungen zur „Allgemeinen Zeitung" besaß, bemühte sich Mayer vergeblich, in jenem Blatte den Abdruck einer Entgegnung und Rechtfertigung durchzusetzen.

Diese Mißhandlung versetzte Mayer in eine so hochgradig nervöse Erregung, daß er in der Frühe des 28. Mai 1850 nach schlaflos verbrachter Nacht in einem Anfalle plötzlichen Deliriums vor den Augen seiner Frau zwei Stockwerke hoch durch das Fenster auf die Straße sprang und infolge davon ein langwieriges, äußerst schmerzhaftes Krankenlager durchmachte. Er behielt davon für immer einen schleppenden Gang und ist nie mehr zum dauernden Gleichgewicht seines Nervensystems gelangt.

Nach der Genesung nahm Mayer die Praxis wieder auf und begab sich auch alsbald wieder an die wissenschaftliche Arbeit. Noch 1850 schrieb er seine bereits oben erwähnten „Bemerkungen über das mechanische Äquivalent der Wärme" (1851), ein Aufsatz, aus dem nicht die geringste geistige Trübung zu erkennen ist.

Dennoch waren seine Nerven tief erschüttert. Es machte sich dies in einer krankhaften Erregbarkeit geltend, die ihn veranlaßte, in den Jahren 1852 und 1853 im ganzen 16 Monate in den Irrenanstalten zu Göppingen und Winnenden zuzubringen; obwohl auch damals seine „intellektuelle Sphäre" ganz unberührt war. Wenn später jene Perioden der Unruhe sich wiederholten, suchte er für kürzere oder längere Zeit die Heilanstalt Kennenburg auf. In den Zwischenzeiten nahm er seine Berufstätigkeit wie seine wissenschaftliche Arbeit mit ungeschwächter Geisteskraft wieder auf. Herrliche Früchte hat letztere noch gezeitigt, die einzelnen Schriften mögen bei Weyrauch nachgesehen werden. Dennoch fand dies alles kaum Beachtung, während der Ruhm seiner Nebenbuhler laut aller Welt verkündet wurde.

Unter Mayers späteren Arbeiten sei namentlich auf einen interessanten Vortrag über Erdbeben (1870) hingewiesen, in dem er die Theorie vertritt, daß die Erdwärme so gut mechanischen Ursprungs ist, wie die Sonnen-

wärme, deren Konstanz er schon in der Dynamik des Himmels aus dem Hineinfallen von mehr oder weniger feinen planetarischen Massen in die Sonne erklärte, und den Nachweis führt, daß der Einfluß der Erdkontraktion und der der Gezeiten einander im Gleichgewicht und dadurch die Umdrehungsgeschwindigkeit der Erde konstant halten. In einem Vortrage über die Ernährung (1871) finden sich u. a. folgende physikalische Sätze: „In der unbelebten Natur wird, wenigstens soweit wir Menschen sehen können, nichts erzeugt, nichts vernichtet." „Jede Bewegung ist eine unzerstörbare Kraft, die sich weder aus nichts erzeugen noch auch sich vernichten läßt."

Während bisher ganz vorwiegend Mayers physikalische Lehren zur Darstellung gebracht wurden, sind seine biologischen Anschauungen, die ihm als Arzt besonders nahe lagen, und von denen er auch ausgegangen ist, weniger berührt worden. Einiges sei daraus nachgetragen.

Schon 1842 vergleicht Mayer in einem Briefe an Griesinger den menschlichen Körper in bezug auf das Verhältnis von Wärme und Arbeit mit einer Dampfmaschine und sagt: „Wäre sonst nichts als Bewegung und Wärme ins Auge zu fassen, so könnten wir eine Dampfmaschine auch ein warmblütiges Tier nennen; auch in ihr verwandelt sich die chemische Differenz, die zwischen ihrer Nahrung und dem Sauerstoff der Atmosphäre besteht, teils in Wärme, teils in Bewegung." In den „Bemerkungen" usw. von 1851 heißt es, die im Tierkörper assimilierten Speisen würden zum größten Teil zur Erzielung physikalischer Effekte (Arbeit) verbrannt, und nur ein geringer Teil diene zum Wachstum und zum Wiederersatz abgenutzter Festteile. In dem schon erwähnten Vortrage über Ernährung (1871) heißt es: „Es ist der Zweck der Pflanzen, das Sonnenlicht, welches sonst für unsre Erde schnell wieder verloren ginge, in fester Form niedergelegt, uns zu erhalten." Ferner: „Die Wärme, welche in dem Brennmaterial unserer Wälder enthalten ist, diese Wärme ist unserer Erde von der Sonne zugeflossen und wurde von den dunkeln Blättern und Nadeln der Bäume festgehalten." In dem interessanten Vortrage „Über veränderliche Größen" (1873) findet sich die Stelle: „Gesetze im physikalischen Sinne, Naturgesetze, die sich durch ausnahmslose Notwendigkeit charakterisieren, gibt es in der lebenden Welt nicht, denn Gesetze mit Ausnahmen pflegt man Regeln zu nennen. So wurden auch für die Lebenserscheinungen noch keine Formeln aufgefunden, denn: der Buchstabe tötet, der Geist allein gibt Leben." Dabei ist als bedeutsam anzuerkennen, daß Mayer nie den Versuch gemacht hat, Erblichkeit, Bewußtsein, Willen, kurz die Seele energetisch zu erklären.

In seiner letzten Arbeit, dem 1876 veröffentlichten Aufsatze über das so wichtige Prinzip der Auslösung legt er dar, daß die Muskelaktion unter Leitung der Bewegungsnerven durch den Willen ausgelöst werde, freilich auf eine völlig rätselhafte und unbegreifliche Weise. „Unser ganzes Leben ist an einen ununterbrochenen Auslösungsprozeß geknüpft. Die während des Lebens beständig vor sich gehenden Bewegungserscheinungen beruhen

alle auf Auslösung.“ Bei der Auslösung bestehe gar keine quantitative Beziehung zwischen Ursache und Wirkung; das Merkmal der Auslösungen sei, daß bei ihnen nicht mehr nach Einheiten zu zählen sei, daß sie als Qualitäten außerhalb der Grenzen der Mathematik lägen. Sie spielten neben der Physiologie besonders in der Psychologie eine hervorragende Rolle.

Der Selektionslehre Darwins war Mayer abhold, trotzdem der letzte Abschnitt seines Lebens gerade mit dem Höhepunkte ihres Einflusses zusammenfiel. In einem Briefe an Schmid vom 22. Dezember 1874 nennt er den Darwinismus eine moderne Irrlehre. Die Entstehung von Tieren und Pflanzen, die vor unsern Augen durch Zeugung vor sich gehe, sei für den Physiologen ein völlig unbegreifliches Rätsel und unergründliches Geheimnis. Während wir diesen nächstliegenden Tatsachen gegenüber unsere völlige Unwissenheit eingestehen müßten, wolle auf einmal „der gute Darwin“ ganz gründliche Auskunft darüber erteilen, wie die Organismen überhaupt auf unserm Planeten entstanden seien; das gehe nach seiner Ansicht lächerlich weit über das Menschenmögliche hinaus. Übrigens habe der Darwinismus ohne Zweifel nur deshalb so viele Anhänger in Deutschland, weil sich daraus Kapital für den Atheismus machen lasse. —

Obgleich Mayer verschiedentlich hart über die Philosophie aburteilt und dabei offenbar an die Epoche Schelling-Hegel zurückdenkt, finden sich bei einem so durch und durch philosophisch angelegten Kopfe zahlreiche, gerade in philosophischer Hinsicht wertvolle Aussprüche. Hier sei nur noch der interessanten Charakteristik der drei Naturreiche im Vortrage über Ernährung (1871) gedacht, die wohl eine philosophische genannt zu werden verdient. Danach sind die Minerale das Reich der Notwendigkeit; diese Notwendigkeit nennt er mit Spinoza eine göttliche. Die Pflanzen bilden ein Reich der Zweckmäßigkeit; die Tiere, wohin er in erster Linie den Menschen rechnet, ein Reich der Freiheit und des Willens.

In religiöser Hinsicht bekannte Mayer sich als ein evangelischer Christ. Dies Bekenntnis kehrt immer wieder von den Jugendbriefen bis gegen sein Lebensende. Mit Recht konnte der Geistliche vor seinem Sarge sagen: „Dieser Mann war einer der größten seines Geschlechts nach der natürlichen Weisheit, aber vor seinem Gott und Erlöser hat er mit dem Geringsten unter euch seine Knie gebeugt.“ — Als Mayer dies auch am Schluß seiner auf der Innsbrucker Naturforscher-Versammlung (1869) gehaltenen Rede tat, ward er dafür von einer oberflächlichen Presse mit Hohn übergossen.

Weyrauch charakterisiert die religiösen Ansichten Mayers folgendermaßen: „Dieselben sind sich keineswegs immer gleich geblieben, fest blieb bei ihm nur der Gegensatz zum Materialismus und Atheismus, und da er stets für seine Überzeugung mannhaft eintrat, so mochte es manchmal scheinen, als ob er eine ausgeprägter positive Richtung vertrete, als sich aus der Gesamtheit seiner Aufzeichnungen nachweisen läßt. Die Religion war Mayer Gefühlssache und bald auch wissenschaftliche Überzeugung, niemals Dogmen-

frage. Er bedurfte ihrer und war deshalb allem entgegen, was ihren Wert für das Gemüt herabdrücken konnte.“ (362).

Damit hängt auch eine der edelsten Früchte wahrer Religiosität zusammen, Mayers Toleranz gegen Andersdenkende; für sie gibt der am 13. Dez. 1867 an Moleschott gerichtete Brief ein schönes Zeugnis. Mayer schreibt darin: „Wenn wir auch vielleicht, wie Sie mir ebenso fein als liebenswürdig und geistreich andeuten, auf dem supranaturalen Gebiete nicht in allen Punkten harmonieren, so wundere ich mich darüber um so weniger, als ich in dieser Hinsicht, trotz der 53 Jahre, die ich nun auf dem Rücken habe, mit mir selbst nicht einmal ganz ins reine kommen konnte, eine Übereinstimmung mit einem dritten also schon aus diesem Grunde nicht ins Reich der Möglichkeit gehört.“ (II. 362).

Zum vollständigen Charakterbilde eines Mannes gehören auch seine politischen Ansichten.

Aus Mayers Jugendzeit, wo er frohem Lebensgenuß huldigte, liegen in dieser Hinsicht kaum Andeutungen vor. Aus dem Jahre 1848 berichtet Rümelin, daß Mayer zwar kurze Zeit auch vom Taumel der Märztage ergriffen gewesen, dann aber bald sehr entschieden auf die Seite der Autorität zurückgetreten sei. Durch diese Stellungnahme geriet er einmal sogar in Gefahr, von aufständigen Freischärlern „als Spion“ erschossen zu werden. (229).

Aus der späteren Zeit bemerkt Rümelin folgendes: „In der Politik war er keiner bestimmten Partei zuzuteilen, hatte im einzelnen keine genau unter sich zusammenhängenden und abgeschlossenen Ansichten, war aber im allgemeinen konservativ und auch hier Anhänger des Autoritätsprinzips. Er war großdeutsch und verurteilte den Krieg von 1866 mit allen seinen Folgen. Als aber der Krieg von 1870 ausgebrochen war, kam er nach der Schlacht von Wörth zu Freund Lang mit der Erklärung: er müsse mit Hiob sagen: Ich bekenne, daß ich habe unweislich geredet. Er war von da an gut reichsfreundlich gesinnt, ohne sich jedoch mehr mit politischen Fragen zu beschäftigen.“ (394).

Wie aber Mayers eigener Neffe ihn 1873 für ultramontan erklären konnte, erscheint unverständlich. (416).

Doch es wird Zeit, uns Mayers Lebensschicksalen wieder zuzuwenden.

So glücklich auch sein Familienleben in dem idyllischen Heilbronn verlief — wenn wir von der periodischen Wiederkehr des Nervenleidens absehen — in der wissenschaftlichen Welt stand er einsam da, und das schmerzte ihn dauernd. Ich selbst habe erlebt, wie in den sechziger und selbst noch den siebziger Jahren überall Helmholtz als der große Entdecker der Konstanz der Energie gepriesen wurde, während von Mayer selten und höchstens beiläufig erwähnt wurde, daß auch er bereits einige Ideen darüber ausgesprochen habe, denen es indes an der erforderlichen wissenschaftlichen Gestaltung gefehlt habe; die meisten wußten von Mayer überhaupt nichts. Inzwischen war aber wenigstens in England der berühmte Physiker Tyndall

ans Werk gegangen, in bezug auf die Anerkennung der Verdienste Mayers Wandel zu schaffen, was um so bemerkenswerter ist, als Mayer gerade von englischer Seite aufs neue Verunglimpfungen erfahren sollte.

Tyndall hielt 1862 in der Royal Institution einen Vortrag über die wissenschaftlichen Arbeiten Mayers und bemerkte dazu: „Wenn wir die äußern Bedingungen von Mayers Leben und die Zeit, in der er arbeitete, bedenken, so müssen wir staunen über das, was er vollbracht hat. Dieser geniale Mann arbeitete ganz in der Stille; nur von der Liebe zu seinem Gegenstande erfüllt, gelangte er zu den wichtigsten Ergebnissen, allen andern voraus, deren ganzes Leben der Naturforschung gewidmet war." (339).

Nunmehr wurde wenigstens im Auslande Mayers Name mit einem Schlage populär. Indessen blieben auch weitere Anfechtungen nicht aus, die wir als Reaktion auf Tyndalls Vorgehen dem englischen Boden entsprießen sehen. In einer populären Londoner Zeitschrift erschien ein Artikel über Energie von den englischen Physikern Thomson (heute Lord Kelvin genannt) und Tait. In diesem Artikel wurde ausgeführt, daß Joule der Begründer der dynamischen Wärmetheorie sei; während Joule seine Entdeckungen verfolgte und veröffentlichte, sei allerdings in Deutschland ein Aufsatz von Mayer in Heilbronn erschienen, der sich mit dem gleichen Gegenstande beschäftigte, und es sei der Versuch gemacht worden, für Mayer den Anspruch zu erheben, als habe dieser zuerst das Prinzip der Erhaltung der Energie in seiner Allgemeinheit aufgestellt. Mit einem noch deutlicheren Hinweis auf Tyndall wurde dann dessen Vorgehen in Bezug auf Mayer als wenig patriotisch getadelt. Tyndall zögerte nicht, hierauf zu antworten, und es entstand ein unerquicklicher Streit, der sich bis 1864 hinzog. Das Ergebnis war indes die Anbahnung der allgemeinen Anerkennung von Mayers Verdiensten, in Deutschland allerdings verhältnismäßig spät. Schließlich kam indes auch dieser Balsam für Mayers Gemüt.

So ergoß sich denn über Mayers letzte Lebensjahre ein mildes, versöhnendes Licht, zumal auch die krankhaften Erregungen ausblieben, und der Dekan Lechler konnte 1878 an seinem Grabe sagen: „Der schönste Teil seines Erdenlaufs ist der letzte geworden. Der liebliche Schimmer eines sanften, stillen Friedens mit Gott und mit den Menschen, eine rührende Geduld und Dankbarkeit im Leiden und der innigste Verkehr mit den Seinigen breitete sich über sein Sterbelager aus."

Herber klingt Weyrauchs Wort: „Als wir sein Grab umstanden, beschlich uns ein bitteres Gefühl. Schwaben hat der Welt zwei Naturforscher von erstem Range gegeben. Johannes Kepler starb infolge von Entbehrungen, als er seine Rechte auf dem Reichstage zu Regensburg geltend machen wollte. Robert Mayer wurde verkannt und verletzt, bis er körperlich und geistig gebrochen war. Ein Fremder entschied die verspätete Wandlung."

Heute zählt Mayer in allgemeiner Anerkennung zu den Fürsten der Wissenschaft. Sein Werk wird gleichwertig erachtet denen eines Galilei, Kepler und Newton. Sein Geist drang in die Tiefen der Probleme, wie

kein andrer Naturforscher seiner Zeit. Dabei zeigt sein Beispiel, wie Großes in den Naturwissenschaften eine fast rein theoretische Bearbeitung der Fragen zu leisten vermag. Und da will man von Geisteswissenschaften im Gegensatz zur Naturwissenschaft sprechen!

Das Gebäude der heutigen Energetik ruht auf den von Mayer gelegten Fundamenten. Die Sätze seiner Abhandlungen klingen, als seien sie einem ganz modernen energetischen Aufsatze entnommen; ein Prüfstein ihres unvergänglichen Wertes. Mit Wehmut aber malt der Geschichtschreiber das helle Licht seines Ruhmes auf den trüben Untergrund der Lebensschicksale des großen Mannes.

Ich glaube, den Leser nicht besser über den innersten Kern von Mayers Wesen unterrichten zu können, als dadurch, daß ich noch eine kleine Auswahl von interessanten Aussprüchen aus seinen Schriften zusammenstelle.

1. Die echte Wissenschaft begnügt sich mit positiver Erkenntnis und überläßt es willig den Poeten und Naturphilosophen, die Auflösung ewiger Rätsel mit Hilfe der Phantasie zu versuchen. (52).

2. Die scharfe Bezeichnung der natürlichen Grenzen menschlicher Forschung ist für die Wissenschaft eine Aufgabe von praktischem Werte, während die Versuche, in die Tiefen der Weltordnung durch Hypothesen einzudringen, ein Seitenstück bilden zu dem Streben des Adepten. (108).

3. Wahrlich ich sage euch, eine einzige Zahl hat mehr wahren und bleibenden Wert, als eine kostbare Bibliothek voll Hypothesen. (379).

4. Man hüte sich, daß man über dem Streben nach Unerreichbarem nichts Erreichbares verliert. Das Streben nach dem Unmöglichen und Wunderbaren ist der fruchtbare Boden für den Mystizismus, Aberglauben und Betrug jeder Art. (421).

5. Wir wissen, daß die Natur in ihrer einfachen Wahrheit größer und herrlicher ist, als jedes Gebild von Menschenhand und als alle Illusionen des erschaffenen Geistes. (74).

6. Die allgemeine Gültigkeit liegt im Wesen der Naturgesetze und ist ein Probierstein für die Richtigkeit menschlicher Theorien. (170).

7. Die wichtigste, um nicht zu sagen einzige Regel für die echte Naturforschung ist die: eingedenk zu bleiben, daß es unsere Aufgabe ist, die Erscheinungen kennen zu lernen, bevor wir nach Erklärungen suchen oder nach höheren Ursachen fragen mögen. Ist einmal eine Tatsache nach allen ihren Seiten hin bekannt, so ist sie eben damit erklärt, und die Aufgabe der Wissenschaft ist beendet. (236).

8. Kraft und Materie sind unzerstörliche Objekte. Dies Gesetz, auf das sich die einzelnen Tatsachen am einfachsten zurückführen lassen, und das ich deshalb bildlich den heliozentrischen Standpunkt nennen möchte, ist eine naturgemäße Grundlage für die Physik, Chemie, Physiologie und — Philosophie. (262).

9. Dem Menschen, dem nur eine Spanne von der Zeit, die sich nach rück- und vorwärts in die Ewigkeit fortsetzt, hienieden zugemessen ist, und

dessen Fuß nur einen nach oben und unten hin enge abgegrenzten Raum zu betreten vermag, sind auch in seiner wissenschaftlichen Erkenntnis sowohl in der Richtung nach dem unendlich Großen als dem unendlich Kleinen hin natürliche Schranken gezogen. Die Atomenfrage aber führt uns, wie mir scheint, über diese Schranke hinaus und halte ich sie deswegen für unpraktisch. Ein Atom an sich wird, so wenig als ein Differential, Gegenstand unserer Untersuchung sein können. (267).

10. Die Lebenserscheinungen mögen einer wundervollen Musik verglichen werden, voll herrlicher Wohlklänge und ergreifender Dissonanzen; nur in dem Zusammenwirken aller Instrumente liegt die Harmonie, in der Harmonie nur liegt das Leben. (128).

11. Der Nachweis einer zwischen den Denkgesetzen und der objektiven Welt bestehenden vollkommenen Harmonie ist die interessanteste, aber auch die umfassendste Aufgabe, die sich finden läßt. (248).

12. Wenn oberflächliche Köpfe, die sich gerne als die Helden des Tages gerieren, außer der materiellen, sinnlich wahrnehmbaren Welt überhaupt nichts Weiteres und Höheres anerkennen wollen, so kann solch lächerliche Anmaßung einzelner der wahren Wissenschaft nicht zur Last gelegt werden, noch viel weniger aber kann sie derselben zu Nutz und Ehre gereichen. (376).

13. Auch dieser (kosmische) Staub bildet ein wichtiges Glied in einer Schöpfung, wo nichts von ungefähr, sondern alles mit göttlicher Zweckmäßigkeit geordnet ist. (180).

14. In den exakten Wissenschaften hat man es mit den Erscheinungen selbst, mit meßbaren Größen zu tun; der Urgrund der Dinge aber ist ein dem Menschenverstande ewig unerforschliches Wesen — die Gottheit; wohingegen „höhere Ursachen", „übersinnliche Kräfte" u. dgl. m. mit all ihren Konsequenzen in das illusorische Mittelreich der Naturphilosophie und des Mystizismus gehören. (261).



Meinem Töchterlein

Von

Charlotte Dittmann

Wem wirst du wohl einst blühen,
Mein goldenes Töchterlein?
Heiß wallt dein Herzchen über — —
Wer wird dein Liebster sein?

Jetzt spielst du noch mit Küssen
Und tauschest sie im Scherz,
Doch seh' ich drin schon glühen
Ein reiches Frauenherz.

O, schütze Gott den Knaben
Auf seiner Lebensfahrt,
Der einst in seinem Herzen
Als Mann dein Glück verwahrt.

Vor Sturm und Reif behütet
Sei, Kind, die Liebe dein — —
Gesegnet, der einst wandelt
In deinem Sonnenschein.





Der Waldpfarrer am Schoharie

Kulturhistorische Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben des achtzehnten Jahrhunderts

von

Friedrich Mayer

(Fortsetzung)

Viertes Kapitel

Ich saß am Mohawkfluß und schaute den Wasserfällen zu. Da vernahm ich ein lautes Knistern, als ob jemand Zweige von den Tannen abbreche. Es war eine Bärenmutter mit ihren drei Jungen, welche nach Honig jagten. Man sieht es den plumpen Tieren nicht an, wie rasch und sicher sie die Bäume erklettern. Behutsam nähern sie sich dem Bienenbau, ein schneller Stoß, und er fällt zur Erde. Die Bärin, über welche der Bienenschwarm wütend herfällt, läuft nach dem Flusse, taucht unter, und triefend von Wasser macht sie sich jetzt über ihre Beute, kaum mehr belästigt von dem Bienenvolk.

Lange habe ich zugeschaut; wie ich jetzt aufstehe, wird die Bärin aufmerksam, sie entdeckt den Eindringling und flüchtet in das nahe Gebüsch. In der Nähe müssen Menschen wohnen, mit denen die Tiere böse Erfahrung gemacht haben. Eine kurze Meile den Fluß hinauf, und ich bin mitten unter Pechnern und Teerarbeitern.

Große, grobknochige Gesellen sind es, die mit ihren pechschwarzen Fäusten ein dickes Brett entzweischlagen können. Ihre Arbeit ist schwer. Sie zerlegen die großen Bäume in vier den Himmelsrichtungen entsprechende gleiche Teile. Sobald der Saft im Frühjahr in die Bäume steigt, schälen sie zwei Fuß lang das nördliche Viertel da ab, wo die Sonne die geringste Kraft hat, den Teer herauszuziehen; im Herbst schälen sie das südliche Viertel und im nächsten Jahr die beiden noch übrigen Teile. Dann wird der mit Terpentin durchsättigte Teil in Stücken zerlegt und im Ofen zubereitet. Man riecht den Pechner und seine Heimat auf Meilen. Kein Wunder, daß der alte Weiser und seine Deutschen keine Freude an dieser ihnen aufgezwungenen Arbeit hatten. Daneben klopfen und hämmern die Küfer, sie pichen die Teerfässer. Dicht dabei ist die Sägmühle und das

„Lumber Camp“. Es heult die Säge, und krachend stürzen unter den wuchtigen Axthieben die Bäume.

Das sind harte Menschen; sie reden nicht miteinander, sondern brüllen sich gegenseitig an: wenn sie fluchen, dann hallt es noch lauter durch den Wald. Keiner ist ohne Narben. Daran ist das Kartenspiel am Abend schuld und das Bier und der Branntwein, welchen die Weiber im Camp sieden in großen Kesseln.

Weiber, ja, sie haben Weiber bei sich! Gott weiß, wo deren Wiege gestanden. Rothaarige Irländerinnen, schwarzäugige Französinnen, Mischlinge aus Louisiana, die ihr Leben hier beschließen, daneben auch ganz junge Dinger.

Ich frage ein Mädchen, das noch keine vierzehn Jahre zählen kann und einen Säugling im Schoße wiegt: „Wo ist die Mutter, welcher das Kind gehört?“ Sie lacht altklug: „Das ist mein Kind, daß Sie's wissen, und ich bin das Weib des großen Bill!“

Ein Haufen wilder, ungewaschener Jungen drängt sich um mich, weil ich ihnen das Bild zeige: Joseph, verkauft von seinen Brüdern. Kaum haben sie angefangen, auf meine Erzählung zu horchen, da vernimmt man ein Klappern neben uns wie das Klappern der Heuschrecken. „Klapperschlange!“ brüllen sie und fahren auf. Mit Stecken und Steinen dringen sie auf das vier Fuß lange Tier ein: die Schlange macht einen Sprung nach dem Gebüsch; der große Hannes verfolgt sie und tötet das Tier. Er springt schnell zurück, weil er dicht daneben eine andere Klapperschlange endeckt hat, die sich zusammenwand, um einen Sprung auf ihn zu machen. Rasch hat er sich von dem Schrecken erholt; er kehrt zurück und erlegt auch die zweite. Wir betrachten die Giftzähne und schneiden die Klappern ab; die eine hatte neun, die andere sieben Klappern. Weil aber die Mädchen den Hannes ob seiner Heldentat bewundern, entsteht lauter Streit; die anderen Buben beanspruchen ebenfalls Anerkennung für ihre Mithilfe. Ehe ich mich's versehe, ist die schönste Prügelei im Gange.

„Wollt ihr Frieden halten, ihr Mordsbuben!“ donnert der rote Peter sie an und jagt sie auseinander.

Am Abend setzen sie sich um mich.

„Sind Sie auch ein rechter Pfarrer?“ fragt die rabenschwarze Barbel.

„Das kann man gleich sehen“, entgegnet ihr Mann, der rote Peter. „Was frägst nur so dumm!“

„Der Weiser soll fortgezogen sein,“ wandte er sich zu mir, „da kann man gewiß Land kaufen am Schohari.“

„Warum bleiben Sie nicht hier?“

„Teer bereiten ist keine rechte Arbeit; man weiß nicht, für wen man arbeitet. Die Fässer werden gefüllt, dann fortgeschickt den Mohawk hinunter nach dem Hudson und New York und wer weiß, wo sonst noch hin.“

„Bezahlt Sie der Gouverneur nicht?“

„Das schon, aber ich will Land erwerben, auch meine Kinder schulen lassen und rechtschaffen aufziehen als Christenmenschen, hier ist Teufelsvolk!“

„Land kostet Geld.“

„Ich habe ein Bankkonto in Albany.“

Schallendes Gelächter begleitete diese Mitteilung des roten Peters.

„Bankkonto ist besser als Land,“ schrien die Franzosen, „Land muß man bearbeiten, Bankkonto, das zieht, das kauft Weiber und Wein.“

Ihre Spottreden über den einfältigen Deutschen wollten kein Ende nehmen.

„Sind leichtfertige Franzosen; wir Deutsche wollen unsern eigenen Grund und Boden; nächstes Jahr versuche ich's und kaufe eine Farm.“

„Mein Gott, wie glücklich ich sein werde mit dir und den Kindern auf unserem Land“, antwortete glücklich seine schwarze Barbel.

So sind diese Deutschen, sie wollen ihr eigenes Haus, ohne das ist keiner glücklich; der Romane dagegen lebt, wie der Vogel in der Luft, nur fidel, es ist nichts Solides an diesen Menschen. Ich fange an, stolz zu werden auf meine Landsleute. Rauhe Haut, weiches, unverdorbenes Herz!

Fünftes Kapitel

Fruchtbar sind die Täler, in denen die Bauern wohnen; jedes Weizenkorn geht auf, und an jedem Halm hängt schwer die körnerreiche Ähre. Die Leute verstehen den Landbau, sie geizen mit dem Boden, selbst in den Wald hinein werfen sie den Samen, und soweit die Sonne die Erde noch streift, steht in der Ernte der reife Weizen.

Jetzt beginnt die Ernte. Vom frühen Morgen bis hinein in die Nacht sind die Leute auf den Feldern; geschäftig fährt die Sense durch den Weizen; Frauen und Mädchen binden ihn in kleine Garben und schichten ihn auf Haufen; glühend brennt die heiße Julisonne, und manch ein Schnitter flüchtet unter den nahen Schattenbaum, sonst möchte er dem Sonnenstich zum Opfer fallen. Endlich ist das letzte Weizenfeld verschwunden, auf großen Haufen wartet die Frucht des Dreschers.

„Schau, diese Körner, sie sind fast so groß wie die Bohnen“, damit hält Gerlach eine Handvoll der mehligen Gabe seinem Weib vors Gesicht.

Sie haben wenig Zeit übrig für Festtage; aber ein Erntefest wird gefeiert. Da strömt das Volk zusammen von den Farmen und aus den Dörfern; selbst die Pechner und Holzer fehlen nicht; sie kommen aus dem Wald herein mit ihren Weibern und der Herde ihrer Kinder. Ganze Berge des frischgebackenen Weißbrots, der Schinken und Würste werden aufgegessen; dazu hat der pfiffige Branntweiner und Schenkwirt aller Vorschrift zuwider in seinen Körben Branntwein auf den Festplatz geschmuggelt.

Ein Tannenbaum, glatt geschält, dient als Maie; oben hängen die Siegerpreise: Pistole, Mundharfen, Messer und Geldbeutel. Behend klettern die Waldbuben hinauf und holen die Herrlichkeiten; dann beginnt das Sacklaufen der Mädchen, das Eiertragen und Wettlaufen.

Schon begann die Festfreude laut und lärmend zu werden, als plötzlich vom Walde her ein langer Zug von Indianern kam; immer einer hinter dem andern, im Gänsemarsch, malerisch gekleidet, zogen sie stille heran.

Es begann der Wettkampf der Erwachsenen; sie werfen Hufeisen, spielen Ball; das Ganze aber beschließt das Wettrennen der hier vertretenen Nationen.

Höflich tritt der Franzose sowie der Irländer in die Rennbahn. Den Applaus, mit dem die Menge ihn begrüßt, beantwortet er durch eine tiefe Verbeugung und wiederholtes Abnehmen des zerrissenen Hutes. Ihm folgt der Deutsche; auf die Begrüßung der Zuschauer antwortet er durch ein leichtes Lächeln. Zuletzt, in langsamem Schritt, naht der Indianer; lärmend begrüßt ihn die Menge; er scheint es nicht zu hören. Der Indianer ist der Stoiker Amerikas.

Der Preisrichter gibt das Zeichen. Mit rehartiger Geschwindigkeit setzen der Kelte und der Romane ein, aber nach einer Viertelmeile erlahmen beide; langsamer beginnt in langen Sätzen der Deutsche, und ihm ähnlich folgt der Indianer. Eine Viertelmeile — noch haben Irländer und Franzose den Vorsprung, eine halbe Meile — Kelte und Romane erschlaffen und bleiben zurück, dreiviertel Meile — der Deutsche und der Indianer sind allein in der Rennbahn! Gespannt harrt alles des Ausgangs; selbst unter den Indianern bemerkt man eine gewisse Unruhe. Sie sind am Ziele! Wer hat gewonnen? Lautes Stimmengewirr, jeder nimmt Partei für seine Nationalität.

„Der Deutsche und der Indianer kamen gleichzeitig ans Ziel," lautet die Entscheidung des Preisrichters, „beide haben den Gang noch einmal zu tun, der Preis besteht aus einem Bärenfell."

Jetzt erst kann ich das Gesicht des jungen Deutschen sehen, es ist Konrad Weiser, derselbe, den die Indianer einmal gekauft hatten; er hat nicht nur die Sprache der Indianer gelernt, sondern auch ihre Zähigkeit und Ausdauer. Mit großer Spannung folgt jedermann dem Ausgang des Rennens; Deutsche und Indianer behandeln es als eine Sache, von welcher die Ehre ihrer Nation abhängt.

Der Preisrichter gibt das Zeichen und die beiden Läufer sausen dahin. Wie der Staub auffliegt! Eine halbe Meile, bald ist der eine, bald der andere um Kopfeslänge voraus; die Aufregung steigt von Minute zu Minute, man hält den Atem an, niemand spricht ein Wort! Schon nahen sie dem Ziele, und noch ist der Sieg ungewiß. Da sprengt der junge Weiser gegen den Indianer (ob mit Absicht oder aus Zufall, vermag ich nicht zu sagen), dieser stürzt zu Boden, noch einen Satz und der Deutsche ist der Sieger.

Wilder Jubel bricht unter den Deutschen aus; sie werfen Hüte und Röcke in die Höhe, und die Buben klettern an den Bäumen empor. — Die Indianer aber sind erbittert, manche stoßen Drohungen aus und ballen gegen die deutsche Ansiedlung ihre Fäuste.

Konrad Weiser hat nicht umsonst unter ihnen gelebt, er kennt Indianerart und Indianerrache. „Mein Fell ist mir lieber als das Bärenfell", sagte er zu mir; ging auf die Indianer zu und mit einer wahren Leichenbittermiene reichte er einem nach dem andern die Hand und bedauerte das Unglück, das ihm passiert sei. Das Bärenfell, welches ihm der Preisrichter überreicht hatte, drängte er dem Indianer auf, denn sein roter Bruder sei der schnellste Läufer. Das wirkte! Die Indianer wollten dem Deutschen an Großmut nicht nachstehen und nötigten Weiser, das Fell zu behalten. O, er ist ein Diplomat, der junge Weiser!

Zum Zeichen, daß aller Groll verschwunden sei, begann die Branntweinflasche die Runde, und als die Sonne unterging, lagen Kelten und Romanen, Deutsche und Indianer friedlich durcheinander.

Das Feuerwasser war der Sieger!

Sechstes Kapitel

In der deutschen Niederlassung bildet die Ernte ein unerschöpfliches Gesprächsthema.

„Ob der Weizen unter der dicken Schneedecke nicht schwitzt", beginnt im Winter die Unterhaltung.

„Die harten Fröste ruinieren die Saat", jammert der Bauer im Frühjahr.

„Der Rost hat angesetzt", und die Leute schütteln bedenklich die Köpfe.

Endlich aber klingt's fröhlich: „Ein guter Jahrgang, guter Weizen heuer", und die jungen Männer blicken vielsagend ins Weite, die Mädchen aber schauen verlegen zu Boden, und jungfräuliche Röte färbt die jugendlich frischen Wangen.

„Guter Weizen heuer" bedeutet hierzulande im Munde eines jungen Mannes: „Ich habe genug erübrigt für zwei. Wann soll die Hochzeit sein?"

Die glückliche Braut fehlt fortan im Felde. Um so emsiger aber fliegt die Nadel; da wird geschneidert und anprobiert, da wird gezählt, und der Weißzeugkasten hat keine Stunde Ruhe. Die Zurüstung auf eine Bauernhochzeit ist schwere Arbeit, doch den Weibern wird diese Mühe zur süßen Lust, jeder Werktag deucht ihnen ein Sonntag.

Der Hochzeitstag ist festgesetzt. Es wird doch nichts mehr dazwischen kommen? Wenn nur das Welschkorn erst abgehauen wäre, ein früher Frost kann noch alles verderben! Sobald der Septembermorgen graut, öffnet sich der Fensterladen, ein hübscher Mädchenkopf schaut heraus: „Es ist nur Tau, bin ich erschrocken, sieht so weiß, wie der eisige Reif", murmelt sie, guckt dann noch einmal nach den Dächern; es ist wirklich nur Tau, der dem Korn keinen Schaden zufügt. Es war Vollmond in der Nacht, ist der erst vorüber, dann fällt so leicht noch kein Reif.

Im Herbste ist das Leben bei den Waldbauern schön. Wenn die Blätter sich färben, die rotbackigen Äpfel durch das Laub blicken, wenn

schwerbeladen die Wagen vom Felde hereinkommen, wenn die Sonne so mild Feld und Wald füllet, und abends die jungen Männer den süßen Most aus den Äpfeln pressen, da ist's eine Lust, zu leben.

Aber der Winter ist streng: ein schneidend kalter Wind fährt um die Hütte, haushohe Schneewehen blockieren Weg und Steg und verhindern jeden Verkehr mit dem Nachbar. Darum holt der junge Bauer im Herbste sich das junge Weib. Mag's draußen auch stürmen und sausen, mag die Sonne hinter den Wolken sich verbergen, im Stübchen prasselt ein lustiges Feuer, und die schönen, lachenden Augen seiner jungen Frau dünken dem Bauer schöner als aller Sonnenschein. Drum keine Hochzeit im Frühling; da muß der Mann den ganzen Sommer hindurch von morgens bis abends auf dem Felde sich abquälen, nein, im Herbst ist die Hochzeit, und durch den rauhen Winter genießt er das süße Eheglück und zimmert sich den Ehehimmel. Während er am Morgen den Rindern und Schafen ihr Futter austeilt, da jauchzt das Herz in ungeahntem Glück: „Mein Weib, mein Haus, o, wie ist die Welt so schön!"

Es ist die erste Trauung, die ich vollziehen soll. Die jungen Leute sind mir wohl bekannt: Christian Schell heißt der Bräutigam, und seine Braut ist das Gretchen Merkle.

Der Hochzeitbitter ist durch das ganze deutsche „Settlement" gegangen und hat seinen Spruch aufgesagt: „A höfliche Bitt' und Einladung und ihr sollt auch zur Hochzitt komme im Haus der Brauteltern, Donnerstag nach Martini." Traf er an einem Platze niemand zu Hause, da zog er ein Stück Kreide aus der Tasche und zeichnete an die Haustüre den Hochzeitsstrauß. Er hat seine Arbeit gewissenhaft verrichtet, darum kommen am Hochzeitsmorgen von allen Seiten die Gäste. Die Männer tragen den Hochzeitsstrauß am Rock, die Frauen haben sich mit bunten Bändern geschmückt. Nicht nur ein deutsches Volk lebt in dem Walde, sondern auch deutscher Brauch und Sitte.

Um zwölf Uhr soll die Trauung stattfinden, so hat die Braut es gewünscht. Schlägt die Uhr zwölf, während der Pfarrer das Paar zusammenspricht, dann bringt das Glück, dieweil dann Christus mit den heiligen zwölf Aposteln zugegen ist. Vorsorglich steht ein zuverlässiger Mann an der Uhr; falls der Pfarrer zu lange predigen sollte, sorgt er dafür, daß doch die Uhr im rechten Augenblick zum Schlage ausholt.

Das Brautpaar tritt auf: der schmucke Christian trägt den Hochzeitsstrauß im Knopfloch, die Braut im weißen Schleier, auf dem braunen Haar das zarte Grün der Myrte, unter dem ihr Gesicht allerliebst hervorschaut; ihnen zur Seite Vater und Mutter, dann die Schar der Jünglinge und Jungfrauen als Trauzeugen.

Jetzt stehen sie vor mir. Man hat gewünscht, ich solle den 127. Psalm, das schönste Vertrauenslied des Volkes Gottes, als Hochzeitstext wählen. Schon habe ich das heilige Buch geöffnet und will beginnen, da fällt die Musik ein. Fast alle diese Pfälzer sind Geiger und Pfeifer; so hatten sie

im Hintergrunde von der Menge verdeckt gewartet, bis ich das Hochzeitslied angebe. Da ich fremd und der Sitte unkundig das unterließ, fallen sie aus eigener Machtvollkommenheit ein und spielen den Choral: „In allen meinen Taten, laß ich den Höchsten raten usw." Männer und Weiber singen das Lied auswendig mit. Unter dem rauhen Äußern der Bauern und Waldverwüster lebt der lebendige Glaube an die Allgegenwart Gottes. So können nur gläubige Christen singen; das schallt und braust, als wollen sie die bösen Geister in der Luft verscheuchen, als wollen sie dem einziehenden Christus ihr Willkommen ins Angesicht rufen. Dieses Singen, dieser Ausdruck ihres heiligen Glaubens hat mich fast aus der Fassung gebracht.

Nun lese ich den Psalm; was ich von dem Immergrün ewiger Treue, von den zarten Rosenbanden alles sagen wollte, so wie ich es bei Dichtern schon gelesen hatte, war nach diesem Singen nicht mehr zu gebrauchen. So spreche ich, wie mir's der Augenblick eingibt. Ich rede von Häuserbauen, von der Menschen Arbeit und des Lebens Not; der alte Weiser und seine Rede kamen mir in den Sinn, und ich redete mich in einen argen Eifer hinein, sprach dann von Gottes Durchhilfe und Erbarmen. Wie ich aber merkte, daß der alte Weber das Deckblatt der Uhr aufhebt, fasse ich alles, was ich noch sagen wollte, zusammen in den Vers:

„Mit unsrer Macht ist nichts getan,
Wir sind gar bald verloren,
Es streit' für uns der rechte Mann,
Den Gott hat selbst erkoren.
Fragst du, wer er ist,
Er heißet Jesus Christ,
Der Herre Zebaoth
Und ist kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten!"

Die Männer hatten die Hände gefaltet, die Weiber wischten die Augen; sie hatten mich besser verstanden als ich selber.

Nachdem Bräutigam und Braut die an sie gestellten Fragen beantwortet hatten, sage ich: „So reichet euch die rechte Hand." Eilig schiebt die Mutter Merkle ihr Gretchen so nahe wie möglich hin an den Christian, damit man nicht zwischen dem Brautpaar durchsehen kann in diesem feierlichen Augenblick, sonst gebe es eine Ehe voller Zwietracht und Uneinigkeit.

So spreche ich den Segen über sie, rechtzeitig fällt die Uhr mit den zwölf Schlägen ein, damit ist der Grund gelegt für ein neues Haus am Schoharie.

Man setzte sich nieder zum Hochzeitsschmaus. Als die Gäste endlich alle satt waren, erhob sich der alte Schullehrer Heim, und wie das bei ihm seit Jahren Gebrauch war, brachte er in gereimter Form seinen Glückwunsch dar; er lautete: „Seit unser Herr nach Kana kam, Und Wasser dort in Wein verwand, Ist er dabei zu jeder Frist, Wo neu ein Haus zu bauen ist. An Seufzer hier im Tränental In keiner Eh' es fehlen mag

Drum kommt die Not in euer Haus, Schaut gläubig nach dem Herren aus; Denn, wo das Kreuz errichtet wird, Da fehlet nie der heilige Christ. Erhebet denn die Gläser all', Dem jungen, wackern Ehepaar Gesegne Gott sein Haus und Feld, Behüte Schaf- und Rinderherd', Es wachs' und blühe um den Tisch Die Bubenzahl gesund und frisch, Auch Mädchen gut und schön und fein, Wie unsre Braut gleich engelrein, Daß fortan glänze klar und hell, Der Ruf des Hauses Christian Schell!"

Der Schulmeister hatte es mit einer Mischung von Ernst und Humor gesprochen, die Weiber hatten ihm bewegt zugehört, die Männer klappten in die Hände. Nun folgten rasch nacheinander die Glückwünsche und die Darbringung der Geschenke. Am besten hat es der Konrad Weiser gemacht; er überreichte ein dickes Buch mit den Worten:

„Ein wertvoll Buch schenke ich euch, nicht, weil es gar viel gekostet hätte, sondern weil ich den Weg nach New York gelaufen bin (es sind zweihundert engl. Meilen dorthin), um es zu kaufen. Drum braucht das Buch recht fleißig, und an Segen wird es euch nicht mangeln." Damit überreichte er „Arnds wahres Christentum". Er ist wirklich nach New York gelaufen, um das Buch zu besorgen, und soll unterwegs von Wölfen angefallen worden sein. Er ist doch ein tüchtiger Mann, der junge Weiser!

Nach dieser Rede war es für einen Augenblick stille geworden; da mit einmal beginnen die Geiger, Pfeifer und Trommler eine lustige, wilde Weise, und hereingetänzelt kommt ein junges Weib, als Zigeunerin verkleidet, um den bloßen Hals die Perlenschnur, an den Armen Ringe und Bänder.

„Die Wahrsagerin", schallte es durcheinander. Sie hatte auch schon die Hand der sich sträubenden Braut ergriffen, und rasch sprudelten die Worte hervor: „Es wird nicht fehlen an Weizen und Korn, nicht fehlen an tapfern Männern, welche den Bären stellen und die Wölfe töten, nicht fehlen an Soldaten, wenn treulos die Wilden die Heimat überfallen — hu, hu," rief sie und hielt die Hand vor die Augen, „hu, weiße Pünktchen an den Fingern, das bedeutet Kinder, Buben und Mädchen, eins, zwei, drei, vier, fünf, dann Zwillinge, Drillinge — —" Jetzt aber bekam die Grete ihre Hand los, sie wollte der Hexe den Mund schließen, aber starke Hände hatten ihren Fuß umspannt. Ihr Christian hatte in der Aufregung vergessen, daß gleichzeitig mit dem Eintritt der Wahrsagerin junge Männer unter den Tisch kriechen, und wer der Braut den Schuh vom Fuße zieht, den ersten Tanz mit ihr erhält; auch muß der Bräutigam mit schwerem Gelde bei der sofort stattfindenden Versteigerung den Schuh wieder zurückkaufen. Ist's den jungen Männern gelungen? Nicht bei der Grete, überhaupt noch nie bei den deutschen Mädchen am Schoharie, die wissen, wie man sich wehrt.

Nun war die Aufregung aufs höchste gestiegen; erst nach mehrmaligem lauten Klopfen konnte ein so angesehener Mann, wie der alte Herkimer, sich Gehör verschaffen. „Ein alter Bekannter von meinem Hause möchte gerne ein paar Worte reden."

Neben ihm erschien etwas gebückt, in abgetragenem Rock, mit langem struppigen Bart ein Mann, der in jener Lebensperiode stand, in welcher es schwer hält, das genaue Alter zu bestimmen.

„Ich bin auch deitsch," begann er, „bin ich auch kain Christenmensch, so doch ein ehrlicher, deitscher Jud', der viel geraist ist vom Hudson bis an den Susquehanna, von New York bis Germantown und Philadelphia jeden Deitschen kennt, soll ich bringen Grüße von der Katharine Weisenberg aus Albany, deren Mutter selig ist gewesen eine Schwester zur Frau Merkle; soll ich grüßen und wünschen in ihrem Namen viel Glück und Segen dem Christian Schell und, was ist seine neue Frau, der Grete Schell. Und, wenn man nicht wird auslachen einen Mann, was ist ein Jud', aber ist ein ehrlicher Mann, und welchem hat angetan der Herr Karl Herkimer die große Ehr', ihn zu haißen ‚einen alten Bekannten von meinem Haus', dann möcht' ich auch wünschen Glück und viel Segen dem Brautpaar," und er hob wie zum Segnen seine Hände aus und sagte in feierlich ernster Weise: „Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs segne euch, wie er hat gesegnet die Patriarchen, welche sind auch gewesen Wanderer wie wir, er behüte euch, wie er hat behütet den Vater David, als er ist geflohen vor dem König Saul, er gebe euch Weisheit, Reichtum und langes Leben, wie er hat es gegeben dem großen König Salomo. Er gebe euch Söhne, gottesfürchtig wie den Joseph, treu wie den Jonathan, und Mädchen, schön wie die Rahel und klug wie die Ruth — das wünscht von Herzen Jonathan Schmul."

So sprach er, und man hörte ihn mit Achtung. Ich habe ihm nachher die Hand gedrückt und wollte seine Rede loben, aber er sprach immer nur: „Is gut, is gut."

Es war mittlerweile Abend geworden, und ich machte mich auf den Heimweg. Draußen im Freien feierten die jungen Männer, welche im Hause nicht Platz hatten, auf ihre Weise die Hochzeit. Sie hatten das Bier beim Faß gekauft; jeder, der trinken wollte, mußte das Faß frei vom Boden heben, und dann trank er und trank und trank. So probierten sie der Reihe nach, wer der Stärkste sei. Hier hätte die Wahrsagerin leichtes Spiel gehabt; bis in etlichen Stunden hebt keiner mehr ein Faß in die Höhe, das Feuerwasser ist auch hier der Stärkste.

In dieser Hochzeitsnacht fand ich keinen Schlaf, der Gruß von der Katherine Weisenberg ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Ich gehe den Berg hinter meinem Hause hinunter und schaue ins Wasser. Es schwätzt und flüstert im Wasser, als halten unsichtbar die Geister dort ihr Stelldichein. Plötzlich hör' ich ganz in der Nähe den Ruf:

„Hört ihr Leut' und laßt euch sagen,
Die Glocke, die hat zwei geschlagen,
Zwei Wege hat der Mensch vor sich,
O Herr, den schmalen führe mich!"

Was, Nachtwächter im Urwalde Amerikas? Doch, ich besinne mich. Für gewöhnlich wacht in jedem Haus einer gegen Überfälle der Wilden, aber wegen der Hochzeit ist für diese Nacht ein besonderer Mann angestellt. Er soll mich in dieser Stunde denn doch nicht hier antreffen; so steige ich wieder den Hügel hinan, meiner Blockhütte zu.

Siebentes Kapitel

Wie ich tags darauf Gerlach einen Besuch abstattete, kam der Jonathan Schmul ins Haus, setzte seine Kisten und Bündel auf den Boden und holte tief Atem.

„Was zu kaufen, Madam, was benötigt?" fing er an; „und wie geht's dem Manne und den Kindern, alle frisch, haben Backen wie — —"

„Rufe den Vater, Fritz," unterbricht ihn die Frau Gerlach, und der Junge stürmt hinaus und schreit so laut, wie er kann:

„Der Pedler (Hausierer), Vater, komm heim, der Pedler!"

Inzwischen hat der Pedler Jonathan Schmul seine Kisten und Pakete geöffnet, die Kinder schauen neugierig zu, und mit Ausrufen der Bewunderung ob all der Herrlichkeiten, welche vor ihren Augen entfaltet werden, drängen sie immer näher.

„Kauf' mir das Messer, Mutter, ich brauch' das Messer, der Weberfritz hat auch eins", ruft der Fritz.

„Mir die Ohrringe, Mutter", heult das Lieschen.

„Ich muß einen wollenen Unterkittel haben auf den Winter", sagt bestimmt der Andreas, er ist schon fünfzehn und darf fordern.

„Geht ihr gleich weg! Pedler, schlag' ihnen auf die Hände", befiehlt die Mutter. Der Pedler tut es aber nicht, er weiß vielmehr, daß Kinder seine besten Kunden sind.

Mittlerweilen ist der Gerlach hereingekommen, hat sich die Hände gewaschen und beginnt mit dem Schmul zu parlieren über Wetter und Weizen, dann aber geht der Jude über zum Geschäft.

„Etwas gefällig heut, hier die Arznei, ist gegen das Fieber, ist lauter Wurzelsaft, habe das Geheimnis von einem alten Indianer!"

„Oder diese Pillen, das beste Mittel gegen Husten, auch für Kinder, wenn sie nachts nicht schlafen wollen, haben Sie noch übrig davon?"

„Nicht mehr viel", sagt Gerlach kurz.

„Hab' ich nicht gesagt die Wahrheit, ist gute Medizin gegen Kolik bei Kälbern und Ferkeln, Mann, Sie haben probiert, bezeugt, ob ich sag' die Wahrheit."

„Ist nicht schlecht", lautet die Antwort. Gerlach fürchtet, wenn er zu reichliches Lob spende, möchte der Schmul den Preis erhöhen.

Nun wird gefeilscht und gekauft, schon springt der Fritz hinaus mit einer Mundharfe, und das Lieschen schreit laut auf, weil die silbernen Ohrenringe zu rauh angeheftet sind. Die großen Buben prüfen die Waren, sie

kaufen mit Kennerblick Wetzsteine und Messer, auch neuer Pulvervorrat wird eingelegt, und der Christian untersucht wohlgefällig eine Tabakspfeife.

„Jetzt, das ist zu arg, du sollst mir kommen", ruft die Mutter und schüttelt zornig die Faust gegen den Christian.

Weil aber die Mutter die Teppiche und das Weißzeug, die Sitze und den Faden untersucht und die Männer nicht recht beobachten kann, holt der Christian heimlich aus der Sonntagshose Silber- und Kupfermünzen und erhält dafür von dem Pedler die Pfeife mit der Versicherung: „Es ist die schönste am Schoharie!"

So wird eingekauft. „Der Winter ist vor der Tür, wollene Unterkleider, der Kittel kostet bloß drei Taler und neunundneunzig Cent, verkaufe billiger als der Store in Albany und hab's hergetragen, bin zufrieden mit einem kleinen Profit, leben und leben lassen, ist mein Wahlspruch."

Dem Gerlach fängt es an bedenklich zu werden; alle Tische liegen voll mit Kleidungsstücken, Spielwaren und Arzneien, er kratzt sich am Kopf, er handelt und feilscht, es hilft nichts.

„Jonathan Schmul will machen ein ehrliches Geschäft."

Da spielt der Bauer seinen größten Trumpf aus:

„Schmul, eigentlich brauch ich nichts, wollt' Sie nur nicht wegschicken heute, Sie sind zu teuer, ich kaufe nichts, vielleicht das nächstemal, und nichts für ungut!"

Er kauft aber doch, holt seine lederne Geldkatze aus der Kommode und bezahlt.

„Was ich sagen wollte," fährt der Schmul fort, „den Shwal, beseht ihn, er ist der letzte"; damit entfaltet er ein in der Tat prächtiges Umschlagtuch mit hübschen schweren Fransen. Der Bauer schüttelt abwehrend den Kopf, aber das Tuch hat der Frau Gerlach Auge gebannt, sie befühlt es.

„Wolle, reine portugiesische Wolle, gesponnen und gewoben in Paris, was ist die Hauptstadt von Frankreich, wo ist die neueste Mode, habe eins verkauft an dem Herkimer seine Frau; ist schön, aber nicht so schön, wie dieses, ist gemacht in Lyon, was auch liegt in Frankreich, dieses kommt von Paris, was ist das Zentrum der Mod'!"

Er hängt es der Frau Gerlach um die Schultern, und die Mädchen schauen verlangend nach dem Tuch.

„Was gafft ihr, jetzt so etwas, ich hab' mehr geschafft, als ihr euer Lebtag tun werdet, bin dabei alt geworden und niemand hat mir solch einen Shawl gekauft", und sie räuspert sich und schluckt und fährt in der Stube umher. Der Gerlach ist ein verständiger Mann, er kennt seine bessere Hälfte, er geht noch einmal nach der Kommode, es sind aber Banknoten, die er dieses Mal holt.

Die Frau aber schreit: „Mann, hast du Geld zum Wegwerfen?" dann wettert sie an dem Ofen, legt Holz ein, schiebt Pfannen und Kacheln hin und her und macht ein grausig düsteres Gesicht, während der Mann den Handel vollends ins reine bringt.

„Sie bleiben hier beim Mittagessen, es wird gleich auf dem Tisch sein, erzählen mir ein wenig, wie es in der Niederlassung zugeht, und von den Händeln in der Welt!"

Und Jonathan Schmul blieb und erzählte; der Pedler besorgt in dieser Gegend die Arbeit der Zeitung, er kennt fast jedermann in zwei Staaten, kann ohne langes Nachdenken die ganze Verwandtschaft aufsagen, auch besorgt er allerlei wichtige Botendienste.

Nach dem Essen aber holte Schmul ein schönes Gebetbuch aus seiner Kiste hervor und überreicht's der alten Großmutter.

„Es ist ein christliches Buch, gedruckt von meinem Freunde Christian Sauer in Philadelphia, lesen Sie es fleißig und denkt's dabei auch an den Schmul, was ist ein Jud', aber macht ein ehrliches Geschäft." Damit ging der Pedler.

Achtes Kapitel

Ich folgte ihm und lud ihn zu mir in mein Haus. Den ganzen Nachmittag habe ich seinen Erzählungen zugehört. Von den Freunden aus Echterdingen berichtete er, der Weisenberg sei auf dem Schiffe der Seekrankheit erlegen, darauf hätten die ‚Seelenverkäufer' sein Geld gestohlen, und, weil nun nicht mehr genug Reisegeld übrig war, wurde die Katherine bei ihrer Ankunft in New York auf sieben Jahre verkauft an eine reiche holländische Familie, welche in Albany wohne. Sie habe es dort gut; ihre Schönheit habe den Sohn des Hauses gereizt, aber das Mädchen wisse, wie man sich solcher Burschen erwehre; denn sie sei nicht nur hübsch, sondern auch verständig und werde sich ehrlich durchschlagen, niemand brauche ihretwegen in Sorgen sein. Ob sie von mir gesprochen habe? Schmul wußte es nicht.

Ob ich vielleicht den Sir Johnson kenne? Es sei ein junger Engländer, der große Ländereien besitze, da, wo der Schoharie in den Mohawkfluß münde. Dieser junge Mann verkehre viel im Hause der Holländer, wolle ich mit dem Mädchen in Verbindung treten, so würde er jedenfalls einen etwaigen Brief abliefern.

„Kennt Sir Johnson die Katherine?"

„Habe gesehen, wie er im Vorbeigehn hat angeschaut das Mädchen, seine Augen brannten."

„O wehe", entfuhr es mir.

„Ganz ohne Sorgen, Herr Pfarrer, zur Frau nimmt er sie nicht und zu etwas anderem gibt sie sich nicht her."

Mehr war nicht zu erfahren.

„Herr Pfarrer, nehmen Sie einem armen Jud' nichts für ungut, wenn er sich erlaubt zu reden ein freies Wort. Bleiben Sie am Schoharie, hier wohnen lauter Edelleute, wenn sie auch den Bettlerkittel tragen. Die Wanderpfarrer sind schlechte Leute, Sie sind der Mann für dieses Volk."

„Aber der Schnaps, Schmul!"



„Schon wahr; daran sind die reichen Holländer schuld, sie haben mit dem Feuerwasser sich die Freundschaft der Indianer gekauft; mit meinen eigenen Augen habe ich gesehen, wie sie die Wilden so lange mit Branntwein traktierten, bis daß sie ihnen dasselbe Land noch einmal überschrieben, welches die Deutschen schon gekauft und bebaut hatten. Hunter hat diesen Betrug nachträglich gut geheißen, und dem alten Weiser ist das Herz über dem Jammer gebrochen. Die Leute haben einen Führer nötig, dazu sind Sie der geeignete Mann, Sie sind klug und treu, so wahr ich bin ein ehrlicher Jud'."

„Aber der Schnaps", wiederholte ich.

„Ist nötig, die Deutschen müssen den Indianern auch Schnaps geben, wie die Holländer es tun, sonst sind sie verloren, der Konrad Weiser, was ist ein kluger Mann, hat selbst dazu geraten."

„Jonathan Schmul, wo wohnen Sie?"

„Habe das noch niemand gesagt, aber als Sie sind ein Pfarrer und kennen bewahren ein Beichtgeheimnis, werd' ich's Ihnen sagen. Zehn Meilen gegen Westen ist ein Bach, nach dem Farmer Kobel wird er Kobelskreek genannt. Dort habe ich eine Höhle gefunden, als die Indianer hinter mir drein waren; ich nenne sie Howeshöhle; dort wohne ich. Schweigen Sie darüber; wenn aber ein Krieg ausbricht, dann fliehen Sie dorthin und Sie sind sicher. Ich fürchte Schlimmes, denn die Wilden lüstet's nach den Viehherden der Deutschen."

Er stand auf und wollte gehen. Der Abschied wollte mir weh tun, ich halte ihn für einen treuen Menschen. Schon unter der Tür kehrte er noch einmal zurück und sprach:

„Herr Pfarrer, ich danke Ihnen, daß Sie haben einem Mann, welcher ist ein Jud', angewiesen einen Stuhl in Ihrem Hause und gereicht Salz und Brot; wenn Sie jemals werden gebrauchen einen Fraind im Walde, dann rufen Sie mir, und ich werde Ihnen dienen und geben für die Deutschen und ihren Pfarrer mein Geld und auch mein Leben, so wahr mein Nam' ist Schmul!"

Neuntes Kapitel

Nun bin ich schon zwei Jahre hier und habe noch nichts geleistet. Durch die Wälder bin ich gestrichen, den Flüssen bin ich nachgelaufen, als ob noch große Entdeckungen zu machen wären! Menschen habe ich gesucht, ihre Geschichte mir erzählen lassen, ob vielleicht in ihrer Unruhe mein aufgeregtes Herz Ruhe finde.

Sie waren gut zu mir, die Menschen hierzulande. Bereitwillig haben sie die Türen ihrer Häuser dem fremden Sonderling geöffnet und Gastfreundschaft geübt. Unbequem wurden mir ihre vielen Fragen nach mir selbst und den Absichten, welche ich habe. „Warum predigen Sie uns nicht", ist beinahe der ständige Gruß, wenn sie mir begegnen. Ich weiß es dem alten Weiser Dank, daß er mich gut empfohlen hat, sonst hätten die Leute schwerlich so lange Geduld mit mir.

In diesem Lande gibt es keine Faulenzer, jeder muß arbeiten, auch die Reichen schämen sich nicht der Arbeit. Darum schauen die Leute mich verwundert an. Wie kann ein junger, dazu noch studierter Mensch sein Leben mit Nichtstun zubringen? Ich selber harrte sehnlich auf eine Veränderung.

Heute ist's entschieden! Bis dato lebte ich der Hoffnung, es sei für mich eine Rückkehr in die Staatskirche der Heimat möglich. Ich habe mich darum an verschiedene einflußreiche Männer gewandt und an Jugendfreunde. Endlich ist die Antwort eingetroffen.

Elend kassiert bin ich worden, wie der gemeinste Verbrecher werde ich aus dem Staats- und Kirchenverband hinausgeworfen. Recht geschehe mir, schreibt sogar einer; denn ich hätte vergessen, daß die Fürsten die Gesalbten Gottes auf Erden seien, ihnen zu trotzen, stehe einem Diener des Evangeliums nicht zu. Da hab' ich's! Ein schändliches Verbrechen habe ich begangen, denn ich half mit, daß ein Mädchen weniger ruiniert worden ist! Dann diese Speichellecker! Gott, warum straffst du meine alte, teure Heimat mit solchen Menschen! Wie ich die Briefe las, die mir die Mutter schickte, bekam ich einen Wutanfall; ich schlug mit der Faust auf den Tisch, so daß die alte, halbtaube Urschel aufmerksam wurde. Sie schaute durch das Fenster; weil's ein trüber Tag ist, hat sie vermeint, es donnere. Mein Gott, ich wußte nicht, soll ich rasen und fluchen oder weinen und lachen.

„Die dunkelste Wolke hat eine silberne Einfassung", sagen hier die Leute. Auch draußen in der Heimat haben sie noch Männer. Zwar der Professor G. in Tübingen gefällt mir nicht recht. Er läßt mich grüßen, scheue sich aber, mir zu schreiben, weil ein Brief leicht den Spionen des Fürsten in die Hände fallen könnte. Aber der Prälat und Hofprediger Urlsperger, das ist ein ganzer Mann! Dem sollte die Nachwelt ein Denkmal errichten, direkt vor der Schloßkirche müßte es stehen, als eine Predigt, daß Männerwürde und Männertreue noch nicht ausgestorben ist. Verlangt Serenissimus, daß seine erste Mätresse soll in das sonntägliche Kirchengebet eingeschlossen werden, und das Heer der Hofschranzen, der Hofräte, der Medizinalräte und ähnlicher Schlucker machen dazu alleruntertänigst ihre Bücklinge und tiefsten Reverenzen. Da fährt der Hofprediger wie ein Donnerkeil zwischen das Gelichter und sagt dem Herzog und seiner Mätresse ins Gesicht: „Herr Herzog, für dero Mätresse beten wir bereits jeden Sonntag, denn sobald wir in ‚Unser Vater' die Bitte aussprechen: Erlöse uns von dem Übel, denkt das ganze Land an den Herzog und seine schamlose Mätresse!"

Wäre ich des heiligen römischen Reichs deutscher Kaiser, so würde ich um des einen Urlspergers willen alle Urlsperger im Reiche in den erblichen Grafenstand erheben. Ich bin mit dem Brief in den Wald hinausgestürmt, und wie ich das Manneswort des Hofpredigers gelesen hatte, fuhr es wie ein Sturm durch die Bäume. Ein Manneswort weckt Mannesmut!

Ich habe mich entschieden! Unsere Zeit gebraucht Männer, die opfern und entsagen können, Männer, die einstehen für die Wahrheit und das Recht, die sich nicht scheuen, auch vor solchen nicht, die die Macht haben, einen zu züchtigen und einen loszulassen. Willst du dein Leben erhalten, dann mußt du es verlieren. Will ich meine Zeit nicht totschlagen, dann muß ich entsagen, leiden und dulden. Aber wenn ich dann einmal nicht mehr bin, wird es noch Menschen geben, welche Gott danken, daß ich nach Amerika verschlagen worden bin. Also Johann Peter Resig, Waldpfarrer am Schoharie! Unter diesem Namen will ich wirken, entweder etwas Rechtes leisten oder untergehen.

Nun ist's entschieden! Wie erfrischend das wirkt auf mein ganzes Wesen, ich bin ein neuer Mensch, seitdem ich mutig einen festen Entschluß gefaßt habe. Ich werde arbeiten, Gemeinden organisieren, Kinder unterrichten, Unterdrücker strafen, Unterdrückte verteidigen.

Ich bleibe hier. (Fortsetzung folgt)



Dein Bild

Von

Aug. H. Plinke

Von meiner Arbeit blick' ich oft empor
Zu deinem Bild — ich kann nicht müde werden,
Das anzuschaun, was ich so schnell verlor,
Und was das Liebste mir doch war auf Erden.

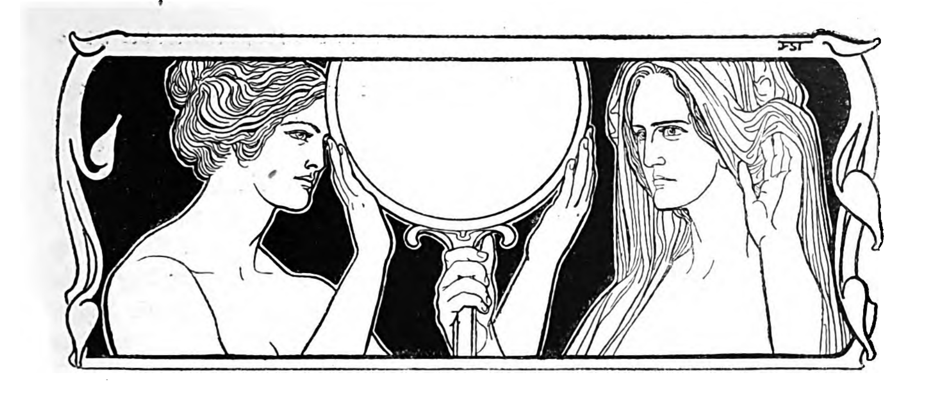
O, wie die alte Zeit vor mir erwacht!
Du siehst mich an mit hellen Kinderaugen,
Die sich wie einst mit ihres Zaubers Macht
Hinein in meiner Seele Tiefen saugen.

Das sind die Wangen noch, so zart und rund,
Die ich mit weichen Händen einst gestreichelt,
Das ist er noch, der süße, rote Mund,
Der mich mit manchem Liebeswort umschmeichelt.

Ich weiß, das alles war und ist nicht mehr,
Und unsre goldnen Tage sind zu Ende:
Dein Auge blickte fremd, dein Herz wär' leer,
Wenn je ich in der Welt dich wiederfände.

Und immer doch schau' ich in Lust und Pein
Und such' im Bilde die vertrauten Züge!
Ein Schatten ist's, ein Blendwerk nur, ein Schein,
Und doch, — wie lieb' ich diese holde Lüge!





Die beiden Napoleon und das Nationalgefühl der Völker

Von

Max Treu

Es ist noch gar nicht so lange her, daß das Nationalgefühl der europäischen Völker zu erwachen begann und nach jahrhundertelangem Verschollensein sich endlich wieder kräftig erhob. Ist doch gerade erst dieses erwachende Nationalgefühl der angegriffenen Völker es gewesen, welches den beiden kriegslustigsten Fürsten des 19. Jahrhunderts, den beiden Napoleon, den Untergang bereitete. Über dem Zusammenbruch ihrer irdischen Größe waltet bei ihnen beiden das gleiche tragische Verhängnis: beiden bringt eine Riesenschlacht den Untergang, dem einen Waterloo, dem andern Sedan, und beide unterliegen in dem ungeheuren eisernen Würfelspiel, weil die sonst so klugen und scharfsinnigen Männer bei dessen Beginn einen Faktor außer acht gelassen hatten: das Nationalgefühl der Völker, gegen die sie ihre Waffen trugen.

Bei dem ersten Napoleon freilich wird man nicht behaupten können, daß, wenigstens im Anfang seiner Laufbahn, Umstände vorhanden gewesen wären, welche seinen Blick für die erwähnte Eigenschaft hätten schärfen können. Er selbst war ein heimatloser Glücksritter, bereit seinen Degen demjenigen zu leihen, der ihm für seinen schrankenlosen Ehrgeiz das glänzendste Ziel in Aussicht stellte, und als der törichte Putsch des Jahres 1793 auf Korsika ihn nötigte, diese Insel, sein Vaterland, zu verlassen, da verließ ihn auch der letzte Rest von Vaterlandsliebe und andere Ideale zogen in das Herz dieses seltsamen Mannes ein. Trotzdem noch die abschließende Biographie Napoleons I. fehlt, lassen doch bereits heute alle über ihn erschienenen Werke von Thiers rühmender Erzählung an bis auf Lanfreys vernichtende und des Engländers Rose erst kürzlich erschienene zurückhaltendere Kritik keinen Zweifel darüber, daß er auf seiner ganzen Laufbahn weder als königlicher Artillerieoffizier, noch als General der Republik, noch als Weltbeherrscher ein persönliches Nationalgefühl besessen, sich jemals als

echter Franzose gefühlt habe. Und wenn er nun auf die Völker ringsum in Europa blickte, hätte sich da wohl sein Auge für das Erkennen des Nationalgefühls schärfen können? Wo wäre in jenen Tagen das Volk gewesen, welches — mit Ausnahme der Engländer — ein stark entwickeltes Nationalgefühl besessen hätte? In Frankreich zwar hatte sich im Hochsommer 1792 das Volk unter den Klängen der Marseillaise in Bewegung gesetzt, um das Land gegen die einbrechenden Feinde zu verteidigen; in Deutschland, mit Ausnahme von Österreich, hatte einige Jahrzehnte früher der alles mit fortreißende Zauber der machtvollen Persönlichkeit Friedrichs des Großen selbst die trägsten Massen aus ihrer Lethargie aufgerüttelt und ihnen in das Bewußtsein gerufen, daß sie Deutsche wären; aber im ersten Falle konnte selbst ein klares Auge nicht unterscheiden, wo der Druck, den die Schreckensherrschaft auf die Gemüter ausübte, und der zügellose Freiheitstaumel, in den sich die Nation verloren hatte, aufhörten und das starke, selbstbewußte Nationalgefühl begann, und im letzteren Falle war das Erwachen des Nationalgefühls sehr bald wieder in jene politische Gleichgültigkeit übergegangen, welche für das Zeitalter der unfehlbaren Kabinettsregierungen so außerordentlich bezeichnend ist, und verbittert und unverstanden war der große König, der es müde geworden, über Sklaven zu herrschen, einsam und allein in den Armen seines treuen Kammerlakaien Strützki verschieden.

Wo also sollte sich der Blick Napoleons I. schärfen, um das Nationalgefühl der Völker und seine unermeßliche Bedeutung für Sitte, Fortschritt und Kultur zu erkennen und richtig zu würdigen? Und wenn ihm wirklich in den ersten Jahren seiner Laufbahn eine Ahnung davon aufgedämmert wäre, so mußte diese doch bald verblassen, als er im Verfolg seiner Feldherrnlaufbahn die Erfahrung machte, daß die fremden Völker bei allen Niederlagen, welche ihre Heere und ihre Kabinette trafen, nicht nur gleichgültig und teilnahmlos blieben, sondern zuweilen sich sogar darüber freuten, daß das hochmütige, gehaßte Soldatenvolk es tüchtig heimgezahlt bekam.

Als sich nach den Tagen von Montenotte und Lodi wohl zum ersten Male eine unermeßliche Perspektive vor den Augen des ehrgeizigen, jungen Feldherrn der Republik auftat, und als dann später unter den Pyramiden und vor Abukir, wie uns seine Äußerungen zu Frau v. Rémusat erkennen lassen, das, was er mit der Seele sah, immer klarere Formen annahm, da ist ihm, soweit wir unterrichtet sind, niemals ein Gedanke gekommen, daß, wenn er die angestrebte Macht dauernd sichern wollte, er sie auf das Nationalgefühl seines Volkes, der Franzosen, gründen müsse; seine Macht, sein Thron sollte sich auf die Bajonette einer unbesiegten Armee stützen, aber er übersah dabei, daß Thron und Reich in demselben Augenblick zusammenstürzen müßten, in welchem jene versagen würden.

Und wiederum: woher sollte er Blick und Verständnis hierfür haben?

Als er am 18. Brumaire sich zum tatsächlichen Alleinherrscher Frankreichs machte, als er ungeachtet des ihm entgegengedonnerten Ächtungs-

rufes: „Hors la loi!“ seine ihm blindlings folgenden Grenadiere in den Saal führte, wo der Rat der „Fünfhundert“ tagte, da hatte sich das Volk nicht geregt, um dem kühnen Fremdling gegenüber, der nicht desselben Stammes war, die mit Blut errungene Verfassung zu verteidigen. „Das Volk“, so schrieb damals der scharfsichtige schwedische Gesandte Brinkmann, „ist so müde, so angewidert von den revolutionären Greueln und Torheiten, daß es überzeugt ist, bei jeder Veränderung nur gewinnen zu können.“ Schwer sollte sich dieser politische Indifferentismus, dieser Mangel an Selbstgefühl an dem französischen Volke rächen; „es kann“, so urteilt ein neuerer Forscher (Fournier, Napoleon I.) „nichts Ergreifenderes geben als diese Nation, so voll von Enthusiasmus für echt humane Güter, nach wenig Jahren schon bei dem grellen Widerspiel aller Humanität ankommen zu sehen, nach Frieden lechzend und zu dezennienlangem, opfervollem Kriege verurteilt.“

Und in diese jahrzehntelangen Kriege hinein führt nun der neue Gewaltherrscher sein Volk.

Sein Volk?

Nein, für die Regungen der Volksseele hatte dieser seltsame Mann kein Verständnis, sonst hätte er wissen müssen, daß dieses Volk des Krieges übersatt war. Sein Heer nur führte er vorwärts, und das folgte begeistert von Schlacht zu Schlacht, von Land zu Land seinem großen Feldherrn. In je höherem Grade dieser es verstand, für jenes zu sorgen und ihm seine Zuneigung auszudrücken, um so fester schloß es sich an ihn an; aber eine tiefe Kluft trennte es von dem Volke, aus dem es doch seinen Nachwuchs nehmen mußte.

Und blicken wir nun auf die Gegner, die diesem Heere und seinem genialen Führer gegenüberstanden, so sehen wir von Marengo bis Friedland wohl tapfere Armeen, eine Zahl tüchtiger Generäle mit ihm streiten, aber den bedeutendsten Gegner finden wir nicht darunter: das Nationalgefühl der angegriffenen Völker, welches ihm später Thron und Reich zertrümmern und ihn selbst auf die einsame Felseninsel St. Helena zwingen sollte. Wenn auch zuweilen ein leises, dem schärferen Ohre wohl vernehmbares Murren durch die unterliegenden Völker geht und sich in einzelnen Zeugnissen und Taten Luft macht, wie z. B. der Groll in Österreich nach der beispiellos schmählichen Katastrophe Macks bei Ulm, in Preußen, wo sich in der Grafschaft Glatz die notdürftig, oft nur mit Sense und Dreschflegel bewaffnete Bevölkerung unter der Führerschaft des Grafen Götzen zur Verteidigung des heimatlichen Herdes aufmacht, so sind das doch nur wenige Lichtblicke in jenen trüben Zeiten. Das große starke Nationalbewußtsein ist noch nicht erwacht. Aber es begann doch wenigstens sich zu regen, wie einer, der nach langem Schlafe zu erwachen anfängt; die Hinrichtung Palms, der Tag von Jena und Auerstädt, des Gewaltherrschers Einzug in Berlin, sein Vordringen bis zur Weichsel hatten gar zu mächtig an dem Langschläfer gerüttelt. Sehen wir in der heldenhaften Verteidi-

gung der Festungen Graudenz, Pillau, Kosel das letzte Ausklingen der Traditionen des Großen Friedrich, so dürfen wir in dem kühnen Zuge Blüchers von Auerstädt bis Lübeck, in dem tapfern Widerstand Kolbergs und seiner Bürgerschaft, in dem wuchtigen Angriff Scharnhorsts im Schneegestöber von Preußisch-Eylau die ersten Anzeichen des Heraufziehens einer neuen Zeit erblicken, — einer Zeit, die mit einer unbezwinglichen Macht auf dem Kampfplatz erscheinen sollte. —

Napoleon I. aber verstand diese Zeichen der Zeit nicht. Er kannte in den eroberten Ländern keine Völker, nur Kabinette und Bevölkerungen von so und soviel tausend Seelen. Und so schuf er denn seine neuen Staatengründungen in einem verhängnisvollen Irrtum, wenn er deren Grenzen ohne Rücksicht auf die natürlichen Instinkte der Völker nur nach seiner Einsicht festsetzte. Daß der Piemontese anders denkt als der Holländer, der Hamburger anders als der Franzose, das kam ihm hierbei nicht in den Sinn, war ihm unfaßlich, und daß sich solche widerstrebenden Nationalitäten nicht zu einem Staatsgebilde zusammenschweißen lassen, wie man die Ringe einer Kette aneinanderschweißt, das nur zu äußern, galt ihm schon als Hochverrat.

Aber der Tag sollte kommen, wo er sich plötzlich einem Feinde gegenübersah, an den er nie gedacht, eben dem Nationalgefühl der angegriffenen Völker, und wenn er auch anfänglich darüber spottete, so sollte er doch bald mit Schrecken gewahr werden, daß dieser Feind ihm weder erreichbar noch durch Achtung, Füsilladen und Blutopfer besiegbar war, und daß bald unter seinem Ansturm alle Macht des Imperators vergehen würde wie Schnee vor der Märzensonne. Nicht erst auf den Schneegefilden Rußlands, sondern bereits in jenen Tagen, da er es wagte, sich an einem Volke zu vergreifen, in dem er selbst durch eine ränkevolle Politik und durch eine rücksichtslose Behandlung ein außerordentlich lebhaftes Nationalgefühl wachgerufen hatte, — da bereits begann für ihn der „Anfang vom Ende".

Das unerhörte Ränkespiel von Bayonne hatte Spanien in seine Gewalt gebracht, ohne Zweifel ein großer Erfolg seiner treulosen Politik. Wie aber, wenn dieser Erfolg sich nicht dauerbar erwies? Wenn sich in seine Rechnung ein Faktor drängte, den er übersehen hatte? Ein Moment, welches er nicht schätzen und wägen konnte, weil ihm bisher jedes Maß dafür fehlte? Wäre er im Jahre 1795, wie ihm angeboten worden, zur Niederwerfung des Aufstandes in die empörte Vendee gegangen, so hätte er dort den zur Verzweiflung getriebenen Kampfesmut eines Volkes kennen lernen, hätte begreifen können, welch ungeheure Kraft ein Volk besitzt, das sich als solches fühlt und entschlossen ist, jeden Eingriff in seine Rechte zurückzuweisen. Und war damals er selbst nicht Augenzeuge gewesen, so hätte er doch wenigstens von dem genialen, zu früh verstorbenen Hoche lernen können, daß man ein solches Volk nicht zum Äußersten bringen darf, wie er es jetzt mit den Spaniern tat, wenn man Ruhe davor haben will.

Das Nationalgefühl der stolzen Söhne Kastiliens, Aragoniens und der andern Stämme hatte sich empört gegen den aufgedrungenen König

Joseph und ihn aus Madrid vertrieben. Napoleon, weit entfernt, die dort sich entwickelnden Kräfte richtig zu schätzen, beschloß, selbst seinen Bruder in die Hauptstadt zurückzuführen und an der Spitze eines auserlesenen Heeres die Unglückstage von Baylen und Cintra, wo vor den aufständischen Scharen seine Generale Dupont und Junot hatten kapitulieren müssen, wettzumachen. Die besten seiner Generale gingen mit: Lannes, Soult, Bessières, Ney, Lefebvre, Moncey, Victor, und bald hoffte man, der La Romana, der Castaños und Palafox Herr zu werden und das englische Hilfskorps unter John Moore von der Halbinsel zu vertreiben. Wohl gelang es dem Kaiser, mit ein paar raschen Schlägen die Sieger von Baylen zu besiegen und den Nimbus seiner Unüberwindlichkeit wiederherzustellen, — aber merkwürdig: der Widerstand hörte trotzdem nicht auf. „Schlachten waren gewonnen, Armeen geschlagen, zersprengt, vertrieben worden, aber das Land war nicht erobert, das Volk nicht unterworfen", und als der Kaiser sich genötigt sah, des drohenden Krieges mit Österreich wegen den spanischen Kriegsschauplatz zu verlassen, da nahm er die Gewißheit mit sich fort, daß er sobald als möglich hierher zurückkehren müsse: ein Gegner, den er bisher nicht gekannt, das Nationalgefühl, war wider ihn aufgestanden.

Überall in dem von Natur zur Verteidigung so außerordentlich günstig gestalteten Lande, in den Schluchten der Pyrenäen, in den zahllosen unzugänglichen Schlupfwinkeln der Kastilischen Hochebene, in den tiefeingeschnittenen Flußtälern erhoben sich bewaffnete Scharen, die jede kleinere Truppenabteilung, jeden durchziehenden Transport aus ihren sicheren Hinterhalten überfielen und niedermachten. Ein furchtbarer Krieg entstand. „Dies ist", schreibt damals ein dort stehender rheinbündnerischer Offizier, „ein grausamer Krieg, hier gilt nichts als Sieg oder Tod, und am Ende doch nur der Tod". In keinem Augenblicke waren vereinzelte französische Abteilungen ihres Lebens sicher; urplötzlich sehen sie sich angegriffen und ohne Pardon, der nie gegeben wurde, niedergemacht. Und als endlich noch, durch die Priester infolge Napoleons Vorgehen gegen den Papst aufgestachelt, der religiöse Fanatismus neben dem politischen seine Karten mit in das große Todesspiel mischte, da fühlte sich keiner mehr in dem unheimlichen Lande wohl, und die besten und härtesten der Generale und Soldaten sehnten sich fort von einem Boden, von dem ihnen tausend Zeugnisse sagten, daß sie ihn mit aller Feldherrnkunst, mit aller Tapferkeit niemals würden behaupten können. —

Denselben geheimnisvollen Gegner, der ihm auf der Pyrenäischen Halbinsel zum ersten Male entgegengetreten war, sollte Napoleon fast zu gleicher Zeit in ebenso elementarer Gewalt in einem andern Lande kennen lernen: in Österreich. Der Feldzug von 1805, der für dieses Reich nicht eben ein ruhmvoller gewesen, mochte dem Imperator wohl einer Wiederholung wert scheinen und es ihn ein leichtes dünken, den isoliert fechtenden Donaustaat zu zertrümmern. Und in der Tat: anfänglich errang er Erfolg auf Erfolg. Nie hat des großen Feldherrn Genie heller gestrahlt, als da er in

einem fünftägigen Feldzug ohnegleichen, mit einer in der Geschichte beispiellosen Kühnheit, Raschheit und Sicherheit in den Gefechten von Tann, Abensberg, Eckmühl, Landshut und Regensburg die einzelnen feindlichen Korps bis zur Vernichtung schlug und ihre letzten Reste über den Inn hinüberwarf. Mit einer Meisterschaft, die bewundernswert erscheint, war damit der Krieg in Feindesland gespielt, und triumphierend rief in diesen Tagen der Kaiser aus: „In einem Monat werde ich in Wien sein!" Damit irrte er; er war in drei Wochen in Wien.

Eine schwere Täuschung aber war es, wenn er nun glaubte, daß der Feldzug zu Ende sei. Er begann erst. Es waren das jene Tage, in denen der hochsinnige Graf Philipp Stadion, der österreichische Minister, das bedeutungsschwere Wort aussprach: „Wir haben uns als Nation konstituiert!" — jene Tage, in denen zuerst in Tirol, dann auch in andern Landesteilen sich die Volkskraft gegen den fremden Eindringling bewaffnete. Und als in den berühmten Maitagen von 1809 der große Kriegsgelehrte, aber kleine Feldherr, Erzherzog Karl dem großen Schlachtenkaiser auf dem Felde von Aspern und Enzersdorf gegenübertrat, als trotz der Aufbietung aller Reserven, trotz Massenas wiederholten bewunderungswürdigen Angriffen, trotz Davousts heldenkühnen Anstrengungen der Sieg sich an die österreichischen Fahnen fesselte, da konnte Napoleon doch nicht anders, als sich zu gestehen, daß hier eine Armee mit ihm gefochten hätte, die so ganz anders sich erwiesen als früher die Kabinettsheere von Lodi und Arcole, von Castiglione und Marengo, von Ulm und Austerlitz.

Und zu gleicher Zeit führte der Mann vom Land Tirol, der treue Hofer, seine frommen und tapfern Bauern auf Innsbruck, zu gleicher Zeit erhob sich in Norddeutschland eine Bewegung, wie sie so eigenartig noch nie dagewesen. Zwar hatte König Friedrich Wilhelm III. dem Drängen der Patrioten, die aus dem Herzen des zürnenden und grollenden Volkes sprachen, nicht nachgegeben, obwohl ihn auch der geheime österreichische Unterhändler, Oberst v. Steigentesch, ostentativ genug für seine „geheime" Mission, dazu fortzureißen versuchte; der König war kein Mann des schnellen Entschlusses, kein Freund „rettender Taten", und auch ihm war, wie dem Franzosenkaiser, die Regung des Nationalgefühls ebenso unverständlich wie unsympathisch. Weil aber der König nicht mit dem Volke, so wollte das Volk ohne ihn vorwärts. Katte, Dörnberg, Schill erhoben das Panier, und kurze Zeit darauf unternahm der „schwarze Herzog", Friedrich Wilhelm von Braunschweig, seinen kühnen Zug mitten durch die Feinde hindurch, von Böhmen bis zur Nordsee überall von der Bevölkerung begeistert empfangen und aufgenommen.

Mittlerweile war der Schlag von Wagram gefallen — die Hoffnungen der Patrioten sanken zusammen, und der „gute" Kaiser Franz gab sein treues Land Tirol preis — — —

Aber der Sieger von Wagram, der jetzt seine Hand ausstreckte nach einer habsburgischen Kaisertochter, — verstand er die Zeichen der Zeit?

Fast scheint es so, daß ihm damals eine Ahnung aufgeblitzt ist von der Unbezwinglichkeit des neuen Gegners, der ihm aufgestanden, der überall und nirgends war, der allerorten sich erhob und den man doch nirgends fassen konnte, um ihn, wie Hofer und die Schillschen Offiziere, mit Pulver und Blei zu exekutieren: es scheint so, als ob dem Kaiser hier zum erstenmal ein Verständnis aufdämmerte für die ungeheure Kraft eines Volkes, das sich einmütig, Mann für Mann, gegen den Bedränger erhebt, um seine höchsten Güter, seine nationale Selbständigkeit, seine politische Freiheit auf Leben und Tod zu verteidigen. Hatte er doch soeben erst, als ein deutscher Jüngling, „ein Ideologe, wie ein Mädchen anzuschauen", Friedrich Staps, sogar zum Meuchelmord zu greifen sich entschlossen gezeigt hatte, erfahren müssen, daß selbst auf dunkeln, ungeahnten Wegen Haß, Groll und Erbitterung sich gegen ihn erhoben. Wer stand ihm für die Wiederkehr solcher Vorgänge? Und so begreifen wir es wohl, wenn er damals in Schönbrunn, nach den einen zu Maret, nach den andern zu Rapp, in die bezeichnenden Worte ausgebrochen ist: „Fort, nur fort aus diesem unheilvollen Kriege, wo wir von tausend Vendeen umgeben sind."

In der Tat, es war ein unheilvoller Krieg, aber lediglich er selbst hatte ihn heraufbeschworen und sein böser Dämon sollte ihn nicht ruhen lassen, bis die ungeheure Tragik seines Schicksals voll über ihn hereingebrochen sein würde. Alle Kriege, die er von jetzt an führt, tragen ein ganz anderes Gepräge als die bisherigen; bis jetzt waren es Kabinettskriege, in denen er mit einigen raschen Schlägen die feindlichen Heere vernichtet und den Frieden erzwungen hatte, — nun wurden es Volkskriege, in denen zu seinem Erstaunen seine Siege in Wahrheit gar keine Siege waren und in denen die Gegner nicht eher vom Frieden wissen wollten, ehe nicht der Feind das Land verlassen hatte: das in Spanien anfänglich bespöttelte, dann mit leisem Grauen bemerkte, in Österreich und Norddeutschland mit immer steigenderem Erstaunen beobachtete Nationalgefühl war im Erwachen — wenige Jahre noch und vor seiner unwiderstehlichen Stärke sollte alle Macht des neuen Cäsars verweht werden wie ein Körnlein Dünensand vom Orkan. Darin liegt ein großer Teil der geschichtlichen Bedeutung Napoleons I., vielleicht seine gesamte, daß er es war, der die Völker Europas aus jahrhundertelangem politischen Indifferentismus zu nationalem Selbstbewußtsein aufrüttelte.

Was halfen ihm nun, als sich dieses gegen ihn waffnete, seine ungeheuerlichen Staatenbildungen? Wurden nicht vielmehr gerade sie, in denen er aller nationalen Eigentümlichkeiten gespottet hatte, ein Grund mehr für seinen jähen Fall? Und was half es ihm, daß er, der kühne Emporkömmling der Revolution und trotz aller Kaiserwürde doch noch immer ihr Vertreter, durch seine Ehe mit Marie Luise einen Bund einging mit dem Legitimitätsprinzip der alten europäischen Dynastien? Und was half ihm schließlich seine große Armee, mit der er auszog, die letzte noch unbezwungene Macht des Kontinents, Rußland, seinem Willen untertan zu machen?

Sie zerfloß wie eine kleine Welle in dem Ozean des russischen Nationalgefühls, welches zur Verteidigung des Landes und zur Wehrlosmachung des Feindes sogar die heilige Stadt Moskau den Flammen überlieferte; kein Mann der französischen Armee, auch der Kaiser nicht, wäre über die Beresina entkommen, wenn die russischen Feldherren, der bedächtige Kutusow, der langsame Wittgenstein und der gänzlich unfähige Tschitschagoff sich zu schnellem Handeln, wie es nottat, vereinigt hätten: eine Katastrophe wäre über die Franzosen hereingebrochen, gegen welche die Furchtbarkeit des Übergangs über den Fluß verschwinden würde.

Aber das Ende war da. Yorks rettende Tat auf der Mühle von Poscherun setzte eine Welt in Flammen, und wenn sich Napoleon wirklich durch die anfänglichen Siege von Lützen, Bautzen und Dresden über die Kraft der Gegner hat täuschen lassen, so sollte er sie doch bald richtig schätzen lernen. Es ist wahr — und den Schilderer jener Vorgänge überkommt dabei ein peinliches Gefühl —: nach dem Eintritt Österreichs in die Allianz erhielt jener Krieg ohnegleichen wieder eine Reihe von Zügen, welche in verdächtiger Weise an die jedes heroischen Aufschwungs bare Kriegsführung der Kabinettsheere erinnerten. Aber doch blieb das Nationalgefühl lebendig: die Stein, die Clausewitz, die Blücher, Bülow, York, Gneisenau, die Wilhelm und Eugen von Württemberg — sie und zahllose andere im Heere waren die ihrer Kraft sich bewußten Vertreter dieses Nationalgefühls. Und wenn auch nach dem Anschluß Österreichs viel Unerfreuliches vor sich ging, wenn auch, wie Droysen („York") so schön sagt, der „rechte Zorn dieses Krieges" allein im Blücherschen Hauptquartier zu finden war, so wurden doch die andern von diesem Zorn, diesem rastlosen Drängen und Treiben mit fortgerissen, und der feurige Jüngling im greisen Haar wußte durch sein unermüdliches Wettern und Toben auch die Lauen und Kalten für die große Sache warm zu machen und sie vorwärts zu nötigen, bis man endlich an dem ersehnten Ziel, in Paris, stand.

Gab es nun vor diesem Sturm keine Rettung für den großen Sieger von Austerlitz und Jena? Doch, eine vielleicht: similia similibus. Wenn er in jenen Wochen der feindlichen Invasion in Frankreich, besonders nach den Tagen von Champeaubert, Montmirail und Vauchamps, dem Rate einzelner seiner Marschälle gefolgt wäre, wenn er eine levée en masse angeordnet, wenn er das Nationalgefühl seines eigenen Volkes wachgerufen hätte gegen das der fremden Völker, dann hätte es einen Verzweiflungskampf geben müssen, wie wir ihn 1870/71 erlebt haben, einen Kampf, der dem Kaiser vielleicht — wer kann es wissen? — Rettung gebracht hätte. Aber wie konnte er, der Mann des 13. Vendémiaire und des 18. Brumaire, an die Kraft des Volkes appellieren? Was er in dieser Beziehung getan hat, trägt alles das Kennzeichen unglücklicher Halbheit an sich, einer Halbheit, die überhaupt damals für den sonst so kraftvoll entschlossenen Mann charakteristisch ist. Aber eben ihm bangte wohl vor den Geistern, die er hervorrufen sollte. Und mußte ihn, dessen Thron ja nur auf den

Bajonetten seiner Grenadiere stand, nicht blasse Furcht anwandeln vor jenen dunklen Kräften, die dann entfesselt worden wären und die — wer war ihm Bürge, daß es nicht geschah? — sich schließlich wohl gar gegen ihn selbst kehren konnten?

So kam es in dieser Richtung zu nichts Durchgreifendem. Was geschah, geschah ohne rechten Nachdruck und versagte schon um deswillen. Selbst nach der Katastrophe von Waterloo versuchte der Kaiser keinen Appell an das Nationalgefühl des so leicht erregbaren Volkes: er hat hier wohl klar erkannt, daß das Volk keinen Anteil hatte an seinem beispiellosen Zug vom Mittelmeer bis Paris, daß allein das Heer, dessen Abgott er noch immer war, ihn aufs neue zum Throne emporgeführt hatte, und dieses Heer lag vernichtet auf den belgischen Schlachtfeldern.

Und die Vernichtung seiner Armee mußte bei solcher Sachlage für ihn gleichbedeutend sein mit dem Sturz seiner Herrschaft. Schneller, als seine Gegner selbst es gedacht, resignierte der Kaiser; an Bord des „Northumberland" schied der wunderbare Mann von Frankreich, der nahezu zwanzig Jahre hindurch die Welt mit Blut und Krieg überzogen, der die alten Staaten und die alten Heere zertrümmert hatte wie ein Kind sein Spielzeug, und der dennoch mit all seinen ungeheuren Anstrengungen nichts Bleibendes geschaffen und nur die eine Lehre in seine Verbannung mitnehmen konnte: daß nur der Fürst Dauer und Beständigkeit für seine Schöpfungen gewinnen könne, der dabei mit dem Nationalgefühl seines eigenen und auch der andern Völker zu rechnen weiß. —

Ihm selbst aber war dieses letztere immer nur ein fremdes Kind mit unverstandener Sprache gewesen.

* * *

Die Geschichte Napoleons III., dessen Geburtstag sich am 20. April d. J. zum hundersten Male jährte, ist noch nirgends klar und objektiv genug dargestellt, ganz besonders in Bezug auf die Motive, welche die Handlungsweise des ebenso klugen als verschlossenen Mannes bestimmten, die Forschung darüber noch längst nicht abgeschlossen, und die Urteile über ihn gehen noch zu weit auseinander, als daß man bei Betrachtung der Ereignisse seines Lebens und seiner Regierung zu festen und sicheren Schlüssen und Resultaten gelangen könnte. Versuchen jedoch können wir es, uns die Frage zu beantworten: Hatte der kleinere Neffe des großen Oheims, hatte Napoleon III. ein Verständnis für das Nationalgefühl? Man wird diese Frage ohne Zweifel bejahen dürfen, wenn auch gerade bei diesem stillen und seine Gesinnungen niemals ganz offenbarenden Manne schwer festzustellen ist, wo bei seinen einzelnen Handlungen, bei seinen vielfachen Proklamationen Wahrheit oder Unwahrheit aus ihm spricht. Aber der Bürger der freien Schweiz, das alte Mitglied der Carbonari, der Genosse Mazzinis hatte doch zu tiefe Blicke in das Weben und Regen der Volksseele zu tun Gelegenheit gehabt, als daß ihm deren lebhafteste Regung, das unter den Kriegen seines Oheims erwachte Nationalgefühl, hätte

fremd sein mögen. Wohin er immer als Jüngling und Mann blickte, überall zeigte sich im alten Europa, nachdem die erste, unerquickliche Stille, die den Freiheitkriegen folgte, vorüber war, das Wehen eines frischen Hauches, anfänglich leise nur, mit den Jahren aber an Stärke zunehmend, nicht unähnlich jenem zur Zeit der ersten Revolution, und doch wieder so ganz anders geartet. Denn hatte sich damals ein bedrücktes Volk gegen ein Staatssystem erhoben, welches seinen Wohlstand bis auf das Mark ausgezehrt und im Volke nur die misera contribuens plebs gesehen hatte, so begannen jetzt die Völker sich zu regen gegen ein System, das ihnen und ihrer Wohlfahrt zwar wohlwollte, aber ihnen die in den großen Kriegen 1809—15 bewiesene, mit Feuer und Blut getaufte politische Mündigkeit zuzuerkennen nicht geneigt war; hatte damals, man mag über den „idealen Aufschwung von 1789" noch so viel reden, im letzten Grunde doch nur der hungrige Magen die trägen Massen in Bewegung gesetzt, in welche dann erst, als sie in Fluß gekommen waren, die großen Ideen jener Zeit als Zündstoff geworfen wurden, so war es in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts das unklare Gefühl, daß doch eigentlich die Völker nicht bloß Steuern und Abgaben zu zahlen haben dürften, sondern gelegentlich auch einmal der Regierung, und wäre es die allerväterlichste, tüchtig dreinzureden haben müßten: sollte man mittaten, so wollte man auch mitraten. Überall gärte und brodelte es im Hexenkessel der Zeit: dunkel und verworren noch das Meiste, aber doch auch allerorten das Streben nach etwas Bestimmtem, nach einem „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht". Die Julirevolution in Frankreich, der Aufstand in Belgien, die polnische Bewegung, die italienischen Einheitbestrebungen, alles das waren vulkanische Ausbrüche eines starken Nationalbewußtseins; der Gedanke, welcher durch das ganze ungeheure Ringen dieses Jahrhunderts sich hindurchzieht und den man in die unzulängliche Formel „Nationalitätenprinzip" hineingeheimnist hat, gewann Form und Gestalt, und an alle diesem ist der Prinz Napoleon sicher nicht gedankenlos vorübergegangen.

Und nicht lange, so sollte er selbst mitten in diesen Bewegungen stehen. Die italienische Erhebung wuchs mächtig an, und wenn auch der Schlag, den der greise Radetzky bei Novara führte, sie für einige Zeit zurückdämmte — aufzuhalten vermochte er sie nicht, unter der Asche glimmte es fort. Aus dem simplen Prinzen Napoleon, dem Abenteurer von Ham, war in jenen Tagen der Prinz-Präsident geworden, auf dessen Erlasse vom Elysee aus bereits eine Welt horchte. Die Wogen der Februarrevolution hatten ihn mit einem Ruck an die Oberfläche geworfen und zum höchsten Posten der Republik geführt. Eine außerordentliche Gunst des Schicksals war es für ihn, daß in Frankreich damals seit etwa zehn Jahren die Erinnerung an die glanzvollen Tage des ersten Kaiserreiches mächtig geworden war und daß sich überall — etwas sehr post festum! — die lebhafteste Teilnahme für das tragische Schicksal des großen Toten von St. Helena kundgab: damals wurde die „Legende von St. Helena" ge-

boren. Die Franzosen sehnten sich aus den dürftigen Tagen Louis Philipps zurück in die Zeiten der „Gloire", wo die Kaiseradler siegreich von Land zu Land geflogen waren, und ein Freudenrausch durchzog ganz Frankreich, als der Prinz von Joinville an Bord der „La belle poule" die sterblichen Überreste des Siegers von Austerlitz den heimatlichen Penaten zuführte. War es ein Wunder, wenn man in dem Prinzen Napoleon bei solcher Stimmung im Lande mehr erblickte als bloß den nachgeborenen Träger eines berühmten Namens?

Als der Prinz-Präsident sich zum Kaiser Napoleon machte, durfte er sich sagen, daß er, den Pulsschlag des nationalen Gefühls scharf beobachtend, just den rechten Augenblick für sein Unternehmen gewählt habe: der Staatsstreich vom 2. Dezember war ein Verbrechen, aber keine Kunst; das Volk nahm — mit Ausnahme von Paris — ohne Widerstreben die neue Staatsverfassung hin, wie ein neues Kleid, welches einem an Stelle des alten, über das man sich geärgert hat, über Nacht an das Bett gelegt wurde. Noch besser aber bewies der neue Kaiser seine Kunst, den Wünschen und Forderungen der Nationen, der eigenen wie der fremden, entgegenzukommen, als er, im richtigen Verständnis dessen, was den gärenden und tobenden Massen innerhalb und außerhalb jetzt allein nottat, mit schallenden Worten der horchenden Welt verkündete: L'empire, c'est la paix! Der Friede! Der erschien ja allerdings jetzt den Meisten als die Panacee nach den schweren Tagen von Schäßburg und Novara, von Wien und Berlin, von Eckernförde und Idstedt, von Bronzell und Olmütz, und selbst der grollende Zar, der Todfeind der Revolution, der den neuen Imperator nicht anerkennen wollte, konnte gegen eine solche Verkündigung keine Einwände erheben.

Wahrhaftig, er war ein kluger Rechenmeister, der verschlossene Mann, welcher sich jetzt seinen Thron an der Seine erbaut und der dabei in dem Schatten des gigantischen Toten im Invalidendom seinen besten Verbündeten gehabt hatte! Er wußte ganz genau, daß, wenn man jemanden ins Fleisch schneidet, man auch einen Verband für ihn bereit haben muß, wenn man ihn nicht verdrießlich machen soll, und danach handelte er Zeit seines Lebens. Wie gut er zu rechnen wußte, zeigt auch, daß er sich hütete, den schwersten und verhängnisvollsten Mißgriff seines Oheims zu begehen: sich Großbritannien zum Feinde zu machen; er wußte ganz genau, daß weder das englische noch das französische Volk ihm jemals eine Schädigung ihres blühenden Handels verzeihen würden, die notwendig aus solcher Feindschaft hätte erwachsen müssen. Er beeilte sich vielmehr, den glückwünschenden Lord Palmerston über die Absichten seiner Regierung zu beruhigen und sich den großen Staatsmann geneigt zu machen.

L'empire c'est la paix! Es war ein schönes Wort, gewiß! Aber war es aufrichtig gemeint? Sind wir bei dem heutigen Stande der Forschung über Napoleon III. schon in der Lage, hierüber endgültig zu entscheiden? Wollte der neue Kaiser wirklich den Gedanken einer französischen

Vorherrschaft über Europa, wie ihn sein Oheim gehabt, wieder aufnehmen und nötigenfalls mit Waffengewalt zur Durchführung bringen? Wie dem auch sei — klar war dem Kaiser das eine: wie außerordentlich empfänglich die französische Nation für den Ruhm ist. Das wußte zwar auch der erste Napoleon, aber sein zügelloser Ehrgeiz ließ ihn über das Friedensbedürfnis des eigenen Volkes hinwegsehen; dieses letztere war ihm nur das Mittel für seine kosmopolitischen Zwecke, während bei dem dritten Napoleon in richtiger Erkenntnis die Befriedigung der nationalen Instinkte des eigenen Volks der Zweck war, dem er mit allen den reichhaltigen, oft wenig gewählten Mitteln seiner Politik zu dienen wußte. Und hierin liegt der große Unterschied zwischen Oheim und Neffen. Den ersten Kaiser täuschte seine Rechnung, sowie das Volk als Mittel für seine kosmopolitischen Zwecke versagte, — und das war nach Waterloo; bei dem andern war der Zusammenbruch seines Thrones in demselben Augenblick, wo er die nationalen Instinkte nicht mehr zu befriedigen vermochte, die furchtbare Quittung über die Richtigkeit seiner Rechnung — und das war nach Sedan.

Damals, in der Zeit, von der wir oben sprachen, in dem ersten Zeitraum der fünfziger Jahre, waren in Frankreich die Lorbeeren des ersten Kaiserreichs stark im Verblassen; es galt, sie aufzufrischen. Napoleon fühlte, daß das nötig sei und seinem frisch gegründeten Throne einen begehrenswerten Glanz geben werde, in dessen Schein sich die Opfer des 2. Dezembers leichter vergessen ließen, und darum war jetzt plötzlich das Kaiserreich der Friede gewesen und hallte der Lärm des Krimkrieges durch die Welt: ganz Europa starrte in Waffen. Die Schlacht an der Alma und der Sturm von Sebastopol beugten den jungen Zaren und verbreiteten einen erneuten Ruhmesschein über die französischen Waffen sowohl wie auch über die Trophäen an der Gruft im Invalidendom; das zweite Kaiserreich hatte seine Schlachtentaufe erhalten, und die Namen St. Arnaud, Pélissier, Canrobert übertönten dort die warnenden Stimmen derer, welche darauf hinwiesen, daß dieser blutige Krieg nicht der letzte sein werde des Kaiserreichs, das doch der Friede hatte sein wollen. Aber die große Menge kümmerte sich nicht um solche Warnungsrufe, der Kaiser kannte sein Volk, er wußte, daß er nur dessen Nationalgefühl Rechnung getragen hatte und daß man ihm dafür dankbar sein würde.

Und wieder stimmte seine Rechnung. Jetzt konnte, durfte Ruhe eintreten in der Welt. Oder doch nicht?

Das Drängen der Italianissimi, welche mit Hilfe der französischen Waffen ihre Einheitbestrebungen endlich durchzuführen und ihr Land aus einem grenzenlosen Wirrwarr zu befreien hofften, kam dem Kaiser damals wohl kaum sehr gelegen. Sollte er wirklich die eben gewonnene Ruhe aufs neue opfern, noch dazu im Interesse eines fremden Volkes, und vielleicht auf die Gefahr hin, ganz Europa in Waffen wider sich zu haben? Konnte er hoffen, daß die Franzosen ihm aufs neue begeistert in den Kampf folgen würden? Daß sie soweit gehen würden, seine stets und ständig ausge-

sprochene Betonung des Nationalitätsprinzips durch die Ergreifung der Waffen im Interesse einer andern Nation zu unterstützen — einer Nation übrigens, die noch nicht einmal eine Bürgschaft gegeben hatte, daß sie überhaupt zu einer festen konsolidierten Staatsbildung fähig wäre? Welch eine ungeheure Perspektive von Verwicklungen tat sich da vor ihm auf! Aber man ließ ihm keine Zeit zu langen Überlegungen; die Ereignisse gingen fast über ihn weg: das Attentat Orsinis, die Begegnung mit Cavour in Plombières, die Begrüßung des österreichischen Gesandten, Baron Hübner, am Neujahrsmorgen 1859 — der Krieg war da. „Frei bis zur Adria!" war die Losung geworden. Die Schlachten von Magenta und Solferino deckten die heillosen Zustände in der österreichischen Armee auf und machten den heldenmütigen Kampf um den Besitz Österreichs jenseits der Alpen aussichtslos. Napoleon seinerseits aber beeilte sich, die dargebotene Friedenshand Franz Josephs schnell zu ergreifen; konnte er sich doch nicht verhehlen, daß Magenta und Solferino gewisse Zeichen an sich trugen, welche jenem berühmten Siege des Pyrrhus ähnlich sahen, und daß es nicht geraten erschien, die Waffen etwa gar bis in die österreichischen Erblande fortzutragen, wie es einst der große Oheim von seinen italienischen Siegesstätten aus getan hatte. Der Friede von Villafranca machte dem blutigen Kampf ein Ende, just zur rechten Zeit, als Preußen drohend rüstete und dem Russen die Wunden von der Alma und vom Malakoff ganz besonders weh zu tun begannen.

Der Kaiser stand im Zenith seiner Macht: festgegründet schien sein Thron. Da aber erhob sich jenseits des Rheines plötzlich unter kraftvoller Führung ein junger Staat, der eine ungeahnte Kraft entwickelte und der bald darauf zum Erstaunen aller Welt in einen unvermeidlich gewordenen Krieg zog, darin mit einigen schnellen, wuchtigen Schlägen die österreichische Vormacht aus Deutschland herausdrängte und darauf selbst die Führung in den deutschen Angelegenheiten übernahm, nachdem er sich durch Annexionen in bedeutendem Umfang wohlarrondiert hatte. Der Name Sadowa verursachte in Frankreich „patriotische Beklemmungen", und wiederum wollte der Kaiser den nationalen Regungen seines Volkes entgegenkommen. Für diesmal zunächst durch einen diplomatischen Sieg, wie er hoffte: Mainz, Luxemburg, Belgien, die Pfalz erschienen ihm als sehr begehrenswerte Objekte, durch deren Erwerbung das französische Nationalgefühl sich beschwichtigen lassen und die unbequeme Erinnerung an Sadowa vergessen würde.

Da aber traf er auf einen Widerstand, wie er ihn nicht erwartet hatte; diesmal trog ihn seine Rechnung. Über den großen Rechenmeister an der Seine war ein größerer gekommen, das diplomatische Spiel ging kläglich verloren, keinen Schornstein Deutschlands sollte man erhalten, und als man darauf drohte, begab sich das Ungeahnte: ganz Deutschland stand entschlossen da, die Hand am Schwert. Welches die letzten entscheidenden Beweggründe für Napoleon III. waren, Preußen zum Krieg herauszufordern, mag unerörtert bleiben: die Frage ist noch immer eine offene.

Daß es dynastische Interessen gewesen, daß er seinen durch die Mißerfolge von Sadowa und Mexiko wankenden Thron nicht anders wieder befestigen zu können gemeint hätte als durch einen erfolgreichen Krieg, lassen wir dahingestellt; noch gehört Napoleon III. zu denen, deren Charakterbild „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt" in der Geschichte schwankt, und volle Gerechtigkeit hat, wie wir glauben, diesem höchst seltsamen und eigenartigen Mann bis heute noch niemand widerfahren lassen, weil dazu die Urteile noch nicht geklärt genug sind. Das durchaus wegwerfende Urteil aber, das in den siebziger Jahren über ihn herrschte, hat sich doch bedeutend zu einem bessern gewendet, und wir wenigstens glauben, daß der künftige Historiker noch manches an ihm gut zu machen haben wird, was in der Literatur der genannten Periode an ihm gesündigt worden ist.

Zum ersten Male verrechnete sich damals Napoleon in bezug auf das Nationalgefühl eines Volkes, des deutschen Volkes. Er hatte geglaubt, daß sich Süddeutschland für ihn erklären würde, um an seiner Seite Rache für 1866 zu nehmen; aber er hatte in dieser Beziehung einen Faktor außer acht gelassen: die großartige Politik der Versöhnung, durch die der größte deutsche Staatsmann den Brüdern jenseits der Mainlinie allzeit die Bruderhand bieten wollte und geboten hatte. Und das war in Süddeutschland unvergessen geblieben; Bayern, Württemberg, Baden hatten sich auf ihr Deutschtum besonnen und an Stelle der alten unfreundlichen Sonderpolitik war eine echt nationale Politik getreten, die sich bald widerstandslos mit fortgerissen fühlte von den großen Gesichtspunkten und der genialen Art und Weise Bismarcks, die Staatsgeschäfte zu leiten. Und als nun jene unerhörte Begegnung in Ems stattfand, als Graf Benedetti dem greisen König Wilhelm gemäß dem berüchtigten brusquez le roi! gegenübertrat (der Verfasser weiß sehr wohl, daß es in Ems „ni offenseur, ni offensé" gegeben hat; aber es handelt sich an dieser Stelle nicht um die Tatsache, sondern um ihre Beurteilung und Wirkung im Volke) — da erhob sich Deutschland wie ein Mann. Da gab es keinen Norden, keinen Süden, keinen Osten, keinen Westen mehr, da gab es nur eines, und das hieß: Deutsches Vaterland!

Und vor diesem bangte Napoleon; vor der gewaltigen Kraft der geeinten Deutschen bebte er zurück. Er ist mit düsteren Ahnungen in diesen für ihn unheilvollen Krieg gezogen, und ihn persönlich wird die Fanfaronade von Saarbrücken am 2. August sicher nicht froh gestimmt und beruhigt haben: er kannte sein Volk, er wußte, ein unglücklicher Krieg wird ihn Thron und Krone kosten. Seinem klugen Blicke wird all der Wirrwarr bei der Mobilmachung und dem Aufmarsch der Armee nicht entgangen sein; er hat ohne Zweifel darin das nahe Ende vorausgesehen. Man wird es ihm, wie man sonst immer über einen solchen Vorgang denken mag, nicht übelnehmen können, daß er bald den faktischen Oberbefehl über die Armee niederlegte und Bazaine übergab: es mag niemand gern die Vorbereitungen zu seinem eigenen Leichenbegängnis leiten, und er,

der kluge Beurteiler seines Volkes, sah mit Sicherheit voraus, daß nach einem unglücklichen Kriege eben sein Volk ihm und seiner Herrschaft Totengräberdienste leisten würde. Viel schlimmer aber noch, als er es ahnte, sollte in Erfüllung gehen, was er mit Zagen vor seinem geistigen Auge sah. Der Tag von Sedan war für ihn das Gericht, gegen welches er nach nirgends hin mehr Berufung einlegen konnte: die Einsamkeit und Vergessenheit von Chislehurst nahm ihn auf. Fast scheint es, als sei mit seinem Tode der Ring in der Geschichte der Napoleoniden geschlossen; als bedeutungslose Männer stiegen beide Napoleon auf aus dem Chaos der Zeit, als bedeutungslose Männer endeten beide, einsam und verlassen, in fremdem Lande. Ein tragisches Schicksal!

Beide gingen zugrunde, weil sie das Nationalgefühl der von ihnen angegriffenen Völker gegen sich wachgerufen hatten — einem solchen Ansturm vermag kein Thron standzuhalten, der sich nur auf das Glück und die Fähigkeiten seines Inhabers stützt. Es ist eine harte Lehre, welche die Weltgeschichte in das Leben der beiden französischen Kaiser geschrieben hat, aber sie ist wahr wie alles, was diese größte Lehrerin des Menschengeschlechtes schreibt.



Die alten Bilder

Von

Richard Schaukal

Ich weile gerne vor den alten Bildern,
Die dunkelnd in den Galerien träumen.
Es kommen Fremde, die beflissen säumen,
Stumm in den Büchern blättern, die sie schildern.

Ich kenne Bilder, die sich mählig mildern,
Und solche, die sich immer trotzig bäumen.
Viele verfallen in den stillen Räumen
Wie trostlos Eingeschloßne, die verwildern.

Manch eines hab' ich wie ein Weib besessen,
Das eines Tages kühl mir dann entglitten.
Verstohlen folgen andre meinen Schritten,

Die wiederkehrend ich doch stets vergessen.
Nur mit Erstaunen mag ich manchmal lesen,
Daß alle diese Bilder jung gewesen.





Skat

Eine deutsche Tragödie

Von

Paul Keller



Drei deutsche Millionäre trafen sich in Marienbad: Mister Weber aus Neuyork (Natur- und Kunsteis), Mister Smith (früher Schmidt mit dt) aus Bombay (Zimt und Chinarinde) und Herr Bellermann aus Bremen (Rohtabake).

Diese drei Männer spielten in Marienbad alle Tage von früh bis abends Skat und waren höchst ungehalten, wenn sie einmal vorübergehend wegen Innehaltung einer Kurform, die sich nicht gut umgehen ließ, pausieren mußten.

So verlebten sie sechs Wochen miteinander und waren auch dann noch nicht völlig blödsinnig. Ja, sie besaßen sogar noch Phantasie, was daraus hervorging, daß Mister Weber aus Neuyork (Natur- und Kunsteis) während der letzten angesagten 33 Runden, die sie am Tage vor ihrer Abreise spielten, plötzlich ein kluges Gesicht machte und sagte:

„Meine Herren, ich finde es sehr schade, daß wir unser schönes Spiel schon so bald abbrechen sollen. Ich schlage vor, daß wir es fortsetzen."

„Wird sich nicht gut machen lassen," bemerkte Mister Smith aus Bombay (Zimt und Chinarinde), „wird sich nicht gut machen lassen, wenn einer in Amerika, der zweite in Europa und der dritte in Asien lebt."

„O, ich verstehe, ich verstehe," fiel der Rohtabakmann aus Bremen ein und sein Gesicht nahm sichtlich den Ausdruck der Intelligenz an, „ich verstehe Sie, Mister Weber, wir spielen einfach per Kabel."

„Well", sagte Weber, „per Kabel, die Sache wird sehr einfach sein. Wir spielen per Kabel, und dieser ganze olle Glob ist unser Skattisch."

Diese Idee begeisterte die drei, und nachdem sie die 33 angesagten Runden zu Ende gespielt und noch 13 „Troſtrunden" und 5 „Meisterschaftsrunden" zugegeben hatten, sagte Mister Weber mit großer Feierlichkeit: „Das Marienbader Spiel ist aus! Mister Smith, geben Sie Blatt für die Fernpartie!"

Und Mister Smith aus Bombay gab Blatt für die Fernpartie, jedem zehn Blätter und zwei legte er in den Talon, so wie sich's gehört. Jeder der Spieler steckte seine zehn Karten in die Brieftasche, und der Talon wurde in ein besonderes Kuvert gesteckt, das dreimal versiegelt wurde und das Herr Weber aus Neuyork (Kunst- und Natureis) bekam, weil er in Vorhand war. Er mußte sein Ehrenwort geben, in keiner Weise ungerechtfertigt in den „Skat" zu gucken.

„Wir spielen natürlich wieder ¼ Pfennig", fragte der Bremer noch.

„Ich spiele grundsätzlich nie höher", bemerkte der Amerikaner.

Darauf nickten sie sich einen „Guten Abend" zu, und am andern Morgen reiste einer nach Bremen, einer nach Neuyork und einer nach Bombay.

Etwa sechs Wochen später kam ein Kabeltelegramm aus Bombay an den Bremer Rohtabakmann des Inhalts:

„Bellermann, Sie reizen!"

„Wer ist denn eigentlich vorn?" fragte Bellermann nach zwei Seiten telegraphisch an.

„Ich!" kam es aus Amerika zurück. „Je suis vorné!"

„Wenn er doch nicht immer den alten Witz risse!" murrte Mister Smith von Bombay her. „Er ist gräßlich!"

„Ich hab' wieder ein Saublatt", schimpfte der Bremer. „Man ist bloß der reine Kartenhalter!"

„Sie haben immer was zu schimpfen! Sie sind nie zufrieden!" telegraphierte der Amerikaner.

„Sie haben gut reden", erboste sich der Bremer. „Vorhin, ich meine vor sechs Wochen, bei der sechsten Troſtrunde, als ich den Treffsolo mit vieren verlor, das war doch mehr als Pech! So was kann Ihnen natürlich nicht passieren!"

„Da waren Sie selbst schuld", kabelte der Amerikaner zurück. „Was spielen Sie Ihr Fehl-As aus, ehe Sie die Trümpfe abgezogen haben."

„Konnte ich denn wissen, daß wieder alles in einer Hand sitzt?" grollte Bellermann aus Bremen. „Aber wenn ich mal spiele, da ist ein Sitz — nicht zu sagen!"

„Reizen Sie endlich, Bellermann!" mahnte Mister Smith aus Bombay.

„Ja, was soll man bei einem solchen Schundblatt sagen?" klagte Bellermann.

Darauf machte er eine nachdenkliche Pause von drei Wochen und fragte endlich bei Mister Weber, Neuyork, an:

„Ist es tournée?"

„Nach Zahlen reizen!" gab Mister Weber verdrossen zurück.

„Haben Sie zehn?"

„Fängt's erst an!"

„Zwölf?"



„Wär' ein Spaß!"

„Haben Sie auch fünfzehn?"

„Kleinigkeit!"

„Sie lassen einem aber wahrhaftig kein Spiel! So ein hübsches Blatt!"

„Was machen Sie also?"

„Passe!"

„Und Sie, Mister Smith?"

„Es ist eine Gemeinheit: Wenn ich nicht Pique-As und Coeur-König blank hätte, spielte ich Null-Ouvert. Passe auch!"

„Also Grand aus der Hand — Schneider angesagt", kabelte der Amerikaner triumphierend über den Atlantischen und Indischen Ozean.

„Ich sag's ja!" antwortete der ewig melancholische Bremer.

„Der Mann hat ein Riesenschwein", kam's vom Indierlande her. „Doch halt — verflucht! — es ist — es ist ja überhaupt falsch Karte gegeben worden!"

Als Antwort kam aus Amerika ein greulicher Niggerfluch, den weder Mister Bellermann, noch Mister Smith übersetzen konnten. Es kam nun zu einem ungefähr zwei Monate dauernden gegenseitigen Meinungsaustausch, ob richtig Karte gegeben sei oder nicht. Der gentlemanlike Ton wurde zeitweise nur noch mit Mühe gewahrt, und die Kabelleitungen waren von den Skatgegnern so in Anspruch genommen, daß öfters sogar die amerikanischen Börsenberichte mit Verspätung ankamen und auch ein Danktelegramm Roosevelts an den deutschen Kaiser einen ganzen Tag zu spät anlangte.

Nach zwei Monaten mußte Bellermann, Bremen (Rohtabake), der die alte Marienbader Skatrechnung noch besaß, eidesstattlich versichern, daß er an ihr inzwischen keinerlei Veränderungen vorgenommen habe, mußte drei Sachverständige vom Bremer Skatklub und einen Notar heranziehen und nach Neuyork und Bombay vierfach beglaubigte Atteste schicken, daß in Marienbad tatsächlich nicht Mister Smith aus Bombay (Zimt und Chinarinde), sondern er, Mister Bellermann, Bremen (Rohtabake), zum Kartengeben an der Reihe gewesen wäre, daß also dieses Spiel zu annullieren sei.

Worauf Mister Weber aus Neuyork eine wütende Rede über das grenzenlose Pech, das ihm einen solchen Bombengrand aus der Hand nehme, über den Atlantikus und Indikus kabelte, wofür er insgesamt an 6000 Dollar bezahlt hatte.

Auf diese Rede zählte der Bremer in 5317 Wörtern und 54 Doppelwörtern alle die Fälle auf, bei denen er im Skatspiel ein geradezu auffälliges Pech gezeigt hätte, während sich der Indier kürzer faßte, indem er lakonisch, aber treffend drahtete: „Immer alles, was recht ist!"

Also Bellermann, Bremen, gab für die neue Partie Blatt. Er kaufte ein billiges Spiel, ohne Goldecken, damit die Sache nicht zu teuer würde, mischte, packte es ein und schickte es nach Amerika, damit Mister Weber in Neuyork „abheben" könne. Mister Weber hatte ausdrücklich

auf dieses schöne Vorrecht der Mittelhand nicht verzichtet. Natürlich mußte Mischen und Abheben in Gegenwart vereidigter Zeugen geschehen, ebenso wie die Verteilung der Blätter, die Bellermann besorgte und nebst den entsprechenden Dokumenten versiegelt an die Mitspieler abschickte.

Es vergingen etwa zwei Monate, da mahnte der ungeduldige Bremer den Amerikaner: „Reizen Sie endlich!"

„Sie werden wohl gefälligst gestatten, daß ich mir erst die Karten nach Farben ordne", kam es zurück.

Es verging noch geraume Zeit, dann lief aus Neuyork endlich das inhaltsschwere Telegramm ein: „Passe!"

Während der nächsten Wochen reizten sich der Bremer und der Asiat, mit dem Schlußerfolg, daß der erstere „Gucki-Grand" spielte.

„Gucki-Grand" ist eine dumme Bezeichnung," kabelte der Amerikaner, „vorn schwäbisch, hinten französisch."

„Stören Sie mich nicht mit Ihren ganz unnützen sprachlichen Auseinandersetzungen; ich muß mir jetzt meinen Verstandskasten zusammennehmen. Die Sache ist riesig kitzlich!"

Der Amerikaner wollte daraufhin den Indier verständnisinnig anlächeln, merkte aber, daß das infolge der Entfernung nicht möglich war, und telegraphierte also an ihn: „Merken Sie was?"

Worauf Mister Smith (Zimt und Chinarinde) antwortete: „Wimmeln kann ich mächtig! Wir wollen ihn umsägen."

Dem stets mißtrauischen Bremer mußte sein Ahnungsvermögen etwas offenbart haben, denn er kabelte plötzlich an seine beiden Gegner: „Geredet wird nicht!"

Worauf beide längere Verteidigungen losließen.

Endlich konnte der Indier ausspielen.

„Alle gangbaren As", telegraphierte er: „Pique-As!"

„Wimmle ich!" kabelte der Amerikaner vergnügt. „Pique-Zehn."

„Steche ich mit Carreau-Buben!" jubelte der Bremer. „Macht also 23! Ich werd' euch was —"

„Das ist ja nicht möglich," grollte der Asiat, „ich hab' mein kürzestes As angezogen. Das muß doch halten!"

„Ich habe auch Pique bloß kurz", meinte der Eismann aus Neuyork. „Das ist ja unerhört!"

„Wißt Ihr denn, was ich gedrückt habe?" meinte der Bremer schlau. „Im übrigen, geredet wird nicht! Ich spiele aus. Coeur-As!"

„Dame!" kam es verdrossen aus Bombay.

„Nehm' ich mit dem Pique-Buben. Nehm' ich, verhau' ich, klopp' ich!" triumphierte jetzt der Amerikaner.

Nun war der Bremer erbittert und ließ sofort eine lange telegraphische Rede vom Stapel, in der er sein immerwährendes Pech bejammerte.

„Aber Mensch," meinte der Neuyorker, „warum ziehen Sie mir denn nicht zuvor den Buben ab? Ich habe doch erst vorhin, vor knapp einem

halben Jahr gesagt, die Hauptsache sei, erst immer die Trümpfe abzuziehen. Aber mancher lernt's eben nie und dann noch unvollkommen. Übrigens Sie (wandte er sich nach Asien), Sie hätten auch was Besseres schmieren können als die lumpige Dame. Wenn Sie wenigstens den König riskiert hätten."

„Jeder spielt nach seiner Karte. Wie kann ich so was riechen", lehnte der Zimt- und Chinarindenmann den Tadel ab. „Reden Sie nicht so viel, spielen Sie lieber!"

So spielten sie weiter, Stich um Stich, mit wechselndem Erfolg. Nach jedem Stich gab es eine lange Debatte, und namentlich die beiden Zusammenspielenden hatten beständig Streit miteinander, weil es keiner dem andern jemals ganz recht machte. Einmal nur einigten sie sich, als der Bremer zu lange zögerte, und behaupteten beide, er zähle wohl die „Points" in seinen Stichen; das dürfe er nicht, denn die „Karte sei kein Bilderbuch"; worauf der Bremer erwiderte, er habe nur seinen letzten Stich nachgeprüft und das dürfe er.

Nach etwa 2½ Jahren neigte sich die Partie ihrem Ende zu. Und da telegraphierte eines schönen Tages der Bremer:

„Gewonnen, gewonnen! 61! Gucki-Grand mit einem! Macht 40! Donnerwetter, das hat sich aber schwer gespielt! Hab' ich aber auch fein bedeichselt!"

Die beiden anderen schwiegen anfangs; dann kabelte der Amerikaner kleinlaut:

„Tatsächlich 59!"

„Ja," antwortete der Indier, „59! Um ein lumpiges Auge zu wenig, sonst hätten wir's gehabt."

„Das ist, weil Sie im Mai vorvergangenen Jahres Coeur-Dame statt Coeur-König zugegeben haben!"

„Nein, weil Sie letzten November in Treff geschnitten haben. Gegen den Mann schneidet man nicht!"

„Halten Sie keine Leichenreden!"

„Sie halten Leichenreden!"

„Ich habe schon schwierigere Skate gespielt als den!"

„Ich auch! Im übrigen, mein Herr, wenn Sie glauben, daß ich Ihnen bloß das Geld aus der Tasche ziehen will, dann werf' ich die Karten hin und spiel' nicht mehr mit."

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel fiel in diese Auseinandersetzungen aus Bremen eine Nachricht.

Herr Bellermann, Rohtabake, telegraphierte:

„Ich bin bankerott geworden!"

Eine lange Pause eisigen Schrecks. Nach etwa drei Monaten aber kamen von Mister Weber, Neuyork (Natur- und Kunsteis), und von Mister Smith, Bombay (Zimt und Chinarinde), die folgenden Telegramme:

„Ich bin auch bankerott!"

„Ich bin auch bankerott!"

Das waren die letzten Kabelungen. Um über die Ozeane telegraphisch „abzurechnen", dazu langte der Draht nicht mehr. Abgerechnet wurde aber doch. Die im Spiel Unterlegenen rechneten jeder für sich aus, daß sie pro Mann an Herrn Bellermann in Bremen zehn Pfennig zu zahlen hätten. Diese Summe sandten sie an den glücklichen Gewinner ab. Sogar frankiert. Die Beträge entnahmen sie der „Masse".

Leider konnte sich Herr Bellermann, Bremen (ehemals Rohtabake), seines Gewinnes nicht mehr freuen, denn er war infolge des üblichen Schlaganfalls gestorben. Die zwanzig Pfennige Gewinn wurden aber zu gleichen Teilen an seine gesetzlichen Erben (Sohn und Tochter) ausgezahlt. Und sie konnten es beide gut gebrauchen, denn der Sohn war Regierungsassessor, und die Tochter gedachte sich seit Jahren an einen armen Leutnant zu vermählen.

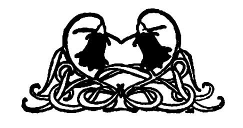


Ideale

Von

Josefa Metz

Ich griff in einen bunten Frühlingsbaum
Und streute Blüten auf den Staub der Gasse,
Mit Schönheit seine Armut zu verdecken.
Da gab es bald ein wildes Hälserecken,
Und mich umdrängte eine stumpfe Masse,
Die mich verhöhnte, mich und meinen Traum.
— — — — — — — — — — —
Nun geh' ich längst in jener Menge mit
Und blick' hinauf nur, wo die Träume blühen,
Und alles läuft in seines Alltags Gleisen.
Doch wenn verwelkte Blüten so im leisen
Herniedersinken mich berühren, glühen
Mir jäh die Wangen und ich möchte weinen
Vor tiefer Scham, daß mir mein Traum entglitt
Durch das Geschrei der Häßlichen und Kleinen.





Frühlingsstimmen im Bücherwald

Ich lade alle Mütter, denen es um die Erziehung ihrer Töchter ernst ist, heute ein, mit mir einen Gang durch den Bücherwald zu machen. Aber ich sage es ihnen im voraus: es gibt dort auch mißtöniges Gekreisch, verfaultes Blattwerk, züngelnde Schlangen und Schlänglein wie je und je. Das absolute Paradies ist auf Erden nirgends zu finden. Ich bin auch nicht gesonnen, meine Gefährtinnen auf gebahnter Chaussee durch den Wald zu führen, sondern oft mitten durch alles Gestrüpp hindurch. Nur bitten möchte ich sie: horcht über euch! hört ihr das Klingen in den Lüften, den starken Sang erwachenden Lebens? Seht ihr die hellgrünen Schleier sich schon um die Büsche und Bäume ziehn? O, das Leben ist doch noch des Lebens wert, und unsre junge Generation kann einer hellen Zukunft entgegengehn, wenn nur wir, die Mütter, auf die Stimmen der Zeit zu lauschen verstehn.

Unendlich viel ist geschafft und errungen worden in den letzten Jahrzehnten. Aus dem Sklavenaufstand der weiblichen Welt mit seinen Auswüchsen und Torheiten ist eine maßvolle und vornehme Frauenbewegung geworden, die sich gegen die Unerzogenheiten, Taktlosigkeiten und das Phrasentum einer radikalen Partei erfolgreich wehrt und sie ausschließt. Die wachsende Kultur hat die Augen und Gewissen geschärft.

Da stürzt in den fließenden Strom weiblicher Fortbildungsmöglichkeiten wie ein junger brausender Bergquell eine neue krafterfüllte Forderung herein: Gebt unsern Töchtern neben der intellektuellen Ausbildung die körperliche hinzu!

Jawohl, die körperliche! Wo blieb bisher der Körper unsrer Mädchen, als die fortschreitende Zeit ihnen überall die Tore aufstieß, die Straßen ebnete, die unwilligen Herren Professoren ihrem Wissenstrieb geneigter machte?

In dem hervorragenden Buch von Wychgram über das Mädchenschulwesen, auf das ich noch eingehend zurückkomme, sagt dieser erfahrene Schulmann, daß gerade die Mädchen im Gegensatz zu den Knaben, die die Sache mehr an sich herankommen lassen, in vorgeschrittenerem Alter leicht geneigt sind, mehr zu tun, als von ihnen gefordert wird, ja, daß die Überbürdung auf den Seminarien zum Teil geradezu auf diesen Umstand zurückzuführen ist.

Wir alle kennen den Typus von jungen Mädchen, der unter dem schönen Namen „Examenleichen" bekannt ist. Mag hierbei auch ein Zusammenfließen von Übelständen mitsprechen, zu dem wir an der Hand Wychgrams gelangen,

so steht doch die Tatsache fest, daß unsre Töchter in ihrer körperlichen Ausbildung einfach für diesen Kampf des Lebens nicht genügend gestärkt wurden.

Was hilft ihnen das beste Wissen, wenn Kraft, Gesundheit und Frische fehlt? Selbst dem reinsten Intellektualismus werden durch Gesundheitsfehler nicht nur Steine in den Weg geworfen, sondern auch direkt Schranken gezogen. Die Anspannung von Kraft, die vonnöten ist, körperliche Störungen zu überwinden, geht dem Fortschritt des Geisteslebens einfach verloren.

Aber es ist nicht nur das Studium allein, die für den Beruf nötige Spannkraft, die leidet. Nicht nur die Frische und Freudigkeit, die das ganze Leben durchdringen sollte, die unbekümmerte Sorglosigkeit des von körperlichen Leidensfesseln freien Menschen wird bedroht, sondern auch die wichtigste Lebensform der Frau: das Muttertum.

Nun aber der Weg zu dieser Gesundheit, die für alle Errungenschaften der Frauenbewegung die allererste Grundlage bildet, und die in Anbetracht dieser entscheidenden Bedeutung bisher noch viel zu unberücksichtigt blieb!

Dieser Weg ist natürlich wieder sowohl negativ wie positiv: Schädlichkeit vermeiden, sie sogar der allmächtigen Mode zum Trotz ausmerzen — und: den neuen Möglichkeiten, die sich jetzt für die Ausbildung des Frauenkörpers bieten, freudig und entschlossen folgen.

Schönheit und Gymnastik, zur Ästhetik der Leibeserziehung (Verlag Teubner, Leipzig. Preis 2,80 Mk.) nennt sich ein Buch, das jede Mutter, die heranwachsende Kinder hat, in ihre Familie einführen sollte. Es ist von drei Verfassern geschrieben: dem Professor der Medizin: F. A. Schmidt, dem Turninspektor Karl Möller und der Lehrerin M. Radczwill, und mit dem überaus treffenden Motto Dürers versehen: „Wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur. Wer sie heraus kann reißen, der hat sie.“ Gewidmet ist das Buch dem „79jährigen Einsiedler von München-Giesing“, Prof. Dr. Otto Heinrich Jäger, dem Griechengymnastiker und Meister der „Neuen Turnschule“.

Vor allen Dingen faßt dies Buch, fern von jedem Spezialistentum in der Turnerei, die Sache an ihrem innersten Kern. Lebenskraft und Lebenslust durchweht es bis in seinen letzten Winkel, und eine klare Erkenntnis führt das Steuer. Schon beim Durchlesen wird jeder tüchtigen Mutter zu Mute sein, als habe sie einen weiten Marsch durch Wiesen und Wälder gemacht und sei vom frischen Feldwind durchweht und durchschüttelt.

Nirgends bleibt dies Buch in irgend einer Phrase stecken, überall ist anpackende Wirklichkeit. Viele Wiedergaben der unvergänglichen Werke jenes einzigen Volkes, das durch eine hohe Kultur des menschlichen Körpers allein instand gesetzt wurde, eine Kunst zu schaffen, der wir in unsrer entwickelten Zivilisation immer noch nachhinken — vermitteln Verständnis und Vergleich, besonders da auch verunglückte Typen turnerischer Mißverständnisse ihnen gegenübergestellt sind. Jede einseitige oder auf Schaustellung berechnete turnerische Ausbildung wird streng verurteilt, zugunsten der Durcharbeitung, der Kultur des ganzen menschlichen Körpers.

Es ist nicht überflüssig, hier an erster Stelle (gleichsam als Unterlage für das Kommende) dies Buch zu erwähnen, obwohl es sich hauptsächlich an Knaben und Jünglinge zu richten scheint. Doch setzt es im Gegenteil gerade an der Stelle ein, an der die jetzige weibliche Ausbildung noch klaffende Lücken zeigt. Durch den Umstand, daß das Gipfelturnen durchaus verurteilt und das

Gerätturnen nur als Mittel, nie als Zweck, vor allem nicht als Schaustellungszweck hingestellt wird, ergibt sich schon von selbst die Hinneigung zu der schwedischen Turnart, die, auf alle Effekte und demgemäß allzu einseitig anstrengende Übungen verzichtend, gerade den Mädchenkörper für seine wichtigsten Funktionen: die Nützlichkeit und die Schönheit auszubilden berufen ist. Möller sagt: „Auch wenn es gar keine schwedische Gymnastik gäbe: wir müßten diesen neuen Geist der Wahrheit, des Sinngemäßen und Bedeutsamen, doch zu erringen suchen."

Denselben Gedanken in derselben eindringlichen und einleuchtenden Weise. nur kürzer, vertritt Marg. N. Zepler in ihrem Buche Menschenkultur (Anregungen zur Stärkung und Veredlung nationaler Kraft durch zielbewußte Mithilfe gebildeter Frauen. Modern-pädagogischer und psychologischer Verlag, Berlin. 1,50 Mk.) Auch hier fährt es wie ein frischer Windstoß durch altes Gemäuer. Da saß man und lernte und studierte, sah vor sich Welten und Wunder erstehn, die Grenzen des Erkennens sich weiten — und dabei hockte man in Stubenluft, das Blut im Körper stagnierte bei dem ewigen Hinsitzen wie Sumpfwasser, man wurde bleich und mager, oder man legte sich Fettpolster auf, die Muskeln erschlafften (und welches Mädchen in den Zwanzigern bringt dann noch ein paar richtige Klimmzüge zustande, ohne sich von einem Sextaner auslachen lassen zu müssen?).

Welche Begriffsverwirrung ist es, eine Kultur, die den Körper übergeht, für möglich zu halten? Soll unser Volk nicht in Degeneration untergehn, soll unsre heranwachsende Weiblichkeit den neuen und immer stärkeren Forderungen einer hochgespannten Zeit gewachsen sein, so muß die Körperkultur wieder zu ihrem Rechte kommen. Kraft und Anmut sind die Ergebnisse. Sie sollten einfach die Forderungen jeder Bildungsfrage sein.

Im Grunde dasselbe Thema mit besondrer Bezugnahme auf die geschlechtliche Entwicklung behandelt Dr. med. Siebert in seinem Buch für die Eltern. (3. Aufl. Seitz & Schauer, München. Preis 1,80 Mk.) Auch hier kann man nur raten: Nehmt und lest. Was dies Buch wertvoll macht, ist sein tiefdringendes Eingehen auf die Regungen der Jugend, besonders auf die schädlichen. Es findet hier durchaus keine Allgemeinbehandlung der Fragen statt, kein Verstecken hinter schöne Worte und vage Ratschläge. Der Verfasser hat den recht glücklichen Gedanken gehabt, das Buch in Form von Briefen zu geben, und zwar im ersten Teil in Briefen an eine Dame betr. ihrer 16jährigen Tochter; im zweiten an einen Freund betr. seiner Söhne. Sein ärztlicher Beruf ermöglicht ihm eingehende und vielseitige Erfahrungen, die in Ruhe und Sachlichkeit durchgeprüft und dargestellt sind. Gerade auf diesem Felde, auf dem die Eltern oft ratlos und verzweifelt vor Untugenden, Unerklärlichkeiten, Lastern oder auch nur verdächtigen Momenten ihrer Kinder stehn, ist solch ein Ratgeber einfach unentbehrlich. Dies Buch, sowie die beiden vorangegangenen gehören für uns Eltern erst dann in die Tiefe des Bücherschrankes, wenn unsre Kinder erwachsen sind. Denn: „man soll nicht aus Büchern lernen, sondern aus dem Leben", ist auch eines jener unsinnigen Schlagworte, hinter denen nichts steckt. Gehören denn die Bücher nicht mit zum Leben? Ja, hat sich ein großer und in seinen Umrissen gar nicht festzustellender Teil unsres ganzen Gegenwartslebens nicht auf Bücher aufgebaut und nimmt von ihnen Beleuchtung, Begründung, Vermittlung?

Wir kommen nun zu Jakob Wychgram. Vorträge und Aufsätze zum Mädchenschulwesen. (Teubner, Leipzig-Berlin. Preis 3,20 Mk.)

Der Verfasser ist ein hochgemuter nnd feinsinniger Freund der Frauen, und wir dürfen stolz auf diese Freundschaft sein, denn sie stellt viele Voraussetzungen. Wir wollen unter uns nur dafür sorgen, daß er mit diesen Voraussetzungen recht behält — und wenn wir das tun, haben wir als Mutter, als Lehrerin, Erzieherin, Freundin und Frau gerade genug zu tun, unser Leben würdig zu führen.

Es geht ein großer, mannhafter Zug durch das Buch, verbunden mit einer fröhlichen Herzlichkeit, die auch die kleinen Täglichkeiten des Schullebens mit in seinen Kreis zieht. Eine erquickende Vornehmheit der Gesinnung, die sich nicht vor Eingeständnissen eigner Irrtümer scheut, eine reife Sicherheit und Sachkenntnis, die das weite Feld dieser Frage: der Mädchenschule und ihrer Lehrkräfte, das soviel der Tummelplatz der ungleichartigsten Gewalten ist, von der hohen Warte einer einflußreichen Stellung überschaut.

Wychgrams Einfluß neben dem der großen Verstorbenen, die er in Nachrufen feiert: Auguste Schmidt, Waetzoldt und Nöldeke, haben wir es zu danken, daß jetzt die Ausbildung unsrer Töchter immer mehr aus der Halbheit, der Unsicherheit und Befangenheit herauskommt, unter der sie in unserm Vaterlande stark zu leiden hat. Dieser Mann, der die Forderungen der Zeit und der natürlichen Weiblichkeit in solchem klaren Bilde vor sich sieht, wäre vor allen der Berufenste, das immer noch schwankende und gefährdete Mädchenschulwesen mit seiner erprobten Autorität zu einer Einheitlichkeit und Vervollkommnung zu führen, in der wir uns wenigstens nicht mehr vor der französischen Mädchenschule, die seit dem ministeriellen Ruck von 1880 einen so starken und im Ausland längst bekannten Vorsprung vor uns gewonnen hat, zu schämen brauchen.

Was Wychgram über die praktische Ausbildung der Seminaristinnen sagt, ist so durchdacht und am Kernpunkt erfaßt, daß es für alle Vorschläge und Neugestaltungen einfach vorbildlich wird.

Auch er vertritt mit starker Betonung die notwendige Grundlage einer körperlichen Erziehung. Da er nur die Mädchen im Auge hat, ist es sehr verständlich, daß er der schwedischen Turnart, die jeder Übertreibung der Körperübungen vorbeugt, das Wort redet. Es ist wohl zu wünschen und zu erwarten, daß wir bei unsern Töchtern ganz auf das Gerätturnen zugunsten dieser einheitlichen Durchbildung verzichten. Nicht genug kann Wychgram die Schädlichkeit und Widersinnigkeit des ausschließlichen Zuhausesitzens der jungen lernenden Mädchen verurteilen, die, von Luft und Sonne entwöhnt, körperlich und damit auch geistig vertrocknen.

Herrlich sind seine Auslassungen über die praktische Pädagogik und die Verwerfung der nur didaktischen Resultate. „Ein guter Unterricht soll dem Geiste Gelenkigkeit und vielseitige Kraft, dem Urteil die ruhige Sicherheit geben, die sich allezeit, an welcher Aufgabe es auch sei, bewährt.“

Wahrlich, eine helle, zukunftsfreudige Frühlingsstimme im Bücherwald ist Wychgrams Buch!

Eine Schrift, die viel vernünftige Forderungen neben einigen starken Übertriebenheiten enthält, ist: Ihr jungen Mädchen von Dr. Heinrich Pudor. (Verlag H. Pudor. Berlin-Steglitz.) Um gleich am ersten Anfang einzuhaken, so scheint mir schon der Titel verfehlt. Man erwartet danach einen Anruf an unsre Mädchen, denen diese auch mindestens nachzukommen vermögen. Die Forderungen aber, die Pudor aufstellt, sind im ganzen folgende:

Erhaltung der Familie und dadurch Bekämpfung jeder Idee, die sich dem in den Weg stellt, vor allem der jetzt um sich greifenden willkürlichen Beschränkung der Kinderzahl. Eine Religion, die dem deutschen, nicht dem jüdischen Emfinden entsprungen ist. Die Verwandlung der Staatsschule in die Familienschule. Eine natürliche Lebensweise, die sich im Aufstehn und Zubettgehn strikt nach der Sonne richtet, d. h. im Sommer einen Schlaf von kaum fünf, im Winter von fast zehn Stunden ergibt! Die Durchsetzung des Erwerbs einer eignen Scholle für jede Familie, die die einzig wahre Pflanzstätte des Idealismus sei.

Sollen dies alles die jungen Mädchen schaffen, oder sollen sie nur wissen, daß dies nötig sei? Schon dies letztere halte ich für keine dringende Notwendigkeit. Gerade unser junges Geschlecht hat Besseres zu tun und zu lernen, als auf die Schäden der Zeit beständig aufzumerken. Ihr Beruf liegt im Rahmen des Tatsächlichen, des Bestehenden; da ist gerade genug für sie zu lernen und zu schaffen. Die Umgestaltung steht andern Leuten zu.

Ich will mich hier nicht mit dem Verfasser über Meinungsverschiedenheiten auseinandersetzen, z. B. über seine Ansicht, die nach meinem Empfinden in einer wiederum übertriebenen Bewertung der Familienbande liegt und den lebendigen Geist einer Mechanik unterordnet, wenn er sagt, daß innere Verschiedenheiten Verwandte nicht trennen dürften. „Das Blut löscht jede Meinung aus. Auf das Blut kommt alles an.“ Der Kern und Grund seiner Auseinandersetzungen ist ohne Zweifel ein tief gesunder, und was daraus an Verstiegenheiten, ja Unmöglichkeiten geboren wird, quillt aus einer allzu reich blühenden Phantasie, aus einem embarras de richesse der Vorstellungskraft.

Auf ganz andre Wege führt uns das ungemein fesselnde und bewunderungswürdige Buch einer vornehmen Engländerin, die nicht aus Sensationssucht, sondern aus tiefer Liebe zu den Unglücklichsten ihres Volkes ein seltsam entbehrungsvolles, von ungewöhnlicher Tapferkeit durchglühtes Leben in den ärmsten Schichten des Londoner Pöbels, eine Niedere unter Niederen, geführt hat. Vom Markte der Seelen, Entdeckungsfahrten einer sozialen Frau, Olive Malvery, im Lande Armut. (Aus dem Englischen von Martha Sommer. R. Voigtländers Verlag. Leipzig.)

Aus den höchsten Kreisen niedersteigend, hat sie den ganzen Jammer der Obdachlosigkeit, des Schmutzes, des Hungers, der Ausnutzung, der persönlichen Erniedrigung durchgemacht. Wer sich über die grauenhaften Mißstände unterrichten will, die in der Hauptstadt eines so hochkultivierten Landes herrschen, dem kann keine im wahren Sinn des Wortes sachverständigere Führerin angeraten werden. Zwar „zarte“ Naturen, die man besser: weichliche und feige Naturen nennen könnte, die sich um des eigenen Wohlbehagens willen Augen und Ohren verstopfen vor dem Jammer ihrer Mitkreatur, die seien heftig vor der Lektüre gewarnt, sie könnte ihnen Nervenanfälle einbringen.

Aber wahrlich: Wir haben größere Achtung vor dieser hochgebildeten, reichen und vornehmen Frau, deren Nerven auch die ganze verfeinerte Empfindlichkeit ihrer hohen Kultur besaßen, und deren Zittern und Zurückschrecken sie siegreich überwand, um nicht nur in Entbehrung, nein, auch was schlimmer ist: in Schmutz, Ekel und niedrigster Behandlung den Ärmsten gleich zu werden. Hier haben wir einmal wieder den höchsten Triumph der Menschenliebe über Nerven und Selbstsucht. Wer da aber glaubt, weil er selbst einer solchen Höhe der Liebeskraft nicht fähig ist, es sei nur eine Spielerei, der Launenkitzel einer verwöhnten Frau gewesen, der folge mit eigenen Augen diesem Über-

windergang, bis er an die Stelle kommt: „Niemand, der selbst gehungert und gefroren hat, wird solch ein Narr sein, zu glauben, daß sich jemand ohne Grund solchen Qualen aussetzt."

Eine Huldigung dieser edlen, starken Frau, die auch die Sünden ihrer weichlichen und faulen Mitschwestern trägt!

Ganz lehrreich für viele, die sich an den englischen Jams und Fleischkonserven delektieren, sind die Kapitel: Fleischwaren und Marmeladenfabriken. Ich denke wohl, daß sie da der Ekel vor diesen Delikatessen überlaufen wird, die sogar von den ärmsten Fabrikmädchen, die den Betrieb kennen, verschmäht werden.

Gabriele Reuter in der Broschüre: Das Problem der Ehe (Verlag Kantorowicz, Berlin) legt klar, warum heute die Ehe größeren Gefahren ausgesetzt ist als früher, und kommt zu dem Schluß, daß die harmonische Frau hier die beste Gestaltung zuwege bringt. Es wird keinem halbwegs vernünftigen Menschen einfallen, ihr das abzustreiten. Aber eigentlich weiß man dies alles längst. Es sind keine charakteristischen großen Linien in der Schrift, die sich einem ins Gedächtnis prägen und die Gedanken festhalten. Dennoch wird vielleicht hier und da eine in diesen Dingen noch unerfahrene Seele auch hieraus manches lernen können. Im ganzen ist die Lektüre durchaus einwandfrei, wenn auch für manches innige Gemüt, das in der Liebe zum eignen Heim auch seine Möbel mit umfaßt, ohne sie indes in übertriebene Schätzung zu bringen, die radikale Verurteilung der Verfasserin, die sogar das amerikanische boardinghouse empfiehlt, unsympathisch wirkt.

Bedeutend fraglicher, aber freilich auch bedeutend charakteristischer erscheint die Broschüre: Aus dem Sprechzimmer einer Ärztin. (Bearbeitet von O. Th. Stein. Verlag Br. Volger, Leipzig-Ötzsch. Preis 3 Mk.) Die Verfasserin nennt sich nicht. Bei derartigen Enthüllungen, Anklagen und andrerseits Hochstellungen der eigenen Methode ist dieser Umstand der Namenlosigkeit kein empfehlender. Die Männer kommen schlecht weg, gewiß oft nicht ohne Grund. Doch scheint mir diese Gruppierung stark parteiisch erschaffen, wenn auch freilich das einseitige Bild einer solchen Sprechstunde scheinbar solche Schlüsse aufdrängt.

— — Es hat viel um uns her gesproßt, geblüht und geklungen. Viel reiner, starker Wille regt sich. Da dürfen wir auch jene Frauen nicht vergessen, die meisthin den größten Lärm verursachen, die im Namen der Frauenschaft (neuerdings sagen sie auch schon, halbwegs belehrt: der Menschheit) zu sprechen vorgeben, und denen wir wenigstens, wenn die Einsicht auch ungenügend ist, den guten Willen nicht absprechen dürfen. Das sind die Frauen und ihre Schleppenträger, die sich unter dem Namen „Bund für Mutterschutz" geschart haben.

Ich hatte im Türmer-Jahrbuch 1906/07 schon einmal Gelegenheit, über diesen Bund und sein Schönrednertum zu sprechen im Gegensatz zu Ruth Brés gesunder Bestrebung, verlassenen Müttern ein dauerndes Heim und dauernde Arbeit zu geben. Es soll nicht bestritten werden, daß dieser Bund überhaupt etwas täte, es wäre auch sonst ein sonderbarer und in seiner Art einzig dastehender Bund. Nur fragt sich, wie die Hilfe aussieht, die er leistet. Etwas mehr konkrete Berichterstattung statt rührender „Romane aus dem Leben" wäre zu wünschen. Was diesen „Romanen" in der Beziehung zu entnehmen ist, scheint sich auf Einleitung von Alimentationsklagen und Stellenvermittlung

zu beschränken. Jedenfalls liegt der Hauptnachdruck auf Redenhalten, um die „neue Ethik“ zu erörtern.

Neuerdings wurde in diesem Bunde als bester Mutterschutz dringend die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl empfohlen. Das ist freilich die Bankerotterklärung jeder „ethischen“ Beeinflussung von dieser Seite aus. Dies ist also der letzte Ausweg, den diese Frauen aus der sozialen Not wissen: die Lösung der Triebe von ihren natürlichen Fesseln, statt ihrer Erziehung, der letzte Bruch mit dem Verantwortlichkeitsgefühl. Ein Arzt warf diesen Frauen Optimismus vor, weil sie die Macht der Religion, der psychischen Kräfte in der Frauenseele unterschätzten. Das ist noch das wenigste. In der letzten Sitzung der Gesellschaft für soziale Medizin, Hygiene und Medizinalstatistik ist der Leichtsinn, mit dem dort in Sachen der Volkswohlfahrt verfahren wird, gebührend festgestellt. „Einschränkung der Kinderzahl ist ein billiger Ratschlag, er legt dem, der ihn erteilt, keine Verpflichtung auf.“

Hüten wir uns vor nichts so sehr wie vor schönen Worten. Sie sind der Feind jedes ernsten wirklichen Fortschritts!

— — — Wir sind am Ende des Bücherwalds. Nun geht ein jeder wieder in sein eignes Feld hinaus. Aber die Frühlingsstimmen laßt uns mitnehmen im Herzen, daß sie nicht für uns verklingen und wir ungesegnet bleiben!

Marie Diers



Ein Blick über den Graben

Mit gespannter Aufmerksamkeit blicken wir evangelischen Theologen und Kirchenleute seit geraumer Zeit über den breiten Graben, der uns in unserm religiösen Denken und Empfinden von unsern katholischen Mitbürgern trennt. Wir verfolgen mit starker innerer Anteilnahme die große Auseinandersetzung, die gegenwärtig in der katholischen Kirche vor sich geht und durch den Syllabus Pius' X. und die Encyclika Pascendi zu einer scharfen Absage des Vatikans an die Modernisten geführt hat. Auch wir Evangelischen sind bei diesen Vorgängen interessiert. Zu groß ist in Deutschland die Bedeutung der katholischen Kirche nach Einfluß und Zahl ihrer Bekenner, als daß lebhafte Bewegungen in ihrer Mitte nicht auf das gesamte geistige Leben des Volkes zurückwirken müßten. Auch bleibt es von nicht geringer Bedeutung für unsere zukünftige Entwicklung, ob drüben die mildere oder, wie es scheint, die intransigente Richtung siegt. Denn jeder Sieg der letzteren muß mit innerer Notwendigkeit zu einer Verschärfung unserer konfessionellen Verhältnisse führen. Endlich erwecken jene Kämpfe ein allgemein menschliches Interesse; sie offenbaren uns eine erschütternde Tragik in manchem stillen Gelehrtenleben.

Bei dieser Sachlage ist es auch für uns Evangelische interessant und wertvoll, einen so tiefen Einblick in das Seelenleben und die Gedankenwelt eines katholischen Theologen zu bekommen, wie ihn F. X. Kiefl in seiner biographischen Skizze über den den Lesern des „Türmer“ wohlbekannten Herman Schell uns bietet (Mainz und München, bei Kirchheim). Der Leser erhält einen deutlichen Eindruck von den unendlichen Schwierigkeiten und großen Gewissensnöten, unter denen die theologischen Professoren der katho-

lischen Fakultäten arbeiten, wenn sie in treuer Liebe an ihrer Kirche hängen und doch der Wahrheit dienen wollen. Ja, fast mehr noch als durch die Mitteilungen über Schell erhält man diesen Eindruck durch die stille, fast ängstliche Vorsicht, mit der Kiefl von jeder Position seines aufrichtig geschätzten Freundes abrückt, die irgendwie kirchlich beanstandet werden könnte.

Aber auch für Schell — welche schwierige Stellung! Schon dadurch, daß er im ganzen Plato vor Aristoteles bevorzugt, kommt er in eine schiefe Stellung seiner Kirche gegenüber, und sein ehrlicher Versuch, in der Sprache unserer Zeit zu reden und „das katholische Dogma auf allen Linien in die modernen Perspektiven zu rücken", wird lediglich als ein gefährliches Wagnis aufgefaßt. Schell wollte „alle Lehrbestandteile des Glaubens möglichst flüssig machen für Denken und Leben". Sein Gedanke war, das Dogma nachzuerleben und nur innerlich Erlebtes und Erfahrenes seinen Schülern darzureichen. Ihm galt es als „eine Ehrenschuld der Glaubenswissenschaft an den Gott der Offenbarung, daß das Geheimnis, indem er sich selbst der Menschheit enthüllt hat, nicht mehr als unverständliche Zumutung an die denkende Vernunft gelte, sondern als die ungeachtet ihres undurchdringlichen Lichtes hellstrahlende und lebenerweckende Sonne der übernatürlichen Gnade." Das sind gewiß, so sagt sein sympathischer, etwas ängstlicher Biograph, „hohe, verehrungswürdige Ziele, aber nicht jeden kann die Kirche in den wichtigsten Fragen des Lebens solchen Wegen überlassen", denn es ist ihre „heiligste Sorge, zu wachen, daß mit der wechselnden wissenschaftlichen Verteidigungsweise nicht auch das heilige und unverletzliche Depositum der göttlichen Offenbarung selbst alteriert werde." Und darum mußten Schells Werke auf den Index.

Der unbeteiligte Zuschauer jenseits des Grabens schüttelt dazu den Kopf. Er sieht wieder einmal klar, wie sehr die katholische Kirche sich belastet und ihre besten geistigen Kräfte hemmt, indem sie durch Approbation und Index ihre Kinder in steter geistiger Unmündigkeit hält und durch ihre offizielle Stellungnahme selbst die Verantwortung für deren Werke übernimmt. So läßt sie (in der Flugschrift von Haw: die Hölle, Ravensburg, Dorn) mit bischöflicher Approbation drucken, daß „die giftig qualmenden Schlünde unserer feuerspeienden Berge der Hölle mahnende Schlote sind", und verbietet ihren Gläubigen, Schells von brennender Liebe zu seiner Kirche getragene Schriften zu lesen. Wieviel heimliche Gewissensnot und öffentliche Bloßstellung erleben diese Männer, und wie müssen sie ihre Kirche lieb haben, daß sie trotzdem an ihr hängen!

Freilich hatte Schell von vornherein mächtige Gegner, bedeutete doch sein Auftreten in Würzburg einen Bruch mit der dortigen wissenschaftlichen Überlieferung, die ausschließlich der offiziellen Ordenstheologie der Jesuiten huldigte. Denn neben dem echten Judentum hat es in der Geschichte vielleicht keine Macht gegeben, die an Zähigkeit des Willens sich mit den Jesuiten messen könnte. Sie wissen ihren Willen durchzusetzen. B. Duhr hat neuerdings (Freiburg, Herder, 1907) seine früheren Studien zusammengefaßt und ergänzt, um in seiner „Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge" der Tätigkeit seines Ordens in unserem Vaterlande ein Denkmal zu setzen. Das Buch ist mit jenem Bienenfleiße verfaßt, den wir bei katholischen Gelehrten, auch bei Schell, oft anstaunen, und bringt eine Fülle schätzbaren Materials, das von allen Ecken und Enden herbeigeholt ist. Einen zuverlässigen Wegweiser zur Beurteilung des Ordens und seiner Tätigkeit

bietet es doch nicht. Man vergleiche z. B. Duhrs Schilderung Bobadillas mit der kleinen Skizze dieses vielgeschäftigen Paters von Friedensburg in seiner Schrift über die ersten Jesuiten in Deutschland, und man merkt, wie einseitig Duhr sein Material auswählt und mitteilt. Wir nehmen gerne bei Duhr Kenntnis davon, daß dem Orden selbst zuzeiten Bedenken gekommen sind über die Verantwortung, die er durch seine beichtväterliche Tätigkeit an den Fürstenhöfen auf sich nahm; es bleibt doch nach dem von ihm selbst mitgeteilten Material dabei bestehen, daß die Jesuiten diesen Weg, Einfluß zu suchen und auszuüben, mit besonderer Vorliebe betreten haben. Man kann viele Jesuitenfabeln mit Duhr als Legenden abweisen; man kann den Ernst und die persönliche Sittenreinheit wenigstens der ersten Sendboten des Ordens in Deutschland wohl anerkennen; man kann sogar den Schlußsatz Duhrs von seinem Standpunkte aus wohl begreifen: „Sie haben an ihre Sache geglaubt, sie haben gearbeitet mit Enthusiasmus, sie haben gearbeitet mit Erfolg an der Heilung der großen Schäden in den deutschen Kirchen" — die gesamte Beurteilung des Ordens und seiner Tätigkeit kann doch nicht von solchem Einzelmaterial aus gewonnen werden; dazu muß man weitere historische Perspektiven eröffnen.

Es lag doch so: Um das Jahr 1540 war in deutschen Landen, wie Duhr selbst anerkennt, „die Sache der (katholischen) Kirche so gut wie verloren." Der Protestantismus durfte, wie Boehmer-Romundt (Die Jesuiten. Leipzig, Teubner) ausführt, „trotz seiner inneren Zwietracht hoffen, im Laufe der nächsten Jahrzehnte ganz Deutschland für sich zu erobern. Dieser Sieg ist nicht eingetreten, sondern statt dessen die Entzweiung der Nation. Aber wer hat denn diesen Sieg verhindert?" Die Antwort, welche die Geschichte auf diese Frage gibt, lautet, wie hüben und drüben unumwunden anerkannt wird: die Jesuiten. Duhr sagt von seinem Standpunkt aus: Das ist ihr Verdienst. Wir, auf der andern Seite des Grabens, sagen anders. Daß eine enorme Potenz von Geistes- und Willenskraft dazu gehörte, eine große Nation dauernd in zwei Teile auseinanderzureißen, wer wollte das leugnen? Ob aber solche Arbeit recht angewendet, wirklich segensreich und fruchtbar im geschichtlich höchsten Sinne war, darüber wird man billig streiten können.

Wie dem auch sei, im Interesse des inneren Friedens in unserm Vaterlande können wir nur wünschen, daß der jesuitische Geist nicht ganz unumschränkt und ohne jedes innerliche Gegengewicht in der katholischen Kirche die Herrschaft erlange. Kann man darauf hoffen? Wir auf der andern Seite des Grabens wagen es kaum noch. Und unsere Mitbürger jenseits des Grabens?

Christ. Rogge



Vom Bauschwindel

(Vgl. die Masseneingabe zur Einführung einer staatlichen Zuwachssteuer, Türmer 1908, S. 667)

Zu den Gesetzentwürfen, die zurzeit in einer Kommission des Reichstags beraten werden, gehört auch der eines „Gesetzes über die Sicherung der Bauforderungen".

Man kann nicht sagen, daß diese Beratungen in den weiten Kreisen der Bevölkerung sehr großes Interesse erregen. Die Organe der öffentlichen Mei-

nung berichten kurz über das, was aus den Kommissionsberatungen bekannt wird, und der Durchschnittsleser überschlägt in der Regel auch noch diese kurzen Notizen.

Und doch handelt es sich hier um eine Frage, die weit über die Kreise des Bauhandwerks hinaus die höchste Beachtung verdient. Es handelt sich hier darum, in einem einzelnen konkreten Falle einmal den Kampf zwischen dem formalen Buchstabenrecht unserer Boden- und Hypothekarordnung und der ehrlichen deutschen Arbeit bis zu Ende durchzufechten. Der Gesetzentwurf muß, so ungenügend er im einzelnen sein mag, doch als der erste ernsthafte Versuch aufgefaßt werden, den Bauschwindel in unserem Volke zu zertreten. — Was hat es mit diesem Schwindel für eine Bewandtnis?

In gelesenen Zeitungen stößt man öfter auf merkwürdige Anzeigen, die dem normalen Menschen völlig unverständlich klingen:

„Wertvolles, baureifes Gelände ist ohne Anzahlung zu verkaufen: Baugeld wird auf Wunsch dazugegeben. Offerten unter X. Y."

In jeder Großstadt finden sich Existenzen, die nichts mehr zu verlieren haben. Warum sollen sie solche Gelegenheit nicht benutzen, wertvolles Land und Baugeld dazu in ihren Besitz zu bringen? Sie setzen sich mit dem Aufgeber solcher Anzeigen in Verbindung. Es ist das meist eine Bank oder eine Gesellschaft, damit der „ehrliche" Name der betreffenden Herren Besitzer bei diesem Geschäft möglichst aus dem Spiele bleibt. Das Bauland ist vielleicht 50000 Mk. wert. Aber die Bank fordert 100000 Mk. Der Käufer bewilligt diese Summe leichten Herzens. Er hat ja weder die eine Summe noch die andere. Dann werden die 100000 Mk. als erste Hypothek auf das Grundstück für die Bank eingetragen. Nun erhält der Herr Bauunternehmer die ersten Raten des Baugeldes von der Bank.

Jetzt wird eine respektable Wohnung gemietet. Möbel auf Abzahlung oder auf den Namen der Frau werden hineingestellt. Bauhandwerker, die nach Arbeit suchen, finden sich bald. Der Bau beginnt. In den ersten Wochen wird das Geld für Materialien und Arbeit bezahlt. Dann wird vertröstet von einer Woche zur andern. Um das Haus überhaupt zu einem Wertobjekt zu machen, vollenden die Handwerker den Bau.

Nun stellt sich heraus, daß der Bauunternehmer ein völlig mittelloser Mann ist. Die Bauhandwerker beantragen die Zwangsversteigerung des von ihnen errichteten Gebäudes. In diesem Augenblick meldet die Terraingesellschaft ihre erste Hypothek über 100000 Mk. an. In diesen 100000 Mk. steckt der Wert des Gebäudes schon drin. Die Bauhandwerker sind unfähig, eine derartige erste Hypothek auszuzahlen. Deutsche Richter sind verpflichtet, zu verkündigen, daß der Terraingesellschaft der Boden und das darauf errichtete Gebäude gehört und alle anderen Forderungen ausfallen — „von Rechts wegen".

Es ist das unbestreitbare Verdienst der deutschen Bodenreformer, diese geradezu furchtbaren Mißstände unseres falschen Bodenrechts in das Bewußtsein der Öffentlichkeit gerückt zu haben. Schon auf ihrer Hauptversammlung am 11. Oktober 1891 beschlossen sie, sich der Not der deutschen Bauhandwerker, an der bisher die großen Parteien achtlos vorübergegangen waren, tatkräftig anzunehmen.

Ein Ausschuß von Bauhandwerkern und Juristen arbeitete eine Petition aus, die forderte, daß bei allen Zwangsversteigerungen den Forderungen der beim Neubau beteiligten Handwerker, Lieferanten und Arbeiter ein Vorzugs-

recht vor allen andern dinglichen Belastungen, soweit solche nicht auf öffentlichen Titeln beruhen, eingeräumt würde.

Die von den Bodenreformern enthüllten Zustände waren erschreckender Art. Die Berliner Ortskrankenkasse des Maurergewerbes schrieb an den Bund, daß in den Jahren 1891—93 von den Unternehmern der 1126 bei ihr angemeldeten Neubauten nicht weniger als 328 „Bauherren" selbst die Krankenkassenbeiträge ihrer Arbeiter unterschlagen hätten! Die Kasse verlor dadurch 38738 Mk.:

„Die Bauunternehmer seien frühere Maurerpoliere und -gesellen, Schlächter, Barbiere, Kellner, und Gott wisse, was sonst noch, die auf die nebelhaften Versprechungen gewisser ‚Geldmänner' hin Strohmannsdienste geleistet hätten. Zu bekommen sei nie etwas. Die Baugeräte gehörten nicht ihnen, sondern einem dritten. Die Möbel seien vom Verleiher auf Miete entnommen oder von der Frau eingebracht; oder die Sachen seien der Ehefrau geschenkt oder beim Schwager verpfändet; endlich aber legte der Hauswirt die Hand darauf."

Der Prozentsatz der Bauherren, die wegen der Krankenkassenbeiträge den Offenbarungseid geleistet haben, betrug bei dieser Kasse im Jahre 1891 29 vom Hundert, 1892 32 vom Hundert, 1893 27,7 vom Hundert!

In den Jahren 1891—93 wurden 1126 Neubauten in Berlin errichtet, davon kamen 644 in Zwangsversteigerung!

Und die Not beschränkt sich nicht auf Berlin.

In Hamburg kamen in den Jahren 1890 und 1891 394 Subhastationen vor, bei denen 3959000 Mk. Hypotheken ausfielen! Eine Firma A. veranlaßte in 10 Jahren allein 80 Zwangsverkäufe!

In Würzburg kamen in einem Jahre 50 Häuser zur Zwangsversteigerung. Die Bauhandwerker verloren etwa 500000 Mk. daran.

In Halle gaben 57 Bauhandwerker ihren Verlust durch diesen Schwindel auf 194000 Mk. an.

Vor wenigen Monaten hat der Rat der Stadt Dresden eine Untersuchung seines Statistischen Amts herausgegeben über die „Verhältnisse beim Bau neuer Wohnhäuser von 1902—05". In diesen 3 Jahren haben 67 Gesellschaften zur ungeteilten Hand (BGB. § 705) in Dresden im Baugewerbe gearbeitet. 98 Gesellschafter wohnten in Dresden; von diesen haben 71 den Offenbarungseid geleistet. Von den 638 einzelnen Bauunternehmern haben 160 das gleiche getan! Von 297 Unternehmern mit einem Einkommen bis zu 3500 Mk. haben 116 nicht einmal ihrer Steuerpflicht genügen können.

Die amtliche Denkschrift urteilt auf Grund dieser Tatsachen, daß bei dem heutigen Rechtszustand das Baugewerbe „von Elementen durchseucht wird, denen jedes Pflicht- und Verantwortungsgefühl abgeht".

Die zehn wichtigsten Bauhandwerkerinnungen und der Bauhandwerkerverein zu Berlin erklärten sich „mit dem Inhalt der Petition der Deutschen Bodenreformer einverstanden und befürworteten sie dringend im Interesse des Handwerks". —

Trotz der größten Anstrengungen schien aber alle Arbeit vergeblich zu sein. Da schreckte eine Verzweiflungstat die Bevölkerung aus der Ruhe. In der Nacht vom 1. zum 2. Juni 1894 erwürgte der 51jährige Malermeister Karl Seeger in Berlin seine 4 Kinder im Alter von 7—12 Jahren und seine Frau

und erhängte sich dann selbst. In hinterlassenen Schreiben an den Obermeister der Malerinnung und an seine Arbeiter heißt es:

„Viel Verluste, welche ich seit Jahren erlitten, haben mich ruiniert. Nach jahrelangen Kämpfen bin ich zu Ende. Ich konnte nicht mehr weiterkommen, ohne zu betrügen, — wie ich betrogen worden war."

Da beriefen die Bodenreformer eine große Bauhandwerkerversammlung ein. Sie war von mehr als 2000 Bauhandwerkern besucht und stellte einen ergreifenden Notschrei der deutschen Arbeit dar. Der Schreiber dieser Zeilen, der den Vorsitz führte, wird jene Stunden nie vergessen können. Den tiefsten Eindruck machte es, als ein ehrlicher Bauhandwerker, der Steinmetzmeister Heinrich Voelker, mit bitterem Lachen ausrief:

„Wenn die Regierung nicht mehr die ehrliche Arbeit schützen kann, dann wollen wir die Arbeit aufgeben und auch unter die Bauschwindler gehen! Was bleibt uns denn, vom deutschen Recht verlassen, anderes übrig?" —

Der Justizminister v. Schelling hatte kurz vorher den Bundesvorstand ersucht, zahlenmäßige Nachweise über die Bauhandwerkerverluste zu beschaffen. Als ich der Versammlung diese Aufforderung des Justizministers mitteilte, gaben sofort 13 Handwerker 395 140 Mk. Verluste unter genauer Bezeichnung des Baues, der „Bauherren" usw. an.

In Nachwirkung dieser gewaltigen Versammlung meldeten sich beim Vorstand Deutscher Bodenreformer 234 Bauhandwerker, die Verluste von 5 486 119,33 Mk. nachwiesen. — Selbstverständlich stellten sie nur einen verschwindend kleinen Teil der Opfer des Bauschwindels dar.

Die Begleitbriefe der Verlustangaben waren in ihrer Einfachheit eine ergreifende Anklage gegen das herrschende Bodenrecht. Es seien hier nur die Briefe von zwei Witwen wiedergegeben. Der Mann der ersten, ein Schlossermeister F., hatte 18 326 Mk. verloren und starb vor Gram. Die Frau mußte nun durch Arbeit außer dem Hause Brot suchen und die Kinder sich selbst überlassen:

„Es wird so viel von Herrn Seeger gesprochen, daß er sich hätte selber nur das Leben nehmen sollen. Das kann nur der beurteilen, der es durchgemacht hat. Wie oft habe ich im stillen gedacht, hätte mein Mann mich mit meinen Kindern auch mitgenommen, dann wäre ich jetzt ohne Sorge und Gram. Wie sanft ruht dagegen die Frau Seeger."

Eine andere Witwe schrieb:

„Wieviel Tränen und Herzeleid der Bauschwindel hervorbringt, kann nur der ermessen, der davon betroffen ist."

Ihr Mann, ein Tischlermeister R., hatte alles verloren. Er konnte seinen Leuten nicht mehr den Lohn auszahlen, ging fort und kehrte nicht mehr in die Wohnung zurück. Die Frau suchte ihn entsetzliche acht Tage lang, dann fand sie ihn — als Leiche. Er war, am deutschen Recht verzweifelnd, freiwillig aus dem Leben gegangen.

Endlich kam die Bauhandwerkerfrage in den Parlamenten mehr als bisher zur Geltung. Namentlich war es der kürzlich verstorbene Professor Dernburg, der im preußischen Herrenhause entschieden für das Recht der Bauhandwerker eintrat. Der Justizminister Schönstedt sagte daraufhin einen Gesetzentwurf zu, und im Dezember 1897 wurden die Entwürfe eines „Reichsgesetzes betreffend die Sicherung der Bauforderungen und eines preußischen Ausführungsgesetzes" veröffentlicht, um zunächst das öffentliche Urteil zu hören.

Sie brachten nicht die volle Erfüllung der bodenreformerischen Forderungen; aber sie hätten doch, in Wirksamkeit getreten, einen großen Schritt vorwärts bedeutet. Da aber zeigte sich, wie verhängnisvoll es ist, wenn die Organisation der ehrlichen Arbeit nicht genug Menschen und Geld hat. Die Bodenreformer taten, was sie konnten — aber die „öffentliche Meinung“ der Börsenteile der großen Presse erklärte sich aus naheliegenden Gründen gegen die Gesetzentwürfe, und die Regierung zog sie im Jahre 1899 zurück.

Da änderte der Bund seine Taktik. Da das absolute Vorrecht der Bauhandwerker als praktisch unausführbar hingestellt wurde, so beantragte Heinrich Freese in der Hauptversammlung des Bundes Deutscher Bodenreformer, die am 8. Dezember 1900 im Bürgersaal des Berliner Rathauses stattfand, die „Lien-Gesetzgebung“ der Vereinigten Staaten auf unsere Verhältnisse zu übertragen. Dieser Weg habe in den schnell wachsenden großen Städten der Neuen Welt die Entstehung des Bauschwindels unmöglich gemacht. Die Hauptversammlung stimmte einstimmig zu, und der Bundesvorstand gab in einer Petition an den Justizminister diesem Beschluß Folge. Der Grundgedanke dieses amerikanischen Bauschutzgesetzes ist folgender: Kommt ein Neubau zur Zwangsvollstreckung, so findet eine getrennte Abschätzung der Baustelle und des Gebäudes statt. Der in der Zwangsversteigerung erzielte Gesamterlös wird zwischen den Hypothekengläubigern und den Bauhandwerkern in dem Verhältnis geteilt, in dem sich der Wert der Baustelle zu dem des Gebäudes befindet. Nehmen wir ein Beispiel: Der Wert einer Baustelle wird auf 30000 Mk., der Wert des neuen Gebäudes auf 60000 Mk. geschätzt. Die Zwangsversteigerung ergibt 54000 Mk. Dieser Erlös wird im Verhältnis von 30000 zu 60000, d. h. von 1 zu 2 geteilt. Die Hypothekengläubiger bekommen demnach 18000 Mk. und die Bauhandwerker 36000 Mk.

Der Haupteinwand gegen die Bodenreformvorschläge ist von Anfang an die Behauptung, man dürfe das Baugeschäft nicht beunruhigen. Dieser Einwand erscheint durchaus ungerechtfertigt; denn bei allen soliden Bauten tritt das Gesetz, wie wir es jetzt vorschlagen, ja überhaupt nicht in Kraft. Wirksam ist es erst, wenn eine Zwangsversteigerung notwendig wird, bei der sich herausstellt, daß die Bauhandwerker nicht bezahlt worden sind. In solchem Falle aber steht das Recht der Arbeit vor dem Recht des Buchstabens der grundbuchlichen Eintragung. Eine Form, unter der das amerikanische Baugewerbe sich nicht „beunruhigt“ fühlt, sondern Ungeheures leistet, muß auch in Deutschland möglich sein.

Einem volkswirtschaftlich und sittlich gleich gefährlichen Zustand der Rechtsohnmacht offenbarem, erkanntem Schwindel gegenüber wäre endlich ein Ende bereitet! —

Wer sich mit diesen Fragen eingehender beschäftigen will, dem seien in erster Reihe die Bücher des Mannes empfohlen, der sich die größten Verdienste im Kampfe für das deutsche Bauhandwerk erworben hat, des durch seine musterhaften Einrichtungen (Achtstundentag, Gewinnbeteiligung, Arbeiterausschuß u. a.) bekannten Fabrikbesitzers Heinrich Freese: „Pfandrecht der Bauhandwerker“ (Gotha 1901, Friedrich Emil Perthes, 362 Seiten, Preis 3,60 Mk.). Eine volkstümliche Hervorhebung der Hauptgesichtspunkte hat Heinrich Freese in seinem Vortrag auf dem Düsseldorfer Bundestag der Bodenreformer 1906 gegeben: „Baugewerbe und Bodenfrage“ (Berlin NW. 23, Verlag Bodenreform, 50 Pf.).

Vor kurzem hat H. Freese auch seine prächtigen Artikel, die er im Laufe von 16 Jahren in dem Bundesorgan der Bodenreformer veröffentlicht hat, gesammelt und unter dem Titel: „Bodenreform“ (Gotha 1907, F. E. Perthes, 269 S., Preis 4 Mk.) herausgegeben. In diesen trefflichen Aufsätzen, die auch an dieser Stelle aufs wärmste empfohlen sein mögen, finden sich S. 153—193 auch wichtige Beiträge aus dem Kampfe gegen den Bauschwindel.

Hoffen wir, daß der Reichstag endlich ein Ergebnis zeitigen möge, das wirklich der deutschen Arbeit zu ihrem Recht verhilft!

A. Damaschke



Deutsche Witzblätter

Der Deutschheit ganzer Jammer faßt mich an,“ stöhnt Karl Kraus in der Wiener „Fackel“, „wenn ich ihre Witzblätter älteren Stils zur Hand nehme.“ Selbst die Belletristik des „Simplizissimus“ verfalle in Philistrosität. Einen Anblick des Grauens aber biete der illustrierte Humor, den Deutschlands „harmlose“ Geister aus der Welt der Dackeln, Schwiegermütter, Schwipse und Pumpversuche von Woche zu Woche hervorzuzaubern wüßten. Ein Bacchanale der Ledernheit! Und die Gesellschaft, die sich daran ergötze, sei eine Kulturnation. „Nichts bezeichnet die Grazie ihrer Lustigkeit besser als das System der Witzüberschriften in den Blättern, die sie am liebsten liest. Damit der deutsche Mann den Humor der Sache besser verdaue oder von dem Geist, der ihm geboten wird, nicht überrumpelt werde, steht über jedem Sätzchen ein Titel, der die Meinung des Witzkopfs verdeutlicht. Ein Humor, der sich fortwährend selbst auf die Hühneraugen tritt, durch die er die Welt betrachtet. Man schlage irgend einen dieser vollständigen Kataloge deutscher Geistesarmut auf, und man wird den Einfall suchen müssen, dessen dürftige Pointe nicht schon im Titel verraten wäre. Eine kleine Kollektion der beliebtesten Aufschriften: ‚Boshaft‘, ‚Übertrumpft‘, ‚Gut gegeben‘, ‚Durch die Blume‘, ‚Abgeblitzt‘, ‚Versteckte Bosheit‘, ‚Recht erfreulich‘, ‚Ganz einfach‘, ‚Empfindlich‘, ‚Bescheiden‘, ‚Bitter‘, ‚Kleines Mißverständnis‘, ‚Gut angewendetes Zitat‘, ‚Schlechte Ausrede‘, ‚Unbegreiflich‘, ‚Immer derselbe‘, ‚Ein Schwerenöter‘, ‚Ein Praktikus‘, ‚Kostspielig‘, ‚Ja, ja‘, ‚Ach so!‘, ‚So, so!‘. Man liest zum Beispiel den folgenden Dialog: ‚Fräulein: Warum sind Sie eigentlich noch nicht verheiratet, Herr v. Schulze? — Herr v. Schulze: Ich konnte noch immer nicht die Rechte finden. — Fräulein: Und dabei haben Sie doch ein paar Jahre die Rechte studiert!‘ — Jetzt denke man über den dümmsten ‚Titel‘ für diesen wundervollen Einfall nach, der natürlich durch ein im Salon sitzendes Paar illustriert ist. Er lautet: ‚Illustriertes Wortspiel‘...“

Somit wäre alles klar und deutlich. Nur eins ist zweifelhaft: wem die Palme der größeren Bescheidenheit gebührt. Den Leitern dieser Blätter? Oder ihren Lesern?





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die Heimatlosen

Das Tagebuch des Türmers vom April schließt mit einem Hinweis auf den „Notschrei" des alten Pastors F. v. Bodelschwingh für die Ärmsten der Armen, die der Volksmund mit dem vulgären Namen „Stromer" bezeichnet. Es ist ohne Zweifel ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß ein „Edeler" der Nation mit der Devise: „Homo sum" so nachhaltig und warm für die Brüder von der Landstraße eintritt, aber es ist auch nicht zu verkennen, daß die fürsorgliche Liebestätigkeit Vater Bodelschwinghs im allgemeinen erfolglos bleiben muß, wenn das Übel nicht mit der Wurzel ausgerodet wird. Das Mitleid mit den armen Brüdern genügt nicht, nein, es muß ihnen das Handwerk gelegt werden! Es ist nämlich eine unbestreitbare Tatsache, daß die Brüder die Straße mehr lieben als die Heimathütte. Sie arbeiten nur zeitweise gegen einen nicht geringen Lohn, den sie hauptsächlich in Branntwein umsetzen. Wenn solch ein Bruder eine Arbeitsstätte nach acht oder vierzehn Tagen — länger hält er gewöhnlich auf einer Stelle nicht aus — verläßt, so ruht er nicht eher, bis er den letzten Sechser vertrunken hat. Solange ihn der Alkohol wärmt und sättigt, liegt er in Strohmieten, Chausseegräben usw. herum. Wird er nüchtern, friert und hungert ihn natürlich. Nun geht er schnorren. Erst spät abends oder wohl gar nachts, wenn er den letzten erbettelten Pfennig vertrunken hat, klopft er dann den Dorfschulzen heraus und verlangt Nachtlager. Was wunder, wenn der Schulze den „Stromer" anschnauzt! Ist doch der Schulze ein Bauer, der mit solchen Leuten in seiner Wirtschaft schon seine liebe Not gehabt hat. Hatte er einen von ihnen in Arbeit, so ging er gewöhnlich davon, wenn er ihn gerade am nötigsten brauchte. Wollte er zur Erntezeit einen von der Straße in Arbeit nehmen, so konnte er fragen und fragen, ob sie arbeiten wollten, es hütete sich ein jeder, Arbeit anzunehmen. Die meisten von diesen Leuten arbeiten überhaupt nicht, sondern schnorren sich durch von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr. Bei der Schnorrerei steht einer dem anderen zur Seite mit Rat und Tat. So werden die Stromer in manchen Gegenden zur wahren Plage. Herbergen, Pflegestationen und Arbeiterkolonien helfen dagegen wenig, da sie meistens von den Leuten gemieden oder ausgenutzt werden. Was wunder, wenn die Landleute da hartherzig werden gegen die Elenden auf der Straße. Das gute Herz Vater Bodelschwinghs findet daher auch bei den Landwirten wenig Anerkennung. Diese suchen sich eben auf andere Weise gegen die Stromerplage zu schützen. Pastor Keil macht

darüber in der ersten Aprilausgabe der „Raiffeisenboten" beachtenswerte Mitteilungen. Die Gemeinde Wölfis am Thüringer Wald hatte — so berichtet er — derart unter der Stromerplage zu leiden, daß ein einheitliches Vorgehen notwendig wurde. Der „Raiffeisenverein" veranlaßte daher einen Gemeindebeschluß, wonach die Bettlerfürsorge von der politischen Gemeinde übernommen wurde. Jeder Einwohner muß nun die Bettler an den Schulzen weisen. Hier werden die Papiere der Bettler geprüft und, wenn sie vier Monate nicht dagewesen sind, erhalten sie nach Eintragung ihrer Personalien einen Gutschein, wofür ihnen in einem Gasthaus Kost und Nachtlager gegeben wird. Diese Maßnahme hat zur Abwendung der Bettlerplage geführt, und Pastor Keil wünscht lebhaft, daß alle Gemeinden dem Beispiel Wölfis folgen möchten. Denn erst dann ist eine durchgreifende Bekämpfung der Stromerplage möglich, wenn das ganze Land einmütig vorgeht und somit die Stromer zur Arbeit erzieht.

Die empfohlene Maßnahme ist allerdings ein polizeiliches Überwachungssystem des Landstreicherwesens, wie es besser kaum erfunden werden kann. Es bleibt aber die Befürchtung, daß es diese Menschen auch nicht bessern wird. Die polizeiliche Kontrolle allein genügt nicht zur Bekämpfung des Übels, es ist noch eine seelsorgerische Fürsorge nötig. Und diese ist ja auch bereits von Vater Bodelschwingh angebahnt. Es ist dringend zu wünschen, daß in allen Gemeinden Heimstätten für die Heimatlosen errichtet werden. Diese sind durchaus notwendig zur Besserung der sozialen Lage dieser Leute. Denn auch die Arbeitswilligsten von ihnen werden in der freien Zeit vom Schnapsteufel arg heimgesucht, und wenn sie nicht im Stall auf ihrem Strohlager liegen, treiben sie sich im Wirtshaus herum oder torkeln auf der Straße umher. Gelingt es, sie in den Heimstätten zu sammeln und geistig anzuregen, so ist es nicht ausgeschlossen, daß ihr besseres Selbst erweckt und sie wirklich gebessert werden.

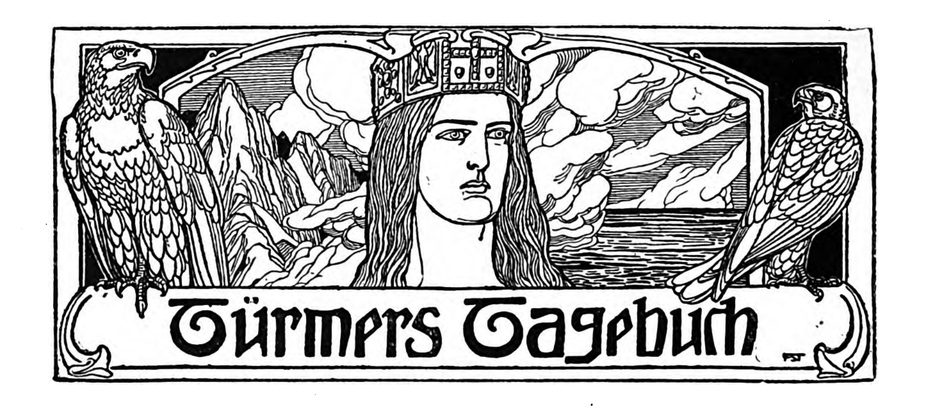
Doch hüten wir uns vor allzu großen Hoffnungen. Es wird nie gelingen, die große Zahl der Heimatlosen für ein ordentliches Leben in der Heimathütte wieder zu gewinnen. Wer durch ein langes Leben auf der Landstraße diese lieb gewonnen, der wird ihr nie mehr entrissen werden können. Darum ist es wichtig, keinem Menschen den Aufenthalt auf der Landstraße lange zu gestatten. Die Jungen müssen also von ihr ferngehalten, müssen ihr entrissen werden. Wenn das gelingt, dann wird das Übel mit der Wurzel ausgerodet.

Wie können aber die Jungen von der Landstraße gebracht werden? Ja, das ist wohl leicht zu sagen, aber nicht leicht getan. Ungeheuer groß und mannigfach sind nämlich die sozialen Nöte, welche die jungen Leute auf die Landstraße treiben. Zerrüttetes Familienleben, verlotterte Weiber, gewissenlose Väter und Mütter, behindertes Fortkommen, Leichtsinn, Trunksucht und viele andere Ursachen drängen die Menschen in frühester Jugend fast aus allen Gesellschaftskreisen auf die Straße. Ein ungeheurer sozialer Aufschwung wird notwendig sein, wenn der Zug auf die Straße vollständig aufhören soll. Aber durch eine fein ausgestaltete Jugendfürsorge seitens des Staates, der Gemeinde und der inneren Mission kann es heute schon möglich werden, den Zug der Jugend auf die Landstraße aufzuhalten und einzudämmen, ja, ihn langsam aufzuheben. Auch hier gilt das Wort Goethes:

„Mit einer erwachsenen Generation ist nicht viel zu machen weder in körperlichen noch in geistigen Dingen, in Dingen des Geschmacks wie des Charakters, aber seid klug und fangt es mit der Jugend an, und es wird gehen."

Hermann Borkenhagen





Justitia fundamentum

II.

Die schwersten Strafen dem, der sich an fremdem Eigentum vergreift. An fremden menschlichen Personen sich vergreifen, ist dagegen lange nicht so schlimm. Manchmal ist's überhaupt nicht der Rede wert, die reine Bagatelle, und kostet so gut wie nichts. Zumal in den Provinzen mit den vielen patriarchalischen preußischen Gesindeordnungen, von denen eine immer schöner und durch Alter ehrwürdiger ist als die andere. In Rixdorf z. B. darf eine Gastwirtsfrau ihr Dienstmädchen mit einem Rehfuß und einem umgedrehten Peitschenstiel braun und blau schlagen, was das Zeugs nur hält, und es kostet bloß 5 Mark. Bei Halle an der Saale darf ein junger Gutsinspektor einen alten Arbeiter mit dem Stock derart verprügeln, daß er sechs Wochen arbeitsunfähig ist, und es kostet ganze 25 Mark. Wer von den Dienstboten oder Knechten aber glaubt, daß ihn eine solche „Behandlung" zur Lösung des Arbeitsverhältnisses und zum Verlassen der Arbeitsstelle berechtige, findet sich in einem bedauerlichen Irrtum. Er bekommt auf die Anzeige der Herrschaft, daß er „ohne gesetzlichen Grund die Arbeit verweigert" habe, vom Amtsvorsteher den Befehl, die Arbeit sofort wieder aufzunehmen, widrigenfalls er in Strafe genommen werde. Überwältigt ihn nicht gerade die Sehnsucht nach weiteren Liebkosungen, verweigert er darum unter Angabe der Gründe die Rückkehr zu seiner idyllischen Arbeitsstätte, so holt der Amtsbote den Renitenten, der auch die angedrohte Geldstrafe nicht bezahlt hat, zur Verbüßung einer Haftstrafe ab. Von diesen Zuständen hat man im westlichen und südlichen Deutschland kaum eine Ahnung. Es wird eine Art gemilderter Hörigkeit unter moderneren Formen stabiliert, durch „zweckmäßige" Auslegung und Anwendung der gesetzlichen Bestimmungen und polizeilichen Befugnisse. Wenn immer noch viele von den Herrschaften das nicht wahr haben wollen und die Behauptung — sehr mit Unrecht — als eine persönliche Beleidigung empfinden, so erklärt sich das eben daraus, daß sie von sich selbst, die sich dergleichen nicht zu schulden

kommen lassen und ihren Leuten mit Güte und Wohlwollen begegnen, auf die anderen schließen, die das wirklich nicht verdienen. Es ist auch weit weniger das alteingesessene Gutsbesitzertum, das von diesem Vorwurf getroffen wird, als gewisse agrarische Streber und Emporkömmlinge, die ihre neu lackierte Herrenwürde, die Süßigkeit ihrer ungewohnten Macht nicht genug auskosten können. So wird man auch unter den Offizieren aus alten Militärfamilien nur selten Hochmut und Brutalität finden, viel seltener jedenfalls als bei den Söhnen über Nacht Emporgekommener. Was bedeutet denn für den Abkömmling einer Familie, deren männliche Vertreter seit Jahrhunderten höhere und höchste militärische Chargen bekleidet haben, das Bewußtsein, „bloß“ Offizier zu sein? Doch etwas Selbstverständliches, das daher auch irgendwelchen Größenwahn nicht so leicht aufkommen läßt. —

Wenn irgendwo das Schwert des Gesetzes mit voller Wucht und Schärfe niedersausen sollte, so bei den bestialischen Vergewaltigungen wehr- und hilfloser Wesen durch Personen, deren schier unumschränkter Gewalt sie überantwortet sind. Es ist eine wahre Folterkammer, die wir jetzt betreten. Kein Leser ist sich noch im Zweifel, daß ich die abscheulichen Kindermißhandlungen meine, — so viele Fälle dieser Art haben in der letzten Zeit die Öffentlichkeit beschäftigt. Die Öffentlichkeit! Die aber nicht in die Öffentlichkeit dringen, — wie viele mögen derer noch sein?! Wie schwer ringt sich fast jeder solche herzzerreißende Schrei bis zum Gerichtssaal durch! Wie lange dauert es, bis endlich menschlich fühlende Nachbarn das Jammergeschrei des gefolterten kleinen Geschöpfes nicht mehr ertragen können und die Polizei zu Hilfe rufen! Von welchen umständlichen Formalitäten ist wiederum deren Eingreifen bedingt! Die Torturen müssen schon alles menschliche Maß überschritten haben, es müssen schon ganz empfindliche Schädigungen der Gesundheit oder gar direkte Lebensgefahr vorliegen, bis die Staatsgewalt nach ihren formalistischen Vorschriften und Anschauungen, ihrem ganzen bureaukratischen System einschreitet, einschreiten zu „dürfen“ glaubt. Und doch fragt man sich mit Recht: sollte eine hochwohllöbliche Polizei, die solche Befugnisse hat, wie wir sie oben gesehen haben; die so schnell bei der Hand ist, friedliche Bürger in Gewahrsam zu nehmen; die sich an der persönlichen Freiheit und Unverletzlichkeit des Bürgers vergreifen darf und in so vielen Fällen noch Recht vor Gericht bekommt: — sollte dieses in Preußen-Deutschland fast allmächtige Institut nicht in der Lage sein, einen Teil ihrer Machtentfaltung schneller und energischer in den Dienst der Schutzbedürftigsten unter den Schutzbedürftigen zu stellen?

Der Befund an dem Körper eines von seinem leiblichen Vater zu Tode geprügelten Mädchens ergab tiefe Einschnitte. Man durfte daraus schließen, daß die Gliedmaßen des Kindes mit einem Stricke fest aneinander gefesselt worden waren. An einem Tage soll die Kleine auf den Tisch gespien haben. Hierfür wurde sie von dem Vater über die Sofalehne gelegt und in barbarischer Weise längere Zeit mit dem Rohrstock bearbeitet. Das geschah alle Tage. Endlich war es so weit gekommen, daß der Vater es denn

doch für zweckmäßig hielt, einen Arzt zum Kinde zu rufen. Dieser fand es in einer entsetzlichen Verfassung vor. Das Ärmste hatte hohes Fieber, die ganzen unteren Gliedmaßen waren mit handtellergroßen eitrigen Beulen behaftet, die durch eine unglaubliche Vernachlässigung der vom Vater verübten Verletzungen entstanden waren. Der Zustand war hoffnungslos, die Blutvergiftung schon zu weit vorgeschritten. An demselben Abend wurde das Opfer durch den Tod erlöst.

Vor Gericht entspann sich eine gelehrte und scharfsinnige Diskussion über die Frage, ob der Tod durch Vernachlässigung der Wunden herbeigeführt sei und demnach fahrlässige Tötung vorliege. Das Gericht hielt es „nicht für festgestellt, daß der Tod durch eine Fahrlässigkeit der Angeklagten verschuldet, auch nicht, daß die Körperverletzung mittels einer das Leben gefährdenden Behandlung erfolgt sei". Trotzdem es ausdrücklich erklärte, daß zur Annahme mildernder Umstände „keine Veranlassung" vorliege, erkannte es gegen den unmenschlichen Vater auf nur drei Monate „wegen Körperverletzung mittels gefährlichen Werkzeugs". Die Frau wurde freigesprochen.

Eine Mutter hatte ihr voreheliches dreijähriges Töchterchen in der brutalsten Weise mißhandelt. Mit Stecken, Besenstielen und anderen Werkzeugen unbarmherzig auf das kleine Wesen eingeschlagen und es dann auf den Erdboden geschleudert. Die Schilderungen der Zeugen waren geradezu furchtbare. Halbe Tage hindurch mußte das Kind in der Märzkälte in nur ganz dünnem Kleidchen auf der Treppe frierend und hungernd kampieren. Übereinstimmend bekundeten die Zeuginnen, daß das Kind über und über zerschlagen gewesen sei. Blutunterlaufene Augen, geschwollene Backen, blau und braun verfärbter Rücken. Arme und Beine mit Wunden bedeckt. Endlich wurde auf den Strafantrag des Vormundes das Verfahren eingeleitet. Die Mutter zeigte während der Verhandlung nicht die geringste Spur von Reue. Auch zu ihrer Entschuldigung vermochte sie nicht das Geringste anzugeben. Der Amtsanwalt beantragte sechs Monate, der Gerichtshof erkannte auf — vier Wochen Gefängnis!

Mancher Redakteur mit blankem Ehrenschilde, der im Dienste des öffentlichen Wohles für einen nicht vorsichtig genug gewählten Ausdruck, für eine nicht bis aufs I-Tüpfelchen juristisch beweisbare und doch wahre Behauptung ohne viel Umstände seine soundsoviel Monate abbekommen hat, — mancher Ehrenmann ohne Furcht und Tadel hätte von Glück sagen können, wenn seine „Straftat" auch nur so eingeschätzt worden wäre, wie die fortgesetzten unsäglich gemeinen Handlungen dieser Rabenmutter!

Aufsehen erregte der Fall der Frau Dr. Else B. in Berlin. Das Anklagematerial war so wuchtig und so angewachsen, daß der Staatsanwalt zur Verhaftung schritt. Frau Else ist die zweite Gattin eines angesehenen Arztes, der ihr sein aus erster Ehe stammendes, damals zwölfjähriges Töchterlein, Marie B., mitbrachte. Von Anfang an, behauptet

die Anklage, war ihr das Kind ein Dorn im Auge. Ihr Haß gegen das unschuldige Wesen steigerte sich um so mehr, als ihre eigene Ehe kinderlos blieb. „Du allein hast mir mein ganzes Eheglück zerstört!" hat sie es öfter angeschrien. Obwohl Dienstmädchen vorhanden waren, mußte die kleine Marie jeden Morgen um 6 Uhr aufstehen und trotz bitterster Winterkälte in einem dünnen Kattunröckchen sämtliche Stuben reinigen, den Kehricht heruntertragen, den Kohleneimer heraufschleppen. Als Schlafstelle hatte sie ein Feldbett, auf dem sonst mit gewissen Hautleiden behaftete Patienten des Dr. B. untersucht wurden. In das für Kranke eingerichtete elektrische Lichtbad hat die Angeklagte das Mädchen eingesperrt und sämtliche Lampen eingeschaltet, so daß eine fürchterliche Hitze entstand, das Kind halb ohnmächtig wurde und flehentlich um Hilfe schrie. Dazu hat sie höhnisch gelacht und mit einem Rohrstock auf den aus dem Kasten hervorragenden Kopf des Kindes geschlagen. Um auch die geistige Gesundheit des Mädchens zu untergraben, behauptet weiter die Anklage, hat sie des Nachts mit Hilfe eines Lakens und einer weißen Larve Gespenster-Erscheinungen an seinem Bette inszeniert.

Die Zeugenaussagen bestätigten und ergänzten das Wesentliche dieser Anklage in erschütternder Weise. Die Schulvorsteherin, bei der das Kind mehrere Monate in Pension war, bekundete, daß der Vater, als er es ihr zuführte, die Worte fallen ließ: „Ich muß das Kind wegbringen, ich kann es nicht mehr verantworten!" Es war nur eine mittelmäßige Schülerin, aber weder schlecht noch lügnerisch. Nach den Ferien erschien es ganz bleich und heruntergekommen in der Schule und äußerte zu Mitschülerinnen, es wolle am liebsten gar nicht mehr nach Hause. Sie, die Zeugin, hat selbst gesehen, wie das Kind einmal vor Schwäche und Müdigkeit mit ausgebreiteten Armen umsank. Sie nahm es dann sofort in ihre Wohnung, wo es stundenlang wie tot geschlafen hat. Sie benachrichtigte dann die Stiefmutter. Bevor diese jedoch erschien, erzählte ihr die Marie B., sie habe die letzten 14 Tage nichts als Brotsuppe zu essen bekommen. Die Angeklagte war darüber sehr wütend, kaufte sich, so erzählte die kleine Marie ihren Mitschülerinnen, auf dem Heimwege zwei Stöcke und schlug diese auf ihr entzwei. Nach den Ferien kam das Mädchen sehr verschmutzt und ohne ausreichende Wäsche wieder. Dabei hatte es an Armen und Füßen blaue, grüne und gelbe Flecken. Auf eine Frage des Verteidigers erklärt die Zeugin sehr entschieden, daß das Mädchen in der Schule zwar „unordentlich" (bei der „mütterlichen" Erziehung!) gewesen sei, von Lügenhaftigkeit bei ihm aber keine Rede sein könne. In strenger Winterkälte, im Januarmonat, kam es im dünnen Kattunröckchen, nur mit einem Hemde darunter, zur Schule. „Ein Bettelkind würde dieses Kattunkleid nicht mehr getragen haben", so unsauber sei es gewesen.

Eine im selben Hause mit der Angeklagten wohnende Frau L. hat

zuerst ein gutes Verhältnis zwischen Stiefmutter und Tochter gesehen. Dann aber hörte sie eines Tages an ihrer Korridortür ein leises Pochen und Seufzen. Die kleine B. stand vor der Tür und weinte bitterlich: sie habe großen Hunger. Einige Stunden später hatte wohl die Frau Dr. B. diesen Vorgang erfahren, denn bald darauf hörte die Zeugin aus der B.'schen Wohnung das Geräusch klatschender Schläge. Das Mädchen hat sich dann an der Wasserleitung erbrochen, während Frau Dr. B. daneben stand und höhnisch lachte. Am nächsten Tage fragte die Zeugin das Kind, ob es öfters von der Stiefmutter geschlagen werde. Es weinte und sagte: „Papa hat keine Ahnung davon, wie schlecht es mir geht. Erzählen Sie es bloß nicht Papa, sonst erfährt es wieder Mama und ich habe es dann doppelt schlecht!" Eines Abends beobachtete sie, wie es sich weit aus dem Fenster herausbeugte, so daß es beinahe in die Tiefe gestürzt wäre. Die kleine B. teilte ihr dann am nächsten Tage mit, sie sei von ihrer Stiefmutter wieder so schrecklich geschlagen worden, daß sie sich aus dem Fenster stürzen wollte. Wiederholt hat die Zeugin das Kind bei bitterer Kälte im Hemd am offenen Fenster sitzen sehen. Auf seinen Füßen sah sie einmal eine große klaffende Wunde. Das Mädchen erzählte darüber: Auf Befehl der Mutter habe sie sich im Hemd an das offene Fenster setzen und stricken müssen. Als ihr Vater dazugekommen, sei er sehr böse geworden, habe der Stiefmutter Vorwürfe gemacht, das Mädchen sofort ins Bett gebracht und ihm eine Wärmflasche mitgegeben. Als bald darauf ihr Vater fortgegangen sei, habe ihre Stiefmutter sie wieder herausgerissen und mit der Wärmflasche auf sie eingeschlagen, wodurch jene Wunde entstanden sei. Im Hause war es nach Aussage der Zeugin allgemein bekannt, daß das Mädchen des Mittags nie etwas zu essen bekam. Fast alltäglich klopfte die kleine B. bei Hausbewohnern an und bettelte um eine Semmel! Eines Tages kam sie zu ihr und zeigte ihr ein Stück ganz mit grauem Schimmel überzogenen Schinken, den sie als Mittagbrot erhalten. „Ich hatte das Gefühl, als ob das Kind nach und nach zugrunde gerichtet werden und langsam abgetötet werden sollte. Es lief nur noch herum wie ein geschlagener und kranker Hund." Als Abendbrot habe die Marie zwei verschimmelte Brotscheiben erhalten. Damit der Vater es nicht zufällig sehe, war dem Kinde eingeschärft worden, das Brot zu verstecken. Auch daß die Stiefmutter ihm die genießbaren Butterbrote durch fingerdickes Aufstreuen von Salz ungenießbar machte, erzählte das Mädchen der Zeugin.

Ein früheres Dienstmädchen bestätigte die Vorgänge in dem elektrischen Lichtbade. Das Kind sei überhaupt so erbärmlich behandelt worden, daß sie selbst darüber oft habe weinen müssen. So schwächlich es gewesen und obwohl sie, die Zeugin, noch zugegen war, so habe es doch nach zehn Uhr abends noch den schweren Mülleimer hinunter tragen müssen. Wenn sie ihm helfen wollte, habe es ihre Hilfe abgelehnt: „Nein, nein, ich muß

alles allein machen, sonst bekomme ich Schläge." Bis spät in die Nacht hinein wurde das Kind gezwungen, Strümpfe zu stricken, am andern Morgen aber mußte es schon wieder um sechs Uhr aufstehen, um schwere Hausarbeit zu verrichten, während sich die gnädige Frau Stiefmutter zumeist bis um ein Uhr mittags in ihrem Bette pflegte. Ähnliches bekundeten auch noch mehrere andere Zeugen.

Die Angeklagte bestritt, was sie bestreiten konnte. Was sie zugeben mußte, erklärte sie auf die harmloseste Weise. So z. B. sei sie dem Kinde in der Tat einmal in einer Maske erschienen, aber nur um es „zu einem Geständnis zu bringen", als es „gestohlen" habe. Der Herr Gemahl sekundierte seiner jungen hübschen Eheliebsten auf das ritterlichste und stellte ihr über die Behandlung seines Kindes das glänzendste Zeugnis aus! Trotzdem er es selbst „nicht länger verantworten" konnte, das Kind zuhause zu behalten! Dieses verweigerte die Aussage, was die beiden Eltern aber nicht abhielt, es nach Möglichkeit schlecht zu machen, es als verlogen, schmutzig, raffiniert usw. hinzustellen. Ein Sachverständiger endlich produzierte das Ei des Kolumbus, indem er einfach auf „moral insanity" (moralisches Irresein) — bei dem Kinde erkannte. Diese psychiatrischen „Sachverständigen" wachsen sich nachgerade zu einer öffentlichen Gefahr aus. Man braucht kein Fachmann zu sein, um zu wissen, daß die ernste Wissenschaft den abgetriebenen Gaul jener angeblichen „moral insanity" längst ausrangiert hat.

Die „elegante Erscheinung" der „hübschen jungen Frau", wie sie in den Zeitungen genannt wurde, hat ihr jedenfalls nicht geschadet. Und die angesehene soziale Stellung, sowie den Bildungsgrad der Dame machte der Herr Verteidiger mit besonderem Nachdrucke zu ihren Gunsten geltend. Den Staatsanwalt rührte das alles nicht, er hielt die Angeklagte für völlig überführt und beantragte acht Monat Gefängnis. Der Gerichtshof erkannte auf 300 Mark Geldstrafe, von denen obendrein noch 150 Mark durch die Untersuchungshaft beglichen seien.

Der Gerichtshof, so heißt es in der Urteilsbegründung, hat nicht angenommen, daß Frau Dr. B. absichtlich der Stieftochter Körperverletzungen beigebracht und sie aus Lust an Marterungen gequält, sondern daß sie unter Verkennung ihrer Mutter- und Erzieherpflichten nur fahrlässigerweise das elterliche Züchtigungsrecht überschritten habe. Der Gerichtshof erwog, daß es sich um eine noch in jungen Jahren stehende Frau handelt, die selbst noch keine Kinder und deshalb noch keine Erfahrung in bezug auf Kindererziehung gehabt hat. Dazu komme, daß nach den Ergebnissen der Beweisaufnahme ihre Stieftochter ein immerhin schwierig zu behandelndes Kind sei, dessen mancherlei üble Angewohnheiten die Angeklagte gereizt haben. Der Gerichtshof hat lange geschwankt, ob er nicht Vorsätzlichkeit annehmen solle, er sei aber schließlich doch zu der für die Angeklagte günstigeren Auffassung gekommen. —

Also: die Frau hat das Kind **nicht absichtlich** in das Lichtbad gesperrt, sämtliche Lampen eingeschaltet, so daß es in der fürchterlichen Hitze um Hilfe schrie. Sie hat es **nicht absichtlich** zuhause so geschunden und unterernährt, daß es im Pensionat vor Erschöpfung umsank, nachher wie eine Tote stundenlang schlief; daß es bei den Nachbarn um ein Stückchen Brot betteln mußte; daß es sich vor Verzweiflung aus dem Fenster stürzen wollte! Sie hat es **nicht absichtlich** wochenlang hungern lassen, ihm **nicht absichtlich** verschimmelte Abfälle als Nahrung hingeworfen und es in einem dünnen Kattunröckchen, das nebenbei „kein Bettelkind getragen haben würde", in den kalten Winter geschickt! Sie hat es **nicht absichtlich** so geprügelt, daß seine Arme und Füße in allen himmlischen Regenbogenfarben prangten, der eine Fuß sogar eine große klaffende Wunde zeigte. **Nichts**, aber auch **nichts** davon hat sie **mit Absicht** getan, trotzdem es wochen- und monatelang geschah, mit staunenswerter Konsequenz sich wiederholte. Und die Hiebe mit dem Rohrstock über den Kopf des zwischen Glühkörpern sich windenden, um Hilfe schreienden Kindes; die zwei auf seiner Jammergestalt zerschlagenen Stöcke, die brutale Mißhandlung mit der Wärmflasche: — das alles sind wohl Hirngespinste dieses Mädchens, dem irgendwelche Neigung zur Lügenhaftigkeit trotz aller Bemühungen der Verteidigung nicht einmal nachgesagt werden konnte. „So raffiniert", wie es nach dem väterlichen Zeugnis ja war, hat es sich vielleicht auch die klaffende Wunde auf dem Fuße selbst beigebracht, um ihr liebes, gutes Stiefmütterchen zu ärgern?

Weiter erfahren wir aus der Urteilsbegründung, daß es notwendig ist, Kinder zur Welt gebracht und „Erfahrungen in Kindererziehung" zu haben, um zu wissen, daß systematische Mißhandlung, Prügeln und Hungernlassen kein den Forderungen der modernen Pädagogik entsprechendes Erziehungssystem darstellen. Dann müßte man ja aber sofort sämtliche männlichen Lehrkräfte entlassen, da diese doch beim besten Willen der Forderung nicht genügen können, Kinder hervorzubringen, dies Geschäft vielmehr nach wie vor vertrauensvoll ihren Frauen überlassen müssen. Und die armen Lehrerinnen, die bekanntlich in Preußen nicht heiraten **dürfen**?

Die ganze „Schwierigkeit" endlich in der „Behandlung" des Kindes war, wie die Pensionatsvorsteherin, bei der es sich jetzt befindet, vor Gericht erklärte, sofort gehoben, wenn man ihm nur mit etwas Liebe und Güte entgegenkam. Das nach dem Herrn Sachverständigen hoffnungslose Opfer jener „moral insanity" wird übrigens von derselben Zeugin für „hochbegabt" erklärt.

Der Gerichtshof, so erklärt er selbst, ist nach langem Schwanken „zu der für die Angeklagte günstigeren Auffassung gekommen". Warum, wenn man fragen darf? Doch nicht etwa wegen ihrer „gesellschaftlichen Stellung", wegen ihres „Bildungsgrades", dem man solche Absichten nicht zutrauen dürfe? Wenn gesellschaftliche Stellung und was man so „Bildung" nennt, vor dergleichen schützten! Ein schöner Gedanke, aber ein frommer Wunsch,

wie wir's ja alle Tage erleben können. Will man beides in diesem Falle in Anschlag bringen, so kann man's doch nur ganz entschieden zuungunsten der Angeklagten. Das ist ja gerade mit das Häßlichste an dem ganzen Fall: das Milieu, in dem er sich abspielt.

Ganz unerfindlich ist, wieso etwa eine angebliche „moral insanity“ des Kindes, — wenn wir schon diesen Begriff aus der vierten Dimension akzeptieren wollten, — die Angeklagte entlasten könnte? Ein ethisch unzurechnungsfähiges Kind verdiente also schwerere „Strafen“ als ein ethisch zurechnungsfähiges? Wo Unzurechnungsfähigkeit doch auch nach richterlichem Recht jede Strafe ausschließt?

„Wenn man“, so schloß ein Berliner Blatt seine Betrachtungen über den Fall, „die Frau, die alle diese Folterqualen ersinnt und anwendet, hart, möglichst hart bestrafen will, dann heißt es — und das soll sehr modern sein — man darf niemanden dafür bestrafen, daß er solche Dinge verbricht: denn für seine Natur kann der Mensch nicht; die Strafe bessert nicht; die Strafe schreckt nicht ab. Bestraft werden darf nur, wer unter den Krallen eines Grausamen leidet? Nicht aber der Grausame, der mit seinen Krallen zerfleischt, was er haßt? Wahrlich: Wenn man die Anarchie will, wenn man will, daß la bête humaine, die Bestie im Menschen, auf jeden ungehindert und ungestraft losgelassen werde, der ihr und ihren bestialischen Trieben in den Weg läuft, dann ist diese Theorie gut! Dann gebe man den Peinigern der Menschheit Prämien, daß sie die Güte haben, sich ‚auszuleben‘, denn dadurch stellen sie ja wohl den höheren Typ Mensch vor! . . .“

Nun hat aber das Reichsgericht als Revisionsinstanz das Urteil der Strafkammer aufgehoben. Man atmet befreit auf: dem natürlichen Rechtsempfinden, dem Menschlichkeitsgefühl wird also Genüge geschehen. Gemach: das befreiende Gefühl ist vielleicht ein wenig zu früh aufgestanden. Das Reichsgericht hat das Urteil nur deshalb aufgehoben, „weil es nicht zu der Annahme gelangen konnte, daß bei der Angeklagten ein Bewußtsein der Überschreitung des Züchtigungsrechtes vorhanden war.“ Nachdem die Strafkammer die Absicht, das Reichsgericht das Bewußtsein der strafbaren Handlung ausgeschaltet hat, ist es nicht ausgeschlossen, daß die „hübsche junge Frau“ noch in die Lage kommt, ohne das immerhin etwas störende Schönheitspfläſterchen einer Bestrafung in den Salons von Berlin W diejenige Rolle zu spielen, die ihr nach ihrer „eleganten Erscheinung“, ihrer „angesehenen gesellschaftlichen Position“ und ihrem „Bildungsgrade“ von Rechts wegen gebührt.

In diesem Falle war die öffentliche Meinung einmütig. Die „Tägliche Rundschau“, deren Beziehungen zu Bülow und zum Hofe ja bekannt sind, brachte sogar an leitender Stelle eine auffallend scharfe Kritik. „Diese Kinderquälerei“, hieß es da u. a., „diese Versündigung am Wertvollsten, was wir haben, an der Jugend, fängt an typisch zu werden. Das ist eine grauenhafte Ungeheuerlichkeit. Schaudernd gedenkt man einer Reihe

von Fällen dieser Art, die deutsche Gerichte beschäftigt haben und die einer nach dem andern die Unfähigkeit unseres formalen Rechtes und unserer berufsmäßigen Rechtsprechung erwiesen haben, solche grauenhaften Dinge so anzufassen, wie sie angefaßt werden müssen ... ‚Moral insanity.' Ist das eine Entschuldigung für einen Vater, für eine Mutter, und wäre es hundertmal nur eine Stiefmutter und hundertmal nur eine armselige, elegante, junge Törin, der wir ohne weiteres glauben, daß sie hundertmal mehr Interesse an einem Schneiderkleid hat als an einer Menschenseele ..."

Der bayrische Justizminister empfiehlt den bayrischen Staatsanwälten in einem Erlaß, alle Roheits- und Sittlichkeitsvergehen mit unnachsichtiger Strenge zu verfolgen. Es werde häufig darüber geklagt, daß die Strafen wegen solcher Vergehen zu milde ausfielen, während andererseits oft geringfügige Eingriffe in fremde Vermögensrechte verhältnismäßig schwer bestraft würden. Mit besonderem Nachdrucke seien Straftaten gegen Frauen und Kinder zu verfolgen, und namentlich in Fällen, wo die Tat unter Mißbrauch eines Abhängigkeitsverhältnisses verübt werde.

Ein so dankenswerter wie leider zeitgemäßer Erlaß. Aber der nachdrückliche Schutz, den jedes Abhängigkeitsverhältnis von der Staatsgewalt fordern muß, sollte sich auch auf das menschlicher Willkür und Grausamkeit grenzenlos preisgegebene Tier erstrecken. Hier stehen wir aber vor einer tief beschämenden, ja erschreckenden Erscheinung. So völlig unzureichend anerkanntermaßen die Strafbestimmungen für den Tierschutz sind, so selten entschließt sich ein Gericht, auch nur von diesen entsprechenden Gebrauch zu machen und auf die höchste zulässige Strafe zu erkennen. Das sind auch bei den denkbar bestialischsten, teuflischsten Verbrechen gegen Tiere ganze sechs Wochen Haft!

Ein betrunkener Fuhrherr, also kein Proletarier, verfehlte die richtige Einfahrt auf sein Gehöft und blieb mit seinem Wagen im tiefen Sande stecken. Als die beiden Pferde den über 60 Zentner schweren Wagen nicht fortbringen konnten, schlug er mit dem dicken Peitschenende wie unsinnig auf die armen Tiere ein. Während die Schläge hageldicht auf die Köpfe der Pferde niedersausten, versuchten diese nochmals, mit äußerster Anstrengung, den Wagen fortzubewegen, bis eins der Tiere vor Erschöpfung umsank. Voller Wut stürzte er sich nun auf das andere Pferd, das am ganzen Leibe zitterte und mit Schaum bedeckt war. „Dir Aas reiße ich die Zunge aus dem Schlund, wenn du nicht ziehen willst!" Im nächsten Augenblick hatte er auch schon diese kannibalische Drohung wahr gemacht. Er faßte das Pferd an der Zunge und versuchte, es daran fortzuziehen. Plötzlich hatte der Unmensch die Zunge des Tieres in der Hand. Mit höhnischem Lachen warf er dem in der Nähe stehenden Knecht die Zunge in das Gesicht. Das unglückliche Tier mußte sich noch einen ganzen Tag quälen und ward dann erst dem Abdecker überwiesen! Das Amtsgericht erkannte noch nicht einmal auf die Höchststrafe, die drakonischen sechs Wochen, sondern beließ es bei einer Haftstrafe von vier Wochen.

Hiergegen hatte der Angeklagte noch die Unverfrorenheit, Berufung einzulegen! Das Gericht verwarf unter Bestätigung des ersten Urteils die Berufung: es sei im Gegenteil zu bedauern, daß das Gesetz bei derartigen Tierquälereien nur so verhältnismäßig milde Strafen zulasse.

Was könnten aber auch die denkbar besten Gesetze nützen, wenn sie nicht oder in unzulänglicher Auslegung angewandt würden? Gute Gesetze sind es ja überhaupt nicht allein, was wir nötig haben, betont mit Recht der Stuttgarter „Beobachter": „Wir brauchen einen modernen Richterstand. Die Richter rekrutieren sich aus einer ziemlich beschränkten Schicht. Auf der Universität gehören sie meist dem Korps an. Auf diese Weise wollen sie Karriere machen. Ist der stud. jur. Referendar geworden, so verkehrt er nur in den ‚feinen' Kreisen. Als Assessor denkt er daran, sich standesgemäß zu verheiraten. Als Richter hat er im Norden lediglich seinen Klub oder seine Ressource, wo er ein und aus geht. Der Sozialdemokrat ist für ihn ein unzufriedenes Menschenkind, ein unruhiges Element, das den Staat umstürzen will. Den Streik hält er für eine Verblendung und Streikvergehen für ungemein Strafwürdiges. In dem Streikbrecher sieht er nicht einen Verräter, der die Disziplin bricht wie ein Offizier, der gegen die Standesehre handelt, sondern ein ungemein segensreiches Element."

In Süddeutschland sei die Justiz entschieden besser: „Hier sind die Klassenunterschiede nicht so groß. Hier besucht der Referendar auch einmal eine sozialdemokratische Versammlung, um die Empfindungen der Arbeiter kennen zu lernen. Hier tritt der Assessor in ein industrielles Werk ein als Volontär, um einen Einblick in das Wirtschaftsleben zu erlangen. Sehr gut wäre es auch, wenn der Vorschlag eines Redners im Reichstag befolgt würde und die Herren Juristen sich einmal ein Jahr lang mit einem größeren Zeitungsbetriebe bekannt machten. Denn in einer Zeitung fließen heute sehr wichtige Ströme zusammen.

Mehrfach wurde im Reichstag der Ruf nach Heranziehung von Laienrichtern erhoben. Die Gewerbegerichte und die Kaufmannsgerichte sind deshalb so beliebt, weil hier Laien die Richter sind und die Juristen sich auf die Rechtsbelehrung beschränken. So müßten heute auch zu den Amtsgerichten und den Landgerichten, zu den Zivilprozessen wie zu den Strafprozessen Laien herangezogen werden. Die Schöffen- und Geschworenengerichte mögen ihre Fehler haben. Aber besser als die bloßen Fachgerichte sind sie entschieden. (Lange nicht immer! D. T.) Nur müßten natürlich zu Schöffen und Geschworenen alle Bevölkerungsklassen herangezogen werden." Daran liegt's.

„Langsamkeit der Prozesse, Weltfremdheit der Richter und in gewisser Beziehung Klassenjustiz" stellte ein nationalliberaler Abgeordneter, Dr. Heintze, im Reichstage fest. „Ich selbst habe als Richter vielfach bedauert, wie schwer es ist, den Leuten zu ihrem Recht zu verhelfen; die große Anzahl von Vertagungen, die Länge der Frist, lange Untersuchungs-

haft, wo der Bericht der Zeitung mit Recht die Spitzmarke trug: minima non curat praetor! Auch die immerwährenden Klagen über die Klassenjustiz sind bei objektiver Prüfung nicht durchweg als unberechtigt zu erklären. Nur muß man die Ursachen zu ergründen suchen. Es ist juristisch außerordentlich schwer, die Fülle von neuen Begriffen und Anregungen, die die aufsteigende Arbeiterbewegung den Gerichten gestellt hat, ohne weiteres zu lösen: Aussperrungen, Arbeitsniederlegungen, Verrufe, Organisation usw. Weiter hat die Verquickung der Arbeiterbewegung mit den revolutionären Bestrebungen der Sozialdemokratie manche Richterkollegien mißtrauisch gemacht. Und schließlich kann auch ohne weiteres anerkannt werden, daß unsere deutsche Juristenwelt sich aus gewissen sozialen Schichten zusammensetzt, denen es schwer fällt, sich ohne weiteres in andere soziale Schichten mit ihrer Denk- und Anschauungsweise zu versetzen und daraus den einzelnen Fall richtig zu beurteilen. Daraus folgen dann manche Urteile über Erpressungen, manche falsche Auslegung der §§ 152 und 153 der Gewerbeordnung, falsche Definitionen des Begriffs Streikbrecher. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß die Rechtsprechung bezüglich des Koalitionsrechts nicht immer Licht und Schatten in gleicher Weise verteilt, nicht immer die Unternehmerverbände absolut gleich behandelt. Weiter ist zuzugeben, daß bezüglich des Strafmaßes vielfach bei politischen Prozessen hart geurteilt wird, während, wenn die sogenannten gebildeten Stände in Betracht kommen, außerordentlich milde Strafen verhängt werden ...

Worauf es ankommt, ist, das Niveau der Richter und Anwärter, aller Beteiligten immer mehr zu heben. Es kann dem Richter nicht genug eingeschärft werden, daß die Prozesse aus wirtschaftlichen Dingen hervorgehen und diese ihr Ziel sind. Die Richter dürfen deshalb sich nicht ausschließlich mit der Jurisprudenz begnügen. Ein Überblick über das Leben läßt sich nicht gewinnen durch Verlängerung der Ausbildungszeit, auch nicht durch Aufnahme des Studiums der Nationalökonomie. Eine gewisse Freizügigkeit unserer Referendare ist erforderlich. Es wäre außerordentlich wünschenswert, daß die angehenden Richter sich nicht allein in dem deutschen Staat umsehen, in dem sie die richterliche Laufbahn haben; es würde einem sächsischen Referendar durchaus nicht schaden, wenn er einen Teil seiner Vorbereitungszeit an einem Hamburger Gericht durchmachte, und einem Berliner durchaus nicht, wenn er in Württemberg und Bayern sähe, wie man dort mit dem Publikum verkehrt. Aber auch dem Bayer nicht, wenn er einmal nach Berlin käme. Zeitschriften wie die ‚Soziale Praxis' sollten in jedem Amtsgericht gehalten werden.

Vor allem muß alles aus den Gerichtssälen heraus, was nach Sensation klingt. Ein Beispiel, wie es nicht gemacht werden soll, ist die Rede des Oberstaatsanwalts Isenbiel beim Moltke-Harden-Prozeß. Bei Erhebung der öffentlichen Anklage müssen die Staatsanwälte nach allen Seiten gerecht verfahren. Ohne Parteiunterschied

muß einer so behandelt werden wie der andere. Wenn öffentliche Ämter und Abgeordnete in Frage kommen, sollte immer öffentliche Anklage erhoben werden, gleichgültig, welcher Partei der Betreffende angehört..."

Diesen Forderungen gegenüber will ich hier nur an eine Tatsache erinnern: Das Berliner Landgericht I hat ausdrücklich zugegeben, daß in Sachsen die Arbeiter minderen Rechtes sind. — Nur in Sachsen?...

„Immer wohlbeleibter wurde Germania, ihre Söhne standesbewußter, standesbeschränkter", schreibt die „B. Z. a. Mittag": „Die Zugluftfenster, durch die ein frischer Strom volkstümlicher Richter hätte in die Justiz einziehen können, wurden sorgfältig geschlossen. Das teure Studium, die Organisationen der herrschenden Klassen sorgten dafür, daß man so ziemlich unter sich blieb. Gewiß, sie geben sich alle Mühe mit dem Recht. ‚Wir wissen nicht, was ihr mit dem Vorwurf Klassenjustiz wollt. Wir halten uns an das Gesetz', dies ihre ständige Verteidigung. Und ein vielstimmiges, mißtönendes Echo erwidert: Aber ihr seid Klassenrichter. Richter aus einer Kaste, Richter aus denselben Familien, aus denselben Korps und Verbindungen. Mit dem bloßen Aburteilen der objektiven Sache ist es nicht getan. Ihr habt subjektiv den Menschen zu richten. Den Menschen der großen Masse, den Menschen des Volkes kennt ihr nicht. Nie habt ihr ihn in seinen Schmerzen und Irrtümern, in seinen Hoffnungen und neuen Wahrheiten kennen gelernt.

In den Gewerbegerichten, auf den Redaktionen, bei den Streikkämpfen, in den Fabriken, ja auch in den Nachtasylen und Zuchthäusern wären die Gelegenheiten für den angehenden Richter, sich für sein Amt vorzubereiten, Menschen des Volks kennen zu lernen ... Unsere Zeit rast mit hundert Pferdekräften in die Zukunft. Gesetze sind oft schon veraltet, wenn sie geboren werden. Neue Gesetzreformen fordert jeder Tag. Im Reiche Nieberdings kommt man theoretisch nicht mehr mit. Könnte nicht auf praktischem Gebiete nachgeholfen werden? Ist die Modernisierung der Rechtspflege, die Verjüngung und Popularisierung des Richterstandes nicht fast noch wichtiger als der Ruf nach immer neuen Paragraphen? Es ist nicht leicht für den Staat, bei dem Grundsatz der Unabsetzbarkeit der Richter die Untüchtigen kalt zu stellen, die Tiftler und Doktrinäre, die Feinde des grünen goldenen Lebensbaumes unschädlich zu machen. Aber er kann, heute beginnend, in die Zukunft bauen. Er mache die richterliche Laufbahn für die tüchtigen Köpfe anziehend und lohnend. Er mache sie für die Söhne des großen Volkes möglich! Es genügt nicht, daß die Arbeiter mit Mühe und Not zum Schöffen- oder Geschworenenamt gelangen, die Bahn muß frei werden für die geborenen Juristen unter den Bürgern und Proletariern hinauf zu den Richterstühlen. Im konstitutionellen Staate müßten wir es eigentlich in der Hand haben, diesen Wandel zu schaffen. — Wie ideologisch, ja fast utopisch erscheint aber solch bißchen ‚Aufkläricht'!"

Auch die schreienden Mißstände bei der Untersuchungshaft hat der — bayrische Justizminister ins Auge gefaßt. Mit Rücksicht auf die schweren Nachteile, die sie für den Betroffenen und seine Angehörigen zur Folge haben kann, sind die Staats- und Amtsanwälte verpflichtet worden, die Haft und ihre Vollstreckung auf das Maß des unbedingt Notwendigen zu beschränken.

Was haben wir da aber auch alles erleben müssen! Da war der Fall der Frau Marie Feuth. Ihr Mann war als junger Architekt mit eigenem Vermögen nach Berlin gekommen, hatte es aber in verunglückten Geschäften verloren und dann noch eine erhebliche Schuldenlast auf sich genommen. Trotz alledem gelang es ihm, den größten Teil davon abzutragen, und es wäre wohl auch alles glatt verlaufen, wenn ihn seine Gläubiger nicht gar zu hart bedrängt und mit Denunziationen wegen Arrestbruchs, Urkundenfälschung, Verschleppung von Pfandstücken verfolgt hätten. An einem Novembertage des Jahres 1906 wurde er mit seiner Frau in Berlin auf offener Straße verhaftet und in ein Polizeirevier eingeliefert. „Wir wurden hier", so erzählt nun die Dame ihre haarsträubenden Erlebnisse, „in eine sogenannte Detentionszelle eingesperrt und saßen dort von 1½ Uhr mittags bis zum Abend um 8 Uhr. Um 8 Uhr wurden wir nebst einigen Zuhältern in den ‚grünen Wagen' verladen und nach dem Polizeipräsidium übergeführt. Hier saßen wir im ‚Sistierungszimmer' inmitten der gesamten Einlieferung des Tages unter Verbrechern, Dirnen, zotenden Zuhältern und betrunkenen Rowdys bis um Mitternacht ... Gegen 11 Uhr am folgenden Vormittag wurde ich in den Hof hinabgeführt; ein Wagen fuhr vor, und ich wurde zum Einsteigen aufgefordert, obwohl das kaum noch möglich war, denn in dem auf 10—12 Personen bemessenen Gefährt befanden sich bereits etwa 20 Menschen. Als sich dann herausstellte, daß noch 3—4 Leute übrigblieben, wurde nach einem zweiten Wagen gesandt; vorläufig schob man auch diese restierenden Transportobjekte zu uns herein. Die Leute saßen sich gegenseitig auf dem Schoß und standen sich auf den Füßen; Dirnen niedrigster Kategorie und Zuhälter waren in größerer Anzahl vertreten, Witze von unglaublicher Gemeinheit und Handgreiflichkeiten der obszönsten Art wurden produziert. Die Atmosphäre verschlechterte sich derart, daß ein alter Mann in Ohnmacht fiel und über die Köpfe hinweg zum Fenster gehoben werden mußte ...

In einem Bureau zu Moabit wurden nochmals meine Personalien festgestellt und gebucht; dann wurde ich zwei Weibern übergeben. Sie brachten mich in einen Nebenraum, und ich mußte mich ... *bis auf die Haut entkleiden.* (Das hatte die Dame schon einmal müssen! D. T.) Meine Garderobe wurde betastet und befühlt und dann rücksichtslos zur Erde geworfen. Nach 10 Minuten erschien die Oberin; sie kommandierte: ‚Stellen Sie sich dort in die Ecke.' Ich durchschritt *im Kostüm der Eva* den Raum, und man ließ mich *in dieser Verfassung* noch eine ganze Weile *an der Wand stehen, mit dem Gesicht dieser zugekehrt,* bis

meine sämtlichen Sachen ausreichend beschnüffelt und gebucht waren. Dann wurde ich zu einem Meßapparat geführt und von oben bis unten visitiert; endlich erhielt ich die Genehmigung, mich wieder anzukleiden. Ich wurde in eine Zelle gebracht und mit barschen Worten auf die Lektüre des an der Wand hängenden, mit Strafandrohungen gespickten Reglements verwiesen. Nach einer halben Stunde öffnete sich die Türe, und es hieß: ‚Kommen Sie baden!' Mit einer anderen Inhaftierten zusammen wurde ich in den Keller geführt, mußte mich mit schwarzer Schmierseife waschen und dann in einer keineswegs reinen Wanne baden. Meine Leibwäsche wurde mir abgenommen und ich erhielt die Anstaltswäsche, ein grobes sackleinenes Hemd und ein Paar dicke Strümpfe, welche für meine Schuhe viel zu stark waren, so daß ich nur mit großen Schmerzen gehen konnte. Beinkleider wurden nicht verabfolgt." Dann mußte sie sich durch eine Strafgefangene auf — Ungeziefer untersuchen lassen.

„Ich wurde in die Zelle zurückgeführt und dort in schroffer Weise auf die Obliegenheiten der Zellenreinigung usw. hingewiesen. Am Abend gab es eine Art von Wassersuppe und ein Stück Brot. Ich vermochte nichts zu genießen, entkleidete mich auch nicht und blieb wieder die ganze Nacht auf der Bettkante sitzen. Der Raum wimmelte von Ungeziefer, so daß ich nicht wagte, mich von der Stelle zu rühren ... Frierend und weinend saß ich vom Morgen bis zum Abend auf dem Schemel, immer ohne eine Ahnung davon, was ich überhaupt verbrochen haben sollte. Die Oberin richtete an mich eine darauf bezügliche Frage, und ich mußte der Wahrheit gemäß erwidern: ‚Ich weiß es nicht.' Sie entgegnete: ‚Na, etwas müssen Sie doch gemacht haben, sonst wären Sie ja nicht hier.'" Indessen wußte sie bis zur Stunde, wo sie diese Zeilen schrieb, noch nicht, inwiefern ihr irgendeine Straftat zur Last gelegt werden konnte.

Im Untersuchungsgefängnis blieb sie zehn Tage. Dann wurde sie entlassen und das Verfahren gegen sie eingestellt. Erst jetzt erfuhr sie, weswegen sie überhaupt verhaftet war, wegen des Verdachtes der Beihilfe zum Arrestbruch. Ihr Mann wurde nach 2½ Monaten von der Anklage der Urkundenfälschung und der Verschleppung von Pfandgegenständen freigesprochen und wegen Arrestbruchs zu einem Monat Gefängnis verurteilt, der durch die Untersuchungshaft verbüßt war.

Mit dem „Arrestbruch" hatte es aber auch noch seine besondere Bewandtnis. Am Tage vor der Verhandlung wurde Herrn Feuth von seinem Verteidiger eröffnet, daß er zwar von der Anklage der Urkundenfälschung und der Verschleppung von Pfandstücken bestimmt freigesprochen werden würde, daß aber voraussichtlich wegen des Arrestbruchs eine Vertagung zu erwarten sei. „Sie werden auch von der Anschuldigung des Arrestbruchs freigesprochen werden, aber nicht morgen! Sie werden noch lange hier sitzen; die Voruntersuchung wird aufs neue aufgenommen, und bevor

das Aktenmaterial geprüft ist, vergehen Monate." Daraufhin entschloß sich Herr Feuth, wegen dieses Punktes sich ohne Widerspruch verurteilen zu lassen, um nur die Freiheit wiederzugewinnen. Er tat es mit Rücksicht auf seine Frau, die an diesem Tage mit 85 Pfennig auf dem Berliner Pflaster saß.

Der Antrag auf Selbstbeköstigung wurde Feuth erst nach vollen zehn Tagen bewilligt. Am zweiten Tage nach seiner Verhaftung arbeitete Feuth zwei ausführlich begründete Haftentlassungsgesuche für sich und seine Frau aus; auch diese Gesuche mußten erst die Stufenleiter des Instanzenzuges durchlaufen. Der Erfolg war, daß Frau Feuth nach einer Woche ohne weiteres entlassen wurde; wären die Gesuche unverzüglich an die zuständige Stelle befördert worden, so hätte die Entlassung der Frau Feuth ohne weiteres bewilligt werden können. „Was haben", fragt die „Frankf. Ztg.", „alle diese Beschwerderechte für einen Wert, wenn die Eingaben der Gefangenen mit der größten Gemütsruhe von Station zu Station befördert werden, als handele es sich um irgendeine Lappalie? Man muß dabei doch auch berücksichtigen, daß die meisten dieser Untersuchungsgefangenen rechtsunkundige Leute sind, die nicht in allen Winkeln der Strafprozeßordnung Bescheid wissen, sondern zunächst überhaupt nicht wissen, was sie dürfen und nicht dürfen, und denen man deshalb die Geltendmachung ihrer Rechte auf jede mögliche Weise erleichtern müßte ...

Die Untersuchungshaft läßt in der Art, wie sie jetzt verhängt und vollzogen wird, nicht dasjenige Maß von Achtung vor der persönlichen Freiheit des einzelnen erkennen, das man eigentlich im 20. Jahrhundert auch bei einer hohen Obrigkeit als selbstverständlich voraussetzen sollte. Die Opfer dieser Rechtspraxis sollten in Fällen, wo die Untersuchungshaft ohne genügende Grundlage verhängt oder wo sie pflichtwidrig in die Länge gezogen worden ist, häufiger den Versuch machen, die verantwortlichen Beamten nicht nur im Disziplinarwege, sondern auch strafrechtlich zur Verantwortung zu ziehen. Und der Reichstag wird hoffentlich bei der kommenden Strafprozeßreform darauf bestehen, daß diejenigen Kautelen in die Strafprozeßordnung hineinkommen, die zum Schutze des einzelnen gegen bureaukratischen Übereifer notwendig sind."

Der Architekt Ludwig Feuth hat seine Erlebnisse in einer Schrift „Humanität und Strafverfolgung im 20. Jahrhundert" (Berlin, Hugo Bermühler) ausführlich geschildert, und der Abgeordnete Müller-Meiningen sie im Reichstage zur Sprache gebracht. Der Herr Staatssekretär Nieberding redete, wie meist bei Interpellationen, an der Sache vorbei. Er meinte, das Buch gebe kein objektives Bild, weil es die „Vorgeschichte" der Verhaftung nicht vollständig darstelle. Was hat nun aber die juristische Vorgeschichte des Rechtsfalles mit der gerügten Handhabung der Untersuchungshaft zu tun? Für das Gericht war der Inhaftierte kein überführter Verbrecher, nur ein Angeklagter, dessen Schuld erst nachgewiesen werden mußte. Bis das nicht geschehen war, mußte er als Gentleman be-

handelt werden, wie es das Gesetz vorschreibt. Und nun gar die Frau! Von all den geschilderten, zur Anklage stehenden Tatsachen konnte der Herr Staatssekretär auch nicht das geringste widerlegen. Er bestritt sie nicht einmal! Das also ist das Los, das einem auch unschuldig, auf irgend eine Denunziation hin in Untersuchungshaft Genommenen bevorsteht! Wer ist da noch sicher, nicht mit Zuhältern, Dirnen und schweren Verbrechern in einen Kasten gesperrt und als ihresgleichen behandelt zu werden?

Von der Behörde wurde ein Schwindler gesucht, der in Erfurt eine Witwe um 60 Mk. betrogen haben sollte. Die in Suhl erscheinende „Henneberger Zeitung" vom 30. Januar 1908 brachte das Signalement. Der Mann nenne sich Georg v. Strachwitz, sei 29—30 Jahre alt, 1,65 Meter groß und habe in Erfurt dunkeln Anzug, Überzieher, schwarzen steifen Filzhut, graue Handschuhe und einen Klemmer mit schwarzer Horneinfassung getragen. Daraufhin wurde noch am Morgen dieses selben 30. Januar in Suhl der Geschäftsreisende Moritz Hertz aus Frankfurt a. M. verhaftet. Herr Hertz ist 30 Jahre alt, ca. 1,65 Meter groß und trug bei seiner Verhaftung einen dunkeln Anzug, Überzieher, schwarzen steifen Filzhut, graue Handschuhe und einen Klemmer mit schwarzer Horneinfassung. Da mußte er ja der Gefahndete sein! In Wirklichkeit hatte er mit ihm nicht das mindeste zu tun; trotzdem behielt man ihn eine volle Woche in Haft und entließ ihn dann mit der Zensur, daß er sich während dieser acht Tage „gut geführt" habe! Herr Hertz hatte Ausweispapiere bei sich; er ersuchte ferner die Behörde sofort, in Frankfurt Ermittelungen über ihn anzustellen. Das geschah nicht; es wurde nicht einmal erlaubt, daß er seiner Frau und seinem Chef Mitteilung machte. Weiter bat der Verhaftete, man möge ihn auf seine Kosten nach Erfurt transportieren und mit der betrogenen Witwe konfrontieren; dann werde sich die Sache sofort erledigen. Auch das wurde abgelehnt; man wählte den „billigeren Weg": die Akten wiederholt zwischen Erfurt und Suhl hin und her zu schicken, bis man sich endlich von dem Mißgriff überzeugte. Selbstbeköstigung wurde dem Verhafteten nicht gewährt; er mußte, wie jeder verurteilte Sträfling, von der Gefängniskost leben. Nun gibt es zwar, wie die „Frkf. Ztg." bemerkt, gegen derartige ungerechtfertigte Beeinträchtigungen eine Beschwerde; da aber die Untersuchungsgefangenen in den Irrgängen des Beschwerdeweges gewöhnlich sehr wenig bewandert sind, so hilft ihnen das nicht viel. Im vorliegenden Falle wurde dem Verhafteten auf seine Frage mitgeteilt, er könne sich an die Oberstaatsanwaltschaft in Meiningen wenden, nur werde ihm eine Beschwerde vermutlich wenig nützen, da die Antwort der Oberstaatsanwaltschaft acht Tage auf sich warten lassen könne. Am 5. Februar wurde er dann plötzlich entlassen, nachdem kurz vorher sein Haftbefehl bis zum 14. Februar verlängert worden war.

Die Art, wie manche Behörden mit der persönlichen Freiheit, Unantastbarkeit und wirtschaftlichen Existenz des Staatsbürgers umspringen,

zeugt von einer souveränen Nichtachtung, die man indessen in den weitesten Kreisen als etwas Selbstverständliches oder Unabänderliches anzusehen scheint. In welchem Lichte präsentiert sich da aber unsere sonst so mimosenhaft empfindliche „Ehre", deren angebliche Verletzung die bekannten lächerlichen Karambolagen und Prozesse im Gefolge hat, den humoristischen Teil der Blätter füllt? Muß es nicht etwas faul um eine „Ehre" stehen, die schon in die Brüche geht, wenn z. B. ein Brief mit „Ergebenst" statt mit „Hochachtungsvoll" unterzeichnet ist, dabei aber die gröblichsten Insulten und Brutalitäten der Staatsgewalt mit unerschütterlicher Gemütsruhe über sich ergehen läßt? Ausländer stehen davor als vor einer rätselhaften, pathologischen Erscheinung, der sie eine für uns nicht gerade schmeichelhafte „Teilnahme" entgegenbringen. Meist lautet dann die Diagnose so, wie sie uns der Engländer Bart Kennedy gestellt hat: „Die Deutschen sind", so meint er, „Maschinen in der Hand des Staates. Sie sind friedfertig und großherzig; sie sind aber in der Hand der Polizei und des Militärs zu Puppen geworden. Die Clique, welche diese große Nation lenkt, hat ihrem Ermessen nach ehrlich gehandelt; sie hat dem Volk zur Wohlfahrt verholfen, sie hat aber dafür diese große Nation zu Sklaven gemacht." Wir haben nun zwar in der Schule gelernt, daß ein anderer Ausländer als den Grundzug des deutschen Wesens die Liebe zur Freiheit erklärt hat. Aber dieser Mann — er hieß Tacitus und ist schon lange tot — urteilte über die alten Deutschen, und Bart Kennedy über die neuen. Ich bin vermessen genug, zu behaupten, daß auch Tacitus heute sein Urteil ganz erheblich revidieren würde. —

In das allerpersönlichste Leben, in die Geheimkammern des Gemüts, die das Individuum scheu vor sich selbst verschließt, greift die Staatsgewalt mit brutaler Faust hinein. Alte, schwer vernarbte Wunden werden rücksichtslos aufgerissen, ein ganzes Leben ehrlichen Wandels, mühsamer Wiederaufrichtung zuschanden gemacht, um irgend einem angeblichen öffentlichen Interesse zu dienen, das sich — wie oft! — nur als das höchst private Interesse des um ein paar Mark sich geschädigt glaubenden Herrn Hinz oder der durch eine Nachbarin in ihrer Ehre tief verletzten Frau Kunz erweist. Mit Kanonen wird nach Spatzen geschossen. Es ist wie mit dem handwerksmäßigen Schwurbetrieb vor Gericht, wo das über alle Begriffe erhabene, allmächtige und allwissende Wesen zum Zeugen dafür angerufen werden kann, daß z. B. die Soubrette eines Kölner Varietétheaters, den „Bunten Schmetterling", das „Autogirl" und „Wir haben den Rummel heraus" wirklich gesungen habe —: „So wahr Gott mir helfe!"

Ja, wenn's nicht anders ginge, wenn wirklich Lebensfragen des gemeinen Wohles auf dem Spiele ständen! Auch der Betroffene würde sich dann über den schmerzhaften Eingriff in sein persönliches Leben leichter hinwegsetzen. Ihm würde das Bewußtsein hinüberhelfen, daß er eine staatliche Pflicht erfüllt, daß sich an ihm eine jener bitteren Notwendigkeiten

vollzieht, der wir alle, wie der Krankheit und dem Tode, auf dieser schiefen Erde unterworfen sind.

Wie aber ist es in Wirklichkeit? Welches Interesse können Staat und Gesellschaft daran haben, die Vergangenheit eines geachteten Bürgers 20—30 Jahre zurück nach irgend einem Vergehen zu durchforschen, das sich auch beim besten Willen nicht in den geringsten Zusammenhang mit dem auf der Tagesordnung stehenden Falle bringen läßt? — Zu Anfang der siebziger Jahre wurde ein kleiner Geschäftsmann vom Gericht zu einer Geldstrafe verurteilt, weil er eine unsittliche Neujahrskarte verkauft haben — sollte. Trotzdem er versicherte, daß die Karte gegen sein Wissen und seinen Willen in das Sortiment gekommen war, und sich tatsächlich auch keine weiteren, den Anstand verletzenden Karten in seinem Vorrat fanden, erfolgte die Verurteilung. Nach Jahrzehnten stand der Mann, der sich inzwischen zu einer hochangesehenen Stellung emporgeschwungen hatte, städtische Ehrenämter bekleidete usw., in einer geringfügigen Beleidigungssache wieder vor Gericht. Und richtig: bei Verlesung seiner Personalien wurde auch jene vor einem Menschenalter erfolgte Vorstrafe öffentlich verlesen, zur größten Genugtuung seiner Gegner. Denn da es sich um einen politischen Prozeß handelte, konnten sie ihm nun einen „sittlichen Makel“ anhängen, den er sein Lebenlang nicht wieder los wird.

In einem Mordprozeß vor den Münchener Geschworenen war auch eine verheiratete Frau als Zeugin geladen. Die Dame war früher Künstlerin und hat ihrem Gatten ihre Vergangenheit offenbart. Sie ist eine tüchtige, ehrenhafte Hausfrau geworden und erfreut sich des besten Rufes. Nun aber gewinnt urplötzlich ihre Vergangenheit ein außerordentliches forensisches Interesse. Der Herr Verteidiger hält es für unbedingt notwendig, die Frage an sie zu richten, ob und welche Liebesverhältnisse sie früher gehabt habe. Die gequälte Frau weigerte sich zwar, diese Fragen zu beantworten, und das Gericht bestand nicht darauf. Wird das aber verhindern, daß der Klatsch sich ihrer Person bemächtigt und vielleicht gar ihr eheliches Glück untergräbt? In der Presse hat man es für Ehrenpflicht gehalten, den Namen der Zeugin und obendrein auch den Stand ihres Mannes und ihren nunmehrigen Wohnort mitzuteilen!

Unter dem 4. März 1908 hat das — württembergische Justizministerium eine Verfügung erlassen, in der es u. a. heißt:

„Nach den im Strafverfahren geltenden Grundsätzen ist zwar die Feststellung etwaiger Vorbestrafungen des Beschuldigten, auch abgesehen von denjenigen strafbaren Handlungen, welche gegebenenfalls den Rückfall begründen, dann ein Bedürfnis, wenn ihre Kenntnis für die Beurteilung der Tat oder die Bemessung der Strafe von Erheblichkeit ist. Wo dagegen diese Voraussetzung nicht zutrifft, wird es für die Regel angängig und alsdann auch geboten sein, den Beschuldigten mit Nachforschungen nach seinem Vorleben zu verschonen. . .“

Im Hauptprozeß hatte die Staatsanwaltschaft behauptet, es seien aus dem Bureau des Verteidigers Mitteilungen über die Anklage erfolgt. Der als Zeuge vernommene Berichterstatter Schweder erklärte die Behauptung für unzutreffend. Der Staatsanwalt richtete dann an ihn die Frage, ob er von der Familie Molitor Bezahlung erhalte. Diese Frage verneinte der Zeuge und erklärte später: „Ich habe die Frage des Staatsanwalts so aufgefaßt, als ob ich von der Familie Molitor Bezahlung erhielte. Da diese Frage mich aufs tiefste in meiner Berufsehre verletzt, ersuche ich den Herrn Vorsitzenden um Schutz und stelle an den Herrn Staatsanwalt die Frage, ob er seine Frage wiederholen will. Vorsitzender: Sie haben keine Fragen zu stellen. — Schweder (sehr erregt, mit erhobener Stimme): Ich erkläre die Frage des Staatsanwaltes für eine niederträchtige Infamie. (Große Bewegung im Zuhörerraum.) Vorsitzender: Wie dürfen Sie sich unterstehen, derartig in einer öffentlichen Gerichtsverhandlung aufzutreten? — Schweder: Die Frage des Staatsanwalts ist geradezu unerhört. Ich schreibe für 250 Zeitungen. Wenn die Frage des Staatsanwalts so durch die Presse geht, wird meine Existenz ruiniert. Er bedauere die Schärfe seines Ausdrucks, beharre aber auf seinem Standpunkt. — Vorsitzender: Wollen Sie ausdrücklich Ihr Bedauern über den Ausdruck aussprechen? — Schweder: Ich habe das bereits getan. Das Gericht verurteilte den Zeugen Schweder wegen Ungebühr vor Gericht zu einer Geldstrafe von 30 Mark.

Im Petersprozeß sagt der Ankläger: „Wenn die Herren Sachverständigen sich ausgeschleimt haben . . .“ Ein Rechtsanwalt bemängelt die Vorbildung eines Zeugen, der Oberleutnant a. D. und Kunstmaler ist. Er „möchte gern etwas über den Bildungsgrad des Zeugen wissen“. Ein Sachverständiger beschuldigt den Kläger perverser Neigungen, weil er bisweilen den verstorbenen Krupp in einem Hotelzimmer besucht habe. Ein anderer Sachverständiger nennt ein Urteil, das sieben hochgestellte, völlig einwandfreie Richter gefällt haben, „einen Schandfleck der Justiz“. „Sonderbar“, bemerkt die „B. Z. a. M.“, „daß wir diese Cheruskermanieren gar nicht ablegen können und daß es selbst reifen Männern von angesehener sozialer Stellung nicht gelingt, die gröbsten Ausschreitungen zu vermeiden . . . Diese Rustizität des Ausdrucks, dies plebejische Schimpfen, dies gehässige Insinuieren und Verdächtigen läßt unseren Volkscharakter in einem wenig günstigen Lichte erscheinen. Die Ausländer . . . denen natürlich gerade die Kraftstellen serviert werden, müssen sich über die Umgangsformen der deutschen Oberschicht wirklich wundern. Sie muten den unbefangen Prüfenden geradezu barbarisch an. Wohin sollen wir gelangen, wenn vor Gericht Schimpffreiheit herrscht, wenn ein Zeuge den anderen, ein Sachverständiger den anderen als ‚Rindvieh‘ einschätzt oder ihm eine ‚Infamie‘ vorwirft, wenn ein General, der obendrein noch Staatsstütze par excellence ist, ein ordnungsmäßig besetztes Gericht beschimpft? Sollen die Zeugen vogelfrei und gegen jede Insulte des gegnerischen Anwalts ohnmächtig sein? . . .

Im Mittelalter war man insofern humaner, als sich die Folterung verborgen unter der Erde abspielte. Heute foltern wir offen vor Krethi und Plethi bei Sonnen- und Bogenlampenlicht. Heute errichten wir den Schandpfahl der Erzwingung einer Aussage mitten unter dem — o, so fortgeschrittenen — Volke. Hinz und Kunz dürfen sich daran ergötzen. Vettern und Basen tragen es sorglich weiter, welcher Vergangenheit ,die da', bis heute eine Hausfrau, die niemand zu beschimpfen wagte, geziehen wird. Sie hat zwar verneint, geleugnet, geschrien und geweint. Aber — ,man weiß schon'. Etwas muß daran sein . . ."

Das Blatt weist dann zur Abhilfe auf die Möglichkeit hin, den § 173 ff. unseres Gerichtsverfassungsgesetzes („Gefährdung der Sittlichkeit" als Grund zum Ausschluß der Öffentlichkeit) zu erweitern, meint aber, daß der andere Weg, der praktischere, nicht minder wichtig sei: „die Erziehung des Juristen zum forensischen Takt, die Bekämpfung jener Metzgermanieren, in die mitunter auch gewisse Chirurgen durch die abstumpfende Gewohnheit ihres schaurigen Berufes verfallen." Paragraphen zum Schutze des Menschen als Zeugen seien immerhin notwendig. Aber ohne einen Tropfen sozialen Öles, humaner Gesinnung und psychologischer Schulung würden auch die dicksten Gesetzbücher nicht vor Schaden bewahren. —

„Der Stellung des Richters widerspricht es, wenn der hohe Ernst der Sache, der in der Verhandlung zum Ausdruck kommen soll, verlassen und die Befriedigung in nicht zur Sache gehörigen Bemerkungen, in mit dem Gegenstande außer Zusammenhang stehenden Glossen, in überflüssigen Exkursionen auf das Gebiet der politischen oder nationalen Tagesfragen, ja sogar in unpassenden Witzeleien gesucht wird; es entspricht nicht dem Berufe des Richters, wenn der Beschuldigte gehöhnt oder als der ihm zur Last gelegten Tat bereits überwiesen behandelt wird."

Sollte diese Mahnung des — österreichischen Justizministers nicht auch auf preußischer Seite mehr, als es geschieht, beherzigt werden? „Wie mancher Vorsitzende," lesen wir in der „Tribüne", „dessen Witzeleien und spöttische Bemerkungen über den Angeklagten ein wahres Gaudium für die Zuhörer bilden! Der Angeklagte muß sich diese unwürdige Behandlung ruhig gefallen lassen. Er fürchtet, sich sonst den Unwillen des Richters zuzuziehen und die Quittung in Gestalt von schärferer Bestrafung zu erhalten.

Der Umstand, daß solche ,geistreiche' Herren in der Regel sogar eine glänzende Karriere machen, ist natürlich nicht danach angetan, den Richterstand in dieser Hinsicht zu der wünschenswerten Zurückhaltung zu erziehen. Im Gegenteil: es setzt sich bei einzelnen Richtern nach und nach die Meinung fest, daß einer um so größere Aussicht auf dienstliche Beförderung habe, je subjektiver und voreingenommener er dem Angeklagten — besonders im politischen Prozesse — gegenübertrete. Und hieraus erklärt es sich dann auch wieder, daß mitunter sogar die klaren Vorschriften der Strafprozeßordnung dem Angeklagten gegenüber verletzt werden, falls Aussicht vorhanden ist, daß durch solches gesetzwidrige Verhalten seine ,Überführung'

erleichtert wird. Die Bestimmung z. B., daß dem Angeklagten nach der Vernehmung jedes Zeugen das Wort zur Erklärung zu geben ist, besteht wohl in der Strafprozeßordnung, bleibt aber in der Praxis vielfach unbeachtet. Oder es wird dem Angeklagten, der von diesem seinem Rechte Gebrauch machen will, ins Wort gefallen und ihm erklärt, daß er am Schluß noch Gelegenheit haben werde, sich zu äußern. Begründete Beschwerde wird auch darüber geführt, daß manche Staatsanwälte und sogar Verhandlungsleiter ganz besonderen Wert auf die politische Parteizugehörigkeit des Angeklagten und sogar der Zeugen legen. Der Zweck solchen Vorgehens ist unverkennbar. Gewerkschaftsprozesse und Streikfälle werden schon jetzt häufig mehr nach politischen als nach rechtlichen Gesichtspunkten behandelt.

Aber auch in anderer Hinsicht läßt die Behandlung der Entlastungszeugen gar vieles zu wünschen übrig. Manche Vorsitzende bringen ihr Mißtrauen durch eine besondere Form der Eidesbelehrung zum Ausdruck. Recht beliebt ist auch das Mittel, Entlastungszeugen durch die Drohung, ihre Aussagen protokollieren zu lassen, einzuschüchtern. Fast immer besteht der Erfolg darin, daß der Zeuge, geängstigt und verwirrt, sich nicht getraut, seine nach bester Überzeugung abgegebene Aussage aufrechtzuerhalten. Die geringste Abweichung genügt dann, ihm die volle Glaubwürdigkeit abzusprechen. Die Folgen fallen auf das sündige Haupt des Angeklagten.

Am mißlichsten ist der Versuch, eidliche Schutzmannsaussagen durch Aussagen von Zivilpersonen entkräften zu wollen. Der Schutzmann ist häufig zu einer bestimmten Aussage genötigt, will er sich nicht selbst der Überschreitung seiner Amtsgewalt oder eines Amtsverbrechens bezichtigen; das hindert nicht, wie die Erfahrung im Gerichtssaal lehrt, daß das Zeugnis unbeteiligter Zivilpersonen viel geringer bewertet wird. Es gibt Richter, die in ihrer Befangenheit gegenüber Entlastungszeugen so weit gehen, daß sie deren Aussagen nicht einmal ins Protokoll aufnehmen lassen.

Recht verhängnisvoll ist auch die übermäßig große Bedeutung, die den Akten im Strafprozeß beigemessen wird. Da ist z. B. ein Richter, der sich bei dem Verhör der Angeklagten und Zeugen einfach darauf beschränkt, ihnen ihre früheren Aussagen vorzulesen. Einwendungen dagegen bleiben unbeachtet oder werden mit der Bemerkung abgetan: ‚Wollen Sie etwa behaupten, es sei unrichtig protokolliert worden? Dann werde ich den Untersuchungsrichter vernehmen' usw. Der Grundsatz der mündlichen Verhandlung existiert für viele Richter einfach nicht. Kein Wunder, daß das Urteil lediglich auf dem Akteninhalt beruht, der dem Angeklagten unbekannt ist und den er nicht widerlegen kann ...

Wem sind nicht schon Vorsitzende begegnet, deren Kunst darin besteht, Angeklagte und Zeugen anzuschreien? Das erfordert weder juristische Kenntnisse noch sonstige Fähigkeiten, verfehlt aber im Gerichtssaal nie seine Wirkung. Der Angeklagte ist erschrocken, die Zeugen sind ein-

geschüchtert, und das Urteil fällt dementsprechend aus. Kommt es doch sogar vor, daß auch die Verteidiger unter dieser Mißachtung und Voreingenommenheit herb zu leiden haben! Solche Mißstände sind um so schlimmer, als zurzeit gegen Urteile der Strafkammern eine Berufung nicht zulässig ist und die mitunter recht bedenklichen ‚tatsächlichen Feststellungen' den Angriffen der Revision entzogen sind."

Eine Verallgemeinerung der Anklagen wird man auch aus diesen Ausführungen nicht herauslesen können. Dem widerspricht der Wortlaut. Nur wer vom hohen Roß seiner vermeintlichen fachmännischen Unfehlbarkeit herab jede von „Laien" an unserer Rechtsprechung geübte Kritik für dreiste Anmaßung, wenn nicht gar für groben Unfug hält, kann sich der nüchternen Tatsache verschließen, daß hinter solchen Anklagen ein nur zu sehr berechtigtes Interesse steht. Ist es schon eine groteske Zumutung, daß der Bürger mit seiner wirtschaftlichen und bürgerlichen Existenz, Ehre, Freiheit und Sicherheit sich als bloßes passives Objekt der nun einmal „gottgewollten" Rechtsprechung fühlen soll, so sind es nicht selten selbst Opfer dieser Rechtsprechung, die aus persönlichster schmerzlichster Erfahrung und Beobachtung solche Anklagen erheben. Zum Glück aber — und es gereicht dies dem ganzen Stande zur Ehre — sind auch die Stimmen aus Richterkreisen nicht mehr vereinzelt, die solche Kritik nicht nur für berechtigt, sondern auch für notwendig halten. So führt u. a. der Landgerichtsrat Dr. Clausius in Köln in der „Deutschen Juristenzeitung" aus, daß es unter den Zünftigen mehrfach üblich sei, die Mißstimmung, die neuerdings (?) gegen die Justiz bestehe, zu bestreiten. Richtig sei es, sie fest ins Auge zu fassen, ihr auf den Grund zu gehen, daraus zu lernen und sein eigenes Verhalten, wo nötig auch die Standesanschauungen über die Beziehungen zu anderen Ständen, solchen Änderungen zu unterziehen, die der bösen Pflanze die Nahrung abgraben. Notwendig sei, „daß die Juristen sich nicht auf den kollegialischen Verkehr beschränken, sondern den Verkehr mit freimütigen Männern anderer Stände gern sehen und daß sie nicht verstimmt werden, wenn ihnen dort sonderbare Vorkommnisse aus dem Gerichtssaal vorgehalten werden, daß sie auch nicht meinen, alles und jedes decken und entschuldigen zu müssen, sondern daß sie preisgeben, was nicht zu halten ist."

Man dürfe nicht abwarten, bis die Mißstimmung gewaltsam hervorbricht, sondern müsse für ein Ventil sorgen. „Man darf nicht den Eindruck erwecken, als scheue man die Kritik, sondern man muß zeigen, daß der deutsche Richter nichts zu verdecken und zu verheimlichen hat, daß er trotz der Mängel, von denen sein Stand ebensowenig frei ist wie irgend ein anderer, so treulich arbeitet, daß er den Vergleich mit jedem anderen Berufsstand aushalten kann. So soll man die Kritik eher hervorrufen als zurückhalten. . . ."

Strafrecht und Strafprozeß unter — künstlerischen Gesichtspunkten zu betrachten, wird manchen ein etwas eigenartiges Unternehmen dünken.

Es kann uns aber durchaus nicht schaden, die Dinge auch mal mit einem anderen Maßstabe gemessen zu sehen, als mit der abgegriffenen landesüblichen Schablone. Zumal wenn dabei so viel Kluges und Feines herausfällt, wie aus dem Vortrage des Staatsanwalts Dr. Erich Wulffen über den „Strafprozeß, ein Kunstwerk der Zukunft" (Buchausgabe Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Er hielt die vielbeachtete Ansprache im Februar 1908 in Dresden.

Unser Strafprozeß hat sich nach ihm — und wer wollte ihm darin nicht beipflichten? — zu sehr der Wirkung auf das Gemüt begeben.

Heute entbehren wir dieses ethischen Moments völlig in unserm Recht. Der künstlerisch schaffende Gesetzgeber konnte bisher noch nicht geboren werden. Aus dem Volke selbst heraus muß diese ethische Gesetzgebung kommen, kann es aber noch nicht, da unser Volk sich in einer Übergangszeit befindet. „Gesetze werden geboren, nicht gemacht." Gesetzesform muß echte Volkskunst sein. In jeder Gesetzeskommission sollte ein Sprachkünstler sitzen. In Mailand hat man auch Ähnliches im Parlament bereits beantragt.

Wie „unkünstlerisch" unsere Gesetze vielfach empfunden sind, davon gab der Redner einige Beispiele. Nicht künstlerisch ist es, wenn derjenige, der aus einer Sparbüchse eine Mark entnimmt, indem er die Büchse erbricht, mit drei Monaten Gefängnis bestraft wird, wer aber die ganze Büchse mitnimmt und den gesamten Inhalt von zwanzig Mark verpraßt, mit vierzehn Tagen davonkommt. Nicht künstlerisch ist die Bestrafung eines Diebstahls im Rückfalle, auch wenn es sich nur um 50 Pfennig handelt, mit Zuchthaus usw. Die heutigen Mindeststrafmaße sind fast in allen Fällen zu hoch. Auch darf die Strafe keine Nachteile im Gefolge führen, die die sittliche Aufwärtsbewegung des Volkes hemmen. Die Verinnerlichung des Richtertums zu künstlerischer Rechtsprechung ist die hohe Aufgabe unserer Tage. Dazu bedürfen die Richter freilich der Zeit: Massenarbeit kann niemals ethisch sein.

Unkünstlerisch ist auch das ganze Institut der Voruntersuchung. Der Staatsanwalt erhebt und begründet die Klage auf Grund der Vernehmung von Zeugen, die er nie gesehen, durch Polizisten und den Untersuchungsrichter. Unkünstlerisch ist es, wenn bei der Vernehmung eines schüchternen Mädchens, das zum erstenmal vor Gericht steht, einer der beisitzenden Richter in den Akten blättert, denn das Geräusch eines einzigen Blattes stört die feine Psyche des Mädchens; unkünstlerisch ist das Vorhalten einer Vorstrafe, die der Angeklagte vor vielleicht zehn Jahren erlitten und seitdem durch einwurfsfreies Leben gesühnt hat; unkünstlerisch ist es, wenn der Vorsitzende den einen Zeugen mit Herr, den Arbeiter mit „Zeuge Lehmann", das Dienstmädchen mit Zeugin, seine Herrin mit „Gnädige Frau" anredet; unkünstlerisch, wenn der Staatsanwalt eine unhaltbare Anklage, der Verteidiger eine unhaltbare Verteidigung aufrecht hält; unkünstlerisch, wenn sofort nach einem schweren Urteil der Angeklagte gefragt

wird, ob er den Richterspruch, der ihn auf viele Jahre vom Leben abschließt, annimmt; unkünstlerisch, wenn am Geburtstage des Landesherrn in seinem Namen ein Strafurteil gesprochen wird.

Auch die heutige rasche Art der Urteilssprechung ist unkünstlerisch. Viel mehr verinnerlicht muß sie werden, und es fragt sich, ob nicht die Urteilsverkündung auf den übernächsten Tag verschoben werden sollte, denn ein Urteil braucht Sammlung.

Auch im Zusammenwirken von Geschworenen und Richtern ist eine künstlerische Wirkung zu erzielen. Die Belehrung des Vorsitzenden braucht keineswegs erst am Ende der Beweisaufnahme zu erfolgen. Oft mag sie am Anfang oder mögen aufklärende und belehrende Erläuterungen im Laufe der Verhandlungen angebracht sein. So entsteht ein innigeres Zusammenarbeiten zwischen Richtern und Geschworenen, und noch mehr als bisher werden die Geschworenengerichtsurteile sich dann dem künstlerischen Volksbewußtsein nähern, wodurch sie sich heute schon vor den Urteilen des Strafrichters auszeichnen.

Endlich soll auch die juristische Sprache künstlerisch sein, jeder juristische Gedanke läßt sich einfach, volksverständlich und künstlerisch ausdrücken . . .

Das ist alles sehr schön und wahr: hoffen wir, daß es nicht auf unfruchtbaren Boden fällt. Aber es gibt noch ein köstlicher Gut, eine Pflanze, an der alles das nur Blüten und Früchte sind; die alle andern mit ihrem königlichen Glanze überstrahlt:

„Es ist die edle Pflanze der Unabhängigkeit des Richterstandes und der Rechtsprechung, die wir vor allem hegen, pflegen und wieder aufrichten wollen. Sie zu verteidigen gegen Angriffe von oben und von unten, aber auch gegen Angriffe, die ihr aus unserer eigenen Mitte von Indolenz, Schwachheit und Streberei drohen, soll unsere erste, soll unsere vornehmste Aufgabe sein. Bisher standen die Richter solchen Angriffen machtlos gegenüber. Das soll jetzt anders werden! Die Öffentlichkeit, an die wir uns hiermit wenden, soll erfahren, welche Zumutungen man ‚von oben‘ an die angeblich unabhängigen Richter zu stellen wagt ... Wir werden daher die Reklamehelden, die Streber, die Hasenfüße, kurz die Unwürdigen unter uns, soferne sie sich an dem kostbaren Gute der Unabhängigkeit oder an der Ehre des Richterstandes vergreifen, ohne Pardon an den Pranger stellen ...

Wir wollen als Männer mit offenem Visier kämpfen. Wer den Mut nicht hat, seine Meinung mit seinem Namen, mit seiner ganzen Person zu vertreten, der bleibe unserem Blatte fern! Der mag vielleicht einen hellen Kopf, ein warmes Herz haben, aber er hat nicht das, was ein Richter vor allem besitzen soll und muß: ein Rückgrat, das eher bricht als sich biegt.“

So schreibt das Organ einer Richtervereinigung, die sich in Österreich gebildet hat, die „Mitteilungen der Vereinigung österreichischer Richter“. Sie erscheinen vom Juli 1908 ab in Wien.

Im Deutschen Reichstage sprach der Abgeordnete Stadthagen von der Unabhängigkeit der Richter als von einem „Märchen". „Daß ich mit der Behauptung recht habe," sagte er weiter, „daß für das Aufrücken in die höheren Richterstellen die politische Zuverlässigkeit mit maßgebend ist, beim Reichsgericht, wie es scheint, ausschließlich maßgebend ist, hat kein geringerer als Fürst Bismarck zugegeben. In den von Poschinger veröffentlichten Bismarckerinnerungen ist sowohl von dem früheren Reichskanzler wie dem preußischen Minister offen und klar zugegeben, daß für das Aufrücken der Richter in die höheren Stellen die politische Zuverlässigkeit in erster Linie entscheidend sei... Wenn demgegenüber von einem Richterverein gefordert wird, es möchte darauf gedrungen werden, daß die Richter selbst aus ihrer Mitte die Vorschläge zur Beförderung machen und auch darüber entscheiden, so ist das zu unterstützen, denn die Gefahr, die politische Gesinnung könnte hierbei statt der Tüchtigkeit maßgebend sein, ist hier weniger zu fürchten. Freilich, die Richtervereinigung, von der dieser Vorschlag ausgeht, besteht nicht in Preußen, sondern in Österreich."

Derselbe Abgeordnete behauptete, gleichfalls im Reichstage, „Klassenjustiz" zeige sich nicht nur bei den Urteilen, sondern auch bei der Strafvollstreckung. Er begründete das nach dem Stenogramm wie folgt: „Der Bruder des bekannten Kriegsgerichtsrats Romen, der einen Bürgermeister durch die infamsten Verleumdungen so schwer beleidigt hatte, daß die Frau des Bürgermeisters in geistiger Umnachtung gestorben ist, wurde im Jahre 1903 daraufhin zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Diese Strafe ist bis heute nicht vollstreckt worden. Es wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um es nicht zur Strafvollstreckung kommen zu lassen, und es ist auch gelungen, offenbar durch den Einfluß des Geheimen Kriegsgerichtsrats Romen... Ja, es wird sogar behauptet, daß inzwischen die Strafe auf Betreiben der hohen Verwandtschaft des Angeklagten in ein Jahr Festung umgewandelt worden sei; aber auch diese Strafe ist noch nicht vollstreckt. Das geht über Klassenjustiz hinaus, das beweist eine Demoralisation unserer Justiz. Wenn ein armer Teufel darum bittet, es möge ihm Strafaufschub gegeben werden, weil er gerade Arbeit gefunden hat, so wird dies regelmäßig abgeschlagen. Hier aber wird mit Rücksicht auf die hohen Verwandten des Angeklagten die Strafe vielleicht überhaupt nicht vollstreckt. Dieser Kriegsgerichtsrat Romen ist derselbe, der die Behauptung aufstellte, daß die Sozialdemokraten durch ihr Programm berechtigt seien, Meineide zu leisten, eine Behauptung, die er vor Gericht in keiner Weise aufrecht erhalten konnte..."

Und was hatte der anwesende Herr Staatssekretär Dr. Nieberding — und auch erst auf Zuruf von sozialdemokratischer Seite! — auf diese unerhörte Anklage zu erwidern? — Das: „Diesen Fall hat Herr Stadthagen in einer Art und Weise behandelt, daß ich es für unangemessen halte, darauf weiter einzugehen!" Das Hohngelächter der Sozial-

demokraten kann man sich danach lebhaft vorstellen. So wird solch ungeheuerliche Anschuldigung deutscher Rechtsübung durch ihren berufenen Vertreter vor versammeltem Reichstage „widerlegt!" Aber der „Untertan" soll nach wie vor an tadellose Stubenreinheit glauben!

Ein Grundsatz der Verfassung ist, daß der Richter der Regierung gegenüber völlig unabhängig und unabsetzbar sei. Das ist auch im Gerichtsverfassungsgesetz niedergelegt. Dennoch werden für die „zeitweilige Wahrnehmung richterlicher Geschäfte" noch nicht angestellte Hilfsrichter, Assessoren, zugelassen. „Dieser Hilfsrichter-Unfug ist nun", wie in der „Welt am Montag" dargelegt wird, „namentlich in der Konfliktszeit in Preußen politisch ausgebeutet worden. Noch 1866 beschlossen die berüchtigten Hilfsrichter des Obertribunals entgegen der Verfassung die Strafverfolgung gegen Twesten, ein Vorgang, der für die seltsame Verlegung des Reichsgerichts nach Leipzig in der Folge maßgebend war. Auch jetzt hat Preußen aus übel angebrachter Sparsamkeit . . . eine Menge Assessoren als Richter tätig, die natürlich, da ihre Anstellung von den Vorgesetzten abhängt, auf deren Wünsche und Neigungen Rücksicht zu nehmen geneigt sind, also der völligen Unabhängigkeit entbehren, auch wo es ihnen selbst nicht bewußt wird."

Als der Hamburger Senat dies System auch einführen wollte, erhielt er von der Bürgerschaft eine energische Zurückweisung. Der Liberale Dr. Nöldeke, selbst Richter, führte aus, daß in Zeiten politischer Kämpfe der Senat dahin kommen könnte, Angehörige oder vermeintliche Gesinnungsgenossen gewisser politischer Richtungen nicht zu Assessoren zu ernennen, wie es in anderen Staaten schon geschehen sei. Und der Abgeordnete Landrichter Dr. Popert bemerkte, unter nicht mißzuverstehendem Hinweis auf den „großen Nachbar", das Hilfsrichtertum zerstöre das Vertrauen des Volkes in die Rechtspflege. Ganz erheblich trete dies bei den Schöffenrichtern und in der Haftabteilung hervor. Dort spiele der Assessor, der nicht in der Lage sei, seine Unabhängigkeit gegenüber der Staatsanwaltschaft zu wahren, eine ganz unmögliche Rolle, weil er sich sagen müsse, daß er sich bei dauernder Meinungsverschiedenheiten mit der Staatsanwaltschaft der Anstellung mindestens nicht nähert. In den Strafkammern werde der Assessor als Hilfsrichter immer das Gefühl haben, als säße er im Examen: „Da ist es leicht möglich, daß der junge Assessor, um nicht in Meinungsverschiedenheiten mit dem Kammervorsitzenden zu geraten, ein kleines, ganz kleines Kompromiß mit seinem Gewissen schließt, was unter Umständen ein paar Jahre Zuchthaus statt Gefängnis oder Gefängnis statt Geldstrafe bedeutet."

Wie doch der Zufall wunderbar spielt! Nachdem eine Strafkammer unter Vorsitz des Landgerichtsdirektors Schmidt Harden wegen Majestätsbeleidigung freigesprochen hatte, ergab die neue Geschäftseinteilung, daß Herr Schmidt in Zukunft an einer Zivilkammer zu wirken habe. Nachdem das Schöffengericht unter Vorsitz des Amtsrichters Kern Harden wegen Moltkebeleidigung freigesprochen hat, muß Herr Kern vom 1. Januar 1908

ab in einer Zivilabteilung Offenbarungseide abnehmen. Selbstverständlich beide „auf ihren eigenen Wunsch". Welcher zähen Anstrengungen es bedurft hatte, dem Landgerichtsdirektor Schmidt diesen „eigenen Wunsch" zum Bewußtsein zu bringen, darüber kann man das Authentische in älteren Jahrgängen der „Zukunft" nachlesen. „Merkwürdig", schreibt Harden erst jüngst wieder (unter dem 21. März 1908), „wie oft Gerichtsbeamte, die genötigt waren, sich ex officio mit mir zu beschäftigen, den Wunsch nach einem Amtsklimawechsel spüren. Landgerichtsdirektor Schmidt . . . mußte fortan einer Zivilkammer vorsitzen und starb bald danach. Ein ihm in verehrender Freundschaft ergebener Landgerichtsrat sagte damals zu mir: ‚Ich war froh, als ich aus der Kammer heraus war, die mit Ihnen zu tun hat; da kommt man ja in Teufels Küche.' Verurteilte mich dann, als Präsident derselben Strafkammer, wegen desselben Deliktes; und wurde als Vortragender Rat ins Reichsmarineamt berufen. Der Staatsanwalt, der ihm assistiert hatte, kam ins Justizministerium und wurde Geheimer Justizrat. Nicht Bonaparte allein hat dem Talent jede Laufbahn geöffnet." Ein Richter darf übrigens wider seinen Willen zwar nur im Wege des gerichtlichen Disziplinarverfahrens in eine andere Stelle strafversetzt werden, wohl aber „im Interesse des Dienstes" von einer Abteilung zur andern. Auf diese Weise können Richter, die sich politisch oder sonstwie nach oben hin „kompromittiert" haben, für Strafsachen unschädlich gemacht werden.

„Noch im November hörte ich," erzählt Harden a. a. O. weiter, „Herr Landgerichtsdirektor Lehmann, der in meiner Sache als Vorsitzender die Verhandlung zu leiten hatte, habe in einer Gesellschaft laut gesagt: ‚Der Kerl muß verurteilt werden!' Der Kerl: Das war ich. Aus dem Munde eines Richters, der den Prozeßstoff nur aus der Zeitung kannte, ein hübsches, ziemliches Wort. Ein anderer Richter, der es mit eigenem Ohr vernommen hatte, fand es so charakteristisch, als Stimmungssymptom so wichtig, das er's weitererzählte und (ungefähr) hinzufügte, da sei für den Angeklagten nicht viel mehr zu hoffen. Später erfuhr ich, der Herr Vorsitzende habe auch über Strafart und Strafmaß schon recht Tröstliches von sich gegeben; dafür hatte ich aber keine Ohrenzeugen. Doch der erste Ausspruch konnte genügen. Paragraph 24 der Strafprozeßordnung sagt: ‚Ein Richter kann wegen Besorgnis der Befangenheit abgelehnt werden, wenn ein Grund vorliegt, welcher geeignet ist, Mißtrauen gegen die Unparteilichkeit eines Richters zu rechtfertigen.' Mißtrauen gegen die Unparteilichkeit eines Richters, der über die Tat und den Täter im Salon das ungünstigste Urteil gefällt hat, ist sicher gerechtfertigt. Einem Angeklagten nicht zuzumuten, er solle mit zuversichtlichem Glauben an vorurteilslose Gerechtigkeit vor einem Richter stehen, der von ihm gesagt hat: ‚Der Kerl muß verurteilt werden.' (Ich will nicht hehlen, daß ein solcher Richter mir eines Amtsklimawechsels bedürftiger scheint als der alte Schmidt und der junge Kern.) Was die Strafprozeßordnung bestimmt, ist meist

aber, nach ehrwürdigem Juristenwitz, unbestimmt. Der Richter kann einfach erklären: ‚Das habe ich nur so hingesagt. Das haltbare Urteil werde ich mir jetzt erst, aus dem Inbegriff der Hauptverhandlung, bilden. Von irgendwelcher Befangenheit weiß ich mich ganz frei.' Dann ist der Einwand abgetan. ‚Versuchen Sie's nur erst gar nicht! Bis eine Strafkammer ihren Vorsitzenden durch Beschluß feierlich der Befangenheit zeiht, muß es schon klafterdick kommen. Und die Verdächtigung, mag sie wenigstens subjektiv noch so fest begründet sein, reizt alle in der Kammer Sitzenden. Jeder Zweifel an ihrer Unbefangenheit dünkt sie schwerste Beleidigung: und der Angeklagte trägt seine Haut zu Markt.' Solche Weisheit wird Einem von ‚Praktikern' aufgetischt. In keinem Gebiet wird das Berufsgeheimnis so schlecht gewahrt, das Allzumenschliche des Betriebes so ungeniert beseufzt wie in dem der Strafjustiz. Ich kannte nie einen Kriminalisten, der auf die Gerechtigkeit einer Sache baute; nie einen Staats- oder Rechtsanwalt, der die Chance des Falles nicht nach dem Personalbestande des Gerichtshofes berechnete. ‚Gott, Gott, auf welchem Fundament ruht die menschliche Gerechtigkeitspflege!' so stöhnte einst Friedrich Hebbel . . ."

Nachdem der Oberreichsanwalt Dr. Olshausen in dem bekannten „Hochverratsprozeß" gegen Dr. Karl Liebknecht zwei Jahre Zuchthaus beantragt hatte, ist er alsbald zum Senatspräsidenten am Reichsgericht ernannt worden. Strafrichter Dr. Oppermann wurde bald nach dem „Plötzenseeprozeß", in dem drei Redakteure auf der Anklagebank saßen, zum Vertreter des Landgerichtspräsidenten für das Kriminalgericht befördert. Jetzt ist er als Reichsgerichtsrat den obersten Instanzen deutscher Rechtsprechung einverleibt worden. Seine Ansichten über Pflichten und Rechte der Presse zeichneten sich durch markante Eigenart aus. In dem „Plötzenseeprozeß" rasselten die Ordnungsrufe und Zurechtweisungen nur so nieder. Es war ein hochdramatischer Prozeß. Herr Oppermann strebte redlich nach Gerechtigkeit, wurde aber leider verkannt.

Wahrhaft tragisch ist dagegen, was der Abgeordnete Geck in der badischen Kammer über das Ende eines badischen Staatsanwalts erzählte. Der Staatsanwalt Jolly, ein Sohn des Ministers, einer der heftigsten Verfolger der Sozialdemokraten unter dem Sozialistengesetz, habe ihn eines Abends zu sich in seine Privatwohnung gebeten und bei einem Glase Wein zu ihm gesagt: „Ich werde schon wieder genötigt, eine Anklage gegen Sie zu erheben, und während ich überzeugt bin, daß sie ungerecht und unhaltbar ist, muß ich sie vertreten, da sie nicht aus Baden, sondern aus Preußen kommt. Man verfolgt Sie ungerecht. Wenige Monate darauf habe Jolly den Staatsdienst verlassen und sei unter die Journalisten gegangen. Alles natürlich post hoc, nicht propter hoc. Zufall!

In einem angeklagten Artikel hatte die „Königsberger Volkszeitung" geschrieben:

„Am Kammergericht werden in den Straffenaten nur Richter geduldet, welche die juristischen Ansichten des Staatsministeriums

teilen. Befähigte erstklassige Juristen, deren hohe Begabung selbst der Justizminister ausdrücklich anerkennt, werden wider ihren Willen von einem Straffenat an einen Zivilsenat versetzt, wenn sie zu häufig freisprechen. Freisprechende Urteile sind oben nicht beliebt, und wenn ein preußischer Richter es mit seiner Überzeugung nicht vereinbaren kann, zu verurteilen, dann riskiert er schwere persönliche Nachteile."

Der Verteidiger wollte für diese Behauptungen den Wahrheitsbeweis erbringen. Er wollte beweisen, daß am Kammergericht tatsächlich die Stellung der Richter zum Staatsministerium bei ihrer Tätigkeit von entscheidendem Einfluß sei. Er wollte beweisen, daß der verstorbene Landgerichtsrat Havenstein, dessen außerordentlich hohe juristische Begabung und juristischen Scharfsinn selbst der Justizminister im Abgeordnetenhause anerkannt habe, wider seinen Willen von einem Straffenat an einen Zivilsenat versetzt worden sei, lediglich, weil er eine Anzahl Polizeiverordnungen für ungültig erklärt hatte. Und endlich wollte er beweisen, daß das Präsidium nach diesen Gesichtspunkten ganz allgemein die einzelnen Senate besetze.

Das Gericht lehnte den Beweisantrag ab. In der Begründung des Urteils, das auf 500 Mark Geldstrafe lautete, heißt es an der einen Stelle:

„Ein schwerer Vorwurf gegen den Präsidenten des Kammergerichts werde durch den Satz ausgesprochen, daß befähigte erstklassige Juristen, deren hohe Begabung selbst der Justizminister ausdrücklich anerkennt, wider ihren Willen von einem Straffenat an einen Zivilsenat versetzt werden, wenn sie zu häufig freisprechen, und freisprechende Urteile seien oben nicht beliebt. Damit werde dem Kammergerichtspräsidium, in dessen Hand nach dem Gerichtsverfassungsgesetz die Zusammensetzung der einzelnen Senate liegt, zum Vorwurf gemacht, daß es die Richter nicht nach ihren Fähigkeiten und Leistungen verteile, sondern danach, ob sie die Ansichten des Staatsministeriums teilen oder nicht, und daß es in die Straffenate nur solche Richter nehme, die, wie es im Volksmunde heißt, das Mäntelchen nach dem Winde hängen."

Und an der andern:

„Die Behauptung, es sei Praxis, daß Richter, die nach der Meinung der Mehrheit des Präsidiums des Gerichts falsch urteilen, an eine andere Stelle versetzt werden, sei als wahr unterstellt worden. Das sei selbstverständlich. Die Majorität des Präsidiums habe nach pflichtgemäßem Ermessen zu urteilen. Und wenn sie einen Richter für einen Platz für nicht befähigt hält, so hat sie ihn eben dahin zu stellen, wo nach ihrer Ansicht der betreffende Richter seinen Fähigkeiten entsprechend besser verwendbar ist."

Ungefähr sagt das der Sozi auch, „nur mit ein bißchen andern Worten"! Und was er sagt, ist für jeden, der zu lesen versteht, „als wahr unterstellt" worden. Aber bluten muß er doch!

Der Hamburger Volksschullehrer Harder, Vorstandsmitglied der dortigen Friedensgesellschaft, hatte sich in einem Aufsatz der „Pädagogischen Reform“ gegen eine allgemeine Sedanfeier durch die Jugend ausgesprochen, da die dabei geschwungenen Reden wider den „Erbfeind“ und sonst landesüblichen Ergüsse bei dem Nachbarvolke ohne Not alte Wunden wieder aufrißen und so eine Annäherung beider Kulturmächte, wenn nicht verhinderten, so doch verzögerten.

Gegen diese immerhin doch sachliche und begründete Kundgebung eines ehrlichen Friedensfreundes wandten sich alsbald die „Hamburger Nachrichten“ in einem unnötig gereizten und beleidigenden Artikel. Darin wurde nicht nur von einem „vaterlandslosen Treiben der Volksschullehrerschaft“ (!) phantasiert, sondern auch von der Insolenz, Dreistigkeit und „nicht zu duldenden Anmaßung“ Harders. Dieser erhob Privatklage, und das Hamburger Schöffengericht III verurteilte den verantwortlichen Redakteur im Oktober 1907 zu 30 Mk. Geldstrafe wegen formaler Beleidigung, wobei als strafmildernd in Betracht gezogen war, daß Privatbeklagter „sich in seinen patriotischen Gefühlen tief verletzt fühlte“. Auf die beiderseits eingelegte Berufung hob die Strafkammer des Hamburger Landgerichts am 17. Februar 1908 das erste Urteil auf und sprach den beklagten Redakteur frei, da er in Wahrnehmung berechtigter Interessen gehandelt habe. In der Begründung heißt es u. a.:

„Die Voranstellung französischer Interessen und Gefühle (?!) auf dem Gebiete der Jugenderziehung enthält eine Verletzung der Interessen des deutschen Vaterlandes. Diese haben allen anderen voranzustehen. Eine sie irgendwie außer acht lassende Friedensbewegung ist vom deutsch-nationalen Standpunkte aus verderblich und verwerflich.“

Ferner zeuge die Floskel des Klägers von der „36jährigen Harmonie zwischen Deutschland und Frankreich“ von so grober Unwissenheit, daß auch rein objektiv mit Recht von Anmaßung usw. gesprochen werden könne.

Das juristisch Interessanteste an dem Urteil ist vielleicht, daß hier einem Redakteur — in ganz vereinzeltem Ausnahmefall von unserer gesamten sonstigen Rechtsprechung — der Schutz des § 193 („Wahrnehmung berechtigter Interessen“) zugebilligt wird, wo als solche Interessen nicht rein persönliche, materielle des Beklagten unterstellt werden, sondern öffentliche, Interessen des gemeinen Wohles. Auch nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts wäre das ein entscheidender Grund zur Revision und damit zur Aufhebung des Urteils. Denn auch das Reichsgericht hat sich bekanntlich auf den sonderbaren Rechtsgrundsatz festgelegt, daß ein Redakteur in seiner Eigenschaft als solcher nur dann „berechtigte“ Interessen wahrnimmt, wenn es seine privaten, rein persönlichen sind, nicht aber öffentliche, allgemeine, ethische. Danach könnte auch das Urteil der Hamburger Strafkammer nur dann als zu Recht bestehend anerkannt werden, wenn die vom Redakteur wahrgenommenen „patriotischen“ Interessen objektiv oder subjektiv als keine ethisch-patrio-

tischen, sondern als „geschäftspatriotische“ unterstellt, also von ihm nicht aus selbstlosen Beweggründen, sondern aus eigennützigem Geschäftsinteresse vertreten worden wären. Das hat aber die Strafkammer doch wohl schwerlich behaupten wollen.

„Ein Musterstücklein ‚patriotischer‘ Rechtskunst“ nennt die „Ethische Kultur“, rein objektiv gesprochen, das Urteil. „Welchem Denker möchte es wohl einfallen, etwa den Weltpostverein vom ‚deutsch-nationalen Standpunkte‘ aus zu betrachten?! Die Tatsache, daß in andern Kulturländern solch ein groteskes Verkennen der Prinzipien internationaler Bestrebungen bereits undenkbar wäre, ist doch nur ein schwacher Trost, der zugleich ein Schlaglicht auf unsere offizielle Kultur wirft. In deutschen Gauen weiß eben der (?) gelehrte Richter noch nicht, daß man die Liebe zum eigenen Vaterland gerade dadurch am besten betätigt, daß man die berechtigten Interessen anderer Kulturstaaten respektiert, wie es schon der internationale Takt gebietet. Der civis germanus ist immer noch stolz darauf, sich vom Pfahlbürgertum zum Grenzpfahlpatrioten ‚aufgeschwungen‘ zu haben.

‚Nimmt sich ein Prieschen und sagt: Hätschi!
Ich bin der achte der sieben Weisen!
Ach, und er merkt es nicht einmal, wie
Über ihm leuchtend die Sterne kreisen!‘

— so singt Arno Holz (‚Weltgeschichte‘) von dem ‚steinalten Mann‘. Während sich ringsum tausendfältig die Zeichen mehren, daß unser kleiner Weltkörper nur noch ein Organismus mit universalem Nervensystem ist, klammert sich das Urteil der Hamburger Dreimännerkammer an den denkbar engsten Begriff, den es gibt, und glaubt diesem dadurch zu dienen, daß es die Gefühle des großen Nachbarlandes einfach ignoriert, als Luft behandelt — jenes Landes, das Jahrzehnte hindurch kluge Selbstbeherrschung zu üben gewußt hat. Ob dies die richtige Art ist, unserm geliebten Vaterlande neue Freunde in der Welt zu werben und die früheren zu erhalten, das mag dem Urteile jedes Denkenden überlassen bleiben.“

Der „denkbar engste Begriff“ ist nun zwar der wohlverstandene nationale Gedanke in allewege noch nicht, wohl aber wird er von der Hamburger Strafkammer zu seinem eigenen Schaden verkannt, und darin hat die „Ethische Kultur“ recht. Aber auch die Aufgaben einer objektiven Rechtsprechung werden von dem Gericht verkannt, wenn es sich in seiner Urteilsbegründung auf das Gebiet des patriotischen Leitartikels begibt. Denn subjektive allgemeine Meinungsäußerungen dieser Art, mögen sie noch so ehrlicher Überzeugung entspringen, können unmöglich die objektive autoritative Geltung beanspruchen, die man von gerichtlichen Feststellungen nun einmal erwartet und — immer im Rahmen menschlicher Fehlbarkeit — erwarten soll ...

Wohin aber kann es mit der Autorität der Gerichte überhaupt noch kommen, wenn Tatsachen, wie sie der „Vorwärts“ erst unter dem 9. April dieses Jahres an die große Glocke hängt, unwiderlegt die allgemeine Rechtssicherheit beunruhigen dürfen? Wenn so nicht etwa nur das Vertrauen zu unserer Rechtsprechung erschüttert, sondern auch der Glaube an die

praktische Gültigkeit, an die Durchführung erfolgter Rechtssprüche untergraben wird? Wenn man sich im Volke schließlich sagen wird: Auch wo die Gerichte uns unser gesetzliches Recht geben, — es nützt uns ja doch nichts! Denn Verwaltungsbehörden und Polizei lassen Gericht Gericht, Urteil Urteil sein, wenn's ihnen gerade so beliebt! Könnte der Umsturzgedanke noch wirksamer gefördert, fester in die Gemüter gepflanzt werden, als wenn der Glaube Wurzel faßte, daß die Staatsgewalt die in ihrem eigenen Namen von Rechts wegen gefällten Erkenntnisse nach jeweiligem Belieben in Kraft setzt oder aber mißachtet? Und könnte sich ein Richterstand, der noch auf Ehre und Würde hält, der seine Selbstachtung und die vor seinem hohen Berufe nicht verlieren will, einen solchen Zustand länger gefallen lassen?

In der Reichstagssitzung vom 2. April d. Js. gab der Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg die hochgemute Erklärung ab:

„Ebensowenig wie in Preußen heute ein Präventivverbot für Versammlungen zulässig ist, wird das künftig in Deutschland der Fall sein."

Dieser feierlichen, hochamtlichen Erklärung gegenüber stellt der „Vorwärts" die nüchterne Tatsache fest, daß, wenn auch in Preußen die Vorausverbote von Versammlungen gesetzlich unzulässig sind, sie doch wenigstens in Danzig tatsächlich nicht einmal etwas Ungewöhnliches seien:

„Allerdings hat das Oberverwaltungsgericht schon seit einer undenklichen Reihe von Jahren in immer wiederholter Rechtsprechung solche Versammlungsverbote für ungesetzliche Übergriffe der Polizeiwillkür erklärt. Trotzdem hat der Polizeipräsident von Danzig, Max Wessel, noch im Jahre 1902 sämtliche gewerkschaftliche und politische Versammlungen der Arbeiter in unserem damaligen Parteilokal, Brotbänkengasse Nr. 11, im voraus verboten! Sogar Zahlabende und die harmlosesten Sitzungen wurden von starken Polizeiaufgeboten mit blanker Waffe ‚Im Namen des Gesetzes' gesprengt. Ein ganzes Jahr lang herrschte dieser Zustand, gegen den schon damals der weibische Börsenliberalismus nicht ein einziges kritisches Wort übrighatte. Alle Beschwerden an den Regierungs- und an den Oberpräsidenten, die zum Schutz der Majestät des Rechts und der Autorität des Oberverwaltungsgerichts angerufen wurden, blieben resultatlos. Die Polizei hatte einfach immer recht. Darauf wurde das Oberverwaltungsgericht auch gegen den Danziger Polizeianarchismus angerufen, und es entschied im Juni 1903 gegen den Polizeipräsidenten Wessel dahin, daß auch die von ihm verfügten Versammlungsverbote krasse Ungesetzlichkeiten gewesen seien. Damit hatten die Danziger Arbeiter aber noch lange nicht wenigstens den gesetzlichen preußischen Polizeizustand errungen. Denn trotz dieses Urteils verbot der Polizeipräsident auch weiterhin die Abhaltung von Versammlungen. Die darauf persönlich beim Oberpräsidenten geführte Beschwerde hatte gerade den Erfolg, daß die Beschwerdeführer an demselben Tage abends trotz des der Polizei vorgelegten Urteils wieder mit Gewalt aus

dem Versammlungslokal getrieben wurden! Als sie sich auf das Urteil beriefen, erhielten sie die für das preußische Polizeirecht geradezu programmatische Antwort: ‚Sie können jetzt wieder von neuem klagen!‘ Nun riß unseren Genossen doch die Geduld, und sie forderten vom Staatsanwalt, daß er den Polizeipräsidenten wegen des offenkundigen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt strafrechtlich zur Verantwortung ziehe. Die Antwort der objektivsten Behörde der Welt lautete: Die Beamten und Kommissare hätten auf Befehl handeln müssen, der Polizeipräsident habe aber nicht das Gesetz verletzt, weil er in gutem Glauben gehandelt habe!!!

Die alte Polizeipraxis hat denn auch trotz aller Mühe des lieben Oberverwaltungsgerichts auch jetzt noch nicht ihr Ende erreicht. Der gute Polizeiglaube höret eben nimmer auf. Noch am 20. Januar d. J. verbot der Polizeipräsident die Abhaltung der Wahlrechtsversammlung aus den altbekannten Gründen der ‚öffentlichen Ruhe und Sicherheit‘. Und dieser paradiesische Zustand soll ... künftig in ganz Deutschland bestehen.

Wie die robuste ostelbische Polizeikraft den gesetzlichen Paragraphengummi ganz nach Bedarf dehnt, dafür noch ein recht einleuchtendes Beispiel. Obgleich es den Frauen in Preußen schon längst erlaubt ist, an öffentlichen politischen Versammlungen unter dem Schutz des ‚Segments‘ teilzunehmen, wurde hier am 20. Dezember 1907 eine öffentliche sozialdemokratische Versammlung aufgelöst, weil einige Frauen ebenfalls daran teilnehmen wollten. Der Polizeipräsident erklärte die Auflösung für völlig berechtigt, weil die öffentliche Versammlung tatsächlich nur eine ‚Vereinssitzung‘ gewesen sei. Und zwar deshalb, obgleich sie als öffentliche Versammlung angemeldet und auch bescheinigt war, weil die Anmeldung vom Vorsitzenden des sozialdemokratischen Vereins Danzig-Stadt erfolgt und mit diesem Zusatz unterschrieben war. Ferner auch, weil zum Besuch dieser öffentlichen Versammlung durch ein Flugblatt eingeladen war, das die ‚Parteileitung‘ an die ‚Parteigenossen‘ gerichtet hatte. Diese auch hier noch verblüffende Polizeilogik veranlaßte eine Bezirksgruppe der politischen Organisation, die praktische Probe darauf zu machen, wie lange denn die Polizei selbst ihre neue Konstruktion des Begriffs der ‚Vereinssitzung‘ aufrechterhalten würde. Gerade 20 Mitglieder des sozialdemokratischen Vereins arrangierten eine engere Bezirksmitgliedersitzung und meldeten sie in der Form an und luden dazu auch so ein, wie es das Polizeipräsidium als das besondere Kennzeichen der ‚Vereinssitzung‘ selbst forderte. Das Resultat war: mit Eintritt der Polizeistunde wurde diese wirkliche Vereinssitzung polizeilich aufgelöst, weil sie nun wieder keine Sitzung, sondern eine öffentliche Versammlung sein sollte!

Also selbst die ausschweifendste Phantasie dürfte an die Vielseitigkeit der preußischen Polizeifindigkeit nicht heranreichen. Dabei dürfte es nicht überflüssig sein, aus den hiesigen Erfahrungen heraus zu betonen, daß die Freisinnsmannen hier stets die allergetreueste Schutztruppe der grenzenlosesten Polizeireaktion waren. Als unsere Genossen in einer besonderen Versamm-

lung gegen das *ungesetzliche* Versammlungsverbot vom 12. Januar protestierten, verhöhnte die einst freisinnige ‚Danziger Zeitung' diese Notwehr der entrechteten Arbeiter, indem sie dummdreist das Verbot als nur ‚*angeblich*' ungesetzlich noch beschönigte."

Es seien aber *nicht* etwa *nur* die Danziger „Genossen", die solche Erfahrungen gemacht haben. Auch in anderen Teilen Preußens seien schon häufig Versammlungen, und nicht bloß politische, wider Recht und Gesetz verboten worden: „Im Kreise Gelsenkirchen wurden z. B. beim letzten großen Bergarbeiterstreik die Versammlungen der Bergleute verboten, als sich eine Opposition gegen den Beschluß der Siebenerkommission auf Beendigung des Streiks zu regen begann. *Die preußische Polizei kümmerte sich eben bisher den Teufel um die ihr wohlbekannte Rechtsprechung des Oberverwaltungsgerichts*, die Präventivverbote für *ungesetzlich* erklärte. Ob Herr Bethmann-Hollweg den festen Willen hat, dafür zu sorgen, daß es künftig anders wird?" Jedenfalls werde er anderenfalls im Reichstage energisch daran erinnert werden!

Muß das aber erst abgewartet werden? Müssen die maßgebenden Instanzen, die amtlich bestellten Hüter der gesetzlichen Ordnung erst von der — „*Umsturzpartei*" an die *Erhaltung* dieser Ordnung „energisch" gemahnt werden?

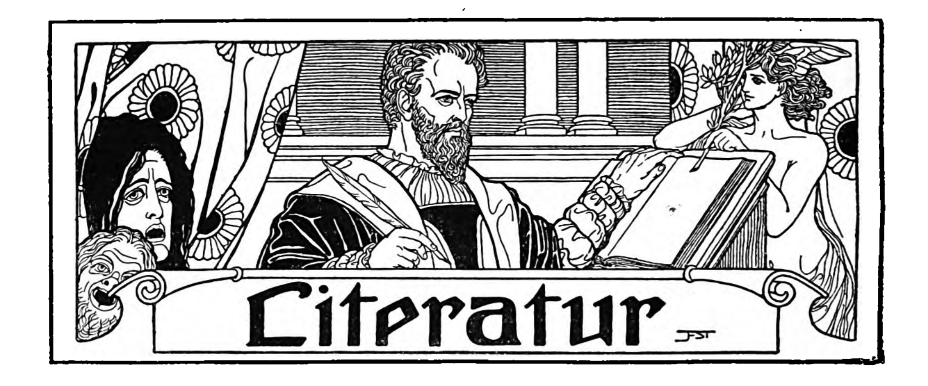
Nein, so kommen wir nicht weiter. Mit dem Versteckenspielen nämlich, mit dem Kopf in den Sand stecken: mein Name ist — Nieberding, ich weiß von nichts.

„Dagegen ist es mannhafte Kühnheit, das Übel fest ins Auge zu fassen, es zu nötigen standzuhalten, es ruhig, kalt und frei zu durchdringen und es aufzulösen in seine Bestandteile. Auch wird man nur durch diese klare Einsicht des Übels Meister und geht in der Bekämpfung desselben einher mit sicherem Schritte, indem man, in jedem Teile das Ganze übersehend, immer weiß, wo man sich befinde, und durch die einmal erlangte Klarheit seiner Sache gewiß ist, dagegen der andere, ohne festen Leitfaden und ohne sichere Gewißheit, blind und träumend herumtappt.

Warum sollen wir denn auch uns scheuen vor dieser Klarheit? Das Übel wird durch die Unbekanntschaft damit nicht kleiner, noch durch die Erkenntnis größer; es wird nur heilbar durch die letztere; die Schuld soll hier gar nicht vorgerückt werden. Züchtige man durch bittere Strafrede, durch beißenden Spott, durch schneidende Verachtung die Trägheit und die Selbstsucht, und reize sie, wenn auch zu nichts besserm, doch wenigstens zum Hasse und zur Erbitterung gegen den Erinnerer selbst, als doch auch einer kräftigen Regung, an, solange die notwendige Folge, das Übel, noch nicht vollendet ist und von der Besserung noch Rettung oder Milderung sich erwarten läßt."

Fichte sagt das; immer noch der selbe, vom Herrn Reichskanzler Bülow so hoch verehrte, als Vorbild anerkannte: Johann — Gottlieb — Fichte.





Ästhetische Unkultur

Von

Johannes Gaulke

Wissensdurst und Schönheitsbedürfnis sind das Kennzeichen jeder echten Kultur!

Wenn wir an diesem Kriterium in bezug auf die Kultur unserer Zeit festhalten, so dürfte das Endurteil keineswegs zur allgemeinen Zufriedenheit ausfallen. Ein Wissensdurst ist unverkennbar vorhanden, aber mit dem Schönheitsbedürfnis hat es sein Bewenden. Zwar streben viele Bevölkerungsschichten, die bisher so gut wie ausgeschlossen vom Kulturleben waren, zum Licht, der vierte Stand, der alle materiellen Güter produziert, pocht an die Tore des Staates, um sein Recht auf Leben und Lebensgenuß zu fordern. Indessen stehen diesen durchaus berechtigten Bestrebungen des Fortschritts noch viele Hindernisse entgegen. Zunächst die ökonomischen Verhältnisse, die auf allen Schichten, vom Fabrikanten bis zum untersten Fabrikarbeiter lasten. Die moderne Zivilisation, die wir kurzweg nach dem sie beherrschenden ökonomischen Gesetz die kapitalistische nennen, gewährt dem einzelnen nicht die Möglichkeit, sich individuell auszuleben — was nun einmal die Vorbedingung zu einer wahren Kultur ist. Der Mensch an sich ist getötet, der Berufsarbeiter geblieben. Die Spezialisierung der Arbeit, die sich auf allen Gebieten stetig vollzieht, und die Schablonenhaftigkeit der Erziehung und selbst des Denkens ist der Fluch unserer Zeit. Der Horizont des Berufsmenschen wird immer enger und sein Ideenkreis beschränkter. Die einseitige Arbeit erstickt in ihm den Sinn für Menschenwürde, Größe und Schönheit. Das Persönlichkeitsgefühl gelangt unter dem Zwange der Massenerziehung kaum noch zur Entwickelung. Die heranwachsende Jugend wird nicht für das Leben erzogen, um einst an der allgemeinen Kulturarbeit mitwirken zu können, sondern zu Strebern und Arbeitsautomaten. Werden doch die Schulmeister selber auf ihren Beruf dressiert!

Die Vorbedingungen zu einem sozialistischen Zwangsstaat werden von der Gesellschaft des Gegenwartstaates hervorgerufen und festgelegt. Wir wissen nicht, ob und in welcher Form der Sozialismus sich verwirklichen wird, aber wir können uns trotz aller Schwarzseher beruhigen: ein tieferes Sinken der Persönlichkeit kann kaum eintreten, wie immer die Gesellschaftsordnung sich auch gestalten mag. Größere Gegensätze und Widersprüche zwischen den Interessen der einzelnen und denen der Gesamtheit hat kaum eine Gesellschaftsordnung älterer und neuerer Zeit hervorgebracht. Auch ist die ästhetische Kultur kaum ärger vernachlässigt worden als im Zeitalter des Dampfes und der Maschine. Es hat einfach niemand mehr Zeit und Lust, sich mit den Dingen abzugeben, die abseits seiner Berufssphäre liegen.

Der gemeine unkünstlerische Geist, der aus der Zeit geboren ist, hat sich überaus schnell in alle Institutionen der Zeit Eingang verschafft. Er ist in die Theater, Variétés, Konzerthallen, Kunstausstellungen gedrungen, er hat das Architekturbild der Städte, die Einrichtungen der Wohnungen, selbst das Kostüm nach seinem Bilde geformt. Es haben im allgemeinen nur solche Veranstaltungen Aussicht auf Erfolg, die von vornherein auf die Sensationssucht des Publikums spekulieren. Der künstlerische Ernst ist verpönt, die Geschmacklosigkeit das hervorstechende Merkmal unserer Zeit. Die Theaterdirektoren, die sich früher wenigstens als Schützer der Kunst aufspielten, sind heute lediglich Geschäftsleute, die aus ihren Unternehmungen zunächst Geld herausschlagen wollen. Wenn nebenher die Kunst zu ihrem Rechte kommt, so ist dies an sich kein Fehler, nur soll man sich nicht bei der Auswahl der Stücke von unzeitgemäßen sentimentalen Erwägungen leiten lassen. Ein Stück ist gut, wenn es dem Publikum gefällt, es ist nichts wert, wenn es keinen Kassenerfolg hat. Daher steht die platte französische Gesellschaftskomödie in hohem Ansehen, wie ja überhaupt die Ausländerei auf der Bühne zeitgemäß geworden ist.

Was das Theater begonnen, hat das Variété zu einem prächtigen Abschluß geführt; als Mittel dazu diente die Überbrettelei. Die Kunst ist zum Volke hinabgestiegen — um einem allgemeinen Bedürfnis abzuhelfen! Der unnahbare Künstler, der jede Verquickung seiner Kunst mit dem Handwerk als ein Sakrilegium betrachtete, hat seinen beengten Standpunkt aufgegeben. Warum nicht! Leben wir doch in einer Blütezeit des Kunstgewerbes und der literarischen Kleinkunst! Die Kunst soll das öffentliche wie private Leben durchdringen und durchgeistigen. Schönheit überall, im Palast und in der Hütte, auf der Straße und in der Kneipe! Wir leben in einer neuen Renaissance, die vom Geiste des Übermenschentums befruchtet ist. Daher das emsige Suchen nach einem neuen Stil, nach einer neuen Schönheitswelt, wie überhaupt die Umwertung aller Werte — um einem allgemeinen Bedürfnis abzuhelfen.

Das Überbrettl und Kabarett gehört zweifellos zu den bemerkenswertesten und eigenartigsten Erscheinungen der ästhetischen Kultur up to date. Aber was hat es gegenüber der Kunstverderberei zu bedeuten, die

von der illustrierten Wochenliteratur ausgeht! Man entrüstet sich bei uns vielfach über die amerikanische Korruption im allgemeinen und die Korruption der amerikanischen Presse im besonderen, vergißt aber dabei ganz, daß das Volk der Denker auf dem besten Wege ist, sich zu amerikanisieren, ja, daß es in mancher Beziehung schon auf das Yankeeniveau gesunken ist. Die Zeiten sind vorüber, da die Familienblätter eine Meinung vertraten und zu allgemeinen Kulturfragen Stellung nahmen. Sogar die „Gartenlaube", gegen die man heute gewiß nicht den Vorwurf radikaler Gesinnung erheben kann, ist einst wegen ihrer oppositionellen Haltung der Zensur zum Opfer gefallen: sie mußte längere Zeit ohne Kopf erscheinen. Damals war die Rückgratlosigkeit aber noch keine allgemeine Erscheinung. Heute hält man sich mit derartigen Sentimentalitäten nicht mehr auf. Geschäft bleibt Geschäft, mag der Rückgrat darüber auch brechen. Es allen recht zu machen, ist der Grundsatz des guten Geschäftsmannes. Nur nach keiner Seite hin anstoßen und verletzen! Es ist gleichgültig, ob man mit alten Kleidern handelt oder Literatur verschleißt — das Geschäftsprinzip bleibt dasselbe. Man muß sich oft über das Geschick wundern, das ein Verleger der illustrierten Wochenliteratur in der Zusammenstellung und Zurechtstutzung des Stoffes entfaltet und mit welchem Raffinement er den Instinkten der Masse schmeichelt. Ein jeder kommt auf seine Kosten und jeder ist vor der Gefahr geschützt, zu einem eigenen Gedanken durch die Lektüre angeregt zu werden. Der merkantilische Geist ist die Grundursache des Niederganges der Kunst, wie der ästhetischen Kultur überhaupt. Es hat bereits Schiller auf diese Erscheinung hingewiesen. In seinen Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" sagt er u. a.: „Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht . . . Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte fronen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Wage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie vor der lärmenden Macht des Jahrhunderts. Selbst der philosophische Unternehmungsgeist entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, je mehr die Wissenschaft ihre Schranken erweitert."

Was Schiller vor mehr als hundert Jahren über diesen Gegenstand gesagt hat, trifft heute in bei weitem höherem Grade zu. Ja, was hat das bißchen Merkantilismus seiner Zeit gegenüber dem unbegrenzten Schachergeist von heute, der die Kunst seinen Zwecken unterordnet und die Schönheit tötet, wenn sie ihm im Wege ist, zu bedeuten!

* * *

Was wird folgen? Wird in absehbarer Zeit eine andere Auffassung der Dinge Platz greifen? oder wird unsere glänzende Zivilisation eine neue Barbarei heraufbeschwören? Zweifellos stehen wertvolle Kulturgüter auf dem Spiel. Daß etwas geschehen muß, wissen wir. Aber wie

soll es geschehen? Popularisierung der Kunst! Man gründet Volksbühnen und Volkshochschulen, man veranstaltet Führungen durch Galerien und Museen und man gibt gar eine wissenschaftlich angehauchte Volksliteratur heraus. Aber wie sehen die Resultate aus! Früher begnügten sich die Volksbeglücker mit Wohltätigkeitsveranstaltungen, um den Leib zu erquicken, jetzt soll der Geist auch etwas profitieren. Man machte sich mit großem Eifer und höchst sentimental daran, die Armut aus der Welt zu schaffen, ahnte aber nicht, daß man sie auf einer neuen Basis rekonstruierte. Nun will man gar die geistige Armut bannen und ahnt wiederum nicht, daß das Resultat ein gleich negatives sein muß. Die geistige Armut tritt eben in anderer Form in die Erscheinung. Wo früher die Unbildung geherrscht hat, herrscht fortan die Halbbildung. Es ist die Frage, welcher von beiden der bevorzugenswertere Zustand ist. Der Bildungshunger läßt sich durch Surrogate nicht befriedigen. Und der Kunst ist durch die heutige Form der Popularisierung ein schlechter Dienst erwiesen. Denn ein Kunstwerk, das kommentiert wird, um vom Volke verstanden zu werden, hat durch diesen Vorgang seine Ursprünglichkeit verloren. Welch eine Barbarei ist es, den „Faust" für eine Vorstadtbühne zurechtzustutzen und von Schauspielern dritten Ranges aufführen zu lassen! Es ist für die ästhetische Erziehung der Menschen nicht gut, einer schlechten Theatervorstellung beizuwohnen.

Noch schlimmer ist es um die Popularisierungsversuche der bildenden Kunst bestellt. Es wird viel über Kunst geschrieben und gesprochen, gerade als ließe sich das Kunstverständnis eintrichtern. Man vergißt dabei, daß es mehr auf die Anschauung als auf die Belehrung ankommt. Das Kunstwerk soll unmittelbar auf den Beschauer wirken, und dieser muß sich schon der Mühe unterziehen, selbst in den Gedankengang des Künstlers einzudringen. Was bliebe von einem Böcklin übrig, wenn neben dem Werk zugleich ein trockener Kommentar zur gefälligen Benutzung des Publikums ausgelegt wäre? Der große Meister würde lächeln über die eifrigen Ausleger seiner Kunst, die seinem Werke oft etwas andichten, von dem er nichts weiß. Je reiner ein Kunstwerk in der Stimmung ist, je subjektiver es empfunden ist, um so weniger ist eine Interpretation am Platze. Ein Böcklin, ein Thoma will wie ein Musikstück genossen sein, das je nach dem Grade der Sensibilität des Zuhörers tiefere oder flüchtigere Stimmungen auslöst. Wie grundverschieden sind doch die Eindrücke, die selbst Personen gleichen Bildungsgrades aus einer Oper, einem Oratorium, einer Symphonie davontragen! Und ähnlich steht es mit der Stimmungsmalerei eines Böcklin, der kein faßbarer Gedanke zugrunde liegt. Jeder große Künstler schafft nur aus einem inneren Bedürfnis heraus, um sich mit der Welt und ihren Widersprüchen abzufinden. Darum ist es barbarisch gedacht, der Kunst von vornherein bestimmte Zwecke zu imputieren, wie es viele ihrer Interpreten tun. — —

Was soll also geschehen? Die Kunsterziehung in der üblichen Form hat keinen Sinn, ja sie hat oft eine neue Verwirrung angerichtet. Unser

ganzes Erziehungs- und Bildungssystem ist viel zu stark von der Phrase durchsetzt, als daß große und starke Erfolge zu erwarten wären. Die verflossenen Kultur- und Kunstepochen haben keine Bildungsinstitute nach unserer Art besessen, und dennoch empfand das Volk künstlerisch. In Italien versteht der einfache Mann noch heute mehr von der Kunst als bei uns der sogenannte Gebildete. Unsere Tradition reicht allerdings kaum 400 Jahre zurück und ist außerdem vielfach durch Religions- und Kabinettskriege unterbrochen worden.

Kurzum: Die Erziehung zur Kunst muß bei der Kunst selbst einsetzen. Die Kunst, die alle Beziehungen zum Volkstum in unserer merkantilischen Zeit eingebüßt hat, muß wieder volkstümlich werden, um als Faktor im Kulturleben wirksam zu sein. Ich möchte in diesem Zusammenhange auf das jüngst erschienene Werk „Volk und Kunst, Kulturgedanken von Friedrich Seeßelberg" (Schuster & Bufleb, Berlin 1907) hinweisen, das eine außerordentliche Fülle von Anregungen für Kunstschaffende und Kunstgenießende enthält. Seeßelberg ist kein Tendenzschriftsteller, der irgendeine Tagesmode verficht, sondern er nimmt die Aufgabe der Kunst bitter ernst. Er will ihr die Stellung zurückerobern helfen, die sie in beschaulicheren Zeiten, als der Mensch der Natur noch nicht entfremdet war, besessen hatte. Die harmonische Ausbildung aller im Menschen schlummernden Kräfte und die Wiederherstellung der durch die moderne Zivilisation verloren gegangenen Wechselbeziehungen zwischen Kunst und Volkstum ist der leitende Gedanke seines Buches. „Es ist keineswegs gleichgültig, ob überhaupt hohe Kunst, ob starke Religion, ob edles Recht usw. gepflegt wird, sondern es kommt darauf an, ob eben diese Kunst, eben diese Religion, eben dieses Recht auch wirklich mit der Eigenart des Volkes im innigsten Wechselwirkungsverhältnis stehen."

Seit der Renaissance, seitdem eine fremde Formenwelt sich in Deutschland Eingang verschafft hat, ist unser Volkstum im Geistesleben ständig zurückgedrängt worden. Wir haben uns mit allen möglichen Problemen beschäftigt, wir haben die große und die kleine Welt durchforscht, wir haben uns sogar höchst ernsthaft mit der Bekleidungsfrage der Neger befaßt, aber darüber ganz vergessen, daß wir auch ein Anrecht auf die Entfaltung unserer Eigenart haben. Wir haben in der Kunst eine beispiellose Nachäfferei fremder Völker getrieben, wir haben uns in der Architektur mit einem exotischen Schnörkelreichtum belastet und nicht daran gedacht, daß wir in der eigenen Umwelt einen schier unerschöpflichen Formenschatz besitzen. Nur einmal haben wir von unserem Eigentum Gebrauch gemacht. Das war im frühen Mittelalter. Die zerfallenen Burgen und Kirchen, hier und da wohl noch einsame Bauerngehöfte zeugen von deutscher Kraft und Art. Dann wurde es für lange Zeit still, bis eine neue Betriebsamkeit einsetzte. Aber es war kein Weiterbauen auf dem soliden Fundament der deutschen Vergangenheit, sondern ein Aufeinanderschichten fremdländischer Elemente. Kunst und Architektur des 19. Jahrhunderts stehen im Zeichen des Eklektizismus. Und dann kam der neue Stil ... Wir wollen ihn zu den andern legen.

Haben wir überhaupt noch eine aus dem nationalen Geist geborene Kunst zu erhoffen? und wird es uns gelingen, das Erbe der deutschen Vergangenheit zu heben, um es für eine neudeutsche Kultur zu verwerten? An einzelnen tüchtigen Kräften fehlt es uns nicht, aber ob die Zeitverhältnisse dem kulturellen Aufstieg günstig sind, bleibt eine offene Frage. Ich habe anfangs den merkantilischen Geist, der die Werke der Kunst und Literatur, der Wissenschaft und Technik lediglich als Spekulationsobjekte bewertet, bereits gekennzeichnet. Um etwas zu erreichen, müssen wir uns zunächst von ihm befreien, wir müssen dahin streben, die Existenzbedingungen des einzelnen menschenwürdiger zu gestalten. Werfen wir einen Blick auf die Massenquartiere der Großstadt, wo die Menschen in düsteren Löchern zusammengepfercht dahinvegetieren, blicken wir in die Fabriken, wo die Arbeiter ohne Aussicht auf Änderung ihres Schicksals automatisch ihren Dienst verrichten — dann wird unsere Hoffnungsfreudigkeit erheblich herabgestimmt. Die Großstadt erdrückt die Persönlichkeit, sie bildet — eine Folge der gleichartigen Lebensbedingungen — Massenempfindungen heran, keine Eigenart. Die Masse kann aber niemals Trägerin einer ästhetischen Kultur werden. Nur in kleineren Zentren kann sich Kultur entwickeln. Das Altertum bietet uns ein lehrreiches Beispiel. Die griechischen Städte haben in verhältnismäßig kurzer Zeit eine glänzende Kultur geschaffen. Das mächtige, weltbeherrschende Rom konnte nicht einmal der fremden Kulturelemente Herr werden, geschweige denn sie eigenartig entwickeln. In Rom hat sich die erste große Massenanhäufung vollzogen. Die Masse, die nichts besitzt, nicht einmal ein geistiges Erbe, kein Vaterland, oft nicht eine Heimstätte hat, brachte Rom zu Fall, nicht die heranstürmenden Barbaren. Werden wir sein Schicksal teilen? Die Großstädte sind der Schauplatz der modernen Kultur. Was das platte Land, die Dörfer und Kleinstädte an Volkstum besitzen, wird von der Großstadt ohne Unterlaß aufgesogen. Die Großstadt wirkt nivellierend, darum flüchten die Künstler, die ihre Eigenart entfalten wollen, in die Einsamkeit. Das moderne Kulturproblem ist aus diesem Grunde ohne eine nach vernünftigen Grundsätzen geleitete Dezentralisation der Großstädte, wie sie u. a. in der Gartenstadt-Bewegung zum Ausdruck kommt, nicht zu lösen. Wir brauchen Ellbogenraum, in der Enge verkümmert der Körper und der Geist verödet.



Erfüllen unsere Volksbibliotheken ihre Aufgabe?

„Ja, und denken Sie sich, unsere Bücherei unterscheidet sich in nichts von einer erstklassigen Leihbibliothek. Genau derselbe Bücherbestand, nur die Preissätze sind niederer. Wir verlangen bei gleichen Darbietungen nur vierzig Heller im Monat,“ so sagte mir ein in einer großen deutsch-österreichischen Volksbibliothek angestelltes junges Mädchen.

In der Tat sehr billig, mein Fräulein, und das ist löblich. Aber nur das! Im übrigen bin ich ein Feind der genannten Wohlfahrtseinrichtung. Mein Gott, daß doch alles Wertvolle so oft wertlos, ja schädlich wird durch die Ungeschicklichkeit, mit der wir es bieten. Mit den Volksbüchereien hätten wir eine Möglichkeit, den Geschmack des Volkes — Volk in weitester Beziehung gemeint, denn die Volksbibliotheken werden von allen Kreisen der Gesellschaft benützt — wir hätten also mit diesen Einrichtungen eine Möglichkeit, den Geschmack des Volkes zu bilden. Was tut man aber nun? Hier, wo man ganz die Macht hätte, ein bestimmtes Programm klug zur Geltung zu bringen, ahmt man einfach jene Geschäftsleute nach, die eben zu ihrem Vorteile nach den Wünschen der Menge Leihbibliotheken gründen. Man setzt sie nach den erwähnten Vorbildern zusammen, und so findet man hier wie dort Sue, Sacher-Masoch, die Marlitt, die Heimburg und noch viel schlechtere Autoren. Ahnt man, welches Verbrechen man damit begeht? Wie man nur scheinbar eine Wohltat gewährt, dabei aber gerade den unbefangenen, unorientierten Benützer der Bücherei zur Zeitvertrödelung anleitet? Denn so sehr die Lektüre eines guten, reicher Menschenkenntnis entsprungenen Buches einer ernsten Geistesübung gleichkommt, ebenso ist das Lesen von geschwätzigen, nichtssagenden Büchern dem schädlichsten Müßiggang zu vergleichen, geradezu eine Gefahr, weil es von ernsten Vergnügungen abhält, zur Nichtstuerei und zum seichtesten Genießen des Lebens anleitet.

Wann endlich wird man eine Volksbücherei gründen, auf die auch der Volksfreund mit wahrer Genugtuung und Freude blicken kann? Eine solche dürfte nur Bücher von wahrhaft literarischem Wert, diese aber möglichst vollzählig und in guten, hübsch gedruckten Ausgaben enthalten. (Auch in dieser Beziehung bleibt bis nun noch viel zu wünschen übrig.) Ich habe in meiner Schrift „Künstler und Publikum“ (S. Dyk, Berlin-Eberswalde 1901. Mk. 1.—) eine Anleitung zur Beschaffung einer billigen und guten Hausbücherei gegeben, eine Anleitung, die auch für Volksbibliotheken Geltung haben müßte. Ich habe dort gezeigt, daß die Ausgaben von Reklam, Meyer, Spemann, der „Deutsche Novellenschatz“ u. a., ganz abgesehen von den „Klassikern“, nicht viel, aber doch eine Anzahl des literarisch Wertvollsten enthalten, und daß die Beschaffung einer auch viel gutes „Moderne“ enthaltenden Bibliothek, sofern man nur die rechten „Quellen“ kennt, tatsächlich nur einen Spottpreis erfordert. Man muß nur wissen, daß z. B. eine Meisternovelle wie Theodor Storms „Aquis submersus“ nicht nur um 5 Mark, sondern ebenso schön gedruckt, gebunden im „Novellenschatz“ um 1 Mark erhältlich ist. Ich habe ähnliche Beispiele in dem Anhang meiner oben angeführten Schrift gebracht. Volksbüchereien, die nur das Gute, davon freilich jedes in mehreren Exemplaren, böten, ließen sich also im kleinsten Ort auf Grund ganz geringfügiger Stiftungen errichten. Den einfachen Mann, der heute in eine Volksbücherei kommt, ergeht es fast immer so: Der Katalog sagt ihm nicht, wo das Gute liegt. Er frägt also eine der in der Anstalt bediensteten jungen Damen nach „etwas Schönem“ oder „Interessantem“. Diese jungen Damen gehören infolge ihres täglichen Aufenthaltes in den Büchereien, in denen nur zu gewissen Stunden des Tages stärkerer Verkehr herrscht, meist in die Klasse der Vielleserinnen, also zu den Menschen, die nicht lesen, um in ein Stück Welt zu blicken, sondern um die unfruchtbare Zeit totzuschlagen. Sie raten dem entsprechend! Wie alle, die damit rechnen müssen, in der Lektüre immer

wieder gestört, von ihrem Buch alle Augenblicke aufgescheucht zu werden, erscheint ihnen nur ein solches Buch genießbar, das nicht innere Hingabe, sondern Aufmerksamkeit in äußerlichstem Sinn erfordert. Bücher, die die Nerven kitzeln, die Spannung erregen ohne Anspannung der geistigen Kräfte, ohne einen gleichmäßig anhaltenden Anteil fordern sie. Und so liest wohl hie und da ein armer Student oder ein anderer mit Geld schlecht versehener Mensch, der auf akademische Bildung zurückblickt, das Wertvolle, das eine Volksbücherei eben auch bietet, aber das Volk erhält auch von dort mehr schlechte als gute geistige Nahrung. Und so rechne ich, wie ich glaube mit Recht, auch die vielgerühmten Volksbibliotheken zu den Schädlichkeiten unseres Kulturlebens.

Dr. Alfred Möller



Johann Hinrich Fehrs

„Wenn ick mal alleen bün un in de rechte Lun, denn lat ick er opmarscheern, denn möt se mi wat vertelln von ole Tiden, von Freuden un Smarten, de in't Minschenhart ut un ingat as Ebb und Flot, von Hochtied un Kinnelbett, Krankheit, Not un Dod. — Un in son stille Stunn'n sünd ok düß lütten Geschichten dalschreben." Der also von seinem Schaffen berichtet, ist Johann Hinrich Fehrs, der am 10. April 70 Jahre alt geworden ist. Die er aber aufmarschieren läßt, auf daß sie ihm erzählen müssen, sind die Menschen seiner schleswig-holsteinischen Heimat, und zwar Leute, die zum mindesten so alt sind wie er selber, ja die meistens längst vom Rasen bedeckt sind.

Es liegt ja im Wesen echt volkstümlicher Erzählungsweise, daß sie gern in die Vergangenheit zurücksieht. Wenn der Großvater uns erzählt, so holt er den Stoff und die Menschen mit Vorliebe aus seinem „Jungsparadies", wie Klaus Groth es nannte. Groth selber hat dort sein Schönstes gefunden und man denke etwa an Heinrich Hansjakob, überhaupt an die meisten Volkserzähler. Ich glaube, hier liegt denn auch die stärkste Kraft der sogenannten Heimatkunst. Fehrs sagt: „Wo de Minsch däglich sien Sählen drägen deit, sik an den Fierobend utraut un sien Sündag hett, dar waßt he na un na fast, un so is't wol god för altosam.". Gewiß, darum verdichtet sich auch im einzelnen Menschen die Art des heimatlichen Schlages mit den Jahren immer mehr. So ist es denn natürlich, daß ihm selber jene Vergangenheit, in der sich noch nicht so viel verschiedene Einflüsse geltend machten, als besonders rein an heimatlicher Art erscheint. Und wir erleben auch hier, wie für das menschliche Empfinden das Zurückliegen eines Geschehens jene Stilisierung zur Größe vollzieht, die sonst der Künstler durch die Auswahl, durch die kritische Sichtung seines Materials zu schaffen hat. Man vergißt das Nebensächliche und Störende; es bleibt das rein Charakteristische, das eine innere Vorstellung Verkörpernde.

Die lange vernachlässigte plattdeutsche Dichtkunst hat seit Mitte des vorigen Jahrhunderts einige große Namen erhalten: Klaus Groth, Fritz Reuter, John Brinckmann. Es ist leider bei uns die Kultur der Sprache noch nicht so weit gediehen, daß wir die Pflege der verschiedenen Mundarten als

eine wunderbare Ergänzung und einen außerordentlich hohen Genuß neben der Schriftsprache empfinden. Wir fühlen gerade wegen dieses nicht hinreichend ausgebildeten Formempfindens gegenüber der Sprache nicht genug, daß die Mundarten eine viel höhere Logik des Ausdrucks und eine viel schärfer angepaßte Gestaltung der Form zulassen, als die doch reichlich künstlich gewordene deutsche Schriftsprache. So ist leider der Leserkreis für mundartliche Dichtung ziemlich klein, in weiten Kreisen nur insoweit vorhanden, als humoristische, ja sogar komische Wirkungen erzielt werden sollen. Und das ist sehr bedauerlich. Denn es ist viel schwieriger, aus einer deutschen Mundart in die deutsche Schriftsprache zu übersetzen, als aus einer ganz fremden Sprache. Jedenfalls wird in viel höherem Maße das gerade Fein-Charakteristische zerstört.

Ich bedaure diese Gleichgültigkeit gegenüber der Mundart der Literatur um so mehr, als gerade diese Pflege der Mundart in so außerordentlichem Maße das Sprachgefühl stärkt. Und dabei ist die Mühe so gering. Wie rasch liest man sich in Reuter ein, wie bald in Gotthelf. Ohne Anstrengung tut man es auch bei Johann Hinrich Fehrs. Er verdient es vor allem mit seinen Erzählungen. Es sind nur wenige Bände. „Lüttj Hinnerk“, die zwei Bände „Allerhand Slag Lüd“, „Ettgrön“ und der Roman „Maren“, der erst vor einem Jahre erschienen ist. Dieser „Dörproman ut de Tid von 1848—51“ ist Fehrs bedeutendstes Werk und bringt ein lebendiges Bild von Schleswig-Holsteins Freiheitsringen, das dem Verfasser selber noch lebendig in der Kindheitserinnerung steht. Fehrs zeigt die schleswig-holsteinische Dichterart sehr rein, wie er auch die Mundart so unberührt von Schriftsprache schreibt, wie kaum ein anderer. Ein stiller Humor belebt seine Werke, in denen jene wundervolle Kunst der Stimmung waltet, durch die die Schleswig-Holsteiner Storm und Jensen in der schriftdeutschen Erzählungsliteratur einen charakteristischen Platz einnehmen. Nicht so bedeutend ist Fehrs Lyrik, obwohl ihm auch da, zumal in den plattdeutschen Gedichten, manche eigenartige Strophe gelungen ist.

St.

„Erde“ von Karl Schönherr

Als vor kurzem der Grillparzerpreis zu vergeben war, dachten viele an Karl Schönherr. Aber es war immer noch der „Sonnwendtag“ vom Jahre 1902, der diese hohe Meinung über Schönherr begründete. (Eine Meinung, der auch der „Türmer“ im Heft 9 des IV. Jahrgangs lebhaften Ausdruck gegeben.) Das Drama, das bei der jüngsten Vergebung des Preises in Betracht kam, hatte den Dichter von einer ganz anderen, unerquicklichen Seite gezeigt. „Familie“ wirkt, trotz allem poetischen Gehalt, als Theaterstück geradezu lähmend durch die künstliche Technik und die Trostlosigkeit der Stimmung. Die herbe Kraft des Dichters schien sich da in eine Sackgasse verrannt zu haben, aus der ein Mann wie Schönherr aber doch wohl herausfinden mußte. Und kaum war der Grillparzerpreis an Schnitzler gelangt, so bewies die Aufführung der neuesten Komödie Schönherrs im Hofburgtheater, daß der kühne Dramatiker seine Tiroler Urwüchsigkeit und seine starke theatralische Begabung noch keineswegs eingebüßt hatte. Die Freude darüber war so groß, daß er auch gleich den Bauernfeldpreis erhielt.

Diese Komödie „Erde" ist nun ein Fall für sich. Ein Stück, mit dem *man kein* anderes vergleichen kann. Eine „Komödie des Lebens" nennt es der *Dichter in* der Buchausgabe (S. Fischer, Berlin), und der ungewöhnliche, beinahe ironisch klingende Titel läßt schon etwas von der seltsamen Tragik spüren, die in dem Stücke waltet. Sonst sehen wir auf der Bühne, wie das Leben bedroht wird, wie es sich in einem nie zu Ende zu bringenden Kampfe gegen Haß und Neid, Furcht und Leid, Not und Tod wehren muß. Der Held der „Erde" weiß von diesem Kampfe nichts, und gerade darin, in diesem Sieghaften, Unzerstörbaren des Lebens, liegt das Beklemmende und Dämonische des Stückes. Der alte Grutz, ein zäher, unverwüstlicher Gebirgsbauer, denkt trotz seiner zweiundsiebzig Jahre noch nicht an die Übergabe seines Hauses an den Sohn; mit weißen Haaren der Tätigste und Tüchtigste im Hause und keiner Ruhe bedürftig, hält er den nun auch schon sechsundvierzigjährigen Sohn Hans noch lange nicht für reif, selber den Herrn zu spielen. Er ahnt nicht oder will nicht zugeben, daß nur er allein das Leben des Sohnes unterbunden hat, daß der frische, junge Mann, zur Knechtschaft auf der eigenen Scholle verurteilt, innerlich einfrieren mußte und dann nur mehr dumpf und stumpf dahinbrüten konnte. Aber eine dumpfe, stumpfe Hoffnung lebt doch auch in Hans: einmal muß es doch anders werden. Mit ihm hofft die Magd Trine, die er schon vor zehn Jahren zur Bäuerin machen wollte; aber der Alte hat ihnen keinen Fleck Erde dazu eingeräumt. Auf ihn hofft die Wirtschafterin Mena, die auch nicht als Dienstbote versauern möchte und der der Grutzhof hell in die Augen sticht. Siehe! Da trifft den Alten der Hufschlag eines Pferdes auf die Brust und mit seiner Kraft geht es — anscheinend — zu Ende. Er selbst, noch immer der Herr im Hause, bestellt sich den Sarg und das Grab. Und während er sich so mit grimmigem Behagen auf den Tod bereitet, erwacht rings um ihn das Leben der anderen. Liebe und Leidenschaft gewinnt Raum in den vom Druck befreiten Seelen. Trine, die Magd, sieht den erträumten Festtag kommen. Aber ihr Haar ist ergraut, sie wird von Hans beiseite geschoben, und stürmisch preßt er die jüngere, kräftige Mena ans Herz mit dem jubelnden Aufschrei: „Kinder sollst mir austrag'n! Fruchtbar sollst mir sein! Mein Art und Bluet soll nit sterb'n!" Der Alte hat sich in sein Bett neben dem Sarg verkrochen, der in der Stube aufgestellt ist, und inzwischen regt sich schon ein kommendes Geschlecht. Als der Winter um ist, keimt und wächst neues Leben auch im Schoße der Mena, und Hans zimmert selig an einer Wiege — Hans, nicht Knecht, sondern Bauer, Herr seines Hauses und Geschickes. Freilich, ein weichmütiger Herr, ein „Weiberleutslapp", wie ihn die männlichen Hausgenossen nennen, denen die überlegene Wucht des Alten nun auf einmal abgeht. Der aber schlief nur eine Art Winterschlaf an der Seite seiner lärchenen Totentruhe; mit dem Auftauen der Erde im Vorfrühling schießt auch Saft und Mark in sein Gebein, aus dem treibenden, sprießenden Boden strömt Wärme und Leben in seine Adern und er ist wieder Herr und befiehlt den anderen: „Da schauts außer! Fruhjahr is! Den Pflug eing'spannt und hinaus! Hannesl! Trine! Auf ins Feld! Reißts mir Erd' und Acker auf! Der Bod'n will sein Samen und die Sonn' scheint schon bruetig! Gehts nur voran! I komm gleich nach!" Und Hans und Trine, dumpf und stumpf wie ehedem, trollen sich an die Arbeit. Und Mena folgt ohne Zögern einem Werber, den sie früher zurückgewiesen hat und dem sie in seiner Einöde mit samt dem ungeborenen Kinde (dem Kinde des Hans!) willkommen ist. Und der Alte greift

zur Axt und zerschlägt den Sarg zu Brennholz. Sonnenlicht überflutet ihn. Dann geht er hinaus aufs dampfende Feld.

Diese groß gesehene letzte Szene ist echtester Schönherr. Aber auch sonst verleugnet sich sein hoher, ernster Stil nicht. Ganz wunderbar versteht es der Dichter, Gedankenhaftes zu versinnlichen und das sinnlich Geschaute symbolisch zu vertiefen. Wie er den epischen Stoff seiner Komödie in theatralisches Geschehen umsetzte, wie er aus den an und für sich völlig undramatischen Motiven eines Unfalles, einer langwährenden Krankheit und der Heilung durch Schlaf und Sonne eine wohlvorbereitete, sich schön entwickelnde richtige Handlung zu machen wußte, in der die Triebe und Kräfte der mütterlichen Erde und der Jahreszeiten gleichsam persönlich mitspielen, das quillt so recht aus der schöpferischen Anschauung eines genialen Dichters, der zugleich ein echter Dramatiker ist, dem die Gewalt der Natur, der Zauber der Heimat von selbst zur Person und zur Szene wird.

Und dennoch fehlt etwas an der dramatischen Wirkung. Man hat manchmal mehr den Eindruck einer Skizze, eines Entwurfes, als den eines fertigen Dramas. Beim Lesen des Buches wird das nicht so deutlich. Der Leser hat Zeit, zu verweilen und nachzudenken und knüpft aus Eigenem allerlei poesievolle Schlußfolgerungen an ein paar Worte des Dialoges, an irgendeine szenische Andeutung. Im Theater aber gilt nur, was wir hören und sehen, und da geht es rasch vorwärts. Da bedarf es also einer größeren Fülle von Einzelzügen oder einer breiteren Ausführung der entscheidenden Stellen, damit wir warm werden. Die Themen und Motive der Schönherrschen Komödie — die stolze Überlegenheit des Alten, die leidende Unterwürfigkeit seines Sohnes, die geduckte, aber immer wieder emporschnellende Liebessehnsucht der Magd, die jäh zugreifende Begehrlichkeit der Wirtschafterin — alle die Seelenzustände und Gemütsverfassungen, auf denen unsere Teilnahme an den Vorgängen beruhen soll — sie werden uns auf der Bühne sozusagen nur in einer knappen Inhaltsangabe, nur in Umrissen und Schlagworten gezeigt, mit einer spröden Kargheit des Ausdruckes, einem Mangel an Lyrik, ja förmlich in einer Armut und Nacktheit, die sich sehr zu ihrem Nachteil von dem Reichtum an suggestiven Hilfsmitteln unterscheidet, wodurch die größten Dramatiker aller Zeiten sich stets willige Zuschauer und gläubige Zuhörer zu erzwingen wußten. Der Leser des Buches spürt dies kaum, und auch im Theater könnten wir es als eigentümlich keusche, gewissermaßen bäurisch-einsilbige Gestaltungsweise gelten lassen. Auch der Telegrammstil kann unter Umständen auf der Bühne seine Berechtigung haben; auch eine Puppenkomödie, ein Schattenspiel kann von künstlerischem Werte und vollendeter Wirkung sein. Aber Schönherr selbst erschwerte uns die Einfühlung in seine mehr primitive, holzschnittartige Technik. Denn er selbst will auf gewisse moderne Kunstgriffe keineswegs verzichten. Neben dem Dramatiker drängt sich der Novellist vor und wartet mit kleinen, feinen Zügen und „stimmungfördernden“ Episoden auf, die von vornherein der weiträumigen Bühnenperspektive widerstreben und jedenfalls nur in einem realistisch gehaltenen Milieustück am Platze wären. Gleich zu Anfang wird unser Auge und unser innerer Sinn auf Nebendinge, auf Illustrationsfakten eingestellt, deren liebevolle Ausmalung mit der großzügigen Plastik der Handlung nicht in Einklang steht; so auf einen baumelnden Hosenknopf, den sich Hans selber annähen muß, solange der Alte ungebrochen ist, und in dessen Befestigung später Mena und Trine wetteifern, als jener siech geworden. Da ist auch bei-

spielsweise ein junger Knecht, das „Knechtl“ genannt, der durch einen Unfall seinen klaren Verstand verloren hat und nun nicht mehr, gleich den anderen, in der Erde wurzelt, sondern träumend und dichtend über der Erde, in den Wolken schwebt; dieser geht zugrunde, der alte Grutz bleibt am Leben. Ein sinniger Kontrast, nämlich einer, der den Sinn der Handlung in einer besonderen Weise auszudrücken sucht, für die Handlung selbst aber gar nicht nötig, so daß er nur als überflüssiges und darum störendes Beiwerk empfunden wird. Gerade die psychologische Durcharbeitung, die ein solches umständlicheres Verfahren rechtfertigen würde, liegt nicht in der Art Schönherrs. Das Stück ist sehr kurz, das Ganze spielt sich beinahe kinematographisch schnell vor uns ab, die Personen sind und bleiben rein typisch. Die impressionistischen Einfälle des Dichters verwischen aber die strenge Zeichnung des Typischen, ohne dafür das Individuell-Charakteristische genügend hervortreten zu lassen. Sie werfen allenfalls ein grelles Blitzlicht auf einen bestimmten Charakterzug, ohne das gleichmäßige, warme Licht auszustrahlen, das den Figuren, indem es sie von allen Seiten umfängt, erst die volle Rundung gibt. Dadurch kommt etwas künstlerisch Unharmonisches in die bedeutsame Dichtung, das zugleich den Theatereffekt fühlbar abschwächt.

Die Darstellung des Burgtheaters hat wenig dazu getan, den stetigen Fluß und das innere Crescendo des Dramas vor den ablenkenden äußeren Zutaten anschaulich hervortreten zu lassen. Sie blieb vielmehr in den Äußerlichkeiten stecken. Trotzdem stellte sich sogar ein Publikumserfolg ein. Ganz Wien spricht von Schönherr. Auch die Oberflächlichen und Unterhaltungssüchtigen fühlen sich verpflichtet, sein Stück gesehen zu haben. Wie immer man dessen Kunstvollendung und Bühnenwirksamkeit einschätzen mag, der Geist des Dichters hat uns alle erobert — das Leben, das ihn durchpulst, und die Kraft der Erde, aus der er emporgewachsen.

Max Morold (Wien)



Wege nach Weimar

Dem soeben begonnenen Schlußband seiner „Wege nach Weimar“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, geb. Mk. 3.50) gibt F. Lienhard folgendes Geleitwort mit:

„Unser Versuch der Verinnerlichung und Vereinfachung einer großen Epoche geht seinem Abschluß zu.

Es liegen fünf Bände vor: Heinrich v. Stein und Emerson (I), Shakespeare und Homer (II), Friedrich der Große (III), Herder, Jean Paul (IV), und Schiller (V) — und mit Goethe wird sich der Bau abrunden.

Unser Titel gibt dem Fernerstehenden keinen vollkommenen Begriff von Sinn und Zweck dieser Blätter. Man könnte leicht unter diesem Titel einseitige Rückschau oder eine der vielen volkstümlichen Auslegungen des klassischen Zeitalters vermuten. Aber der Leser weiß, daß unser Weimar nicht nur historischen, sondern noch mehr symbolischen Klang hat; daß Weimar in uns und vor uns liegt; daß dieses innere Weimar nur erweckt und ermuntert worden ist von Kräften, die sich — unter anderem — dort im historischen

Städtchen Weimar in Thüringen versichtbart haben. „Wir können dies dahin erläutern", heißt es in der freundlich zustimmenden Besprechung eines Veteranen (J. V. Widmann), „daß Lienhard die Bildungsideale einer großen Vergangenheit für die Gegenwart fruchtbar zu machen sucht. Er gehört nicht zu denen, die bei Anlaß einer Hundertjahrfeier Schillers wie ein Strohwisch in Flammen aufflackern und dann die Welt wieder gehen lassen, wie sie gehen mag, allenfalls geradewegs in den Sumpf hinein. Sondern ihm ist es bleibend ernst mit der Andacht zum Schönen und Hohen in Poesie und Künsten. Und allerdings greift er gern auf die großen Erscheinungen der deutschen klassischen Zeit zurück, um für die Gegenwart Bilder und Beispiele zu gewinnen, an denen sie sich aufrichten und innerlich erneuern kann. Das geschieht aber nicht in der Manier der Literarhistoriker, die alten Plunder hervorsuchen, nur weil er alt ist und sie daran ihre Gelehrsamkeit beweisen können; sondern Lienhard spricht nur von dem, was seine eigene Seele bewegt, und stellt daher, gleichviel, ob er uns von Friedrich dem Großen oder von Jean Paul oder von der Amadisdichtung Gobineaus spricht, stets lebendige Beziehungen zur Gegenwart her."

So darf ich hoffen, daß diese Blätter für den verstehenden Mitwandrer zugleich eine Einschau und Emporschau geworden sind. Wir haben die Tatsachen nicht vernachlässigt; einiges — wie die Amadis-Studien, die seelische Beleuchtung Friedrichs des Großen, das vielfache Heranziehen des vordem wenig beachteten Heinrich v. Stein — ist auch dem Wesen nach neu. Aber der Hauptwert darf wohl allerdings in unsrer Beleuchtungsweise erblickt werden; besonders auch in den knappen Bemerkungen des Tagebuchs. Zahlreich eingestreute Proben und wechselnde Aufsätze haben unsre Hefte, wie ich annehmen darf, vor Eintönigkeit bewahrt.

Mir war diese stille Wanderung eine Selbstbesinnung. Es galt, abseits von den Parteien, etwas Verlorenes zu suchen: die hoheitvolle Weihe, die ernste Sammlung, die reine Unbefangenheit. Dies bedingte eine andre Sprechweise und einen ruhigeren Rhythmus, als sie jetzt rund um uns her üblich sind. Wir schauten dabei auf geistige Burgen, auf die Schlösser derer vom Herzensadel, und hatten manchen erhebenden Ausblick in das Unvergängliche der Poesie und Kunst. Der Mensch in uns faßte wieder Mut.

Heinrich v. Stein erzählt in seiner „Ästhetik der deutschen Klassiker" folgende Erinnerung an Richard Wagner:

„Unser Meister wies einmal im Gespräche von allen diesen einzelnen weltbeglückenden und weltverbessernden Gedanken hinweg auf das Eine, womit in der Tat zu wirken und woran alles Ernstes zu schaffen sei. Nachdem er mit tief wohlwollender Beachtung von allen jenen Bestrebungen gesprochen hatte, sagte er mit jenem fast lautlosen Stimmton, welchem er einen so ergreifenden Nachdruck zu geben vermochte: ‚Unsre Sache ist es — wie soll ich doch sagen — für die ethische Seele der Zukunft zu sorgen.' — Wie aber kann dies geschehen? Nicht durch sofortige praktische Änderungen der Tageswirklichkeit. Sondern die Stimmung, aus welcher dann von selbst die zukünftigen Wirklichkeiten sich bestimmen, wird sozusagen in einer Welt für sich zu schaffen und auszubilden sein."

Unabhängig von diesem Worte bemächtigte sich des Herausgebers dieser Blätter eine ähnliche Empfindung. Was soll uns, sagte ich mir, diese ganze Literatur, wenn sie uns die wesentliche Kraft nicht mehr gibt: wenn die inneren Glocken nicht mehr läuten? Diese Empfindung verdichtete sich zum

Entschluß. Ich zog mich in eine mehrjährige Waldeinsamkeit zurück und ließ die „großen Toten" meine Gesellschaft sein.

Dort entstand, neben einigen Dichtungen, der größere Teil dieser „Wege nach Weimar".

Historisches und Modernes, Ethik und Ästhetik, Betrachtung und Gestaltung durchdringen sich also in diesen Blättern und suchen ein Ganzes zu bilden, wie jene große Zeit das Ganze gesucht hat. Denn, um jene Zeit mit Rudolf Euckens Worten zu kennzeichnen („Lebensanschauungen großer Denker"): „Es erscheint jene literarische Bewegung zunächst als eine kräftige Abweisung und gründliche Überwindung der Aufklärung, wenigstens der Gestalt, in welche sie auslief. Gegenüber dem verstandesmäßigen Räsonnement erhebt sich ein Verlangen nach durchgreifender Belebung und unmittelbarer Bewegung des ganzen Menschen, gegenüber dem Streben nach Nützlichkeit die Forderung eines Selbstwerts des Tuns, gegenüber der praktisch-moralischen eine künstlerisch-universale Gestaltung des Lebens, gegenüber der Spaltung von Welt und Mensch ein Verlangen nach innerer Einigung mit dem All. Über die bürgerliche Welt mit ihren Zweckmäßigkeiten und Notwendigkeiten strebt hier der Mensch an der Hand der Kunst hinaus zu einer neuen Wirklichkeit: einem Reiche innerer Bildung, einer Welt von reinen Gestalten und lauterer Schönheit!"

Als einen Versuch, diese rein menschlichen Grundlagen wieder klar zu stellen, bewerte man die „Wege nach Weimar".

Indem ich hiermit dieses groß angelegte und prächtig durchgeführte Werk empfehle, würde ich sehr bedauern, wenn Lienhard nicht zum Entschluß käme, ihm eine Fortsetzung zu geben in der Form einer ständigen kleinen Zeitschrift, in der ja diese Bücher erschienen sind. Er ist berufen zu diesem Wegweiseramt, das eine stets „gegenwärtige" Führung bedingt.



Neue Bücher

Hermann Löns, „Mein braunes Buch". Heidebilder. (Hannover, Adolf Sponholz. Geb. Mk. 3.50.)

Das Buch gehört zum Besten, was an Skizzenbüchern in unserer Sprache erschienen ist, und steht an Wert hinter den berühmten „Geschichten eines Jägers" Turgenjews nicht zurück. Dabei ist auch dieser Mann ein Jäger. „Hinter den schwarzen Kanten der hohen Föhren verschwand die rote Sonne; ein Weilchen noch war alles Glut und Glanz, Feuer und Flamme, jetzt ist es abgeblaßt in des Ringeltaubers Farben, in Blaugrau und Hellweinrot. Ich habe diese Stunde so lieb, und fast noch lieber das weiche, warme, tieftönige Wort, das unsere Bauern dafür erdichteten. Ulenflucht nennen sie die Zeit, wenn der Tag müde hinter schwarze Wälder sinkt und die Nacht heraufschwebt, in den graublauen, hellweinrot gesäumten Mantel gehüllt, den ein einziger großer, funkelnder Diamant zusammenhält, der Abendstern ...

Wenn die Ulenflucht naht, dann werde ich immer anders in der Stimmung; Heiterkeit wandelt sich in Ernst, Verdruß in Friedseligkeit, beengtes Denken in unbegrenztes Ahnen. Nie bin ich im Geiste da, wo ich bin um diese Zeit. Aus schwarzen Dachsilhouetten werden dunkle Baumwipfel; den

Kauz höre ich rufen aus dem Geheul der Fabriksirenen, und heimliches Blättergeflüster erklingt aus dem Geräusch der Großstadt. Bin ich aber draußen im stillen Holz, im einsamen Moor, dann wandelt sich die ferne Waldeswand zur Stadt um; des Kauzes Ruf klingt mir wie das gellende Jauchzen der Fabrikpfeifen, die eines schweren Arbeitstages Ende verkünden, und im Blättergeruschel höre ich Seufzer von Menschen, die der schwarzen Nacht entgegenbangen.

Seltsamen Zauber übt diese Stunde auf mich aus. Gestern um diese Zeit, zwischen frohen Gesichtern im festlichen Saal, da waren meine Augen auf einmal weit weg. Ich hörte die Maus im Fallaub pfeifen, sah die weißen Motten tanzen und die schwarzen Fledermäuse taumeln, hörte es um mich herum rispeln und rascheln, knistern und knirren.

Da, wo ich heute bin, waren meine Gedanken, in diesen stillen Wald zogen sie, wo die Schummerstunde nahte mit leisem Tritt und Tag und Nacht die Hände gab, die eine heranziehend, den andern mit sich fortnehmend, beide verbindend und trennend.

Nicht der Sonnentod ist es, der mir dann das Herz weit machte; die Viertelstunde nachher, die blaßgraue, liebe ich mehr, mit ihren leisen, langsamen Übergängen, wenn alle Umrisse sich verwischen, alle Einzelheiten vergehen, wenn die Kleinigkeiten die Augen nicht mehr stören und das Herz dem großen Eindrucke sich öffnen kann.

Nur deshalb liebe ich die Jagd so. Nichts bringt uns der Natur so nahe, wie diese Viertelstunde zwischen Tag und Nacht, und nur die Jagd ist es, die uns dazu erzieht, diese kurze Spanne Zeit zu verstehen in ihrer großen Feierlichkeit, in ihrer geheimnisvollen Andacht."

Es war das beste, was ich tun konnte, um dieses Buch zu empfehlen, daß ich eine Stelle daraus hier niederschrieb. Denn so fühlt man am deutlichsten die prächtige Naturempfindung des Verfassers und seine herrliche Sprachgewalt, das Empfundene uns nachleben zu lassen. Ich brauche dann nur hinzuzufügen, daß in dem Buche nicht bloß Naturbilder enthalten sind, daß aus der Natur und in entsprechendem Zusammenhang mit ihr die Schilderung eigenartiger Menschen, packende Neubelebung von Sagen und Geschichten entsteht. Hier ist ein wahres Dichterwerk.

*

Artur Seewett: „Die Eisrose". Novellen. (Egon Fleischel & Ko., Berlin. Mk. 2.—.)

Die Novellen sind brauchbare Unterhaltungslektüre. Als solche um so empfehlenswerter, weil ein kräftiger, sittlicher Kern in ihnen steckt und die Art der Erzählung einfach, die Sprache gut behandelt ist. Mehr kann ich den Geschichten nicht nachrühmen, sie wirken zu stark als Exempel für bestimmte Anschauungen, die Rechnung geht zu glatt auf.





Über historische Malerei

Bei Peter Janssens Tode

Von

Dr. Karl Storck

Mit Peter Janssen ist am 19. Februar zu Düsseldorf der stärkste deutsche Geschichtsmaler unserer Tage gestorben. So gewaltig der Einfluß war, den er als Lehrer ausgeübt hat, — gerade auf dem ihm ureigensten Gebiete des geschichtlichen Wandbildes hat nach meinem Gefühl das Beste in ihm noch nicht volle Wirkung getan. Es ist das ja gerade bei derartiger Malerei sehr schwer, weil sie sich nicht gleich Staffeleibildern zu Ausstellungen zusammentragen läßt, sondern an den Platz gefesselt ist, für den sie geschaffen wurde. Ich glaube aber, daß es überhaupt unserer Zeit schwerfällt, gerade das Stärkste, das Urlebendigste in Janssens Bildern herauszufühlen. Das ist um so bedauerlicher, als es auch bei Janssen erst ein Anfang ist, der noch einer weiten Entwicklung bedarf, bevor die geschichtliche Malerei das werden kann, wozu sie berufen ist.

Janssens geschichtliche Malerei ist aus dem Geiste, der Deutschland vor dem 1870er Kriege belebte, hervorgegangen. Wohl verstanden, vor 1870; aus jenem Geiste eben, dem wir die Taten von 1870 zu verdanken haben. Das war ein Geist der Kraft, des männlichen Bewußtseins ungeheuren Vermögens, gebändigt durch großartige Selbstzucht, durch den feierlichen Ernst in der Erwartung der großen kommenden Stunde; erhellt durch den tiefgründigen Humor, der aus der Freudigkeit des Rechtsgefühls erwächst und die glückliche Morgengabe der Gesundheit ist. Von diesem Geiste ist nach den Siegen der großen Kriegsjahre wenig lebendig geblieben. Der Krieg war ein Abschluß, kein Anfang; er war die Krönung der langsam ansteigenden Pyramide, die wir als deutsches Staatsbewußtsein bezeichnen können, deren Fuß die Erweckung Preußens durch Friedrich den Großen und seinen Vater bildet. Die Notwendigkeit der Neubildung eines deutschen Staates wurde innerlich gefühlt, und am 18. Januar 1871 fand

dieses Gefühl, diese Sehnsucht die Erfüllung. Dieses nationale Staatsbewußtsein wird nicht eher wieder eine eigentlich schöpferische Kraft werden, bevor nicht ein anderes großes nationales Ziel, etwa der Zusammenschluß der deutschsprachlichen gegenüber den slavischen und romanischen Völkern, als eine Zukunftsnotwendigkeit innerlich gefühlt wird. Denn das scheint mir sicher: wir sind zu sehr Festlandsvolk, als daß die ausgesprochen koloniale Tätigkeit jemals in einem Maße zum inneren Nationalwerte werden könnte, wie sie es für England und auch für Frankreich längst ist. Nicht als ob nun nach der Erfüllung eines lange gehegten, langsam angewachsenen nationalen Gedankens das nationale Bewußtsein schwächer werden müßte. Im Gegenteil, es hat ja jetzt die feste Grundlage der Tatsachen. Aber es bekommt eine andere Richtung. Die Kriegstat erwächst als Notwendigkeit nationaler Betätigung nur aus der Verteidigung des eigenen Besitzes oder aus dem Zwang, diesen Besitz zu vergrößern; das letztere aber nur dann, wenn uns etwas fehlt, was aus inneren Gründen zu uns gehört. Für den ersten Fall haben wir keine Furcht; der zweite, den ich oben andeutete, ist noch nicht ins Volksbewußtsein gedrungen. Nach meinem Gefühl werden sie beide gleichzeitig erwachen, d. h. die Bedrohung durch die fremde Rasse wird zuerst das Gefühl wachrufen, daß der Zusammenschluß der verwandten Völker notwendig sei.

Ich habe nicht die Absicht, hier eine politische Abhandlung zu schreiben, sondern will nur mit diesen Ausführungen die Tatsache erklären, daß die Empfindungseinstellung eines Volkes für seine Geschichte Verschiebungen unterworfen ist. Es hat tiefe innere Gründe, wenn in den letzten Jahrzehnten in steigendem Maße der Schwerpunkt der geschichtlichen Darstellung von der Aufzählung der großen Kriegsgeschehnisse auf die Ergründung der inneren Entwicklung, der Betätigung der sozialen Volkskräfte verlegt worden ist. Hinzu kommt die Tatsache, daß der nach 1870 so üppig ins Kraut geschossene Hurrapatriotismus bei vielen Menschen ein gewisses ästhetisches Unbehagen gegenüber der lauten Betonung derartiger nationaler Taten hervorgerufen hat. Hinzu kommt endlich — und das ist ein großes Unglück — daß die für die nationale Entwicklung zweifellos notwendige Bewegung, die für Millionen unseres Volkes eine Besserung der sozialen Verhältnisse und die kräftige Mitwirkung an der politischen Gestaltung anstrebt, zu jener Sozialdemokratie geworden ist, die bei uns in Deutschland das geschichtliche Nationalgefühl bekämpft. Daß das bei dieser Bewegung nicht unbedingt notwendig wäre, zeigt nicht nur die dem Jahre 1848 vorangehende geistig ähnliche Bewegung, sondern auch das Verhalten der Sozialdemokratie in Frankreich und England. Als Rückwirkung gegen diese von unten herauf kommende Entwicklung haben wir bei den Regierenden die völlige Verkennung dieser Verschiebung im nationalen Empfinden, so daß diese Regierenden nun einseitig jene (mehr kriegerischen oder dynastischen) Betätigungen des deutschen nationalen Lebens der Vergangenheit betonen, für die eben heute kein lebendiger Empfindungsboden vorhanden ist.

Diese zwiespältige Tätigkeit ist deshalb so außerordentlich schädlich, weil dadurch die Entwicklung eines starken und gesunden geschichtlichen Fühlens unmöglich gemacht wird. Ohne die Stützung des Nationalgefühls durch die Geschichte, durch den von der Vergangenheit ererbten Besitz an Betätigungen nationaler Kraft und Tüchtigkeit, ist eine starke nationale Kultur unmöglich. Für ein Volk bedeutet diese nationale Vergangenheit dasselbe, was für den einzelnen Menschen die Herkunft aus tüchtiger und guter Familie, wie für diesen einzelnen Menschen die Erinnerung an einen nach irgendeiner Richtung hin wertvollen Vorfahren. Schädlich wird dieses überkommene Gut nur dort, wo man sich auf die Leistung der Vergangenheit so viel zugute tut, daß man daraus Rechte für sich, statt Pflichten ableitet. Das ist eben das Verhängnisvolle des Hurrapatriotismus. Im Verein damit hat die Entwertung der geschichtlichen Vergangenheit, wie sie die Sozialdemokratie betreibt, dahin gewirkt, daß wir seit 1871 an nationaler Kultur zum wenigsten nicht gewonnen haben.

Das bedeutet eine schwere Schädigung nicht nur für unser politisches Leben, sondern vor allem auch für das Leben unserer Kunst. Daß wir seit dem Zusammenschluß zum Reiche in unserer Kunst mehr Fremdherrschaft gehabt haben als in dem ganzen Jahrhundert zuvor, wo die Fremde künstlerisch für uns fast nichts bedeutete, oder wo wir das, was wir der Fremde entnahmen, sofort einzudeutschen wußten, ist von niederschmetternder Beredtsamkeit. Ich weiß, daß man da noch auf andere Kräfte hinweisen kann; aber die auf „nationaler" Seite vielberufene außerordentliche Erstarkung der Bedeutung des Judentums in unserem Kunstleben scheint mir weniger Ursache dieser Zustände als bereits Wirkung derselben, insofern sie nur durch diese Abschwächung nationalen Fühlens ermöglicht worden ist.

In unserer Kunst, vor allem in der bildenden, ist es heute dahin gekommen, daß alle jene Kunstbewegungen verteidigt werden müssen, in denen sich das Deutschtum stark kundgibt. Es kann dabei dahingestellt bleiben, ob es jeweils gerade die besten Kräfte des Deutschtums sind, die sich hier bewähren. Jedenfalls haben wir die Tatsache, daß ein großer Teil — bei der Tagespresse ist es zweifellos der größere — unserer Kunstkritik und Ästhetik jede bewußte Betätigung deutscher Kräfte grundsätzlich bekämpft; daß sie, wo nicht überhaupt die Internationalität, was in diesem Falle für uns Nationallosigkeit bedeutet, gepredigt wird, einem Artistentum huldigt, aus dem sich keinesfalls nationale Werte entwickeln können.

Ich schiebe es dem Zusammenwirken aller dieser Verhältnisse zu, wenn bei uns gegenüber der Geschichtsmalerei bei Kunstkritik und Kunstästhetik eine unfreundliche Einstellung herrscht, wie sie in den Ländern mit älterer nationaler Kultur nicht vorhanden ist. Es scheint mir wichtig, diese Zustände etwas näher zu beleuchten.

Wie sehr gerade die oben gekennzeichneten Gefühlsströmungen nach dem Jahre 1871 hier mitwirken, beweist das Bekenntnis, das Kornelius

Gurlitt in seiner „Deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts“ ablegt. „Ich bin ganz eingeständig des Fehlers, daß, wo ein Aufstand loshebt, ich am liebsten meines Weges ziehe; daß ich, wo einer, sei er Held oder Verräter, erschlagen wird, wenn ich nicht nützen kann, mich lieber beiseite drücke. Die Heldentaten, die mit der Faust und mit der Kraft der Kehlen getan werden, sehe ich im Leben und sehe ich in der Kunst nicht gern. Als alter Soldat und als solcher, der oft genug im Feuer stand, wage ich es, mich dieser Schwäche zu zeihen. Ich wehre mich meiner Haut, wenn's nötig ist; aber am liebsten dadurch, daß ich fern vom Hieb bleibe. Die großen Schlagetode der Geschichte sind es nicht, die mich begeistern: nicht etwa weil ich ein Freund des Rufes bin: Die Waffen nieder! Nein, ich halte es für einen Segen für unser Volk, daß jedem jungen Manne gelehrt wird, sich zu verteidigen, und halte das Heer für eine Seele und Körper stählende Anstalt, die zur Volkserziehung eigens geschaffen werden müßte, wenn sie noch nicht da wäre. Aber die Generalstabsberichte lauten doch etwas anders als die Ilias, die Nibelungen oder die Dichtungen der Romantiker. Der stille, friedfertige und nur geistig tapfere Uhland freute sich noch des Schwaben, der den Türken in zwei Hälften und noch durch den Sattel in den Pferderücken hineinhieb, und anderer solcher Schwabenstreiche; die Franzosen lieben es noch heute, sich gegenseitig mit solchen Taten graulich zu machen. Die deutschen Offiziere werden aber einen solchen Helden vielleicht für den Stärksten, nicht aber für den Besten in ihrem Kreise halten. Der Mut fordert heute andere Betätigung als Zuhauen! Wer im Kugelregen klar zu denken und der wachsenden Gefahr gegenüber sich selbst opfernd das Richtige zu tun und zu befehlen weiß, der ist unser Held. Leider ist dies Heldentum nicht wirksam darzustellen durch die Kunst. Denn man sieht im Bild nicht die bekämpfte Gefahr in ihrer ganzen Größe und Eindringlichkeit. Mit dem Armausstrecken ist's nicht getan! So führt die Darstellung geschichtlicher Taten nur zu leicht zum romantischen Schwulst. Vielleicht ist unsere Zeit zu weichherzig und kommt man später wieder zur vollen Anerkenntnis des Wertes eines gewaltigen Schwertstreiches? Zunächst straft aber das Gesetz und straft die Gesellschaft noch jede Maulschelle als Roheit, gilt selbst den Gegnern der Abrüstung der Krieg als ein notwendiges Übel. Es ist also schlechtes Wetter für Darstellung von Krafttaten. Ich wenigstens bin verdorben für gewisse Heldenbilder, verdorben durch den Krieg, die größte, schönste, entscheidendste Erinnerung meines Lebens. Denn auch dort sah ich nicht die malerische, die romantische Schlacht!“

Dieses persönliche Bekenntnis des hochverehrten Kunstgeschichtlers verdiente ausführliche Erwähnung, weil sicher die Abneigung sehr vieler gegen historische Malerei auf dem gleichen Grunde beruht, nur daß sie sich nicht so genau Rechenschaft geben wie dieser Gelehrte, bei dem die Erforschung des jeweiligen psychologischen Verhältnisses zur Kunst ein Hauptverdienst seiner Arbeiten ausmacht. Trotzdem kann ich auch diese Ausführungen nicht unwidersprochen hinnehmen. So gewiß in der heutigen Schlacht

andere Eigenschaften maßgebend geworden sind als ehedem, so wird trotzdem auch beim heutigen Menschen das Gefühl der Tapferkeit wachgerufen durch jene Art Handlungen, wie sie Uhland in seinem Schwabenstreich feierte. Denn schließlich war bereits mit der Erfindung des Schießpulvers eine starke Verschiebung des Wertes der persönlichen Tapferkeit, vor allem der körperlichen Kraft im Kriege eingetreten gegenüber dem Rittertum. Das halbe Jahrtausend hat aber doch nicht vermocht, in uns das Gefühl zu ertöten, daß durch die Heldenkampfberichte der Ilias oder des Nibelungenliedes in uns Bewunderung und Mitfreude für diese Tapferkeit erweckt wird. Und so ist es auch mit den historischen Bildern. Mag für die moderne Schlacht nur selten der Fall eintreten, daß die persönlichen Kraftproben und Tapferkeitsleistungen des Einzelnen von hohem Werte werden, so entscheidet doch in tausend anderen Fällen des Lebens ein derartiges persönliches Eingreifen. Und das trägt dazu bei, in unserem inneren Vorstellungsleben jene meinetwegen halb romantische Vorstellung von Kraft und Mut wachzuhalten. Übrigens gibt ja Gurlitt selber zu, daß hier wieder ein Wandel des Empfindens eintreten kann. So würde dieser Grund gegen die Geschichtsmalerei wenig bedeuten. Es müssen noch andere in der Sache selbst begründete Einwände vorhanden sein, um unser strittiges Empfinden gegenüber der Geschichtsmalerei zu erklären. Man höre auch hier wieder Gurlitt: „Durch tausendfältige Erfahrung ist bewiesen, daß wir uns niemals in den Geist der Zeiten zu versetzen vermögen, sondern daß es stets der Herren eigener Geist ist, in dem die Zeiten sich bespiegeln. Ich sehe tüchtige Maler bemüht, etwas darzustellen, was einfach nicht darstellbar ist. Wenn Shakespeare und wenn Schiller alte Zeiten schildern, so sind sie dabei so modern, daß die Versetzung in eine Vergangenheit nicht stört. Je wissenschaftlicher diese wird, desto härter stößt die Echtheit des Äußern sich mit der Unechtheit des Innern. Wie im historischen Roman geht der geschichtliche Wert nicht über den Satz hinaus: Seht, so lebten die Menschen damals, solche Lebensbedingungen hatten sie, insofern dachten sie anders als wir: Aber im Grunde sind sie doch uns gleich! Die Modernisierung ist im geschichtlichen Berichte das Störende, der unwillkürliche und unheilbare Zwiespalt, der eine einheitliche Kunstbetätigung unmöglich macht. Hier ist's, wo mich die Wissenschaft stört, nicht in dem Naturalismus derer, die ein Stück Natur in aller Sorgfalt wahrheitlich darstellen. Denn hier sehe ich die Wissenschaft als außerhalb der Kunst stehend; hier will mir scheinen, als dränge sie sich der Kunst als Herrin auf. Der Maler möchte den Gedanken frei gestalten, aber der Gelehrte in ihm sagt: Mein Sohn, das geht nicht; siehe Webers Weltgeschichte, Band und Seite so und so viel! Vergleiche Weiß' Kostümkunde oder Grimms Deutsche Mythologie.

„Hier stört gerade die Richtigkeit dieser Bilder, die geschichtliche Täuschung. Der malerische Realismus ist gestiegen, Barbarossa wie Karl V. erscheinen im modernen Hellicht; doch hat er die Künstler nicht fähiger gemacht, geschichtliche Gegenstände zu bewältigen. Immer noch malt man

in Deutschland riesige Wände voller Bilder, ohne daß dadurch irgend ein tieferes künstlerisches Ergebnis erzielt wird; denn immer noch sitzt über dem Künstler der Auftraggeber, der diesem auferlegt, Dinge zu verwirklichen, zu denen er in keinem seelischen Verhältnis steht; die er nicht körperlich und noch viel weniger geistig erlebte, sondern die er auf kaltem Wege schmelzen und gießen soll, um aus Lesefrüchten in Büchern, durch Zusammenstellen hier und da gemachter Naturstudien ein Ganzes zu schaffen. Er erlangt nie den hellen Glockenklang wahrhaft innerlicher Eingebung."

Es ist zuzugeben, daß, was Gurlitt hier ausführt, auf den größten Teil unserer Geschichtsmalerei zutrifft. Aber das hat nichts zu sagen. Es handelt sich hier um die grundsätzliche Frage. Da ist zunächst zu betonen, daß es in der Kunst natürlich niemals darauf ankommen kann, objektive Geschichtsdarstellung anzustreben. Diese Objektivität ist ja überhaupt selbst in der Wissenschaft unmöglich, sobald man über die gröbste statistische Arbeit hinausgeht. Ich meine aber, das Geschichtsdrama und das geschichtliche Bild, die beide auf das augenblickliche, lebendig sinnliche Erfaßtwerden durch den Beschauer rechnen müssen, die nicht auf die Mithilfe langer geschichtlicher Erklärungen zählen sollen, ständen da noch in einem ganz anderen Verhältnis zur geschichtlichen Tatsache als etwa der geschichtliche Roman.

Ich halte es im Gegensatz zu Gurlitt für möglich, daß man sich in den Geist vergangener Zeiten zu versetzen vermag. K. F. Meyer ist dessen Zeuge, und am glänzendsten vielleicht Enrica Handel-Mazzetti. Ich glaube, daß gerade der Dichter, gestützt auf umfassende Kenntnis des Materials, in erster Reihe imstande ist, psychologische Geschichtsdarstellung zu geben, d. h. vergangener Zeiten Handeln und Fühlen aus den geschichtspolitischen und sozial-ökonomischen Bedingungen der betreffenden Zeit heraus zu erklären. Ich brauche nur den Namen Georg Ebers zu nennen, um auf einen Mann hinzuweisen, der das gar nicht vermochte, obwohl er das ganze Material beherrschte. Daß dabei etwas Ähnliches herauskommt, wie Gurlitt sagt, daß wir nämlich einsehen, daß die Menschen von damals uns gleich waren, ist gerade das Wertvolle. Darin, daß wir so erkennen können, daß es im wesentlichen die Lebensbedingungen (im weitesten Sinne des Wortes und aufs Geistige und Seelische ausgedehnt) waren, die bewirkt haben, daß diese Menschen anders handelten und fühlten als wir heute, darin liegt ja gerade das Große der geschichtlichen Erkenntnis und des geschichtlichen Fühlens. Darin liegt der Ewigkeitswert der Geschichte.

Während es so sicher die eigenartigste Aufgabe des geschichtlichen Romans ausmacht, psychologisch die Gründe für das anders Geartete in vergangenen Zeiten aufzudecken, liegt für den Dramatiker und für den Geschichtsmaler der höchste Reiz darin, das uns Lebens- und Wesensverwandte in der Vergangenheit zu betonen. Denn diese verschiedenen Künste haben grundverschiedene Lebensbedingungen. Alles ist

relativ, und aus diesen relativen Beziehungen ergeben sich die Gesetze. Ich lese in einsamer Stube einen geschichtlichen Roman. Willig lasse ich mich führen in weite Vergangenheiten. Diese Welten bauen sich vor meinen Augen auf. In ihren ganzen äußeren Verhältnissen sind tausenderlei Wirkungen für die Menschen jener Zeit, die ihnen als liebenswertes Ideal erscheinen lassen, was mir verwerflich ist, als sündhaft, was mir als höchstes Recht erscheint. Und der Dichter zwingt mich zu fühlen in der Art der Menschen jener Zeit. Das ist nur zu erreichen dadurch, daß mich der Dichter selber zum Dichter macht, daß er meine Phantasie so anstachelt, daß ich mit ihm gemeinsam diese vergangene Welt wieder aufbaue. Das Theater dagegen ist eine Kunst der Öffentlichkeit. Es ist auch im höchsten Maße Kunst der Sinnlichkeit, insofern ein Werden außerhalb meiner Person sich abspielt, nicht von meiner Phantasie geschaffen, sondern vor meine Sinne sich hinstellend, so daß es durch diese Sinne nun erst auf meine Phantasie wirkt. Das ist etwas himmelweit Verschiedenes. Und darin, daß dieses Theater in so hohem Maße soziale Kunst ist, von einer Gesamtheit zu erfassen, auf diese wirkend, den Einzelnen in dieser Gesamtheit anpackend, müssen in uns lebendige Werte ergriffen und gepackt werden, müssen also aus diesem Drama Kräfte ausströmen, die jetzt für uns Heutige lebensfähig, lebenspendend sind.

Man müßte blind sein, wollte man nicht bekennen, daß gerade das geschichtliche Drama diese Kraft in ganz außerordentlichem Maße besitzt. Gewiß sind, wie Gurlitt sagt, Schiller und Shakespeare in ihren geschichtlichen Dramen modern; eben deshalb, weil sie aus irgendeinem geschichtlichen Geschehen jene der darin wirksam gewesenen Kräfte herausfühlen, die heute noch zu zünden vermögen. Ich bin vielleicht für diese Seite besonders empfänglich durch das schweizerische Blut, das in meinen Adern rollt; aber es ist doch auch ein ungeheurer nationaler und geistiger Kulturwert, wenn einem Volke so die Geschichte stets lebendiger Gegenwartswert ist wie dem Schweizer die seinige. Welch erhebende und zündende Kraft geht von den großen geschichtlichen Volksschauspielen der Schweiz aus für dieses Volk. Und da halte ich gerade das Gewand des Geschichtlichen für so außerordentlich wertvoll, weil dieses Vorsichgehen in der Vergangenheit so außerordentlich günstig ist für die Steigerung eines vielleicht nur durchschnittlichen Geschehens zur Monumentalität.

Ich weiß, es ist heute keine Zeit für Monumentalität. Selbst die Gesunden und Starken verlangen nach „intimen" Reizen. Die anderen gieren nach den Sensationen „differenzierter" Empfindungen. Sie genießen mit den Nerven, nicht mit den Sinnen. Und da winden sie sich voll Entzückens unter den Peitschenhieben einer Perversität, die dem Nichtmodernen qualvolle Folterung ist. Aber im allgemeinen lebt Gott sei Dank noch heute in uns die Sehnsucht nach der Monumentalität. Wir brauchen sie immer mehr. Sie muß uns Hilfe und Trost sein in einem Leben, das so

schwer geworden ist, daß es im Kampfe mit den Kleinigkeiten den Menschen schier zerreibt.

Die volkstümlichste Kraft zur Monumentalität aber ist zweifellos neben der Religion die Geschichte. Die Geschichte wirkt auf das gesamte Empfinden in einer dem Mythos und der Sage verwandten Art. Man drückt sich vielleicht besser dahin aus, daß man sagt: die in uns unter den gewöhnlichen Verhältnissen brachliegenden Kräfte zum großen Wollen und großen Tun, — brachliegend deshalb, weil die stets lebendige Kritik der Tatsachen dieses Große durchquert, erniedrigt — vermögen sich bei allem Vergangenen auszuleben, weil ihnen gegenüber die kritische Einengung wegfällt. Shakespeares „Romeo und Julia" ist bei gleicher Liebefähigkeit der Beteiligten, bei gleicher Opferfähigkeit für diese Liebe und derselben Kraft zu sterben um so viel monumentaler, als Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe", als das von Shakespeare geschilderte Geschehen für uns aus dem Bereich des unter die Kritik fallenden Alltagslebens gerückt ist. Und es ist nicht wahr, daß der fremdartige Schauplatz, die fremden Kostüme ablenken von der Monumentalität und der Tiefe des Geschehens, sondern sie wirken erhöhend.

Hier liegt der ungeheure Wert der sogenannten „Echtheit" der Kostümierung und des Schauplatzes. Freilich muß man diese Echtheit recht verstehen. Auch hier tötet der Buchstabe und nur der Geist belebt. Und ich gebe zu, daß dieser Buchstabe heute zu mächtig ist und gar oft den Geist ertötet.

Ich durfte so viel über das geschichtliche Drama sagen, weil für die geschichtliche Malerei dasselbe gilt. Das Geschichtsbild ist die Festhaltung des Höhepunktes in einem geschichtlichen Drama. Es braucht natürlich keine Tragödie zu sein. Freilich aber muß es ein Geschehen sein, das in sich Dauerwerte trägt. Ich glaube, die Geschichtsmalerei hat deshalb so viel an geistiger Wirkungskraft eingebüßt, weil gegen dieses innerste Gesetz in der Tat furchtbar gesündigt worden ist.

Allerdings scheint mir auch hier das Verhalten unserer Kritik vielfach sehr widerspruchsvoll zu sein. Denn die schroffsten Bekämpfer aller geschichtlichen Malerei sind jene, die die Gleichgültigkeit des Stoffes für die bildende Kunst lehren; die sagen: alles ist malerisch, weil es eben da ist. Man sollte meinen, daß dieses „alles" dann auch sich auf jeden geschichtlichen oder Phantasiestoff erstrecken müßte; daß es für die Beurteilung eines solchen Werkes dann lediglich darauf ankomme, ob dieser Vorgang wirklich „durch ein Temperament gesehen" sei, und ob das Werk in sich malerische Werte trage. Aber freilich ist jene zunächst so weitherzig, so weltumfassend klingende Auffassung das ganz nüchterne Bekenntnis eines sehr engen Materialismus. Für die Leute ist alles malerisch, aber nur insoweit, als es für den Sinn des Auges da ist. Was sie nicht sehen können, ist nicht da. Die Phantasie, die Kraft zu schauen, schöpferisch zu gestalten, und dieses innerlich Gestaltete in die Welt der Sinnlichkeit

hineinzubannen, so daß es nun auch gesehen werden kann, ist aus diesem Lande verbannt. Also diese Leute, die eigentlich gegenüber dem geschichtlichen Gemälde den rein artistischen Standpunkt zu vertreten hätten: „Wie ist es gemacht?“ schalten hier von vornherein aus. Wir können nur mit jenen reden, denen das „Was“ über dem „Wie“ nicht gleichgültig geworden ist. Gurlitt sagt: „Schon die Vorgänge, die der geschichtlichen Malerei gestellt werden, sind zumeist langweilig. Ich bin mir ja durchaus bewußt, daß meine Kenntnisse aus der Weltgeschichte lückenhaft sind, so daß ich sehr oft vor solchen Bildern nicht weiß, was da eigentlich vorgeht. Ohne dies Wissen aber hat man den halben Genuß. Ich urteile also bereits aus halbem Genuß heraus. Ja, das Mißverstehen oder Nichtverstehen hebt mir den Genuß zumeist ganz auf. Ich sehe Janssens Bilder im Rathaus zu Erfurt. Sie sind freilich für die Erfurter gemalt, die ihre Geschichte besser kennen als ich. Denn auf den Kopf danach gefragt, was denn im Tollen Jahr dort geschah, müßte ich, wollte ich ehrlich sein, eingestehen, daß ich mein ganzes Wissen in zehn Zeilen niederschreiben könnte.“

Daß bei der Wahl der Stoffe für unsere großen geschichtlichen Wandmalereien zahllose Mißgriffe gemacht worden sind, habe ich schon betont. Ich möchte nicht mit meinen Ausführungen dahin mißverstanden werden, als ob ich in der geschichtlichen Malerei, die wir haben, etwas Großes oder gar das Erstrebenswerte sähe. Mir kommt es nur darauf an, daß man nicht um schlechter Leistungen der Einzelnen willen die Gattung verdamme. Es scheint mir aber ein falscher Standpunkt, wenn Gurlitt sagt, daß er deshalb vor diesen Bildern nur den halben Genuß habe, weil er nicht wisse, was da eigentlich vorgeht. Ja, du lieber Gott, dann kann er es ja erfahren! Ich bin sicher, daß Gurlitt in diese Verlegenheit um die Bedeutung des Stofflichen gegenüber der antiken oder deutschen Mythologie niemals gerät, vermutlich auch so gut wie niemals gegenüber irgendwelchen Vorführungen aus der Legende. Er wird also die ganze religiöse Malerei der Vergangenheit ohne dieses Unbehagen genießen können. Das stoffliche Gebiet, das Gurlitt so beherrscht, ist aber sicher viel größer, als das der Mehrzahl der anderen Beschauer dieser Bilder. Streng genommen braucht einer nicht einmal von Christus etwas zu wissen und stände damit einem Riesengebiete wertvollster Kunst verständnislos gegenüber. Aber er wird sich eben belehren über den Stoff. Und diese Notwendigkeit, sein Wissen zu vermehren, ist doch nichts Schmerzliches und braucht nicht störend zu sein für den künstlerischen Genuß. Vorbedingungen dieser geistigen Vorbereitung haben wir aller jener Kunst gegenüber zu erfüllen, die nicht Darstellung eines Naturausschnittes ist. Ich meine, es kommt lediglich darauf an, ob uns ein solches Kunstwerk durch irgendwelche Eigenschaften, die in ihm liegen, oder durch äußere Umstände so zu packen vermag, daß wir diese geistige Vorbereitung übernehmen. Gurlitt weist selbst darauf hin, daß die von ihm genannten Bilder für die Erfurter gemalt sind. Gewiß! sie sind als monumentale Malerei ja auch an den Ort dort gebannt. Es

ist anzunehmen oder sollte wenigstens so sein, daß jene Menschen, die so oft zu diesen Bildern gelangen, von vornherein die Vorbedingungen des geistigen Verständnisses erfüllen. Der volle künstlerische Eindruck monumentaler Werke ist, wie für alle Kunst, nur vom Original zu gewinnen. Man wird also diese Werke Janssens nur in Erfurt voll genießen können. Ich glaube doch, daß bereits ein derartiger Aufenthalt in einer Stadt uns dafür einstimmt, etwas von ihrer Geschichte kennen zu lernen. Es ist ja auch sonst so vieles an einem derartigen Orte, bis in die ganz sinnfällige Architektur hinein, was nur aus einer Art geschichtlichen Miterlebens heraus genossen werden kann. Und wo es nicht geschichtlich ist, ist es ein Miterleben sozialer Vorbedingungen, bei Zweckarchitektur z. B., die ich doch auch nur dann voll bewerten kann, wenn ich um diese mir vorher vielleicht unbekannten Zwecke weiß, die das betreffende Bauwerk zu erfüllen hat. Mit dieser Zweckerfüllung steht aber auch die künstlerische Schönheitslösung in engem Wertverhältnis.

Aber allerdings, wenn wir diesen Bildern künstlerischen Wert zuerkennen sollen, so muß etwas in ihnen sein, was unsere Teilnahme wachruft, durch die in diesem Bilde selbst lebenden Kräfte. Sie müssen sich von der Urkunde unterscheiden, die uns lediglich des geschichtlichen Wertes wegen interessiert; wodurch das Bild das vermag, das sind einerseits geistige, andererseits rein künstlerisch-malerische Eigenschaften.

Ich finde, daß das von Gurlitt als Beispiel angeführte Bild Janssens — die Leser finden es in diesem Hefte — in hohem Maße solche Eigenschaften in sich trägt. Auch ohne daß man genauere Kenntnis der dargestellten Vorgänge besitzt, erfaßt man beim ersten Blick, daß es sich hier um eine Art Revolution handelt, um den Zusammenprall des unteren Volkes mit den herrschenden Geschlechtern. Die Fülle von Bewegungsmöglichkeiten in dieser erregten Szene, vor allem aber die Vorführung zahlreicher Menschentypen im gleichen Augenblicke höchster Aufregung bietet doch an sich bereits einen Vorwurf von hohem Reize, eine ganz prächtige „Gelegenheit" zu künstlerischer Charakteristik. Und so haben alle diese Bilder im Erfurter Rathaussaale in sich packende Kräfte: der wilde Jubel bei der Vernichtung des Napoleon errichteten Triumphobelisken im Befreiungsjahre; die packende Charakteristik in der Gestalt des heldenhaften Bonifazius bei der Fällung der Wotanseiche; die psychologisch sehr feine Behandlung des Zusammentreffens des Kaisers Barbarossa mit seinem Abbitte leistenden machtvollen Gegner Heinrich dem Löwen; der ausgelassene Übermut der von einer Plage befreiten Bürgerschaft bei der Gefangennahme der Raubritter durch Rudolf von Habsburg.

Ich meine, eine solche Darstellung des Volkes bei starken Lebenskundgebungen sei ein ganz bedeutender Wert. Natürlich hat diese Lebens- und Menschendarstellung nicht Anspruch auf geschichtliche Wahrheit. Aber die dargestellten geschichtlichen Vorgänge sind nicht nur ein äußerlich glänzender, sondern auch ein psychologisch günstiger Rahmen für ein starkes Her-

vorbrechen dieser Empfindungen, die von den heutigen Menschen vollauf miterlebt werden können. Es gibt Hunderte von berühmten und bewunderten weltlichen und kirchlichen Gemälden, die hinsichtlich der Wirkung durch den Inhalt keine so günstigen künstlerischen Vorbedingungen haben, wie diese Geschichtsbilder. Und zwar, wie betont werden muß, bildnerisch künstlerische. Denn nur die bildende Kunst vermag diese Darstellung des Volkes zur Anschauung zu bringen. Ich gebe zu, daß die Verhältnisse nicht überall so günstig sind, wie hier im Erfurter Rathaussaale. Aber gerade Peter Janssens Lebenswerk erbringt den Beweis, daß es einer starken Künstlernatur wohl gelingt, auf die Auftraggeber Einfluß zu gewinnen. Und zwar auch, wenn es noch kein berühmter Künstler ist. Denn das steht in Janssens Anfängen. 1867 hatte der Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen einen Wettbewerb eröffnet für die Ausmalung des Rathaussaales zu Krefeld. Die Gegenstände sollten aus der Geschichte und der „Herrlichkeit" der Stadt Krefeld entnommen sein. Da war es der junge Akademieschüler Peter Janssen, der, weil er in dieser Krefelder Geschichte das Malenswerte nicht fand, Entwürfe aus der Geschichte Hermanns des Cheruskers einschickte. Die Wirkung war, daß ein neuer Wettbewerb veranstaltet wurde, aus dem er siegreich hervorging. Wie einst Kleist den Hermannstoff aufgriff, um die Volksstimmung gegen Napoleon auszulösen, so bewährte er auch jetzt seine Kraft gegen die welsche Welt. Also so schlimm steht es noch lange nicht um die Tyrannei der Auftraggeber, wenn nur die Künstler Männer sind.

Ich sprach bislang vom Stoff, um darzutun, daß es nicht am Historienbild als solchem liegt, wenn wir hier wenig wertvolle Kunstwerke haben, sondern daran, daß wir keine Künstler besitzen, die fähig sind, darin Großes zu schaffen. Denn über diesen Stoff hinaus besitzt der Künstler auch hier jene Mittel der künstlerischen Wirkung, durch die die Großen auch dort zu fesseln wußten, wo der Stoff eher hinderlich war: die rein malerischen. Oder gibt es hinsichtlich des Inhalts unglücklichere Vorwürfe, als die Niederländer sie in ihren Gruppenbildnissen behandelt haben, als etwa der Stoff in Rembrandts „Nachtwache" oder „Anatomiebildern"? War etwa in Menzels Bildern von Hoffestlichkeiten der Stoff günstiger als für die Bilder Anton v. Werners?

Daß Janssen hier zu den ganz Großen gehörte, wage ich nicht zu behaupten. Für die Forderung, daß das monumentale Wandgemälde einen besonderen Stil erheische, bietet sein Werk manche wertvollen Ansätze, aber nicht die Erfüllung. Seine Wandgemälde sind im Grunde doch riesige Staffeleibilder, nicht genug ineins mit der Architektur aus Raum gestaltender Kraft geschaffen. Einmal freilich hat er hier mehr geboten: in der Aula der Düsseldorfer Akademie. Da ist wenigstens die Innenausstattung des Raumes mit den Gemälden zusammengebracht. Aber der große Stil monumentaler Malerei muß uns noch gebracht werden. Ich glaube, wir werden ihn einem Allkünstler des Raumes zu danken haben, der für die bildenden

Künste eine ähnliche Einheitskraft bewähren wird, wie Richard Wagner für die redenden Künste. Wenn uns dieser „Allkünstler" erstehen wird, wird gleichzeitig die Berechtigung der Historienmalerei dargetan sein: denn auf die große Stoffwelt der Geschichte wird eine monumentale Kunst solange nicht verzichten können, als das nationale Volksbewußtsein ein wirksamer Wert unseres Lebens ist.



Altschweizerische Baukunst

Mit 7 stark verkleinerten Abbildungen aus Anheisser, „Altschweizerische Baukunst". Verlag von A. Francke, Bern

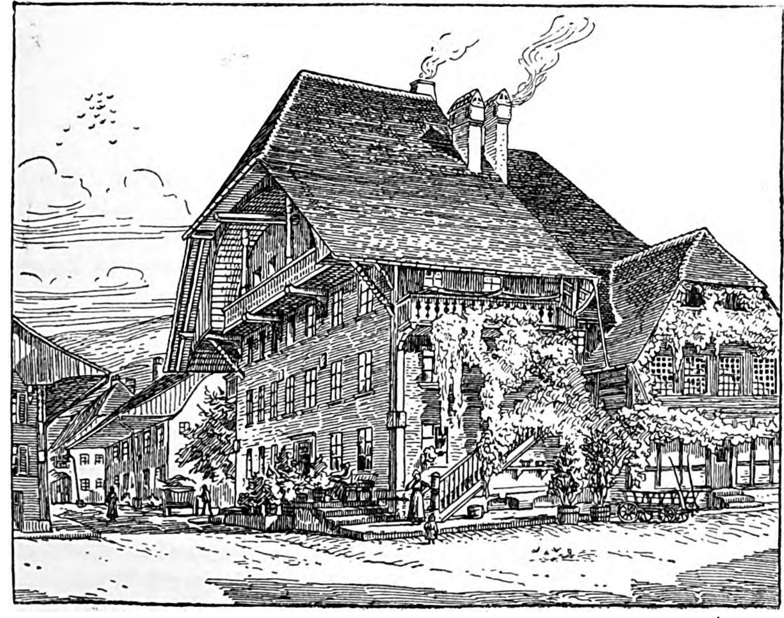
Das Grundübel unserer heutigen Baukunst ist der Mangel an Bodenständigkeit. Unsere Baukunst ist heimatlos, vaterlandslos, infolgedessen charakterlos. Es gibt keine andere Kunst, die so mit dem Orte ihres Entstehens verwächst wie die Baukunst. Sie wächst aus einem Boden heraus, muß mit ihm verwachsen; sie steht in einer bestimmten Landschaft und bildet, sobald sie da ist, einen Teil von ihr. Der Baukünstler gestaltet Raum, einen an ganz bestimmter Stelle liegenden Raum, einen Raum im Raum. Und diese feststehenden Gesamtverhältnisse sind Wesenskräfte seines Kunstwerkes, wider die er keinesfalls sündigen darf, die er, ein je größerer Künstler er ist, in um so höherem Maße zunutze zu machen weiß. Aus den gleichen Gründen ist Baukunst verwachsen mit dem Volkstum. Ja, man muß hier auf viel engere Verbände zurückgehen: den einzelnen Stamm, die Gemeinde, die Familie. Es gibt nur ganz vereinzelte baukünstlerische Aufgaben, die so gewaltig sind, daß in ihnen die Welt den Ausdruck von etwas ihr Gehörigem finden kann; nur wenige auch, in denen ein ganzes Volk zur Sprache kommen will. Und das sind gewaltige Monumentalbauten.

Weitaus der größte Teil dessen, was die Baukunst zu gestalten hat, ist aber ausgesprochenermaßen Zweckarchitektur. Wir bauen, damit wir wohnen können. Vielleicht gerade deshalb, weil hier vor allem für Lebensbedürfnisse geschaffen wird, für das zum Leben Notwendige — also etwas, was streng genommen mit Kunst, die ja Lebensüberfluß ist, nichts zu tun hat — offenbart sich nirgendwo mehr, ob ein Volk künstlerische Kultur hat oder nicht, als in der Architektur. Denn in diesem Falle ist Kunst Lebensbetätigung, mit unserem ganzen Leben aufs innigste verwachsen.

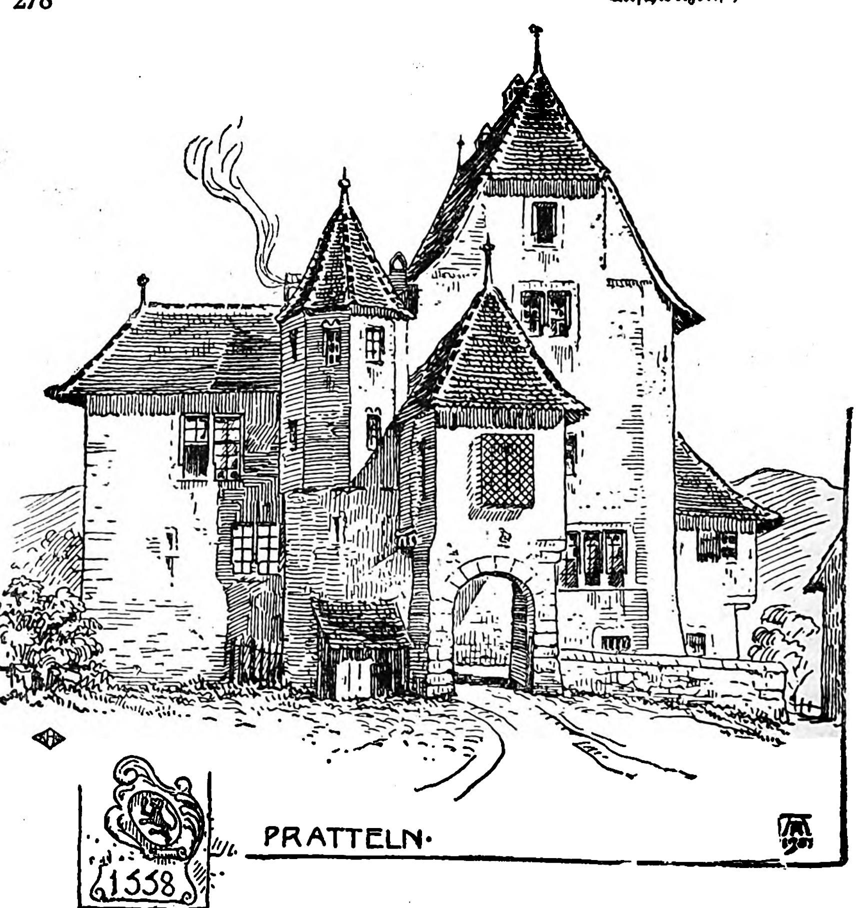
Ein niederschmetternderes Zeugnis für unsere Kultur kann es nicht geben, als der Zustand unserer Baukunst es ist. Wir dürfen das um so ruhiger eingestehen, als wir heute wenigstens so weit sind, daß wir diese Tatsache einsehen; und mit der Erkenntnis des Übels hat auch die Besserung bereits eingesetzt. Es ist unmöglich, im vorliegenden Zusammenhange auf die Ursachen dieser Entwicklung näher einzugehen. Gerade weil die Baukunst so durchaus mit dem Leben der Gesamtheit verwachsen ist, ist durch einzelne große Künstler, durch das weltüberragende Genie auf diesem Gebiete nicht so viel zu wirken wie auf anderen Kunstgebieten. Es hilft uns nichts, wenn einzelne großartige Monumentalbauten hingestellt werden; eine wirklich baukünstlerische Kultur kann nur von der Gesamtheit geschaffen werden: wenn diese Gesamtheit

das Bedürfnis fühlt, künstlerisch zu wohnen, wenn das Empfinden dieser Gesamtheit echt ist.

Es ist bekannt und an dieser Stelle schon oft ausgeführt worden, daß unser Volk als Ganzes mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts seinen Kulturbesitz verloren hat. Nur langsam hat es sich als Volk wieder emporgearbeitet. Zu einer künstlerischen Kultur haben wir es inzwischen nur auf dem Gebiete der Musik vorübergehend gebracht. Auf dem Gebiete der Literatur haben wir wenigstens einen riesigen Besitz an Kunstwerken. Für die Baukunst ist in nationalem Sinne eigentlich fast alles erst zu tun. Jedenfalls sind hier gesunde Entwicklungslinien, die ihre Höhe im städtischen Bürgerhaus gegen Ende des 18. Jahrhunderts erreicht hatten, durch die Entwicklung wieder abgebrochen worden. Die monumentale Baukunst hat einige hervorragende Leistungen gezeitigt, aber im wesentlichen unter Ausnutzung fremder Stilarten. Doch haben sich hier auch Persönlichkeiten Geltung zu verschaffen gewußt. Furchtbar aber ist der Zustand auf dem Gebiete des bürgerlichen Hausbaues. Eitle Nachahmung, Verwendung fremdwüchsiger Formen an einer Stelle, wo sie niemals echt werden können, hat hier alles zerstört. Dazu jene unheilvolle Entwicklung, die der Kapitalismus im Bürgertum vollzogen hat, infolgedessen man mehr scheinen will, als man ist, so daß man die Schönheit des Hausbaues in dem aufgeklebten Schmuck, in der Nachahmung von monumentalen Vorbildern sieht. Unsere Städte sind erschreckende Zeugnisse dieser Entwicklung. Wie gesagt, wir sehen heute das ein, wir streben nach Besserung. Wir wissen heute, daß das Haus ein Ausdruck seines Bewohners sein soll, diesem angepaßt, was dadurch geschieht, daß es für eine gesunde Lebensführung dieses Bewohners gedacht, ihm entsprechend gebaut ist. Wir erkennen als ein Gesetz, daß ein in seinen



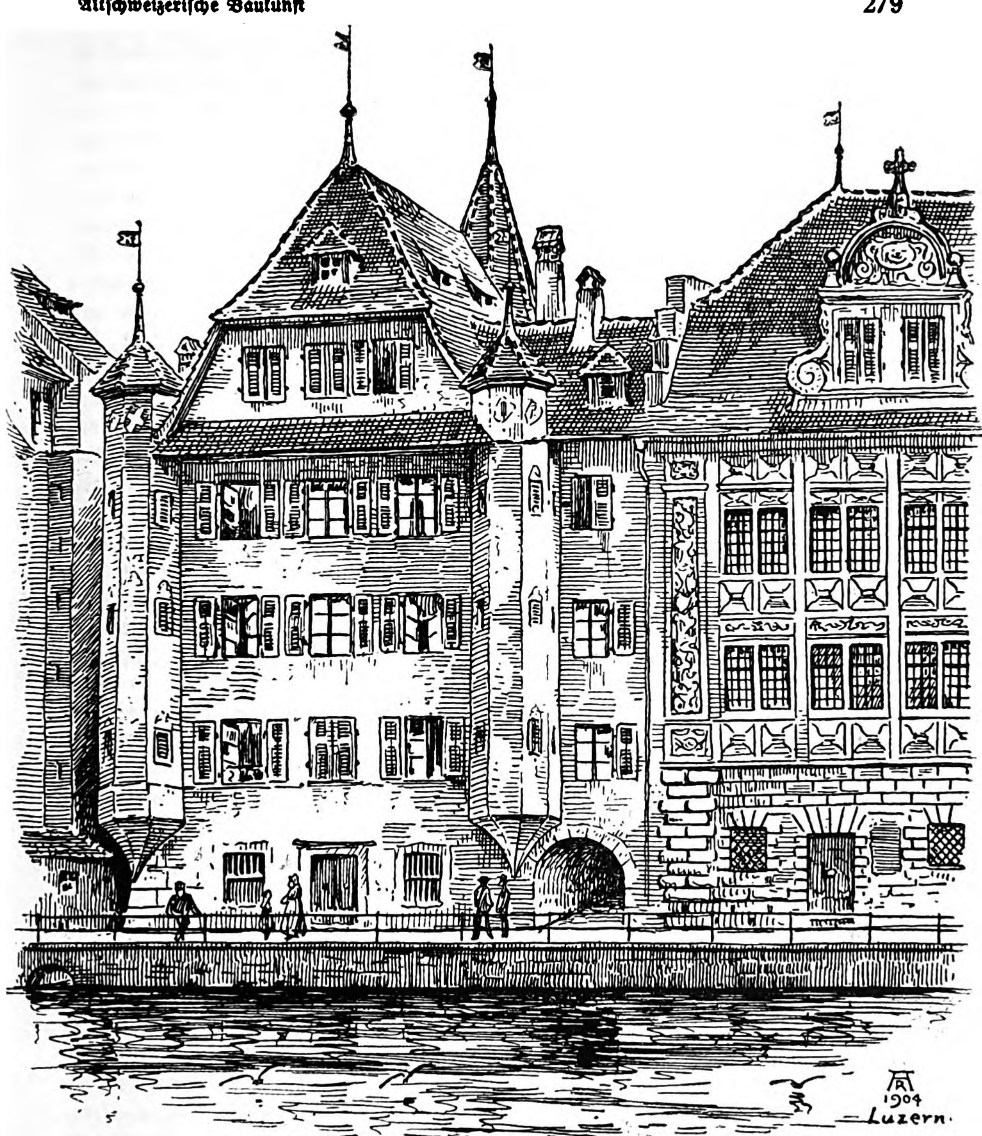
LANGNAU IM EMMENTAL



Grundlinien häßlicher Gegenstand nicht schön wird, wenn ihm mit ihm innerlich zusammenhanglose Kunstformen, Kunstgegenstände irgendwie verbunden werden. Wir haben erkannt, daß das Bauwerk in künstlerischer Hinsicht organischer Teil ist der Natur, in der es steht. Allerorten sehen wir Baumeister bemüht, Lösungen dieses künstlerischen Problems zu schaffen. Es ist aber natürlich, daß der einzelne Künstler nur Lösungen geben kann, in denen seine Persönlichkeit Ausdruck findet. Darin liegt die große Schwierigkeit. Vollendete Baukunst ist das Erzeugnis der Erfahrung, der Überlieferung einer langsam erstarkten, schön herangereiften Kultur. Die Erfahrungen des Einzelnen reichen nicht aus, es gehören die der Geschlechter dazu.

Wie wir oben beklagt haben, ist es in Deutschland seit dem Dreißigjährigen Kriege zu dieser steten Überlieferung, zu diesem langsam sicheren Aufbau nicht gekommen. Aber noch schlimmer: auch der Zusammenhang mit der früheren Baukultur ist lange vollkommen unterbrochen gewesen. Gott sei Dank ist es noch nicht zu spät, diesen Zusammenhang wiederherzustellen.

Das deutsche Volk hat es auf keinem Gebiete zu einer so hohen künstlerischen Kultur gebracht, wie im Bauernhaus und im Bürgerhaus, und damit



REUSSUFER IN LUZERN

zusammenhängend in der Anlage des Bauerndorfes und der Städte. Der Gipfel dieser Baukultur liegt von etwa 1480 bis 1600. Glücklicherweise hat die bürgerliche Baukultur wenigstens in einigen deutschen Gegenden noch durchs ganze 17. Jahrhundert ausgehalten und sich auch in der ersten Zeit des 18. Jahrhunderts einigermaßen bewährt. Die bäuerliche Baukultur hat überhaupt bis ins erste Drittel des 19. Jahrhunderts keine schwere Unterbrechung erlitten. Denn das Bauerntum hat unter schweren Schlägen von außen am wenigsten zu leiden. Und noch weniger unter schweren geistigen Strömungen. Das

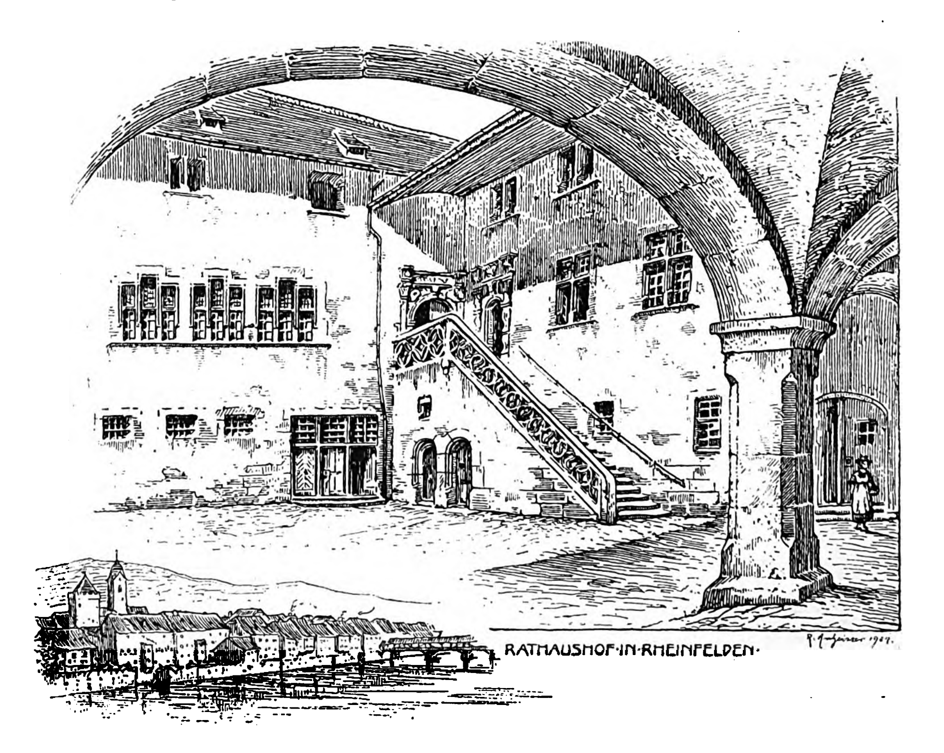
Bauerntum hält von Natur zäh fest am alten Überkommenen und wahrt die Überlieferung. Für das Bauernhaus im einzelnen hat die Gefahr erst eingesetzt, als von den Städten aus der üble Einfluß aufs Land drang; als dieses Bauerntum anfing, die Städte nachzuahmen, in dem, was die Städte besaßen, das Bessere und Vornehmere zu sehen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat diese Vernichtung der Überlieferung im Bauernhausbau, hat die Verderbnis unheimliche Fortschritte gemacht. Da hat allerlei mitgeholfen. Der Staat mit vielen seiner Bauvorschriften, bei denen er jede künstlerische Erwägung, die sich sehr leicht mit den gesundheitlichen und feuerpolizeilichen vertragen hätte, außer acht ließ; die Industrie durch das Angebot charakterloser Baumaterialien und dergl. mehr. Heillose Schäden haben die Baugewerkschulen angerichtet, die eine schablonenhafte, meinetwegen ganz „richtige", aber jedenfalls nirgendwo bodenwüchsige Bauweise aufs Land hinaus verpflanzten, und ein gut Teil haben auch jene Architekten gesündigt, die Kirchen und andere größere Bauwerke auf dem Lande zu errichten hatten und hier ihre gotischen, romanischen Schulbeispiele in der Wirklichkeit erstehen ließen an Orten, wo sie, als Fremdkörper, selber fratzenhaft emporragen und obendrein die Einheit des Dorfbaues zerreißen und die ganze Landschaft verschandeln. Aber nichtsdestoweniger: hier braucht vor allen Dingen nur der Zerstörung, dem Weiterumsichgreifen der Seuche Einhalt getan werden. Noch sind in schier allen Gegenden Deutschlands Beispiele genug für eine schöne bäuerische Baukultur vorhanden, an die man unmittelbar anknüpfen kann. Denn das ist klar: wie dieses Bauernhaus, so wie es da steht, das Zeugnis ist der Erfahrungen langer Zeit, wie es steter Verbesserung in der Gesamtanlage und in Einzelheiten unterzogen wurde; wie, solange das Bauerntum wirklich schöpferisch war, allen auftauchenden Bedürfnissen Genüge geschafft wurde, — so wollen auch wir jetzt keineswegs Nachahmungssklaven eines nun einmal Vorhandenen werden. Es muß verwertet werden, was wir an baulichen Verbesserungen für Gesundheit und Sicherheit errungen haben. Die Umwandlung, die der bäuerliche Betrieb vielfach durchgemacht hat, erheischt auch bauliche Vorrichtungen, die natürlich geschaffen werden müssen. Jedoch keine dieser Forderungen erheischt Preisgabe eines künstlerischen Schönheitsgefühles. Trotzdem vergeht kein Tag, an dem nicht irgendwo in deutschen Landen ein schönes Stück Bauernbaukunst vernichtet wird, kein Tag, an dem nicht ein häßliches Stück einer ganz nüchternen, geschmacklosen Bauerei erstellt wird. Hier kann nicht rasch genug eingeschritten werden. Die Arbeit ist nicht so schwer. Vernichtet wird heute hauptsächlich, weil die Leute ihren Besitz nicht schätzen. Man erwecke das Gefühl, daß hier Werte sind, und sie werden geachtet werden. Daß das neu zu Schaffende gut werde, das sei die Zukunftsaufgabe unserer Bauschulen und damit unserer Architekten.

Viel schwieriger steht diese Frage in den S t ä d t e n. In künstlerischer Hinsicht sind unsere neueren Städte nicht nur vollkommen charakterlos, sondern von einer schier unsagbaren Häßlichkeit. Darüber sind sich wohl alle einig. Einig aber auch darüber, daß die gesamten sozialen Verhältnisse, die Entwicklung der Großstädte und der damit verbundenen Bodenspekulation, des Massenmiethauses, uns vor eine lange Reihe von Aufgaben stellen, von denen frühere Zeiten keine Ahnung hatten. Hier kann natürlich nur in langsamer zielsicherer Arbeit Gutes entstehen.

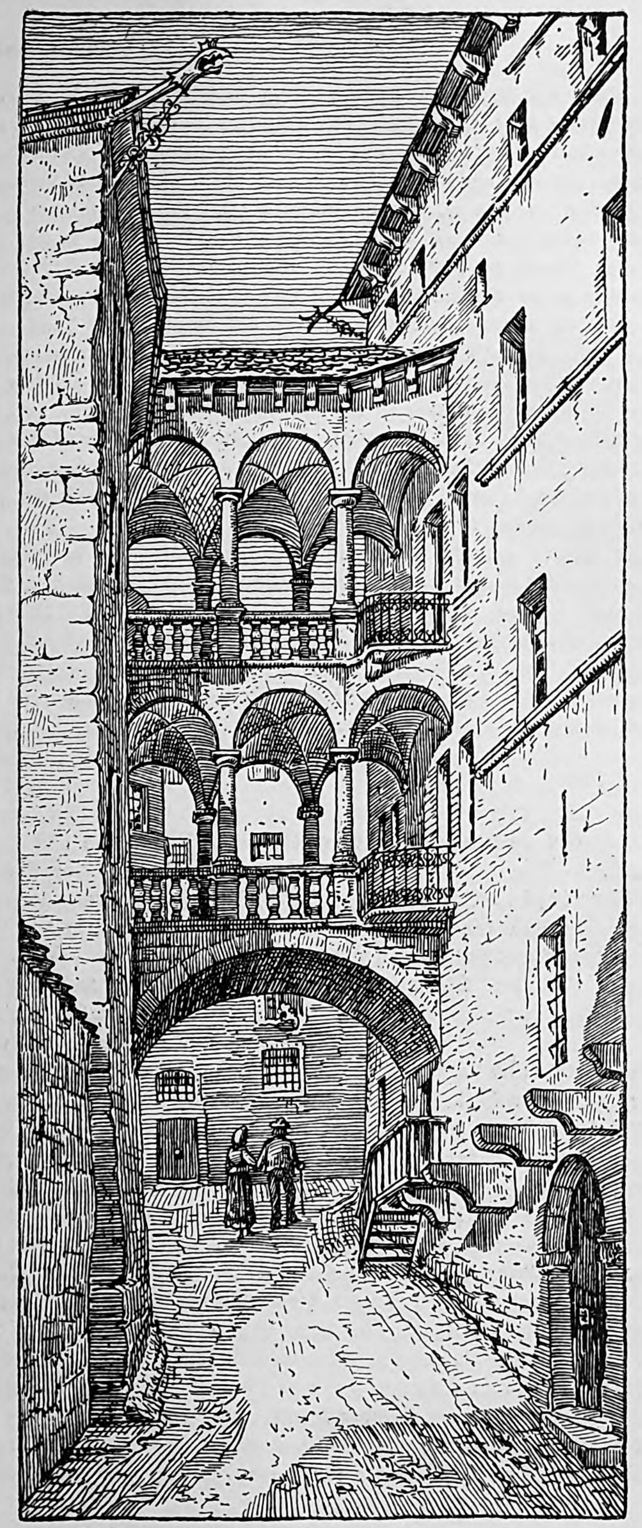
Aber für unendlich vieles findet man doch auch da reiche Vorbilder in der eigenen deutschen Vergangenheit. Und zwar für die Anlage des gesamten

Straßenbildes, die Anlage zumal der Plätze, und im höchsten Maße für die Art der Schönheitsgestaltung der Außenseite der Häuser, für den Fassadenbau. Auch hier wollen wir ja keinen Augenblick an sklavische Übernahme des einmal Geschaffenen denken. Nicht die Stilform wollen wir von den alten Bauten lernen, sondern ihren harmonischen Aufbau im ganzen. Vor allem aber die Echtheit des Ausdrucks, das Nichtprotzenwollen mit falschem Schein, das Vermeiden jeder Unehrlichkeit.

Damit unsere alte Baukultur für uns fruchtbar werden kann, müssen wir sie vor allem kennen. Wie beschämend wenig ist dafür geschehen, wenn wir die unendlichen Bücherreihen betrachten, die über antike Baukunst, über alle möglichen fremden Stilarten vorliegen. Aber es kommt ja glücklicherweise nicht bloß auf die Masse, sondern auch auf die Güte an. Und was da ein einzelner frisch zugreifender Mann in einem einzigen Werke leisten kann, dafür haben wir ein ganz köstliches Beispiel in einem Mappenwerke: „Altschweizerische Baukunst“. Von Dr. R. Anheisser, Architekt. Das im Verlage von A. Francke in Bern erschienene Werk bringt auf 110 Folioblättern Federzeichnungen nach Motiven aus Stadt und Land der West- und Zentralschweiz. Die Zeichnungen bringen neben zusammenfassenden Ansichten von Gesamtanlagen als Straßendurchnitten und Plätzen, Bauern-, Bürger-, Rathäuser, Schlösser, Kirchen und daneben eine Fülle von Einzelheiten an Portalen, Gesimsen, Säulen, Erkern, Kaminen auch Brunnen und Standbilder. Eine unerschöpfliche Fülle tut sich vor uns auf. Ich habe laut gejubelt, als mir schier auf jedem Blatte Bilder entgegentraten, die mir von meinen weiten Fußwanderungen her in der Erinnerung leben. Und zwar so, wie sie mir leben.



RATHAUSHOF·IN·RHEINFELDEN·

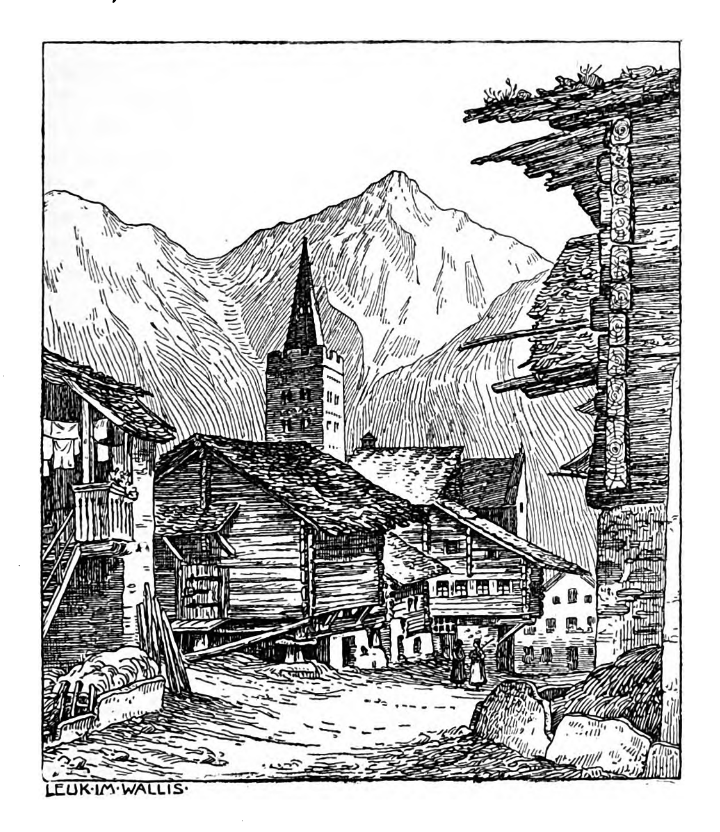


STOCKALPERPALAST IN BRIEG, WALLIS

Und das haben wir der Federzeichnung zu verdanken. Ich habe zahllose Photographien, eigene Aufnahmen und fremde; längst ist mir gerade für diese Zwecke die Ansichtskarte (von mir mit den zugehörigen Bemerkungen beschrieben) ein lieber Sammelgegenstand geworden. Aber wie wenige brauchbare Ansichtskarten gibt es, wie ohnmächtig zeigt sich hier wieder die Photographie gegenüber der Künstlerhand. Gerade hier kommt es ja darauf an, die maßgebenden Linien herauszuarbeiten, alle perspektivischen Zerstörungen der Photographie zu vermeiden. Anheisser verbindet mit beneidenswerter Sicherheit des Blickes unbedingte Zuverlässigkeit der Hand. Und dann — er weiß seiner hohen Aufgabe zu dienen. Das ist kaum hoch genug anzuerkennen. Er hat vollkommen der Versuchung widerstanden, das alles als Motive für „persönliches" Schaffen zu verwenden; sein ganzes Streben war, den Charakter dieser so verschiedenartigen Bauwerke möglichst klar und sprechend herauszuarbeiten. Der Verlag hat sich mit diesem Werke ein großes Verdienst erworben, besonders da er es zu dem verhältnismäßig sehr geringen Preise von 28 Mk. in den Handel bringt.

Wir können unseren Lesern einige Bilder verkleinert vorführen, einige Kosthappen von der hochgehäuften Schüssel künstlerischer Leckerbissen. Der Raum verstattet nur wenige Worte, wo sich an jedes einzelne Bild eine Fülle von Beobachtungen und Nutzanwendungen knüpfen ließe. Da ist das stattliche Bauernhaus aus Langnau im Emmental, meisterhaft in der Zusammenstimmung der selbständigen Einzelteile zum Ganzen. Es ist ein ganz hölzerner, reiner Ständerbau. Prächtig ist hier die „Ründi" unter der Abwalmung am linken Giebel. Wie groß wirkt dieser Bogen, der dadurch zustande kommt, daß die Untersicht des vorstehenden Daches gewölbeartig mit Brettern verschalt wird. Der Leser muß schon die Lupe zur Hand nehmen, wenn er die schöne Zopfarbeit an den Kopfbändern, die reiche Zierart an den Galerien erkennen will. — Dagegen nehme man als Herrschaftshaus im flachen Lande Schloß Pratteln. Ich habe das Haus, das heute Armenanstalt ist, im Innern gesehen und kann danach bestätigen, daß es prächtig den Raum für ein großes Herrschaftshaus von heute bietet. Wo aber findet sich ähnlich Großzügiges und doch echt Wohnliches bei unsern ländlichen Herrschaftsbauten? Gleich dahinter sehe man die beiden großen Bürgerhäuser vom Reußufer in Luzern. Das ist doch eine Aufgabe, wie sie der heutige Städtebau tausendfach bietet. Und da betrachte man diesen Hausschmuck! Wie klar und rein bleibt die Form gewahrt! Wie organisch verwachsen die Erker mit der Fassade, wie wirkt beim anderen Haus die reichgeschmückte Gliederung der Horizontalgesimse als Steigerung der Gesamtform! Und wie gediegen und vornehm, frei von aller Protzerei ist das Ganze. Da fällt mir dann immer, wenn ich an unsere mit Stuck und Steinplastik überladenen Bauten etwa am Berliner Kurfürstendamm denke, das böse Wort Per Hallströms ein, diese Häuser hätten eine architektonische Hautkrankheit. — Die wundervolle Geschlossenheit des „Ringes in Biel" bei der so eigenwilligen Stilverschiedenheit der hier nebeinander stehenden Bauten ist von packender Kraft. Beschämt nicht der Rathaushof im kleinen Rheinfelden durch Vornehmheit die meisten teuren Rathausbauten unserer Großstädte? Den stolzen Stockalperpalast aus Brieg zeige ich gern als Beispiel glücklicher Verwendung fremder Kunst. Hier am Nordende der Simplonstraße überrascht diese Vorahnung Italiens nicht. Sie stört aber auch architektonisch nicht das Gesamtbild der Stadt, sondern fügt sich unaufdringlich, in

stolzer Vornehmheit dem Ganzen ein. — Und endlich der Blick auf Leuk im Wallis. Mancher Leser wird auch schon hier durchgewandert sein, wenn er an der „erschrecklichen“ (Seb. Münster) Gemmiwand heruntergeklettert war. Es sind arme Häuschen, diese Blockbauten aus dem an der Luft schwarz gewordenen Lärchenholz. Aber wie sie sich um die Kirche scharen, wie hier der Turm als Richtlinie gegen die Felsen gestellt ist, das wirkt ungemein malerisch und — natürlich.


LEUK·IM·WALLIS·

Ich wünsche Anheissers Werk in die Hände aller Bauleute, aber auch möglichst vieler Männer und Frauen. Sie sollen daran auch Architektur, die Baukunst schauen lernen; das verbindet sich herrlich dem Naturgenuß auf Reisen, ja beides muß ineinander verwachsen. Und dann noch eins. Hier ist ein glänzendes Beispiel geboten. Nun gehet hin und tuet desgleichen. So reich, wie die Schweiz, ist wohl keine andere Gegend in deutschen Landen an derartigen baukünstlerischen Reizen. Aber überraschend viel ist überall vorhanden. Sammelt es und machet es bekannt. Es ist nicht möglich, daß die Gegenwart taub bleibe gegenüber dieser beredten Schönheitssprache unserer Vergangenheit!

Karl Storck



Dekorative Künste

In der letzten Theaterrundschau ist von einer neuen Bühne gesprochen worden, dem Hebbel-Theater.

Nach der dramaturgischen Bewertung lohnt sich seine architektonisch-dekorative.

Dieser neue Theaterbau hat Qualität und erfreut durch die sichere und materialgerechte Verwendung der Ergebnisse moderner Innenkunst.

Und die gute Physiognomie erweist sich auch in der Außenarchitektur. Der Lieblingsbaustoff unserer Zeit ist hier verwandt worden, der Muschelkalkstein, der durch Messels Bauten wieder eingeführt wurde. Die rauhkörnigen, wittrigen, porigen Flächen dieses Steins haben etwas ungemein Lebendiges, eine Art von Hautcharakter, sie sind ein dankbarer Untergrund für das Spiel von Licht und Schatten und in ihrer bewegten Struktur von immer wechselndem Reiz. Besonders gut wirkt der Kalkstein an den breiten Rampenpfosten, die als Begrenzung der Aufgangstreppe links und rechts wuchtig sich vorstrecken und die als Bekrönung große Laternen in Form kräftiger Tonnenzylinder aus milchig-opalisierendem Glas in der kräftigen Umspannung blanker Metallbänder tragen. Die Fassade des Hauses, das an der Ecke der Königgrätzer- und Großbeerenstraße liegt, hat eine dreifache Längsteilung, zwei schmale Seitenpfeilerbahnen und eine sich halbrund nach außen wölbende Mittelbucht, deren Füllung eine Fensteranlage, in weiße Holzsprossengitterung gefaßt, bildet und die ein sehr schmuckhafter Fassaden-Ausdruck des hinter ihr liegenden ovalen Foyersaals ist.

Die Innenarchitektur hat sich als gutes Vorbild den Kammerspielraum genommen und seine Wirkung durchaus auf das Holz gestellt. Das reizvolle Wechselspiel der gelb leuchtenden Birke in ihrer wolkigen, zuckenden Maserung mit tiefschwarz gebeiztem Nußholz bewährt sich hier. Und zu vollendeter Stimmung kommt sie in den Eckbildungen links und rechts vom Bühnenrahmen. Sie sind nicht rechtwinklig mit schroffen Kanten, sondern sie haben tiefe und weitausgerundete Voutenführungen, und auch die Borde der Ränge schwingen in solchem schmiegsamen Rhythmus. Dadurch ergibt sich in den ausgewölbten Holzflächen ein nuanciertes Spiel des Lichts. Fein eingestimmt ist dazu das samtige Grau der Sessel und des Gardinen-Vorhangs mit seinem Ton in Ton schattierten Blütenmuster, das an japanische Vorsatzpapiere erinnert.

In der Anordnung und Gliederung des Zuschauerraums sind die vorbildlichen Bestrebungen der jungen Münchner Theaterarchitektur maßgebend gewesen, wie sie sich in Littmanns Prinz-Regenten-Theater und im neuen Weimarer Hoftheater aussprechen. Die Proszeniumlogen fallen ganz fort, die breitgeschwungenen Rampenbastionen der Ränge werden direkt aus der Wand entwickelt.

Nur in der Hintergrundsmitte des ersten Ranges öffnen sich, über den Sitzreihen, in der Wand die viereckigen Fensterausschnitte einiger Logen, und diese Rahmen in der warmgetönten Holzeinfassung mit grünen Seidenvorhängen, mit eingelassenen Lichtkörpern in der oberen Leiste, einem leuchtenden Ornamentfries, sind Schmuckstücke des Raumes.

Von unfruchtbarer Schönheit ist hier ganz abgesehen. Die Zierat-Wirkung kommt hier immer aus der dekorativen Ausbildung der sachlich notwendigen Raumteile.

Eines der gelungensten dieser Raumschmuckstücke ist das medaillonförmige Foyer im ersten Rang, das durch jene ausgewölbte Fensterbucht der Fassade nach außen betont wird.

Ein hohes mattgelbes Holzpaneel bekleidet seine Wände und wird durch schmale schwarze Felderungen des Nußholzes gegliedert, dazu die tonige Harmonie eines grauvliesigen Teppichs, mit hellgrünen Ovalen gemustert, und die festlich klingende Beleuchtung von lang herab im Kranzrund schwebenden Gehängen aus Kristall-Perlketten.

Zu diesen dekorativen Kompositionen kommt eine interessante bühnentechnische Neuerung, die sehr geschickt in den Rampenrand der Bühne eingegliederte Anlage dreier, den Zuschauern unsichtbaren, dem Schauplatz zugewandten Guckkästen, einem mittleren für den Souffleur, die seitlichen für den Inspizienten und den Beleuchtungs-Illusionisten mit seiner Klaviatur der Lichtregister.

* * *

Fesselnde kulturelle Schauspiele gab es in letzter Zeit. In den Salons des Kunstgewerbehauses von Friedmann und Weber wurde ein dekoratives Ausstattungsstück abgespielt über das Thema des gedeckten Tisches. Künstler und Liebhaber hatten sich vereinigt, und eine Fülle interessanter Lösungen kam dabei heraus.

In diesen Behandlungen der festlichen Tafeldekoration überwog die Neigung, sich an ältere Stile anzulehnen, die Versuche in der neuen Weise waren in der Minderzahl.

Das ist symptomatisch für die wieder erwachte Freude am lebendigen Ausmünzen der Tradition, die jetzt nicht mehr wie in geistesarmen Zeiten stumpf nachgeahmt, sondern wirklich mit neuem Blut erfüllt wird —, erwirb es, um es zu besitzen. Es ist aber auch nach anderer Richtung charakteristisch. Es hat seinen besonderen Sinn, daß gerade auf diesem Gebiet des Festlich-Gesellschaftlichen die Vergangenheit sich stärker erweist als die Gegenwart. Unsere modernen Tendenzen im Kunstgewerbe gehen nämlich entschieden mehr auf die sachlich zweckschöne Ausgestaltung des Alltags als auf das Feiertägliche. Unsere besten Errungenschaften sind im Bereich des Arbeitszimmers und der hygienisch-ästhetischen Schlaf- und Toilettenräume mit Kacheln, Kristall und Messing zu suchen.

Das Neu-Festliche, das freilich auch nicht vernachlässigt blieb, hat dagegen einen merkwürdig weltfremden Zug; es schillert mit dumpfem, düsterem Prunk in die Tempelgattung, in das Sanktuarium, in das Mysterien-Heiligtum hinüber und gerät dabei häufig peinlich gespreizt. Das Natürliche im Feierlichen auszubilden mißlang. Und es dokumentiert sich dabei, daß wir im technischen, im Ingenieur-Zeitalter leben.

Und das scheinbar Paradoxe begibt sich dabei, daß der Feststil der Vergangenheit uns näher und verwandter wirkt als künstliche Neuversuche. Im Grunde ist das ganz verständlich. Man genießt in diesen Überlieferungen das Organisch-Gewordene und empfindet dabei auch noch die feinen kulturellen Reize, das Echo du temps passé. Solche Stimmung voll Mitschwingung und voll des Parfüms alter Zeit kam aus vielen dieser Tisch-Stilleben.

Man fühlte sie in dem gedämpften Raum mit den rotbrokatenen Wänden und den weißsprossigen Pfeilerfenstern, in dem der Maler Otto Haas-Heye einen Rundtisch voll Sanssouci-Kultur aufgebaut hatte. Ganz in weiß, in einer

harmonie blanche erschimmerte er. Das Porzellan zeigte den feinen Durchbruchrand mit Gittermuster der Berliner Manufaktur. Aus der Mitte wuchs ein Rosenparterre, in zarten weiß-rosa Nuancen abgetönt, und um dies Beet standen im Rund die Grazien des Rokoko-Olymps mit Guirlanden und Flatterschleier aus glasiertem Porzellan.

Behaglich-zopfig, voll breiterer Gemütlichkeit wirkte die Tafel im Geschmack Friedrich Wilhelms III. von Emil Lessing. Es war eine Schadow-Stimmung um diesen von weißen ovallehnigen Stühlen umgebenen Tisch mit der farbig unterlegten Filetdecke, den Alt-Berliner Tellern, den Champagnerkelchen in Form zierlicher Säulen, den Empire-Römern und den breiten, dickwandigen Freundschaftsgläsern.

Voll erlauchter Haltung und einer fabelhaften Distinktion erschien dann der Rundtisch, auf dem im Wachskerzenschein der tiefe matte Goldton des Biron-Kurlandschen Familienservices leuchtete, mit den zierlich gestochenen Allianze-Wappen und der schmalen Flechtwerkbordüre am Rand von Teller und Besteck.

Liebliche Biedermeiereien blühten in einem Interieur mit geblümten Tapeten, gelbem Birkenholz und dem ovalen Teetisch mit der Häkeldecke und hochhenkligen Kaffeekannen und Tassen.

Eine andere Liebhaberei unserer Zeit klang in diesen Variationen noch an, die west-östliche. Graziöse Japonnerien gaukelten. Über einen Teetisch breitete sich eine orangegelbe Decke; sie ward nuanciert durch einen Läufer aus schwarzem Schleierstoff, der in das Gelb ein feines Geäder zeichnete, und davon hoben sich nun ab weißes perlrandiges Porzellan, hellgrüne Fayence, grauweißes Steinzeug, braunes Holz der Tablette. Und aus den Vasen flatterten an lang und weit verzweigten Stielen Schwärme von weißen und rosa Blüten auf.

Sehr aparte Beleuchtungskörper sah man, die Lampignonleuchter der Frau Cucuel-Tscheuschner. Es sind, auf schlanken, kurvig aufstrebenden dreibeinigen lackfarbigen Stativen, Ballons aus Seidengaze, silbergrau und lila mit dem wie Silhouetten sich darüber schattierenden Dekor von Blütenzweigen, huschenden Wolkenzügen, Spinnennetzgeweben.

Solche exotische Magie schwebte auch um jenen Gartentisch, den man sich auf einer südlichen Terrasse unter blauem Frühlingsabendhimmel vorstellen könnte. Von einem Zeltdachschirm war er überspannt; unter seiner Wölbung schwebten phantastisch grünleuchtende Lampignon-Monde, und an seinem Schaft hingen an farbigen Bändern geflochtene Fruchtkörbe und dunkle Weintrauben.

Aus diesen Stimmungen lassen sich viel Anregungen gewinnen für die feinere Nuancierung gerade des Teetisches, der in der heutigen Geselligkeit eine so wesentliche Rolle spielt.

Neben den Variationen im historischen und exotischen Geschmack fehlten neue Lösungen nicht ganz. Von Frauen stammten sie.

Die eine von Fia Wille erschien als ein heiteres Rondo mit Blumen und Bändern. Von der über dem Rundtisch hängenden Krone flatterten weißseidene Bänder lang herab zu dem blühenden Rosenbeet der Tafel. In diese festliche Helle klang ein Akkord von Dunkellila und Gold hinein. Er kam aus dem Dekor des Geschirrs, der Gläser und aus den Stickerei-Ornamenten der Decke, die nach unten in langfransige, stolaartige Schärpenenden ausfiel.

Streng und feierlich, und jenem vorher charakterisierten Pathosstil zuneigend, war das andere Arrangement von Else Oppler-Legband. Hier spannte sich die lila Decke als fest angepaßter Überzug über die Tafel. Und dieses

Feld wurde ornamental durch radiale Bahnen von Früchten und Blättern eingeteilt, und in der Mitte rundete sich um einen wie eine Opferschale wirkenden Blumenaufsatz ein Kranz steiler Leuchter.

Einen „Schmaus" kann man sich an diesem Tisch nur schwer vorstellen, höchstens ein gemessenes Liebesmahl einer neuen Gralsbrüderschaft zu Klängen aus dem Parsifal.

* * *

Wir suchen heut aus der Vergangenheit mit Vorliebe die kleinen Künste auf. Sie können uns mehr als die offiziellen und repräsentativen vom Alltagsleben verflossener Kulturen verraten, sie führen uns auch intimer in die Meinungen, Vorstellungen, in die Sympathien und Antipathien einer früheren Generation hinein.

Ein wenig gekanntes Gebiet wurde durch viele Beispiele neulich illustrativ erläutert, die Tapetenkultur im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts. Aus den Bildern der Zeit, aus den Interieur-Ansichten konnte man eine indirekte Kenntnis davon gewinnen, doch die Originale waren in ihrem vergänglichen Papierstoff längst zugrunde gegangen. Ein merkwürdiger, fast romanhafter Zufall hat es gefügt, daß Proben mannigfachster Tapetenarten, völlig frisch in den Farben, unverbraucht, lebendiges Zeugnis von jener Wandkultur geben konnten.

Gleichsam aus einem Sarg, nach einem fast hundertjährigen Schlaf sind diese Tapeten auferstanden. Im Katalog zu ihrer Schaustellung, die bei Friedmann und Weber stattfand, wird darüber erzählt: Auf dem Boden eines alten Lübecker Handelshauses, einer noch heute bestehenden Tapetenhandlung, haben diese Muster, einer Testamentsbestimmung gemäß, jahrzehntelang in einer Lade verpackt und verschlossen gelegen. Und als die Enkel sie eröffneten, da waren im Wechsel der Zeiten, aus den Tapetenproben, aus den Mustern kaufmännischer Handelsware, Kulturdokumente geworden, einzig und unvergleichlich, weil sie unabgenützt die Frische ihrer jungen Zeit bewahrt hatten.

Die Herkunft dieser Vorbilder war Frankreich, und eine listige Spekulation hatte sie bei günstiger Gelegenheit zusammengebracht. Politisch war diese Gelegenheit, es war die Feier der Erhebung von Napoleons Sohn zum König von Rom. Zur Huldigung waren die Vertreter aller Nationen nach Paris berufen. Unter den Abgesandten der deutschen Stände erschien auch der Bürgermeister von Lübeck. Da er neben dem Haupt- und Staatsamt noch eine andere gewinnbringende Beschäftigung hatte, nämlich eine Tapeten-Manufaktur, wollte er aus der offiziellen Reise privates Kapital schlagen und sich aus der Kapitale der Mode und des Lebens das Neueste an Mustern mitbringen.

Er betraute als Jagd- und Spießgesellen seinen ersten Angestellten mit der Aufgabe, auf solche dekorative bunte Beute auszugehen.

Der aber dachte noch etwas weiter als sein Meister, er sammelte für sich selbst und gründete, auf sein Vorbilder-Material gestützt, selbst in Lübeck eine Fabrik. Dies Vorbilder-Material aus den Tagen des Königs von Rom bildet nun den Grundstock der Ausstellungs-Sammlung.

Ihrer Betrachtung ist vorauszuschicken, daß man bei den Tapeten dieser Zeit nicht an unsere gleichförmig gemusterten Rollenpapiere zu denken hat. Vielmehr handelt es sich hier um die auf den einfarbigen Fond der Wand aufgeklebten Zierstücke, die Mittelfüllungen, die sogenannten Panneaux, die Friese und Borten, die Supraporten.

In diesen Schmuckblättern — die von geschnittenen eingefärbten Formen in mehrfachem Aufdruck ihr Muster erhielten, zuerst das Dessin in weiß, dann in der zweiten Prägung die Mitteltöne, schließlich mit Stempeln die Licht- und Schattenwirkungen — in diesen Schmuckblättern begegnet man der dekorativen Vorstellungs- und Ausdruckswelt ihrer Zeit.

Und interessante Zusammenhänge mit anderen Kleinkünsten entdeckt man, mit dem Dekor der Porzellane, der Fächer, der Buchvignetten, der Glückwunschkarten (dies Gebiet ist eben in reicher Fülle durch die von G. Pazaurek herausgegebene Mappe „Biedermeier-Wünsche“ [Stuttgart, Julius Hoffmann] erschlossen worden). In dieser ornamentalen Handschrift ist vor allem beliebt das Klassizistisch-Mythologische. Die pompejanische Wanddekoration wird nachgeahmt mit ihren braunen und roten Flächen, die Illusionsperspektiven auf den Wänden römischer Villen mit ihren Prospekten, den gemalten Laubengängen, den täuschenden Architektur-Pilastern, Blumenvasen, Hermen, den Trophäenstilleben von Köchern, Leiern, Bogen, Pfeilerbündeln, Masken, Guirlanden, Füllhörnern, Thyrsosstäben.

Die Motive der geschnittenen Steine, der Kameen und der Wedgewood-Medaillons erscheinen: Amor auf dem Pantherwagen, Herkules mit dem Zerberus, Puttenreigen, anakreontische Szenen als Friese.

Dieses Reich der griechischen Anthologie, diese poésie fugitive findet sich ja überhaupt vorwiegend in den dekorativen Künsten der Zeit, ganz besonders im Porzellan.

Und dem Porzellandekor sehr nahe verwandt ist noch ein anderer Ornamentalzug der Tapete, die Ausschmückung der Panneaux mit Vasen, Jardinieren und Körben voll üppiger Blumen- und Fruchtstilleben und belebt mit der exotischen Staffage schillernder Wundervögel, mit indianischen und kalekuttischen Hähnen, Perlhühnern und Papageien.

Ein Kulturschauspiel zwischen den vier Wänden.

Felix Poppenberg



Neue Bücher

Otto Grautoff: Die Gemäldesammlungen Münchens. Ein kunstgeschichtlicher Führer. (Leipzig, Klinkhardt & Biermann. In biegsamem Leinenband Mk. 3.—.)

Es ist ein glücklicher Gedanke, der hier seine Verwirklichung erfährt. Die Museumskataloge sind in der Regel ziemlich teuer und überdies außer beim Besuche der Galerien wenig benutzbar. Hier ist der Versuch gemacht, die Aufgabe des Katalogs mit der eines kunstgeschichtlichen und ästhetischen Führers zu vereinigen. Für die Benutzung wird es sich empfehlen, den Band vor dem Besuche rasch durchzuarbeiten und nachher ihn häufiger als Hilfe zur Rückerinnerung zu benutzen. So wird man sich leicht die Eindrücke lebendig erhalten. Im vorliegenden Bändchen sind die ältere und neuere Pinakothek, die Gemäldesammlung des Maximilianeums und die Privatsammlungen des Freiherrn v. Lotzbeck und des Grafen Schack besprochen. Ein Künstlerregister ermöglicht ein schnelles Nachschlagen. Was Grautoffs Behandlungsweise betrifft, so ist die Abhandlung über die ältere Pinakothek mir am liebsten; bei

der über die neuere tritt die sehr subjektive Stellung des Verfassers für einen ruhigen Führer manchmal zu stark hervor. Geradezu störend habe ich bei der Besprechung der Schack-Galerie diese scharfe Stellungnahme empfunden. Gerade ein Führer kann nach meinem Dafürhalten nicht genug die Aufgabe der Kritik im Aufweisen von Werten sehen und muß sich möglichst davor hüten, den zu Führenden gegen Bilder einzustimmen. Es schadet viel weniger, wenn an einem zum Teil schwachen Werke Gefallen gefunden wird, als wenn man mit einer überkritischen Stimmung durch die Sammlung geht. Damit soll nicht eine einseitige Lobrednerei befürwortet werden, sondern nur jene höchste Aufgabe des Führers verlangt sein, die danach trachtet, einen möglichst reinen Genuß zu finden. Die Schwächen der Werke, vor allem einzelne Richtungen, brauchen dabei nicht verschwiegen zu werden. Aber hier macht erst recht der Ton die Musik, und gerade dieser Ton hat mir nicht immer gefallen. Sonst aber wünschte ich recht sehr, daß die Sammlung solcher Führer fortgesetzt und allmählich auf alle bedeutenden Museen ausgedehnt würde. St.

*

Deutsche Leinenbücher. (Verlag Hans v. Weber, München.)

Das „Problem des Unzerreißbaren" gegenüber den kleinsten Forschergeistern ist hiermit wohl gelöst, obwohl ja die Leistungsfähigkeit der kleinen Patschhändchen gewöhnlich unterschätzt wird. Immerhin dürfte das Zerreißen dieser bei aller Weichheit sehr festen Leinwand zu den schwersten Aufgaben des jungen Daseins gehören. Ein anderer Vorzug ist, daß diese Büchlein waschbar sind; denn sonst pflegte sich das jugendliche Händchen für den Widerstand gegen Reißgelüste durch solche Handgreiflichkeiten zu rächen, daß das Unzerrissene wenigstens im Laufe der Zeit unanfaßbar wurde. Da nach der Versicherung des Verlags nun obendrein die Farben unschädlich sein sollen, wäre soweit alles in Ordnung, falls nicht das Hervorheben der letzteren Eigenschaft das Eingeständnis in sich schließt, daß die Farben ausgehen; denn in diesem Falle hätte ja dann das Waschbarsein nicht allzuviel Zweck. Doch auch Bilderbücher sollen ja nicht ewig halten. — Es liegen aus der Sammlung bis jetzt drei Bändchen vor, alle in das gleiche Gelb gekleidet, sonst aber in der Größe wie Orgelpfeifen aufeinanderfolgend. Mit dieser Größe halten sie dann Schritt in der Verwendbarkeit für die Kleinen. „Babys Lieblinge" — daß wir dem dummen englischen Wort in unserer gerade für den Ausdruck der Mutterliebe zum Kind so unendlich reichen deutschen Sprache Eingang gewähren, ist einfach eine Schande — führen in Zeichnungen von Maria Langer-Schöller allerlei Getier vor: Kuh, Pfau, Papagei, Hahn und Henne, Hunde, Storch usw. Sehr charakteristisch aufgefaßt und durchweg günstig in der Farbe. (80 Pfg.) — Die beiden anderen Bändchen sind von Walter Caspari und empfehlen sich damit von selber. Er hat echten Humor, und die leichte Karikierung bleibt doch immer wahrhaft kindlich. Die „Lieben alten Reime" (Mk. 1.50) sind mir willkommener als „Das lustige ABC" (Mk. 3.—), denn dort sind's liebe alte Reime und hier teilweise sehr dumme neue Reime. Doch mag das abcmäßige Dichten recht schwer sein, zumal wenn dem Genius durch die Notwendigkeit, zu Bildern Stoff zu geben, noch besondere Fesseln angelegt werden. Ich glaube, auch dieses Buch wird den Kindern sehr viel Freude machen und hat ja dann seine Aufgabe erfüllt. St.





Peter Cornelius' „Gunlöd"

Von

Dr. Karl Storck

Noch immer ist jenes Kapitel, das den Namen Richard Wagners an der Stirne trägt, das letzte in der Geschichte des deutschen Musikdramas. Allenfalls daß man eine Art Nachwort unter der Aufschrift „Neues Sehnen" anhängen könnte; aber es wäre doch kaum von einer Erscheinung zu berichten, die nicht im Schatten jenes Gewaltigen stände. Wo aber von dem Verlangen die Rede ist, das am lautesten nach Erfüllung heischt, bei dem sich ein Weg zeigt, den Wagner noch nicht geschritten ist, bei der komischen Oper nämlich, wird immer deutlicher auf einen Mann hingewiesen, der allzulang bescheiden im Dunkel blieb, auf Peter Cornelius. Daß sein „Barbier von Bagdad" neben den Werken Mozarts und Nicolais „Lustigen Weibern" die beste deutsche komische Oper ist, wird heute wohl allgemein zugegeben. Weniger beachtet wird, daß in diesem Werke Cornelius ein Jahrzehnt vor Richard Wagners „Meistersingern" die Grundsätze musikdramatischer Gestaltung auf die komische Oper anwendete; nicht genug wird erkannt, wie bedeutsam es gerade für die komische Oper ist, daß Cornelius dabei die Geschlossenheit der musikalischen Form nicht völlig aufopferte. Gewiß gehört gerade deshalb zum vollen Genuß dieses Werkes eine so hohe formale Musikkultur, daß kaum zu hoffen ist, der „Barbier von Bagdad" werde jemals Volksgut im Sinne von Massenbesitz werden. Aber als kostbares Juwel in unserem musikdramatischen Besitze wird er wohl immer mehr bewundert und geliebt werden; in steigendem Maße wird man ferner erkennen, welche anregenden Kräfte dieses Werk für die Bildung eines Stils der komischen Oper in sich birgt.

Aber noch mehr: die ganze Persönlichkeit von Peter Cornelius tritt immer bedeutsamer hervor. Wir wollen nicht zur Größe aufbauschen, was gerade durch die sichere Wahrung der gezogenen Grenzen seinen eigenartigen Wert behauptete. Denn das steht fest: von den zahlreichen Musikern, die Wagners Bahn betraten, ist Cornelius der einzige geblieben, der nicht seine persönliche Eigenart preisgab. Dieser so bescheidene Mann führte einen hartnäckigen, oft schier verzweifelten Kampf, um die deutlich gefühlte Sonderart

seiner Persönlichkeit gegenüber der überragenden des von ihm als Künstler und Mensch bewunderten und geliebten Meisters zu behaupten. Das Leben hat ihm diesen Kampf furchtbar erschwert. Nur wenige haben so lange um die Erfüllung der Bedingungen eines ganz bescheidenen äußeren Daseins kämpfen müssen; und sie kostete ihn so viele Arbeit, daß sein künstlerisches Schaffen schwer darunter litt. Schlimmer aber noch war, daß dieser einfache, schlichte, so ganz und gar nicht für den Ellbogenkampf ausgerüstete Mann am schwersten einen Schlag aushalten mußte, der eigentlich dem starken Kämpfer Liszt galt.

In der Geschichte der deutschen Oper ist jener 15. Dezember 1858, an dem im Weimarer Hoftheater „Der Barbier von Bagdad" durch eine ganz niederträchtige Kabale zu Fall gebracht wurde, wahrhaftig ein dies nefastus. Nicht nur, daß er die deutsche Bühne auf ein Menschenalter um das Dasein eines kostbaren Werkes betrog, es wurde auch ein für das Musikdrama ganz eigenartig veranlagter Künstler dauernd an der vollen Entfaltung seines hohen Könnens verhindert. In Peter Cornelius waren ganz hervorragende dichterische und musikalische Schöpfergaben vereinigt. Er war wohl nicht ein Dichtermusiker von der Art Wagners; Dichter und Musiker lagen in ihm nebeneinander, waren nicht eine Einheit. Aber sie vertrugen sich so gut miteinander, wie es bei einem Getrenntsein der beiden Fähigkeiten in zwei verschiedenen Individuen kaum möglich werden kann. Dieser Künstler fühlte sich mit allen Fasern seiner Natur zur Oper hingezogen. Die widrigen Lebensschicksale haben ihn aber nur noch zwei musikdramatische Werke schaffen lassen. Das eine, „Der Cid", gelangte am 21. Mai 1865 in Weimar zur Uraufführung. Nach dem großen Erfolge meinte die herrliche Rosa v. Milde, die Darstellerin der Ximene: „Jetzt haben wir ihn durch." Sie hat sich getäuscht. Nach zwei Aufführungen ist das Werk von der Bühne verschwunden. Ein Vierteljahrhundert lang hat sich keine der deutschen Opernbühnen, die inzwischen hundert geringwertigere fremdländische Werke aufgeführt hatten, dieser Schöpfung wieder erschlossen. Wir wollen freilich zugeben: der „Cid" ist kein Theaterwerk, das großen Kassenerfolg verspricht; aber es ist ein so schönes und vornehmes Kunstwerk, daß ein Theater, das etwas auf sich hält, es zu den Ehrenpflichten rechnen müßte, diese Oper eines deutschen Komponisten ebenso im Spielplan zu haben, wie etwa Verdis „Falstaff".

Den Komponisten schlug die geringe Wirkung seiner Schöpfung nicht nieder; er wußte jetzt, wie viel er konnte. So machte er sich an seine dritte Oper. Er hat von „Gunlöd" nur die Dichtung schaffen können. Ein allzufrüher Tod nahm ihm die Feder aus der Hand, lange bevor die Komposition vollendet war. Aber diese Vollendungsarbeit ist jetzt getan; Waldemar v. Baußnern hat sie geleistet. Das Werk hat sich in dieser Gestalt bewährt; unsere Opernliteratur ist um eine großzügige, edle, durch und durch deutsche, wahrhaft erhebende Schöpfung reicher. Eine „Geschäfts"-Oper ist „Gunlöd" freilich kaum; Sensation wird sie nie machen. Aber es ist hier ein so wertvolles Musikdrama, daß das deutsche Volk nicht darum betrogen werden darf. Wir haben es allmählich eingesehen, daß von denjenigen, die unsere Theater leiten, nirgendwo Förderung dieser edlen, gesunden und kerndeutschen Operndramatik zu erwarten ist. So wollen wir von ihnen verlangen und ertrotzen, was anzubieten ihre Pflicht wäre. Aus diesem Grunde erscheint es uns als Pflicht, nach Kräften unser Volk darüber aufzuklären, was es an

diesem Musikdrama „Gunlöd" besitzt, das ihm noch immer von unsern Theatern vorenthalten wird.

1. Die Entstehungsgeschichte der Dichtung „Gunlöd"

In den letzten Tagen des Jahres 1864 war Cornelius von Wien nach München gekommen, wo ihm Richard Wagner beim König ein Gnadengehalt erwirkt hatte. Nur mit Widerstreben folgte Cornelius dem Rufe, obwohl er dadurch von der schweren Lebensnot befreit wurde. Aber er fürchtete um seine Selbständigkeit. „Wagner konsumiert mich ... Seine Atmosphäre hat eine große Schwüle; er verbrennt und nimmt mir die Luft", schrieb er seinem Bruder. Es wurde wirklich eine schwere Zeit. Man weiß ja, von welchen unerquicklichen Begleiterscheinungen Wagners Tätigkeit in München umringt und allmählich erschüttert wurde. Für Cornelius war der innere Zwiespalt schlimmer. Nach der Aufführung des „Cid" in Weimar war Cornelius klar geworden, „daß er in der Produktion nicht die Wege des Schöpfers von ‚Tristan und Isolde' nachtreten konnte, sondern im Innersten frei seinen eignen Weg gehen mußte." Erst spät kehrte er von Weimar zurück; er hatte sogar die erste Aufführung von „Tristan und Isolde" gemieden. Die Spannung allerdings zwischen Wagner und ihm wurde echt männlich überwunden.

Für Cornelius als Künstler bedeutete es dann sicher eine gewisse Erlösung, als Wagner am 10. Dezember 1865 München verließ. Und auch eine andere Vorbedingung für sein künstlerisches Schaffen war erfüllt: Peter war wieder einmal verliebt. Dieses Mal endlich in die Rechte; mit Bertha Jung, die er in seiner Vaterstadt Mainz gefunden, verlebte er eine selige — nur ach so lange — Brautzeit und eine glückliche — leider viel zu kurze — Ehe. So konnte er, der nach eigenem Geständnis zum Dichten vor allem Liebe brauchte, mit dem neuen Schaffen beginnen. Wir können alles treulich in seinen Briefen verfolgen, die gerade hier in den zahlreichen Schreiben an seine Braut ihre Höhe erreichen.

Es galt zunächst einen Stoff für die neue Oper zu finden; daß sein eifriges Suchen sich immer wieder als vergeblich erwies, brachte ihn schier zur Verzweiflung. Mitte März 1866 schreibt er der Braut: wenn er sie erst sein Weib nenne, „dann muß auch erst Erfindung und Poesie wieder in mich kommen. Sie scheint jetzt ganz vertrocknet; ich stürze mich immer leidenschaftlicher in die Stoffwogen, aber ich finde die Perle nicht." Aber so sehr er unter dieser Lage litt, sein Verantwortungsgefühl war zu groß. „Ich kann nach dem noblen Cid zu keinem untergeordneten Stoff mehr greifen." Da wird er durch die Lektüre von Öhlenschlägers Dramen angeregt, auch einmal zu einem tieferen Studium der Edda zu schreiten. Ende Juni erfahren wir, daß er „nach dem Lesen in der Edda von Simrock ganz versunken war in die Anschauungen dieser Sagenwelt". Und am 29. Juni preist er sie als „eine wahre Bibel, deren genaue Kenntnis mir jedenfalls in Herz und Gemüt wachsen wird".

Damit war es dann auch mit allem Schwanken vorbei. Aus der trüben Zeit des preußisch-österreichischen Krieges heraus, der ihn ganz betäubte, schreibt er am 30. Juni 1866 an die Braut: „Mein Trost ist die Edda, das schöne, heilige Buch, strotzend von allem Nektar der Poesie. Das macht mich wieder völlig zum Wagnerianer, ich find' es eine große dichterische Tat von ihm, zuerst wieder eine große Dichtung aus diesem unerschöpflichen Urquell heraus-

gehoben zu haben. Hier an dieser göttlichen, goldenen Wiege unserer Dichtung, an ihrer heiligen Quelle lege ich denn auch den Wanderstab nieder, in der seligen Gewißheit, daß ich neues Leben aus ihr schlürfe. Tag für Tag habe ich jetzt die Göttergesänge durchlesen, es ist ein Jubel, wie herrlich das alles ist! Den von Wagner und Hebbel zuerst betretenen Weg, den auch beide erst am Schluß ihrer Laufbahn fanden, darf ich voll Hoffnung und Siegesahnung nachwandeln. Alles lädt mich dazu ein. Deutsch sollte mein dritter Stoff sein, und was ist deutscher als dies. Und in diesem Reich der Mythe, einer schönen Natursymbolik, liegt ja doch die eigentliche Bestimmung und rechte Anwendung der Musik: Götter, d. h. sagenhafte, herrliche Menschen, in welche die Eigenschaften und Vorgänge der Natur hineingedichtet wurden — reden zu lassen, das bleibt die höchste Aufgabe der Kunst. Beruhige Dich also von jetzt an mit mir über meine dichterische Zukunft. Hier steckt sie, wenn ich noch etwas zu leisten fähig bin, und ich glaube es. Diese Tage sind eine Markscheide in meinem Leben. Nun weißt Du gewiß, daß ich nicht länger suchen werde... Und Herz! keine Angst, daß ich zum eitlen Nachbeter Wagners werde! Hier ist eine solche Fülle von Poesie, daß viele daraus schöpfen können, ohne dem andern Tropfen wegzunaschen. Ich habe schon meine Gedanken und bin schon aus bestimmter Absicht auf eine gewisse Sage an das Studium des Ganzen gegangen. Hier ist aller Humor und aller göttliche Ernst beieinander! Ja, gibt es noch eine Poesie für die Deutschen, so ist es diese, und sie ist nur auf dem Weg der Wagnerschen Oper zu finden. So wächst mir die vollste Lebensberechtigung und Liebeskraft! Gott sei Dank! — Und gelänge mir nicht, das Erfaßte in schönen Werken zu verherrlichen, so nähme ich doch jetzt die Edda wie eine Bibel mit durchs Leben."

Einige Wochen später berichtet er, daß er drei Opern aus der „Edda" gewinnen wolle. Er packte zunächst den „Gunlöd"-Stoff an, den er am 5. August schon zum zweitenmal skizziert hatte; Mitte November war der erste Akt fertig. Die Arbeit gestaltete sich ihm immer reicher: „Schon sing' ich am Klavier einzelne Sätze oder wenn ich abends still für mich hingehe." Mit der Vollendung ging es allerdings doch nicht so rasch, wie er gehofft. Es gab viel äußere Hemmung, und auch die Aufgabe erwies sich als schwer. „Doch ist eine Hauptsache gewonnen, daß ich durch meine neue Manier der Textanlage viel besser als sonst der Musik in die Hände arbeite. Was unsereins in der Art tut, ist Studie für die ganze Welt. Wie oft habe ich nicht früher gedacht, ob es nicht besser wäre, nach gemachter Szenenanlage zuerst die musikalische Stimmung wirken zu lassen und aus dem so gewonnenen Musikalischen dann den Text nachträglich auszuarbeiten. Nun lege ich aber den Text so an, daß ich frei damit schalten und walten kann; wo mir etwas nicht in den musikalisch-dramatischen Fluß paßt, mich hemmt, setze ich hinterher einige Zeilen anders, oder es kommt ganz Neues hin." (22. November.)

Noch hoffte er auf Weihnachten die Vollendung. Aber vielerlei Hemmungen brachten es mit sich, daß er erst Anfang März sich mit dem 3. Akt im reinen war. Dafür war aber auch das Ganze vertieft und der Gegensatz zwischen der Lichtwelt, der Gunlöd zustrebt, und der Nachtwelt Suttungs immer schärfer herausgekommen. Des Dichters Zuversicht wuchs: „Die Gunlöd kann nur auf der Bühne wirken mit einer glänzenden Ausstattung; ein Dichter muß Kostüme und Dekorationen erfinden — aber ich habe gelernt, diese Ansprüche zu machen, es ist sehr gut, sie zu machen; ich hab' meinen Barbier für zwei

Stuben geschrieben und den Cid auf das bißchen Gartenfeld und Triumphmarsch beschränkt. Die Gunlöd soll Geld kosten, aber sie soll's einbringen. Partitur und Klavierauszug werden vervielfältigt, ehe ich den ersten Schritt in die Welt damit tue, keine Note wird geändert, und ich werde mir die Leut' bezahlen, die alles revidieren und korrigieren." (3. März 1867.)

Endlich am 10. April kann er aufjubeln. Die Dichtung war vollendet. „Mit meinem fertigen Gedicht in der Hand kann ich überall hintreten und sagen: Der bin ich ... O Liebchen, viel, viel schöner ist es als der Cid, gar kein Vergleich. Hier hab' ich mich zum erstenmal ganz von früheren, dichterischen Vorlagen emanzipiert, habe ganz aus eigener Seele und Phantasie geschöpft, hier war nichts vorher, das auch Gunlöd hieß! Nun und nimmer werd' ich nach diesem Gedicht einen früheren Plan ergreifen, etwa die Justine nach Calderons wundertätigem Magus, das ist eine ganz brillante Sache für Leute, denen sonst nichts einfällt. Immer und immer wiederkäuen, den alten Sauerteig kneten? Wer wird neuen Wein in alte Schläuche füllen! Nein, die beiden ersten Opern waren mein Schwimmen an der Stange, jetzt kann ich's." Voll freudigen Stolzes heißt es am 5. Mai: „Sei nicht bang', die Gunlöd ist da, sie ist sehr schön; mit der Gunlöd in der Hand erfleh' ich mir eine Vorlesung beim König von Preußen, beim Kaiser von Österreich, wer es sei — und bitt' um Unterstützung für die Komposition. Mit meinem fertigen Werk ist Kraft und Zutrauen wieder gewachsen. — Ich hab' in die Kopie geschrieben: In Wort und Ton Richard Wagner gewidmet. Das durft' ich tun, denn es war von Anfang im ersten Plan Wagner, als notwendige Konsequenz meines Lebens, gewidmet, wo ich's auch komponiert hätte. Ach, mein Werk ist schön, in jedem Moment reißt mich's wieder hin, die Musik wird herrlich. — Du wirst geheirat't und die Gunlöd komponiert, so wahr mein Stern leucht't."

2. Von der Art der germanischen Mythologie

Ich habe die Entstehungsgeschichte der „Gunlöd" so ausführlich aus den Briefstellen von Peter Cornelius dem Leser vorgeführt, nicht nur, weil diese Briefe uns den prächtigen Menschen und reinen Künstler so greifbar nahebringen, sondern auch, weil sie die hinreißende Macht kennzeichnen, die die Edda und in weiterem Sinne die germanische Mythologie auf urdeutsche Künstlernaturen auszuüben pflegt.

Es geht ja eigentlich jedem Deutschen so, daß er verhältnismäßig erst in späten Jahren zur germanischen Mythologie vordringt. Das wird auch so bleiben, trotzdem sich in den letzten Jahren in den Kreisen der Schulmänner die Stimmen mehren, die die Aufnahme der germanischen Mythologie unter die Unterrichtsgegenstände der Schule verlangen. Es wird mich niemand undeutscher Gesinnung zeihen wollen, und so wage ich es ruhig, dieses Verlangen als undurchführbar zu bezeichnen. Darüber, daß wir eine eigentlich deutsche Mythologie nicht haben, daß sicher die religiösen Vorstellungen der alten Bewohner Deutschlands sich durchaus nicht mit denen der Nordländer gedeckt haben, wäre noch hinwegzukommen. Denn die nordischen religiösen Vorstellungen sind zum mindesten germanisch und stoßen in unserem Empfinden auf eine Empfänglichkeit, die sicher darauf beruht, daß ursprünglich Verwandtes sich hier begegnet. Die Art der religiösen Sehnsucht, das Streben aus der Versenkung in die Natur, die Lösung für das seelische Verlangen zu finden,

sind gleich, obwohl man keinen Zweifel hegen kann, daß die Natur Deutschlands zu anderen Lösungen hätte führen müssen, als die Natur Skandinaviens oder Islands. Aber da für die Bewohner des heutigen Deutschlands die Entwicklung durch das Eindringen des Christentums allzu früh abgebrochen wurde, müssen wir uns an die Nordländer halten, die einige Jahrhunderte länger ihre ursprünglichen Vorstellungskreise aufbauen durften. Aber was die Aufnahme auch dieser nordischen Mythologie in den Unterricht der Schulen so sehr erschwert, ist, daß auch sie nicht bis zur Ausgestaltung eines Systems gediehen ist.

Die ganze nordische Mythologie befindet sich in einem Zustande, den man am besten jenem vergleicht, den ein ungeheurer Stoff, wie etwa der „Faust", beim Dichter in der Zeit zwischen der ersten Aufnahme des Stoffes und seiner endgültigen Inangriffnahme zur Gestaltung durchmacht. Einige Grundlinien erweisen sich als feststehend. Der äußere Rahmen gewissermaßen ist gespannt; innerhalb desselben aber ist alles im Flusse. Stets tauchen neue Beziehungsmöglichkeiten auf, allerlei Zusammenhänge ergeben sich, die im ursprünglichen Stoff gar nicht vorhanden sind, die aber jetzt geradezu nach der Verbindung verlangen. Das Verbundene wirkt dann wieder auf neue Voraussetzungen zurück und dergleichen mehr. Nun muß man bedenken, daß hier ein ganzes Volk der Dichter ist, genauer, daß die dichterischen Naturen eines ganzen Volkes sich auf diesen einen Stoff verwiesen sahen und an ihm ihre Phantasie und ihre Gestaltungskraft erprobten. Dazu daß ein ganz gewaltiger Dichter gekommen wäre, der diese Hunderte von nebeneinander laufenden Überlieferungen genommen hätte und aus ihnen unter Weglassung von Seitenwucherungen, unter Hinzufügung letzter Bindeglieder den großartigen Bau gestaltet hätte, ist es nicht gekommen. Alles drängt zu dieser Gestaltung hin. Das Verlangen nach dieser endgültigen künstlerischen und darum innerlich logischen Gestaltung muß jeden überkommen, der die zahlreichen Stoffteile kennen lernt. Aber die Erfüllung ist nicht geworden. Wir haben sie nur für einzelne Stoffkreise der Heldendichtung. Aus zahllosen Liedern von Siegfried, Brünnhild, Krimhild, von den Nibelungen, dem Frankenkönig, von Etzel und den Hunnen gestaltete einer die fertige Dichtung des Nibelungenliedes. Nicht mit jener höchsten formalen Künstlerkraft, daß man die Zusammenfügung nicht mehr gewahr würde, aber doch mit einer so starken seelischen Erfassung des Stoffes, daß das Ganze als Lösung großer Charakter- und Seelenprobleme erscheint.

Wie stark für die germanische Mythologie ein solches Bedürfnis ist, wie hier alles auf diese endgültige Gestaltung hindrängt, dafür haben wir den schlagenden Beweis in der ungeheuren Bedeutung, die Richard Wagners Bühnenfestspiel: „Der Ring des Nibelungen" gewonnen hat. Es ist uns gar nicht mehr möglich, heute unsere Vorstellung von dieser Gestaltung des mythischen Stoffes freizumachen, und mit den Namen tauchen für uns die Gestalten auf, die Wagner geschaffen hat. Ja gewiß ist jenes oben gekennzeichnete Verlangen, unserer Jugend die germanische Mythologie nahezubringen, zum großen Teil auf die Wirkungen der Kunstwerke Richard Wagners zurückzuführen.

Gerade auf diesem halb chaotischen Zustand, in dem sich die germanische Mythologie befindet, beruht die wunderbare Lockung, die sie auf dichterisch veranlagte Menschen ausübt. Man kann als einen der Hauptgrundzüge der germanischen Mythologie die außerordentliche Hochschätzung des „Wissens" ansehen. Daher die ungeheure Bedeutung der Runen; daher vielleicht die Erklärung für die Tatsache, daß die jüngere Gottbildung „Odin"



als „Wisser der Runen" allmählich zum höchsten Gotte wird. Andererseits ist die Verbindung des „Wissens" mit den „Runen" wieder ein Charakteristikum dafür, daß man das Wissen auffaßte als ein Eindringen in Geheimnisse, als seelisches Erkennen oder Erfühlen innerster Zusammenhänge; nicht als Wissenschaft der Erfahrung von einer Summe von Tatsachen. Es offenbart sich hier jene Einstellung zur Welt, die noch heute für die germanische Kunst charakteristisch ist gegenüber der romanischen. Nicht sinnliche Erfassung und damit formale Bezwingung der Erscheinungswelt, sondern seelische Aufnahme derselben; in der Kunst dann Ausdruck dieser so geweckten seelischen Empfindungen durch die Formen der Erscheinungswelt. So ist leicht erklärlich, daß für den Germanen Wissen gleichbedeutend war mit Dichterfähigkeit, das heißt auch mit Schöpferkraft, mit dem Vermögen, Neues zu gestalten. Also nichts von dem, was wir heute unter Wissenschaft verstehen, was zum Beispiel das ganze klassische Römertum darunter verstand: nicht Kenntnis der bereits erforschten Dinge, im letzten Sinne sogar Kasuistik. So kommt es, daß alles, was uns als Wissen von Göttern, von ihrem Tun von der Welt überliefert ist, niemals den Charakter der Erfahrung an sich trägt, niemals systematische Zusammenfassung von Erkenntnissen darstellt, sondern immer als künstlerischer Ausdruck eines persönlichen Empfindens vor uns tritt.

Darum ist denn alles, was wir als germanische Mythologie empfangen, Dichtung. Aber alles wirkt leider auch bloß als Bruchstück einer Dichtung, gewissermaßen als dichterisch angeschautes Material, das noch der endgültigen Bearbeitung bedarf.

Hierin liegt für den Künstler das ungemein Lockende dieser gesamten Welt. Wer an die griechische Mythologie geht, der hat nicht nur eine fertig gestaltete Weltanschauung, sondern auch eine fertige Kunst vor sich. Alles, was ein Heutiger aus seinem Persönlichen hier hinzutun will, ist subjektive Gestaltung, wirkt fast notwendigerweise als Vergewaltigung dieses durchaus fertigen Stoffes. Germanische Mythologie umgekehrt ist für uns Heutige gar nicht genießbar als Kunstwerk, wenn nicht der Künstler von heute hingeht und dieses Kunstwerk erst schafft. Und wir verlangen nach der Herstellung dieser Zusammenhänge, die wir überall spüren; wir sehen in zahlreichen Überlieferungen lauter Äste und Zweige. Wir spüren dabei, daß sie alle an einen Baum gehören, und wir verlangen nach dem Dichter, der uns den Stamm dieses Baumes aufweist, ja, daß er nun bis zur Wurzel, in die Tiefe des urmenschlichen Empfindens hinabdringt und uns diesen menschlichen Besitz, aus dem heraus all das gewachsen ist, mitteilt. Was Richard Wagner an der germanischen Mythologie getan hat, das war keine Vergewaltigung, wie man es oft gescholten hat, sondern die höchste künstlerische Erfüllung, die notwendige Endgestaltung. Daher auch die ungeheure menschliche Wirkung, die sein Werk zu üben vermochte.

3. Cornelius' Verhältnis zur Mythologie

Auch die Beschäftigung unseres Cornelius mit der „Edda" gehört in den Bereich dieser Wirkung Richard Wagners. An dessen riesenhafter Persönlichkeit gemessen, war Cornelius Kleinkünstler; eine mehr beschauliche, idyllische und vor allen Dingen eine durchaus lyrische Natur. Wir wissen, wie er

sich bei aller Verehrung des Meisters dagegen zu wehren verstand, seine Persönlichkeit preiszugeben; wie er fühlte, daß in ihm etwas durchaus Eigenes stecke, etwas, was die anderen nicht besaßen. Aus dieser ureigenen Persönlichkeit, deren vornehmster künstlerischer Ausdruck die Liebe zum Kleinen, die sorgsame Ausbildung der Einzelheit, in geistiger Hinsicht die Verschönerung und Verklärung des Alltags war, — er ist wohl der sinnigste Gelegenheits- und Tagebuchdichter, den wir besitzen — schuf er auch jenes Bühnenwerk, das ihm seine eigenartige Stellung innerhalb der deutschen musikdramatischen Literatur gewährt: den „Barbier von Bagdad". Wir haben kein zweites Werk seit Mozart erhalten, in dem eine solche überlegene Durchgeistigung eines alltäglichen Vorganges zu einem köstlichen und dabei stets bewußten Spiel vorhanden wäre. Nicht umsonst stammt Cornelius vom Rhein, wo durch die stete Berührung mit romanischer Kultur, durch den wunderbaren Reichtum der Natur und den freudigen Lebensgenuß, der damit in Verbindung steht, etwas von dieser feinen Lebenskultur dauernd lebendig geblieben ist. Es ist aber der sprechendste Beweis für die überwältigende, ja man muß wohl sagen, für die vergewaltigende Macht, die Richard Wagners aufs Ungeheure gerichtete Künstlerschaft gegenüber seiner Umgebung ausübte, daß Cornelius dieses Ureigenste, was er in seinem Barbier gegeben hatte, nicht mehr für voll nahm, ja wohl gar nicht mehr recht erkannte.

Es ist bekannt, daß sein „Barbier" nachher erst wieder in einer Bearbeitung, die doch eigentlich eine Wagnerisierung seines Orchesterspiels darstellt, auf der Bühne erschien; erst jetzt in einer Zeit, die im Rückschlag gegen die riesenhafte Festspielkunst Wagners nach einer intimen Kunst verlangt, ist die ursprüngliche Gestaltung des „Barbiers" uns als die Erfüllung einer Stilsehnsucht erschienen. Sprechender noch als die Tatsache, daß Cornelius den ihm so ganz eigenen Musikstil preisgab, ist die Tatsache, daß er nachher nur noch nach dem großen Drama strebte. Das ist ja so natürlich. Ein so feiner Ästhetiker wie Robert Schumann hat sich aus seiner so ganz eigenartigen Kleinkunst in die Sinfonie hineintreiben lassen. Bis zu einem gewissen Grade darf man ein Ähnliches von einem Brahms behaupten, der doch gewiß nicht zur Unklarheit über seine Fähigkeiten aufgelegt war. Es liegt dieses Übernehmen in der Form im Wesen des deutschen Künstlertums, gerade, weil dieses nicht in jener Weise formale Kultur bedeutet, wie etwa das romanische.

Aus diesem Streben nach dem großen Inhalt, nach dem Kunstwerke, womit man sein Volk im Innersten ergreifen und erschüttern kann, hat Cornelius erst die große historische Oper geschaffen im „Cid" und ist sodann, dem von Wagner gebahnten Wege folgend, zur „Edda" gelangt. Wir haben es ja in den oben angeführten Briefstellen erfahren, wie er hier das Urdeutsche, ja das ewig Geltende, weil Urmenschliche gefunden zu haben vermeinte.

Gerade in dieser Hinsicht für die innere Bedeutung, den symbolischen Untergrund der einzelnen Überlieferungen der nordischen Mythologie, pflegt man sich aber folgende Tatsache nicht scharf genug klarzumachen. Es ist wahrscheinlich, daß für die ursprünglichsten Mythen jedesmal die entsprechende Deutung aus dem Leben der Natur gefunden werden kann. In anderen Worten: diese ursprünglichsten Mythen sind die dichterische Einkleidung eines Naturvorganges, eines Naturzustandes. Gegenüber dieser ursprünglichsten ersten dichterischen Arbeit gibt es nun aber eine zweite spätere, für die der unmittelbare Zusammenhang mit dem in der Natur Erschauten

wegfällt, die also auch nicht mehr natursymbolisch gedeutet werden darf. Diese zweite Dichtertätigkeit hält sich nämlich an das bereits Gedichtete, sieht in diesem nicht mehr die Gestaltung eines Naturerlebnisses, sondern schon den Mythos, die Erzählung von Gott. Was diese späteren Dichter tun, ist ein Weiterdichten dieses Stoffes. Was in der ursprünglichen mythischen Erzählung rein als Erzähltes nicht ganz klar wird oder weitere Neugier weckt, wird nun mit mehr oder weniger fruchtbarer Phantasie hinzugedichtet. Für diese Hinzudichtung fehlt aber die Beziehung zur Natur. Deshalb vermögen uns auch die zahlreichen Deutungen der germanischen Mythologie selten zu befriedigen, weil sie zu systematisch eine Art der symbolischen Auffassung durchführen wollen, die doch das so stark vorhandene, unabhängige Phantasieren, das einfache Erzählen von Mären und Märchen nicht verträgt. Wir werden das gerade an unserem Stoffe sehr schön verfolgen können.

4. Der Mythos von Gunlöd

Der Instinkt der Dichternatur von Peter Cornelius hat sich bei der Wahl seines Stoffes aufs beste bewährt. Er griff mit glücklicher Hand zu einem eng umgrenzten Geschehnisse, das sich in verhältnismäßig kleinem Rahmen darstellen ließ. Während Wagner im „Ring des Nibelungen" den Weltstoff aufgriff, der schließlich die ganze Frage des Daseins lösen mußte, begnügte sich Cornelius mit einem einzelnen Erlebnisse Odins, das eine Vorbedingung seiner bedeutsamen Stellung im germanischen Götterhimmel bildet. Daß so der Stoff trotz seines kleineren Umfanges nicht bloß eine Episode in der germanischen Mythologie war, wie so manche anderen der mythologischen Musikdramen, die das Wagnerianertum hervorbrachte, war vor allen Dingen auch deshalb wertvoll, weil diese wesentliche Zugehörigkeit zur germanischen Mythe das Zugrundeliegen eines ewigen Menschheitsgehaltes geradezu verbürgt. Diesen Inhalt zu heben, ihn für das heutige Geschlecht fruchtbar zu machen, war des Dichters Aufgabe. Wie fast in allen derartigen Fällen galt es für ihn dabei: einmal weit auseinander liegende Steine zum einheitlichen Bau zusammenzufügen, daneben aber auch viel Schutt hinwegzuräumen.

Im „Hamaval" der älteren Edda fand Cornelius das Wichtigste für seinen Stoff. Aus dem „Bragaroedhur" der jüngeren Edda trat manches ergänzend hinzu. Es war der Mythos, wie Odin sich in den Besitz des Dichtermetes setzte. Zum Verständnis aller germanischen Mythen ist Vorbedingung, zu wissen, daß der Germane in seinen Göttern keine ewigen Wesen sah; sie sind nach Anfang und Ende begrenzt, letzterdings nur die gewaltig emporgehobenen Verwalter der Erde.

Odin ist der Vertreter des jüngsten Göttergeschlechts. Die anderen Mächte der Welt: die alten Götter, die Riesen, die Zwerge, auch die zahlreichen feindlichen Mächte der Erde, befinden sich bei seinem Auftreten im Besitz von Kräften, gewissermaßen von den Urkräften. Will Odin die Macht über die Welt gewinnen, so muß er sich diese Kräfte entweder erwerben, oder sie sich dienstpflichtig machen, oder sie durch Verträge binden, oder endlich, wenn ihm das alles nicht gelingt, sich gegen diese feindliche Macht rüsten.

Den Dichtermet, und damit die höchste Weisheit hat er sich gewonnen: und zwar laut dem altgermanischen Mythos durch List und Trug.

Die altgermanische Mythologie ist aber durchweg Verherrlichung des Grundsatzes, daß der Zweck die Mittel heilige.

Als die Grundstützen der dichterischen Fassung dieses Mythos können wir folgendes erkennen: Bei Odins Auftreten sind im Besitz des Dichtermetes die Riesen; als die gewaltigsten Söhne der Erde und ältesten Zeugen der Geschichte sind sie die natürlichen Väter der Dichterkunst. Von den zahlreichen Riesen ist es Suttung, der den Trank innehat. Suttung heißt: der vom Sud beschwerte, also der Berauschte. Wir erkennen hier, daß die Germanen ebensogut die dichterische Macht des Berauschtseins empfanden wie die Griechen in ihrem Dionysosdienste. In einem Felsen hütet Suttungs Tochter, Gunlöd, den köstlichen Met. Odin versucht, in den Besitz des Trankes zu kommen. Er schlüpft in der Gestalt eines Wurmes durch ein Loch, einen Spalt in die im Innern der Felsen liegende Riesenhalle und nennt sich Hawi, der Hohe. Mit List gelingt es ihm, das Vertrauen des Riesengreises zu gewinnen. Leichter noch hat er es mit dem Herzen der Tochter. So wird der versteckte Gott als Freier aufgenommen und die Verbindung zwischen den Liebenden vollzogen. In Suttungs Saal wird das Hochzeitsmahl gerüstet. Auf goldenem Stuhle sitzend reicht Gunlöd ihm den kostbarsten Met. Aber noch in der Hochzeitsnacht entweicht der Gott, nachdem er alle Gefäße geleert, und bringt den Met zum Himmel in die Wohnung der Götter. Am Tage nach der Hochzeit kommen die Riesen, um nach dem Bölwerkr, das ist dem Übeltäter zu fragen; denn sie haben von der Entweichung des Freiers Hawi gehört.

So die ursprüngliche Form. Man hat diesen Mythos als Regenmythos gedeutet. Man kann noch weitergehen und unter Hinzuziehung überall verbreiteter Sagen im Raube des Trankes den allgemein menschlichen Besitz des Wassers erkennen. Dieses Wasser ist im Innern der Erde in den Felsen festgehalten. Um es zur Oberfläche, zu den Menschen zu bringen, muß es von da unten befreit werden. Man kann sich denken, daß bei Völkern, die unter Wassermangel zu leiden haben, schon der Erwerb des Wassers allein den Inhalt des Mythos ausmacht. In anderen Gegenden, wo es an Wasser nicht fehlt, muß dieses natürlich eine besondere Bedeutung haben. Das Märchen kennt ein solches Wasser in dem in einem fernen Felsen verborgenen Wasser des Lebens. In der germanischen Mythologie ist dieses kostbare Wasser der Trunk der Weisheit, der Dichtertrank.

Diese ursprüngliche Geschichte wurde nun weiter ausgedichtet. Vor allen Dingen mußte eine Zeit, die gar kein Gefühl mehr für die Bedeutung des Dichtertrankes als Naturerscheinung des Wassers hatte, sich nach der Herkunft dieses Dichtertrankes fragen. Dafür wurde nun eine lange Vorgeschichte ersonnen. Als die Wanen (die alten Götter) und die Asen (das jüngere Göttergeschlecht) nach langem Kampfe Frieden schlossen, hatten sie ihren Speichel in ein Gefäß gespieen und daraus einen Mann gebildet, Kwasir. Dieser vereinigte also in sich die Kräfte der beiden Göttergeschlechter (da der Speichel aus dem Innern des Menschen fließt und sich hier langsam absondert, kann er einer naiven Anschauungsweise als etwas besonders Kostbares, gewissermaßen als der Ausfluß der ganzen Kraft des betreffenden Wesens erscheinen), war somit der Weiseste von allen. Ihn aber töteten heimlich zwei Zwerge und fingen sein Blut in dem Kessel Odröri auf. Dann mischten sie dieses Blut mit Honig, und diese Flüssigkeit hieß seitdem Met. Jeder, der davon trinkt, erhält die Gabe der Dichtkunst, also der Weisheit. Vielleicht

daß man auf diese Art die Weisheit der Zwerge erklären wollte, und es mag der Mythos für sich allein so gedichtet worden sein. Nachher versuchte man ihn wieder mit dem anderen Mythos zu verbinden und mußte also den Übergang des Besitzes dieses Trankes von den Zwergen an den Riesen Suttung erklären, was ganz einfach dadurch geschah, daß Suttung den Trank als Wergeld für seinen von den Zwergen erschlagenen Vater erhielt.

Hier wird nun auch die Art, wie Odin sich in den Besitz des Trankes setzt, genauer geschildert. Als Schlange dringt er durch ein in den Felsen gebohrtes Loch in Suttungs Halle. Hier nimmt er seine göttliche Gestalt an, verführt das Mädchen und schlürft den Met aus. Dann entflieht er in Adlersgestalt. Suttung, der ihn als Adler verfolgt, findet den Tod. Der Adler Odin aber hatte einiges von dem Mete hinten von sich gegeben, und das ist der Dichterlinge Anteil. Der Met selber aber ist für die bestimmt, die gut zu dichten verstehen. Man erkennt an der witzig sein sollenden Schlußwendung die spätere Zutat. Die Vorstellung aber von der Flucht als Adler, wie überhaupt die Vorstellung von diesem berauschenden, Unsterblichkeit verleihenden Göttergetränke, geht in die indogermanische Urzeit zurück. Wir haben in Indien den den Soma raubenden Adler Indras, und auch dem griechischen Zeus bringt ein Adler den göttlichen Nektar.

(Ein zweiter Artikel folgt)



Der Kaiser und Meyerbeer

Zum Ostersonntag standen auf dem Spielplan der Berliner Königlichen Oper „Die Hugenotten". Dreißig französischen Studenten, die auf einer mit allzuviel Brimborium inszenierten Studienreise durch Deutschland begriffen sind, sollte eine Vorstellung deutscher Opernkunst gegeben werden; dazu ausersehen war Meyerbeer mit seinen „Hugenotten". Die Geeignetheit dieses Werkes zur Feier des hohen christlichen Festes hat offenbar bereits Friedrich Wilhelm IV. vorausgeahnt, als er von den „Hugenotten" urteilte, es sei eine Oper, in der Katholiken und Protestanten aufeinander schießen und der Jude die Musik dazu macht. Beim zweiten Fall vergeht einem doch der Humor. Nun hat uns Richard Wagner nach langem, schwerem Kampfe das deutsche Musikdrama gebracht; alle Welt ist sich einig, in diesem Musikdrama den höchsten künstlerischen Ausdruck, den deutsches Wesen in der Musik der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gefunden hat, zu sehen. (Ich wählte absichtlich die Worte der Einschätzung nicht allzu hoch.) Da kommen französische Studenten nach Deutschland, doch offenbar um Deutschland kennen zu lernen. Sie werden in das erste Opernhaus der Hauptstadt des Deutschen Reiches geführt. Doch offenbar, um hier deutsche Musik zu hören!? I bewahre! Man stellt ihnen ein Werk vor, das der Jude Meyerbeer vor siebzig Jahren auf einen französischen Text des Franzosen Scribe für die Pariser Oper geschaffen hat.

Ich traue unseren Opern-Intendanten alles zu, außer einer kräftigen Betätigung nationalen Kunstempfindens. Wenn es innerhalb eines Berufsstandes Vererbung gibt, so sind sie erblich belastet. Die deutsche Kunst — deutsches Drama und Oper voran — haben sich von jeher gegen unsere großen

Hoftheater durchsetzen müssen. Aber daß von einem dieser Hoftheater 25 Jahre nach Richard Wagners Tod eine systematische Pflege der unglückseligsten aller Operngattungen ausgehen würde, durfte man doch nicht annehmen; daß wir auf dem Gebiete des Musikdramas, wo wir mit Gluck, Mozart, Weber, Wagner die Größten sind der Welt, nochmals einer grundsätzlichen Pflege des Ausländertums verfallen würden, hätte auch ein Schwarzseher nicht voraussagen dürfen.

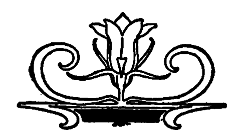
Ich halte es für Pflicht, es ruhig auszusprechen, daß ohne die Geschmacksrichtung unseres Kaisers diese Entwicklung nicht möglich gewesen wäre; d. h. genau genommen erst dadurch, daß unsere Hoftheater-Intendanten sich als Diener des Kaisers und nicht als Diener der deutschen Kunst betrachten. Es fällt mir nicht ein, mit diesen hohen Beamten über die Auffassung ihrer Pflichten zu streiten; noch viel weniger, dem Kaiser das Recht seiner persönlichen Geschmacksrichtung zu bestreiten. Ich stelle nur Tatsachen fest und ziehe daraus die Folgerung, daß dem deutschen Volke allmählich klar werden muß, daß es die Lebensinteressen seiner Kunst unabhängig machen muß von jenen Einrichtungen, die vom persönlichen Geschmack eines Regierenden bestimmt werden. Hoftheater nützen uns nichts, wir brauchen Staatstheater, wobei es freilich fraglich bleibt, ob unsere Volksvertretung charaktervoll genug wäre, zu erreichen, daß diese Staatstheater auch Volkstheater wären.

Der Kaiser hat keine Liebe für Wagner; er ist ihm „zu geräuschvoll". Uns andern gilt Meyerbeer für den „wüstesten" Lärmmacher in der Geschichte der Oper. Der Kaiser sagte aber von den „Hugenotten", er „liebe diese Musik sehr und ziehe sie den meisten Opern der modernen Produktion vor". Die Neueinstudierung dieses auf dem letzten Provinztheater abgespielten Werkes wurde als so wichtiges Ereignis behandelt, daß die Direktoren der Pariser „Großen Oper" dazu eingeladen wurden; daß der Kaiser selber an Proben teilnahm und dem erkrankten Intendanten nach jedem Akt Bericht sandte über den Verlauf dieser epochemachenden Aufführung. Dabei war es, nebenbei bemerkt, die 312. Aufführung dieses Werkes an unserer Hofbühne.

Diese Berliner Hofoper ist einer Prunksucht verfallen, die zum Kunstverhängnis werden muß. Einmal weil bei den Opernbesuchern einseitig die Schaulust großgezogen wird, sodann weil riesige Mittel für unkünstlerische Zwecke vergeudet werden. Denn die Schönheit der Bühnenbilder wächst keineswegs mit ihrem Reichtum. Was die Ausstattung der „Hugenotten" gekostet hat, weiß ich nicht; es wird kaum weniger sein, als was für die der „Aida" angelegt wurde, die 80000 Mark verschlang. Das war die andere „Großtat" unserer Hofbühne in dieser Spielzeit. Ich verehre und liebe Verdi, den ich nie in einem Atemzuge mit Meyerbeer nennen würde. Aber gerade seine „Aida" zeigt den Fluch der „großen" Oper. Verdis dramatische Kraft ist so ungeheuer, daß es nachträglich möglich wäre, aus dieser Prunkoper, die für ein Prunkfest geschaffen wurde, das Drama herauszuschälen. An der Berliner Hofoper wird das Werk statt dessen nach Möglichkeit zum Ausstattungsstück erdrückt. Dann wurden auch zwei Neuheiten herausgebracht: des Italieners Puccini „Madame Butterfly", die sich dank der Ausstattung und der guten Gesangsleistungen trotz der künstlerischen Minderwertigkeit bislang auf der Bühne behauptete; und des Franzosen Massenet „Therese", die trotz aller Liebesmüh in den Fluten der eigenen Wässerigkeit ertrank. Allenfalls wäre noch eine Wiederaufführung von Leoncavallos „Roland von Berlin" zu nennen.

Massenets Werk war eine Nachwirkung des Montecarlo-Gastspiels unseligen Angedenkens, Leoncavallos Werk ist die einzige Oper, die bislang im Auftrag des Kaisers geschaffen wurde. Es gibt Leute, die sagen, das alles sei Politik, Friedenspolitik. Mag sein. Herr von Schoen hat uns ja im Reichstag so viel von den eigenen Lebensgesetzen der höheren Diplomatie verraten, daß ich keine Lust verspüre, in die Geheimnisse dieser Wissenschaft einzudringen; mir fehlt's ohnehin an Schmiegsamkeit. Aber soviel weiß ich in diesem Falle bestimmt: der Franzose oder Italiener, der diese Liebenswürdigkeiten so auffaßt, wie sie der Kaiser meinen mag, ist ebenso schwer zu finden wie der Mann, den Diogenes mit der Laterne suchte. Unendlich groß ist aber die Zahl jener Ausländer, die in alledem nur Eingeständnisse der Minderwertigkeit deutscher Kultur sehen; täglich wachsend ist die Zahl der Deutschen, die darin eine schwere Schädigung deutscher Kunst und deutschen Volkstums beklagen.

Karl Storck

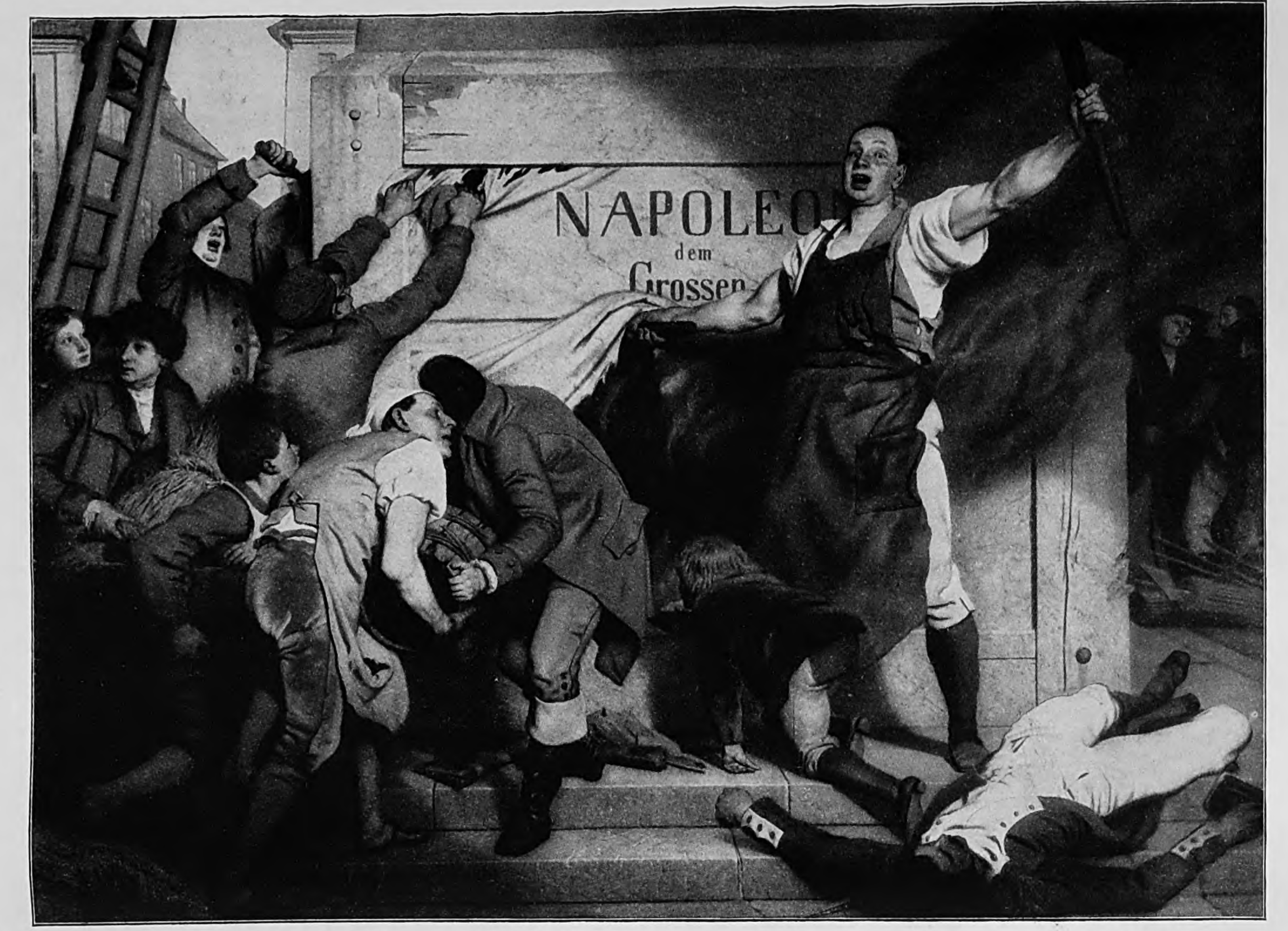


Neue Bücher

Joachim-Gedenkbüchlein. Von Lothar Brieger-Wasservogel. (Berlin, W. Nagel & Dursthoff. 75 Pfg.)

Ein äußerlich doch wohl etwas zu bescheidenes Gedenkbüchlein, das zu leicht vom Strome der Neuerscheinungen der Bücherwelt hinweggeschwemmt wird. An sich bringt es eine ganz gute Würdigung und ausreichende Lebensbeschreibung Joachims. Über sein Spiel finde ich eine feine Bemerkung: „Joachim will vergessen machen, daß er eine Geige in der Hand hat, er will die Komposition vom Instrumente befreien, dem Klange eine scheinbare Selbständigkeit geben.“ In dieser Befreiung der Komposition vom Instrumente war Joachim in der Tat als reproduzierender Künstler die Erfüllung Beethovens. Widerspruch dagegen ruft es hervor, wenn Joachim als Führer der absolut musikalischen Partei gefeiert wird. Beethoven ist unter diesen Begriff nicht unterzubringen. Noch schlimmer ist dann das Wort: „Der letzte große Idealist der deutschen Musik“, oder was das gleiche ist: „Der letzte typische Deutsche in der Musik.“ Im Anhang sind einige Briefe von und an Joachim mitgeteilt, darunter die bekannte Absage an Liszt. Vielleicht daß wir bald den Briefwechsel zwischen Joachim und Brahms erhalten; da werden dann wohl manche Offenbarungen bejahenden Musikempfindens enthalten sein, in denen gerade bei Joachim viel Wertvolleres liegen muß, als in seiner doch recht anfechtbaren Kritik. Von den beigegebenen Abbildungen ist die der Titelseite vorgestellte ausgerechnet eine der schlechtesten unter den zahlreichen Bildnissen Joachims.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Erfurter Bürger verbrennen 1814 den Napoleon-Obelisken — Peter Janssen

Selbstbildnis

Fritz v. Uhde





X. Jahrg. Juni 1908 Heft 9

Die Unabhängigkeit des preußischen Richters

Von

J. E. Frhrn. v. Grotthuß

Der Amtsrichter Emil Theisen, jetzt Landgerichtsrat in Düsseldorf, hatte bei der Bearbeitung von Strafsachen in Frankfurt a. M. die Wahrnehmung machen müssen, daß bei der Festnahme und gerichtlichen Vorführung von Personen die zum Schutze der persönlichen Freiheit erlassenen gesetzlichen Bestimmungen von der Polizeibehörde nicht beachtet wurden. Und zwar sei das „alltäglich" geschehen. Die gleiche Wahrnehmung wurde ihm von Kollegen bestätigt und hinzugefügt, daß dieserhalb schon früher wiederholt an die Justizverwaltung berichtet worden sei, — aber vergeblich!

Als die Fälle sich häuften, die Festgenommenen, statt auf ihr gesetzliches Verlangen sofort dem Richter zugeführt zu werden, immer wieder gegen den klaren Wortlaut des Gesetzes in Haft behalten wurden; als auch wiederholte Hinweise auf die Bestimmungen des Gesetzes fruchtlos blieben, entschloß sich der Amtsrichter endlich auf Grund seiner persönlichen Erfahrungen und der Aussagen der Festgenommenen durch Anzeige bei der Staatsanwaltschaft diesem Willkürzustande pflichtgemäß ein Ende zu machen.

Er stützte sich dabei auf den § 341 des Strafgesetzbuches: „Ein Beamter, der vorsätzlich, ohne hiezu berechtigt zu sein, eine Verhaftung oder vorläufige Ergreifung und Festnahme oder Zwangsgestellung vornimmt oder vornehmen läßt, oder die Dauer einer Freiheitsentziehung

verlängert, wird nach Vorschrift des § 239, jedoch mindestens mit Gefängnis von drei Monaten bestraft."

Diesen Tatbestand erkannte der Amtsrichter als vorliegend und erstattete demgemäß Anzeige. Die widerrechtliche Freiheitsentziehung, erklärte er, könne auch dadurch nicht wohl gerechtfertigt erscheinen, daß die in Frage stehenden Personen (Prostituierte usw.) infolge ihrer moralischen Verkommenheit minderwertig seien. Das Gesetz unterscheide in dieser Beziehung nicht. Es liege in allen Fällen offenbar ein Vergehen gegen den § 341 St.-G.-B vor.

Die Folge war ein Strafverfahren gegen — den Amtsrichter, das ihm die ehrenrührigsten Herabsetzungen seiner Person, moralische, wirtschaftliche, gesellschaftliche Schädigungen aller Art einbrachte, schließlich mit seiner Strafversetzung nach einem kleinen Nest (Baumholder) und dauernder Kaltstellung als Beisitzer an einem Kollegialgericht endete!

Wie das möglich war? Nur der bare Unverstand des „Laien" kann so fragen. Nur wer sich die fromme Einfalt, den keuschen Kinderglauben seines preußischen Untertanengemüts trotz aller Anfechtungen böser Zweifler und Nörgler unberührt erhalten, nie hinter die Kulissen geschaut hat, kann sich noch in dem Wahne wiegen, daß von dem preußischen Richter ausschließlich und als oberste Aufgabe Wahrnehmung des Gesetzes und nur des Gesetzes unter allen Umständen gefordert wird. Gewiß, das Gesetz soll — auch nach diesen Anforderungen — hoch für den Richter stehen. Aber das Höchste ist es nicht. Höher soll ihm die Rücksicht auf die Solidarität des Beamtentums, die Empfindlichkeiten, Interessen und Wünsche der Verwaltungsbehörden und nicht zuletzt der eigenen Vorgesetzten gelten. Über das anzuwendende Gesetz mag der Richter entscheiden, über Art und Umfang seiner Anwendung befindet die vorgesetzte Behörde.

Landgerichtsrat Theisen hat seine Erlebnisse und Beobachtungen in einer Schrift von 147 Seiten niedergelegt: „Unwürdig und unfähig? Ein Kampf um die Ehre und die Unabhängigkeit der Justiz" (Elberfeld, A. Martini & Grüttefien). Sie liegt nunmehr — nach kaum Jahresfrist — in zweiter Auflage vor! Ein erfreuliches Zeichen, daß er nicht vereinzelt in seinem Stande die von ihm geschilderten Zustände als entwürdigend empfindet. Denn ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß die meisten Abnehmer des Buches Amtsgenossen des Verfassers waren. Aber was das Buch — für die große Mehrzahl der „Unberührten" — enthüllt, das gehört in die weitesten Kreise, das geht weit über den Rahmen irgend eines Standesinteresses hinaus. Es ist nationale Angelegenheit, Volkssache! Tua res agitur! Um dein Recht handelt es sich, du gläubigstes und langmütigstes Geschöpf unter den Völkern!

Der Verfasser behauptet nichts, was er nicht durch Akten belegt und beweist. Er unterdrückt auch solche Tatsachen und Schriftstücke nicht, die ihn selbst, wenn auch nur in nebensächlichen Dingen und bei voreingenommenen Leuten, kompromittieren könnten. Seine Flucht in die Öffentlichkeit ist also

eine rest- und rückhaltlose, ohne jede Hinterhältigkeit oder Zweideutigkeit. So haben wir es denn hier nur mit Tatsachen und solchen Schlüssen zu tun, deren Folgerichtigkeit jeder nachprüfen kann.

Ich kann hier nur Streiflichter auf das Verfahren fallen lassen, die das für die Allgemeinheit Wesentliche beleuchten und kennzeichnen.

Mit Überraschung erfährt man schon aus einer „Beschwerdeschrift" des Polizeipräsidenten von Frankfurt a. M. über die ihm überwiesene Anzeige des Amtsrichters, daß das gegen die festgenommenen Personen geübte Verfahren lange Jahre nach „Vereinbarungen" gehandhabt wurde, die zwischen dem Polizeipräsidium und dem Oberlandesgericht getroffen worden waren! Der „p. Theisen" habe sich eine „unerhörte Beschuldigung herausgenommen", indem er dem Polizeipräsidium fortgesetzte Vergehen der Freiheitsberaubung und schweren Rechtsbeugung vorwerfe. Abgesehen von der Grundlosigkeit „dieser — gänzlich unbefugten Kritik" (die amtliche, pflichtgemäße Strafanzeige eines Richters: — eine „gänzlich unbefugte Kritik"!! —), seien diese „Vorwürfe" formell „derart beleidigend, daß Remedur zu erfolgen habe". Der Polizeipräsident müsse daher „ergebenst bitten, den Herrn Amtsrichter, welcher sich über seine Stellung einer anderen Behörde gegenüber gänzlich im unklaren zu befinden scheint, gehörig in seine Schranken zurückzuweisen".

Amtsrichter Theisen beantragte daraufhin Bestrafung des Verfassers dieses ihm vorgelegten beleidigenden Schriftsatzes, wurde aber von dem Oberlandesgerichtspräsidenten dahin zurechtgewiesen, daß er seine Anträge „in sachlicher (?) Weise" bei dem ihm zunächst vorgesetzten Landgerichtspräsidenten hätte stellen sollen. Der Oberlandesgerichtspräsident erteilte dann dem Unhöflichen eine „Mahnung" und sprach noch die Erwartung aus, daß er sich „in Zukunft vor einer ähnlichen Pflichtverletzung hüten und der Pflichten, welche ihm sein Amt auferlege, stets eingedenk sein werde!"

Nun beantragte der Amtsrichter die Einleitung der Disziplinaruntersuchung gegen sich. Dieser wurde stattgegeben, zugleich aber das Verfahren weiter ausgedehnt. Theisen sollte sich durch einige unpassende Bemerkungen, ferner durch „Beteiligung" an einem Artikel der „Frankfurter Zeitung" strafbar gemacht haben. Die unpassenden Bemerkungen bestanden in der erweislich wahren Behauptung, daß die Staatsanwaltschaft sich „auffallenderweise" durch Ablehnung der Verfolgung in Widerspruch zu ihrer bisherigen Praxis gesetzt habe, und daß er, der Amtsrichter, nicht einzusehen vermöge, wieso dieser Fall anders liege als andere: „es sei denn, daß auf hohe Staatsbeamte die Strafgesetze keine Anwendung finden". Diese logisch absolut einwandfreien, eigentlich doch — und erst recht für einen Richter! — nur selbstverständlichen Sätze könnten „nur als grobe und ehrverletzende, eines preußischen Beamten" unwürdige Insinuationen" aufgefaßt werden. Zugegeben wurde, daß „einige" Personen „anscheinend" (!) über das Bedürfnis im Polizeigefängnis ge-

sessen haben. Es entziehe sich indessen der Prüfung, „aus welchen administrativen Gründen (!) das geschehen ist“. Also „administrative“ Gründe — wie in Rußland! Wo solche vorliegen, „entzieht sich“ die Gesetzlichkeit des Verfahrens der „Prüfung“. Wie schweres Unrecht fügt man doch dem russischen Erbfreunde zu, wenn man ihn immer wieder als den alleinigen Inhaber des durch Sprengbomben geläuterten „administrativen Verfahrens“ hinstellt. Bitten wir ab und tun wir's nie wieder!

„Beteiligung“ war für das Verhältnis, in dem der „p. Theisen“ zu dem Artikel der „Frankfurter Zeitung“ stand, ein sehr — gut gewählter Ausdruck. Ein so gut gewählter, daß er scheinbar unersetzlich war, da er in allen Anklageakten durch alle Wandlungen hindurch in altem und doch ewig jungem Glanze wiederkehrt. Die von der Polizei fortgesetzt verübten Ungesetzlichkeiten wurden allmählich Stadtgespräch und kamen natürlich auch zu Ohren der „Frankfurter Zeitung“. Ein Redakteur des Blattes, Listowsky, begab sich zu Theisen und ersuchte ihn um nähere Auskünfte. Theisen lehnte zunächst ab. Erst nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Redakteur im wesentlichen bereits orientiert und zur Veröffentlichung entschlossen war, verstand sich Theisen zu einigen weiteren Mitteilungen, ersuchte den Redakteur aber dringend, keinen Gebrauch davon zu machen und überhaupt von einer Veröffentlichung abzusehen. Bei dieser Gelegenheit hat er ihm dann noch einiges aus seiner Disziplinarsache erzählt, was er vorsichtigerweise besser für sich behalten hätte. Ebenso hat er später vor Gericht die Unterredung mit dem Verfasser des Artikels verschwiegen, was dann weidlich gegen ihn ausgenutzt wurde und ihm nicht zuletzt den Vorwurf der „Feigheit“ eintrug. Unbedacht war es von ihm, in der Verhandlung ein „Bekenntnis“ abzulegen, das nur psychologisch richtig gewertet werden konnte, ihn juristisch aber auf den groben Buchstaben festlegen mußte. „Ja, Feigheit, meine Herren“, so erklärte er, „mag es gewesen sein, welche mich veranlaßte, zuerst diese Unterredung zu verschweigen. Sie, meine Herren, wissen aber nicht, was mich feige und nervös gemacht hat! Ich will den Grund auch nicht anführen, um die ganze Angelegenheit nicht auf das Gebiet des Persönlichen hinüberzuleiten . . .“

Jedenfalls hat der Disziplinarsenat des Oberlandesgerichts selbst festgestellt, daß der Angeschuldigte den Redakteur wiederholt gebeten hat, nichts zu veröffentlichen. Dieser hat unter Eid ausgesagt, daß er an der Aufrichtigkeit und Dringlichkeit der Bitten keinen Zweifel habe. Dennoch kommt der selbe Senat zu dem Ergebnis, daß Theisen die Veröffentlichung „nicht nur geduldet, sondern auch gebilligt“ habe! Und das ausgerechnet aus dem Grunde, weil er, als Listowsky sich standhaft weigerte, von der Veröffentlichung abzusehen, diese also von Theisen auf keine Weise mehr verhindert werden konnte, „einige Bemerkungen über seine Person und Angriffe auf den Polizeipräsidenten streichen ließ“! So finden wir denn auch in einem kurzen Absatze von wenigen Zeilen in holder Eintracht nebeneinander

die gerichtlichen „Feststellungen": Er hat den Redakteur „nochmals gebeten, nichts zu veröffentlichen" und: „Er war mit der Veröffentlichung einverstanden!" Und zwar, „weil es seiner Eitelkeit schmeichelte" oder weil er hoffte, „daß der Artikel ... ihm in dem Disziplinarverfahren nützen werde". Dabei hatte Theisen dem Redakteur gerichtskundig erklärt, daß ihm die Veröffentlichung furchtbar schaden werde!

Wie in amtlichen Schriftstücken, aber auch sonst, mit einem königlich preußischen Richter umgesprungen werden kann, davon hat man im großen Publikum wohl kaum die richtigen Vorstellungen. Was wir bisher gesehen haben, sind indes nur Kosthäppchen: auf den rechten Geschmack kommen wir erst mit dem weiteren Eingreifen des (inzwischen verstorbenen) Oberstaatsanwalts Woytasch.

Der Disziplinarsenat erkannte gegen Theisen auf einen Verweis, eine Geldbuße von 275 Mark und die Kosten. Und zwar entgegen dem Antrage des Oberstaatsanwalts auf Dienstentlassung oder Versetzung in ein anderes Richteramt: „denn nirgend hat der Angeschuldigte ein unehrenhaftes Verhalten oder böse Absicht an den Tag gelegt".

Gegen dieses Urteil wurde von beiden Parteien Berufung eingelegt. In der Berufungsrechtfertigungsschrift der Staatsanwaltschaft wird dem Angeklagten u. a. vorgeworfen, daß er „absichtlich gelogen", ein unehrenhaftes Benehmen" an den Tag gelagt habe, „das ihn amtlich und kollegialisch unmöglich" mache. Sein furchtbarstes Verbrechen ist aber das „Zusammenwirken (!) mit der Redaktion der Frankfurter Zeitung in Redigierung eines grob aufreizenden Artikels". Die Tendenz des Frankfurter Blattes sei „darauf gerichtet" — im Jahre 1894! — „die Verschmelzung des Frankfurter Gebiets mit dem preußischen Königreiche zu verhindern, das königliche Beamtentum zu verunglimpfen" usw. Nun sei der Artikel auch noch von der sozialdemokratischen — Verderben, nimm deinen Lauf! — „Volksstimme" abgedruckt worden und habe so der sozialdemokratischen Agitation Vorschub geleistet, „was dem Angeschuldigten nicht unbekannt sein konnte"! Wenn er „trotzdem die Behandlung der Frage in dem Hetzartikel (eine mehr als zahme Kritik!) öffentlich wählte (!), so war dies eine böswillige Absicht". Es kann, heißt es dann wörtlich weiter, „einem Zweifel nicht unterliegen, daß der Angeschuldigte seine Kassation als Offizier zu gewärtigen hat. Ist schon sein Umgang für jeden anständigen, patriotisch gesinnten preußischen Beamten ausgeschlossen, so kann sein Verbleiben im Richteramt und namentlich in Frankfurt a. M. nur als unmöglich erscheinen. Seine weitere Zugehörigkeit zum Richterstande kann für denselben nur herabwürdigend wirken". Auch die Vorstrafen des — Redakteurs Listowsky werden dem Amtsrichter Theisen angerechnet! Sei doch jener sogar wegen Majestätsbeleidigung zu 2 Monaten Festung verurteilt worden und dazu habe er noch — nämlich — Listowsky! — vier andere Preßbeleidigungsstrafen auf dem Kerbholz. „Die Entfernung eines solchen — jetzt ist's wieder der „p. Theisen" —

taktlosen, lügenhaften Beamten, der sich selbst als feige bezeichnet, heimlich und versteckt den Gegnern seines Heimatlandes Waffen ... in die Hand liefert, dürfte geboten sein."

Das sind aber — keine Beleidigungen! Beileibe nicht! Gegen solche phantastischen, willkürlichen Anschuldigungen, die aber jeder Privatmann ohne die striktesten Beweise unweigerlich mit Monaten Gefängnis wegen Verleumdung büßen müßte, — gegen eine solche „amtliche" Vergewaltigung seiner Ehre, seiner ganzen moralischen Persönlichkeit ist selbst ein königlich preußischer Richter wehr- und waffenlos. Erstattet er aber gegen einen hohen Beamten pflichtgemäß Anzeige, die doch nicht erfolgen kann, ohne daß die Strafbestimmung herangezogen, der Tatbestand bezeichnet und begründet wird, so muß er sich wie ein Schuljunge abkanzeln lassen, wird abgestraft und darf obendrein noch solche Ergüsse über sich ergehen lassen wie den dieses Oberstaatsanwalts.

Der große Disziplinarsenat des Königl. Kammergerichts zu Berlin als letzte Instanz erkannte gegen Theisen unter Abänderung des ersten Urteils auf Strafversetzung. In Übereinstimmung mit dem ersten Gericht hatte es nicht die Überzeugung gewonnen, daß der Angeschuldigte „aus unlauteren und unehrenhaften Motiven" gehandelt habe. Es hat vielmehr seiner Versicherung „Glauben geschenkt, daß er ... von der Absicht geleitet worden, in den nach seiner Meinung vorgekommenen Gesetzwidrigkeiten Abhilfe herbeizuführen". Nur habe er „einen gänzlich unrichtigen Weg eingeschlagen" und in starker Überhebung und Verkennung seiner Stellung (!) völlig ungehörige Mittel angewendet".

Abweichend von der Annahme des ersten Richters hat die höchste Instanz „als erwiesen erachtet, daß die Vorführung der vorläufig festgenommenen Personen vor den Amtsrichter in Frankfurt a. M. im Jahre 1894 in einer großen Zahl von Fällen nicht dergestalt ohne Verzug stattgefunden hat, als dieses der Vorschrift der Strafprozeßordnung entsprochen haben würde". Es wird in dem Urteil sogar festgestellt, „daß die Vernehmung der Festgenommenen durch den Amtsrichter sehr oft erst drei oder mehr Tage nach der Festnahme erfolgt ist"!!

Tatsächlich hat denn auch Theisen durch sein tapferes und energisches Vorgehen erreicht, daß die Frankfurter Polizeibehörde ihren ungesetzlichen Betrieb einstellen mußte. Und man wird einen Nachklang seines verdienstvollen Wirkens in der Verfügung finden, die der jetzige Polizeipräsident zu Frankfurt a. M. 1906 erlassen hat: „Ich werde fortan die Dienststellenvorsteher persönlich mit für jede vorkommende, gesetzlich ungerechtfertigte Sistierung oder Festnahme verantwortlich machen und jeden Polizeibeamten mit Arrest bestrafen, der sich durch eine ungerechtfertigte Festnahme oder Sistierung einen Übergriff zuschulden kommen läßt. Außerdem werde ich fortan auf das schärfste

gegen jeden Übergriff in der Behandlung der Festgenommenen, insbesondere auch auf den Polizeiwachen, unnachsichtlich einschreiten."

Respekt vor einer solchen Auffassung der Amtspflicht, vor dem Beamten, der das wahre Interesse des Staates begriffen hat, sich der hohen Aufgabe bewußt ist, zu allererst Hüter des Rechtes und Gesetzes zu sein. Wäre aber mit einem solchen Polizeipräsidenten ein Theisen je in Konflikt gekommen? — Das ist freilich eine andere Tonart als die des damaligen, des Herrn v. Müffling, der noch 1893 in einem Schreiben ausführte, daß bei der Festnahme gewisser Personen von einer Beachtung des Gesetzes abgesehen werden müsse — aus Zweckmäßigkeitsgründen!

Die letzte Instanz hatte gesprochen, der unbotmäßige Richter war nach Baumholder strafversetzt. Von dort richtete er unter dem 6. Januar 1896 ein Schreiben an den Justizminister. Darin berichtet er u. a. auch über eine Unterredung mit dem Oberstaatsanwalt Woytasch, die so außerordentlich bezeichnend für gewisse Anschauungen und Zustände in unserem Rechtsleben ist, daß wir sie geradezu als ein kulturhistorisches Aktenstück, ein document humain „erstklassiger" Moral betrachten dürfen.

„Wäre mir wirklich der Vorwurf der Feigheit zu machen, wie dies der Herr Oberstaatsanwalt getan," so schreibt der preußische Richter an den Minister der preußischen Justiz, „so würde ich nach dieser Unterredung meinen Antrag auf Einleitung des Disziplinarverfahrens zurückgezogen haben. Denn daß dieses Verfahren eine ganz andere Richtung nehmen würde, war unzweifelhaft, wenn ich auch noch nicht wußte, wohin dasselbe geführt werden sollte . . .

Der Herr Oberstaatsanwalt dankte mir zunächst für meine Bemühungen um die Ermittelung eines Ferienaufenthaltes in Berncastel a. d. Mosel. Er hege dieserhalb freundschaftliche Gefühle für mich, und in Betätigung derselben erteile er mir den Rat, den Antrag auf Einleitung des Disziplinarverfahrens, sowie den Strafantrag gegen Herrn Regierungsrat Steffens (den Verfasser der beleidigenden „Beschwerdeschrift" vom Frankfurter Polizeipräsidium) zurückzunehmen. Denn der von mir dem Polizeipräsidium gemachte Vorwurf sei so beleidigend, daß die von Herrn Steffens gebrauchten Ausdrücke in der Beschwerde über mich als sehr milde bezeichnet werden müßten. Freiheitsberaubung liege nicht vor. Was liege auch daran, ob solche Personen, wie die festgenommenen, länger in Haft bleiben. Wenn er in dem Disziplinarverfahren gegen mich auftreten müsse, werde er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln gegen mich vorgehen.

Ich erwiderte, ich hätte als Richter in Ausübung des Gesetzes gehandelt, und dafür verdiente ich keine Strafe. Ich sei der festen Überzeugung, daß der Tatbestand des § 341 Stgb. vorliege, um so mehr, als schon früher seitens der Amtsrichter Versuche gemacht worden seien, den

ungesetzlichen Zustand zu beseitigen, jedoch vergebens. Ich hätte auch durch mein Schreiben an die Amtsanwaltschaft vom 24. August 1894 die Polizeibehörde auf die ungesetzlichen Zustände nochmals hinweisen wollen, damit sofortige Abhilfe geschaffen würde. Diese sei indes nicht eingetreten. Als Richter dürfte ich keinen Unterschied zwischen Arm und Reich machen; ich dürfte auch keine Rücksicht darauf nehmen, daß der Täter ein Beamter sei.

Der Herr Oberstaatsanwalt entgegnete: Gewiß müsse man als praktischer Richter einen Unterschied zwischen Arm und Reich, zwischen Beamten und Nichtbeamten machen. Auch die in meiner Beschwerde aufgeführten Beispiele träfen nicht zu; denn ein Rechtsanwalt könne nicht wie ein Beamter geschützt werden. Ein schwerer Vorwurf treffe mich auch dadurch, daß ich nicht im Instanzenzuge die vermeintlichen Beschwerden angebracht hätte. Ich sei auch deshalb um so strafbarer, als ich seitens des Polizeipräsidiums auf die Vereinbarungen zwischen diesem und der Justizverwaltung hingewiesen worden wäre.

Ich erklärte, ich hätte eine solche Vereinbarung bei dem Amtsgerichte vorgefunden; diese besage nur, daß die Vorführung festgenommener Personen vor den Richter durch Vermittelung der Staatsanwaltschaft zu erfolgen habe. Diese Vereinbarung sei auch gesetzlich. Die Polizeibehörde gebe aber die Anzeigen über die Festnahmen zu spät an die Staatsanwaltschaft ab; zudem handele es sich auch um ungesetzliche Festnahmen. Es veranlasse mich ferner die Einleitung des Disziplinarverfahrens zu beantragen das mir von einem Kollegen mitgeteilte Gerücht, der Herr Oberlandesgerichtspräsident habe dem Herrn Polizeipräsidenten schriftlich sein Bedauern ausgedrückt, daß ein Richter, welcher solche Vorwürfe gegen ihn erhoben habe, unter ihm angestellt sei.

Der Herr Oberstaatsanwalt erwiderte: Ich will Ihnen ‚diskretionär' den Inhalt des Schreibens des Herrn Oberlandesgerichtspräsidenten an den Herrn Polizeipräsidenten mitteilen, Sie werden daraus ersehen, daß der Herr Präsident solches nicht geschrieben hat.

Der Herr Oberstaatsanwalt las dann für sich jenes Schreiben durch und stutzte plötzlich.

Ich bat darauf, mir Diskretes nicht mitzuteilen. Ich wolle auch den Inhalt jenes Schreibens nicht erfahren. Es genüge mir die Erklärung, daß eine solche oder ähnliche Bemerkung darin nicht enthalten sei.

Der Herr Oberstaatsanwalt hat mir diese Erklärung nicht abgegeben.

Er suchte mich darauf nochmals zur Zurücknahme meines Antrages zu veranlassen. Als ich erklärte, dann würde auch keine Änderung in der Festnahme und Vorführung geschaffen, suchte er mich einzuschüchtern. Er würde in dem Disziplinarverfahren auf das strengste gegen mich auftreten. Ich würde mein ganzes Leben lang unter diesem zu leiden haben. Er würde auch auf alles, was ich vorgebracht hätte, nicht eingehen.

Dann müßte ich, war meine Erwiderung, in meiner Disziplinarsache die Einleitung einer Voruntersuchung beantragen. Denn zur Beurteilung meiner Strafbarkeit sei doch Voraussetzung, daß ich auf Grund der mir amtlich zur Kenntnis gekommenen Fälle annehmen mußte, daß vorsätzliche Freiheitsberaubung vorliege.

Der Herr Oberstaatsanwalt bemerkte, darauf würde nicht eingegangen werden; er würde sofort die Hauptverhandlung beantragen.

Dann bin ich gezwungen, Privatklage gegen Herrn Steffens zu erheben, damit wenigstens in diesem Verfahren ich die Vorsätzlichkeit nachweisen könne.

Das wird schon verhindert werden, erwiderte der Herr Oberstaatsanwalt; dann wird das ‚Verwaltungsstreitverfahren' erhoben werden . . .

Der Herr Oberstaatsanwalt begann darauf wieder mir in scharfen Worten die Folgen meines Tuns zu schildern. Hierbei wurden seine Worte durch die Zähne gesprochen; er sah mich stets durchbohrenden Blickes an.

Ich erklärte, daß ich mir bis morgen überlegen werde, ob ich den Antrag auf Einleitung der Disziplinaruntersuchung zurückziehen werde.

Er erwiderte: Nein, alles müssen Sie zurückziehen.

Auch die Anzeige wegen Freiheitsberaubung?

Alles, alles, entgegnete er.

Ich erklärte, das könne ich nicht, dann würden die Ungesetzlichkeiten nicht sofort beseitigt werden. Was könne aber die Zurückziehung dieser Anzeige nützen, da die Staatsanwaltschaft doch amtlich davon Kenntnis genommen hätte?

Alles werden Sie zurückziehen, oder Sie werden Ihr Leben lang darunter zu leiden haben.

Herr Oberstaatsanwalt, entgegnete ich, ich bin kein Streber; ich habe das getan, was ich für meine Pflicht gehalten habe. Ich kämpfe für Recht und Gesetz. Ich bin infolge davon schon hochgradig nervös geworden.

Sie werden noch nervöser werden, es wird Ihren Kopf angreifen, wenn Sie die Sache nicht zurücknehmen. Ich will Ihnen sogar bis Montag Zeit zur Überlegung geben. Tun Sie es nicht, ‚dann werden Sie die Ungesetzlichkeiten treffen'.

Herr Oberstaatsanwalt, erklärte ich, nach diesen Worten kann ich nichts zurücknehmen. Ich muß auf Durchführung der Disziplinaruntersuchung bestehen, da ich mich keiner Ungesetzlichkeiten schuldig gemacht habe."

Wie sehr der Herr Oberstaatsanwalt — Wort gehalten hat, haben wir ja soeben gesehen. Und er hat sich auch sonst als richtiger Beurteiler der Sachlage, als wahrer Prophet erwiesen: Theisen hat in der Tat sein „ganzes Leben lang" darunter leiden müssen, daß er nicht „alles, alles zurückgenommen".

Seine Bitte an den Justizminister, dieser möge die Angelegenheit doch nochmals prüfen, damit Theisens Gesuche um Versetzung Berücksichtigung fänden, wurde natürlich zurückgewiesen. Auch ein persönlicher Vortrag beim Justizminister blieb erfolglos: von einer Versetzung könne zurzeit keine Rede sein, da Theisen „die Justiz zu sehr kompromittiert" habe! Alle weiteren Versuche hatten dasselbe todsichere Schicksal. Ja, ihm wurde mitgeteilt, der Justizminister habe ihm schon wegen einer seiner Eingaben eine Rüge erteilen wollen. Vergebens berief er sich darauf, daß seine Richter „auf alle Ausführungen und Anträge, welche den Nachweis des Vorliegens der Tatbestandsmerkmale des § 341 Strgb. zum Gegenstande hatten, nicht eingingen" — wie es ja auch der Oberstaatsanwalt mit seinem untrüglichen Prophetenblick vorausgesagt hatte. „Der Disziplinarsenat zu Frankfurt a. M. hat ... nicht anerkannt, daß die Festnahme und Vorführung ungesetzlich seien. Dagegen hat der große Disziplinarsenat ‚abweichend von der bezüglichen Annahme des ersten Richters als erwiesen erachtet, daß die Vorführung der vorläufig festgenommenen Personen vor den Amtsrichter zu Frankfurt a. M. im Jahre 1894 in einer großen Anzahl von Fällen nicht dergestalt, ohne Verzug, stattgefunden hat, als dieses der Vorschrift des § 128 St.-P.-O. entsprechen würde'. Er führt aber weiter aus: es habe sich ‚in keinem Falle der geprüften Straffälle aus den Akten entnehmen lassen, daß die polizeiliche Festnahme von Personen oder deren längere Festhaltung im Polizeigewahrsam vorsätzlich und nicht bloß objektiv, sondern bewußt rechtswidrig stattgefunden hat'. Daß dies sich nicht aus den Akten ergeben konnte, ist selbstverständlich. Aber warum wurden meine Beweisanträge nicht berücksichtigt und diejenigen Anträge, welche ich in Verfolg meiner Anzeige bei der Staatsanwaltschaft gestellt hatte? ...

In der Entscheidung des großen Disziplinarsenates, welche mir den Nachweis der Tatbestandsmerkmale des § 341 Strgb. auferlegt, kommt übrigens der Grundsatz zum Ausdruck: si duo faciunt idem, non est idem. Denn das Disziplinargericht muß andernfalls jeden Richter, der eine Person wegen dringenden Verdachts einer strafbaren Handlung, z. B. eines Meineides, der Staatsanwaltschaft anzeigt, disziplinieren, wenn er dieser Person die Straftat nicht nachweist."

Verlorene Liebesmüh'! Herr Theisen hätte sich Zeit und Arbeit sparen können. Für jeden, der sehen wollte, lag ja die Sache klar genug und wurde sie auch im vertraulichen Gespräch als eine gute und gerechte anerkannt. Sowohl der Oberlandesgerichtspräsident Dr. Struckmann als auch der Oberlandesgerichtspräsident Dr. Hamm ließen ihn, als er sie persönlich um seine Versetzung ersuchte und dabei entgegenkommend ausdrücken wollte, daß er in der Frankfurter Angelegenheit in der Form gefehlt haben möge, nicht erst ausreden, sondern unterbrachen ihn gleichlautend mit den Worten: „Nein, Sie haben darin durchaus recht gehabt!" Dritten Personen gegenüber sollen sich beide Herren aller-

dings geäußert haben, wie er nur so etwas hätte tun können, bei seinen Fähigkeiten hätte er große Karriere machen können. Auch im Ministerium ist ihm diese Sache niemals offen vorgehalten worden, dagegen hörte er allerdings, daß gerade sie ihm nachgetragen werde.

Aber er hat sich noch eines anderen Verbrechens schuldig gemacht. Der Unselige hat zu allem noch eine Broschüre „Staatslotterie und Reichsgericht" geschrieben, in der er den Interessen des Fiskus nicht in dem Maße Rechnung trägt, wie man das von einem königlich preußischen „Beamten", der nicht „unwürdig" und „unfähig" sein will, höhere Richterstellen zu bekleiden, füglich erwarten dürfte. „Als ich", erzählt er, „am 25. Februar 1905 Herrn Geh. Oberjustizrat Dr. Frenken meinen Wunsch um Versetzung von Elberfeld vortrug und auf seine Frage, wohin ich denn wolle, erwiderte: ‚Wenn ich Aussicht auf Beförderung habe, nach Düsseldorf, sonst nach Bonn oder Koblenz', erklärte mir Herr Dr. Frenken: ‚Aussicht auf Beförderung haben Sie nicht; ein Richter in Ihrem Alter, der nicht einmal weiß, daß der Fiskus als Vermögenssubjekt nicht auf Unterlassung verklagt werden kann, ist nicht fähig zu höheren Richterstellen.'

In jener Broschüre habe ich die Ansicht vertreten, daß die Entscheidungen des Reichsgerichts über die Gültigkeit der landesgesetzlichen Lotterieverbote weder mit den Grundsätzen des Reichsstrafgesetzbuches noch mit denjenigen des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches in Einklang zu bringen sind. Ich habe dann vorgeschlagen, im Wege einer Zivilklage eine Entscheidung durch die Zivilsenate des Reichsgerichts herbeizuführen, da diese nach meiner Ansicht, falls sie nicht die Entscheidung des II. Senates vom 11. Mai 1901 (Bd. 48 Seite 175) für unrichtig erklären, den Entscheidungen der Straffenate entgegentreten müssen. Die Zulässigkeit der vorgeschlagenen Klage, insbesondere auch des Unterlassungsanspruches, habe ich in der Broschüre an der Hand der Entscheidungen des Reichsgerichts in Zivilsachen darzutun versucht. Der mir gemachte Vorwurf trifft also gleichzeitig die Richter des Reichsgerichts, welche die von mir angeführten Entscheidungen über die Zulässigkeit des Unterlassungsanspruches gegen den Fiskus erlassen haben.

Aber wenn ich meine Ansicht nicht durch Bezugnahme auf Entscheidungen des Reichsgerichts, sondern aus mir selbst und sogar gegen die Rechtsprechung des Reichsgerichts zu begründen versucht hätte, ist man deshalb unfähig? Sind die Ansichten des Reichsgerichts denn immer zutreffend? Nimmt man nur einige Bände der Entscheidungen des Reichsgerichts hervor, so stößt man in ihnen wiederholt auf die Erklärung: ‚Der Senat hat seine frühere gegenteilige Ansicht nach nochmaliger Prüfung der Frage nicht aufrechterhalten können.' . . .

Es ist also wohl nicht die in der Broschüre vorgeschlagene Klage auf Unterlassung — ich habe schon Herrn Geheimrat Dr. Frenken darauf

hingewiesen, daß ich verschiedene Klageansprüche vorgeschlagen hätte, weil superflua non nocent, — sondern die Tatsache, daß ich durch die Begründung meiner Rechtsansicht über die Ungültigkeit der landesgesetzlichen Lotterieverbote *den Interessen des preußischen Fiskus entgegengehandelt* habe.

Ist diese meine Rechtsansicht unrichtig, und ist der Richter, welcher eine den Interessen des Fiskus widerstreitende Ansicht vertritt, unfähig?"

Im Abgeordnetenhause erklärte der Herr Justizminister Schönstedt selbst Theisens Broschüre als „sehr scharfsinnig" und „eingehend begründet", — im Ministerium wird er ihretwegen für unfähig erklärt.

Als er einzelnen Kollegen von seiner Absicht, in einer Schrift der ständigen Rechtsprechung des Reichsgerichts entgegenzutreten, Mitteilung machte, *rieten diese*, ohne daß sie auch nur den Inhalt der Broschüre kannten, *davon* ab, „*weil er sich dadurch wieder schädigen würde*".

Und sie haben recht behalten.

Wie ein Märchen aus uralten Zeiten rührt da an unser Ohr eine allgemeine Verordnung zur Verbesserung des Justizwesens aus dem Jahre 1713. Darin wird den Gerichten ausdrücklich zu Gemüte geführt: „daß dieselben in allen Dingen und rechtlichen Handlungen zwischen dem *Fiskus* an einer und den Vasallen oder Untertanen an anderer Seite, *insonderheit* wenn das *landesherrliche Interesse* auf einerlei Weise dabei obwaltet, sich *an dasselbe nicht binden*, sondern *lediglich die Justiz*, auf welche sie *geschworen* haben und *beeidet* sind, zum Augenmerk haben sollen, *ohne an dawiderlaufende Verordnungen, als welche allezeit vor erschlichen und mit dieser ernstlichen Willensmeinung des Königs streitend zu halten*, im *mindesten sich zu kehren* und ohne sich dadurch vom Wege der Gerechtigkeit ablenken zu lassen, maßen ihnen solche Verordnung *so wenig, als das vorgeschützte landesherrliche Interesse zu keiner Entschuldigung dienen soll* in diesem und jenem Leben, und werden *dergleichen Entschuldigungen ohnerachtet solche ungerechten Richter mit aller Strenge bestraft werden*."

Und der Kodex Fridericianeus aus dem Jahre 1748:

„Sie müssen aber allen Menschen *ohne Ansehen der Personen*, Großen und Kleinen, *Reichen und Armen, gleich unparteiisch* administrieren, so wie sie gedenken, solches vor dem gedachten Richterstuhl zu verantworten, damit die Seufzer der Witwen und Waisen, auch anderer Bedrängten, nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen mögen. Sie sollen *auch auf keine Reskripte, wenn sie schon aus diesem Kabinette herrühren, die geringste Reflexion machen*."

Siebzehnhundertunddreizehn! Siebzehnhundertundachtvierzig! — O alte Preußenherrlichkeit, wohin bist du geschwunden!

Begeistern kann ich mich für *dieses* — alte Preußentum, für diesen Geist unbestechlicher Rechtlichkeit und Geradsinnigkeit, der dem Ganzen seine

schlichte, tapfere, mannhafte Größe verlieh; der sich von oben herab in das ganze Gefüge ergoß, es mit eherner Kraft erfüllte. Begreifen darum auch, wie schwer sich das heutige Preußen daran gewöhnen will, daß es eben das heutige und nicht mehr das alte ist! Begreifen, daß es unwillig aufbraust, wenn es von rauher Wahrheit daran gemahnt wird. Und doch kann der gute alte preußische Geist erst wieder mächtig werden, wenn sich das heutige Preußen — und sei's ihm noch so schmerzlich, und brenne auch Röte der Scham auf mancher stolz erhobenen Stirne — klar bewußt wird, daß dem so ist, daß es ehrliche, mühsame Arbeit an sich selbst verrichten muß, wenn es sich mit jenem Geiste wieder erfüllen soll. Welche in Stein gemeißelte Sprache reden doch diese so schlichten, an sich so nüchternen Verfügungen aus den Jahren 1713 und 1748! Hier spricht der rauhe Ernst redlichen Willens unmittelbar zu uns. Hier bedarf es nicht der vielen prunkenden Worte, die uns „Modernen" so leicht und so reichlich von den Lippen und der Feder fließen, und die uns doch so leer und kalt lassen; die nur die Luft erschüttern, nicht die Herzen. Wer glaubt daran? Wer sucht auch nur Tieferes, die flüchtige Stunde Überdauerndes darin? Wo sind die „Erlasse" und „Verfügungen" von oben, die auch nur einen Hauch jenes unerschütterlich auf Recht und Wahrheit gerichteten Willens atmen?

Treitschke durfte — vielleicht! — noch schreiben: „Das lebhafte persönliche Selbstgefühl, das dem Deutschen im Blute liegt, und die Überlieferung aus der Zeit des Kollegialsystems haben den preußischen Beamten noch immer eine starke Unabhängigkeit der Gesinnung erhalten, auch nachdem die rechtliche Sicherheit ihrer Stellung durch die neuen Disziplinargesetze schwer geschädigt wurde. Nur grobe Unkenntnis kann den deutschen Beamtenstand auf eine Linie stellen mit dem französischen, der ja in seiner ungeheueren Mehrheit aus Subalternen, Employés besteht und darum allerdings eine willenlose Herde bildet. Wer war jener preußische Landtagspräsident, der in den bewegtesten Tagen der Konfliktszeit mit dem Kriegsminister persönlich zusammenstieß? Ein aktiver königlicher Regierungsrat! Eine Tatsache, die in Italien oder Frankreich rein undenkbar wäre. Als der Welfenkönig einst seinen Beamten das zynische Wort: ‚Wes Brot ich eß, des Lied ich singe' einschärfen ließ, da ging ein Ruf der Entrüstung durch die deutsche Beamtenwelt. Die Meinung, daß der Beamte nur innerhalb der Schranken des Gesetzes zum Gehorsam verpflichtet sei, steht in Deutschland unerschütterlich fest; drum kann auch das Beamtentum in den Tagen der Not eine Stütze des Thrones werden."

Ja, sie — waren, jene tapferen Männer, die bei aller Abhängigkeit ihrer Stellung auch vor dem Kampfe mit den herrschenden Mächten nicht zurückschreckten! Gewiß gibt es auch heute noch solche, aber — wo sind sie? Stehen sie an sichtbaren, ragenden Stellen? Können sie überhaupt, mehr als nur vereinzelt und dann wohl auch nur in Verkennung ihres

wahren, besseren Wesens, hinaufgelangen? Und wie mancher, der auf der unteren Stufe noch er selbst war, ist längst ein anderer geworden, wenn er die obere erreicht hat? Und weiß vielleicht nicht einmal selbst, welche Wandlung — „höhere Fügung" mit ihm vorgenommen hat? —

„Die Unabhängigkeit der Gesinnung", so Landgerichtsrat Theisen, „hat bei dem preußischen Richter infolge fortgesetzter Unterdrückung von oben her, infolge systematischer Subalternisierung des Richterstandes stark gelitten. Die Disziplinargesetze geben dazu der Regierung ein geeignetes Mittel an die Hand. Durch sie wird den Richtern zur nachdrücklichen Kenntnis gebracht, daß nur die vollste Unterwürfigkeit unter den Willen der vorgesetzten Behörde ihn würdig zu den höchsten Richterstellen macht. Kein Verbrechen wird so schwer als Dienstvergehen bestraft, als das Selbstbewußtsein, welches ein Richter nach oben zu zeigen wagt. Die schlimmsten Verfehlungen sind nichts gegen ein selbstbewußtes Handeln, wenn es nicht nach unten gerichtet ist."

Theisen hat Vorsitzende kennen gelernt, die einen jüngeren Kollegen deshalb für unfähig hielten, weil er nicht ihrer Ansicht beitrat: „Als ich einmal — vorübergehend — bei der Strafkammer beschäftigt war und mich der Ansicht des jüngeren Kollegen von der Nichtschuld des Angeklagten anschloß, ließ der vorsitzende Direktor nicht nach, bis der jüngere Richter seinem Schuldig zustimmte. Nach der Sitzung fragte ich diesen, ob er sich denn wirklich von der Richtigkeit der Ansicht des Direktors überzeugt habe. Er erwiderte: Wenn er dem Drängen des Direktors nicht nachgegeben hätte, würde dieser ungünstig über ihn berichtet haben . . .

Andere, die ich später in gleicher Weise fragte, gaben als Grund zu der nachträglichen Änderung ihrer Ansicht im Sinne des Direktors an, daß der letztere kraft seines Alters und seiner Praxis größere Erfahrung besäße, und sie deshalb Zweifel in die Richtigkeit ihrer Ansichten gesetzt hätten. Das hinderte aber die selben Richter nicht, über die Fähigkeiten des selben Direktors sich bald darauf abfällig zu äußern.

Wieder andere wagen es nicht einmal, gegen Erinnerungen der Ober-Rechnungskammer anzugehen, aus Furcht, die vorgesetzte Behörde werde ihnen dieses übelnehmen. Wer empfindet es heute noch, welche Herabsetzung der vorgesetzten Behörde in dieser Annahme gelegen ist?"

Theisen führt alles dies nur zum Beweise dafür an, daß von einer Unabhängigkeit der Gerichte dann nicht die Rede sein könne, wenn, wie an seiner Person ersichtlich, „stets das Damoklesschwert der Zurücksetzung über dem Haupte des Richters schwebt. Es führt dies in Wirklichkeit dazu, daß in gewissen Fällen, insbesondere in solchen, an denen die Regierung interessiert ist, der Richter nicht ‚nach seiner gewissenhaften Überzeugung', wie er geschworen hat, seines Amtes

waltet, sondern auf einen ‚geheimnisvoll durch die Lüfte nahenden‘ Befehl hin...

Man pflegt auch heute noch im Land- und Reichstage vom Ministertisch zu betonen, daß niemand beabsichtige, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Gerichte und der Richter anzutasten. Allein was nützen Erklärungen, die mit den Tatsachen im Widerspruche stehen? Wenn vor allem der Artikel 4 der auch von den Ministern beschworenen Verfassung (‚Die öffentlichen Ämter sind, unter Einhaltung der von dem Gesetze festgestellten Bedingungen, für alle dazu Befähigten gleich zugänglich‘) völlig außer acht gelassen wird, wenn bei Besetzung der maßgebenden und für die Unabhängigkeit der Gerichte bedeutungsvollen Stellen nicht auf die Fähigkeit, sondern auf die ‚Zuverlässigkeit‘ der Richter das größte Gewicht gelegt wird?

In richterlichen Kreisen ist es allgemein bekannt, und der Abgeordnete Kirsch, Amtsgerichtsrat in Düsseldorf, hat dem seinerzeit im Abgeordnetenhause Ausdruck gegeben, daß bei der Besetzung der höheren Richterstellen, insbesondere auch beim Reichsgericht, nicht (sagen wir: nicht in erster Reihe. D. T.) auf die juristische Fähigkeit gesehen wird. Vor Jahren machte ich eine gleiche Bemerkung einem Reichsgerichtsrate gegenüber, der gleichfalls sein Bedauern über dieses System aussprach und hinzufügte, das Reichsgericht sei aus sich heraus nicht imstande, diese, das Ansehen des höchsten Gerichtshofes in jeder Weise beeinträchtigenden Berufungen ungeeigneter Richter zu verhindern . . .

Wenn bei Besetzung der höheren Richterstellen nur die Zuverlässigkeit in Rücksicht gezogen wird, so ist es natürlich, daß das Ansehen unserer Gerichte untergraben wird. Zuverlässigkeit erzeugt Rückgratlosigkeit, Rückgratlosigkeit wieder Unfähigkeit. Und so sehen wir denn, daß manchmal die unfähigsten Richter in die höchsten Stellen einrücken, nur weil sie ‚zuverlässig‘ sind, mit anderen Worten, weil sie nicht, wie es der Diensteid vorschreibt, nach eigener gewissenhafter Überzeugung ihren Beruf ausüben, sondern nach den stets wechselnden Ansichten der wechselnden Regierung. Ich frage aber: Zeigen diese zuverlässigen Richter der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, die der richterliche Beruf erfordert, sich würdig? Wo bleibt bei solchen Richtern die Anklagebehörde, die bei Verletzung der Form sofort mit der Anklage bei der Hand ist?

Im Abgeordnetenhause und im Reichstage ist von seiten der Regierung wiederholt die Erklärung gefallen, die Gerichte ständen gegenüber den gegen sie erhobenen Angriffen viel zu hoch, als daß sie dadurch leiden könnten. Dann aber behauptet die selbe Regierung, das Ansehen der Richter habe gelitten und bedürfe einer Aufbesserung. Solche Erklärungen fallen aber nur dann, wenn sie nötig sind zur Durchführung von Gesetzentwürfen, die bezwecken, zuverlässige Richter zu erhalten...

Das Ansehen der Gerichte hat gelitten. Das läßt sich leider nicht bestreiten. Die Schuld daran trifft aber nicht den preußischen Richter,

der im großen und ganzen sich noch die von Treitschke gekennzeichnete 'unabhängige Gesinnung, die dem preußischen Beamten eigen ist', bewahrt hat, sondern die Regierung, die den preußischen Traditionen zuwider darauf bedacht ist, sich 'zuverlässige' Richter zu beschaffen."

Alle Vorschläge zur Hebung des Ansehens der Gerichte können nichts nützen, solange dem Richter nicht die beschworene Unabhängigkeit verbürgt wird:

„Man hat auf die englischen Richter verwiesen, auf das Ansehen, welches in England die Richter genießen, und man hat daraus entsprechende Vorschläge zur Besserung der Verhältnisse bei den deutschen Gerichten gemacht. Man erwägt dabei aber nicht, daß der Deutsche kein Engländer ist, daß die staatlichen und politischen Zustände in Deutschland ganz andere sind wie in England. Man übersieht vor allem, daß die Unabhängigkeit der Richter in England von der englischen Regierung nicht angetastet wird. Man unterläßt bei allen diesen Vorschlägen die Prüfung, ob denn den Richter selbst an der 'Rechtsprechung', wie sie in den letzten Jahren vielfach mit Recht bemängelt worden ist, in erster Linie die Schuld trifft, oder ob die Richter nicht einem äußeren Zwange folgen.

Ich bin weit davon entfernt, solche Richter in Schutz zu nehmen. Um aber gerecht zu sein, muß ich erklären, daß manche Richter nicht anders handeln können, wollen sie nicht sich und ihre Familie dauernd für ihr Leben unglücklich machen oder doch wenigstens durch Zurücksetzung vor anderen Richtern sich benachteiligt sehen."

Nicht durch Übernahme ausländischer, rein äußerlicher Einrichtungen und Zustände, die für das Deutsche Reich nicht passen, sei eine Besserung zu erzielen, sondern allein aus dem deutschen Innern heraus, aus dem deutschen Wesen und den deutschen Tugenden, die eingeschlafen sind —, aus dem Richterstande selbst:

„Erforderlich ist hierzu vor allem, daß jeder Richter bestrebt ist, weniger Selbstbewußtsein nach unten, aber mehr Selbstbewußtsein nach oben zu gewinnen . . .

Ich meine natürlich nicht jenes Selbstbewußtsein, welches sich über die Gesetze wegsetzt, oder das Selbstbewußtsein, welches jenem Kammergerichtsrat eigen war, der die Worte des Gesetzes: 'Paragraph so und so findet entsprechende Anwendung', auslegt: 'Der Paragraph findet nur Anwendung, wenn er mir entspricht', sondern das Bewußtsein, zu allen Zeiten und in allen Lagen nach eigener gewissenhafter Überzeugung so zu handeln, wie es die Pflicht gebeut, ohne auf die Überzeugung anderer zu achten, wenn man sie für unrichtig hält.

An diesem Selbstbewußtsein gebricht es so manchem preußischen Richter. Dies ist erklärlich, wenn man die Disziplinarerkenntnisse gegen Richter in Rücksicht zieht, die jedes Selbstbewußtsein als des Richters unwürdig erklären. Bezeichnend ist die Begründung, die der große

Disziplinarsenat in dem auf Amtsentsetzung des Amtsgerichtsrates Seidler erkennenden Urteile für diese Strafe anführt. Sie lautet:

‚Bei seinem hochgradig gesteigerten und starren Selbstbewußtsein (!) liegt die Gefahr nahe, daß er auch in Zukunft jederzeit bei beliebigem, geringfügigem Anlaß sich wiederum zu einem solchen mit den Pflichten der Subordination (!) durchaus unverträglichen Verhalten hinreißen lassen wird. Damit ist die Unmöglichkeit, ihn in seiner amtlichen Stellung zu belassen, dargetan.‘

Hält man dieser Begründung noch die Tatsache gegenüber, daß ein Mitglied des Disziplinarsenates auf die Frage, wie es denn zur Entlassung des Amtsgerichtsrates Seidler habe kommen können, erwidert hat: Recht hat er ja überall gehabt; entlassen ist er nur wegen der Schärfe seiner Ausdrücke, so steht man nicht vor einem Rätsel, wie solches Urteil möglich ist, sondern man weiß damit in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise, daß die ‚maßgebenden Richter‘ ihre Kollegen der unteren Instanzen des hohen Richterberufes nur für würdig halten, wenn sie sich jede unwürdige Behandlung von oben her gefallen lassen, wenn sie ihr eigenes Ich verleugnen.

Also allein die Gefahr, daß ein Richter in Zukunft sich abermals gegen eine nach seiner Ansicht ungehörige Behandlung durch den vorgesetzten Landgerichtspräsidenten wenden könne, bestimmt den großen Disziplinarsenat, die Amtsentsetznng auszusprechen ... Wie wird der große Disziplinarhof erst einen Richter verurteilen, der seine Amtspflichten verletzt? ...

Ein Amtsrichter, dessen Benehmen gegen das Publikum allgemein als rohes bezeichnet wurde, der das Wort Ochse oder halten Sie das Maul wiederholt anwandte, der alte und junge Leute, die als Zeugen vor ihm standen, anfuhr usw., der die Aussage eines nicht vernommenen Zeugen erdichtete und ins Protokoll aufnahm, der wurde nur zur Strafe der Zwangsversetzung verurteilt!

Und der Amtsgerichtsrat Seidler, der das höchste Vertrauen der Eingesessenen seines Amtsbezirks genoß, wurde amtsentsetzt, weil er es gewagt hatte, sich gegen die nach seiner Meinung ungehörige Behandlung durch einen Vorgesetzten zu beschweren und dabei vielleicht, d. h. nach der Ansicht seiner Richter, im Ausdruck zu scharf gewesen ist.

Daß unter solchen Verhältnissen bei den Richtern eine Furcht besteht, bei Betätigung ihres Berufes, wie es die Verfassung und der geleistete Diensteid vorschreibt, sich zu schädigen, darauf habe ich schon in meiner Eingabe an den Herrn Justizminister vom 4. Oktober 1906 hingewiesen. Um aber die Folgen des Systems zu kennzeichnen, muß ich noch auf einige Fälle hinweisen. Nur ‚zuverlässige‘ Menschen werden mir entgegenhalten, alles, was ich anführe, seien nur vereinzelte Fälle, die keinen Grund zur Verallgemeinerung gäben. Es sind nur einzelne Fälle, die ein einzelner Richter zusammenstellt, die er

aus einer Reihe von anderen Fällen herausgreift, weil zu ihrem Beweise die Zeugen gegeben sind. Jeder Richter — ich meine natürlich nicht die zuverlässigen Richter, da diese gewöhnlich eines der Verwaltung unangenehmen Falles sich nicht mehr zu erinnern pflegen, um sich nicht zu schädigen, — der noch zu denken wagt, wird zu diesem Kapitel seinen Beitrag liefern können, so daß die ‚vereinzelten Fälle' die Regel bilden."

Der Direktor, soll er zu höheren Stellen geeignet sein, muß es verstehen, seine Ansicht bei den Beisitzern durchzudrücken: „Einem Direktor wurde sogar daraus ein Vorwurf gemacht, daß er seine Beisitzer in Schutz nehme. Er dürfe, so wurde ihm gesagt, die Beisitzer selbst dann nicht in Schutz nehmen, wenn sie recht hätten. Man kann daraus entnehmen, welche Bedeutung so mancher beisitzende Richter in der deutschen Gerichtsorganisation hat. Und es lassen sich so manche Urteile, an denen die Regierung ein Interesse hat, erklären. Ein Regierungsrat, der als Referendar unter dem bekannten Direktor v. Brausewetter gearbeitet hat, erzählte mir, daß die damalige ‚adlige' Kammer, wie sie genannt worden sei, weil die Mehrheit unter einem adligen Direktor aus adligen Richtern bestanden hätte, niemals ein selbständiges, von der Ansicht des Direktors (des längst geisteskranken, an fortschreitender Gehirnerweichung gestorbenen Brausewetter!! G.) abweichendes Urteil gehabt habe.

Ein Kollege, ein Amtsgerichtsrat, bemerkte mir, er möchte nicht Landrichter sein. Er habe vertretungsweise einmal bei der Strafkammer in der Strafsache gegen X., einer Strafsache, an deren Ausgang die Regierung interessiert war, mitgewirkt, und es sei ihm die Ängstlichkeit und die Sucht der Richter, alles Material, welches den Angeklagten zu belasten geeignet war, herauszukehren und sofort hervorzuheben, aufgefallen. Unter solchen Verhältnissen sei es keine Ehre, am Landgericht tätig zu sein.

Kann man bei dieser Furcht des Richters noch von unabhängiger Justiz reden? Kann eine unabhängige Rechtsprechung bestehen, wenn ein Landgerichtsdirektor Schmidt in Berlin, der ständig Vorsitzender einer Strafkammer war, plötzlich wegen des in der Sache Harden wegen Majestätsbeleidigung unter seinem Vorsitze erlassenen Urteiles sich an eine Zivilkammer ‚versetzen ließ', sei es auch nur auf den kaum verständlichen Druck seiner Kollegen hin?

Gibt es wohl ein treffenderes Beispiel für die Tatsache, daß ein Direktor seine Ansicht bei den Beisitzern durchdrücken müsse? Nicht der Direktor Schmidt hat jenes Urteil gefällt, sondern die Strafkammer, welche aus 5 Richtern besteht oder doch nach dem Gesetze bestehen soll, und nicht aus dem Vorsitzenden allein. Aber der Direktor gilt der Justizverwaltung als der verantwortliche Redakteur. Sind auf diese Weise nicht so manche Urteile verständlich, und ist auch nicht die Höhe so mancher Strafen erklärlich, namentlich wenn man noch die Tatsache in Rücksicht zieht, daß ein Direktor bei der Beratung über eine Majestäts-

beleidigung den Beisitzern erklärt, er müsse über den Fall nach oben berichten, und es würde dort gerne gesehen, wenn solche Angeklagten scharf bestraft würden?

Naturgemäß muß die Verwaltung, um zu dem Material ‚zuverlässiger' Richter zu gelangen, nicht auf die Fähigkeit sehen; ein fähiger Richter ist in den meisten Fällen kein zuverlässiger Richter, da ihm zu viel Selbstbewußtsein eigen ist. So sehen wir denn, daß mancher Staatsanwalt, der nicht mehr die Fähigkeit zu höheren Stellen in der Staatsanwaltschaft hat oder wegen irgendwelcher Begebenheiten nicht mehr würdig ist, Staatsanwalt zu sein, immer noch fähig und würdig ist, Richter zu sein. Man darf sich deshalb darüber nicht wundern, daß der Herr Justizminister Schönstedt darin nichts fand, daß der Finanzminister von Miquel in der Budgetkommission vom 3. Februar 1897 erklärte, die Gleichstellung der Amts- und Landrichter mit den Regierungsräten sei eine Degradation der Verwaltungsbehörden. (!)

Ein Staatsanwalt, der häufig betrunken in der Straßenrinne gefunden wurde, wird von der Justizverwaltung nicht mehr für würdig gehalten, Staatsanwalt zu sein, — als Amtsgerichtsrat ist er aber noch gut genug, bis er auch dieser Stelle schließlich für unwürdig gehalten worden ist.

Ein Oberstaatsanwalt war trotz ständiger Beschäftigung mit dem Strafrecht so wenig mit dessen einfachsten Grundsätzen vertraut, daß er in öffentlicher Sitzung des Straffenates die Umwandlung mehrerer Geldstrafen in eine Gesamtstrafe unter Ermäßigung der Einzelstrafen beantragte. Er wurde später Senatspräsident und damit unter ‚die Blüten der Justiz', wie einmal im Landtage die Senatspräsidenten vom Ministertische aus genannt wurden, versetzt. Welche Blüten solche Blüten wieder hervorbringen, das liegt auf der Hand.

Man sendet in die Rheinprovinz manchmal Direktoren, oft frühere Staatsanwälte, die von den rheinischen Richtern als Musterdirektoren bezeichnet werden, weil sie angeblich dem rheinischen Richter zeigen sollen, wie die Rechtsprechung gehandhabt werden muß. Von ihnen kann man lernen, wie sie nicht gehandhabt werden soll. Mit einem vielfach durch keine Sachkenntnis getrübten Blick führen sie zum Gaudium der Referendare und zum Nachteil des Ansehens der Justiz den Vorsitz, und manche Unglaublichkeiten werden von solchen Musterdirektoren in Richterkreisen erzählt.

Wenn von der Zentralinstanz das Ansehen der Gerichte in dieser Weise unterdrückt wird, so ist es erklärlich, daß in dem selben Geiste die Provinzialinstanzen fortschreiten und die Subalternisierung des Richterstandes durchführen.

Ein Gerichtsassessor hatte das Unglück, gerade zu der Zeit, als ein ihm übertragenes Kommissorium an einem kleinen Orte zu Ende ging, sich eine Verletzung der Kniescheibe zuzuziehen. Er meldete dies unter Beifügung eines ärztlichen Attestes der vorgesetzten Behörde mit dem Berichte,

daß er infolge seiner Erkrankung nicht imstande sei, seine Tätigkeit bei dem Amtsgericht, dem er zur unentgeltlichen Beschäftigung überwiesen war, augenblicklich anzutreten. Nach einiger Zeit erscheint in seiner Wohnung ein Polizeidiener und erkundigt sich eingehend nach seinem Befinden. Der Assessor, erstaunt über die Teilnahme der Polizeibehörde, fragt, was denn diese veranlasse, über sein Befinden sich zu erkundigen. Da erfährt er denn zu seiner Verwunderung, daß der Polizeidiener von seiner Behörde hierzu beauftragt sei, weil die Justizverwaltung angefragt habe, ob der Assessor wirklich so krank sei.

Ein Landrichter hatte um einige Wochen Urlaub gebeten, weil er dieser Zeit zur Regelung einer Nachlaßangelegenheit bedürfe. Der Vorgesetzte forderte eine Bescheinigung des Bürgermeisters des Nachlaßortes, daß der Landrichter diesen Urlaub auch wirklich nötig habe. Der Bürgermeister erklärte, daß er ja nicht beurteilen könne, ob zur Regelung des Nachlasses wirklich die geforderte Zeit notwendig sei; wenn aber der Landrichter ihm die dahingehende Versicherung abgebe, wolle er die Bescheinigung ausstellen. Dies geschah. Warum aber begnügte sich der Vorgesetzte der Justiz nicht mit der dienstlichen Versicherung des Richters?

Solche Behandlung der Richter durch die vorgesetzte Behörde zeigt sich weiter auch bei Beschwerden über diese, insbesondere wenn sie von der Regierung erhoben werden. Die Regierung weiß ganz genau, daß ihren Wünschen stets Rechnung getragen wird, wenn auch der Richter noch so sehr im Rechte ist, und wenn die Wünsche der Regierung noch so sehr gegen die Verfassung verstoßen. Ein alter erfahrener rheinischer Senatspräsident, eine wirkliche Blüte der Justiz, erklärte einmal in einer Unterredung: ‚Ich verstehe nicht, wie die Justizverwaltung sich noch der Einsicht verschließen kann, daß das Ansehen ihrer Beamten sowohl dem Publikum wie den anderen Behörden gegenüber immer mehr zurückgeht. Dies hat nicht allein in der Art und Weise, wie die Rang- und Gehaltsfrage geregelt ist, seine Begründung, sondern nicht zum wenigsten in der Tatsache, daß unsere Behörde ihre Beamten bei der geringfügigsten Veranlassung fallen läßt und darum jede andere Behörde glaubt, sich an den Beamten der Justiz reiben zu können.‘ . . .

Die Regierung beschwert sich über einen Richter, weil dieser eine sachliche Kritik des Verteidigers über ein Gutachten von Regierungsbeamten in der Schöffengerichtssitzung nicht zurückgewiesen, auch den Angeklagten freigesprochen habe, weil er dem Gutachten der von der Verteidigung geladenen Sachverständigen, nicht aber demjenigen der Regierungsbeamten beigetreten sei. Am Schlusse der Beschwerde drückt dann der Regierungspräsident den Wunsch (!) aus, daß der Richter bei der Geschäftsverteilung an eine andere Abteilung versetzt werde, weil es den Regierungssachverständigen nicht angenehm (!) sein könne, in anderen Verhandlungen wieder vor jenem Richter zu erscheinen.

Es kann danach nicht weiter auffällig erscheinen, daß die Regierung, wie schon im Landtage hervorgehoben wurde, sich auch anderwärts einen Einfluß auf die Geschäftsverteilung bei den Gerichten verschafft und dafür Sorge trägt, daß ein Richter nicht weiter in Sachen tätig ist, welche nicht nach dem Gutdünken der Regierung erledigt werden, daß in der Öffentlichkeit und in Richterkreisen behauptet wird, es wäre selbst bei einem Senate ein Richter beseitigt worden, auf dessen geistige Urheberschaft die Aufhebung so mancher ungültigen Polizeiverordnung zurückgeführt wird.

Wenn die Regierung selbst sich in einer mit der Verfassung nicht zu vereinbarenden Weise in die Unabhängigkeit der Justiz mischt, dann ist es endlich nicht verwunderlich, daß sogar ein Landrat an die Richter seines Kreises das Ersuchen richtet, auf eine strenge Ahndung bestimmter Gesetzesübertretungen bedacht zu sein. Noch weniger kann es dann auffallen, wenn ein Richter auf die Frage, weshalb er solche Ersuchen nicht auch zurückweise, erwidert: ‚Man wisse nicht, wie der Landrat einem schaden könne, wenn er einmal zum Bericht über uns (!!) aufgefordert werde.‘

Die Folge ist, daß den Richtern jedes Selbstbewußtsein verloren geht, daß insbesondere vielfach bei Kollegialgerichten die beisitzenden Richter nur dekorativ wirken. Denn viele Beisitzer fürchten sich, ihre eigene Überzeugung in der erforderlichen Weise zum Ausdruck zu bringen, namentlich dann, wenn der Vorsitzende sogar der Vorgesetzte ist. Nur junge Assessoren, welche noch den nötigen Idealismus in ihren Beruf bringen, zeigen zuweilen, wenn sie etwas leisten, die erforderliche Selbständigkeit des Urteils. Sie nehmen aber bald davon Abstand, da sie die Gefahren erkennen, welche solche ‚ideale‘ Auffassung ihres Berufes mit sich führt. Manche Vorsitzende können keinen Widerspruch vertragen, und wenn der Beisitzer sich nicht fügt, so kann er versichert sein, daß die Personalakten ihn als starren, selbstbewußten oder eigensinnigen Menschen, als ‚einen Richter, der sich Anordnungen von oben nicht fügt‘, bezeichnen.

Man sieht, es ist nicht angenehm, Richter bei einem Kollegialgericht zu sein, wenn man auf den Diensteid etwas hält und nicht zu allem seine Zustimmung gibt oder, wie mir einmal erklärt wurde, ‚sich auf die Lippen beißen muß, um den törichten Ansichten der älteren Herren beim Oberlandesgerichte nicht widersprechen zu müssen‘.

So gelangen wir dazu, daß der Richter vielfach sich als Schulknabe behandeln läßt. Ein Beispiel hierfür ist die Art und Weise, wie manche Vorsitzende, getreu dem Grundsatze der Justizverwaltung, daß der Vorsitzende seine Ansicht bei den Beisitzern durchdrücken müsse, die Urteile der Beisitzer, wie deutsche Aufsätze, verbessern, obschon sie wegen mangelnder Fähigkeiten dazu manchmal nicht imstande sind. In Richterkreisen heißt diese Urteilsverbesserung durch den Direktor: ‚Das Urteil wird irrevisibel gemacht.‘ Ich habe mich dem von vornherein stets

widersetzt und jedem Direktor die Verbesserung ausdrücklich untersagt mit der Erklärung, daß ich andernfalls nachträglich meine Unterschrift streichen würde. Ich habe mich vor allem deshalb dem widersetzt, weil zuweilen von nicht fähigen Direktoren Tatsachen in das Urteil hineinverbessert werden, die nach dem Ergebnisse der Hauptverhandlung nicht zutreffen und nur in der Voruntersuchung aktenmäßig festgestellt sind. . .

Das Reichsgericht hebt zuweilen ein Urteil wegen solcher ‚Verbesserungen' durch den Vorsitzenden auf, ‚weil die von fremder Hand herrührende Abänderung unverständlich sei in Hinblick auf die weiteren Ausführungen'. Aber solche Aufhebung verbesserter Urteile durch das Reichsgericht erfolgt nicht immer, obschon diese meist nicht den Vorschriften der Strafprozeßordnung entsprechen, da die Verbesserung nachträglich ohne Wissen des Urteilsverfassers einseitig durch den Vorsitzenden vorgenommen wird, nachdem die übrigen Beisitzer das Urteil schon unterschrieben haben.

Wie die Richter subalternisiert werden, ergibt sich auch daraus, daß z. B. in einem Bezirke die Gerichtsschreiber Anweisung hatten, dem Landgerichtspräsidenten alltäglich einen Restezettel einzureichen, auf welchem die Anzahl der vom Richter bis zum Ablaufe des Tages nicht erledigten Sachen verzeichnet sind. Ein solches Verzeichnis kann nur aufgestellt werden, wenn der Gerichtsschreiber die Tätigkeit des Richters kontrolliert."

Alle diese Verhältnisse, legt Theisen an anderer Stelle dar, haben naturgemäß zur Folge, daß die Bestimmung des Gerichtsverfassungsgesetzes: „die richterliche Gewalt wird durch unabhängige, nur dem Gesetze unterworfene Gerichte ausgeübt", immer mehr außer Anwendung kommt. „Es ist eine allgemeine menschliche Schwäche, zwecks besseren Fortkommens seine eigene Überzeugung hintanzusetzen. Und was unter solchen Umständen das Urteil eines Gerichts in gewissen Fällen für einen Wert hat, das liegt auf der Hand". Die Furcht des Richters vor der Zurücksetzung nehme infolgedessen immer mehr zu. Diese Furcht habe in der Praxis dazu geführt, daß das, was durch die Vorschriften des Gerichtsverfassungsgesetzes (§§ 62, 63) verhindert werden sollte, daß nämlich „eine tendenziöse Einwirkung der Landesjustizverwaltung auf die Bildung und Besetzung der Kammern und Senate sowohl in Einzelfällen wie auch im allgemeinen ausgeschlossen werden sollte", in Wirklichkeit Geltung hat.

Und dazu allgegenwärtig und allmächtig das drohende Gespenst der Disziplinierung! Nach § 8 des Reichsgerichtsverfassungsgesetzes vom 7. Mai 1851 können zwar Richter „wider ihren Willen nur kraft richterlicher Entscheidung und nur aus den Gründen und unter den Formen, welche die Gesetze bestimmen, dauernd oder zeitweise ihres Amtes enthoben oder an eine andere Stelle oder in den Ruhestand versetzt werden". Das Gesetz verlangt also: 1. richterliche Entscheidung; 2. bei Fällung dieser Entscheidung die Beachtung der Gründe und der Formen, welche die Gesetze bestimmen.

Diese „Gründe" und „Formen" aber sind in dem Disziplinargesetz vom 7. Mai 1851 enthalten. § 1 dieses Gesetzes lautet: „Ein Richter, welcher

1. die Pflichten verletzt, die ihm sein Amt auferlegt, oder
2. sich durch sein Verhalten in und außer dem Amte der Achtung, des Ansehens oder des Vertrauens, die sein Beruf erfordert, unwürdig zeigt,

unterliegt den Vorschriften dieses Gesetzes."

„Wie leicht", bemerkt Theisen, „kann bei dieser Fassung des Gesetzes jeder Richter, der es wagt, ohne Ansehen der Person seinen Beruf auszuüben, unter Anklage gestellt werden! Wie leicht kann mit irgendwelchen Behauptungen erkannt werden, daß der Angeschuldigte sich des Ansehens usw., das der richterliche Beruf erfordert, unwürdig gezeigt habe . . .

Es wird ein schriftliches Verfahren eingeleitet; der Angeschuldigte und die Zeugen werden darin vernommen, und es wird dann dem Angeschuldigten eine Anklageschrift zugestellt, aus der er entnehmen kann, was ihm eigentlich zur Last gelegt wird, oder richtiger, er erfährt jetzt erst, wie seine Handlungen von der Anklagebehörde ausgelegt werden.

Dann wird ein sogenanntes mündliches Verfahren eröffnet. Ein Berichterstatter hält einen je nach seinem Temperament und seinen Fähigkeiten mehr oder weniger eintönigen und objektiven Vortrag über das Ergebnis des schriftlichen Verfahrens. Darauf wird dem Staatsanwalt und dann dem Angeklagten das Wort erteilt. Eine Fragestellung, d. h. eine Unterbrechung des Berichterstatters bei der Vorlesung der schriftlichen Zeugenaussagen ist nicht gestattet, jedenfalls mir vor dem Kammergericht nicht erlaubt worden.

Nun betrachte man die Stellung des Angeklagten! Auf Grund eines solchen eintönigen Vortrages soll er aus dem ihm vorgelesenen Ergebnisse der von der Anklagebehörde ‚für nötig befundenen' Beweisaufnahme sofort das Wesentliche zu seiner Verteidigung heraussuchen. Er ist nicht in der glücklichen Lage wie die Staatsanwaltschaft, vorher die Einsicht der Akten zu haben und sich das zu seiner Verteidigung dienende Material zusammenzustellen . . .

Trotzdem wird dem Angeklagten zugemutet, daß er beim Verlesen des Akteninhalts sofort das Erhebliche von dem Unerheblichen, das ihm Vorteilhafte von dem ihn Belastenden erkennen soll. Eine Fragestellung ist ihm während des Vortrages des Berichterstatters ja nicht erlaubt; er soll sich alles bis zur Beendigung des Berichtes aufspeichern . . .

In der mündlichen Verhandlung, wenn man sie als solche überhaupt bezeichnen darf, werden die Zeugen nicht gehört. Der Angeklagte ist auch nicht imstande, irgendwelche Fragen an die Zeugen zu richten und Irrtümer richtigzustellen oder Erhebliches zu eruieren. Wie sehr ein mündliches Verfahren nötig ist, das hat doch der Königsberger Hochverratsprozeß gezeigt!

Trotzdem wird aber geurteilt.

Und dann die Richter!

Die Justizverwaltungsbehörde erhebt die Anklage, ein Beamter der Justizverwaltung, der Präsident des Gerichts, der nominell auch Richter ist, führt den Vorsitz. Untergebene von ihm sind ihm zugeteilt. Welche Richter haben sich aber soviel Selbstbewußtsein bewahrt, daß sie mit der erforderlichen Energie ihre eigene Überzeugung gegenüber der des Vorgesetzten zu vertreten wagen. Wenn die Richter jede Art Selbstbewußtsein gegenüber dem Vorgesetzten für strafbar halten, dann wird eine energische Vertretung ihrer Ansicht schwerlich stattfinden, zumal wenn erwogen wird, daß die Justizverwaltung von einem Vorsitzenden verlangt, daß dieser seine Ansicht bei den Beisitzern durchdrücken müsse.

So entsteht eine gerichtliche Entscheidung im Sinne des § 8 des Reichsgerichtsverfassungsgesetzes!"

Der Verfasser richtet dann an die Herren, die vom deutschen und preußischen Volke auserkoren sind, die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes zu wahren, die Frage: „Darf ein Gesetz, wie das Gesetz betreffend die Dienstvergehen der Richter, vom 7. Mai 1851, noch einen Augenblick weiter bestehen, wenn die Unabhängigkeit der Gerichte nicht bloß eine Phrase sein soll?"

Nach alledem kann es auch nicht mehr wundern, daß den Verhandlungen, die Theisen in Frankfurt a. M. als vorsitzender Richter leitete, stets zwei Kriminalschutzleute in Zivil beiwohnten. Ein Recht sprechender königlich preußischer Richter bei der Ausübung seines Amtes unter Polizeiaufsicht! Auch ein preußisches Kulturbild! Eine prachtvolle, eine gloriose Beleuchtung des Simplizissimus-, — pardon, Kanzlerwortes: „Preußen in der Welt voran!" Wer möchte danach Theisen noch der Übertreibung zeihen, wenn er in einer Eingabe feststellt: „Ich stehe im Vergleich zu einem Schutzmann rechtlos da!"

Und das alles, weil er als Richter es „gewagt" hatte, „den Schutz des Gesetzes Arm und Reich in gleicher Weise, den Verkommenen, wie den manchmal nur äußerlich Ehrbaren zuzuwenden"!

Das mit erstaunlicher Konsequenz durchgeführte System zielbewußter Unterdrückung der Unabhängigkeit des preußischen Richterstandes, wie des preußischen Beamten überhaupt, war eines jener heimtückischen Mittel, mit denen die preußische Reaktion die freiheitlichen Bestrebungen und Errungenschaften des Volkes wieder wettzumachen suchte. Je lebhafter sich das Volk seiner angeborenen Rechte bewußt ward, je weiter der Absolutismus äußerlich vor ihm zurückweichen mußte, um so hartnäckiger versteifte sich die Reaktion im Innern, um so rücksichtsloser gebrauchte sie die, trotz aller formellen Konzessionen, ihr nach wie vor zu Gebote stehenden tatsächlichen Machtmittel. Und was konnte ihren Zwecken besser dienen als ein durch Peitsche und Zuckerbrot gefügig gemachtes, zu unbedingter „Zuverlässigkeit" zermürbtes Richterkorps, das seine Ehre nicht mehr in altpreußischer Unabhängigkeit und Unnahbarkeit auch gegen Einflüsse der Höchststehenden

sehen sollte, sondern in der unbedingten Anpassung an die Wünsche und Interessen der jeweils maßgebenden Faktoren?

Was immer auch Gesetz und Verfassung dem Volke an Rechten einräumen mochten: — eine „zuverlässige" Rechtsprechung neben einer noch „zuverlässigeren" Verwaltung konnte alles wieder ausschalten, tatsächlich außer Kraft setzen. Mochte sich der Untertan immerhin in dem Bewußtsein sonnen, in einem „Rechts-" und „Verfassungsstaate" zu leben: — man konnte ihm das harmlose Vergnügen ruhig gönnen. Es schadete ja nicht, nützte nur, stopfte dem Untertan den Mund und erhielt ihn in gehorsamer Zufriedenheit.

Wir haben es hier also weder mit den so beliebten „Einzelfällen", noch auch mit einer neuen Erscheinung zu tun, sondern mit einem straffen, zielbewußten System und zwar mit einem recht alten System. Schon im Jahre 1845 brandmarkte ein Richter, der Stadtgerichtsrat Heinrich Simon zu Berlin, die Korrumpierung der Justiz von oben her: „Er wird fallen, der bisher so edle preußische Richterstand, auf den der Preuße mit so hohem Stolze blickt; man wird nicht mehr ungläubig lächeln, wenn Fälle eines höheren Einflusses auf preußische Richterkollegien geflüstert werden, und die Trümmer dieser Institution werden auf den preußischen Thron stürzen und auf die bürgerliche Freiheit des preußischen Volkes."

Im Jahre 1865 war die Korruption bereits so weit gediehen, daß der Abgeordnete Stadtgerichtsrat Twesten am 20. Mai im Abgeordnetenhause die schwersten Anklagen gegen die Handhabung der preußischen Justiz erheben konnte. Er erinnerte daran, daß eine meist aus Richtern bestehende Justizkommission in ihrem Berichte — schon damals! — festgestellt hatte, daß „der Glaube an die Unabhängigkeit der Richter im Volke erschüttert" sei. Wiederholte herbe Urteile über die Gerichte seien nicht erst heute in diesem Hause gefallen, sie hätten sich in letzter Zeit sogar sehr häufig wiederholt. Und weiter — ganz wie in unseren Tagen:

„Der Herr Justizminister pflegt sich in solchem Falle zu erheben und gegen dergleichen Äußerungen zu protestieren, wie gegen Angriffe auf das Heiligtum der Gerechtigkeit. Meine Herren, in früheren Zeiten hörten wir auch von Mitgliedern dieses Hauses, von sehr verehrten Mitgliedern dieses Hauses es als konstitutionelle Theorie aufstellen, daß wir uns jeder Bemerkung über die Gerichte enthalten müßten. Ich habe diese Theorie in dieser Ausdehnung immer für eine unrichtige Abstraktion aus der unrichtigen Theorie von der Teilung der Staatsgewalten betrachtet...

Ich glaube aber, meine Herren, wenn wir auch gewiß in der Kritik einzelner Fälle eine gewisse Zurückhaltung üben müssen, ... so sind wir doch nicht bloß berechtigt, sondern verpflichtet, hier eine Kritik des Verfahrens der Gerichte eintreten zu lassen, wenn sich schwere Mißbräuche in der ganzen Handhabung der Justiz herausstellen, wenn sich die Mißbräuche nicht mehr auf einzelne Fälle beschränken, sondern große Dimensionen annehmen, wenn die Kritik schwere Mißstände, tief eingreifende Schäden in der ganzen Verwaltung an das Licht zu bringen hat. Meine Herren!

Ich glaube, wir sind nicht dazu da, um Illusionen aufrecht zu erhalten, deren Behauptung allmählich zur Heuchelei wird! Die Zeiten, in denen man sagte: Il y a des juges à Berlin, in denen man mit Stolz — und vom Auslande her mit besonderer Hochachtung — auf das Berliner Kammergericht hinwies, die Zeiten sind ziemlich lange her. (Schon damals! D. V.)

Bei dem Rücktritte des Justizministers Simons äußerte ein preußischer Minister — es sind Zeugen der Äußerung in diesem Hause anwesend — ein preußischer Minister äußerte, Herr Simons habe viele Sünden begangen, aber eine sei unverzeihlich: das sei die systematische Korruption des Obertribunals. Meine Herren! Der Graf zur Lippe setzt dieses System fort; er dehnt es immer weiter aus, auch auf die Appellationsgerichte, durch Ernennungen lediglich nach politischen Rücksichten, lediglich mit Rücksicht auf die politische Gesinnung oder Gefügigkeit der Beförderten — in einem Maße, meine Herren, welches bereits die Achtung vor der preußischen Jurisprudenz ernstlich gefährdet.

Ich weiß vollkommen, man hört diese Dinge nicht gern öffentlich aussprechen, selbst solche, die unter vier Augen vollkommen zustimmen, materiell mit dem ausgesprochenen Urteile einverstanden sind; aber ich glaube, es ist allmählich zur Notwendigkeit geworden, an diesem Orte, wo noch das Wort in Preußen frei ist, solche Dinge zur Sprache zu bringen. Meine Herren! Die Kreuz-Zeitung triumphierte kürzlich, daß die Entscheidungen des Obertribunals jetzt sämtlich einen streng konservativen Charakter tragen.

Ich glaube, das dahin interpretieren zu dürfen, daß die Kreuz-Zeitung selbst meinte, die Entscheidungen des Obertribunals sind der unverfälschte Ausdruck einer politischen Richtung.

Meine Herren! Die Unabhängigkeit der Gerichte ist von sehr geringer Bedeutung, wenn es sich darum handelt, ob ein Dieb freigesprochen oder verurteilt wird: wenn es sich darum handelt, ob in einem Prozesse Hinz oder Kunz hundert Taler gewinnt; wo aber ein politisches Interesse der Regierung in Betracht kommt, da wird jetzt nicht mehr nach der strikten Auslegung der Gesetze erkannt, sondern nach politischen Rücksichten, nach den Interessen und Tendenzen der regierenden Partei!

Schon vor einer Reihe von Jahren erreichte der Fall eine traurige Berühmtheit, als bei der Anklage gegen den Grafen Reichenbach das Obertribunal gegen die ausdrückliche Bestimmung des Gesetzes, welches seine Kompetenz ausschloß, die Sache dennoch vor sein Forum zog und aus allgemeinen Erwägungen in die klare Bestimmung des Gesetzes ein ‚nicht' hineininterpretierte, sie auf diese Weise in ihr Gegenteil verwandelnd. Neuerdings, meine Herren, hat aus ähnlichen allgemeinen Erwägungen das Obertribunal die Gesetze, welche unter dem Titel ‚Widerstand gegen die Staatsgewalt' zum Schutze der preußischen Staatsordnung, zum Schutze

der preußischen Obrigkeiten gegeben sind, angewendet auf preußische Untertanen, die sich an dem Aufstand gegen Rußland beteiligten. (Schon damals! D. V.)

Es gibt ausdrückliche Bestimmungen im Strafgesetzbuche für Vergehen gegen befreundete Regierungen; darunter fallen aber die Bestimmungen über Aufstand nicht. Die Bestimmungen über Aufstand und Tumult sind für Preußen gegeben zum Schutze der preußischen Staatsordnung, nicht zum Schutze der Obrigkeiten in Rußland oder etwa in China, für dessen Beunruhigung man mit demselben Rechte die Bestimmungen in Anwendung bringen könnte. Daran habe ich schon neulich erinnert, wie das Obertribunal, ebenfalls um der Autorität einer polizeilichen Verfügung zu Hilfe zu kommen, ‚bis auf weiteres' für gleichbedeutend erklärt mit ‚auf unbestimmte Zeit'.

Meine Herren! Das sind nicht mehr Auslegungen, sondern Verdrehungen der Gesetze, nicht Anwendung, sondern Mißbrauch derselben.

Ich gebe zu, unsere Gesetze sind nicht überall scharf und bestimmt genug gefaßt; sie geben zu mißbräuchlichen Auslegungen hin und wieder Anlaß; aber gegen bösen Willen schützt keine Klarheit der Gesetze, und als bösen Willen, meine Herren, betrachte ich es, wenn für eine gerichtliche Entscheidung nicht die strikte Auslegung der Gesetze maßgebend ist, sondern irgend welche andere Rücksicht — verhülle sie sich auch unter dem Gedanken des Staatswohles.

Machiavelli sagte einmal: ‚Gesetze allein helfen nicht; sie bedürfen, um sich zu halten, der guten Sitten.' Nun, meine Herren, die erste gute Sitte, der erste Grundsatz der Sittlichkeit, den ich von dem Richter verlange, ist das: nach dem Gesetze zu richten, und diese Sitte kommt dem preußischen Richterstande abhanden."

Der Redner kennzeichnet dann die Behandlung des Preßgesetzes in einer Reihe von Fällen: „Und, meine Herren, an diesem traurigen Bilde der Justiz trägt ohne Zweifel einen großen, einen hervorragenden Teil der Schuld der verantwortliche Minister, der Herr Graf zur Lippe.

Unter seiner Autorität, nach seinen Weisungen werden die Abteilungen der Gerichte komponiert, an deren Verfahren der Regierung gelegen ist.

Nach seinen Weisungen werden die Abteilungen auch wieder gesäubert, wenn Erkenntnisse erfolgen, die der Regierung mißfällig sind.

Der Herr Justizminister hat die Verfügung wiederhergestellt, nach welcher die Präsidenten der Gerichtshöfe Bericht erstatten sollen über das politische Wirken der richterlichen Beamten, über das für oder wider die Regierung.

Der Herr Minister erteilt die Anweisungen zur Handhabung der Disziplinargesetze gegen die Mißliebigen, er belohnt auch die Wohlgesinnten, sehr prompt sogar.

Ich will aus der Reihe der Prozesse, welche über die Stellvertretungskosten der Abgeordneten gegen den Fiskus geschwebt haben, nur die Fälle anführen, welche hier in Berlin sich ereignet haben. Drei Gerichtsabteilungen haben in diesem Prozesse für den Fiskus erkannt. Eine war eine Abteilung des hiesigen Stadtgerichts, aus drei Mitgliedern bestehend. Die Kläger wurden abgewiesen. Wenige Wochen darauf wurde der Vorsitzende dieser Abteilung, nachdem das Probestück geliefert war, zum Kammergerichtsrat ernannt.

In zweiter Instanz ging die Sache an das Appellationsgericht in Frankfurt. Referent war ein bei diesem Gericht beschäftigter Hilfsarbeiter, der Kreisrichter Michaelis. Unmittelbar nach dem Erkenntnis wurde der Referent zum Appellationsgerichtsrat ernannt.

Zum Dritten waren einige dieser Prozesse anhängig vor dem Bagatellkommissar des hiesigen Stadtgerichts. Als solcher fungierte der Assessor Koehn mit einer Anciennität aus dem Jahre 1862. Er wies die Klage ab. Kurze Zeit darauf ernannte ihn der Herr Minister, trotz der Mitbewerbung mehrerer älterer Kollegen, zum Rechtsanwalt.

Meine Herren! Ich werde kein Wort über die Entscheidung der Sache selbst verlieren. Ich halte die Bemerkung aber für gerechtfertigt: die Schnelligkeit und die Regelmäßigkeit dieser Belohnungen verstieß gegen den öffentlichen Anstand.

Meine Herren! Parteiregierungen suchen allemals die Gerichte ihren politischen Tendenzen dienstbar zu machen, und ein Berufsbeamtentum hat auf die Länge niemals die Kraft, dem konsequenten Drucke der Regierungsgewalt zu widerstehen. Es ist eine Täuschung, zu glauben, daß Gerichte und gerichtliches Verfahren an sich schon eine Schutzwehr für das Recht des Landes und für die persönliche Freiheit der Staatsbürger seien. Die Sternkammer der Stuarts war kein Schutz des Rechts und der Freiheit, sondern ein servíles Werkzeug der Unterdrückung. Ein wirklicher Schutz für die persönliche Freiheit und das Recht liegt nur in Geschworenengerichten für politische Vergehen und Preßvergehen.

An Geschworenengerichten brachen sich in der traurigen Reaktionsperiode Englands unter Georg III. die Reaktionsversuche. Man zeigt noch heutigen Tags das Grab eines liberalen Schriftstellers jener Zeit. Die Inschrift lautet: Diesen Mann wünschte Pitt hängen zu lassen; aber der Versuch scheiterte an dem Wahrspruch einer ehrlichen englischen Jury . . .

In dem Disziplinarsenate des Obertribunals setzen sich Mitglieder des Herrenhauses und auserwählte Anhänger der Regierung zu Gericht über die Mitglieder dieses Hauses, über uns und unsere Wähler. Wir werden in diesen Disziplinarerkenntnissen niemals einen Rechtsspruch achten. Wir werden sie nur als eine Verfolgung einer politischen Partei gegen die andere ansehen.

Meine Herren! Wenn in früheren Jahren wegen politischer Opposition

gegen die Regierung Strafen verhängt werden sollten, da suchte man die Strafbarkeit keineswegs in der Opposition an sich, man suchte Vorwänd für die Verurteilung in Nebenumständen des oppositionellen Auftretens

Ein Erkenntnis gegen ein verehrtes Mitglied dieses Hauses machte vor Jahren ein erhebliches Aufsehen. Da wurde ausgeführt, es sei eine Wahlrede gehalten in einem öffentlichen Lokale, in einem Lokale zweiten Ranges, das schicke sich nicht für einen Präsidenten; es sei vor einer sehr gemischten Versammlung gesprochen; das sei unschicklich für einen hochgestellten Beamten. Es waren noch ein paar Gründe ähnlicher Art, ... und aus diesen Gründen wurde ein Verweis erteilt. Jetzt wird ohne weiteres jede öffentliche Opposition gegen die Staatsregierung für strafbar erklärt. Das verstößt gegen das Gesetz und seine Geschichte. Nach dem Gesetze, meine Herren, sind die Beamten im Disziplinarwege strafbar, wenn sie sich des Vertrauens, der Achtung und des Ansehens, welche ihr Amt erfordert, unwürdig zeigen. Nach dieser Bestimmung stand in einem früheren Entwurfe des Disziplinargesetzes gegen nichtrichterliche Beamte des ferneren ‚die feindselige Parteinahme gegen die Regierung'. Dieser Satz wurde gestrichen, und nun, meine Herren, nun interpretiert man diese gestrichene Bestimmung in die danebenstehende vorhergehende Bestimmung der Unwürdigkeit hinein.

Anfangs wurde von den Disziplinargerichten dafür geltend gemacht das Interesse der Unparteilichkeit des Richterstandes, das durch deren schroffes Auftreten in politischen Dingen gefährdet werde. Als man sich nachher erinnern mußte, daß auch Beamte, die auf seiten der Regierung standen, sich sehr heftig in die politische Agitation warfen, genügte dieser Grund nicht. Er ließ sich offenbar auch nicht auf Rechtsanwälte anwenden. Nun stellte man den einfachen, klaren Grundsatz hin: jede öffentliche Opposition gegen die jeweilig regierende Partei verletzt die Treue und den Gehorsam gegen die Krone. Meine Herren! Diese Auslegung des Gesetzes stimmt ungefähr überein mit der Deduktion, mit welcher Richelieu seine Gegner traf: ‚Wer den Minister bekämpft, beleidigt die Majestät'. — Aber wissen Sie, was Montesquieu von dieser Lehre sagte? ‚Wenn die Knechtschaft in Person auf die Erde käme, so würde sie keine andere Sprache reden'.

Meine Herren! Ist es jemals erhört worden, daß man die Advokatur und die frei gewählten Kommunalbeamten straft wegen Beteiligung an der politischen Bewegung des Landes, wegen Teilnahme an politischen Wahlen! Und ich frage, meine Herren, warum ist man denn erst jetzt zu dieser Auslegung gekommen, warum hat 12 Jahre lang auch hier niemand an diese Auslegung und diese Anwendung des Gesetzes gedacht? Die Gesetze haben sich nicht geändert, nur die Richter und die rechtswidrigen Zumutungen der Regierung. Meine Herren! Ich glaube, wir können das Wort wiederholen, welches einst Herr v. Vincke in diesem Hause gesprochen: ‚Das Unrecht hat alle Scham verloren'.

Als der König Ernst August im Jahre 1837 das hannoversche Staatsgrundgesetz kassierte und eine zustimmende Erklärung seiner Beamten verlangte, der Königlichen Diener, wie man sie im Welfenlande nennt, da erklärte ein hannoverscher Beamter: Ich unterschreibe alles, Hunde sind wir ja doch.

Es wird Ihnen (zur Ministerbank gewendet) vielleicht gelingen, mit Ihren Strafen und mit Ihren Belohnungen den preußischen Beamtenstand in seinem Durchschnitte zu einem ähnlichen erhebenden Bewußtsein herabzudrücken: Hunde sind wir ja doch.

Aber wenn Sie es erreicht haben, werden Sie vielleicht nicht, aber andere erkennen, daß die alten Fundamente des preußischen Staates auseinandergewichen sind."

Der Regierungsabgeordnete Graf v. Bethusy-Huc fühlte sich gedrungen, eine Ordnungsstrafe gegen den Redner zu beantragen. Der Präsident lehnte dies ab und zwar mit der vorbildlichen Begründung: Der Herr Abgeordnete Twesten hat in seiner ganzen Rede nur Schäden aufdecken und auf solche Schäden aufmerksam machen wollen, die wir in allen Verwaltungszweigen in dieser Sitzungsperiode schon aufgedeckt haben. Ich begreife nicht, wie solche Schäden, wenn sie sich auch in der Justizverwaltung finden, davon ausgeschlossen sein sollen . . . Möglich wäre es ihm vielleicht gewesen, einzelne mildere Ausdrücke zu finden; aber einen Ordnungsruf zu erlassen — nein, dazu fühle ich mich von dieser Stelle aus nicht bewogen."

Die Mehrheit des Hauses lehnte die beantragte Gehaltserhöhung des Oberstaatsanwalts beim Obertribunal ab. Deutlicher als durch ein solches Mißtrauensvotum konnte sie sich zu den Ausführungen Twestens nicht bekennen. Der bekannte Staatsrechtslehrer und Abgeordnete Dr. Gneist trat diesem „Urteil über den Charakter der heutigen Justizverwaltung Sr. Majestät" „unverhüllt und unbedingt" bei und erklärte die Anklage für „wohlbegründet und wohlverdient".

Das Obertribunal selbst aber fühlte sich verpflichtet, die Berechtigung der Anklage auf das prompteste und eklatanteste zu — bestätigen, indem es Twesten — gegen den Schutz des § 84 der preußischen Verfassung — durch Beschluß der vereinigten Abteilungen des Senates für Strafsachen vom 29. Januar 1866 unter Anklage stellen und verurteilen ließ! Daß es sich mit einer Geldstrafe begnügte, erklärt sich wohl aus der allgemeinen Entrüstung der gesamten gesitteten Welt über die Erhebung der Anklage. Forderte doch damals die „Kölnische Zeitung" sogar, daß sämtliche Mitglieder des Obertribunals gehängt werden sollten! Man vergleiche diese ganze Haltung und Sprache des damaligen Bürgertums und seiner Organe mit dem Hexeneinmaleins und den konvulsivischen Bauchtänzen auf dem „Blocksberg" der heutigen „Paarungspolitik"!

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, dürfen wir an der schmerzlichen Tatsache nicht vorübergehen, daß leider auch kein geringerer als unser großer Bismarck vor dem kleinlichen Mittel einer unloyalen Beeinflussung

der Justiz, eines unter allen Umständen verwerflichen Drucks auf materiell abhängige Beamte nicht zurückscheute, daß er dadurch zu ihrer Abdrängung von dem geraden Wege des souveränen Rechtes beigetragen und so die Majestät des Gesetzes schwer geschädigt hat. Der verstorbene Kultusminister Dr. Bosse erzählt darüber in einem Bericht über den Ministerrat vom 20. Oktober 1878, dem Tage vor Erlaß des Sozialistengesetzes, in seinen Erinnerungen:

„Zunächst brachte Bismarck die Ausführung des Sozialistengesetzes zur Sprache; Annahme im Bundesstaat, dann sofort Vorlage an den Kronprinzen, schleunige Publikation ... Als richterliche Mitglieder (der Beschwerdekommission) seien ihm die Mitglieder des Obertribunals von Grävenitz, Clauswitz, Hahn und Delius als politisch vollkommen zuverlässig bezeichnet worden. Der Justizminister schlug noch den Obertribunalsrat v. Holleben vor und benutzte den Anlaß, um — wie mir schien, wenig taktvoll und geschickt — die preußischen Richter überhaupt als politisch zuverlässig herauszustreichen. Fürst Bismarck meinte, wenn die preußischen Richter alle so wären wie der Staatsanwalt Tessendorf, dann wären sie in der Rekursinstanz zu gebrauchen. Aber die preußischen Staatsanwälte fühlten sich meist nicht als Regierungsbeamte, sondern als souveräne Richter. Den badischen Oberstaatsanwalt Kiefer bezeichnete er als abschreckendes Beispiel. An badische Richter könne man also in der Kommission nicht denken ..."

Preußische Richter werden sich durch das ihnen hier gezollte „Lob" kaum gehoben fühlen, dagegen ist wohl anzunehmen, daß ihre badischen Kollegen an dem gegen sie ergangenen scharfen „Tadel" nicht allzu schwer tragen werden. —

Ist der preußische Richterstand, so fragt Theisen am Schluß seiner Schrift, noch imstande, bei allen Unterdrückungen seiner Unabhängigkeit sich aufzuraffen? „Vermag er aus sich heraus wieder die ihm verfassungsmäßig gewährte Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu erreichen? Wird die preußischen Richter, insbesondere die Richter, welche zu den entscheidenden und maßgebenden Stellen gelangen, wieder Selbstbewußtsein erfassen, das sie aus dem Niveau des politischen Beamten wieder zum richterlichen Beamten erhebt?"

Es ist beängstigend, welche Antworten man da oft aus den Kreisen der Wissenden erhalten kann. Bei der Feier seines 101. Dozentenjubiläums erklärte Professor Immanuel Bekker in Heidelberg: „Gerade die jungen Juristen seien berufen, in solchen Zeitläuften Diener des Vaterlandes und Führer mindergeschulter Volksklassen zu sein." Aber auf eine Frage der „Frankfurter Zeitung": „Warum gerade die Juristen?" antwortete er: „Weil ein ordentlicher Jurist Bescheid weiß über alle Verhältnisse, die sich rechtlicher Ordnung fügen, gewöhnt ist, vorurteilsfrei die Dinge zu sehen, wie sie sind (soweit dies menschenmöglich), und gelernt hat, logisch zu denken. Der Zweifel der verehrlichen Redaktion kommt wohl daher, daß bei uns viele unordentliche Juristen sogar auf den Bänken des Reichsgerichts zu finden sind."

In ihrer Schrift „Um Wahrheit und Recht" (Berlin 1907, Hermann Walther) erzählt Helene Wolff, ein ihr bekannter, jetzt verstorbener Professor und Geheimrat, Mitglied der juristischen Prüfungskommission an einer preußischen Universität, der schon vor Jahren sehr pessimistisch über die Verhältnisse unserer Rechtsprechung urteilte, schwere Bedenken über die immer mehr um sich greifende Streberei nicht verhehlte, habe dem allen dann noch hinzugefügt: „Ich werde es ja nicht mehr erleben, wenn ich aber das Material betrachte, das wir jetzt bekommen, jedes idealen Strebens bare, nur nach Gehalt und ‚Karriere' trachtende junge Menschen, die von dem praktischen Grundsatz ausgehen, daß ‚der Wille des Vorgesetzten das Gewissen des Untergebenen' ist; wenn ich ferner bedenke, daß wir genötigt sind, in den Vorlesungen wie in den Prüfungen unsre Ansprüche stetig herabzusetzen, dann graut mir förmlich vor der Zukunft."

Nur an den „maßgebenden" Stellen, an den Stellen, von denen man eine energische Initiative mit Fug erwarten dürfte, die von Amtes wegen dazu berufen sind, dafür besoldet werden, läßt man alle diese Dinge mit unbeschreiblicher Gelassenheit an sich herantreten, als gingen sie einen kaum noch was an, lebt man andauernd und unentwegt im unerschütterlichen Glauben an diese herrlichste aller Justizwelten. Si illabatur orbis, Impavidum ferient ruinae — und wenn der Erdkreis zusammenstürzt, unerschüttert tragen die Trümmer den preußischen Justizminister. Schon am 16. März 1906 beeilte sich der neu ernannte Dr. Beseler im preußischen Abgeordnetenhause zu erklären:

„Was im Reichstag in letzter Zeit (Febr. 1906) gegen die preußische Rechtspflege und speziell gegen die Gerichte gesagt worden ist, das war zum Teil sehr übertrieben, zum Teil unrichtig. Ich habe der Sache sehr kühl gegenübergestanden, weil alles von Übertreibung strotzte, und ich habe gedacht: Es ist kaum der Mühe wert, darauf zu erwidern, denn die dort gefallenen Äußerungen sind so, daß sie sich ohne weiteres selbst richten. Es ist auch eine große Erörterung in der Tagespresse entstanden über alles dieses; ich habe auch das ganz kühl hingenommen. Denn alle die Vorwürfe sind ganz unberechtigt. Wir haben in Preußen alljährlich etwa 100000 Strafurteile zu fällen. Lassen Sie hierbei einige (!) Fehler oder Unrichtigkeiten vorgekommen sein; ist das zu verwundern? Es wäre wunderbar, wenn es anders wäre. Nun sind im Reichstag und auch sonst Fälle aufgeführt, in denen einzelne Richter nicht so verfahren sein sollten, wie die Herren meinten, daß es ihre Pflicht gewesen wäre. Sollte das wirklich wahr sein, was wollte das denn bedeuten, diese paar (!) Fälle, die sich außerdem über zehn Jahre erstrecken? Ich möchte doch für mich auch in Anspruch nehmen, daß ich von den Dingen einiges erfahren habe. Ich habe mich länger mit dieser Sache befaßt als alle die Herren, die die Vorwürfe aussprachen. Ich bin lange Richter gewesen und rechne mich immer noch zu den Richtern; und im Namen der

Richter (?) kann ich aussprechen, daß alle die Vorwürfe falsch sind. Unsre Rechtsprechung steht ebenso hoch, wie sie immer (vgl. Twesten! D. V.) gestanden hat, und wird so bleiben, trotz der Angriffe, die wir hören müssen. Auf die Angriffe, die hier ausgesprochen sind, habe ich nichts zu erwidern. Das meiste ist mir unbekannt."

Eine ernsthafte Widerlegung dieser Manifestation wird man wohl kaum von mir erwarten. Das hieße ja für die Türmerleser Wasser ins Meer tragen. Den Herrn Minister etwa zu überzeugen, muß ich vollends nach dieser ministeriellen Weisheit letztem Schluß als gänzlich aussichtsloses Unternehmen erachten. Dem Herrn Minister wird ja wohl auch von dem Material, das ich nun in drei aufeinanderfolgenden Heften und weiter in den neun zurückliegenden Türmer-Jahrgängen beigebracht, — das „meiste unbekannt" sein. Und er wird es deshalb „ganz kühl hinnehmen" oder „alle" Vorwürfe für „gänzlich unberechtigt" erklären. Auf eine derart fundamentierte Auseinandersetzung kann ich wohl ohne Bedauern verzichten. Ich bemerke nur, daß dies Material noch nicht den hundertsten Teil des in Wirklichkeit vorliegenden darstellt, und drücke mich dabei noch vorsichtig aus.

Aber Theisen hat recht: auch der einzelne Minister vermöchte nichts gegen ein zur Herrschaft erhobenes System. Zumal er naturgemäß in der Regel selbst ein Geschöpf dieses Systems sein muß, durch dies System an die Spitze gelangt ist, so daß eine Auflehnung dagegen selbstmörderisches Beginnen, sozusagen Vater- und Muttermord wäre. Und das kann man doch von einem Minister der Justiz nicht gut verlangen. Das einzige, was helfen kann, ist Selbsthilfe. Selbsthilfe des einzelnen wie des Volkes zu jeder Zeit und an jeder Stelle. Und in diesem Beginnen werden sie sich mit allen im deutschen Richterstande, die mit ihnen das Unhaltbare und Entwürdigende dieser Zustände empfinden, solidarisch fühlen. Daß ihrer nicht wenige sind, des dürfen wir gewiß sein. Diesen Glauben habe ich noch.



Pfingsten

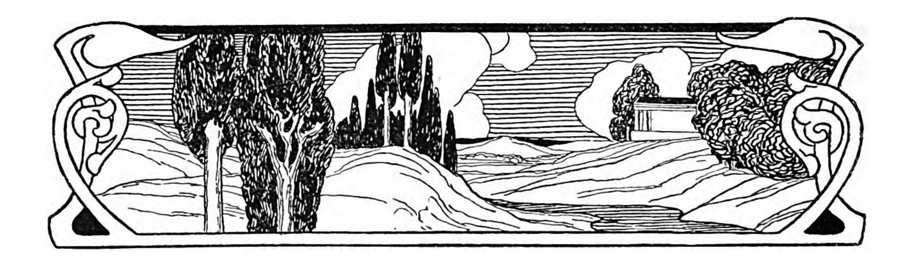
Von

Anna Dix

Geist Gottes, der mit Feuerzungen
Die Jünger Christi einst geweiht
Zu hehren Zeugen, unbezwungen
Von stolzer Feinde Widerstreit —
Laß wirken deine heil'gen Mächte,
Daß deine Saat zur Ernte reift, —
Daß ihre großen Kindschaftsrechte
Die Menschenseele neu begreift.

O schüre du das zage Glimmen
Des heil'gen Feuers neu zur Glut.
Laß tönen deine Heimatstimmen
Gewaltig in des Lebens Flut.
Es webt ein Fragen, — bebt ein Klagen
Durch Kampf und Irrsal unsrer Zeit – –
Verleih' uns Schwingen, die uns tragen
Zum großen Sieg der Ewigkeit!





Der Waldpfarrer am Schoharie

Kulturhistorische Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben des achtzehnten Jahrhunderts

von

Friedrich Mayer

(Fortsetzung)

Zehntes Kapitel

Auf Ostern habe ich zum erstenmal gepredigt. Der Gottesdienst sollte in Gerlachs Scheune abgehalten werden, weil sie die größte ist in der Gegend. Es hat sich schnell herumgesprochen, daß ich hier bleibe und meine Arbeit mit Ostern allen Ernstes beginnen würde. Weil ich nun wohlbekannt bin unter den Leuten, so erwarten sie auf den Festtag eine große Beteiligung an dem Gottesdienst.

Damit die Feier doch ein wenig gottesdienstliches Aussehen bekomme, traf ich seit etlichen Tagen die nötige Vorbereitung. Mein Schreibtisch mußte als Altar dienen, das schöne Umschlagtuch, welches der Jude Jonathan Schmul an die Frau Gerlach verkauft hatte, wurde geschmackvoll draufgeheftet; ein Kruzifix habe ich selber geschnitzelt aus Tannenholz. Es ist drei Fuß hoch, weil ich befürchtete, ein zu kleines möchte der leichteste Windstoß umwerfen. Der junge Nicholavs Herkimer hat zu Weihnachten eine kleine Kiste mit Politur erhalten, welche er brachte. So haben wir das Kruzifix geschliffen, schwarz angestrichen und poliert. Der kleine Nicholavs ist ein kluger Junge, er kennt die Fußspuren von jedem Wild im Walde.

Wie ich am Samstag das Kruzifix aufstellen will, da schlägt die Frau Gerlach die Hände zusammen und ruft:

„Was machen Sie, wir sind ja reformiert?"

Ich habe zuerst ein dummes Gesicht gemacht. Als Württemberger bin ich ja freilich lutherisch, während die Pfälzer reformiert sind, aber wir haben bei dem allgemeinen Verderben Wichtigeres zu tun als Silbenstecherei zu treiben, so sage ich:

„Das Kreuz ist nicht lutherisch und nicht reformiert. Es soll dazu dienen, die Christenseele zu erbauen. Da habe ich gedacht, in der Scheune ist Heu und Stroh, es soll uns an Bethlehem erinnern, machen wir das Kruzifix dazu, so haben wir Bethlehem und Golgatha. Die Osterpredigt

muß von dem auferstandenen Heilande handeln, so haben wir also den ganzen zweiten Artikel des christlichen Glaubens beieinander. Ist das reformiert oder lutherisch? Ich sage, es ist das heilige Evangelium."

„Weib", sagt darauf der Gerlach, „laß dem Herrn Pfarrer seinen Weg, wir haben nicht studiert!"

Am Abend beriet ich mit dem Schulmeister Heim die Gottesdienstordnung. Er ging darauf mit mir in der mondhellen Nacht durch die Ansiedlung. Überall sind die Weiber noch im Garten, hacken und säen.

„Was machen Sie denn?" rief ich über den Gartenzaun.

„Still!" sagt der Schulmeister. „Sie säen Blumensamen in der Osternacht, dann blühen aus ein und demselben Samen den ganzen Sommer hindurch die Blumen in tausenderlei verschiedenen Farben. Man darf aber kein Wort sprechen dabei."

„Das ist mir neu!"

„Stammt aus der Pfalz!"

„Im Schwarzwald gucken die Jungfrauen in der Osternacht ins Wasser, dann schauen sie das Bild des Zukünftigen darin."

„Ist am Schoharie nicht nötig, hier im Urwald sind die Mädchen rar, bekommen einen Mann, noch ehe sie recht flügge sind."

Heller Sonnenschein lag auf Feld und Wald am Ostermorgen! Viel zu frühe für den Gottesdienst kamen die Waldleute, die Holzhauer und Pechner. Der rote Peter hatte sich gewaschen, freilich sah und roch man den Teer noch. Den Ansatz nimmt einmaliges Waschen nicht ganz hinweg. Nun steht er vor Gerlachs Scheune, gestikuliert und behauptet mit lauter Stimme, er habe es mit eigenen Augen gesehen, wie die Sonne, gerade als sie über dem Walde emporstieg, drei Hüpferl und Sprünge gemacht habe.

„Was dann?"

„Das bedeutet, daß der Teeransatz in diesem Jahr besonders reich sein werde", rief er.

„Eine gute Weizenernte meint's", sprach der Kreiskorn, denn er ist ein Farmer.

„Nein, die Franzosen sind nach Kanada hinein gejagt worden, drüber freut sich auch die Sonne", rief ein dritter.

„Sir Johnson hat die sieben holländischen Partner besucht, die einen neuen Angriff auf unsere Farmen planen, und sprach ‚deutsch' mit ihnen, daß ihnen die Augen überliefen!"

Nun lachten alle.

So sind die Menschen; jeder will die Ostersonne in seine enge Stube einzwängen, er fürchtet zu kurz zu kommen, wenn sie auch in des Nachbars Herz und Haus scheine.

Nun aber zogen die Leute von allen Seiten herbei. Die Frauen kamen größtenteils geritten, die Männer zu Fuß, Wagen waren wenige da, dieweil sie in der Ansiedlung noch selten sind, und die Wege in dieser Jahreszeit kaum fahrbar.

Und diese Festkleider! Wohl die Hälfte trugen die Felle der von ihnen selbst erlegten Hirsche und Bären; andere mehr Bemittelte hatten sich auf der Höhe der Zeit gehalten und standen mit der Mode auf vertrautem Fuße. Frische Gesichter, kräftige Gestalten, kein Kranker war heute unter ihnen!

Wie die Feier ihren Anfang nehmen sollte, stellte sich's heraus, daß die Scheune nur einen kleinen Teil der Leute fassen konnte, darum schlug ich vor, auf dem Schoharie-Hügel, wo unter den Bäumen unsere Toten schlafen, den Gottesdienst abzuhalten. Mit dem Schulmeister Heim zog ich dann voran. „Was sollen wir singen?“ Nur wenige haben ein Gesangbuch.

„Das Lied ‚vom wunderlichen Krieg‘ können sie auswendig“, sagte Heim.

So singen wir denn an unter Begleitung der Geiger und Pfeifer (auch des Branntweiners große Trommel hörte man manchmal hindurch) das Lied zu singen:

„Es war ein wunderlicher Krieg,
Da Tod und Leben rungen!
Das Leben, das behielt den Sieg,
Es hat den Tod verschlungen!“

Das war ein Gesang! Eine große Einleitung zu dem ersten Gottesdienst, den wir am Schoharie feierten. Wie einst bei den Juden, als sie den Eckstein zum zweiten Tempel legten, so rannen den Alten die Tränen über Wangen und Bart, während die Gesichter der Jungen vor Freude strahlten, weil wir nun auch am Schoharie Ostern feiern konnten.

Dann habe ich das Evangelium gelesen. Das wirkt ganz anders hier im Freien als zwischen Kirchenwänden! Ich las von dem Sonnenaufgang, dem Erdbeben, von dem Herabsteigen eines Engels, sein Kleid weiß wie der Schnee, sein Angesicht und seine Gestalt feurig wie der Blitz, von den Soldaten, welche zu Boden fielen vor Schrecken, als wären sie tot; und dann, wie nach Erdbeben und Sturm und Feuer der Auferstandene erscheint mit den Worten: „Friede sei mit euch!“

Und weil den Bauern an diesem sommerhellen Sonntagmorgen der Himmel so nahe schien, als könnten sie ihn mit den Händen fassen, so ging es wie ein heiliger Schauer durch ihre Reihen; sie schauten um sich, ob Christus nicht zum Gottesdienst komme und spreche: „Friede sei mit euch!“

Ostern sollte man im Freien feiern, begann ich meine Rede, so wie am ersten Ostertage. Die Wiege der Menschheit war ein Garten, der Garten Eden. Durch der Menschen Sünde ist dieser Garten zu einem Kirchhof geworden. Jetzt aber, seit Christus in dem Garten des Joseph auferstanden ist von den Toten, sind unsere Kirchhöfe wieder zu Gärten geworden.

Auch hier liegen Steine auf den Gräbern eurer Lieben. Wißt ihr, was die Steine am Ostermorgen reden? Der Stein über Jesu Grab sagt: Recht ist doch Recht, Gott vergißt sein Volk nicht, darum erhalten sie doch den Sieg! Auch uns hat Gott nicht vergessen im Urwalde. Wenn unsere

Feinde und Widersacher meinten, es sei mit den Deutschen zu Ende, da öffnete flugs der liebe Gott jedesmal ein neues Fenster am Himmel und schickte Hilfe, er gab Brot und Kleider, Sonnenschein und frohen Mut.

Dann habe ich freilich in der Hauptsache gepredigt über den zweiten Artikel, von dem „Herrn, der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöset hat, erworben und gewonnen von allen Sünden, vom Tod und der Gewalt des Teufels, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen teuren Blute und seinem unschuldigen Leiden und Sterben"! Das haben die Leute fast noch besser verstanden, als was ich vom täglichen Brot gesprochen habe. Wie ich das hier aufschreibe, muß ich an einen Pfarrer in Deutschland denken, der sich zu den Aufgeklärten rechnet, und der in der Predigt das Dasein Gottes beweisen will und von Ostervisionen und ähnlichen Dingen predigt. Er und seinesgleichen sollen Gott danken, daß sie nicht Waldpfarrer in Amerika geworden sind. Das Dasein Gottes beweisen? Diesen Bauern, die geflohen sind aus der Heimat, die auf dem Ozean dem Tod jeden Tag ins Angesicht geschaut haben, die in Gefahr waren vor Menschen und den Bestien des Waldes, die mit einem Wort das Leben kennen mit seiner Mühe und Arbeit? Visionen? Sie würden den, der solche Sachen redet, einfach für verrückt halten. Jeden Augenblick ist ein Dutzend von ihnen bereit, sich für ihre Bibel und ihren Katechismus, die einzigen Freunde, welche ihnen auch in der Wildnis treu geblieben sind, totschlagen zu lassen.

Hätte ich doch alle jene an diesem Morgen bei mir, die an den Auferstandenen nicht glauben können, damit sie diesem Bauerngesang zuhörten.

Ich habe gepredigt, die Sonne hat dreingeschienen, das zarte Frühlingslaub hat der Wind sachte bewegt, und Herz und Seele hat Gottes Geist angefaßt. Ich habe zum Schluß gesagt: Das Schönste an jenem Stein in Josephs Garten sei aber, daß er abgewälzt wurde. Heute feiern wir zum erstenmal Ostern im Walde, noch liegen die Steine auf den Gräbern der Eurigen. Ihr habt ein Kreuz hineingemeißelt und ihre Namen. Wenn man zum letztenmal Ostern feiert am Schoharie, dann werden Gottes Engel herabsteigen und diese Steine alle hinwegwälzen. Die Toten werden auferstehen, alle diese Felder werden lebendig werden, auch das Meer wird seine Toten wiedergeben. Unsere Brüder, die dort versenkt, und unsere Brüder, welche von den Indianern und den wilden Tieren getötet wurden, und deren Leichname wir nicht fanden, sie alle werden dann auferstehen und leben. Keiner wird dann unter uns fehlen!

Nun sangen sie: „Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben", und sie wischten sich die Tränen aus den Augen und sangen und wollten nimmer aufhören, sangen das ganze Lied auswendig aus dem Herzen.

Dann habe ich Kinder getauft, wir haben darauf das heilige Abendmahl gefeiert, und wer die Hunderte von Kommunizierenden näher anschaute, der las in jedem dieser Gesichter: „Der Heiland lebt, er ist wahrhaftig auferstanden und auch uns Leuten am Schoharie erschienen."

Bis jetzt hatte ich geklagt über die Opfer und Entsagung, welche mir auferlegt seien. Dieser eine Gottesdienst wiegt alles auf.

Der Branntweiner und Schankwirt soll mich nur noch den Steinpfarrer heißen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie sprechen in der Ansiedlung von dem Bau einer Kirche. Wenn nur die Unsicherheit nicht wäre wegen der Besitzurkunde ihres Landes. Hunter und die sieben holländischen Partner verhalten sich augenblicklich still, weil sie von London her einen Wink bekommen haben. Die Reise des alten Weisers war also nicht ganz vergeblich, wie er gemeint hat. Allein sie werden ihre vermeintlichen Ansprüche doch nicht aufgeben. Darum hält es schwer, die Leute zu bewegen, ein ordentliches Gotteshaus zu bauen.

So mußten wir denn vorliebnehmen mit dem Angebot von Karl Herkimer. Er hat seine erste Blockscheune uns zur Verfügung gestellt; wir haben diese, soweit es möglich ist, kirchlich umgestaltet und eingerichtet, wobei mein Kruzifix doch zu Ehren kam und seinen Platz einnimmt auf dem Altar. Die weißen Kalkwände habe ich mit passenden Bibelsprüchen bemalt. Über dem Altar steht das Wort: „Der Herr ist in seinem heiligen Tempel, es sei vor ihm stille alle Welt!" Es soll zur Lehre dienen, dieweil Holzer und Pechner schlecht stillsitzen können. Der Kreiskorn wollte eine große Kirchweihe veranstalten. Ich sagte aber:

„Nichts da, solange die Lade Gottes in einer Hütte wohnte, war keine Ursache zur Freude in Israel; erst als der Tempel fertig war, gab es Tempelweihe, und dann erfüllete die Herrlichkeit Gottes das ganze Haus, so daß die Priester nicht stehen konnten und des Opfers pflegen. Warten wir, bis eine würdige Kirche dasteht. Dann wollen wir uns freuen und Feste feiern!"

Ich muß sie auch auf diesem Gebiet vorantreiben. Hoffentlich bekommen wir bald ein würdiges Gotteshaus.

Elftes Kapitel

Nun fing ich an, Gemeinden zu organisierrn. Auf fünfundzwanzig Meilen im Umkreis ist kein ordinierter deutscher Pfarrer. Es sind lauter Wanderpfarrer, von denen der Jonathan Schmul gesagt hat, „sind schlechte Leite". Solange ich im Walde umherstreifte, hat sich keiner unter ihnen um mich bekümmert, sobald sie aber merkten, daß ich einen Zulauf bekam, suchten sie die Leute abwendig zu machen. Ich hätte nicht die reine Lehre, das war ihr Hauptargument. Sie sagten, ich bete das Vaterunser verkehrt, denn es heiße nicht: „Unser Vater"; dann hätte ich ja freilich bei der Austeilung des Sakraments die Einsetzungsworte gesprochen, aber geglaubt hätte ich sie nicht. In alle Hütten sind sie gedrungen mit ihrem Lästern.

Da war vor allem ein gewisser Schneps. Dieser trieb es am lautesten. Der Mann war über sechzig Jahre alt, hatte Frau und Kinder in Deutsch-

land sitzen lassen und sich hier verlobt mit einer Witwe in Mittelburg, daneben verklagte ihn hier ein junges Mädchen, daß er der Vater ihres Kindes sei. Als er in Shenectady letztes Frühjahr Gottesdienst hielt, war er so betrunken, daß die Vorsteher ihm die Bäffchen umbinden mußten. Auch habe er beim Singen des Liedes: „O Gott, du frommer Gott" immer den ersten Vers wieder von vornen angefangen. Wie er, so sind seine Genossen.

Mir ist es klar, daß es nicht meine Aufgabe ist, mich mit diesen Leuten herumzustreiten und die Gemüter zu verwirren. Mit einem Schlag habe ich ihre Umtriebe vereitelt. Ich machte nämlich bekannt, daß für Taufen, Krankenbesuche und die hl. Kommunion bei mir nichts zu bezahlen sei. Daraufhin fanden sie keinen Käufer mehr, und sie verziehen sich in andere Gegenden.

Schwierigkeit verursachte das Anlegen eines Kirchenbuchs. Die Leute haben in dem harten Kampf um das tägliche Brot die wichtigen Ereignisse in der eigenen Familie vergessen. Manche haben allerdings eine Familienbibel, dort ist alles fein säuberlich eingetragen, so der Gerlach und Kreiskorn; aber selbst bei Herkimers ist nichts aufgeschrieben, von den Pechnern gar nicht zu reden. Die Hälfte der hier geborenen Kinder sind nicht getauft, und frage ich dabei nach dem Geburtstag des Kindes, dann weiß meistens niemand Bescheid. In dem ewigen Wandern haben sie ihre Bibeln verloren. Viel öfter trifft man Arnds Paradiesgärtlein; weil es kleiner ist als die Bibel, so haben sie das mit sich getragen.]

Ich will die Personalien festsetzen und beginne in einem Hause mit der Frage:

„Wie alt ist der Jakob?"

„Er muß fünfzehn sein", sagt der Vater und kratzt sich das Haar.

„Mann, wo denkst du hin, wir sind erst vierzehn Jahre verheiratet, er ist dreizehn."

„Wann ist sein Geburtstag?"

„Es war in der Nacht, da die Indianer dem van der Haide sein Haus angezündet haben", antwortet der Mann.

„Wie du schwätzest," ruft sein Weib, „Herr Pfarrer, mein Mann bringt alles durcheinander. Als die Flamme gen Himmel schlug, bin ich dran aufgewacht und so erschrocken, daß ich nach dem Nacken fuhr; davon hat er zeitlebens das Muttermal. Geboren ist er aber erst in der Weizenernte."

Das genaue Datum läßt sich nicht mehr feststellen. Ich trage also in das Kirchenbuch ein: „Jakob Klingler, geboren zu Anfang Juli usw."

Andere sagen: „Der Johann ist noch in der Zwangskolonie am Hudson geboren, die Anna dagegen an dem Tag, als der Sheriff die Ansiedler vom Schoharie vertreiben wollte, und die schwarze Grete ihm sein Auge ausschlug. Der Nikolaus wurde im Herbst geboren in dem Jahr, da mein Mann den ganzen Sommer am Fieber daniederlag."

Wie viele Lauferei habe ich allein mit dieser Sache.

Am schlimmsten war es aber doch bei den beiden Weißdorns. Ich fragte ihn: „Wie viele Kinder haben Sie?"

„Da muß ich erst zählen", antwortet er. „Von der Liese, was meine erste Frau war, habe ich zehn, von der Barbel, meiner jetzigen, sind es — laßt sehen" — er zählt an den Fingern und bringt endlich neun heraus, also zusammen neunzehn. Dann setzt er ganz ernsthaft hinzu:

„Möchten leicht mehr sein, aber sind's eben nicht, leben wenigstens alle!"

Seine Barbel kommt darüber zur Tür herein, und da sie nicht recht weiß, um was es sich handelt, wettert sie darauf los:

„Was gehen Sie unsere Sünden an, lieber zehn auf dem Kissen, als eins auf dem Gewissen!"

Ich mach' ein einfältiges Gesicht, da sagt ihr Mann:

„Was schreist so, Alte, er weiß von nichts!"

Das erregt meine Aufmerksamkeit und ich stelle Fragen.

„Drum sind wir nicht verheiratet," fährt er fort, „wir hatten kein Geld und Pfarrer war auch keiner in der Nähe. So oft ein Kind kam, habe ich ihr 's Heiraten versprechen müssen."

„Wir sind rechte Leute, Herr Pfarrer, geben Sie uns den Segen", ruft die Barbel.

Sie zieht einen schwarzen Rock an, er legt die Pfeife aus der Hand, wäscht sich das Gesicht, dann stehen beide vor mir, und ich erteile ihnen den Segen. Sie war überglücklich.

Ich setze mich und fange an, das Geburtstagsregister der neunzehn Kinder aufzuschreiben, werde aber an diesem Tag nicht fertig und muß übernachten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Vielerlei Streitigkeiten waren zuerst zu schlichten, ehe wir eine Gemeindeordnung entworfen hatten. Wie findig doch die Köpfe sind, wenn es gilt, für andere Gesetze zu machen! Da hatte der alte Heim eine Gemeindeordnung ausgearbeitet, weitschweifig alles nur Denkbare hereinziehend, an die hundert Paragraphen; jeder Paragraph zerfiel in Unterabteilungen und Erklärungen. Man meinte, es gelte ein Grundgesetz zu entwerfen für das türkische Kaiserreich.

Das Gesetz richtet Zorn an. Ordnung ist heilsam; zu viele Gesetze sind aber in einer Gemeinde eine beständige Quelle des Haders.

So halte ich denn in der Gemeindeversammlung eine Rede, lobe die fleißige Arbeit und die schöne Handschrift, warne aber vor dem Zuviel. „Eine Hose müssen wir machen für einen kleinen Jungen," sage ich, „nicht aber für den Riesen Goliath." Sie lachen alle und sind für meine Ansicht gewonnen. „Wenn ein Kind geboren ist, was braucht es dann? Einen Namen." Nun wurden Namen vorgeschlagen von fast allen Heiligen im Kalender. Der eine wollte lutherisch, der andere reformiert, wieder andere vereinigt-protestantisch und ähnliches mehr. Ich sprach für einen kurzen Namen, und man einigte sich auf: „Deutsch-evangelische St. Paulsgemeinde."

Dann kam das Bekenntnis. „Wir bekennen uns zu Gottes Wort und dessen Auslegung durch die Väter der Reformationszeit." Sie wollten das viel ausführlicher. „Das genügt", sagte ich und gab nicht nach.

Dann kam ein dritter Paragraph über die Mitgliedschaft. „Jeder ist gehalten, die Gottesdienste fleißig zu besuchen und das heilige Sakrament zu gebrauchen, einen christlichen Lebenswandel zu führen und die Gemeinde mit seinem Geld zu unterstützen." Folgte noch eine Vorschrift über die Wahl der Vorsteher, ihre Amtsdauer und Amtspflichten. Dann ließ ich die Männer dies unterschreiben, und die Gemeindeordnung ward angenommen.

Der alte Heim hat gejammert: „Das ist keine Kirchenordnung, die hat ja Platz auf einer Seite Briefpapier."

„Ist wahr," antwortete ich, „wächst die Gemeinde, dann erweitern wir auch die Kirchenordnung. Schüttelt nicht zu stark an einem neugeborenen Kinde, sonst stirbt es euch unter den Händen."

Diese Gemeindeordnung habe ich jetzt in sieben Gemeinden eingeführt; ich predige jeden Sonntag an zwei Plätzen. Nur, wenn ich nach dem Dunkelwald gehe zu den Holzern und Pechnern, predige ich bloß einmal. Weil der Wald dort voll ist von Wölfen, so begleiten mich jedesmal etliche Männer dorthin.

— — — — — — — — — — — — — — — —

In jeder Gemeinde halte ich mit den Kindern Religionsunterricht. Sie kommen gerne von wegen den biblischen Geschichten, welche sie da hören. Junge Männer und heiratsfähige Mädchen sitzen mit den Kleinen durcheinander. Diese Mädchen! Manche blicken mich mit heißen Augen an! Ich kann doch niemand wegschicken.

Erzählte ich heute die Geschichte von Jakobs Flucht und der Himmelsleiter! Gleich suchen sie alles zu deuten. Der junge Gerlach soll die Geschichte nacherzählen, und er tut es auf folgende Weise:

„Wie Jakob auf dem Steine schlief, da wurde die Nacht auf einmal lichterhell, wie es wird über den Catskillbergen, wenn die Indianer ihren Kriegstanz abhalten, und er fürchtete sich, wie dann die Leute am Schoharie."

Ein anderer fragte: „Wo nahm Jakob das Öl her, das er auf den Stein träufelte?"

Ehe ich antworten konnte, rief der junge Herkimer:

„Aus seiner Laterne, welche er brennen ließ, damit die Wölfe ihm nicht zu nahe kamen."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Meine Mutter fragte bei mir an, was sie mit meinem väterlichen Vermögen tun soll. Ich habe geantwortet, sie solle eine gute Landkarte von der Pfalz mir zuschicken. Ich muß mich besser über jenes Land informieren, sonst wird aus dem Kirchenbuch nichts Ordentliches. Für das übrige Geld möge sie Bibeln und Gesangbücher für mich anschaffen. Geld gebrauche ich im Walde keines.



Zwölftes Kapitel

Das ist ein rauher Winter, selbst die alten Leute wissen sich keines ähnlichen zu erinnern. Drüben im Dunkelwald haben Wölfe Menschen angegriffen. Die Tiere sollen schrecklich aufräumen mit den Hirschen und Rehen. Ich bin ganz eingeschneit. Nur der Rauch, der von den Häusern aufsteigt, zeugt davon, daß hier Menschen leben. Über dem Walde stand ein großes Feuer letzte Nacht. Entweder hat ein Haus gebrannt oder sie haben wieder eine wüste Nacht im Holzschlag.

Wenn wir doch eine Kirche hätten! Bei Herkimers geht das noch an mit dem Gottesdienst, aber an den andern Plätzen ist es nicht möglich, ihn zu halten. Die Scheunen sind nirgends dicht, durch alle Spalten treibt der Schnee hindurch. Dann kann bei dieser bittern Kälte niemand dort sitzen. So bin ich denn ganz allein in meiner Blockhütte. Ich denke an vergangene Zeiten und schreibe an meiner einfachen Geschichte.

Die alte Urschel liegt seit Wochen krank an der Lungenentzündung bei Gerlachs. Einen Doktor kann man bei diesem Schnee nirgends herbekommen, so habe ich aus meinen Büchern allerlei herausgelesen, was ihr gut tut. Sie ist wohl über das Schlimmste hinweg, aber das Fieber plagt sie immer noch.

Was sollte ich anfangen allein in dieser Wildnis? Ob ich heirate? Warum sollte ich nicht? Ich habe genug und verdiene auch etwas, um Weib und Kinder zu ernähren. Wenn ich schon einmal zu dem Leben im Walde verurteilt bin, weshalb sollte ich nicht, wie andere auch, eine Familie um mich haben? — Wenn nun geheiratet werden soll, dann ist die zweite Frage, wo willst du eine Frau finden für dich?

Um Arzneien einzukaufen, war ich neulich nach Albany gegangen und habe dort auch die Katherine Weisenberg aufgesucht. Sind das stolze Leute, die van der Heids, bei denen sie arbeitet! Der Alte wollte mich einfach nicht ins Haus hereinlassen. Ich bestand aber darauf, daß mich niemand abhalten dürfe, als Pfarrer hier den Besuch zu machen. Das half. Van der Heid rief die Katherine ins Zimmer.

Seither erfuhr ich, warum die Betonung des Wortes Pfarrer bei dem Holländer solch eine günstige Wirkung für mich hervorbrachte. Der Pfarrer Josua von Kochertal nämlich, der mit den ersten einundsechzig Pfälzern, die überhaupt nach New York auswanderten, nach Amerika kam, sei einmal hinter dem van der Heid mit seinem Wagen nach Albany gefahren. Dieser hatte keine Eile und fuhr gemächlich den schmalen Weg vor dem Pfarrer her. Da habe der Pfarrer ihm zugerufen und ihn höflich gebeten, er möge ihn vorbeilassen, denn seine Arbeit habe Eile. Allein der stolze Holländer bekümmerte sich nicht um den einfachen deutschen Pfarrer, sondern fuhr langsam weiter, wodurch der Staub seines Wagens dem Pfarrer ins Gesicht flog. Da lief dem Pfarrer die Galle über; er sprang vom Wagen, riß den dicken ‚Meen Herrn‘ aus dem Buggy und erteilte ihm

mit den Fäusten eine Lektion über Höflichkeit gegen deutsche Pastoren. So danke ich's meinem Vorgänger, daß ich Zutritt zu van der Heids Haus erhielt.

Die Katherine hat mich sofort gekannt und ist mir sehr freundlich entgegengekommen. Ich konnte mich fast gar nicht bei ihr zurechtfinden. Vor fünf Jahren war sie noch fast ein Kind, jetzt dagegen stand eine schlanke, aber volle Figur vor mir, ein großes, herrlich gebildetes, schönes Weib. Aus ihren Augen blickte ein ungewöhnliches Maß von Einsicht und Verstand, ihr ganzes Wesen war sanft und weiblich. Vorsichtshalber war die Frau des Herrn van der Heid im Zimmer geblieben, und die Unterhaltung war darum ganz kurz und auf allgemeine Redensarten beschränkt. Es gehe ihr gut. Fünf Jahre habe sie gedient und müsse noch zwei weitere Jahre hier bleiben. Ob sie dann nach dem Schoharie komme? Das sei ihre Absicht, zumal dort ihre einzigen Verwandten seien.

Ich bin wieder fortgegangen. Hat mir das Mädchen den Kopf verwirrt? Das nicht, aber wenn ich an den Ehestand denke und die Reihen der heiratsfähigen Mädchen aus meiner Bekanntschaft mustere, dann bleiben meine Gedanken zuletzt immer wieder bei ihr stehen.

Aber dein Stand, Herr Pfarrer Resig! Du wirst eine Torheit begehen! Wer frägt nach Stand und Herkommen in den Wäldern Amerikas? Hier siegt der Mutige, der vorandrängt, der nie an gestern denkt, sondern nur an heute und morgen. Sie ist nur eine Dienstmagd. Das ist ein Vorteil, sie versteht drum das Haushalten.

Sei vernünftig, Peter, willst du eine Frau oder eine Haushälterin? Eine Frau natürlich! Sie soll teilnehmen an meinen Freuden und Leiden. Nicht auch an deinem Denken und Schaffen? Der Unterschied in der Bildung ist zu groß. Du bist ein Studierter, sie eine Dienstmagd. Ich entgegne: Das Mädchen hat Verstand, sie wird sich weiterbilden! Peter, mache dich nicht unglücklich, Gleiches paßt zum Gleichen! Was, fahre ich auf: Gleiches zum Gleichen? Erkläre mir dann den Widerspruch der Natur. Der sanfte Gerlach und die zornige, laute Frau Gerlach, der rote Peter und die pechschwarze Grete, der großmaulige Branntweiner und seine sanfte Maria, der gelehrte Franzose, welcher fünf Universitäten besucht hat, und seine kupferfarbige Squaw, die weder lesen noch schreiben kann.

Gleiches passe zu Gleichem, nein, Ungleiches paart sich am besten mit Ungleichem. Der Schwarze und die Rote, die Zarte und der Grobknochige, der Kluge und die Dumme, die Fleißige und der Faule. Sie kratzen sich, aber sie lassen nicht voneinander. Eins ergänzt das andere. Aus lauter Gegensätzen werden die besten Ehen geschmiedet. Ist es im Juli heiß, dann wartet der Bauer auf das Gewitter. Die Gegensätze halten das Naturreich zusammen, sie machen das menschliche Leben angenehm und heiter. In der Ehe vertragen sich die Gleichgearteten nicht, das ist zu langweilig und eintönig.

So habe ich den Winter hindurch mit mir selber unzählige Male räsoniert und kam immer wieder zu dem einen Schluß:

„Die Katherine wäre so übel nicht, noch zwei Jahre hat sie zu dienen, dann kommt sie nach dem Schoharie. Ich werde mir die Sache noch weiter überlegen."

Der Kreiskorn hat mich besucht. Es gehe das Gerücht, daß ich gestorben sei, weil ich nicht der Beerdigung im Lumber Camp (Holzschlag) beigewohnt hätte. Die Leute haben von der Krankheit der Urschel gehört und, wie das so geht, uns beide miteinander verwechselt.

„Wer ist denn im Holzschlag gestorben?" fragte ich ihn.

„Wegen einem jungen Indianerweib entstanden Händel, wobei ein Franzose erschlagen worden ist", antwortete er.

„Das ist ja schrecklich!"

„Um den Franzosen trauert niemand, aber die Sägmühle und etliche Ställe sind infolge des Streites in Brand geraten, und die englischen und holländischen Eigentümer des Lumber Camps sind wie närrisch über den Schaden."

„Diese Herren sind doch mit verantwortlich für das Luderleben in diesen Lumber Camps; die ganze Kultur, welche England den Indianern bringt, besteht in Schnaps, Treubruch und Ehebruch!"

„Ist wahr", sagt der Kreiskorn.

„Wer hat denn dem Franzosen die Leichenrede gehalten?"

„Niemand, der rote Peter hat sehr laut gesprochen, als sie den Sarg niederließen. Wie ich aber nähertrat, habe ich gemerkt, daß der Peter wütend war, weil bei dem gefrorenen Boden fast kein Grab konnte gemacht werden. Es hat denn auch einer ihm vorgeworfen, das Grab sei nicht tief genug; da hat der Peter laut gewettert und geflucht. Sonst ist nichts bei der Beerdigung geredet worden."

„Was ist denn mit dem Mörder geschehen?"

„Ein sogenannter Friedensrichter hat den Fall untersucht. Weil aber bei dem Streit die meisten betrunken waren, das Indianermädchen auch bereits mit einem andern Mann auf und davon war, konnte er den wirklichen Tatbestand nicht einmal feststellen. Seine einzige Sorge war die, ob er auch für die Untersuchung bezahlt werde. Der weise Kadi entschied: „Sowohl der Totschläger wie der Tote sind beide gleich schuldig und bezahlen gemeinsam die Gerichtskosten."

Das nennen sie hierzulande Gericht im Namen Seiner Majestät des Königs von England. Kein Wunder, daß die Deutschen seinerzeit den Sheriff einfach aus der Ansiedlung hinausjagten.

Bin froh, daß die Urschel wieder besser ist. —

Der Branntweiner hat mir eine Flasche Whisky geschickt und sagen lassen, ich solle mich recht warm halten bei dem kalten Wetter.

Dreizehntes Kapitel

Es ist ein großes Unglück geschehen auf Herkimers Farm. Beim Holzfällen fiel ein Baum gerade auf den Platz, wo Herr Herkimer stand.

Es war der letzte Tag, an welchem sie noch im Walde arbeiten wollten, ehe das Frühjahrsgeschäft anfangen würde. Es ist überaus traurig, daß der treue Mann auf solche Weise sterben mußte. Die Frau Herkimer hatte eine böse Vorahnung. Sie will in der Nacht zuvor ein dreimaliges Klopfen im Hause ganz deutlich gehört haben, und obgleich die wackere Frau sonst nicht abergläubisch und ängstlich ist, sei ihr die Angst auf die Nerven gefallen, daß sie eine Zeitlang kein Glied rühren konnte. Ihr Mann, den sie aufgeweckt habe, hätte sie aber bloß geneckt und gesagt, sie hätte sich das Abendessen zu gut schmecken lassen und werde dafür jetzt durch unruhige Träume büßen müssen.

Sie haben gleich nach mir geschickt. Obwohl das Leben nicht entflohen war, als ich hinkam, so starb er wenige Minuten darauf, ohne noch einmal zum Bewußtsein gekommen zu sein. Das war ein Jammer. Unsere Deutschen verstellen sich nicht, sondern geben ihren Gefühlen freien Lauf.

Herkimers jüngster Sohn, Nikolaus, ist nicht einmal zu Hause. Der Junge hat Soldatenblut in sich und ist in die Armee eingetreten, er ist in der Gegend des Champlainsees, wo ein Krieg auszubrechen droht zwischen Franzosen und Engländern. So haben wir seinen Vater begraben, ohne daß man ihm hätte Nachricht schicken können. Konrad Weiser ist auf dem Wege dorthin, da er im Auftrage Englands mit den Indianern einen Vertrag abschließen soll.

Diese Leichenfeier! Ich habe nicht gedacht, daß so viele Deutsche in dieser Gegend wohnen. Von allen Richtungen waren die Männer herbeigekommen, viele brachten Schaufeln mit sich, womit sie sich den Weg bahnen mußten durch die Schneewälle. Ebenso hatten fast alle ihre Flinten, als Waffe gegen die Überfälle der hungrigen Wölfe. Wie ich über die Menschenmasse hinüberschaute, meinte ich fast, es sei eine Armee bewaffneter Krieger, welche zum Kampf ausziehen. Herkimer war einer der Anführer der Kolonisten. Ob seiner Ehrlichkeit und seines rechtschaffenen, ruhigen Wesens allgemein geachtet und fast wie ein Vater geliebt. Requiescat in pace!

Wie ich die Volksmasse sah, beschloß ich aufs neue, daß am Schoharie eine einzige, große Kirche solle gebaut werden, ein weithin sichtbares Wahrzeichen und ein Mittel- und Sammelpunkt aller Deutschen in der Niederlassung. Die vielen kleinen Kirchlein, welche sie in Pennsylvanien haben, wie mir Konrad Weiser berichtet, zersplittern unser Volk in unzählige, zum Teil sich gegenseitig bekämpfende Parteien. Das soll hier nicht sein, wenn Gott mir Kraft und Leben erhält.

Wie notwendig wäre mir dabei der Einfluß Herkimers! Auch der junge Weiser gehört nur noch halb zu uns. Er ist mit seiner Familie nach Tulpehooken in Pennsylvanien gezogen, zu seinem Vater, bei dem sich die Beschwerden des Alters immer mehr einstellen. Allerdings hat er sein Haus in Weisersdorf noch behalten und kommt jedes Jahr auf einige Wochen an den Schoharie. Die Alten sollen mir aber nicht wegsterben, ich habe ihre Dienste nötig.

Die Jungen sind übrigens auch ein tapferes Geschlecht. Art läßt nicht von Art. Was für Weiber diese Deutschen haben!

Ein Sohn des roten Peters heiratete, wie es so bitter kalt war, die Maria Illig. Es war ein böser Wintertag, Feld und Wald starrten in Eis und Schnee, als das Brautpaar vor meiner Blockhütte vorfuhr und ich ihnen den Segen der Kirche erteilte.

Sie konnten an ihrem Hochzeitstag aber nicht an dem Branntweiner vorbeikommen. Der gesprächige Wirt setzte ihnen einen guten Imbiß vor, die Kameraden von Jungpeter leerten manches Glas auf das Wohl des neuen Ehepaares, und ehe man sich's versah, brach die dunkle Winternacht herein.

In einem Schlitten fuhren sie endlich durch den Urwald ihrer Blockhütte zu. Man war noch nicht weit gekommen, als Braut und Bräutigam die schrillen Pfiffe und das hungrige Bellen einer Meute wütender Wölfe vernahm. Die Pferde sausten in wildem Lauf durch den einsamen Wald. Immer näher kamen die Wölfe, sie fühlten schon den heißen Atem des Anführers. Da versetzte ihm Jungpeter einen Schlag, daß die Bestie in den Schnee torkelte. Aber nur einen Augenblick, und die Wölfe waren wieder dicht hinter ihnen. Schon versuchen sie in den Schlitten zu springen. Jungpeter wirft seiner Braut die Zügel zu und greift zu den Pistolen. Er führt eine sichere Hand, jeder Schuß trifft. Aber kaum sind die Pistolen aufs neue geladen, da beginnen die hungrigen Wölfe einen neuen Angriff. Maria leitet am strammen Zügel mit kurzem Zuruf die dampfenden Pferde. Pfeilschnell fliegt der Schlitten dahin, Schnee- und Eiswolken hüllen das Gefährt ein und erschweren die Verfolgung der Wölfe. Schon sehen sie die Blockhütte, aufs neue krachen die Schüsse. Noch eine halbe Meile und die mit Schaum bedeckten Pferde stehen schnaubend und an allen Gliedern zitternd vor dem Hause. Ein Satz und die Haustüre fährt hinter der Maria ins Schloß. Jungpeter schießt die frischgeladenen Pistolen ab, und das Blut der Wölfe färbt den Schnee. Jetzt aber ist die ganze Meute zur Stelle, es bleibt keine Zeit mehr, um die Pistolen zu laden; mit der Peitsche schlägt er auf die wilden Tiere ein, noch ein Augenblick und er muß fallen.

Da öffnet sich die Haustür. Unsere Frauen am Schoharie fallen wegen zwanzig oder dreißig wütender Wölfe nicht in Ohnmacht, sie sind an die Kämpfe gewöhnt. Zur Türe heraus springt die junge Braut, in den Händen hält sie den Besen, welcher lichterloh brennt. Sie haut auf die Wölfe, und es wird selbst diesen Bestien zu heiß. Heulend vor Schmerz und Schrecken flüchten sie in den Wald. Jungpeter und seine Maria fallen sich jetzt in die Arme, sie gehen nach der Hütte und feiern vergnügt die Brautnacht.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mir ist etwas Schweres widerfahren. Ich weiß nicht, wie ich das aufschreibe. Mir ist das Herz so schwer, seit zwei Tagen bin ich ein anderer.

Ob ich das je überwinde! Am liebsten schwiege ich für immer! Wegen des Abschlusses soll und muß ich aber dieses doch berichten. Nachher will ich schweigen, ich habe nichts mehr zu berichten. O Peter Resig, warum kommt auch das noch über dich? Beinahe glaube ich, wie die Brahminen Indiens, an ein früheres Dasein, denn in diesem Leben habe ich doch alle meine Leiden nicht verschuldet.

Nach Ostern kam der Jonathan Schmul wieder in die Niederlassung. Er hat mich besucht und ohne zu merken, wie weh' er mir tat, ganz trocken erzählt:

„Die Katherine Weisenberg hat ein groß Glück gemacht in Amerika, hat geheiratet den Sir Wm. Johnson, was ist der reichste Mann, westlich von der Stadt New York."

„Ist nicht möglich", sage ich und zwinge mich, ruhig zu bleiben. „Reiche Damen und hochgebildete sind für einen Johnson da, nicht arme, deutsche Dienstmädchen."

„Ist recht," sagt der Schmul, „aber die sind schlecht. Sie haben sich an den Sir Wm. Johnson weggeworfen. Er will haben ein Weib, nicht ein geputztes, bemaltes Frauenzimmer, die man sich kaufen kann für Geld. Drum hat er nachgestellt der Katherine und gesagt zu mir: ‚Jonathan Schmul, ist das ein Weib, gibt eher ihr Leben dran, als daß sie verletzt ihre Ehre.' Und weil er sie auf keine andere Weise erlangen konnte, hat er geheiratet das Mädchen."

„Sie muß noch beinahe zwei Jahre dienen!"

„Ist recht, aber die Gesetze sind gemacht für die Armen, nicht für den reichen Sir Wm. Johnson."

„Man wird ihn verklagen!"

„Verklagen kostet mehr Geld, als der van der Heid will bezahlen für ein Dienstmädchen."

„War sie's denn zufrieden?"

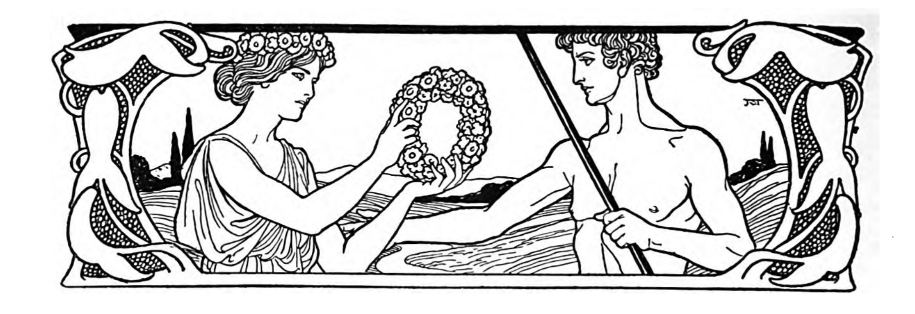
„Gewiß. Johnson ist reich, ist ein großer Mann, ist ein guter Mann, achtet das Mädchen, wird's tragen auf Händen."

Ich saß allein den ganzen Abend. Mit stoischer Ruhe wollt' ich mich in das Unvermeidliche fügen. Wie ich mich schon ausgezogen hatte, um ins Bett zu gehen, überfiel es mich in seiner ganzen Bitterkeit und Herbe. Mit den Armen auf den Tisch gestützt, stand ich zwei Stunden lang da. Mir graut vor dem öden, liebeleeren, Gott und Menschen hohnsprechenden Leben eines Hagestolzen. Ich muß mich anschließen an ein Hauswesen, ich will Kinder um mich haben. Wie ich das überwinden soll, o Gott, o Gott!

Ich sitze und warte, derweilen reißen andere das Reich an sich!

(Fortsetzung folgt)





Ein Prüfling für die Sexta

Von

Günther v. Vielrogge

Zur Mannhaftigkeit will Professor Ludwig Gurlitt die deutsche männliche Jugend erzogen wissen. Und welcher aufrichtige Freund des Vaterlandes sollte ihm nicht aus vollem Herzen beistimmen? Hat er doch in seinem dieses Thema behandelnden, viel gelesenen Buch nur ausgesprochen, was ernste, treue Männer schon seit langer Zeit bewegt. Das deutsche Volk befindet sich in seinem führenden Teile, d. h. in seinen Gebildeten, unverkennbar in einem Niedergang, der Schlimmes befürchten läßt, wenn ihm nicht noch rechtzeitig Einhalt getan wird. Es fehlt hier an Männern, die noch einen eigenen Willen haben und die im Vertrauen auf die eigene Kraft vorwärts zu kommen trachten. Wer sich im Deutschen Reiche heute ein Ziel gesteckt hat, glaubt es nur vermittelst des Verzichtes auf die eigene Überzeugung zugunsten der Meinung der Mächtigeren, durch unbegrenzte Fügsamkeit und endlich durch tadellose, loyale Haltung erreichen zu können, bei der jeder Schritt vom Wege des Vorschriftsmäßigen und des Herkömmlichen ausgeschlossen ist. Seit zwei Jahrzehnten stehen bei uns Streber- und Lakaientum in höchster Blüte.

Schuld an der beklagenswerten Entwickelung sind die Schule und der Militarismus, wie er sich in der Ära nach Bismarck hat breit machen können: die Schule, weil sie in unseren Jungen die Regungen des eigenen Willens sofort gewaltsam unterdrückt und sie glauben macht, sie wären nicht auf die Welt gekommen, um zu leben, sondern nur um denen zu gehorchen, die eine göttliche Vorsehung über sie gestellt habe; der heute herrschende Militarismus, weil er das von der Schule begonnene Werk fortsetzt und noch schärfer als diese zwischen wenigen Befehlenden und zahllosen zum unbedingten Gehorsam Verpflichteten unterscheidet. Kernige Naturen, die ihren Stolz darin suchen, ihr eigenes Ich zur Geltung zu bringen, ob sie dabei gewinnen oder verlieren mögen, gibt es nur noch in den älteren Generationen. Aber sie sind auf ihre Volksgenossen ohne jeden Einfluß. Von dem unwürdigen Streber- und Lakaientum angewidert, halten sie sich

geflissentlich vom öffentlichen Leben fern. Um aber zu sehen, wie weit es Schule und Militarismus in der Entmannung der Gebildeten unseres Volkes bereits gebracht haben, bedarf es nur eines flüchtigen Blickes in unsere illustrierten Zeitungen und Wochenschriften. Dort ist das Konterfei aller derer zu schauen, die abermals einen Schritt vorwärts getan haben auf dem Wege zu Macht und Einfluß. Kein höherer staatlicher Beamter, kein Bürgermeister einer größeren Stadt, kein Abgeordneter der sogenannten staatserhaltenden Parteien, der nicht nach seiner neuen Beförderung, seiner Anstellung bzw. seiner Wahl sein Bild zur möglichst weiten Verbreitung bereitwillig zur Verfügung stellte. Korrekt ist aber auf diesem der Scheitel, korrekt der Sitz des nun einmal unvermeidlichen Kneifers auf der Nase, korrekt die Schleife der Kravatte, korrekt der Rock, korrekt auch der Ausdruck des Gesichts, der genau erkennen läßt, daß sich im Gehirn des Dargestellten nicht einmal dann ein illoyaler Gedanke hervorwagt, wenn er mit sich allein ist. Alle ohne Ausnahme haben sie sich die Lebensregel des verstorbenen Reichskanzlers, des Fürsten Hohenlohe, zu eigen gemacht, stets einen guten Rock anzuziehen und stets den Mund zu halten. Kritische Stunden sind dem deutschen Volke bisher nicht erspart geblieben. Sie werden es auch in Zukunft nicht sein. Wie uns aber der alte Hohenlohe über solche Stunden sicherlich nicht hinweggeholfen haben würde, so läßt sich dies auch nicht von denen erwarten, die nach seiner Fasson hier auf Erden selig zu werden suchen. Den großen Gefahren, die uns aus dem überhandnehmenden Streber- und Lakaientum drohen, kann nur vorgebeugt werden, wenn den beiden Hauptschuldigen, der Schule und dem heute herrschenden Militarismus, auf den Leib gerückt wird. Ob der Militarismus nachgeben wird, ist freilich sehr fraglich. Es will scheinen, als wenn er im Eindämmen jeder individuellen Betätigung noch weitere Fortschritte machen wird. Um so kräftiger ist die Schule anzupacken. Ihr muß eine Erziehungsmethode aufgezwungen werden, die den Willen, das Selbstbewußtsein und das Selbstvertrauen nicht nur weckt, sondern auch in dem Maße befestigt, daß sie sich auch allen absolutistischen Anfechtungen gegenüber behauptet.

Daß die Schule sehr vieles wieder gutzumachen hat, dem verschließt sich jetzt eine große Zahl unserer Lehrer nicht mehr. Gerade in ihren Kreisen hat das Buch des Professors Ludwig Gurlitt besonders freudigen Widerhall gefunden. Trotzdem sind die Aussichten auf eine Wendung zum Besseren noch sehr gering. Einmal hat der Staat in der Schulfrage ein sehr wichtiges Wort mitzusprechen, und an seiner Spitze stehen fast überall Männer, die meinen, ihr Weizen blühe desto besser, je mehr die Untertanen in Untertänigkeit erstürben. Sie erblicken in der unbegrenzten Loyalität gegen ihre eigenen geheiligten Personen die höchste aller menschlichen Tugenden. Seit fast zwei Jahrzehnten arbeiten sie vermittelst der Schule eifrig an der Entmannung unserer männlichen Jugend. Andererseits stößt die von Professor Gurlitt eingeleitete Bewegung auf heftigen Widerstand bei älteren Schulmännern, die befürchten, sich in ihrem Berufe nicht mehr

zurechtzufinden, wenn ihre Schüler nicht mehr jederzeit vor ihnen erzittern, sich nicht mehr täglich mit dem Gefühl eines unverbesserlichen Sünders auf den Weg zur Schule machen. Sie können gar nicht anders, als auf die Nerven unserer Jungen losstürmen. Erst wenn die Schule dem unmittelbaren Einfluß schlecht beratener selbstsüchtiger Machthaber entrückt und deren kräftigste Stützen, die Schultyrannen, beseitigt worden sind, erst dann steht zu hoffen, daß die deutsche männliche Jugend zur Mannhaftigkeit erzogen werden wird. Wie weit wir aber hiervon noch entfernt sind, das lehrten mich die letzten Monate.

Ein Gefängnis ist für unsere Jungen allmählich die Schule geworden. Harmlos soll die Jugend dahinleben. In einem Gefängnis vermag sie dies nicht. Aber nur auf einer harmlosen Denkungsweise, bei der des Kindes Nerven in Ruhe gelassen werden, kann sich eine Erziehung zur Mannhaftigkeit aufbauen. Und wie leicht läßt sich diese Denkungsweise unserer Jugend erhalten! Liebevolles Entgegenkommen der Lehrer, reiches Lob bei nur annähernd guten Leistungen, vorsichtiger Gebrauch des Tadels bei unbefriedigenden, schnelles und vollständiges Vergeben und Vergessen auch ärgerer Ungezogenheiten nach ihrer Ahndung, das sind die Zaubermittel, mit denen wir ihr den Aufenthalt in der Schule glücklich gestalten und sie dadurch an sie fesseln können. Ein jüngerer Lehrer mit reichen Gaben des Verstandes und Gemüts wandte sie mit großem Erfolg an. Er unterrichtete diejenige Klasse einer höheren Volksschule, die unmittelbar zum Besuch der Sexta eines Gymnasiums hinüberleitete. Nur Frohsinn herrschte in seiner kleinen Gemeinde. Mit demselben heiteren Gesicht, mit dem diese um die Mittagsstunde die Schule verließ, kehrte sie am nächsten Morgen hierher zurück. Und dabei lernten die Kinder so gut wie in keiner andern Klasse. Staunenswerte Fortschritte machte namentlich die Entwickelung des Verstandes. Zu der Gemeinde gehörte auch ein Kerlchen, das ich ganz besonders in mein Herz geschlossen habe. Der Frohsinn, den es aus der Schule mitbrachte, übertrug sich auf die ganze Familie; und alle ihre Mitglieder freuten sich auf die gemeinsamen Mahlzeiten, bei denen der Junge von den in der Schule getriebenen Späßen erzählte oder kleine Vorträge über das im Unterricht Besprochene zum besten gab. Nicht einmal die weniger gute Zensur eines deutschen Aufsatzes noch der weniger befriedigende Ausfall eines Diktates ließen in ihm trübe Gedanken über die Schule aufkommen. Unter Lachen und Scherzen begann mein kleiner Freund sein Tagewerk. Unter Lachen und Scherzen beschloß er es. Völlig harmlos standen er sowohl wie seine Kameraden der Schule gegenüber; und Eltern wie Lehrer waren nur auf das *eine* bedacht, in diesen glücklichen Zustand nicht störend einzugreifen. So lag ein poetischer Hauch über den ersten Schuljahren des Jungen, dank der hervorragenden Beanlagung des Lehrers, der sich bewußt ist, daß er den Grund zur Erziehung von Männern, die einmal von ihrem eigenen Werte durchdrungen sein werden, *aber nicht von Memmen* zu legen hat.

Vorbei war es aber mit der Harmlosigkeit, vorbei auch mit der Poesie in dem Augenblick, wo unser kleiner Freund die Bekanntschaft mit dem Leiter des Gymnasiums zu machen hatte, das er nach der höheren Volksschule besuchen sollte. Wie hatte er sich auf diesen Augenblick gefreut! Und wie bitter wurde er enttäuscht! Seine letzte Zensur hatte er mitzubringen. Was würde der Herr Rektor wohl sagen, wenn er sie läse? Nur die Eins und Zwei A wechselten in ihr ab; und besonders stolz war er auf die „Zwei A im Gedankenaustausch". Ich sehe ihn noch vor mir, wie er sie mit strahlenden Augen einem Kameraden zeigte, der mit ihm gemeinsam die breite vornehme Treppe des Gymnasiums hinaufstieg und ebenfalls angemeldet werden sollte. Als er aber nach zehn Minuten das Sprechzimmer des Leiters der Anstalt verließ, lag Traurigkeit auf seinem Gesicht, und auf der Straße angelangt, bekannte er mir, der Herr Rektor gefalle ihm ganz und gar nicht. Kein Wunder, er hatte sich ihm von einer sehr rauhen Seite gezeigt und ihm in sehr unfreundlichem Tone die „Zwei A im Gedankenaustausch" vorgehalten. Da müsse er denn doch mehr verlangen.

Der Verlauf der Anmeldung hatte für mich nichts Überraschendes. Erst kurze Zeit vorher hatte der Rektor die Leitung des Gymnasiums übernommen. Bei der offiziellen Feier, mit der sich dies vollzog, war auch ich zugegen gewesen. Was ich aber in der an die Schüler gerichteten Ansprache des Rektors zu hören bekommen, das hatte mich nur zum Teil befriedigen können. Wohl war es mir aus der Seele gesprochen, daß nicht Kenntnisse, sondern der Charakter den Mann ausmachen. Ich wollte aber meinen Ohren nicht trauen, als ich hörte, daß den Schülern gegenüber nur das Gesetz angewandt, und daß jeder, dessen Leistungen sich als unzulänglich erwiesen, rechtzeitig vom Gymnasium entfernt werden solle, damit er noch Gelegenheit finde, sich auf einer anderen Schule weiter zu bringen. Was ließ sich von dem Leiter einer Schule erwarten, der gegen die ihm von den Eltern anvertraute Jugend das Gesetz ausspielt, in dessen Wortschatz die Wörter Güte, Liebe und Nachsicht nicht zu finden sind! Was hat die Jugend sich um das Gesetz zu kümmern? Zunächst kommt es doch nur darauf an, daß sie ihres Daseins froh wird und es auch möglichst lange bleibt. Wie hirnverbrannt, Charaktere durch Androhung der Anwendung des Gesetzes heranbilden zu wollen! Diesem Schuldespoten ist es sicherlich stets versagt geblieben, einen Blick in das Herz eines deutschen Jungen zu tun. Und daß er in sein neues, mit Verantwortung schwer belastetes Amt berufen werden konnte, spricht gerade nicht für die Menschenkenntnis der Behörde, welche ihn berief.

Fast täglich kam unser kleiner Freund auf die lieblose Begrüßung durch den Rektor bei der Anmeldung zurück, zu der sich der Vater trotz aller entgegenstehenden Bedenken aus örtlichen Gründen entschlossen hatte. Stets äußerte er die Befürchtung, daß er am Ende die Aufnahmeprüfung nicht bestehen würde, da ja die Zensur als nicht ausreichend bezeichnet worden

wäre. Dazu kam noch, daß sein Lehrer auf der höheren Volksschule auch unruhig wurde. Was konnte der Rektor in der Prüfung nicht alles verlangen! Daß die Schüler nach dem Besuch seiner Klasse für die Sexta eines Gymnasiums vollkommen reif sind, das wußte er freilich. Werden in die Sexta des Gymnasiums doch schon Jungen aufgenommen, die erst die vorhergehende Klasse durchlaufen haben. Ja, wenn noch auf dem Wege der Verordnung festgelegt worden wäre, wie eine solche Aufnahmeprüfung zu verlaufen hat, und welche Anforderungen in ihr zu stellen sind! Aber ganz nach Belieben kann sie leicht und schwer gemacht werden. Das ist ein großer Übelstand. Denn er verleitet viele vorbereitende Schulen zu einem Hinübergreifen in das Pensum der Sexta und damit zu einer gefährlichen Anspannung der geistigen Kräfte der kleinen Aspiranten für das Gymnasium. Indem aber der liebevolle Lehrer mit unserem kleinen Freunde den Ausfall der späteren Aufnahmeprüfung erwog, steigerte er unbewußt noch erheblich dessen innere Unruhe, die doch wahrlich schon groß genug war. Bald erschien ihm der barsche Rektor auch im Traum; und in der Nacht vor der Prüfung schlief er nur in Unterbrechungen. Und diese Prüfung selber war wahrhaftig nicht dazu angetan, das bedrückte kleine Herz wieder fröhlich zu stimmen.

Nicht wie liebe kleine Menschenkinder mit klopfendem Herzen wurden die einberufenen Prüflinge behandelt, sondern wie leblose Nummern. Kein Wort der Ermunterung aus dem Munde des Rektors vor Beginn des Examens. So kurz und angebunden wie bei der Anmeldung war er auch jetzt. Nachdem er sich überzeugt hatte, wer anwesend war, nur die geschäftliche Eröffnung, daß die Prüfung zwei Stunden dauern und nach abermals zwei Stunden das Ergebnis mitgeteilt werden würde. Und wie der Herr Rektor schienen auch die Lehrer, die die Anfertigung der Prüfungsarbeiten zu beaufsichtigen hatten, nicht zu wissen, wie den kleinen Kerlen zumute war, die innerhalb zwei Stunden drei schriftliche Arbeiten zu leisten hatten: die Lösung verschiedener Rechenaufgaben, ein deutsches Diktat und einen kleinen deutschen Aufsatz.

Unerhörte Anforderungen an das kleine Gehirn der Prüflinge! Aber wie trugen die Lehrer dem Rechnung? Ängstliche Fragen wurden schroff zurückgewiesen; und wenn ein Junge in seiner Verzweiflung ausrief: „das kann ich noch nicht, das habe ich noch nicht gelernt“, so gab es nur ein kalt ablehnendes Achselzucken. In der Tat, alles schien darauf angelegt zu sein, ein befriedigendes Ergebnis der Prüfung in Frage zu stellen. Wie konnte z. B. der Aufsatz, in welchem eine kleine vorgelesene Erzählung wiederzugeben war, an letzter Stelle stehen? Gehörte er als diejenige Arbeit, die die größte Anspannung der geistigen Kräfte erforderte, nicht an die erste? Das menschliche Gehirn nutzt sich doch nicht so langsam wie eine Maschine ab. Und nun erst die Fassung des Diktates! Dies bestand nur aus einer Zusammenstellung von Wörtern, über die auch gebildete Erwachsene sich noch den Kopf zerbrechen können. „Das hieß ja den kleinen

Jungen Fallen stellen“, meinte ein gewiegter Schulmann mit warmem Herzen, als ihm das Diktat gekennzeichnet wurde. Nichts anderes hatte erwartet werden können als das Niederschreiben mehrerer Sätze mit Wörtern, deren Orthographie den Prüflingen unter allen Umständen geläufig sein mußte.

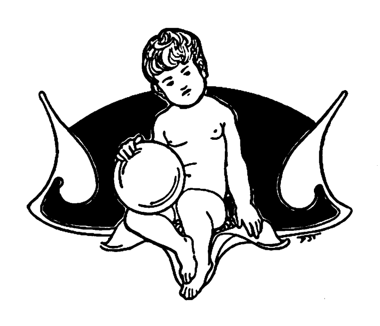
In gedrückter Stimmung kehrte unser kleiner Freund aus der Prüfung heim. „Ich hatte“, berichtete er, „geglaubt, den Aufsatz recht schön schreiben zu müssen; und deshalb schrieb ich langsam. So kam es, daß ich noch nicht fertig war, als es zehn Uhr schlug und ich den Aufsatz abgeben mußte, ohne daß ich ihn noch auf die Rechtschreibung hatte durchsehen können.“ Auf alles Mögliche hatte sich der Vater nach dem bisher Wahrgenommenen gefaßt gemacht. Aber darauf hätte er schwören wollen, daß in dem unter den geschilderten Umständen verfaßten Aufsatz der Rechtschreibung keine große Bedeutung beigemessen werden würde. Wie kann man von einem zehnjährigen Jungen verlangen, daß er in der schriftlichen Entwickelung eigener Gedanken auch orthographisch auf der Höhe ist? Das an ihn gestellte Ansinnen, eigene Gedanken in richtiger Folge niederzuschreiben, ist doch wirklich schon groß genug. „Über die Rechtschreibung in deinem Aufsatz brauchst du dir keine Sorgen zu machen“, beruhigte der Vater aufs neue den Sohn. Er hatte aber die vom Rektor selber geleitete Prüfungskommission falsch taxiert. Als ihm zwei Stunden später das Ergebnis mitgeteilt wurde, hörte er nicht nur, daß das Diktat nichts weniger als befriedigend ausgefallen sei, sondern auch, daß der Aufsatz, dessen Stil übrigens ganz gut wäre, Fehler in der Rechtschreibung aufweise. Den hieran geknüpften Bedenken hielt der Vater die vorzüglichen Leistungen seines Jungen auf der bisherigen Schule entgegen. Nur ein Blick in die mitgebrachten Aufsatz- und Diktathefte würde genügen, um die Herren davon zu überzeugen, daß er nicht zu rosig schildere. Ferner wies er auch noch darauf hin, daß sein Sohn eigentlich schon vor einem Jahr für die Sexta reif gewesen sei, daß er ihn aber erst jetzt angemeldet habe, weil er gewünscht habe, daß er die unterste Klasse des Gymnasiums möglichst leicht bewältige. Aber er führte nur ein Selbstgespräch. Die Kommission blieb stumm, und anstatt zu antworten, zeigte der Rektor, unverbindlich nach jeder Hinsicht, mit dem Finger auf das Diktat mit den zahlreich gestellten „Fallen“. Natürlich zog der Vater nunmehr den Aufnahme-Antrag zurück und pries seinen Jungen und sich glücklich, ihn vor der Erziehung durch Männer bewahrt zu haben, denen bis heute noch entgangen zu sein scheint, daß auch schon der zehnjährige Prüfling ein Individuum ist. Seit Jahrzehnten wird auf allen Gebieten der Unterweisung ihre Individualisierung als unerläßliche Forderung hingestellt. Selbst der Unteroffizier, dessen geistige Fähigkeiten doch nur in sehr bescheidenem Maße ausgebildet sind, darf seine Rekruten nicht mehr über einen Kamm scheren. Hier sahen wir aber Männer der Wissenschaft den bereits als selbstverständlich geltenden Grundsatz aufs rücksichtsloseste verleugnen, dieselben Männer, die sich anheischig machen, in

unseren Jungen deutschen Idealismus zu wecken und namentlich Charaktere heranzubilden. Nur einen Aufsatz, nur ein Diktat der mitgebrachten Hefte hätten sie durchzusehen brauchen, um sich ein zutreffendes Bild von dem geistigen Können unseres kleinen Freundes zu verschaffen. Kaum eine Minute hätte dies gekostet. Aber sie verzichteten hierauf, trotzdem sie nach den auf dem Tische vor ihnen liegenden Heften nur zu greifen brauchten. Unter allen Umständen sollte der Junge für sie eine Nummer bleiben, ein Wesen, das innerhalb zweier Stunden unter ihrer Aufsicht drei schriftliche Arbeiten hatte anfertigen müssen.

Schwer war das liebe Kerlchen zu trösten. Und wie sein Vater noch jetzt von den Stunden träumt, in denen er auf dem Schlachtfelde im heftigsten Feuer verwundet gelegen hatte, so durchlebt sein Junge im Schlaf immer wieder die Qualen der Aufnahmeprüfung. Und das widerfährt einem Kinde, dessen vortreffliche Beanlagung es vor jeder Besorgnis um sein Fortkommen auf der Schule bewahren sollte! Wird der Junge in dieser jemals wieder harmlos und unbefangen sein können? Wird er sich von nun an nicht jedesmal einen Ruck geben müssen, um das Unbehagen zu überwinden, das ihm der Gedanke an sie bereitet? Wird nicht die Angst vor seinen Lehrern, vor dem Ausfall des unglückseligen Extemporale und vor den zahlreichen anderen mit ihm vorzunehmenden Prüfungen das ausschließliche Gefühl sein, mit dem er seine Mappe packt und sich nach dem Marterhause begibt? Gelingt es nicht, aus ihm einen aufrechten, seines Wertes sich bewußten deutschen Mann zu machen, wer trägt die Schuld hieran? Doch einzig und allein die Schule, die zum großen Teile noch in den Händen ebenso kurzsichtiger wie herrschsüchtiger Pädagogen ist, und die von den Regierenden absichtlich in diesen Händen gelassen wird, auf daß auch in Zukunft die geistigen Führer des Volkes jederzeit in unterwürfiger Untertänigkeit ersterben.

Professor Ludwig Gurlitts Buch enthält manche Ansicht, die ich nicht teilen kann. So feiert er das Heer als eine gute Schule zur Mannhaftigkeit. Ach, er weiß nicht, daß hier schon seit Jahrzehnten nur überaus gefügige Militärs gezüchtet werden, denen mannhaftes Wesen vielfach fremd ist. Darum bleibt das Buch aber doch eine nicht hoch genug anzuschlagende Tat. Gerade in der letzten Zeit hat sich die Notwendigkeit ergeben, mit der Erziehung des deutschen Volkes zur Mannhaftigkeit Ernst zu machen. Siebzehn Jahre hat dieses ein Regiment über sich demütig ergehen lassen, das ihm täglich Verdruß bereitete, da es sich so gebärdete, als wenn die Rechte nur bei ihm lägen und die Pflichten nur bei den Regierten. Mitte November 1906 schien ja der Regierenden Maß voll zu sein. Von allen Seiten, in der Presse sowohl wie im Reichstag, scholl ihnen der Ruf entgegen: „So wollen wir nicht weiter regiert werden!" Und es machte in der Tat den Eindruck, als wenn die Herrlichkeit des Fürsten Bülow zu Ende ginge. Allen Kredit, sogar bei seinen treuesten Freunden auf der Rechten, schien er verloren zu haben, als er am 14. No-

vember 1906 den Sitzungssaal verließ. Sicherlich hatte er dies selber im Gefühl; und in seiner Not sann er auf einen Trick, der ihn retten könnte. Er fand ihn auch. Bisher hatte er seine ganze Politik zum Ärger aller ehrlichen Deutschen auf die Unterstützung des Zentrums gegründet. Jetzt warf er diesen aus guten Gründen treu ergebenen Freunden den Fehdehandschuh hin und erklärte sie für Reichsfeinde, indem er gleichzeitig die Nation aufforderte, an der nationalen Politik, die er nunmehr treiben wolle, mitzutun. Mit einem Schlage wandte sich das Blatt. Der Reichskanzler, dem auch sehr einsichtsvolle Politiker nach jenem 14. November nur noch einige wenige Wochen bis zum Ende hatten geben wollen, wurde der nationale Bannerträger, hinter dem die deutschen Wähler bei der neuen Wahl zum Reichstag herzogen, und heute ist aus der Erinnerung aller, die vor noch nicht anderthalb Jahren mit drohender Faust verlangt hatten, anders als bisher regiert zu werden, diese Forderung bereits geschwunden. Jetzt haben sie nur den einen Wunsch, sich den Regierenden zu Füßen zu werfen, damit diese auch ihnen die Regierungsfähigkeit bezeugen können. Unmännlicher als in diesem Falle kann sich ein gebildetes Volk unmöglich benehmen. Aber die Hoffnung, daß die gegenwärtige Nation sich noch einmal auf ihre Würde besinnen wird, ist trügerisch. Heilung von dem Übel kann nur die Zukunft und auch diese nur dann bringen, wenn es uns gelingt, unsere Jungen zu wirklichen Männern zu erziehen. Nervenstark haben wir sie zu machen, indem wir ihnen die Harmlosigkeit, die sie aus der Kinderstube in die Schule mitbringen, auf dieser mit allem Fleiß erhalten und so ihre zarten Nerven vor vorzeitiger Beunruhigung bewahren, und indem wir sie gleichzeitig steifnackigen Lehrern anvertrauen, die an jedem Schüler, der da strebt sich durchzusetzen, ihre helle Freude haben. Loyal sollen die deutschen Männer auch in Zukunft sein, aber nur im eigentlichen Sinne des Wortes, also gehorsam gegen das Gesetz, nicht loyal in seinem heutigen Sinne, worunter lediglich eine des freien Mannes unwürdige Unterwürfigkeit gegen die Mächtigen verstanden werden kann.





Unser Lehrer

Von

Edmondo de Amicis

(† 11. März 1908)

Auch mein neuer Lehrer gefällt mir diesen Nachmittag. Während seines Eintrittes und als er sich schon auf seinen Platz gesetzt hatte, zeigten sich an der Türe der Klasse einige Schüler des vorigen Jahres, um ihn zu grüßen. Sie näherten sich, gingen vorüber und grüßten ihn: Guten Tag, Herr Lehrer, — Guten Tag, Herr Perboni; — einige traten ein, drückten ihm die Hand und gingen wieder davon. Man sah, daß sie ihn gerne hatten, und daß sie wieder zu ihm hätten zurückkehren mögen. Er antwortete: — Guten Tag, — drückte die dargereichten Hände, sah aber niemand an. Bei jedem Gruß blieb er ernst, mit einer Falte auf der rechten Seite seiner Stirne. Gegen das Fenster gewendet, betrachtete er das Dach des Hauses gegenüber und, anstatt sich zu freuen über den Gruß der Schüler, schien er darunter zu leiden. Dann erst musterte er uns aufmerksam, einen nach dem andern. Während des Diktierens stieg er vom Katheder herab, um zwischen den Bänken umherzugehen, und als er einen Knaben sah, der das Gesicht ganz rot von Bläschen hatte, hörte er auf zu diktieren, nahm dessen Gesicht in seine Hände und betrachtete ihn; dann fragte er den Knaben, was ihm fehle, indem er ihm eine Hand auf die Stirne legte, um zu fühlen, ob sie heiß sei. In diesem Augenblick stellte sich ein Knabe hinter ihm auf die Bank und machte Possen. Der Lehrer wandte sich plötzlich, der Knabe setzte sich schnell und verblieb so, um mit gesenktem Kopfe die Strafe zu erwarten. Der Lehrer legte ihm eine Hand auf den Kopf und sagte zu ihm: Tue es nicht mehr! — Nichts weiter. Er wandte sich zur Tafel und beendete das Diktat. Als er aufgehört hatte zu diktieren, betrachtete er uns einen Augenblick stillschweigend, dann sagte er ganz langsam mit seiner groben, doch gutmütigen Stimme: — Hört, wir haben ein Jahr miteinander zuzubringen. Wir wollen sehen, daß wir es gut zubringen. Lernt und seid brav. Ich habe keine Familie. Ihr seid meine Familie. Voriges Jahr

hatte ich noch meine Mutter, sie ist mir gestorben. Ich bin allein zurückgeblieben. Ich habe niemand mehr als euch in der Welt, ich habe kein andres Gefühl als für euch, keinen andern Gedanken als an euch. Ihr müßt meine Kinder sein. Ich will euch wohl, ihr müßt mich auch gern haben. Ich will keinen bestrafen. Zeigt mir, daß ihr Knaben seid, die ein Herz haben; unsere Schule wird eine Familie, und ihr werdet mein Trost und Stolz sein. Ich verlange nicht von euch ein Versprechen; ich bin gewiß, daß euer Herz es mir schon gegeben hat. Und ich danke euch. — In diesem Augenblick trat der Schuldiener ein, um das Zeichen zu geben. Wir gingen alle ganz leise aus den Bänken. Der Knabe, der sich auf die Bank gestellt hatte, näherte sich dem Lehrer und sagte mit zitternder Stimme: — Herr Lehrer, verzeihen Sie mir! — Der Lehrer küßte ihn auf die Stirne und sagte zu ihm: — Geh, mein Sohn! Aus dem Italienischen von Otto Agnes



Ein Augenblick

Von

König Oskar II. von Schweden †

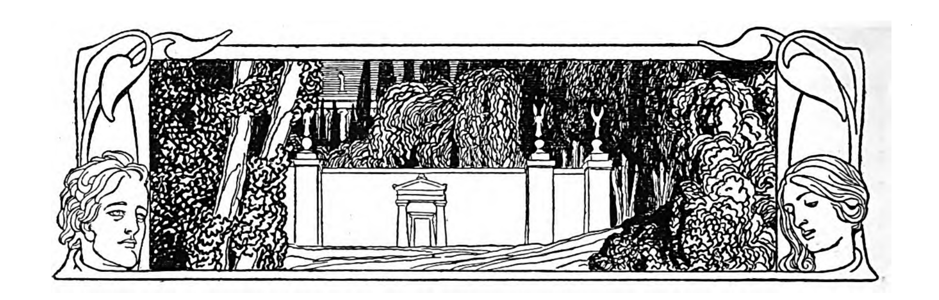
Du traust des Zukunftstraumes Luftgebilde,
Das, heiß erwartet, licht und frühlingsmilde
Gemach Gestalt gewinnt vor deinem Geist.
Und jeden Zweifel heißt du stille schweigen:
Wie herrlich muß sich die Erfüllung zeigen,
Wenn dir die Hoffnung schon so viel verheißt!

Die Stunde schlägt — ach, und ist auch verklungen!
Ein Knöspleín, in dem Garten „Zeit“ entsprungen
Und von des Schicksals Herrscherhand gepflückt;
Ein Augenblick, der dir bereits entschwunden,
Eh' seine volle Wonne du empfunden,
Und nun für immer deinem Aug' entrückt.

Hinfort entreißt die selige Sekunde
Dir gleichwohl keine Macht im Erdenrunde;
Sie war einst dein und bleibt nun dein beständig.
In tiefster Seele wohnt sie als Erinnern,
Erweckt ein hold Gedankenblühn im Innern
Und wird so jeden Tag dir neu lebendig.

Deutsch von Sophie Charlotte v. Sell





Traum

Von

Goswina v. Berlepsch

In der Stille einer Frühsommernacht hörte ich weither einen Hund bellen, nicht heftig, es war der ruhige Ton eines Wächters, der ein einsames Besitztum hütet und nur Standlaut gibt.

Nichts als dieses Bellen aus unbekannter Ferne in der tiefen Stille der Mitternacht. Es heimelte mich seltsam an, und ich trat ans Fenster, um hinauszulauschen in das große Schweigen, in dem dieser eine Laut etwas eigentümlich Trautes hatte, etwas Erzählendes, — wie eine abgerissene Weise aus einem Volkslied. Es rief allerlei Vorstellungen in mir wach — Erinnerungen — Träume — Melodien.

Der Himmel stand in klarer Nachtbläue über mir, ganz ohne Wolken, unendlich fern und klein darin die Sterne. Nur einzelne tiefer am Horizont funkelten stärker, blinkten und winkten, eine vage, süße Sehnsucht weckend nach unbekannten Stätten des Glücks, nach erträumten Ländern — Erlebnissen — schönen Tagen. Lau war die Luft, voll Wohlgeruch. Düfte von weißer Akazienblüte, von Holunder und frischgemähten Wiesen, vom Odem der Wälder dort drüben an den Bergen, wehten leise herüber. Ich sog sie ein mit wonnigen Atemzügen. Und ein Gefühl kam über mich von wunderbar geheimnisvoller Größe, von Unendlichkeit, — ein beseligendes Daseinsgefühl.

Horch! wieder das ferne Bellen — —

Nun zauberte es mir Bilder vor, Gestalten, Geschichten. Eine mondbeglänzte Landschaft sah ich, stille Wälder, Auen, dämmernd in nächtlicher Helle, — einen Wiesenpfad dem Bach entlang. Da blinkt es silbern auf, kleine, eilige Wellchen, und huscht und murmelt und kichert weiter ins Schattendunkel hinein. Dann kommen blühende Holunderbüsche am Wege, schimmernd vom Reichtum der schneeigen Blütensträuße. Wie das duftet, süß und schwer! Und hinter den Büschen windet sich der Pfad sachte empor, einer Hecke entlang, die einen scharfumrissenen Schatten wirft, zu einem Häuschen, halb versteckt unter Obstbäumen. Der Giebel ragt hell in den Mondschein, aber was darunter ist, liegt in lauschig bläulichem

Dunkel. Da und dort nur ein Lichtstreif, leuchtende Flecke, durch Laub und Gezweige sich stehlend. Doch auf den Steinstufen, die zu der schmalen Haustür führen, da liegt das volle Mondlicht, so recht wie eine Nachtwache: Schlaft ruhig da oben! Ich bin da!

Sie schlafen aber nicht alle im Haus. Aus einem der Fenster blinkt noch ein spätes Lichtchen. Das Fenster steht offen, und ein weißer Vorhang bläht sich leicht in der Nachtluft.

Wer mag da noch wachen, arbeiten, sinnen?

Still, still!

Heimliche Liebe harrt Einem entgegen, der durch die laue, schweigende Sommernacht kommt — dort den Bach entlang.

Hier ist's gewiß, wo der Hund bellte — —

Nun schweigt er!

* * *

Im Herbste desselben Jahres begruben sie mir den teuersten Menschen.

Ich ging dann oft hinaus nach dem Friedhof. Er liegt auf einer schönen Höhe, von wo man rings in die Ferne schauen kann. Das tut wohl an solcher Stelle. Es weitet die Gedanken, lenkt sie ins Große. Wolkenherrlichkeiten sieht man hier oft, Abendröten flammen, grandios wie Weltbrand. Die Seele wird still dabei, vergißt sich selbst.

Und dann das erschweigende Dunkelwerden — das Abendläuten fern und nah —: Herr, bleib bei uns —!

Man hört das bange, ungewisse Leben beten. —

In dieser Stimmung vernahm ich eines Abends unweit dort oben das Bellen eines Hundes.

Woran erinnerte mich das nur? Dieser gelassene Wachlaut?

So hatte ich ihn einmal aus der Ferne gehört — im Frühsommer — in einer lauen, wundervollen Nacht.

Und plötzlich fiel mir alles von damals wieder ein — der ganze Zauber jener Nacht — ihre wonnig tiefe Ruhe — ihre schimmernden Gedankenbilder — das Daseinsglück — die Zeit, wo ich noch nichts von Schmerz und Tod geahnt — —

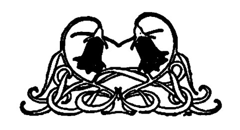
Langsam wanderte ich über die dämmernden Fluren heimwärts, unwillkürlich nach dem Bellen horchend.

Ja, ja, es war derselbe Laut, kam aus derselben Richtung wie damals.

Also ein Wächter der Toten, des ewigen Friedens — nicht heimlich irdischen Glückes, wie ich geträumt!

Vor mir, im Osten, ging groß und kalt der Vollmond auf.

Mich schauerte.





Die neue Kolonialzeit

Der erste Staatssekretär des neugeschaffenen Reichskolonialamts hat mit klugem Geschäftssinn seine Tätigkeit mit keinen überstürzten und zusammenhanglosen Maßnahmen begonnen, sondern an die vorhandene Entwicklung angeknüpft, deren bisherige Fehler ihm nicht entgangen sein werden. Aber dieses praktische Bestreben kann leicht zu einer milden Beurteilung von Vorgängen führen, deren tatkräftige Änderung von seiner früher gerühmten Rücksichtslosigkeit erwartet werden muß, sofern sie das staatliche Interesse gebietet. Rohrbach, als Naumannjünger ein Freund des Großkapitals, beweist mit schlagenden Gründen, daß nicht das angeblich ausbeuterische Händlertum des südwestafrikanischen Schutzgebietes trotz einiger Ausschreitungen, sondern die Ablehnung von Landabgaben seitens der großen Gerechtsamengesellschaften, besonders der rein englischen South West African Co. Scharlachischer Gründung den Hereroaufstand verursacht haben, die einfach Landwucher treiben wollten. Dadurch wurde die Regierung mangels genügenden Regierungslandes gezwungen, das Hererogebiet aufzuteilen und damit die Eingeborenen zum Teil ihres Landes zu berauben, was jedoch ihr gutes Recht war, da sie einen Entgelt für den Reichsschutz verlangen mußte. (Rohrbach, Deutsche Kolonialwirtschaft. 1. Bd. Südwestafrika, Berlin 1907, Buchverlag der Hilfe. Ein sachkundiges Buch mit wertvollen Anregungen für die Erschließung dieser einzigen Siedlungskolonie.)

Die Landgesellschaften haben jedoch sämtlich die ihnen bei der Verleihung ihrer Gerechtsame auferlegten Bedingungen nicht erfüllt. Die gedachte englische Gesellschaft hat sogar beim Bau der durch den Krieg notwendigen Staatsbahn für Aufgabe ihrer Eisenbahnberechtigung eine weitere Bergwerksgerechtigkeit im Ambolande herausgeschlagen, obwohl sie ohne die Dämpfung des Aufstandes durch die Reichsmacht niemals innerhalb der Verleihungsdauer von zehn Jahren die erforderlichen Eisenbahnen hätte fertigstellen können. Die englische Gesellschaft besitzt das beste, sogar das so seltene Ackerland der Kolonie. Wenn man ihr den Landbesitz als durch Nichterfüllung der Verleihungsbedingungen verwirkt abnimmt und ihr den höchst wertvollen Bergwerksbesitz läßt, so macht sie noch ein gutes Geschäft. Ich kann mich der Vermutung nicht verschließen, daß die unwürdige Angst vor England hierbei eine Rolle spielt und der Staatssekretär als früherer Bankdirektor solche Spekulationsgesellschaften zu schonend behandelt, da er ihren Nutzen überschätzt.

Sicherlich ist es dankenswert, daß er ein vorläufiges Abkommen mit der größten ausländischen Sünderin geschlossen hat, daß sie unter Staatsvermittlung ein Drittel ihres Gebietes für Ansiedlungszwecke zu einem angemessenen Preise nach Bedarf abgibt. Der ausbedungene Geldsatz nützt aber schon die günstigere Zeitlage aus, die erst die kriegerische, an Gut, Blut und Reichsmitteln so verlustreiche Herstellung der Ruhe und Ordnung im Schutzgebiet geschaffen hat, ohne daß die Gesellschaft irgend etwas dafür aufgewendet hat. Voraussetzung der Verleihung ohne entsprechende Entschädigung des Reiches war aber der Ausschluß einer finanziellen Belastung des Reiches, das den Gesellschaften die Erschließung des Landes und damit auch die Tragung der entsprechenden Kosten überließ. Die englische Gesellschaft als Ableger der De Beer-Gesellschaft besitzt noch eine absichtlich nicht ausgebeutete Gerechtsame auf einen Blaugrund mit Diamantenvorkommen im Süden neben ihrem nördlichen Besitz, um durch Vermeidung oder richtiger Unterdrückung eines Wettbewerbes die südafrikanischen Diamantenpreise dauernd hochzuhalten. Dadurch entgeht dem Reich eine beträchtliche Steuer für den Gewinn und die Bergwerksabgabe für die Ausbeute, so daß an dem Fortfall dieses auch höchst zweifelhaften Bergwerkseigentumes der Reichssäckel erheblich beteiligt ist.

Die deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika hat mehr durch dauernde Unterlassung ihrer Pflichten aus tatsächlicher Geldnot, denn aus gewinnsüchtiger Absicht gesündigt, muß aber auch für die Säumnis durch Beschneidung ihres ungeheuren Landbesitzes jetzt haftbar gemacht werden. Kaysers und Nordenflychts als der damals verantwortlichen Ministerialbeamten Gedanke, daß diese bevorzugten Gesellschaften dem kolonialunlustigen Reiche die Kosten der Erschließung ersparen würden, ist gründlich fehlgeschlagen, wogegen die Ansetzung von Viehzüchtern vor und nach dem Kriege guten Fortgang nimmt. Warum man die Höfe dieser Ansiedler irrigerweise Farmen nennt, ist wohl der deutschen Ausländerei zuzuschreiben, die dort unten auch in holländischen Bezeichnungen, aber nicht germanischer Herkunft, wie Rivier und Fontein törichterweise schwelgt.

Das Ansiedlungsgebiet der Gesellschaften befindet sich in den Landstrichen, die überhaupt nicht durch die Eingeborenen gefährdet waren, also jetzt auch keines kriegerischen Schutzes bedürfen. Hätte die Besiedlung folgerichtigerweise hier begonnen, so wäre die Ermordung zahlreicher Weißer vermieden worden, was daher auf das Schuldkonto der Gesellschaften fällt. Hält die jetzt durch die früheren Fehler gewitzigte und auch sonst verständige Kolonialverwaltung die Angehörigen der Schutztruppe durch Landgeschenk und Geldbeihilfe im Lande auch nach ihrer Dienstzeit fest, so ist eine gesunde Entwicklung durch Viehzucht im Großbetrieb auch mit Woll- und Fleischschafen und Ziegen und die erforderliche Handwerkeransetzung in den größeren Plätzen gewährleistet.

Vielleicht gelingt es auch Amerika-Auswanderer ihrem Ziele abspenstig zu machen, wofür sich die Hansastädte interessieren möchten, die freilich viel von nationaler Tatkraft reden, aber internationalen Gewinn bevorzugen. Die Landspekulanten und Benützer unserer kolonialen Nöte sitzen recht zahlreich an der „Waterkant". Der Reichstag muß endlich die Zähne zeigen, nachdem er so oft mit Recht über die kolonialen Mißstände gejammert hat. Er hat die Pflicht, Ersatz für die ungeheuren Kriegskosten von den wahren Schuldigen zu verlangen. Der Weg ist oben gewiesen. Die Aufhebung des interessierten Kolonialrats ist eine gute Vorbedeutung, doch müssen jetzt die Folgerungen

aus dem berechtigten Unmut der Volksvertretung gezogen werden. Ostafrika hat das Unglück gehabt, außer Soden keinen irgendwie zulänglichen Gouverneur besessen zu haben. Jetzt ist endlich wieder einmal ein tüchtiger Beamter an die Spitze getreten, der jedoch im Konsulardienst den Kolonialdingen wohl etwas fremd geworden ist. Der letzte Gouverneur verfügte als Vorbildung über nichts, als daß er Leutnant gewesen war, im Schutzgebiet Löwen geschossen und eine Durchquerung des schwarzen Erdteils von Ost nach West auf übrigens bekannten Wegen gemacht hatte, wobei ihm im Kongowald ein Drittel der schwarzen Begleitung infolge ungenügenden Proviants einging, was einem Expeditionsführer nicht passieren darf. (Paasche, Im Morgenlicht, Berlin 1907, Schwetschke & Sohn. Das Feuilleton zu dem kolonialwirtschaftlichen Buche des Vaters über Ostafrika, belehrend und unterhaltsam zugleich.) Es wurde ihm nachgesagt, daß er den Kolonialdienst lediglich als Sprungbrett zum Gesandten benutzte, was ihm auch gelungen ist, sogar in Hamburg. Dorthin gehört jedoch ein Kolonialkenner, der er kaum ist, da er ja fast immer zur Winterszeit im Weißen Saal des Berliner Schlosses in seiner schönen weißen Uniform zu schauen war. Er war freilich glücklicherweise kein Peters, sein Zug erfolgte ohne einen Schuß. Man behauptet aber, daß an den Seen die Schwarzen nachher besonders frech gewesen wären, was eine zu große Nachgiebigkeit des Grafen Goetzen voraussetzt.

Der Staatssekretär verriet in seinem Programm, daß er in dieser zurzeit wertvollsten Kolonie den Ratschlägen des verflossenen und des gegenwärtigen Gouverneurs folgen wolle, die nach englischem Muster, aber nur, wo es den Briten paßt, eine besondere Schonung der Eingeborenen wünschen, während die Buren sie streng, aber nicht hart behandeln. Sicherlich ist die Arbeitskraft der Farbigen ein kostbares Gut, ohne dessen richtige Behandlung die Erschließung des Landes unmöglich ist. Die Regierung verkennt jedoch die natürliche Trägheit und Bedürfnislosigkeit der Schwarzen, denen ja bei leichter Arbeit alles in den Mund wächst. England verfährt auch ganz anders. Es führt sofort eine gar nicht unbeträchtliche Hüttensteuer ein und stellt eine starke Polizeitruppe auf. Es zehntet sofort die Eingeborenen für den Staatsschutz und wahrt die staatliche Macht nachdrücklich. Ich schlug bereits 1890 amtlich in einer Denkschrift die Hüttensteuer als erstes Erfordernis der kolonialen Regierungsweise vor. Erst viel später bequemten sich die Kolonialabteilung und die Herren Gouverneure dazu, dieser gebotenen Anregung Folge zu leisten. Diese Abgabe bedeutet einen heilsamen Arbeitszwang, und der Staatssekretär irrt, wenn er glaubt, man könne sich wirtschaftlich auf die Eingeborenenkulturen verlassen, soweit sie über deren Nahrungsbedürfnis hinausgingen.

Die Panganizuckerfabrik ist neben der schlechten Leitung auch an der unzureichenden Lieferung des von den Arabern und ihren schwarzen Sklaven gebauten Zuckerrohrs zugrunde gegangen. Also selbst der arabische Gebieter hat die angeborene Arbeitsscheu seiner Leute nicht überwinden können, und dazu an der Küste, wo der Bezirksamtmann und die deutsche Macht dem Neger auf dem Nacken sitzen. Der Händlerstandpunkt der Regierung ist verfehlt. Der erfreulicherweise belehrbare Leiter des Kolonialamtes hat auch in der Presse die angedeutete Eingeborenenverhätschelung wieder abgeschwächt. Nur eine verständige Mittellinie führt zum Ziel. Arbeitszwang in tunlichst milder, aber nachhaltiger Form und deutsche Pflanzungen in großem Maßstabe mit farbigen Arbeitern, ohne den heimischen Ackerbau auszuschalten. Das tropen-

kollerische weiße Übermenschentum muß auf eine gerechte Herrenstellung der Pflanzer und Betriebsleiter gebracht werden.

In der Indierfrage spielt die Rücksicht auf England auch wieder eine bedenkliche Rolle. Während das englische Transvaal den Indier den Schwarzen gleichstellt, behandeln wir ihn als Engländer, was unzulässig ist. Er ist ein schlimmer Wucherer auch gegenüber den Europäern, bedarf also scharfer Aufsicht und keiner besonderen Schonung, da er bloß ein wirtschaftlicher Schmarotzer ist, der vielleicht noch unentbehrlich ist, aber dessen allmählige Beseitigung die Regierung erstreben muß. Das Wirtschaftsleben läßt sich nicht einseitig beeinflussen. Alle nützlichen Zweige der wirtschaftlichen Betätigung haben ein Anrecht auf die obrigkeitliche Förderung. Daher ist der Wunsch der Pflanzer, daß die Regierung ihnen die schwarze Arbeitskraft zwangsweise zur Verfügung stelle, wohl zu weitgehend. Aber ohne einen leisen Druck wird es nicht abgehen.

Auch die Steuerschraube muß kräftiger angezogen werden, woraus sich schon das Aufsuchen des fremden Dienstes ergibt, um die Steuer erlegen zu können. Durch bloße öffentliche Arbeiten, wie Wegebau, wird der Schwarze nicht genügend beschäftigt. Straßen in unserm Sinne gibt es auch nicht und sind in den Tropen überhaupt nicht möglich. Höchstens der Eisenbahnbau dürfte trotz des Privatunternehmens infolge der Reichsgarantie Anlaß zur Zwangsheranziehung der Schwarzen gegen Entgelt geben. Von dem Schienennetz hängt überhaupt die Entwicklung aller Kolonien ab. Schon hat uns England von Ost und West überflügelt und den Verkehr abgeleitet. Über die englische Ugandabahn reisen unsere Beamte an die Seen, obwohl dieses alte Emin Paschareich uns letztwillig vermacht war und daher unanfechtbar gehörte. Caprivi hat freilich bloß halb Deutsch-Afrika verschenkt, hätte aber am liebsten das ganze Albion überlassen, was wir bei unserm Kolonialkleinmut nicht vergessen wollen.

Der Reichstag und das deutsche Volk haben diese Verschleuderung von Reichsbesitz geduldet, obwohl der alte deutsche Kaiser in seinem Titel auch „Mehrer des Reiches" hieß. Wir wollen nicht hoffen, daß noch einmal die schlechte geschichtliche Überlieferung des alten Reichsoberhauptes wieder aufgenommen wird, das unsre ganze Westmark Frankreich und den unabhängigen, aber dorthin neigenden deutschen Außenlanden in den Alpen und an der Rhein- und Scheldemündung ließ. Die Walfischbucht in Südwest wird auch noch als englisches Einsprengsel geduldet, obschon sie unserem Nachbarn bloß Geld kostet und für ihn völlig wertlos ist. Eine geschickte Diplomatie hätte beim Samoaabkommen uns mit Leichtigkeit von diesem Pfahl im deutschen Fleisch befreien können.

Kurd v. Strantz



Kultusminister Holle

Mit einem mehr als gewöhnlichen Interesse sah man im Volk und in der Lehrerschaft dem Programm des „neuen" Kultusministers entgegen. Dieses Interesse ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß unter der Ära Studt alles aufgeboten wurde, dem bureaukratischen Absolutismus die Alleinherrschaft zu sichern. Was diesem System zuwider war, fand überhaupt keinerlei Beachtung, und als diese Tätigkeit des Konrad v. Studt

schließlich noch mit der höchsten preußischen Ordensauszeichnung bedacht wurde, war des Kopfschüttelns kein Ende. Das Staunen der ganzen modern empfindenden deutschen Kulturwelt war übergroß, obgleich uns die beiden letzten Jahrzehnte der politischen Entscheidungen und Überraschungen ein vollgestrichen Maß beschert haben.

Es ging wie eine Erlösung durch weite Volkskreise, als es dem Kanzler endlich gelang, die Krone von der ferneren Unmöglichkeit Studtscher Kulturarbeit zu überzeugen. Übrigens ist es bezeichnend, daß diese Überzeugung nicht längst an entscheidender Stelle vorhanden war. Es ist leider ein offenes Geheimnis, wie wenig sich der Kaiser um Volksschulangelegenheiten kümmert. Die Volksschule ist unstreitig das wertvollste Kleinod eines Staates. Der Kaiser hat die Konsequenzen aus dieser schwerwiegenden Wahrheit nicht gezogen, und so interessiert ihn die Schule bestenfalls insofern, als er in ihr eine staatliche Organisation sieht. Aber auch als solche steht sie hinter den Denkmälern, Kanonen, Kriegsschiffen, Schauspielern, Automobilen und Ausländern. Man wird das bedauern, aber es ist eine Tatsache, die überhaupt den oberen Zehntausend nicht unbekannt ist.

Wir würden diese Tatsache nicht registrieren, wenn wir nicht wüßten, daß sie für die Beurteilung der Arbeit eines Kultusministers wesentlich ins Gewicht fiele. Ein preußischer Kriegsminister erfreut sich einer starken Rückendeckung; ein preußischer Unterrichtsminister hat mit ihr nicht zu rechnen. Zweifellos hat auch Herr Holle diese Wahrheit an sich selbst verspürt. Der gänzliche Bankerott der Studtschen Mißwirtschaft ergibt ohne weiteres, daß man sich seinen Nachfolger nicht als seinen Nachbeter und Nachtreter gedacht hat. Holle sollte ein Blockminister sein. Bülow hätte seine Blockpolitik und seine klassischen Zitate Lügen strafen müssen, wenn er an die Stelle Studts einen anderen mittelalterlichen Finsterling gesetzt hätte. Man weiß aus bezeichnenden Äußerungen Holles, daß ihm der Gedanke einer Kopie der Studtschen Kulturpolitik bei seinem Eintritt ins Amt fernlag.

Alle Parteien billigten dem neuen Minister eine reichlich bemessene Einarbeitungsfrist zu, und was in dieser Zeit etwa als Zeichen reaktionärer Gesinnung des Ministeriums hätte ausgelegt werden können, setzte man getrost auf das Konto des Mißgriffs infolge Nichtunterrichtetseins. Man hatte ja vorher Studt über sich ergehen lassen müssen und erfreute sich deshalb jetzt sogar des allerkleinsten Fortschritts. Allerdings betonten wir damals schon, wie überaus traurig es doch sei, daß man für den hochwichtigen Posten eines Unterrichtsministers immer nur einen Mann auswähle, der einer monatelangen Einarbeitung in sein Fach bedürfe. In Dänemark ist man weiter fortgeschritten. Dort wurde ein Landschullehrer Kultusminister und darauf sogar Ministerpräsident. In solchen Fällen ist ein langes Einarbeiten nicht notwendig. Die Aufgabe eines Chefs kann ja weniger darin bestehen, sich in Akten zu vergraben, als die Seele seines Ressorts zu sein, großzügige Direktiven zu geben und die Kleinarbeit den nachgeordneten Instanzen zu überlassen.

Ist Herr Holle diesem Grundsatz gerecht geworden? Hat er die auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllt? Es gibt nicht wenige, die ihrer ganzen Stellung nach berufen sind, eine Antwort auf diese Frage zu geben. Und sie haben sie beantwortet durch die Gegenfrage: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?" Man kann diesem vorläufig sich noch etwas abwartend verhaltenden Pessimismus seine Daseinsberechtigung leider kaum ab-

sprechen. Holle ist kein Studt, ganz gewiß nicht; aber ob er je ein Falk oder ein Bosse wird, wagen wir nicht zu bejahen; denn so manches spricht dagegen was nicht mit dem Mangel an Unterrichtetsein gedeckt werden kann.

Dieses Ergebnis aus der bisherigen Amtsführung Holles muß namentlich die Lehrerschaft um so mehr enttäuschen, als sie den neuen Minister mit offenen Armen und offenen Herzen empfangen hat. Es ist in der Politik nicht gut, einen kühl abwartenden Standpunkt früher zu verlassen, als man seiner Sache ganz gewiß ist. Dem Laien in der Politik ist diese eine Gefühlssache. Nach jahrelangen Zweifeln, Verkennungen und Verdächtigungen hatte die Lehrerschaft das Bedürfnis, das Banner des Vertrauens zu entfalten und dem Minister zu huldigen, der ihr noch unbekannt war. Allerdings wird man den Vertretern der Schule mildernde Umstände nicht absprechen können. Der neue Minister ließ es sich angelegen sein, den Lehrern zwar nicht als Mensch, wohl aber als oberster Unterrichtschef näher zu treten. Das erschien als etwas Unerhörtes! Herr Studt lehnte bekanntlich jede Audienz ab. Den Vertretern der Lehrer blieb die Tür des Kultusministeriums verschlossen. Man verwies die Lehrer auf den Instanzenweg, hielt es aber nicht für nötig, Eingaben, die auf diesem Wege gemacht wurden, überhaupt zu beantworten, obwohl 80 000 Lehrer dahinter standen. Das wurde unter Holle anders. Er hat es sich, wie es ja auch seine Pflicht war, nicht verdrießen lassen, eine Lehrerabordnung nach der andern zu empfangen, deren Wünsche anzuhören und sich nach Möglichkeit zu informieren. Im großen und ganzen ist es aber — wenigstens bis jetzt — bei der „wohlwollenden Prüfung" und „tunlichen Berücksichtigung" geblieben.

Es ist nicht mehr zu bezweifeln, daß dem Kultusminister bei allem guten Willen die Gabe einer großzügigen Direktion fehlt. Seine Reden und Entscheidungen tragen den Stempel des Ungewissen. Studt zeigte eine eiserne Konsequenz in der Verwirklichung reaktionärer Pläne, und deshalb hat er bei aller Unbeholfenheit viele seiner Ziele erreicht; daß Holle mit derselben Energie in fortschrittlichem Sinne arbeitet, kann man nicht behaupten. Allgemein wurde ihm bei seinem Amtsantritt das Zeugnis des vielseitigen Beamten ausgestellt, dem es gegeben sei, sich auf völlig neuen Gebieten überraschend schnell zu informieren. Das hat Holle durch eine rasche Karriere bewiesen, und so bleibt zur Erklärung seiner bisherigen unentschlossenen Tätigkeit nur der Umstand zu erwähnen übrig, daß ihm entweder das verworrene Unterrichtsgebiet weniger „liegt", oder daß Mächte tätig sind, die ihm eine Betätigung seiner Ideen aufs äußerste erschweren oder gar unmöglich machen. Wir neigen nach allem, was wir darüber erfahren haben, mehr der letzteren Auffassung zu. Der den Posten eines Kultusministers übernehmende Holle war ein anderer als der Kultusminister von heute. Herr v. Studt muß in diesen Dingen sehr erfahren gewesen sein; denn als ihn das Schicksal ereilte, das ihn aus einem Oberpräsidenten von Westfalen in einen preußischen Kultusminister verwandelte, sprach er beim Abschied von der Provinz die vielsagenden Worte: wenn die Westfalen sich manche Amtshandlung des Ministers Studt nicht erklären könnten, sollten sie dessen eingedenk sein, daß ein Minister vielerlei Rücksichten zu nehmen habe.

Wer heute Minister ist, muß damit rechnen, daß die Ungnade über ihn kommt, wie ein Dieb in der Nacht, wie ein Blitz aus wolkenlosem Himmel. Daher das ängstliche Bemühen, sich die Gnade zu sichern, deren Verdunklung das Ende der Ministerherrlichkeit bedeutet. Auch Herrn Holle wird nachgesagt,

daß er die Blicke häufig nach oben richtet, wo man die Schule nur als ein Institut kennt, das berufen ist zur Pflege der offiziellen Vaterlandsliebe, Gottesfurcht und Königstreue. Herr Holle unterstrich in seiner Rede, die er als neuer Minister gelegentlich der Grundsteinlegung des Berliner Lehrerheims hielt, diese drei Kardinaltugenden dreimal. Es war eine kräftige, nicht mißzuverstehende Mahnung Holles zwischen den Zeilen, gerichtet an die ob ihres Liberalismus in Ungnade gefallene Lehrerschaft. Man hat diese Rede damals in Lehrerkreisen nicht öffentlich kommentiert; aber verstanden hat man sie um so besser.

Seit der Zeit ist manches geschehen, was ernüchternd auf die blinde Begeisterung eines großen Teils der Lehrerschaft für den Nachfolger des Herrn v. Studt wirken mußte. Daß Herr Holle den konservativen Schwartzkopff nicht entbehren will, kann man verstehen, auch ohne den Minister reaktionärer Gelüste zu zeihen; daß er aber in der Frage der geistlichen Schulaufsicht versagt hat, ist weit bedenklicher. Ein orthodoxer Ministerialdirektor bedeutet noch kein Programm, wohl aber ist die Stellung zur Schulaufsicht der Pastoren ein untrüglicher Prüfstein der politischen Gesinnung. Versagt hat Herr Holle auch in der Frage der Lehrerbesoldung, in der er Herrn v. Rheinbaben völlig freie Hand ließ, dem Manne, der als Herrn v. Studts Freund noch stets jeden Vorwand benutzt hat, den Volksschullehrern sein junkerliches Wohlwollen zu bezeigen. Gegenüber diesem Wohlwollen wäre es Holles Pflicht gewesen, die Schule und ihre Lehrer mit seinem Leibe zu decken. Das hat er nicht getan! M.



Stehen Tiere einander bei?

Bei einem Spaziergange bot sich mir kürzlich folgendes kleine Schauspiel. Ein recht unverfroren dreinschauender Spitz, ein richtiger Straßenlümmel, traf mit einem noch jungen schwächlichen Terrier zusammen. Kaum erblickte ihn der erstere, so benutzte er seine körperliche Überlegenheit, um ihn recht nachdrücklich anzurempeln, so daß der Terrier heulend davonlief. Der Spitz war nicht wenig stolz auf seine Heldentat, er hatte aber seine Rechnung ohne den Begleiter des Mißhandelten, einen braunen Jagdhund gemacht. Kaum hatte dieser den Vorfall bemerkt, so stürzte er sich auf den Flegel, warf ihn zu Boden und stand zähnefletschend über ihm. Ein Glück war es für den Unterlegenen, daß der Sieger einen Maulkorb trug, sonst wäre die Sache wohl noch schlimmer abgelaufen. Aber auch so war die Wut des Jagdhundes derartig, daß sein Herr, der inzwischen hinzugekommen, mit Gewalt den Sieger von seinem Opfer losreißen mußte. Dieser Fall ist um so merkwürdiger, als Jagdhunde in der Regel keine rauflustigen Geschöpfe sind.

Dabei fiel mir ein ähnlicher Vorfall ein. Auch Pudel sind in der Regel gutmütige Geschöpfe. Trotzdem stürzte sich ein solcher, wie ich deutlich sah, mit allen Zeichen großer Wut auf einen Hundefänger, der einen maulkorblosen Hund, mit dem der Pudel gespielt hatte, vermittels einer Schlinge gefangen hatte.

Ähnliche Fälle sind von andern Tierbeobachtern wiederholentlich wahrgenommen worden. Schon im Altertum hatte man derartiges beobachtet. Eudemus erzählt folgende Geschichte. Ein Freund der Jagd hielt sich einen Hund, einen Bären und einen Löwen. Alle drei waren jung von ihm aufgezogen und ganz

zahm. Eines Tages spielte der Hund mit dem Bären und trieb allerlei Neckerei. Da wurde der Bär boshaft und zerriß den Hund. Der Löwe aber nahm sich des armen Hundes an, ward zornig und riß den Bären in Stücke.

Bei den Herdentieren ist das gegenseitige Beistandleisten etwas ganz Alltägliches. Von den Affen sei hier nur folgender Fall mitgeteilt, den Brehm erzählt:

Ein großer Adler hatte eine kleine Meerkatze angegriffen. Augenblicklich entstand ein wahrer Aufruhr unter der Herde, und im Nu war der Adler (Spizaëtos occipitalis) von vielleicht zehn starken Affen umringt. Diese fuhren unter entsetzlichem Gesichterschneiden und gellenden Schreien auf ihn los und hatten ihn auch sofort von allen Seiten gepackt. Jetzt dachte der Gaudieb schwerlich noch daran, die Beute zu nehmen, sondern gewiß bloß an sein eigenes Fortkommen. Doch dieses wurde ihm nicht so leicht. Die Affen hielten ihn fest und hätten ihn wahrscheinlich erwürgt, wenn er sich nicht mit großer Mühe freigemacht und schleunigst die Flucht ergriffen hätte. Von seinen Schwanz- und Rückenfedern aber flogen verschiedene in der Luft umher und bewiesen, daß er seine Freiheit nicht ohne Verlust erkauft hatte. Daß dieser Adler nicht zum zweiten Male auf einen Affen stoßen würde, stand wohl fest.

Auch die Schweine halten nach demselben Autor fest zusammen. Er schreibt darüber folgendes:

In ebenso mißliche Lage gerät Isegrim, wenn er versucht, in den Waldungen Spaniens oder Kroatiens sich einen Schweinebraten zu holen. Ein vereinzeltes Schwein wird ihm vielleicht zur Beute; eine größere, geschlossene Herde dagegen bleibt, wie man mir in Spanien und Kroatien übereinstimmend versicherte, regelmäßig von Wölfen verschont, wird von ihnen sogar ängstlich gemieden. Die tapferen Borstenträger stehen mutig ein für das Wohl der Gesamtheit, alle für einen, und bearbeiten den bösen Wolf, der sich erfrechen sollte, unter ihnen einzufallen, mit den Hauzähnen so wacker, daß er alle Räubergelüste vergißt und nur daran denkt, sein aufs höchste bedrohtes Leben in Sicherheit zu bringen. Versäumt er den rechten Augenblick, so wird er von den erbosten Schweinen unbarmherzig niedergemacht und dann mit demselben Behagen verzehrt, das ein Schweinebraten bei ihm erwecken mag. So erklärt es sich, daß man da, wo Schweine im Walde weiden, fast nie einen Wolf spürt.

Der Wasenmeister Bühler von Äschi am Thunersee — erzählt Perty — hatte immer eine Koppel Hunde an der Fütterung, die er oft sehr schonungslos behandelte. Auf einer Heimfahrt von Thun 1870 schlug er einen seiner kleinen Hunde arg, worauf ein größerer sich auf ihn stürzte und ihn trotz seiner und seines Weibes Gegenwehr durch wiederholte Angriffe so verwundete, daß er drei Tage darauf starb. In Hamburg wollte der Fronknecht eben einen Hund in seinen Sack stecken, als dessen Hausgenoß, ein schwarzer Kater, wütend auf den Knecht zusprang und ihn derart kratzte, daß er den Hund losließ, der eiligst floh. Als der Knecht dafür die Katze einstecken wollte, widersetzten sich die Umstehenden, da er nur Hunde zu jagen das Recht habe. Ein Förster des Grafen von Schlitz schoß an einem Oktoberabende einen Dachs kaum einen Schritt weit von seiner Röhre entfernt. Der Dachs wälzte sich klagend, und ehe noch der Schütze hineilen konnte, stieg ein zweiter Dachs herauf, packte den Klagenden und zog ihn in die Tiefe. Der große rote Ara (Psittacus macao) heißt in Paraguay von seinem Geschrei: Guaca mayo. Ein Jäger schoß nach Azaras Bericht eine Stunde von der Hauptstadt einen Vogel dieser Art und band ihn hinter sich auf das Pferd. Ein anderer Guaca mayo folgte in die

Stadt und stürzte sich im Hofe auf den toten Kameraden, saß neben ihm mehrere Tage, ließ sich dann fangen und blieb nachher gezähmt im Hause. Streithorst erzählt von einem Kanarienmännchen, das sich aller Jungen in seiner Hecke annahm, sie fütterte und pflegte, so daß die ganze Schar sich stets um es sammelte. Kerner teilt die Geschichte einer Gans mit, die das Bein gebrochen und der immer von anderen Gesellschaft geleistet wurde. Auf einer der ganz wasserlosen Inseln des großen Salzsees bei Utah, die von Möven, Pelikanen und anderen Schwimm- und Sumpfvögeln wimmeln, fand Stansbury einen alten, fetten, ganz blinden Pelikan, der offenbar von anderen ernährt werden mußte. Und zwar müssen die Fische, von denen diese Pelikane allein leben, aus Flüssen, die 30 und mehr engl. Meilen entfernt sind, herbeigeholt werden, so daß die Vögel wenigstens 60 Meilen zurücklegen müssen, um Futter für ihre Jungen zu holen. Der See hat nichts Lebendiges, und die Inseln dienen nur zum Brüten. Der Verfasser der Vestiges of Creation teilt mit, daß die Insassen eines Dohlennestes abwechselnd für die Bedürfnisse einer verwaisten Familie sorgten. — Wir sahen, schreibt Fée, einst zu Paris eine Schwalbe am Giebel des Institutspalastes angekrallt; ein Kind, das sie gefangen, hielt sie mittelst einer an einem Fuß angebundenen Schnur. Auf ihr Angstgeschrei sammelten sich, laut zwitschernd, Tausende von Schwalben am Gebäude. Eine Anzahl von ihnen beschrieb im Fluge Kreise, wobei sie bei der Gefangenen vorbeikamen und diese jedesmal mit dem Flügel zu liebkosen schienen. Nach kurzer Zeit zeigte sich der Zweck dieser Bewegungen zum großen Erstaunen der Zuschauer. Die Schwalben hatten mittels des Schnabels die Schnur durchgebissen, die Gefangene floh frei davon und die übrigen zerstreuten sich.

Ein ähnlicher Fall, wie der letztgedachte, ereignete sich vor einigen Jahren in Berlin. Dort hatte sich eine Krähe in Telephondrähten verfangen, und auch hier gelang es ihren Genossinnen, die auf ihr Geschrei sie umflatterten, sie aus der Verschlingung zu befreien.

Bei Herdentieren ist, wie schon vorhin hervorgehoben wurde, das Beistehen die Regel. Selbst die so stumpfsinnig ausschauenden Büffel leisten sich Hilfe, so z. B. der gefährliche Kafferbüffel. Ein berühmter Jäger in Natal, namens Kirkmann erzählt, daß er einstmals auf der Büffeljagd einen Bullen verwundet hatte und eben im Begriffe war, ihm den Rest zu geben, als dieser eine laute Wehklage ausstieß. Gewöhnlich geht der Büffel still, und selten hört man einen Ton von ihm, selbst dann nicht, wenn er verwundet ist; dieses Klagen aber war jedenfalls ein Zeichen, und wurde auch so verstanden von der Herde, zu welcher der Verwundete gehört hatte. Denn augenblicklich endete diese ihren Rückzug und kam zur Hilfe ihres Gefährten herbei. Kirkmann warf sein Gewehr weg und eilte auf ein paar Bäume zu, deren unterste Äste glücklicherweise tief herabgingen. So war er gerettet, als die wütende Herde ankam und seinen Baum umlagerte. Als sie sahen, daß der Gegenstand ihres Zornes in Sicherheit war, zogen sie sich zurück.

Auch die nicht in Herden lebenden großen Wiesel stehen sich in Gefahren bei. Ein Mann, so erzählt Wood, der in der Nähe von Cricklade spazieren ging, bemerkte zwei Hermeline, die ruhig auf seinem Pfade saßen. Aus Übermut ergriff er einen Stein und warf nach den Tieren, und zwar so geschickt, daß er eines von ihnen traf und es durch den kräftigen Wurf über und über schleuderte. In demselben Augenblicke stieß das andere einen eigentümlichen, scharfen Schrei aus und sprang sofort gegen den Angreifer seines

Gefährten, kletterte mit einer überraschenden Schnelligkeit an seinen Beinen empor und versuchte, in seinem Halse sich einzubeißen. Das Kriegsgeschrei war von einer ziemlichen Anzahl anderer Hermeline, die sich in der Nähe verborgen gehalten hatten, erwidert worden, und diese kamen jetzt ebenfalls herbei, um dem mutigen Vorkämpfer beizustehen. Der Mann raffte zwar schleunigst Steine auf, in der Hoffnung, jene zu vertreiben, mußte sie aber bald genug fallen lassen, um seine Hände zum Schutze seines Nackens frei zu bekommen. Er hatte gerade hinlänglich zu tun, denn die gereizten Tierchen verfolgten ihn mit der größten Ausdauer, und er verdankte es bloß seiner dicken Kleidung und einem warmen Tuche, daß er von den boshaften Geschöpfen nicht ernstlich verletzt wurde. Doch waren seine Hände, sein Gesicht und ein Teil seines Halses immer noch mit Wunden bedeckt, und er behielt diesen Angriff in so gutem Andenken, daß er hoch und teuer gelobte, niemals wieder ein Hermelin zu beleidigen.

Ebenso sind einzeln lebende Tiere zum Beistande ihrer Spielgenossen bereit, wie es der Löwe nach Eudemos getan hat. Hier sei z. B. des grauen Bären gedacht, von dem Palliser ein junges Exemplar gefangen hatte und nach Europa brachte. Von ihm erzählt sein Herr folgendes Erlebnis.

Dieses Tier war eine merkwürdige Freundschaft mit einer kleinen Antilope eingegangen, die ein Reisegenosse von ihm war, und verteidigte sie bei einer Gelegenheit in der ritterlichsten Weise. Als die Antilope vom Schiffe aus durch die Straßen geführt wurde, kam ein gewaltiger Bulldogg auf sie zugestürzt und ergriff sie, ohne sich im geringsten um die Zurufe und Stockschläge der Führer zu kümmern, in der Absicht, sie zu zerreißen. Zum Glück ging Palliser mit seinem Bären denselben Weg, und kaum hatte letzterer gesehen, was vorging, als er sich mit einem Rucke befreite und im nächsten Augenblicke den Feind seiner Freundin am Kragen hatte. Ein wütender Streit entspann sich; der Bär machte anfangs keinen Gebrauch von seinen Zähnen oder Krallen und begnügte sich mit einer Umarmung des Bullenbeißers, nach der er ihn mit Macht zu Boden schleuderte. Der Hund, darüber wütend und durch den Zuruf seines Herrn noch mehr angeregt, glaubte es nur mit einem ziemlich harmlosen Gegner zu tun zu haben, und versetzte dem Bären einen ziemlich starken Biß. Doch hatte er sich in seinem Gegner getäuscht. Durch den Schmerz wütend gemacht, verlor Ephraim — so nennt der Amerikaner scherzhaft den grauen Bären — seinen Gleichmut und faßte den Hund nochmals mit solcher Zärtlichkeit zwischen seine Arme, daß er ihn beinahe erdrosselte. Zum Glück konnte sich der Bullenbeißer noch freimachen, ehe der Bär seine Zähne an ihm versuchte, hatte aber alle Lust zu fernerem Kampfe verloren und entfloh mit kläglichem Heulen, dem Bären das Feld überlassend, der seinerseits nun, höchlich befriedigt über den seiner Freundin geleisteten Schutz, weiter tappte.

Zum Schlusse sei noch des Fischotters gedacht, von dem ein gezähmtes Exemplar mit einer schönen Angorakatze warme Freundschaft geschlossen hatte. Als seine Freundin eines Tages von einem Hunde angegriffen wurde, eilte er zu ihrer Hilfe herbei, ergriff den Hund bei den Kinnbacken und war so erbittert, daß sein Herr die Streitenden trennen und den Hund aus dem Zimmer jagen mußte.

Bei einer solchen Fülle übereinstimmender Berichte wird man nicht gut daran zweifeln können, daß auch die Tiere ihren Artgenossen, oder fremden Geschöpfen, die sie gern haben, Beistand leisten.

Dr. Th. Zell





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Falsche Achtung

Anläßlich des Falles Eulenburg wird in einem großen Teil der rechtsstehenden Presse der Besorgnis Ausdruck gegeben, daß durch derartige Vorkommnisse im Volke die Achtung gegenüber hochgestellten Personen, führenden Gesellschaftskreisen und maßgebenden Ständen untergraben werden muß. Diese Besorgnis ist nicht unbegründet, darum nicht, weil unser ganzes Volksleben von unten bis oben allzusehr auf falscher Achtung beruht. Jedermann ist geneigt, den Wert des anderen nach Stellung und Vermögen zu schätzen. Wer also Geld hat oder Grund und Boden besitzt oder eine bedeutende Stellung einnimmt, kann sicher sein, allgemein geachtet zu werden, wenn auch seine moralische Lebensführung nicht immer einwandfrei ist. Schon bei der Eheschließung tritt die falsche Achtung deutlich zutage, indem beide Teile mehr Gewicht legen auf den äußeren Glanz als auf den inneren Gehalt. Da nun die Ehe oder die Familie die Grundlage von Gemeinde und Staat ist, so kann es nicht wundernehmen, wenn auch im Gemeinde- und Staatsleben die Grundsätze beobachtet werden, die bei Gründung der Familie maßgebend gewesen sind. So kommt es, daß Gemeindeämter nicht selten Personen übertragen werden, deren Ehrenschild nicht mehr ganz fleckenlos ist. Geld und Gut allein geben den Ausschlag. Wer nichts hat und nichts besitzt, kommt für Ehrenämter nicht in Frage. Daher müssen ehrsame solide Häusler zurückstehen hinter reichen, aber wenig tugendhaften Grundbesitzern. Und der einfache Mann findet das auch ganz in der Ordnung, weil er es von Kindheit an nicht anders kennt. Es kommt wohl auch vor, daß er stutzig wird, wenn Würdenträger des Staates, Lehrer, Geistliche, Beamte, Edelleute und Fürsten einen Lebenswandel führen, der mit ihrer sozialen Stellung im Widerspruch steht, aber sein Bedenken ist bald wieder dahin, denn die Macht der Gewohnheit und das Werturteil der Masse zwingt ihn zur Achtung aller, die über ihm stehen, ganz gleich, ob sie achtungswert sind oder nicht. Besitz, Reichtum und Stellung erfordern die Achtung. Und erst dann, wenn die materiellen Güter gering geschätzt und bekämpft werden, geht auch die Achtung vor den Inhabern verloren. Die Sozialdemokratie ist ja nun bestrebt, nach dieser Richtung hin tätig zu sein, und der Fall Eulenburg wird ihr dazu dienlich sein, aber im Grunde genommen kann sie sich auch von der allgemein üblichen Achtung nicht losringen. Der Personenkultus, den sie ohne Rücksicht auf moralische Werte

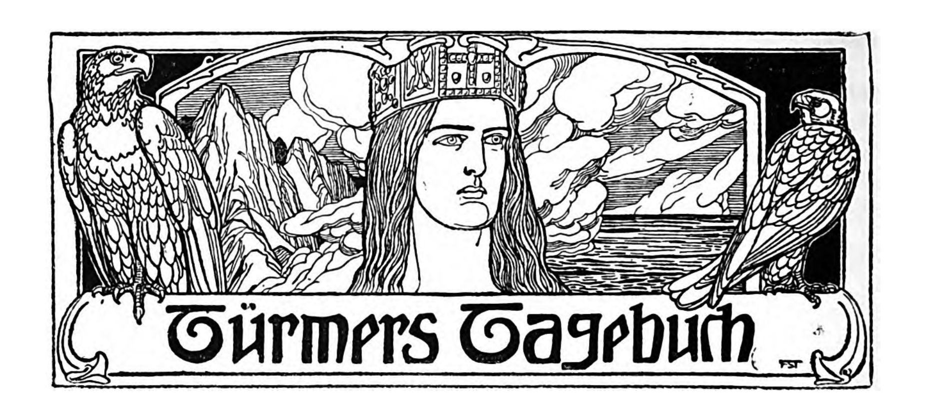
treibt, und die Bevorzugung von Genossen mit beflecktem Ehrenschild, sowie mannigfache Umstände und Vorgänge im Parteileben beweisen das zur Genüge. Die Sozialdemokratie ist daher nicht in der Lage, die Menschen von der falschen Achtung zu befreien; dazu ist eine ganz andere Macht nötig. Und das ist die sittlich-religiöse Durchdringung des Lebens in freiheitlich-christlichem Sinne!

Nicht das, was der Mensch kann und ist, sondern wie er ist, darauf kommt es an:

Nicht das, was einer kann,
Auch nicht, was er ersann,
Und nicht, was er gewann,
Nur der Charakter macht den Mann.

Hermann Borkenhagen





Im Zeitalter des Verkehrs — National? — Ein Nörgler — Deutscher Jammer — Eulenburg und Harden

In anderen Zeiten wäre eine Aktion, wie die Huldigungsfahrt der deutschen Fürsten zum alten Kaiser Franz Joseph, ein Ereignis gewesen. Heute ist es einer von den vielen „Marksteinen", mit denen die Heerstraße unserer „Weltpolitik" gepflastert ist. Wenn diese Zeilen in die Hände des Lesers gelangen, wird der Sang verschollen, der Wein verraucht sein. Was lohnte es also, länger dabei zu verweilen? Das Wort, das der „Huldigung" allein tiefere Bedeutung verleihen, ein Echo im deutschen Herzen erwecken konnte, das Wort ist nicht gefallen. Der gemeinsamen Geschichte, des gleichen Blutes, der gleichen Sprache ist nicht gedacht worden, betont die „Rheinisch-Westfälische Zeitung". „Österreich wird als ein treu und seit langem verbündetes Land behandelt, mit dem uns nichts anderes verbindet als der Dreibundsvertrag, Franz Joseph wird nicht gefeiert als der Nachkomme des alten deutschen Kaisergeschlechts, als der ehemalige Präsident des Deutschen Bundes, sondern nur als ein ehrwürdiger, befreundeter Monarch eines auswärtigen Staates und fremden Volkes. Etwas anderes durfte ja auch nicht vorgebracht werden. Das Unverfängliche trotzdem so auszulegen, werden sich Tschechen und Magyaren natürlich nicht nehmen lassen. Ängstlich ist in den Reden beider Kaiser alles vermieden worden, was auf die Zusammengehörigkeit der Deutschen in Österreich und der Deutschen im Reiche hinweisen könnte. Ein Besuch der Monarchen beim ältesten Monarchen, so ist amtlich die Zusammenkunft gekennzeichnet worden, eine Äußerung des monarchischen Prinzips, das in Deutschland seine besondere Blüte erlebt. Wenn hierbei besonders die ‚Treue der österreichischen Völker' wiederholt gepriesen wurde, so wird man diese pia fraus gern dem Geburtstags- und Glückwunsch-Charakter der Reden zugute halten. Die Magyaren, Tschechen und Polen werden sich ins Fäustchen lachen, wenn sie lesen, wie hoch ‚ihre Treue' ge-

rühmt worden ist. In Wirklichkeit besteht ihre Anhänglichkeit an Kaiser Franz Joseph doch nur in der Überzeugung, daß er der Monarch ist, auf dessen Nachgiebigkeit sie stets rechnen können. In demselben Augenblick, wo Kaiser Franz Joseph einer Forderung der Magyaren oder Tschechen Widerstand leistete, verwandelte sich diese Treue in Ungehorsam, Wut und Revolutionsgeist . . .“

So unterscheidet sich das unzulängliche „Ereignis“ von andern höfischen Veranstaltungen nur durch den größeren Pomp. Ob es die Monarchie in dem Maße „stärken“ wird, wie die Nächstbeteiligten das nach ihren eigenen Erklärungen als Erfolg ihrer Bemühungen erwarten, wird sich auch später kaum feststellen lassen. Die „Monarchie“ wird auf so vielfache Weise und an so vielen Stellen „gestärkt“, daß sich nicht gut absehen läßt, auf welche Weise und an welcher Stelle sie mehr oder weniger „gestärkt“ wird. Beiläufig: manche unserer Bundesfürsten mögen sich in der von ihnen zu markierenden Rolle doch recht sonderbar vorgekommen sein.

Jedenfalls ist das hier angewandte Mittel der persönlichen Betätigung an Ort und Stelle das heutzutage gebräuchlichste. Nicht umsonst leben wir im Zeitalter des Verkehrs. Wozu hätten wir auch unsere vorzüglichen „neuzeitlichen Errungenschaften auf diesem Gebiete“, wenn wir sie nicht ganz zuerst in den Dienst der hohen Politik und der Völkerverbrüderung stellen sollten? Darin sieht sich aber Kaiser Wilhelm II., wie die „Augsburger Abendzeitung“ bemerkt, seit einiger Zeit durch seinen königlichen Onkel überflügelt. Nachgerade stehe doch aber auch König Eduard „vor der Gefahr, durch die Macht der Gewohnheit seine Zeitgenossen gegen diese unaufhörlichen Reisen abzustumpfen, ihnen die Überzeugung einzuimpfen, daß sie früher die tatsächliche Bedeutung dieser Königsreisen doch erheblich überschätzt haben. Man konnte diese Beobachtung gerade in der jüngsten Zeit machen. König Eduard hat hintereinander die Könige Dänemarks, Schwedens und Norwegens besucht. Welche Aufregung hätten diese gehäuften Begegnungen noch vor Jahresfrist überall, besonders aber bei uns in Deutschland hervorgerufen! Welche erregten Kommentare hätten sich daran in der Presse geknüpft! Jetzt hat man diese Besuche äußerst ruhig hingenommen und sich nirgends darüber aufgeregt. Die Gewohnheit stumpft eben ab. Aber nirgends ist vielleicht zu viel gesagt. In der Berliner Wilhelm-Straße dürfte man doch wohl diese Reisen nicht ganz so seelenruhig verfolgt haben. Dort muß es doch mindestens stark auffallen, daß König Eduard unmittelbar nach dem Abschluß und dem Bekanntwerden des Ostseeabkommens alle Unterzeichner dieses nacheinander schleunigst aufsucht und an ihnen die Macht seiner bestrickenden Persönlichkeit und seiner diplomatischen Geschicklichkeit erprobt. ‚Alle‘ ist freilich zu viel gesagt. Der Deutsche Kaiser fehlt wieder einmal in dieser Reihe. Es ist noch nicht das mindeste davon bekannt, daß der König seinen fälligen Gegenbesuch am Berliner Hofe angekündigt oder auch nur seine Absicht

irgendwie zu erkennen gegeben habe, ihn in absehbarer Zeit abzustatten. Das muß um so mehr auffallen, als sein offizieller Antrittsbesuch, der nur in Berlin erfolgen konnte, überhaupt nie stattgefunden hat, während Londoner Berichterstatter im vorigen November während des Kaiserbesuchs versicherten, der König habe seinen Gegenbesuch in Berlin bzw. Potsdam für den Monat Mai oder Juni in Aussicht gestellt. Davon ist es aber vorläufig noch ganz still. König Eduard findet Kraft, Lust und Zeit, in der ganzen Welt herumzureisen und allen Monarchen Besuche zu machen. Nur den Weg nach der deutschen Reichshauptstadt hat er seit seiner Thronbesteigung noch nicht finden können. Das gibt natürlich zu denken. Nur harmlose Gemüter werden darin einen bedeutungslosen Zufall erblicken mögen."

Ja, es ist immerhin verdrießlich. Aber auch darüber wird uns „die Macht der Gewohnheit" hinüberhelfen. Und — seien wir ehrlich: hat sie's nicht schon getan? Wer erwartet hüben wie drüben noch ernstlich, daß Onkel Eduard seiner einfachsten gesellschaftlichen Anstandspflicht überhaupt jemals nachkommen wird? Eigentlich kann er's ja gar nicht mehr. Denn es geht doch nicht gut an, daß er jetzt noch einen „Antrittsbesuch" macht.

Nach solchen Erfahrungen ist es nur natürlich, daß wir Ausländern, die uns freiwillig mit ihrem Besuche beehren, mit verdoppelter Liebenswürdigkeit entgegenkommen. So sind denn auch die französischen Studenten, die kürzlich bei uns weilten, mit wahrhaft fürstlichen Ehren bei uns aufgenommen worden. Behörden und offizielle Persönlichkeiten ließen es sich nicht nehmen, den seltenen Gästen die Honneurs zu erweisen, kurz, es war, wie der Wiener sagt, „a Hetz und a Gaudi". Aber Undank ist der Welt Lohn, und immer muß es unser teures deutsches Vaterland sein, dem solche Ernte in den Schoß fällt. Nachdem die französischen Studenten Berlin verlassen haben, meint der Pariser Korrespondent der „Kreuzzeitung", sei es wohl angemessen, einmal zu sagen, wie man dort, nämlich in Paris, von diesen Festen denkt. „Vielleicht könnte man bemerken, daß die Reise dieser 25—30 jungen Herren ein Privatunternehmen war, das die Öffentlichkeit gar nichts angeht. Die Veranstalter der Empfänge und Bankette in Deutschland haben es aber leider unmöglich gemacht, an diesen Dingen schweigend vorüberzugehen, und wenn man uns vorwirft, daß wir durch frostige Worte die schöne Erinnerung an diese Freundschaftskundgebungen trüben, so möchten wir entgegnen, daß wir, gerade weil wir eine Annäherung der beiden Völker für wünschenswert und in gewissen Grenzen auch heute schon für möglich halten, entschieden davor warnen müssen, auf dem Wege zu bleiben, den man jetzt in Berlin eingeschlagen hat: man erreicht damit genau das Gegenteil von dem, was man erstrebt. Es scheint, daß diese Studentenfeste nur die Einleitung von einer Reihe ähnlicher Unternehmungen sein sollen. Dann ändere man aber schleunigst das Besuchsprogramm, denn sonst macht man es anderen französischen Reisegesellschaften fast un-

möglich, Einladungen in Berlin anzunehmen. Schon den jungen Akademikern wird jetzt hier ziemlich scharf vorgeworfen, daß sie sich auf solche ganz unangemessene Verbrüderungsfeiern eingelassen und ihre nationale Würde preisgegeben haben. Die Herren haben aber eine Entschuldigung: sie glaubten eine kleine Studienfahrt zu machen und wurden zu ihrer Verwunderung in Berlin gefeiert, als wenn sie der Lehrkörper der gesamten Hochschulen von Paris oder die amtliche Vertretung der französischen Universitäten wären. Einmal im Kreise ihrer Wirte, konnten sie sich aber nicht gut den weiteren Einladungen entziehen. Diejenigen aber, die nach diesen Studenten nach Berlin kommen werden, hätten keine mildernden Umstände und würden daheim ernstliche Unannehmlichkeiten haben, weil sie gewisse Dinge vergessen haben, die nach der Meinung der heute maßgebenden Generation ein guter Franzose nicht vergessen darf.

Die französische Presse gibt in diesem Falle nur sehr unvollkommen und sehr einseitig das wieder, was man hier von diesen Berliner Tagen denkt. In den Redaktionen, die sich überhaupt kritisch geäußert haben, stand das Urteil meist schon fest, noch ehe die Reise angetreten war. In weiteren Kreisen aber gab man zuerst gar nicht acht auf diese Nachrichten — dann las man mit Genugtuung und Sympathie von dem glänzenden Empfang, den die jungen Landsleute da drüben gefunden haben, und es ist hier viel und freundschaftlich davon gesprochen worden. Dann aber schlug die Stimmung auf einmal um. Man glaubte zu erkennen, daß Deutschland — das doch mit dem Berliner Komitee gar nichts zu tun hat — der ganzen Welt beweisen wolle, daß Frankreich — das doch seinerseits nicht im mindesten durch diese paar Studenten vertreten war — zu dem großen ‚Verzicht' bereit sei. Die vielen Reden von der Annäherung der Nationen fielen den Franzosen auf die Nerven, und wir beobachteten, was wir schon seit Jahren immer wieder beobachten, daß der Franzose, der heute im allgemeinen sehr geneigt ist, sich gesellschaftlich, geschäftlich und geistig in freundschaftliche Beziehungen mit uns einzulassen, sofort ein anderes Gesicht bekommt, wenn das politische Thema auch nur gestreift wird. Vielleicht ist es heute schon die Mehrheit des französischen Volkes, die den Gedanken an eine kriegerische Auseinandersetzung mit uns aufgegeben hat. Diese Mehrheit fühlt sich aber schwach und unsicher gegenüber jener Minderheit, die auch heute noch die öffentliche Meinung beherrscht und die jeden politischen Ausgleich ohne Revanche in der einen oder anderen Weise von vornherein unmöglich macht. Aber auch der friedliebendste Franzose kann nicht ‚vergessen', und wir würden als Franzosen ebenso denken. Deshalb ist aber jede, auch die leiseste Berührung dieses Punktes im Verkehr mit Franzosen ein gar nicht wieder gutzumachender grober Fehler — gerade so, als ob wir zu einem Kranken, den wir ablenken und in heiterere Stimmung versetzen wollen, von den Symptomen seines Leidens sprechen."

Immer der arme, verkannte Michel! Und er hat's doch so gut gemeint! In dem Maße er die nationalen Empfindungen und Empfindlichkeiten anderer Völker unterschätzt, wird sein politisches und nationales Selbstgefühl von diesen überschätzt! So leiden wir in der Tat unter einer Überschätzung, an der wir völlig unschuldig sind! Ein Zustand, der auf die Dauer tragikomisch wirkt. Aber doch schon mehr komisch als tragisch.

* * *

Und dabei die Fiktion vom deutschen „Nationalstaat" und die bis zur Bewußtlosigkeit oder — noch Schlimmerem geschwungene „nationale" Vokabel. „Man kann lesen," schreibt Otto Harnack über dieses Kapitel im „März", „daß Zigarrenhändler ihre Ware mit dem warmen Appell anpreisen, daß man sie doch als ‚nationale' jedenfalls der ausländischen vorziehen müsse! Und wie viele Vereine mit Hinweis auf die ‚nationale' Pflicht sich Mitglieder zu gewinnen verstehen, ist bekannt. Ich hatte einmal das Vergnügen, einen Herrn zu kennen, der erklärte, aus nationalen Gründen seinen Namen nicht mit lateinischen Buchstaben schreiben zu dürfen! Eben derselbe bemühte sich in angelegentlichster Weise um einen russischen Orden. Das arme Wort ‚national' ist im zwanzigsten Jahrhundert ebenso herabgekommen wie im neunzehnten das Wort ‚gebildet' oder im achtzehnten das Wort ‚aufgeklärt'.

In diesem Winter aber ist es wieder prächtig aufgeputzt und gewaltig zum Dienst herangenommen worden. Es sollte dafür aufkommen, daß der Deutsche berechtigt sei, polnischen Grundbesitz zu enteignen und den Polen den Gebrauch ihrer Sprache in öffentlichen Versammlungen zu untersagen. Die erste Aufgabe hat es wirklich erfüllt, für die zweite hat es nur noch wenig Kraft übrigbehalten. Wie sollte es auch, da es in so unnatürlicher Weise mißbraucht wird!

Eines der sonderbarsten Wortkunststücke und eine der willkürlichsten Verdrehungen ist es, daß man den Zustand, den man durch jene neuen Bestimmungen herbeizuführen denkt, schon als vorhanden betrachtet und deshalb jene Bestimmungen als selbstverständlich bezeichnet. Das Deutsche Reich, sagt man, sei ein nationaler Staat, deshalb dürfe auch in Verhandlungen nur die deutsche Sprache gebraucht werden. Nun zeigt aber die völlig unangreifbare Statistik jedem, der seine Augen nicht in krampfhafter Leidenschaft zuschließt, daß Deutschland nicht ein nationaler Staat in dem Sinne ist wie etwa Schweden oder Norwegen, Holland oder Portugal. Im Jahre 1900 waren unter sechsundfünfzig Millionen Reichsdeutschen mehr als vier Millionen, also sieben bis acht Prozent, deren Muttersprache nicht das Deutsche war. Außer den Polen sind Franzosen, Dänen, Tschechen, Wenden und Litauer mit beträchtlichen Zahlen vertreten. Deutschland ist ein vielsprachiges Reich, und patriotische Deklamationen ändern daran nichts.

Es zeigt aber auch die Geschichte, daß das gar nicht anders sein kann. Preußen, der führende Staat, ist erwachsen aus zwei Landschaften, in denen

sich das Deutschtum inmitten fremder Bevölkerung erobernd und kolonisierend niedergelassen hat. Die Wenden der Lausitz und die Litauer Ostpreußens zeugen noch heute davon. Und auch als das einheitliche Königreich Preußen entstanden war, strebte es nicht im mindesten danach, ein Staat von einheitlichem Volkstum zu werden. Die Monarchie fühlte sich stark genug, die heterogensten Bestandteile unter ihrer Herrschaft zu vereinigen. Durch die polnischen Teilungen verlegte sie ihren Schwerpunkt in die östlichen slawischen Gebiete. Im Basler Frieden 1795 verzichtete sie sogar auf ihre rheinischen Gebiete, um sich in Polen bis über Warschau hinaus auszudehnen. Freilich gab sie diese Erweiterung im Wiener Kongreß wieder auf, aber sie behielt doch so viel polnisches Land, daß es ganz selbstverständlich erschien, den Staat nicht als einen rein deutschen zu betrachten. Nach der deutschen Bundesverfassung gehörten die Provinzen Preußen und Posen ebensowenig zum deutschen Bundesterritorium wie Galizien oder Ungarn. Erst als Preußen 1866 den Norddeutschen Bund gründete, der ja nicht viel mehr war als ein erweitertes Preußen, da wurde der bisherige Unterschied zwischen deutschen und nichtdeutschen Provinzen fallen gelassen. Schon darin sprach es sich aus, daß durchaus nicht nationale Gründe, sondern Gesichtspunkte der politischen Machtstellung die Gestaltung des Bundesgebiets bestimmen sollten. Und dieselbe Sinnesart bewies der Leiter der deutschen Geschicke auch in den anderen territorialen Fragen. Von dem Herzogtum Schleswig sollte nach den Bestimmungen des Prager Friedens der nördliche Teil an Dänemark zurückgegeben werden; aber Bismarck verzögerte die Ausführung von Jahr zu Jahr, bis endlich Österreich in die Aufhebung dieses Punktes willigte. Es beunruhigte ihn nicht im mindesten, daß Preußen dadurch einhundertfünfzigtausend Dänen als Staatsbürger erhielt. Ganz ebenso im Jahre 1871! Es wäre ein leichtes gewesen, die neue deutsch-französische Grenze übereinstimmend mit der Sprachgrenze zu ziehen; aber die militärischen Forderungen überwogen, und ihnen zuliebe wurde das reinfranzösische Metz mit seiner reinfranzösischen Umgebung dem Deutschen Reich einverleibt.

Gegen alle diese wohlbegründeten Maßregeln soll hier nicht etwa Kritik geübt werden; es gilt nur, aus ihnen zu erkennen, daß der Gedanke, das Deutsche Reich als ein Gebilde nationaler Reinkultur zu gestalten, bei den wichtigsten Entscheidungen gar nicht vorgewaltet hat. Und demgemäß hat auch sein inneres Leben sich fast ein Menschenalter lang vollzogen; erst seit wenig Jahren hat ein wilder, nationaler Fanatismus eine Betrachtungsweise aufgebracht und Forderungen als angeblich selbstverständliche erhoben, die zu schweren inneren Kämpfen führen müssen und dem Deutschen Reich eine Handlungsweise zur Pflicht machen, die wir gleichzeitig bei Russen und Magyaren heftig verurteilen. Dem Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten ist die plumpe Leidenschaftlichkeit der nationalen Heißsporne oft genug unbequem und störend; für seine Polenpolitik aber, auf die er sich aus anderen Gründen festgelegt hat, bedient er sich ihrer gern.

Uns interessiert aber hier nicht die Frage, ob dieser leidenschaftliche Wahn der augenblicklichen Regierungspolitik hinderlich oder förderlich sei, sondern das niederbeugende Bewußtsein, daß er die innere Entwicklung Deutschlands aufs schwerste schädigt und seine Stellung gegenüber dem Auslande noch schlechter gestaltet, als sie ohnehin schon ist. Nationalitätenkämpfe sind die hartnäckigsten und aussichtslosesten, die es gibt. Sind sie einmal ausgebrochen, so ist ein nicht zu überwindendes Element der Zwietracht und inneren Schwäche in den Staat hineingetragen. Kein Volk, das nicht in seiner ganzen inneren Struktur zerstört ist, läßt sich sein Volkstum rauben. In früheren Zeiten entschied man solche Kämpfe durch die Verpflanzung oder noch einfacher durch die Ausrottung ganzer Volksstämme; da das heute nicht mehr angängig ist, so sollte schon die bloße Klugheit dazu raten, solche Kämpfe, in denen kein Erfolg zu ernten ist, zu meiden. Glaubt man wirklich, die Stärke Deutschlands für den Ernstfall eines Krieges dadurch zu erhöhen, daß die nichtdeutschen Reichsbürger im Frieden unter Ausnahmegesetzen gelebt haben? Glaubt man, daß die Polen sich im Kriege deshalb besser für Deutschland schlagen werden, weil man ihnen im Frieden verboten hat, polnische Versammlungen abzuhalten? Und auch das Urteil des Auslandes ist hierbei nicht zu verachten. Der einzige Staat, auf dessen Freundschaft wir ernstlich bauen dürfen, ist Österreich; in diesem völkerreichen Staat waren außer den Deutschen früher die Polen noch die einzige Nationalität, die dem Bündnis mit Deutschland wirklich innere Zustimmung zollten. Unsere Polenpolitik hatte es in den letzten Jahren fertiggebracht, in den österreichischen Polen denselben Haß gegen uns zu entfachen, den die andern österreichischen Slawen schon immer gegen uns hegten. Und überhaupt — wenn sich das Deutsche Reich und speziell Preußen mit seinem militärisch bureaukratisch staatskirchlichen Charakter niemals großer Sympathien im Auslande erfreute, so genoß es doch das Ansehen strenger Rechtlichkeit und Gerechtigkeit. Die nationale Unterdrückungspolitik hat ihm nun den Ruf verschafft, daß Gewalt in ihm vor Recht gehe. Unsere nationalen Versammlungs- und Preßhelden sind freilich schon so weit gekommen, daß sie diesen Ruf für ehrenvoll halten, daß sie im Rechtssinn eine verächtliche Schwäche und in der Gewalt den Inbegriff des Staatslebens erblicken. Diese Leute vergessen, daß ein Staat, aus dem das Recht vertrieben wird, zu einer Hölle wird, der die Anarchie vorzuziehen wäre.

Dieselben Leute aber geraten, wenn sie eine absolute, nationale Gewaltherrschaft über alle Nichtdeutschen fordern, in einen merkwürdigen Widerspruch mit sich selbst. Denn sie gerade sind es ja auch, welche als Alldeutsche die weiteste Ausdehnung deutscher Macht über alle von Deutschen bewohnten oder jemals deutsch gewesenen Länder als Zukunftsideal verehren und die Rolle einer weltbeherrschenden Macht für Deutschland ersehnen. Glauben sie nun wirklich, daß die kleinliche und quälerische Politik, die sie gegen die nichtdeutschen Reichsbürger verlangen, — daß

diese Politik irgendeine Möglichkeit biete, ein Weltreich zu regieren, das die verschiedenartigsten Gebiete und Völkerschaften neben den Deutschen vereinigen müßte? Unsere jetzige Nationalitätenpolitik richtet sich nach den kleinstdeutschen und engstdeutschen Gesichtspunkten; eine solche Weltpolitik aber müßte nach den großzügigsten und freilassendsten Grundsätzen geübt werden. Man schaue doch auf die Engländer, die sich in der Tat fähig erwiesen haben, ein Weltreich zu regieren. In Kanada ist die französische Sprache der englischen gleichberechtigt, in Kapland die holländische. Ja, sogar in Transvaal ist wenige Jahre nach Beendigung des haßerfüllten Krieges ein Parlament begründet worden, in dem die holländische Sprache volles Bürgerrecht hat, und ein parlamentarisches Ministerium eingesetzt, dessen Präsident Botha, der Obergeneral der Buren, wurde.

Vor solchen Tatsachen stand der deutsche Spießbürger, der eben noch geglaubt hatte, die Buren seien verpflichtet, bis zu ihrer völligen Ausrottung gegen England zu kämpfen, ganz verdutzt und niedergedonnert da. Ob General Botha nicht doch im Herzensgrunde die Existenz eines selbständigen Transvaals ebensogern sähe wie Herr von Koscielski die eines selbständigen Polens? — Jedenfalls ist England politisch kühl genug, solche Herzenswünsche zu ignorieren.

In Deutschland sind wir aber im Rassenfanatismus soweit gelangt, daß, wenn Dernburg für eine wirtschaftlich rationellere und darum menschenwürdigere Behandlung der afrikanischen Eingeborenen eintritt, schon dies angeblich kolonialfreundliche Zeitungen und deren Geldgeber in komische Wut versetzt. Selbst das Gefühl dafür, welch traurige Rolle man spielt, wenn man den beschränktesten Egoismus mit so brutaler Offenheit hervortreten läßt, ist schon verloren gegangen. Oder sollte es auch hier eine *nationale* Pflicht sein, die den national gesinnten Deutschen zwänge, arbeitende Neger deutschen Plantagenbesitzern schutz- und schonungslos auszuliefern?"

Warum sollte auch das nicht „national" sein? „National" ist doch heute jedes Geschäft.

* * *

Nur Nörgler sind nicht „national". Diese sind bekanntlich „vaterlandslos". Auch Eduard Goldbeck wird unweigerlich „vaterlandslos" werden, wenn er seine durchaus ungehörigen „Briefe an den deutschen Kronprinzen" im „Morgen" nicht bald einstellt. Vorläufig scheint er noch nicht die Absicht zu haben, vielmehr behauptet er, daß „Nörgeln" im Gegenteil eine allgemeine nationale Übung sei.

„Ich habe", er ist nebenbei Offizier, „in den letzten zwanzig Jahren in den verschiedensten Lebenssphären verkehrt, vom mediatisierten Fürsten bis ‚hinab' zum Journalisten, und habe niemanden gefunden, der nicht ‚geschimpft' hätte. Eines einzigen kleinbürgerlichen Parvenus entsinne ich mich unter den vielen ‚schwankenden Gestalten, die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt', der immer den Segen von oben mit dankesfeuchtem Blick

zu rühmen wußte, aber der war auch ein besonders minderwertiges Exemplar der Gattung homo insipiens. Sonst schimpften alle. Ich wähle geflissentlich dieses vulgäre Wort, weil es leider die Manier, wie der Deutsche die ihm verfassungsmäßig verbürgte Freiheit in Wort und Schrift benutzt, treffend charakterisiert. Seine Kritik ist nicht der Zorn der freien Rede, nicht besorgte Liebe, nicht heißer Haß, nicht wilde Empörung, sie ist fast immer das giftige Schimpfen des Lakaien, den ein Fußtritt getroffen hat. Im nächsten Augenblick wird er sich mit demütigem Grimassieren unter dem zweiten Fußtritt des gnädigen Herrn krümmen. Ich kann Ihnen aber hier eine Beobachtung mitteilen, die für Sie gewiß nicht wertlos ist: die nämlich, daß in den höchsten Ständen am meisten, am gehässigsten geschimpft wird. Je näher dem Throne, desto intensiver, desto bitterer die Kritik. Die Bourgeoisie ist weit loyaler: sie hat viel zu tun, muß Geld machen und kennt die ‚dessous' der einzelnen Aktionen nicht, mit denen wir von Zeit zu Zeit geblufft werden. Die nächste soziale Lagerung bildet eine Schicht, die entweder stumpfsinnig oder radikaldemokratisch ist, und dann steigen wir auf die unterste, breiteste Stufe der gesellschaftlichen Skala hinab. Hier wimmeln die Millionen von Arbeitern, die — genau wie in Frankreich — fest davon überzeugt sind, daß die ganze bürgerliche Politik nur eine question des gros sous, daß die kapitalistische Gesellschaft bis ins Mark durchseucht ist, und daß jeder seinen Preis hat. Wenn ich einem dieser pessimistischen Idealisten sagte: ‚Der Kronprinz befand sich gerade in finanzieller Klemme, er hatte zu viel für den edlen Rennsport angelegt, und da hat ihm der Herausgeber der Zukunft eine Million in die Hand gedrückt, damit er die Intrigue gegen den Fürsten Eulenburg unterstützte, diese Million aber hat Harden vom Fürsten Bülow bekommen, der den Liebenberger unschädlich machen wollte', so würde er verständnisvoll nicken und nicht den leisesten Zweifel in meine Angaben setzen. Doch Scherz beiseite! Ich bin bereit, unter dem Eide zu bekunden, daß ich seit langen Jahren zu Haus und auf Reisen, in der Stadt und auf dem Lande, ‚vom Fels zum Meer', wie man in der guten alten Zeit sagte, nicht eine Menschenseele angetroffen habe, die nicht bitter, verächtlich, gehässig, grimmig, entrüstet oder mit resignierter Verzweiflung von dem neuen Kurs gesprochen hätte. Unter vier Augen natürlich; in den Zeitungen liest man's anders. Vor kurzem begegnete ich in der Leipzigerstraße einem höheren Beamten, den ich seit Jahren nicht gesehen hatte. Er blieb mit der ruhigen Autorität eines preußischen Würdenträgers, dem alle Dinge zum besten dienen müssen, mitten im Menschenstrom stehen, hielt mich am Rockknopf fest und begann zu schimpfen. Ich sagte ihm endlich: ‚Sie wissen wohl nicht, daß ich immer eine Bombe bei mir trage; ich finde es gefährlich für Sie, hier, dicht an der Wilhelmstraße, mit mir zu sprechen'. Er lächelte etwas beklommen und empfahl sich dann mit der Bitte: ‚Wenn Sie darüber schreiben ... ohne meinen Namen ...' Die Wertheimwoge verschlang sein verschämtes oder unverschämtes Gemurmel.

Ich meine, die Tatsache, daß in den politisch interessierten Kreisen der Nation auch mit der Diogeneslaterne niemand zu finden ist, der das herrschende Regime im vertraulichen Gespräch verteidigt, die sollte einem Monarchisten — und Sie sind ja von Hause aus Monarchist — doch zu denken geben. Wenn Sie aber glauben, dieses Resümee sei böswillige Entstellung und ich trüge den Teufelsscherben im Auge, so lesen Sie, bitte, im Zwischenakt des ‚Walzertraums' das Büchlein ‚Vor der Flut', das der Reichsgerichtsrat Mittelstädt vor zehn Jahren veröffentlicht hat. Er war ein streng konservativer Mann, einer von denen aus der alten Schule, der die staatliche Zucht und die ‚Obedienz' des Untertanen alles galt ... und welche Anklagen hat er gegen den wilhelminischen Kurs geschleudert!

Die Regierungszeit Wilhelms II. zerfällt in drei Perioden. Die erste Periode ist die des Anlaufs, die zweite die der Umkehr, die dritte die des Stillstandes. Erst Sturm und Drang, dann Meeresstille und glückliche Spazierfahrt. In der ersten Periode wurde die Schule reformiert, die Sozialpolitik auf den Schwung gebracht, die Wirtschaftspolitik umgestülpt, die Polenpolitik revidiert. Alle diese Maßnahmen entkeimten der Überzeugung, daß alles, was der alte Morphinist und Alkoholist im Sachsenwalde getan und angeraten hatte, eo ipso falsch sein müsse. Dann, als der Frondeur zur Unschädlichkeit ergreiste und starb und als die erhofften Erfolge sich nicht von heut' auf morgen einstellten, versuchten die Manager des allerhöchsten Herrn es wieder einmal mit den alten Rezepten. Es wurde sub auspiciis imperatoris eine Umsturzvorlage, ein Zuchthausgesetz ausgearbeitet, die Wirtschaftspolitik wurde wieder im agrarischen Sinne restauriert, die Polen wurden ganz kolossal angehaucht. Waren die ursprünglichen Reformen rettende Taten gewesen, so waren es die Reformen der Reformen nicht minder. Kein Mensch wußte mehr, wohin der Kurs am nächsten Morgen gehen würde, aber wir waren alle davon überzeugt, daß ‚Volldampf voraus!' die Losung bleiben werde. In dieser Voraussetzung haben wir uns sehr getäuscht. Wir traten nämlich in die Periode der Resignation ein, die Graf Taaffe die des ‚Fortwurstelns' nannte. Von Reformen, von irgend welchen weitschauenden Plänen ist nicht mehr die Rede, und Fürst Bülow, der selbst im Siedekessel des Höllenfürsten ein tröstliches Zitat finden würde, hat auch diesmal nicht versagt. ‚Was ist deine Pflicht?' fragte er mit sorgenvoll gefurchter Stirn und erwiderte, sich rasch erheiternd und mit lehrhaft erhobenem Zeigefinger: ‚Die Forderung des Tages.' Wie es gewisse Ärzte gibt, die ganz glücklich sind, wenn sie die Krankheit mit einem terminus technicus etikettiert haben, so ist auch Fürst Bülow seelenvergnügt, wenn er das Zitat gefunden hat, das eine prekäre Situation mit der Magie des Dichterwortes verklärt. Die Ärzte sind empört, wenn der Patient trotz ihrer Bemühungen stirbt, und Fürst Bülow, der viel zu sehr Philosoph ist, um sich zu entrüsten, zuckt die Achseln, wenn der Staatskarren nicht von der Stelle will. Es geschieht nichts mehr, und das ist vielleicht ein Glück. Denn das, was im Reichshause an

gesetzgeberischen Umbauten unternommen wird, ist immer sehr bald reparaturbedürftig. Wenn ein Gesetz ein Weilchen in Geltung ist, so stellt sich schon heraus, daß es einer Novelle bedarf und dann wieder einer und noch einer Novelle. Das ficht aber den Novellisten im Kanzlerpalais nicht weiter an. Er schlägt den geliebten Uhland auf und liest: ‚Des Knaben Kleid war wunderbar vielfarb zusammgeflickt' oder er besinnt sich schmunzelnd auf Faustens morosen Begleiter, der da sagte: ‚Denn alles, was entsteht, ist wert, daß es zugrunde geht; drum besser wär's, daß nichts entstünde.' Probatum est.

Nun wäre es natürlich falsch, wenn ich Ihnen die innere Lage so darstellen wollte, als lebten wir im Schlaraffenlande. Die gesetzgeberische Maschine arbeitet unentwegt und erzeugt den Paragraphenhäcksel, auf den die administrative und parlamentarische Bureaukratie so stolz ist, aber das ist doch im Grunde nur geschäftiger Müßiggang. Die Glocke hat einen Riß, sie klappert, aber sie klingt nicht, und die eigentlichen, die tiefsten Bedürfnisse der Nation bleiben in diesem mechanischen Treiben unbefriedigt. Wir brauchen auf dem Gebiete der Verfassung, der Armee, der Finanz, der Schule, der Rechtspflege durchgreifende Neuordnungen... Schon hier ... kann gesagt werden, daß die vornehmste, die dringendste Forderung des Tages lautet: Gebt uns Persönlichkeiten! ...

Unsere Minister — lassen Sie sie einmal vor Ihrem geistigen Auge Revue passieren! — sind keine Persönlichkeiten. Fragen Sie einmal den Kanzler vertraulich, was er von Herrn von Studt gehalten hat. Er wird Ihnen, wenn Sie an seine Wahrheitsliebe appellieren, erwidern, Herr von Studt sei ja persönlich sehr sympathisch, aber auch merkwürdig ungeschickt und nicht gerade ein Geistesriese gewesen, indessen sei die Ministerernennung und Ministerentlassung ein Vorrecht der Krone, dem auch der ‚große Kanzler' sich stets gebeugt habe usw. Unsere Minister sind mehr oder minder tüchtige Beamte, die außerhalb des engsten Kreises der Kollegen völlig unbekannt sind, sie haben sich redlich hinauf gedient und hinauf gedienert und mehr oder minder gründliche Fachkenntnisse erworben. Der Gedanke, dem allerhöchsten Herrn mit selbständigen Ansichten, Plänen und Zielen, selbständiger Kritik und, wenn es sein muß, auch in pflichtmäßiger Opposition entgegenzutreten, dünkt sie sakrilegisch. Bosse, ein braver, tüchtiger und ‚wohlintentionierter' Mann, verzeichnete als hoher Beamter in seinem Tagebuch die beseligende Tatsache, daß der Minister ihm eine Zigarre verehrt habe; Onkel Chlodwig, der malitiöse Zwergenbischof, notierte in sein Verbrecheralbum, daß Seine Majestät ihm zugetrunken und er sich vor Ehrfurcht den Frack bekleckert habe. Brefeld schlotterte vor der Abschiedsaudienz und klammerte sich, wie ein Ertrinkender an die Schiffsplanke, an die Hoffnung fest, daß Seine Majestät sie nicht bewilligen werde. Miquel ging, wie einige hintertreppenhaft gestimmte Blätter schrieben, ‚aus dieser Abschiedsaudienz als ein gebrochener Mann hervor'. So ist die Psyche

starker, schöpferisch begabter Männer nicht geartet; diese Leute sind allerdings nur Handlanger, bestimmt, den erhabenen Willen ihres Herrn auszuführen. Wenn aber stets auf die Impulse des Herrschers gewartet wird, dann erschüttern schwere Störungen den Staatsorganismus oder es stellt sich gar Arterienverkalkung ein, denn bisweilen sind diese Impulse unheilvoll und bisweilen bleiben sie ganz aus. Es ist aber bei uns eine zum System erhobene Gepflogenheit, zu Ministern Männer zu wählen, die keine sind, die es wenigstens nicht im vollen Sinne dieses inhaltschweren Wortes sind. Wenn man die Verwaltungsjahre des Durchschnittsministers überblickt, so fragt man sich vergebens, wo und wie er denn eigentlich seine Zeugungsfähigkeit, seine Schaffenskraft bekundet habe. Heute sagt sich der ministrable Regierungsbeamte, daß es vor allem gilt, ein unbeschriebenes Blatt und literarisch unbescholten zu bleiben. Wer sich den höheren Rangklassen nähert, hat nur den einen Gedanken, ja nicht durch hypertrophisch entwickelte Individualität aufzufallen und vor allem nicht in der Presse genannt zu werden. Selbst Veröffentlichungen in Fachblättern schaden mehr als sie nützen. Dahingegen kann der Beamte bei guter Konduite, vorwurfsfreier Kirchlichkeit, erwiesenem Gesinnungsernst, geordneten Verhältnissen, angemessenen Familienverbindungen, Zugehörigkeit zu einem feudalen Korps und einem einflußreichen Stammtisch wohl darauf hoffen, das höchste Ziel zu erreichen. Freilich meist in einem Alter, in dem er, wie Herr Biehlolawek so treuherzig sagt, bereits ein Tepp und ein Trottel ist. Schadet nichts; seine Lebenskraft wird vermutlich noch hinreichen, um seinen Namen zu zeichnen und das ‚Material aufzuarbeiten'. Wie sagt doch der beamtete Lyriker Storm?

> ‚Da hab' ich den ganzen Tag dekretiert;
> Und es hätte mich fast wie so manchen verführt:
> Ich fühlte das dumme kleine Vergnügen,
> Was abzumachen, was fertig zu kriegen.'

Dieses dumme kleine Vergnügen nennen die Deutschen, die es lieben, sich in selbstgefälligen Illusionen zu wiegen: das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht. Unsere Minister haben dies Bewußtsein alle. Fürst Bülow reibt mit Vorliebe den Volksboten unter die Nase, welche kaum erträgliche Bürde auf seinen Atlasschultern laste, und Studt wurde ganz sentimental, wenn er von seiner eigenen Arbeitsleistung sprach. Er fing seinen Schweiß in Kübeln auf und präsentierte sie dem hohen Hause. Uns aber wären Minister lieber, die weniger arbeiteten und mehr leisteten. Wieviel sie schwitzen, ist uns gleichgültig. Sie sollen andere für sich arbeiten lassen, sie sollen sich nicht als Kärrner, sondern als Könige fühlen, sie sollen Ideen haben und Direktiven geben. Wir wollen Männer, die ein eigenes Programm aufstellen, eigene Ziele zeigen, eigene Bahnen weisen. Wir wollen keine Kommisstiefel, die — perinde ac cadaver — in dem aufgedonnerten Troupiergehorsam, den der unselige Caprivi in die Mode brachte, deklamieren: ‚Ich trete an die Stelle, auf die mich mein König stellt'. Sondern wir ver-

langen, daß der Erwählte dem König sagt: ‚Majestät, dieses Ressort kenne ich nicht, und ich würde Jahre brauchen, um mich in die Materie einzuarbeiten. Diese Jahre bedeuten eine schwere Schädigung des Staates und daher muß ich verzichten.' Oder, wenn er annimmt: ‚Majestät, dies sind die Pläne, die ich für mein Ressort habe; nach diesen Grundsätzen will ich es leiten, dies ist mein Ziel, dies sind meine Wege.'

Nun könnte man ja einwenden, der Beamte kenne sein Fach und sei deshalb dem genialsten Outsider vorzuziehen. Über diesen Einwand ließe sich immerhin diskutieren; bei uns aber wird der Beamte nicht als Fachmann, sondern als Beamter schlechthin auf seinen hohen Posten berufen. Er kann Kultusminister werden, auch wenn er sich bisher vorzugsweise für Kanalbauten interessiert hat. Er kann die Postverwaltung übernehmen, wenn er eine Autorität in Schweinezucht ist. Er kann mit einer Finanzreform betraut werden, auch wenn er nicht weiß, wie ein Wechsel aussieht. Das ist alles unter Kameraden ganz egal, also ist der einzige Einwand, der gegen die Berufung von Unzünftigen mit einem Schein des Rechtes erhoben werden könnte, hinfällig.

Solche Unzünftigen werden aber nicht berufen. Die Beispiele Miquel und Dernburg beweisen nichts. Miquel wurde nicht in seiner Eigenschaft als Verwaltungsgenie aus der kommunalen Niederung in den ministeriellen Olymp entrückt, sondern weil er sich auf Schmeichelbäckerei wie kein zweiter verstand und seine emperor-worship durch heftige Angriffe gegen Bismarck betätigt hatte. Es war das die Zeit, in der sich die ganze sachliche und persönliche Politik am Verhältnis zu Bismarck orientierte. Dernburg verdankt seine Berufung dem embarras, der jetzt immer entsteht, wenn ein schwieriger Posten besetzt werden soll. Man denke nur, welche Razzia auf Kandidaten veranstaltet wurde, als der doch schon seit langem schwanke und dürre Stengel zerbrach.

Es kann auf dem Gebiet der inneren Politik nicht besser werden, wenn Fürst Bülow sich wie bisher nur mit Leuten umgibt, die sich von Cassius dadurch frappant unterscheiden, daß sie nicht zuviel denken und deshalb ungefährlich sind. Schließlich sind doch die Minister und Staatssekretäre nicht nur zur Folie da. Es ist ja sehr reizvoll, wenn von dem grauen Hintergrunde intellektueller Monotonie sich des Kanzlers buntfarbiger Serpentintanz abhebt, aber unsere innere Politik bleibt der bengalisch beleuchtete Sumpf, den wir seit Jahren schillern sehen.

Nun fragen Sie vielleicht ungeduldig: Was wollt ihr Nörgler denn nun eigentlich? Wir wollen, daß an die leitenden Stellen Männer berufen werden, die der Nation durch irgend eine großzügige, weithin sichtbare L e i s t u n g bekannt sind. Wir wollen, daß sie uns über ihre Ziele und ihre Mittel Rechenschaft geben. Wir wollen, daß der Berufene die selbstverständliche Gentlemanpflicht erfüllt, ein Amt, dem er sich nicht gewachsen fühlt, auch nicht zu übernehmen. Wir wollen, daß er geht, wenn er einsieht, seine Arbeit sei vergeblich, und daß er nicht wartet, bis er durch

Lukanus aufs Pflaster geworfen wird. Deutschland ist reich genug an Intelligenz und Initiative, um alle Posten Preußens und des Reiches mit wirklich hervorragenden Kapazitäten besetzen zu können. Selbstverständlich soll nicht etwa der Beamte, nur weil er Beamter ist, von den höchsten Staatsstellungen ausgeschlossen werden; auch soll nicht ein neuer Mystizismus herangezüchtet werden, als sei nur der Kaufmann, nur der Finanzmann zum Regieren befähigt. Es soll eben nicht der Beruf, sondern die Persönlichkeit entscheiden.

Auf allen Gebieten geht es vorwärts. Das deutsche Volk darf in Kunst und Wissenschaft, Handel- und Gewerbe, Industrie und Technik erhobenen Hauptes neben jede andere Nation treten, und wie kontrastiert mit dem Tempo dieses zielbewußten, unaufhaltsamen Fortschrittes der Zickzackkurs und der Quietismus der Regierung! Alle, die arbeiten, haben das Gefühl, daß der staatliche Apparat allzuoft als Hemmschuh wirkt, daß die Tätigkeit des Tschin mit dem Viertel an Kraft, Zeit und Geld geleistet werden könnte, daß unsere innere Politik, wenn sie auch in bezug auf Gesetze und Verordnungen kaninchenhafte Fruchtbarkeit bekundet, doch im höheren Sinne eine Politik der Eunuchen ist. Das ist, wie ich glaube, die Stimmung derjenigen Volksschichten, die ich nach russischem Muster die ‚Intelligenz' nennen will ..."

* * *

Wahr ist's: es fehlen uns die leitenden Persönlichkeiten an den leitenden Stellen. Aber — sehen wir einmal ganz vom „Inneren" ab —: warum geht's denn bei anderen Völkern auch ohne Staatsmänner ersten Ranges, ohne Genies wie Stein oder Bismarck? Das ist ein Kapitel, das wahrlich öfter und gründlicher durchforscht zu werden verdiente, als es in noch so „staatsmännisch" posierenden Leitartikeln und Broschüren geschieht. Es muß ausgerechnet ein — sozialdemokratisches Organ sein, in dem wir darüber neuerdings aufgeklärt werden. Und zwar von einem Standpunkte aus, den man gemeiniglich in einem Blatte dieser Richtung ganz zuletzt erwarten zu dürfen glaubt: nämlich — vom nationalen. In den „Sozialistischen Monatsheften" gibt Karl Leuthner in einem Aufsatze: „Deutscher Jammer" ein Maß von nationalpolitischer Einsicht zu erkennen, wie es nicht nur auf sozialdemokratischer Seite zu den seltensten Erscheinungen gehört. Er schreibt:

„Die zugespitzte persönliche Form, die die auswärtige Politik Deutschlands unter Wilhelm II. angenommen hat, verhüllt es dem an der Oberfläche haftenden Blick, daß ihre Unfruchtbarkeit und Ziellosigkeit nicht individuell und momentan bedingt, nicht Wirkung und Erwerb der letzten Jahre, sondern ein schlimmes Erbe ist. Treitschke hat Bismarck nachgerühmt, er erhebe sich in dem einen Sinne über Napoleon, daß sein Planen und Handeln im Rahmen einer großen nationalen Aufgabe stand, den es nicht überschritt und darum in einem Werke von bleibender Dauer und

Größe sich vergegenständlichen konnte. Aber nur im uneigentlichen Sinne kann man in Bismarck den Vollstrecker und Erfüller nationaler Bestrebungen sehen, nur aus einer gewissen übergeschichtlichen Perspektive. Die geschichtlichen, wirklichen Wünsche und Hoffnungen seiner Zeit setzten sich ihm entgegen, im blutigen Kampfe mit der Mehrheit der Nation und gegen das Übelwollen aller wurde die entscheidende Tat des Jahres 1866 vollführt. Sie stellt sich deshalb mit ihren Folgen als eine individuelle Leistung dar und zeigt die Schranken, die jeder Individualität gesetzt sind. Bismarck war in einer Zeit reif geworden, die mehr als die vorangehenden und die seinem Tode folgenden Jahrzehnte ausschließlich von europäischen Problemen bewegt wurde. So kam es, daß er in den Jahren der deutschen, seiner Vorherrschaft wohl in einzelnen Handlungen und Versuchen über den europäischen Umkreis hinausgriff, daß sich aber seine Politik zu dem raschen Wachstum der Volkszahl, zu der gewaltigen Expansion der Industrie, zu den weltpolitischen Zielen des aufstrebenden Handels niemals eigentlich ins Verhältnis setzte. Der bestimmende Geist der Bismarckschen Staatskunst nach 1871 ist ein durchaus anderer. Immer wird Deutschland, eingeengt und gehemmt durch die geographische Lage, seine Politik vorsichtig auf Bündnisse stützen müssen; allein die Art, wie Bismarck mit der unerschöpflichen Kunst seines diplomatischen Genies das Gewebe seiner Allianzen und Rückversicherungen flocht, Frankreich aus Europa herausführte, hat etwas von bedrängender Sorge, die wie ein Schatten auf ihm lag von jenen Jahren eines ungeheuren Ringens her, da jeder Tag und jeder Schritt mit der Gefahr des Untergangs drohte.

Es war eine rein bewahrende Politik, mit der der Greis das Werk des Mannes behütete. Und füglich mochte sich der Gründer des Reichs keine neuen Ziele setzen. Aber hat die Nation, indem sie gärte und schwoll in junger Kraft und mit ihrer wachsenden Volkszahl und wirtschaftlichen Entwickelung alle anderen Völker des Kontinents hinter sich zurückließ, ihm keine neuen Ziele entgegengehalten? Es bestimmt das Schicksal der Deutschen, daß sie, wie sie früher seiner Führung widerstrebten, sich ihr jetzt willenlos hingaben. Ihre Politik hatte sich einst in großdeutschen Utopistereien, in dem Ungedanken eines Bundes der beiden Großmächte verloren und verschwand nun ganz in einem blinden Vertrauen. In diesen Jahren, da der Überschwang des Sieges alle Blüten geschmackloser Selbstüberhebung trieb, da jene alldeutsche Phraseologie der ‚Hochgefühle' und ‚Großtaten' geboren wurde, zeigt die Nation in ihren Begriffen und Träumen von auswärtiger Politik eine erstaunliche Leerheit. Als hätte die ungeheure Tat von 1870—71 die Nation in Bewunderung vor sich selbst gebannt; sie kommt über dieses Erlebnis nicht hinaus, sie mißt es fast nur an der Vergangenheit, sieht es immer wieder hell und heller auf dem dunklen Hintergrund der ‚schmachvollen deutschen Zerrissenheit' aufleuchten und reimt und redet von der Zeit der Erfüllung auch dann noch, als der Krach im ‚Reiche Gottes' recht unheilig rumort hatte.

Das gebietende Ansehen, das Bismarck dem Reiche im Rate der europäischen Staaten gab, deckte einstweilen alle Mängel und Schwächen. Als er, um in Limanscher Poesie zu reden, ‚gebannt wurde in Nacht und Grauen', stellte sich überraschend schnell das Gefühl von der unzulänglichen Leitung der Reichspolitik ein. Doch wenn jetzt die Zeit gekommen war, wo Deutschland, in den Sattel gesetzt, selbst reiten sollte, so würde man doch vergebens nach klaren Vorstellungen und einem bestimmten Wollen suchen. Was erstrebt das deutsche Volk, was erhofft, was wünscht es, wie begreift es seine Stellung unter den Nachbarn, wie erträumt es seine Zukunft im Verhältnis zu ihnen? Für England ließe sich da fast eine genaue Antwort geben, für Frankreich, Italien und Rußland eine ungefähre, unter uns Deutschen erscheint schon die Frage wunderlich. Den sonderbaren Windungen und Wendungen, Luftstößen und Komplimenten der nachbismärckischen Reichspolitik folgen die einen noch immer gläubig, die anderen — und sie in stets wechselnder Zahl — kopfschüttelnd und kritisierend. Allein Vertrauen und Tadel wächst auf dem Grunde der selben Überzeugung, daß die hohe Regierung, der ‚allein verantwortliche' Kanzler die Sache zu besorgen habe. Ist in einem Lande der herrschenden und herrschfähigen Demokratie der Leiter der auswärtigen Politik, was deren große Ziele und Linien betrifft, nur der Exponent der öffentlichen Meinung: wo spricht sie sich in Deutschland aus, welche wesentlichen Gemeinsamkeiten des deutschen Denkens ließen sich etwa anführen? Einige und zwar recht nützliche, warnende Regulative: nicht immer so voreilig, nicht überall sich dreinmengen, weder zu gefällig noch zu tönend! Wie aber lautet das ‚Ja' zu dem ‚Nein'? Wir hören es nicht. Und ein Anwalt des herrschenden Systems könnte sogar fragen, ob gewisse rednerische Plötzlichkeiten und gewisse phantasievolle Visionen einer ursachlos erwachsenden deutschen Weltgröße nicht in den alldeutschen Großsprechereien ebenso ihr verzerrtes Gegenbild finden, wie andererseits das vielgetadelte Liebeswerben um Frankreichs und Englands Gunst sich wieder links zu einem Ton vergröbert und verdichtet, der die verächtlichsten Gewohnheiten deutscher Ausländerei unserer Großväterzeit in so manchem ‚demokratischen' Leitartikel wiedererstehen läßt. Wie ließe sich diese Fremdheit in den eigensten Angelegenheiten, diese Unfruchtbarkeit politischer Ideen bei einer Nation, die seit 150 Jahren zu den drei geistig führenden Völkern gehört, irgend verständlich machen? Man pflegt die Jugend des Staates, die jugendliche Unausgebildetheit des öffentlichen Wesens zur Erklärung herbeizuziehen, und halb und halb haben wir alle dieser Ansicht beigepflichtet. Nun sehen wir jedoch aus dem Feuer der russischen Revolution ein völlig neues öffentliches Leben hervorgehen, und seine Entfaltungen widerlegen jene so plausible Deutung. Sie zwingen uns, über die Gründe unseres Elends umzulernen. Sicherlich zeigt ja wohl das russische Parteileben und Parteidenken echt kindliche und kindische Züge, wie sie sonst nur dank einer krankhaft fortdauernden Infantilität im politischen Dasein der Deutschen wiedergefunden

werden: kritiklose Bewunderung des westlichen Auslands und hemmungsloses Dahingegebensein an ‚Grundsätze', das aus tätigen und nach Gelegenheiten der Tat ausspähenden Politikern trunkene Derwische des Prinzips und leider noch häufiger Gebetmühlen des prinzipiellen Schlagwortes macht. Man denke an das Schicksal der zweiten Duma, in der jugendlich brausende politische Schaffenslust erstickt wurde im Hangen und Bangen zwischen der Gefahr der Auflösung und der Drohung mit dem Vorwurf des Prinzipienverrats, bis daß die geistleiblichen Hörigen der Grundsätze sehend und doch unwiderstehlich getrieben in die höhnend vorgehaltenen Netze der Staatsstreichhelden hineinrannten. Nur allmählich beginnt es sich damit in Rußland zu bessern; dennoch wäre es ungerecht, den Russen die Staats- und Weltfremdheit der deutschen Demokratie zuzuschreiben. Was den ersten Atemzug, das erste Lebenszeichen der handelnden, nach Macht und Herrschaft verlangenden Demokratie ausmacht, regt sich unter ihnen sichtbar: die russischen Demokraten fangen an — besonders soweit es die Beziehungen zum Auslande betrifft — sich mit ihrem Staate, mit ihrem Volke zu identifizieren, sie fühlen sich schon nach außen als Vertreter der Gesamtheit, rüsten sich schon trotz einzelner Entgleisungen mit dem Pathos des Volksganzen. Man kann Tugenden am besten an ihrem Schatten, dem Laster, deutlich machen. Wer in den letzten Monaten das führende Kadettenblatt, die ‚Rjetsch', mit der Aufmerksamkeit las, die sie als Anzeiger der geistigen Entwickelungen weiter Kreise der Intelligenz verdient, den mußte nichts mehr überraschen als die vielfältigen Übereinstimmungen zwischen der auswärtigen Politik des Demokratenblattes und des leitenden Organs der Reaktion, der ‚Nowoje Wremja'. Dieselben Urteile über den Vertrag mit England, dieselbe Aufgeregtheit über die Sandschakbahn, dieselben Verdächtigungen Deutschlands, als spiele es den Einbläser der österreichischen Balkanpolitik. Immer mengt sich freilich die ‚liberale' Anschauung ein, daß ein Bündnis mit den ‚freiheitlichen' Westmächten stets ehrenvoll ist und Gewinn bringt, und daß Bündnisse mit demokratischen Staaten demokratische Bündnisse seien: eine Anschauung, die weder hier noch bei den geistesverwandten deutschen Staatsdenkern durch die französische Allianz mit Nikolaj II. oder die zarenfreundliche Schwenkung der Greyschen Politik erschüttert wird; allein im Hintergrunde der parteigemäßen Torheit wirkt ein massiver, rassenhafter Instinkt, der russische Haß gegen den deutschen Namen, der sich mit Erörterungen über die deutsche Reaktion nur ganz oberflächlich motiviert — da man sich ja in diesem Gefühl einig mit den schlimmsten Reaktionären Rußlands weiß — und die Motivierung oft auch ganz abwirft, so wenn die ‚Rjetsch' alle verleumderische Tücke Suworins und seiner Leute überbietend nicht die deutsche Regierung, sondern das deutsche Volk in seiner Gesamtheit bezichtigt, daß es lüstern noch einmal fünf Milliarden aus fremden Taschen zu holen dem Herrscher mit fröhlicher Willigkeit auf den Kriegspfaden seiner agressiven Politik folge. Die Miljukow, Hessen usw., die Macher der ‚Rjetsch',

wissen sehr wohl den Wert des Berliner Ruhmesjahrmarktes zu schätzen und zu nützen, aber sie wissen auch, daß selbst die schlimmsten und gefährlichsten Hetzereien und Schmähungen ihnen das Geschäft nie stören werden. Wer hätte sich je dadurch in Deutschland unmöglich gemacht, daß er die Deutschen verunehrte oder ihre Sicherheit gefährdete? Da müssen schon allgemein moralische oder sentimentale Motive — wie bei der Ächtung Chamberlains die Burenbegeisterung — mitwirken. Allein auch hier zeigt sich, daß Charakterschwächen verderblicher sind als Laster; am schlechtesten behandelt wird überall nicht, der es verdient, sondern der es duldend hinnimmt. Nächst den Bülowschen Schmiegsamkeiten und zuvorkommenden Höflichkeiten hat nichts den Respekt vor Deutschland so sehr gemindert als jene dickfellige Unempfindlichkeit.

Und am Respekt hat jede Nation ein gut Teil seiner Unversehrbarkeit, seiner Friedenssicherheit. Doch sollte das nur nebenbei gesagt werden. Das Entscheidende ist hier, daß selbst die ‚Kadetten' in der kurzen Frist ihrer Entwickelung — während des japanischen Krieges machte sie wie fast alle Freiheitlichen die erste Glut der revolutionären Erregung zu Freunden des Feindes — dahin gelangt sind, die Grundlagen einer nationalen, das heißt einer möglichen, für die Herrschaft vorbestimmten Demokratie zu legen. Ja, so seltsam dies klingen mag, diese ‚Westler', angefüllt mit der nationalökonomischen Weisheit deutscher Universitäten und mit den parlamentarischen Doktrinen Frankreichs und Englands, verraten dem, der durch die Hülle der Worte und Theorien die lenkenden Triebe zu sehen vermag, daß unterirdische Kanäle aus den Quellen des Slawophilentums, ja des Uchtomskijschen Panasiatismus, lebenspendend Wasser auf ihre Beete leiten. Die antideutsche, die balkanische Tradition der auswärtigen Politik Rußlands kann jeder in ihren rednerischen und journalistischen Äußerungen wiederfinden, und die Sorge um den fernen Osten spricht sich, wenn auch bloß negativ in einer scharfen Kritik der behördlichen Unterlassungen beim Schutz des Reiches gegen Japan und China, so doch ganz unzweideutig aus. Es gibt eben in der Tat eine Überlieferung russischer Politik, von der jeder getragen wird, eine Volksüberlieferung, ideell und agitatorisch ausgebildet in den dunkelsten Tagen der Zarenallmacht und schon damals die äußeren Geschicke des Reiches mitlenkend. Und indem allmählich jede, auch die aus vorwiegend fremdländischen Gedankenelementen hervorwachsende Partei sie in sich aufnimmt, knüpft sie an die Geschichte des Gesamtvolkes an, erfüllt sich mit seinen Hoffnungen, Strebungen, Vorstellungen, seinem irrenden Wahn und wird so ein Spiegel des Ganzen, fähig, einmal alle Strahlen des nationalen Lebens in sich aufzufangen.

Dieser Ausblick auf die russischen Entwickelungen verwehrt uns die Ursachen des ziellosen, traditionslosen und ideenarmen Gebarens der Deutschen in Dingen der auswärtigen Politik an der Oberfläche zu suchen: sie liegen tiefer, vielleicht völlig in der Tiefe und entspringen einer Dis-

gregation der Instinkte. Wer russische Revolutionäre kennen gelernt hat, weiß, daß sich bei ihnen zu allem Haß, zu aller Empörung über die heimischen Zustände eine innige, rührende Liebe zum eigenen Volke gesellt, die meist von einer unverkennbaren Abneigung gegen alles deutsche Wesen ihr allgemein slawisches, bei einigen durch das leise geringschätzige Mißtrauen gegen das Polnische ihr besonderes moskowitisches Relief erhält. Nicht Haxthausens Irrtum über Ursprung und Geschichte des ‚Mir', die bloß die vermittelnden Vorstellungen lieh, sondern jene Herzensstellung zum eigenen Volke, der Drang, mitten in erbitterter Polemik am Heimischen ein Objekt der Verklärung zu gewinnen, hat zu der religiösen Verehrung des ‚Muschik' geführt, zur Anbetung ‚des absoluten Schafpelzes, des Schafpelzes der Zukunft, des kommunistischen, des sozialen Schafpelzes', die Herzen verspottet, und für die er doch die Liturgie ersonnen hat, in der sich von Chomjakow bis Tolstoj alle vereinigen, und der in den Tagen der Revolution Maßlow ein marxistisches Erbauungsbuch gewidmet hat. Die Bauernverehrung ist indes nur die bald historisch, bald mystisch, bald wirtschaftsgeschichtlich motivierte Liebeshuldigung für das Mütterchen Rußland, die jedem gesunden, zukunftsvollen, zur Lenkung seiner eigenen Geschicke vorbestimmten Volke eigentümliche Selbstvergötterung der Nation. Die Verwandtschaft der Herzen ermöglicht jene gleiche Richtung des Denkens, die in den großen Fragen der äußeren Geschicke des Reichs den Volkswillen zur gebietenden Macht erhebt, erbaut also die tiefsten Fundamente der Volksherrschaft.

Takt in den Fragen, die die Beziehungen des eigenen Volkes zu fremden Völkern betreffen, ist also zuletzt Herzenstakt, entquillt dem ruhigen, hellen nationalen Selbstgefühl. Wie vielen von uns Deutschen dürfte man ihn zuerkennen? Was in dem Volke des schwächsten Nationalgefühls ‚Nationalismus' heißt, das kommt meist mit viel Geräusch und prunkenden Gebärden daher, hüllt sich in abstruse Theorie. Man sieht förmlich die Mühe, die der Deutsche hat, sich zu beweisen, daß er sein Volk lieben dürfe und könne. Was sollte bei dem schlichten Empfinden, daß ich zu meinem Volke stehe wie zu Weib und Kind, weil es eben mein Volk ist, und zu dem tiefen Geistesdrange in der Kultur, der ich eingeboren bin, alle höchsten Güter liebend zu hegen, alle Tiefen, die meiner Begabung faßbar sind, zu ermessen: was sollte bei dieser klaren und sichern Stellung zum Eigenen und Mitgeborenen mich hindern, mit freiem und reinem Blick nach dem Fremden zu sehen, den Formenadel der romanischen, die großen Linien der englischen, die volkstümliche Tiefe der russischen Literatur und Gesittung zu bewundern? Die deutschtümelnde und tüchtigkeitsprotzende Überhebung der siebziger Jahre, die auf Frankreich wie auf ein verrottetes und verfaulendes Land hinabsah, war nur der Umschlag aus der bedientenhaften Bewunderung, mit der der Liberalismus jungdeutscher Abkunft über den Rhein geblickt hatte, und läuft heute bei einem guten Teil unseres Literaturdandytums wieder

in eine geckenhafte Unterschätzung der ihm, wie es scheint, zum größten und besten Teile unbekannten deutschen Kultur über. Doch knüpfen sich an den Nationalismus überall die ihm typischen Entartungen. Die romantische Hohenstaufentheatralik, die Realpolitik posierende Bismarckvergöttlichung, der Chamberlainsche Germanenkultus ist nicht aufdringlicher und aufgeputzter als Barrès' affektiertes Lothringentum und seine Sorge um die Reinheit des lateinischen Genies; das Alldeutschtum mit dem anhaftenden Geruch von Antisemitismus hat doch kaum irgendwo unser Geisteswesen in den Tiefen angegriffen, dieweil Machar, der Führer der tschechischen Moderne, und die Männer, die sich um die ‚Tschechische Revue' scharen, bezeugen, daß der grenzenlose Deutschenhaß der tschechischen Wissenschaft und Kunst lange verwehrt habe und noch heute erschwere, zu irgend einem Problem unbefangen und ohne Seitenblick des Neides und Hasses auf die deutschen Leistungen Stellung zu nehmen. Dennoch hat die französische Polemik gegen den Chauvinismus sich niemals oder nur in einzelnen zur Verunglimpfung des eigenen Volkes und Landes verirrt, und Machar ist ein glühender tschechischer Patriot, und die ersten und schärfsten Bekämpfer der tschechischen Germanophobie, die tschechischen Sozialdemokraten, sind nicht minder glühende tschechische Patrioten.

Nicht an oberflächlichen, dem Kontrast entstammenden Empfindungen hängt die nationale Instinktunsicherheit der Deutschen und vornehmlich der deutschen Demokraten; sie wächst aus der Wurzel, wo sie mit den letzten Ursachen der Schwäche aller Demokratie in Deutschland verflochten ist. Man könnte es fast als Gesetz aussprechen, daß in der ruhigen Entwickelung des geordneten Staatswesens nur diejenigen Machtposten und Funktionen erobert werden können, zu deren Besitz und Ausübung man sich irgendwie im allgemeinsten Sinne intellektuell befähigt erwiesen. Um es immer und immer zu wiederholen: den Staat kann nur leiten, wer lernt für das Ganze des Volkes in seinen allgemeinsten, also besonders aus den Beziehungen mit den Nachbarn sich ergebenden Angelegenheiten zu denken und zu sorgen. Und dazu ist wieder die Vorbedingung, daß man die Stellung der eigenen unter den anderen Nationen richtig erkenne. Wie sicher führt hierbei die meisten Völker der Instinkt ihrer Liebe und ihres Hasses! Man spottet gern über die Franzosen, weil gelegentlich ein Pariser Journalist Prag nach Ungarn und Breslau nach Posen versetzt. Das sind Sünden vor dem Schulmeister. Trotzdem findet die französische, die russische, die englische Presse meist mit intuitiver Sicherheit heraus, wie sich die Völker und Völkchen im Gefühl zu ihnen verhalten; Vorgänge bei dem Nachbar wird der Franzose und der Russe niemals wie der Deutsche als bloßes Schauspiel, bei dem er zum Schluß ethisch zu zischen oder Beifall zu klatschen hat, ansehen, er erhebt immer die Frage des verantwortlichen Sachwalters seiner Nation: *Was nützt, was schadet es uns?* So hat die Ausgleichskrise und der österreichische Sprachenkampf französische Juristen und Historiker zu Arbeiten bewogen, die auch rein wissenschaftlich

einen unbestrittenen Wert haben, bei denen aber offenbar die Neugier, was sich bei solchen Kämpfen etwa zum Vorteil Frankreichs ändern könne, mit den Anstoß gab, und die Tendenz aus der durchweg slawenfreundlichen Färbung leicht erkennbar wird. Die Politik war hier Wegweiserin der Forschung, während umgekehrt in Deutschland reine Wissenschaft — man denke an Ratzels unvergleichliche ‚Politische Geographie' — sich vergeblich bemüht, dem politischen Denken eine realistische Grundlage zu sichern. Und um bei dem österreichischen Beispiel zu bleiben: Man empfindet offenbar in London und Paris weit lebhafter als in Berlin, was eine Lockerung der Beziehungen der beiden Zentralmächte zu bedeuten hätte, wenngleich schon ein Blick auf die Gestaltung der Grenzen und die Tatsache, daß im Nachbarlande 11 Millionen Deutsche wohnen, jedem im Reiche sagen müßte, wie viel da auf dem Spiele steht. Gleichwohl konnte man in einem deutschen Blatte lesen, daß Deutschland nicht würdig sei, mit Österreich-Ungarn verbündet zu sein, solange in Preußen das allgemeine und gleiche Wahlrecht nicht eingeführt werde, als ob es in Ungarn bestände und in Deutschland etwa nicht oder in Österreich bis 1906 bestanden hätte, vor allem aber, als ob Bündnisse eine Prämie auf gute Verfassungen wären, und die Allianz mit dem Donaustaat für die 62 Millionen Reichsdeutschen nicht eine Versicherung dagegen bedeutete, in einen Strudel von Blut und Verwüstung hineingezogen zu werden! Einer der angesehensten liberalen Publizisten Deutschlands predigt gerade jetzt das Bündnis mit England und Frankreich — natürlich aus Kulturgründen, die ihn über Österreich-Ungarn schweigen lassen —, gerade jetzt, wo sich ein französischer Admiral, der die Republik in Petersburg vertreten wird, nach seinem eigenen Bekenntnis anschickt, die Entwickelung der russischen Armee und Flotte mit scharfer Aufmerksamkeit zu verfolgen, und jeder Tag mit neuen Niederlagen der englischen Liberalen das Kommen der konservativen Herrlichkeit ankündigt.

Von dem französischen Gelehrten Eisenmann lernen jetzt Österreicher und Ungarn die Details der Ausgleichsgeschichte kennen. Der deutsche Gelehrte und Politiker Gothein hält im Reichstag eine Rede über die Rückwirkungen der Polenpolitik auf Österreich, das er — wie so viele Reichsdeutsche — als eine Einheit des Empfindens und Meinens auffaßt, ohne Ahnung davon, daß die verschiedene Grundstellung des Gefühls bei Deutschen einerseits Tschechen, und Polen andrerseits dem Reiche gegenüber für das Verhältnis beider Staaten viel wichtiger ist als alles, was in Deutschland geschieht, ja daß dies auch jene Grundstellung kaum merklich ändern kann. Darauf aufmerksam gemacht, versteht er nicht einmal, was man von ihm will; in der Tat hat er offenbar, wie es in Deutschland und fast nur in Deutschland üblich, die auswärtigen Beziehungen bloß in dem subalternen Sinn einer agitatorischen Ausnutzung zitiert, an sich sind sie ihm fremd und gleichgültig. Während des Sandschakbahnrummels konnte in der

erzdemokratischen ‚Rjetsch' Herr Bojantschaninow Rußlands Interessen in Mazedonien ganz in dem geschichtlich überlieferten Sinne vertreten und erörtern, unbekümmert darum, daß es in der erzreaktionären ‚Nowoje Wremja' Herr Menschikow, dessen bloßer Name auf jeden freiheitlich gesinnten Russen wie ein rotes Tuch wirkt, ungefähr ebenso tut; in Deutschland aber fanden sich einzelne Blätter, die frei nach dem ‚Matin' und den ‚Times' die schwarzen Balkanränke der Reichsregierung ‚enthüllten', im guten Glauben, daß der Freiheit alles gedeihen müsse, was vom Westen komme, und ohne zu bedenken, daß diesmal der Weg über den Westen nur ein Umweg war, und das Gift, das sie in ihrer, nur noch in Deutschland so rein blühenden Naivetät dem Leser vorsetzen, zuerst in der Küche der Herren Suworin und Stolypin Bruder, in der ‚Nowoje Wremja', dem führenden Organ aller Panslawisten und Zarenfreunde, gekocht worden war. Solche Beispiele aber ließen sich zu dicken Büchern häufen.

Seit den Tagen von Jena und Olmütz wurde Preußen noch von keiner so unfähigen Diplomatie geleitet wie diejenige ist, die das Reich vor und nach Algeciras vertritt. Dennoch kann sie ruhig und ungekränkt walten, aber weniger darum, weil es dem Reichstag an konstitutioneller, als weil es den stimmführenden Politikern an geistiger Kompetenz und an pflichtgemäßem Interesse für die auswärtigen Angelegenheiten des deutschen Volkes fehlt. Zwei Grundmotive beherrschen wie die innere, so bei dem schwachen Gemeinsinn auch die äußere Politik der Deutschen: das Gegensatzgefühl und die rein agitatorische Anschauungs- und Arbeitsweise, die hier aus einem Mittel zu dem einzigen Zweck der Politik erhoben ist. Beide verblenden Politiker und Publizisten nicht selten so sehr, daß sie der Reichsregierung — die immer unrecht haben muß — auch dann unrecht geben, wenn die ausländische Intrige von weitem zu spüren ist. Doch wäre dies das Geringere; schlimmer ist, daß dieses Arbeiten mit bloßen Gegensatzwerten und Gegensatzworten in die Abhängigkeit von denen bringt, die man bekämpft, und so das geistloseste Regime, das Deutschland je gesehen hat, geistesmächtig macht über das Handeln und Meinen der Opposition. Denn, wer immer ‚Nein' sagt, ahmt eben so nach, wie wer immer ‚Ja' sagt. Da ist denn unausbleiblich, daß eins auf das andere abfärbt. Nichts wirkt an dem jetzt herrschenden System unausstehlicher als die lärmende Art seiner Kundgebungen nach außen und seiner Regierungsweise im Innern nebst dem, daß es auch seine alltäglichsten Aktionen mit der ethischen Salbung religiöser und patriotischer Gefühle ausstattet. Will man die Wirkung hiervon in die Ferne beobachten, so muß man sich nur etwa an den Kampf um den Zolltarif erinnern. Auch in anderen Ländern wurden Zolltarife entworfen und durchgedrückt, ohne daß man jedoch dort die ganze Welt zum Zeugen des Ungeheuren angerufen, und ohne daß man um dieser nüchternen wirtschaftlichen Dinge willen alle Tiefen der Ethik aufgestürmt hätte . . ."

* * *

Es fehlen uns noch immer die weiten Horizonte, der Blick für die großen Linien der Entwicklung um uns herum. Wir vegetieren, bei aller geistigen und wirtschaftlichen Spannkraft, politisch noch immer in der dumpfen Enge der alten deutschen Kinderstube. So ist denn auch das Kleben am Persönlichen das eigentlich Bezeichnende für unsere politische Anschauungsweise. Ist es da verwunderlich, wenn ein großer Teil von uns in Ermangelung anderer Erkenntnisquellen, deren ergiebigste immer eine gesunde Reaktion auf die Regungen der Umwelt bleibt, seine Wissenschaft von dem Gange unserer national-politischen Entwicklung auf der Hintertreppe, in den Bedientenstuben und Schlafzimmern unserer Hochmögenden und Herrschenden zu erlauschen sucht? Und liegt nicht eine erheiternde Selbstkritik darin, daß eine so ganz auf das Persönliche gestellte „öffentliche Meinung" förmlich in Tobsucht verfällt, wenn einer aus dieser landesüblichen Art, politische Dinge werten und meistern zu wollen, aus dieser „Methode" die Konsequenzen, allerdings die äußersten Konsequenzen zieht? Gerade daraus, daß Harden den Schauplatz seines Kampfes gegen die „Liebenberger Kamarilla" von dem politischen auf das persönliche, das allzupersönliche Gebiet verlegte, wird ihm — und ich sage: objektiv mit Recht — die schwerste Anklage geschmiedet. War es aber nicht die selbe „öffentliche Meinung", die ihm mit feuriger Hingabe auf dieses Gebiet folgte, ja sich viel, viel weiter auf ihm vorwagte als Harden selbst, — bis — ja, bis er ihre heiße, fieberhaft zitternde Erwartung enttäuschen zu müssen glaubte, lächelnd erklärte, mit weiteren „Enthüllungen" nicht dienen zu wollen? Es wirkte schon mehr grotesk: dieser kreischende Wutschrei der in ihren patriotischen Erwartungen so schmählich Enttäuschten, mit der im Unterton schwingenden Note aus dem Erlkönig: „Und folgst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." Wenn es darauf angelegt war, ihn zu weiteren Enthüllungen zu zwingen, so konnten keine geschickteren Mittel dazu gewählt werden, als die fortgesetzten Herausforderungen: „Harden auf dem Rückzuge", „Harden kneift", „Harden hat überhaupt kein Material".

Eine Weile schien es fast so. Aus der Rolle des leidenschaftlichen Anklägers verfiel er — dem Fernerstehenden völlig unbegreiflich und unvermittelt — in eine Passivität, die schon an Lethargie grenzte. Sein physischer und psychischer Zustand während der Verhandlung vor der gesetzlich nicht zu definierenden, aber sogenannten „Zweiten" Instanz, mochte das zum Teil erklären. Aber eben doch nur zum Teil. Man hatte das Gefühl: in solcher Lage, unter solchen Stimulantien, wie sie bei diesem Stadium seines Prozesses (nicht nur an Gerichtsstelle) auf ihn einpeitschten, da würde auch ein Totkranker sich noch aufraffen und gegen seine Bedränger zum vernichtenden Schlage ausholen, — wenn er eine geeignete Waffe in der Hand hat. Da nichts Ähnliches geschah, Angeklagter und Verteidiger vielmehr eine gegen ihr früheres Auftreten mehr als auffallende Ergebung zur Schau trugen, war das öffentliche Urteil leicht fertig und ja auch am nächsten liegend: Harden verfügt eben über kein

irgendwie durchschlagendes Geschoß mehr. Die Pfeile, die er hatte, sind vor der stahlblanken Rüstung der Gegner abgeprallt; weitere hat er nicht zu versenden.

Es ist den vereinten Bemühungen eines großen Teils der „öffentlichen Meinung", der Prozeßgegner Hardens und einer von den üblichen Normen abweichenden Justizgebarung gelungen, diese Annahme: daß Harden nämlich kein „Material" mehr besitze, als verhängnisvollen Irrtum, das Gegenteil als so überraschende wie unerwünschte Tatsache zu erhärten. Nun darf Harden triumphieren: „Im Mai 1907 war alles in Ordnung; endlich die Luft wieder rein. Schritt vor Schritt hat euer dummes Wüten mich seitdem auf einen Weg gedrängt, den ich nicht gehen wollte. Ihr verschriet mich, wolltet mich in den Kot zerren, ... trachtetet, das Werk harter Arbeit zu schänden, den Verhaßten hinter Eisengittern morsch zu machen, und prieset die süße Sippe wie eine Bruderschaft heiliger Helden. Freut die Jahresbilanz euer Auge? Ging es nach mir, dann saßen die Kränkelnden an ihrem Herd, fern von Kaiser und Reichsgeschäft, und trieben, was ihnen gefiel. Doch ihr ruhtet nicht; und die Staatsgewalt war wieder einmal zu schwach, euch in den Pferch zurückzuzwingen. Phili war euer Heros. Ihr jauchztet, als er sich seines urgermanischen Freundschaftsgefühles (für Fahrenheid und Rothschild, Riedel und Ernst und all die anderen) rühmte. Johltet dem Schänder deutschen Wesens Beifall, als er, der glorreiche Komödiant, mit umflorter Stimme rief: ‚Ein Hieb ist der deutschen Freundschaft versetzt, in das Edelste, was wir Germanen haben, ist Gift geträufelt!' Und tatet, als glaubtet ihr den Eiden, die mich ins Gefängnis bringen sollten; glaubtet seiner feierlichen Lazarettpantomime. Noch einmal wollte er schwören (weil's ihm gar so bequem gemacht ward); mich zu längerer Freiheitstrafe verurteilen lassen und den tapferen, sauberen Mann, der mich verteidigt und in redlicher Empörung ein rasches Wort gesprochen hatte, um sein Ansehen prellen. Nun war's genug. Der Tag des Gerichtes gekommen ..."

Man vergegenwärtige sich, welchen Grad des Vertrauens Harden der Kammer, die in „zweiter" Instanz über ihn aburteilen sollte, entgegenbringen konnte, und man wird seine und seines Verteidigers Zurückhaltung vor dieser Kammer nicht mehr so unbegreiflich finden. Ein im Namen des Königs gesprochenes Urteil war — nicht etwa auf gesetzlichem Wege angefochten und dann aufgehoben worden. Nein, es war vernichtet, annulliert worden, als ob die ganze Verhandlung vor dem Schöffengericht nie stattgefunden, nie ein anderes Urteil vorher gefällt worden. Der Wind hatte sich plötzlich gedreht. Er blies nun aus der genau entgegengesetzten Ecke. Das wußte Harden. Aber er wußte noch mehr. Er wußte, daß der Leiter und Vorsitzende der Kammer, vor der er sich nun verantworten sollte, schon lange vor der Verhandlung gesagt hatte: „Der Kerl muß verurteilt werden!" Und dann die Verhandlung selbst! „Hebt vom Gedächtnis die Riegel!" erinnert Karl Schnitzler im „Morgen".

„Denkt an die Rollenbesetzung, an das Zusammenwirken, an all die lieblichen Einzelheiten, für die sich keine Rüger fanden. Da wurde ein Kläger unter seinem Eide vernommen über seine Triebe und Empfindungen, durften Beschuldigte Reinigungseide schwören, als wären wir in den Zeiten der Salier und Franken, konnten die confabulati sich zu einträchtigem Handeln vor den unverbundenen Augen der Themis verbinden. Damals, erinnert euch, durften zwei Beschuldigte sich hinter verrammelten Türen weiß waschen, und wurden dann, hac re optime gesta, der überraschten Nation als sittenreine Engel präsentiert, nachdem man eine bis dahin ehrenhafte Frau in den Kot zu treten, ihre Aussage unter Bedrohung mit Angriffen auf ihre Frauenehre vom Unbequemen zu reinigen versucht hatte. Noch heute weiß die Öffentlichkeit nicht, wie man die Frau behandelte, weiß nicht, daß Fürst Phili, der enthusiastische Sänger und Freund . . ., es war, der seine Zeugenaussage mit einer halbstündigen Schimpfrede wider sie begann. Willig saßen die fünf Leutchen, die Recht zu sprechen hatten, auf ihren Sesseln, und bewahrten alle Worte des Mannes, ‚den', nach eines Oberstaatsanwalts Empfinden, ‚jeder lieben muß, der ihn sieht', getreulich bis zur Urteilsfällung in ihrem Herzen. Der kargte mit den Gaben nicht, die ihm die Natur verliehen, und hat sicher in seinem Leben nie vor verständnisvolleren Ohren gepredigt; wider Satanas, der den ‚Geliebten seines Herzens', seine ‚Seele', in eines Weibes Maske versucht hatte. Philipp Fürst zu Eulenburg und Hertefeld war der Stratege des ganzen gegen Harden inszenierten Feldzugs. Nun fällt er als erster, wie sich's gebührt.

Suum cuique. Wie sich's gebührt. Keiner hat je so mit seinem eigenen Schicksal gefrevelt, keiner so frech mit der Wahrheit gespielt. Er zeihe doch ja keinen andern der Schuld an seinem Fall. Alles hat er, wie es kam, provoziert; und daß er in altersgrauen Kriminalisten (ihres Tuns bewußte oder unbewußte) Helfer fand, entlastet ihn nicht. Er war der Schöpfer des Plans, der sich in seiner ganzen Wucht nun gegen ihn selber kehrt. Er stand hinter dem ‚Geliebten', lenkte jeden seiner Schritte. Er war der Vater des Gedankens, die von Reporterunverstand ins Maßlose vergröberten Andeutungen Hardens als Prozeßbasis festzuhalten, um ihn sicher treffen zu können. So rächt sich alle Schuld auf Erden . . ."

Was an dem Prozeßverfahren auszusetzen war, sei, „daß nicht gegen Harden, sondern gegen eine Frau verhandelt wurde; daß man Zeugen gegen ihr Zeugnis und ihre Person heranschleppte (klassische: die Schwester des Klägers, verärgerte Dienstboten, einen Wiener Arzt, den wir hoffentlich noch einmal vor einem deutschen Gerichtshof sehen; er ist heute schon aufs schwerste kompromittiert) und alles, was über sie Günstiges ausgesagt wurde, einfach ignorierte. (Geheimrat Schweninger, dessen Frau, ihr langjähriger Hausarzt Dr. Korth: was sie sagten, existierte nicht; denn Phili hatte ja einen Vortrag gehalten.) Daß Bismarck von den Herren Lehmann, Gohr,

Fritzschen, Simonson und Langes als Zeuge abgelehnt und zum Verleumder gemacht wurde, um Phili zu retten ... Und daß man den Herausgeber der ‚Zukunft' belastete, auf Bismarck und Frau von Elbe gehört zu haben. Ihm wurde als besonders erschwerend vorgehalten, daß er, ehe er schrieb, sich nicht sorgfältiger erkundigt habe. Dabei war schon im Januar, trotz unglaublicher Knebelung der Verteidigung, mehr als wahr erwiesen, als Harden je behauptet hatte ..."

So wird das Verfahren von einer Harden befreundeten Seite geschildert. Aber auch der „Vorwärts", der vom Jenaer Parteitage her einen intimen Haß gegen ihn hegt, der daraus auch während der ganzen Affäre keine Mördergrube gemacht hat, kommt von einem anderen Ende zum selben Ziel:

„Der Verlauf des Münchner Hardenprozesses hat nicht nur die Art, wie in Preußen aus Gründen der Staatsraison politische Prozesse eingeleitet und nach einem bestimmten Schema der Beweisaufnahme durchgeführt werden, vor dem Auslande bloßgestellt, sondern er hat auch um das Denkerhaupt des Hauptakteurs im letzten Berliner Moltke-Hardenprozeß, um die Stirn des selbstgefälligen Herrn Oberstaatsanwalts Isenbiel eine strahlende Gloriole gewoben. Sein juristischer Scharfblick, sein durch keine Effekthascherei, durch keine feuilletonistische Rhetorik beeinträchtigtes Eindringen in die Psychologie der Kläger und Angeklagten hat sich wieder, wie schon so oft, im glänzendsten Lichte bewiesen.

Kaum erkannte man im Justizministerium, daß der erste Prozeß Moltke-Harden einen Ausgang genommen hatte, der gewissen hochstehenden Kreisen unangenehm in die hoheitsvollen Nasen drang, als auch schon Herr Isenbiel im ‚öffentlichen Interesse' als rhetorischer Kämpe in die Arena trat und bewies, daß die Methode, nach der das Berliner Schöffengericht die erste Anklage geführt hatte, durchaus nicht den Anforderungen einer die preußische Staatsraison wahrenden würdigen Prozeßleitung entspräche. Mit strammer Hand wurde die Beweisaufnahme unter dem Beifall der wohlgesinnten Presse, die im ersten Prozeß die altgewohnte Disziplin so schmerzlich vermißt hatte, genau und wohlerwogen abgegrenzt; keinerlei Abtanz des Verteidigers von der vorgezeichneten geraden Linie gestattet und schließlich mit jener mathematischen Exaktheit und Gründlichkeit, die schon seit der Zeit des alten Fritzen eine der glänzendsten Vorzüge preußischer Strafrechtspflege ist, die reine Wahrheit ermittelt, nämlich: daß weder Graf Moltke, noch der feinfühlige Ästhetiker Fürst Phili zu Eulenburg und Hertefeld jemals irgendwelche homosexuellen oder perversen Neigungen bekundet hätten.

Es war am 31. Dezember, als sich, ausgerüstet mit einem sorgfältig zusammengestellten forensischen Zitatenschatz, Herr Isenbiel prätentiös zu seinem Plädoyer erhob und bewies, daß der erste Kanzler des Deutschen Reiches, der ‚große Altreichskanzler', wie ihn Herr Isenbiel mit ehrfurchtsvollem Augenaufschlag nannte, trotz seiner hohen Befähigung das Heysesche

Fremdwörterbuch nicht gekannt habe, da er das Wort ‚Kinäden' mit ‚Intriganten' verwechselt habe. Und zugleich leistete sich Herr Isenbiel in der Rolle des feinen Psychologen folgenden schön ausgearbeiteten, stilvollen Panegyrikus auf den Fürsten Phili, den einstigen Freund S. Majestät:

‚Der Staatsanwalt soll sich über nichts freuen und nichts ärgern, er soll nur seine harte Pflicht tun. Aber als Mensch freue ich mich aufrichtig und herzlich, daß es gelungen ist, den Verdacht, der so lange Jahrzehnte auf dem Fürsten Eulenburg schwer lastete, im wesentlichen meines Erachtens vollständig zu beseitigen. Der arme, kranke, vielgequälte Mann, der sich hierher geschleppt hat, um Zeugnis abzulegen für seinen Freund und für sich, der Mann gehört zu den glücklichen und beglückten Personen, die man lieben muß, ohne daß es einen erotischen Beigeschmack hat.'

Doch Herr Isenbiel fand sich nicht nur dem Fürsten Phili so kongenial, daß er ihn lieben mußte, er fand in seiner staatsanwaltlichen Bescheidenheit auch alle Zweifel an der hehren Ästhetik des Eulenburgers zerstreut. ‚Genügt's?' fragte er spöttisch den Verteidiger Hardens und erwiderte dann selbstgefällig darauf:

‚Dem Herrn Justizrat Bernstein genügte es nicht; er fragte noch, ob damit nur Verfehlungen gegen § 175 abgeleugnet werden sollten, oder ob diese Erklärung sich auf andere Handlungen homosexueller Natur beziehe, die nicht unter den § 175 fallen. Der sagte darauf einfach und schlicht: ‚Sind das keine Schmutzereien? Ich glaube, das müßte genügen für jeden ehrlichen und anständigen Menschen.'

Und weiter:

‚Wir haben zwei Beamte des Fürsten Eulenburg gehört, die lange in seinen Diensten standen, lange mit ihm unter einem Dach schliefen. Beide Zeugen haben gesagt: Niemals und nun und nimmer ist etwas irgendwie Anstößiges in dem Verhalten des Fürsten vorgekommen; im Gegenteil, wir verehren unseren langjährigen Brotherrn. Kann man mehr verlangen? Ich hoffe, daß Justizrat Bernstein Abbitte leisten wird. Ich kann ihn nicht zwingen; tut er es aber, dann darf er stolzeren Sinnes diesen Saal verlassen, als damals, nach dem so schlechten Erfolg in der Schöffengerichtsverhandlung.

Und am 3. Januar erklärte der scharfsichtige Oberstaatsanwalt Isenbiel:

‚Seit dem Prozeß Brand, in dem Fürst zu Eulenburg unter seinem Eid erklärt hat, nie etwas mit einer derartigen Schmutzerei zu tun gehabt zu haben, ist der Fürst nun in die Lage versetzt, zu sagen: Jetzt habe ich geschworen, nie eine derartige Schmutzerei getan zu haben, jetzt komme, wer da wolle, und behaupte, ich habe es doch getan. Ich stelle ihm frei, wegen Meineids gegen mich vorzugehen. Jeder Mann im ganzen Deutschen Reiche und im Auslande kann sich als Zeuge melden oder eine Anzeige gegen mich erstatten. Ich sehe absolut ruhig der weiteren Entwickelung entgegen.'

Frenetisch klatschte die hochanständige Presse Beifall. Dieser Oberstaatsanwalt und diese Prozeßführung, sie waren gleichermaßen Bekräftigungen des gehaltvollen Bülowschen Ausspruchs: ‚Preußen in Deuschland voran.‘ Solche gründliche Wahrheitsermittelung und solche Staatsanwälte kennt man in München nicht. Allzu begreiflich, daß jetzt, nachdem die Verhandlungen eines simplen Münchener Schöffengerichts die schönen mühevollen Ergebnisse der Berliner Strafkammer über den Haufen geworfen und ihre Wahrheitsermittelung so glänzend gerechtfertigt haben, dieselbe hochanständige Presse ganz verdutzt dreinschaut und sich grimmig über die Praxis der Beweiszulassung bei den Münchener Schöffengerichten beschwert. Die Berliner Strafkammermethode liefert zwar falsche Ergebnisse, die Münchener richtige; aber auf die Richtigkeit der Ergebnisse kommt's nicht an, sondern darauf, daß sie sich im Rahmen der Staatsräson halten.“

Mußte sich Harden unter solchen Auspizien — schon aus dem einfachsten Triebe der Selbsterhaltung heraus — nicht sagen: „Nun halte still, was auch kommen mag. Stelle keine weiteren Beweisanträge, die als neue Beleidigungen aufgefaßt werden und deine Lage nur verschlimmern können. Beiß die Zähne zusammen und warte ab, bis du vor ein Forum kommst, das deine Zeugen nicht nur anhört, das ihnen auch die Zunge löst“? Er hatte zwar die Zeugen geladen, aber sie wurden vom Berliner Gericht abgelehnt. Und das war sein Glück! Denn wären sie vor der Lehmann-Kammer vernommen worden, so hätte sie das ganze Milieu eher zum Schweigen und Leugnen bestimmt, als zu Bekenntnissen, die auch das Münchener Gericht nur mit der Zange aus ihnen herausholen konnte.

Nötig war das alles nicht, und es ist grauenhaft, daß es soweit gekommen ist! Aber es mußte wohl sein. Und es gehört ein voll geschüttelt Maß abgebrühter Heuchelei, sich darüber sittlich entrüstet zu stellen, daß der Mann, hinter dem sich auf vier lange Monate die Pforten des Gefängnisses schließen sollen, der einen Verzweiflungskampf um seine moralische und physische Existenz kämpft, daß dieser Mann von den gesetzlichen Mitteln Gebrauch macht, die allein ihn vor der Vernichtung retten können. Ich möchte doch den von den sittlich entrüsteten Herren leibhaftig vor mir sehen, der sich in gleicher Lage vier Monate einkerkern, moralisch und physisch zertreten ließe, nur um den Herrn Gegner nicht zu kompromittieren, von seinem geliebten Haupte die Folgen von ihm geleisteter — Eide abzuwenden. Eben der Eide, deren bereites Opfer der selbstlose Märtyrer nun werden will. Es läge wirklich christliches Märtyrertum, antike Größe darin. Freuen wir uns, daß soviel heldische Gesinnung noch unter uns glüht. Leider wird sie völlig verkannt, was aber nur daran liegt, daß sie, wie alle wahre Größe, sich bescheiden zurückhält, — sich „beherrschen“ kann.

„Als Justizrat Bernstein,“ erzählt Harden, „die Zumutung, dem edlen Fürsten zu Eulenburg ‚Abbitte zu leisten‘, lächelnd abgelehnt hatte, wurde

ich von dem Herrn Oberstaatsanwalt ersucht, Seiner Durchlaucht eine Ehrenerklärung zu geben. Das konnte ich nicht; versprach aber, nach bester Kraft an der Aufhellung des Tatbestandes mitzuwirken; und fügte hinzu: ‚Ich rechne dabei auf energische Unterstützung durch die Königliche Staatsanwaltschaft.‘ (Herr Dr. Isenbiel nickte eifrig.) Deutlicher konnte ich an dieser Stelle die Absicht, die Eide des Fürsten anzufechten, nicht ausdrücken. Fast zehn Wochen mußte ich untätig in der Krankenstube hocken. Die seit dem November immer wieder angekündigte Klage Eulenburgs kam nicht. Am zwölften März, als die Pleuritis endlich gemildert schien, fuhr ich nach Moabit und ließ mich bei dem Herrn Oberstaatsanwalt melden. ‚Ich komme, um Sie, Herr Geheimrat, *zu fragen, ob Sie die Absicht haben, meinen Verteidiger und mich anzuklagen.* Diese Anklage würde uns die erwünschte Gelegenheit geben, die homosexuelle Betätigung und die Meineide des Fürsten zu Eulenburg nachzuweisen. Kommt es nicht dazu, so muß ich auf anderem Weg die Wahrheit feststellen. Nur dieser Zweifel hat mich bisher gehindert, mein Versprechen vom zweiten Januartag einzulösen.‘ Antwort: Die Entscheidung sei noch nicht gefallen, weil der Wortlaut der von uns vor dem Schöffengericht gesprochenen Sätze nicht zu ermitteln gewesen sei; sie würde *beschleunigt werden*, wenn ich mich entschlösse, den in meinem Auftrag von Reichstagsstenographen hergestellten *Verhandlungsbericht* für ein paar Tage der *Anklagebehörde zu leihen.* Natürlich sei ich dazu nicht verpflichtet; denn das Stenogramm könne ja Waffen gegen mich oder gegen Bernstein liefern. ‚Ich bin nicht gewohnt, mich den Konsequenzen meines Tuns zu entziehen, und werde Ihnen deshalb sehr gern das unkorrigierte Stenogramm senden; ich weiß, daß ich damit auch im Sinn meines Verteidigers handle.‘ Am vierzehnten März *lagen die fünfhundert Folioseiten im Amtszimmer des Herrn Oberstaatsanwaltes.* Mit höflichem Dank für die Bereitwilligkeit kamen sie mir zurück. Noch keine Anklage.“

Dafür aber allerlei Lancierungen in der Presse und das Gerücht, Herr Harden werde sehr froh sein, wenn Eulenburg ihn in Ruhe lasse. „Noch ärgere Mär kam auf ... In der letzten Märzwoche stand in der Münchener ‚Neuen Freien Volkszeitung‘, man munkle, der Liebenberger habe mir eine Million als Schweigegeld gegeben; wenn dieses Gerücht falsch sei, könne nur die Annahme, daß ich keinerlei Beweismittel gegen den Fürsten habe, mein Schweigen erklären. *Da war eine Möglichkeit, mein Handeln und (erzwungenes) Unterlassen gegen Mißdeutung zu schützen.* Ich reichte die Privatklage ein, das Amtsgericht München eröffnete wegen Vergehens der öffentlichen Beleidigung und üblen Nachrede das Verfahren, die Hauptverhandlung wurde auf den 21. April anberaumt, und der Gerichtshof ließ die Beweiserhebung über die Tatsache zu, daß ich die Homosexualität des Fürsten Eulenburg nachweisen könne und nachzuweisen versucht habe. Kein gerechter Richter durfte diesen Beweis abschneiden. Behauptet war: Harden hat kein Belastungs-

material, hat nur damit geprahlt oder es aus Eigennutz verborgen. Zu beweisen also: Er hat Material, sehr starkes, erdrückendes sogar, und hat sich bemüht, es ans Licht zu bringen."

Man sollte meinen, daß dies nur selbstverständlich sei. In welchem Lichte ist nun aber das Verfahren des Münchener Gerichtshofes den Lesern „mit Gott für König und Vaterland" kämpfender Blätter dargestellt worden? Sichtlich erbost, daß das Gericht die Interessen der Wahrheit, nicht die des Fürsten Eulenburg vorangestellt hat, ist die „Kreuzzeitung". Dem Gericht wäre es ja ein leichtes gewesen, alles dem Fürsten Nachteilige fernzuhalten, wenn es sich einfach auf den formalistischen Standpunkt gestellt hätte, so etwa nach dem Muster der Berliner Strafkammer. Und trotzdem:

„Herr Harden verklagt einen Sozialdemokraten beim Schöffengericht, und das Verfahren kommt darauf heraus, den beim Prozeß überhaupt nicht vertretenen Fürsten Eulenburg auf die Anklagebank zu stellen. Man könnte dabei an ein Spiel mit verteilten Rollen denken... Zur Verhandlung stand allein der beleidigende Vorwurf, Harden habe von dem Fürsten Eulenburg eine Million Mark als Schweigegeld erhalten und habe darum mit seinem Belastungsmaterial zurückgehalten — und dazu diese Beweisaufnahme! Über den ersten Vorwurf brauchte man nur den Fürsten Eulenburg zu hören; die Widerlegung des zweiten Vorwurfes ergab sich aus der Konstatierung der in dem Hauptprozeß abgelehnten Hardenschen Beweisanträge. Wollte man aber gegenüber der gänzlich unsubstantiierten Behauptung, Harden habe Belastungsmaterial unterdrückt, noch ein Weiteres tun, so konnte man allenfalls den Verteidiger Hardens über die von ihm mit seinem Mandanten gepflogenen Verhandlungen hören. Anstatt dessen sind neue Belastungszeugen gegen Eulenburg vernommen... Der Münchener Prozeß ist ein neues abschreckendes Beispiel für das Versagen der Prozeßleitung in Schöffengerichtssachen, wenn in Angelegenheiten mit sensationellem Hintergrunde eine Partei nur über das nötige Maß von Dreistigkeit und Skrupellosigkeit verfügt."

Gewiß, gewiß, christliche Kreuzzeitung: Zu machen war das Ding schon mit einigem guten Willen. Was damit zu machen ist, das haben wir ja bei den Verhandlungen in Berlin unter der strategischen Führung der Herren Lehmann und Isenbiel gesehen. Aber eben an diesem guten Willen fehlte es offenbar den Münchener Richtern. Sie fühlten sich als Richter, also berufen, dem Rechte in seinem ganzen Umfange zum Siege zu verhelfen, nicht nur einem Zipfelchen des Rechtes, auf das sie sich ja — immer bei einigem guten Willen — hätten zurückziehen können, ohne direkt gegen die Form zu verstoßen. Die Münchener Richter hatten wohl von ihrem Amte und ihrer Aufgabe eine andere Auffassung als die „Kreuzzeitung", wahrscheinlich die niedrigere.

Die Moral, die man aus gewissen Urteilen und Betrachtungen über den Fall Eulenburg herauslesen muß, läuft schließlich auf nichts anderes heraus, als daß Meineide zwar immerhin bedenklich seien, aber lange nicht das

schlimmste. Schlimmer als Meineide leisten sei Meineide verfolgen. Der Meineid als solcher scheint unter Umständen nicht einmal gar schlimm. Er wird es erst, wenn er als solcher erwiesen und bestraft wird. Wir haben es in unserer Höhenkultur schon eine ziemliche Strecke weit gebracht, Gipfel erklommen, von denen sich uns die wundervollsten Aussichten eröffnen. Und dabei brauchen wir nicht einmal erst auf eine ferne Zukunft zu warten. Ist doch die Gegenwart unser! Und — dem Tapferen gehört die Welt.

„Wer in diesen Tagen herumlauschte," lesen wir im „Berl. Tagebl.", „vernahm neben den einfachen Ausrufen des Mitgefühls ganze Plaidoyers zu Eulenburgs Gunsten. Gewiß, man gab zu, daß die Heiligkeit des Eides gehütet werden müsse, aber man suchte nach den mildernden Umständen, schob sie eifrig in den Vordergrund. Man fand es verzeihlich, daß ein grauhaariger Mann seine intimen Schweinigeleien nicht öffentlich eingestehen wollte, und man fand es empörend, einen Menschen in eine solche Zwangslage hineinzudrängen. Es sprach aus diesen Äußerungen sehr viel unangebrachte Sentimentalität, sehr viel uneingestandene Vorliebe für das Fürstliche. Aber es sprach daraus auch die Abneigung gegen einen Haß, der fast peinlicher sein kann als die perverseste Liebe.

Wie ein waghalsiger Schwimmer, der an einem unbekannten Strande ins Wasser hineinspringt, ist Philipp Eulenburg in den Gerichtssaal gegangen, und die Flut hat ihn immer weitergetragen, bis sie ihm über dem Kopfe zusammenschlug. Er hätte beim Beginn des Skandals nach Ägypten, nach Algier abdampfen können, hätte sagen können, er sei krank und brauche des Südens Sonnenschein, hätte ungestraft unter Palmen wandeln, hätte neue ‚Rosenlieder' dichten können. Er wies solche Gedanken verächtlich zurück, und weil er so oft im leichten Salongeplauder elegant und geistreich seine Gegner zu entwaffnen wußte, glaubte er, daß ihm das Fechterkunststück auch im Gerichtssaal gelingen werde. Er vertraute auf seine Geschicklichkeit, gedachte am Meineidsparagraphen sich glatt vorbeizuwinden und geriet dann wohl doch in den Strudel, der schon manchen verschlungen hat. Vor der nüchternen Fragestellung versagen die feinen Mittel dialektischer Redekunst. Der Augenblick kommt, wo der Rückweg versperrt scheint und wo man willenlos vorwärts treibt.

Auch seinen Gegner, auch Herrn Harden hat die Flut mit fortgerissen, und auch er ist weitergetrieben worden, als er selbst es geahnt hatte. Mit einigen Andeutungen, einigen versteckten Seitenhieben hat er das Spiel begonnen, und er hat den Ruin eines Mannes verursacht, dem ursprünglich nur krankhafte Verirrungen zur Last zu legen waren. Daß das alles so kam, ist gewiß nicht nur Herrn Hardens Schuld: es ist die Schuld der Gerichtsbehörden, die ihm den Freispruch nicht gönnen wollten. In einem seltsamen Verfahren verurteilt, mußte er sich zur Wehr setzen, und als Verleumder hingestellt, mußte er sich rein zu waschen suchen. Er hatte den Fehler begangen, an fremden Türen zu horchen, fremdes Elend ans Licht zu zerren. Für den Rest ist nicht er, oder doch nicht *nur* er, verantwortlich

— auch für ihn kam der Augenblick, wo es nur noch ein Vorwärts zu geben schien.

Warum bemüht man sich kaum, Herrn Harden gerecht zu werden, und warum bürdet man ihm auf, was doch auch andere verschuldet haben? Warum brechen große Kreise des Publikums heute über ihn den Stab, und warum läßt man ihm nicht das Verdienst, das ihm doch tatsächlich zukommt? Die öffentliche Meinung ist gegen Herrn Harden, weil ein Unternehmen wie das seinige nur durch die äußerste Noblesse erträglich werden konnte, und weil der rücksichtsloseste Haß bei ihm diese Ritterlichkeit verdrängt. Man ist gegen Herrn Harden, weil Phrasen wie diese, die er einem seiner zahlreichen Interviewer eben noch gesagt hat: ‚Ich werde Deutschland von diesem Spelunkenkagliostro befreien', in seinem Munde immer wiederkehren, und weil solch ein schlechtes Pathos jeden natürlich Empfindenden verletzt. Man ist gegen ihn, weil er die verschiedenen Arten ‚aktiver Sexualleistung' — um mit ihm selber zu sprechen — allzu breit erörtert, und weil er es nicht vorzieht, leicht über diese Dinge hinwegzugleiten ..."

Gesiegt hat ja Harden schon heute. Denn um Eulenburg handelte sich's, nicht um Moltke. Das muß den schamlosen, bewußten und geflissentlichen Fälschungsversuchen der Eulenburg-Presse gegenüber immer wieder ins Land gerufen werden. Wer sich des ursprünglichen Tatbestands noch entsinnen kann, ist sich nicht einen Augenblick im Zweifel, daß Moltke in der ganzen Aktion nur als Nebenfigur, nur dekorativ, als Staffage im Hintergrund wirken sollte. Man muß doch schließlich auch mit den artistischen Bedürfnissen des früheren Schauspielers rechnen, der sich gern in eine reiche szenische Umrahmung stellt:

„Drum schonet mir an diesem Tag
Prospekte nicht und nicht Maschinen!
Gebraucht das groß und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet ihr verschwenden;
An Wasser, Feuer, Felsenwänden,
An Tier und Vögeln fehlt es nicht!"

Moltke hatte bei Harden nur eine Nebenrolle zu mimen. Er sollte eigentlich nur das Relief für Eulenburg hergeben. Daß er dennoch zum Helden des ganzen Stückes gemacht wurde, geschah aus sehr naheliegenden Gründen — aber gegen Hardens Intentionen —, konnte von ihm trotz zähester Abwehr auch nicht verhindert werden. So wurde die ganze Sache von Anfang an geflissentlich aus ihrem ursprünglichen Geleise gehoben und in ein falsches gestellt. Die Folgen sind nicht ausgeblieben. Sie bleiben auf die Dauer nie aus, wo krumme Wege beschritten werden, wo ein gerader da ist. Denn diese krummen Wege enthüllen sich am Ende als unheilvoller Kreis, aus dem es nach unendlichen Irrungen und Unfällen nur die eine Rettung gibt: den Übertritt auf den so lange gemiedenen geraden Weg. Der Fall Eulenburg ist ein Schulfall dafür, in welche verhängnisvollen Netze sich die Justiz verstricken muß, wenn sie um ver-

meintlicher „höherer Interessen“ willen ihre eigentliche und einzige Aufgabe: die Wahrheit zu suchen und das Recht zu finden, einer sogenannten „Staatsräson“ unterordnet. Möchte die barbarische Lektion wenigstens fruchten!

Ob Harden jemals seines Sieges froh werden wird, ist eine andere Frage. Ich glaube es nicht, und er wohl auch nicht. Es hieße die Robustheit der Psyche eines solchen Mannes denn doch überschätzen, wenn er von alledem und alledem nicht einen Stachel nachbehielte. Auch vor dem eigenen Bewußtsein. Ein Weh, das er vielleicht der Welt verbergen, das aber doch an ihm zehren wird. Seine „Methode“ ist keine glückliche. Ich sage: glückliche, weil sie ihm von der Natur gegeben, nicht in seine Wahl gestellt scheint. Aber auch er könnte von seinen Gegnern, ja von seinen intimsten Feinden lernen. Denn wenn sie ihm auch schaden wollen, so können sie ihm noch viel mehr nützen. Das ist freilich eine Fibelweisheit, aber die am schwersten erlernbare.

Hardens „Widersprüche“ bilden schon eine Spezialität, einen Sport gewissenhafter Sammler, die dann auch nicht verfehlen, den Segen ihres Fleißes öffentlich zur Schau zu stellen. So frischt jetzt Joseph Adolf Bondy, der Herausgeber der „Neuen Revue“, einige Sätze auf, die Harden noch unter dem frischen Eindrucke des Selbstmordes eines bekannten Berliner Kommerzienrates niederschrieb. Der hatte, ganz unter denselben Umständen wie Fürst Eulenburg, unter seinem Eide bestritten, sich homosexuell betätigt zu haben oder auch nur so veranlagt zu sein. Damals meinte Harden:

„Nach moderner Auffassung ist der Urning nicht ein Verbrecher, sondern ein Kranker; wäre es anders, dann müßten viele Diplomaten, Höflinge, gekrönte Herren sogar ihre Häupter in Schande betten. Ist es nötig, den Kinäden in den Tod zu hetzen? — Kranke Menschen, Märtyrer eines verirrten Sexualtriebs werden bestraft und geächtet. Wer in Angst um sein bißchen Ehre, in dem Bewußtsein, keines Menschen Rechte gekürzt und keinen Schaden gestiftet zu haben, die zu beeidende Zeugenaussage färbt, kommt ins Zuchthaus. Vor der Leiche des Selbstmörders hält der Korrekte sich in frommem Schauder die Nase zu.“

„Hardens Methode“, analysiert sie Bondy in seiner „Neuen Revue“, „wurzelt Josef Adolf in seinem ganzen Wesen, in seinen letzten Vorzügen und Fehlern. Er strebt nach der Sache und bleibt immer am Persönlichen haften. Bei allem geschichtlichen Werden sieht er nur Menschengesichter, Menschenposen, hört nicht den Umschwung der ehernen Räder, fühlt nicht die heißen Kräfte, die den einzelnen fortreißen. Er vernimmt zufällig in einem Gespräch, daß Kaiser Wilhelm sich mit dem französischen Botschaftsrat Lecomte über Kunst unterhalten habe: Sofort wird dieser Herr Lecomte für ihn der Träger furchtbarer Völkerschicksale, er kann diese Wahnvorstellung nicht mehr los werden und erzählt bis an sein Lebensende, sooft dieser Name erklingt, von den wildesten politischen Abenteuern, die nur in seiner Phantasie lebendig sind.

Er wittert überall Intrigen. Und so wurde Fürst Eulenburg für ihn ein Heros der Ränke. Als ob er den Kaiser je hindern könnte, sich außer

mit seinem Kanzler auch mit Freunden, denen er vertraut, zu beraten? Als ob das nicht in der ganzen Welt so wäre? Als ob nicht Harden selbst sich jede Woche als unverantwortlichen Ratgeber anböte, heute höflich werbend, morgen eine aus dem Innersten seines monarchischen Herzens geholte Bosheit von der Sehne seines Witzes schnellend? Von Holstein, der ihm jetzt manchen Brei einrührt, glaubte man lange, er spiele dieselbe Rolle, die Harden dem Fürsten Eulenburg zugemutet hat. In den Hohenloheschen Denkwürdigkeiten erscheinen Spätzle (Herr von Kiderlen-Wächter), Troubadour (Graf Philipp Eulenburg) und der Austernfreund (Herr von Holstein) zu einer ‚Kamarilla' vereinigt. Wie leibeigen Harden dem Persönlichen ist — das beweist die schnelle Verwandlung Holsteins aus einem schwarzen in einen weißen Bock, seitdem der Wirkliche Geheime Rat dem Herausgeber der ‚Zukunft' einen respektvollen Brief geschrieben hat.

Bernhard Dernburg wird ins Kolonialamt berufen. Harden ist begeistert: ‚Endlich eine politische Nachricht, der man sich freuen darf.' Dernburg wird mit Chamberlain verglichen, seine kühnen Transaktionen bei der Darmstädter Bank werden entschuldigt. ‚Sein Auge kann wie das eines Apostels leuchten, wie das eines Amfortas feucht schimmern'. ‚Das Stärkste in ihm scheint die Fähigkeit zu rascher Konstruktion'. ‚In Haltung und Rede keine Spur von Pose'. ‚Ein moderner Geschäftsmann im Bundesrat! Manche Dummheiten sind unwahrscheinlich geworden.'

Nach dem Moltkeprozeß erscheint eine Zeitungsnotiz: ‚Exzellenz Dernburg legt Wert darauf, öffentlich von Herrn Harden abzurücken.' Harden bleibt die Antwort nicht schuldig: ‚Der Herr, dem die Erben noch heute die ganze Misere der Darmstädter Bank zuschreiben.' Die Afrikareise — ‚ein ekles Possenspiel.' ‚Unser Genie hatte kaum ins Land hineingerochen: da war schon ein neues Programm fertig.' ‚Ließ bei allen höfischen Veranstaltungen seine Orden glänzen.' ‚Jedes Parvenuvergnügen sei ihm gern vergönnt.' ‚Wir wollen hoffen, daß die neue Gloria nicht wie anno Heldburg und Luxemburg einst die alte ende.' ‚Der Bureaukratismus hat auf dem Kolonialamt nie schwerer gelastet als jetzt.' Und so geht es weiter. Jedes Wort mit Galle getränkt.

Hier hat man den ganzen Harden. Dieser scharfe Intellekt taucht, sowie der persönliche Nerv berührt wird, in Dunkelheiten, in trübe Ursprünge zurück. Wer sich von Sympathie und Rachsucht so übermannen läßt, kann sich trotz aller Kenntnisse und Erfahrung aus dem Gewoge politischer Kämpfe kein objektives Urteil retten. Ein solcher Persönlichkeitsfanatismus übersieht in der Hitze des Ansturms die Linie, wo die Wahrung berechtigter Interessen aufhört und der moralische Hausfriedensbruch beginnt, und findet sogar in verborgensten Sexualwinkeln noch politische Angriffsmöglichkeiten.

Gerade die Erfahrungen der letzten Prozesse verlangen, daß das Privatleben mit einem dreifachen Gitter aus Stacheldraht umzäunt werde, an dem sich lüsterne Finger und Schnüfflernasen blutig kratzen sollen. Das

Gesetz, das anderwärts auch die Veröffentlichung erweislich wahrer, aber ehrenrühriger Vorgänge des Privat- und Familienlebens verbietet, und die Gemeinbürgschaft der anständigen Leute müssen diesen Stachelzaun pflanzen.

Ist ein homosexueller Staatsmann ein Schädling, dann ist es Pflicht, seine Unfähigkeit, seine schlechte Politik, nicht aber seine Männerliebe zu erweisen. Es ziemt sich nicht, dem politischen Gegner, den man beseitigen will, Kriminalspione an die Fersen zu heften, um ihn in verbotenen Schlupfwinkeln des Geschlechtslebens zu ertappen . . ."

Solcher Betrachtungen lassen sich gut und gerne noch manche anstellen. Sie haben nur den einen Fehler, daß sie nicht zur Verhandlung stehen, ja daß sie geeignet sind, die Sachlage zu verdunkeln, das Thema auf ein anderes Gebiet hinüber zu spielen. Es braucht auch nicht notwendig ein Widerspruch darin zu liegen, daß Harden einerseits für die Straflosigkeit der Homosexuellen plaidiert, andererseits im gegebenen Falle eine solche Veranlagung oder Betätigung gegen Personen verwertet, die er aus dem Rate des Monarchen, überhaupt von der politischen Schaubühne entfernt wissen will. Er würde sich dann nur eines unlauteren Mittels für Zwecke bedient haben, die er für gute und nötige gehalten hat. Man kann das moralisch verurteilen, — ein logischer Widerspruch liegt aber darin noch nicht. Selbst dann kann er sich — wie er das ja auch tut — immer noch auf den Standpunkt stellen: ich mache ja den Leuten aus ihrer abnormalen Veranlagung oder Betätigung *persönlich* keinen Vorwurf. Aber solche Leute gehören nicht an einflußreiche und leitende Stellen. Und da sie auf keine andere Weise aus diesen Stellungen zu entfernen sind, so muß ich mich zu meinem Bedauern eines Mittels gegen sie bedienen, das ich unter anderen Umständen als ein untaugliches ansehen würde. — Ja, ist es denn etwa *nicht* über die Maßen beschämende geschichtliche Tatsache geworden, daß es erst durch öffentlichen Gebrauch *dieses* Mittels möglich wurde, einen jahrzehntelang — nicht einmal so ganz im Verborgenen — glimmenden Seuchenherd auszutreten? „Hohenau und Lynar, Eulenburg und Lecomte: das, Herr Oberstaatsanwalt, ist das Ende der ‚Hardenschen Mär'. Vier Häupter sanken bleichend vom Rumpf!" So zieht Herr Harden die Bilanz seiner Affäre. Ich finde nun dieses theatralische Pathos nichts weniger als geschmackvoll, kann mich auch sonst vielfach mit den Gesten und Waffen seiner Kampfführung ganz und gar nicht befreunden; gestehe sogar offen, daß ich einen Gegner, dem ich nicht auf andere Weise beikommen könnte, lieber ungeschoren ließe. Das alles hindert aber nicht, daß Harden objektiv in der Hauptsache recht behalten, daß er objektiv sich ein positives Verdienst erworben und daß vor ihm kein anderer den Mut gefunden hat, mit geschmeidiger Klinge in das an so hoher Stelle nistende Wespennest zu stechen. Wenn Leutchen, die kaum einen Satz zu schreiben wagen, ohne mit ihren Fühlhörnern zu ertasten, ob er nicht vielleicht bei ihrem Verleger oder Annoncenpächter Anstoß erregen könnte, wenn solche komischen Bayards ohne Furcht und Tadel Harden der Feigheit bezichtigten, so war

das von so überwältigendem Humor, daß es geradezu ein versöhnliches Element in die so ernste und überaus peinliche Sache hineintrug. Was es bedeutete, mit einem Eulenburg auch nur von ferne anzubinden, darüber ist sich wohl keiner weniger im unklaren gewesen, als gerade der so gewissenhaft „bediente“ Harden. Noch jetzt, nachdem Eulenburg des Meineids so gut wie überführt, bereits die Untersuchungshaft über ihn verhängt ist, findet er an zahlreichen Stellen eifrige Anwälte, sickert aus verborgenen Kanälen immer wieder Beschwichtigungsöl und Reinigungswasser für ihn auf das Zeitungspapier.

„Seit Fürst Eulenburg verhaftet und in die Berliner Charité übergeführt worden ist,“ schreibt der „Vorwärts“, „leistet sich ein Teil der sogenannten anständigen Presse ein ebenso unverschämtes wie erbärmliches Gaukelspiel. Mit einer Systematik, die es schwer macht, nicht an ein vorher wohlüberlegtes Verfahren glauben, tauchen bald da, bald dort in sogenannten unparteiischen und konservativen Blättern, meist solchen, die bei jeder Gelegenheit über die Unsittlichkeit und das schwindende Rechtsgefühl der unteren Volksschichten klagen, rührselige Notizen auf, in denen über das zärtliche Familienleben des Fürsten Philipp von Eulenburg, seine angebliche Milde und Leutseligkeit, seine Beliebtheit bei den Bewohnern Liebenbergs, die aufopfernde Pflege, die ihm seine Gattin angedeihen läßt, usw. berichtet wird. Und nachdem auf diese Art an die Sentimentalität nnd die Gedankenlosigkeit der Leser appelliert worden ist, folgen dann unter frecher Entstellung des Tatbestandes allerlei wehmütige Betrachtungen darüber, daß selbst dann, wenn der Fürst Eulenburg einen Meineid geleistet haben sollte, er eigentlich gar nicht als Meineidiger betrachtet werden dürfe, denn er sei ja zum Eid gezwungen worden und habe nur, um seine heißgeliebte Familie vor einem Makel zu retten, falsch geschworen usw. usw.

Wer die Mache kennt, weiß, was hinter derartigen Notizen steckt. Sie kehren regelmäßig wieder, wenn irgendeiner aus den sogenannten höchsten Schichten etwas ausgefressen hat. Als die Fürstin Wrede Silbersachen gestohlen und als in Allenstein der Hauptmann von Göben den Gatten seiner Geliebten erschossen hatte, tauchten ganz in gleichem Stil gehaltene, auf das gute Herz spekulierende Notizen in einem Teil der sonst für Verschärfung der Strafgesetze plädierenden Presse auf; nur daß diesmal, da es sich um einen Gefürsteten handelt, solche Notizen noch aufdringlicher auftreten.“

Das gleiche ist der „Nationalliberalen Korrespondenz“ aufgefallen: „Fürst Philipp zu Eulenburg weilt seit drei Tagen als Untersuchungsgefangener, der körperlich leidend ist, in der Charité. Und nun begibt sich etwas, was auf den ersten Blick schwer faßbar ist; was nur verständlich wird als die reife Frucht einer durch viele Monate irregeleiteten öffentlichen Meinung. Eine weiche Rührseligkeit ist im Aufkommen, für die die Begriffe gut und böse gar nicht mehr zu existieren scheinen. Was Eid, was Meineid! Man sieht nur noch

den Mann (wie es mit schleimiger Sentimentalität im Berl. Tagbl. heißt), dessen Blicke zu sagen pflegten: ‚Was kann ich für Sie tun?‘ und man empört sich an Stammtischen und auf allzu geduldigen Zeitungspapieren über den andern, der den Fürsten Philipp in diese Zwangslage hineingehetzt hätte.

Demgegenüber scheint es uns doch nützlich, an den wirklichen Verlauf der Dinge zu erinnern.... Ob Fürst Philipp Eulenburg falsch geschworen oder nicht: Wir wissen es nicht. Obschon die Verdachtsgründe gegen ihn sich in beängstigender Weise mehren. Aber das wissen wir, daß kein Mensch ihn zu seinen Eiden gezwungen hat. Ihn selbst drängte es aus dem Auslande zum Zwecke der Eideshilfe wiederzukehren. Trieb es — ganz ohne Not — im Prozeß Brandt eine Gastrolle vor Gericht zu geben und dort jenen ersten, ein wenig zaghaften Eid zu schwören, der so merkwürdig von den eidlichen Bekundungen des Kanzlers abstach. Dann, als der Oberstaatsanwalt Herrn Harden den zweiten Prozeß machte, schwor er schon wesentlich resoluter. Und errötete nicht, als Herr Isenbiel, unter dem Eindruck dieses Schwurs eines äußerlichen Gentleman, ihn eine Idealgestalt nannte, die man lieben müßte; hatte nichts dagegen, daß der Angeklagte auf vier Monate ins Gefängnis geschickt werden sollte; daß alle Welt den einen Erfinder und Verbreiter haltloser Lügengeschichten fast einen Ehrlosen nannte.

So ist doch der wirkliche, der nüchterne Verlauf der Dinge, und in ihm bedauern wir lebhaft, kaum ein Moment zu finden, das den Skalden von ehedem rührsamen Mitleids würdig machte. Gewiß gibt es Meineide, die aus altruistischen Motiven, im tiefsten Grunde aus anständigen Regungen heraus geschworen werden. Im Fall des Fürsten Eulenburg aber, wofern der Verdacht sich bewahrheitete, würde es schwer werden, solche Motive festzustellen. Ein Mann, der auf sein Glück, seine Stellung, seine Verbindungen pocht. Der zum Schluß, als kein Entrinnen mehr möglich scheint, noch die Farce mit dem Bittgottesdienst in der Schloßkirche veranlaßt: ein Spieler und ein Komödiant.“

Fürst Eulenburg mag sich bei seiner Presse oder — deren Einbläser bedanken, wenn so scharfe Worte gegen ihn fallen. Sie hätten bei dem, was ihn nun doch getroffen hat, vermieden werden können, wären auch vermieden worden, wenn nicht ein Teil der Presse bei seiner Reinigungswäsche alle ethischen Begriffe in so dreist herausfordernder Weise auf den Kopf stellte, daß Schweigen geradezu Beihilfeleisten zu einer solchen Korruption der sittlichen Empfindungen unseres nur allzu suggestibeln Volkes hieße. Interessant ist die Beobachtung, wie auch hier wieder der angestammte Lakaiensinn sich zugunsten des Hochgefürsteten im Unterbewußtsein vieler zu regen beginnt. Können wir nicht fast täglich viel tragischere Fälle erleben? Aber wir achten kaum auf sie. Sind doch nur ganz gewöhnliche Bürger, oft „nur“ Arbeiter die — nicht einmal immer schuldigen

Opfer. Wenn Männer wegen irgendwelcher politischen „Verbrechen" durch Schrift oder Wort — subjektiv also doch nur ihrer ehrlichen Überzeugung wegen — auf Monate und Jahre ins Gefängnis oder gar ins Zuchthaus müssen und die darbende Familie, die hungernden Kinder ohne Ernährer zurücklassen; wenn Töchter armer und wie oft auch „guter" Familien nach langem, nutzlosem, zermürbendem Kampfe um das tägliche Brot sich der Schande in die Arme werfen, an Körper und Seele prostituieren müssen, wo doch ihr ganzes Innere in einem einzigen Aufschrei dagegen revoltiert hat, bis die Gewohnheit den Gottesfunken in der Gosse erlöschen ließ: — wo, frage ich, ist da das herzzerreißende „Mitleid", wann hat da jemals spaltenlanges Gewimmer die Zeitungen gefüllt? Mit eisiger, oft Entsetzen erregender Kälte werden solche Fälle in zwei Zeilen gebucht. Mitleid allen Leidenden, allen Opfern persönlicher und sozialer Notstände, menschlicher Fehlbarkeit, rätselhafter Gesetze, die sich nach Jahrtausenden oft über dem einzelnen und den Völkern in furchtbarer Katastrophe zermalmend entladen. Mitleid mit jedem tiefen Fall, Mitleid auch dem Fürsten Eulenburg. Aber kein falsches Mitleid; kein Mitleid, das an unsere Herzen nur rühren zu können glaubt, wenn es, um den einzelnen gesund zu bitten, das sittliche Lebensblut der Gesamtheit vergiftet. Die das wahre Mitleid im Herzen tragen, das große Leid aller Kreatur mitleiden, die brauchen auch für den Fürsten Eulenburg nicht erst um Mitleid angegangen zu werden. Und tritt das Anliegen gar mit der frechen Forderung an sie heran, ihre Begriffe von Gut und Böse, Recht und Unrecht für den einzelnen Fall über Bord zu werfen, so weisen sie solchen falschen Aposteln energisch die Türe.

Was steht denn heute zur Anklage? Die sexuellen Verfehlungen des Fürsten? Die stehen auf einem andern Blatt. Hier wird die Anklage erhoben, daß Eulenburg zu seinem Nutzen, ohne Rücksicht auf Freiheit und Gesundheit, physische und moralische Existenz anderer Menschen, Eide geschworen hat, von denen er wußte, daß sie den Ruin eben dieser Menschen, wenn nicht allein verschulden, so doch mit herbeiführen mußten. Und — von denen er gleichzeitig wußte, daß sie Unwahres bekräftigten. Wer die auf der Tagesordnung stehende Schuldfrage anders stellt, der fälscht sie eben um, und zwar zu keinem anderen Zweck, als durch den Appell an die menschlichen, allzu menschlichen Instinkte, Stimmung für seinen Klienten zu machen.

Was an mildernden Umständen für den Gestürzten geltend gemacht werden kann, das faßt im wesentlichen die — sozialdemokratische „Münchener Post" zusammen: „Eulenburg erleidet das Schicksal nicht weniger Unglücklicher aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen, die vor die Wahl gestellt, ihre Schande zu entblößen oder einen falschen Eid zu leisten, die Gefahr einer strafgerichtlichen Verfolgung wegen Meineids der unmittelbar drohenden Vernichtung vorzogen. Daran, daß er das tat, trifft nicht ihn allein die Schuld. Hätten die Behörden nicht jahrelang das schamlose

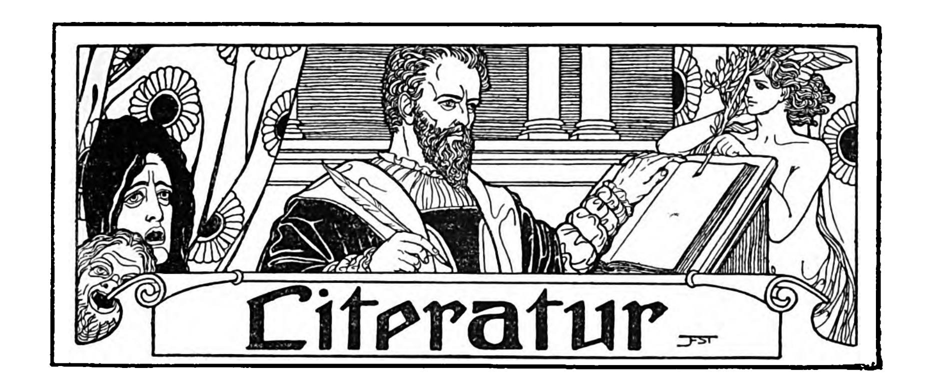
Treiben der hochgeborenen Urninge sehend geduldet, hätten die Eulenburg und Genossen aus der Nachsicht, mit der man sie behandelte, die Hilfe sogar, die man ihnen in schwierigen Situationen leistete, nicht folgern dürfen, daß ihnen nun alles erlaubt sei, so hätte Philipp Eulenburg niemals den Eid geschworen, der sein Schicksal besiegelte. Lastete auch nur ein geringer Verdacht auf ihm — aber die Polizei wußte alles oder so gut wie alles —, so durfte er niemals zur Vereidigung zugelassen werden. Als Meineidiger ist er das Opfer der Rücksichten, die man ihm, dem Freund des Kaisers, dem Fürsten, dem Botschafter entgegenbrachte."

Ruhig die Majestät des Rechtes walten lassen: das war hier wie immer und überall das einzig Wohltätige und Heilsame. Und das wenigst Schmerzhafte. Hätten die Behörden von Anfang an mehr Respekt vor dieser Majestät, weniger Respekt vor gewissen Durchlauchten und Hoheiten gehabt, — es wäre uns alles erspart geblieben. Schrieb doch schon Gentz zur Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. an diesen:

„Die Verwaltung des Rechts ist seit einem halben Jahrhundert eine der glänzendsten Seiten, der wahre Stolz der preußischen Ziviladministration gewesen. Ein Gesetzbuch, welches der Vollkommenheit nähergerückt ist als irgend ein anderes der ältern und neuern Zeit; einfache, regelmäßige, verständliche, von der Vernunft gebilligte Formen; Gerichtshöfe, deren Ausspruch ein langes unbeflecktes Vertrauen fast zum Range eines Ausspruchs der Gerechtigkeit selbst erhob: — das sind die Grundpfeiler dieses wohlerworbenen Ruhmes. Um der Zeit zu trotzen, um sich immer tiefer in ihr Fundament zu senken, bedürfen sie nichts weiter als Schutz und Ruhe. Es ist ein glorreiches Attribut des Monarchen, das Gesetz selbst in seiner unverletzlichen Heiligkeit zu repräsentieren. Alles, was das Ansehen des Gesetzes untergräbt, Willkür in den Rechtsgang bringt und in der furchtbaren Gestalt eines Machtspruches den erschrockenen Bürger aus der letzten Verschanzung seiner Sicherheit zu vertreiben droht: alles das ist für den Monarchen Selbstentheiligung, Selbstverletzung seiner eigenen höchsten Würde, und als solche nicht bloß aus den Maximen, schon aus den Neigungen eines großen und guten Königs verbannt."

Vom Königtum selbst droht uns auch heute noch zuletzt die Gefahr eines Rechtsbruchs. Aber die Könige herrschen, sie regieren nicht. Darum kommt alles darauf an, daß der ganze Regierungsapparat, vom größten bis zum kleinsten Rade, auf diese Erkenntnis eingestellt wird. Sie ist in der Tat aller Regierungsweisheit letzter Schluß. Und so einfach!





Goethes „Faust“ auf der Bühne

Von

Dr. Karl Storck

An den Osterfeiertagen dieses Jahres wurde in Weimar der Versuch unternommen, Goethes Faustdichtung in möglichst treuem Anschluß an die im Buche vorliegende Gestalt des Werkes auf die Bühne zu bringen. Karl Weiser übernahm den älteren Versuch Hermann Müllers, der die Faustdichtung in ein Viertagewerk zerlegte, und bietet nun das gesamte Werk in je zwei Aufführungen an zwei aufeinanderfolgenden Tagen. Das geht insofern sehr günstig, als dann die Nachmittagsaufführungen mehr die gedankenhaften Teile, die Abendvorstellungen das Dramatische im gewöhnlichen Sinne des Wortes umschließen. Danach bringt also der erste Tag in zweimal fünf Aufzügen den ersten Teil, und zwar am Nachmittag das Vorspiel im Himmel und dann die Szenen bis zu Fausts Verjüngung in der Hexenküche. Die Abendvorstellung umfaßt die Gretchentragödie einschließlich der Walpurgisnacht. Der zweite Teil ist so geteilt, daß die erste Szene in der anmutigen Alpengegend mit Ariel und Fausts Erwachen als Vorspiel behandelt ist, dem der erste und zweite Akt der Dichtung (auf drei Akte zerteilt) folgen. Von der Helenaepisode bis zum Schluß bildet dann im Anschluß an die drei Aufzüge der Dichtung auch wieder ein dreiaktiges Bühnendrama.

Bei dieser Einteilung erkennt man sofort die außerordentliche Schwierigkeit, der vor allen Dingen die Aufführung des ersten Teiles begegnen muß. Wir sind von je her gewöhnt, die Gretchentragödie so als das Wesentliche des ersten Teiles behandelt zu sehen, daß die der Verjüngung in der Hexenküche vorangehenden Szenen meistens möglichst zusammengestrichen werden. Nun füllen sie hier ein ganzes Drama, das mit seinen fünf Aufzügen und dem Vorspiel einen neunmaligen Szenenwechsel bedingt. Nur ausgezeichnete Sprecher werden diesen Teil auf der Bühne wirklich eindrucksvoll zu gestalten vermögen. Ich mache nun immer wieder, zumal wenn ich außerhalb Berlins einer Erstaufführung beiwohne, die Beobachtung, daß

unser Volk außerordentlich empfänglich ist für gedankenreiche und wortschöne Dichtung, die ihm von der Bühne herab vorgetragen wird, daß es darüber gern ein weniger an Handlung in Kauf nimmt. Gelingt es dann noch, durch schöne Bühnenbilder dem Auge jenen Genuß zu verschaffen, der gleichzeitig Beruhigung der Sinne bedeutet, so ist mir um die Wirkung einer solchen Dichtung niemals bange, solange die Regisseure darauf verzichten, mit Gewalt „Dramatisches“ hineinzubringen, was heutzutage meistens dadurch geschieht, daß Einzelheiten möglichst scharf realistisch unterstrichen werden. In diesen Fehler ist man auch in Weimar verfallen und hat dadurch die Szenen in der Hexenküche in den Worten fast unverständlich gemacht, während dann doch das Ganze zu lange dauerte, um durch die spukhafte Gesamterscheinung nachhaltig zu wirken. Bei der Zerlegung des zweiten Teiles wirkte als Widerspruch die Trennung des Helena-Aktes von der klassischen Walpurgisnacht. Nach meinem Gefühl gehört die Helena-Episode unbedingt zu dieser, auch bühnentechnisch, wo mit der Helena-Episode die vollkommen sonnige Klarheit des antiken Lebens erscheint nach den vorangehenden Zuständen, die von der düsteren Finsternis der Welt der Sphinxe, Sirenen, Greifen und Lamien über die allmählich sich aufklärende Welt der Flußgötter bis zur mythischen Schönheitsgestaltung der Galathea sich steigern.

Doch es kommt mir hier weniger darauf an, die Aufführung in Weimar in ihren Einzelheiten zu besprechen; ich benutze gerade diese Aufführung mehr als „Gelegenheit“ wegen der „allgemeinen“ Werte Weimars. Weimar ist für uns geheiligter Boden. Es gibt keinen Ort in Deutschland, der für unser Drama so leicht den Charakter der Festspielstadt erhalten könnte wie Weimar. Insofern ist der Gedanke von Bartels glücklich, gerade hierher die Jugendfestspiele zu verlegen, gegen die ich sonst sehr viele Bedenken auf dem Herzen habe. Nun hat Weimar ein neues Theater erhalten, einen sehr schönen Bau, dessen äußere Gestaltung eine monumentale Erhöhung echt bürgerlicher deutscher Bauweise bedeutet, dessen Zuschauerraum zwar etwas kühl vornehm wirkt, aber den großen Vorzug hat, daß von allen Plätzen vorzüglich gesehen werden kann, und daß der einzelne keine Störung durch die Mitbesucher erfährt. Sicher ist doch nun auch die Bühne mit den neuesten Maschinen ausgestattet. Da aber ist es notwendig, daß Leute an der Spitze stehen, die diese Einrichtungen auch wirklich fruchtbar zu machen wissen. Das ist leider nicht der Fall. Es sind für diese Bühneneinrichtung des Faust große Summen verausgabt worden; leider aber ist alles im herkömmlichsten Schlendrian stecken geblieben. Die szenischen Bilder waren Theaterbilder schlimmster Art, ohne irgendwelchen persönlichen künstlerischen Charakter. Warum hat man da nicht einige Künstler mit dem Entwurf der szenischen Bilder beauftragt? Was hat z. B. gerade für eine Faustdichtung („Fausts Verdammung“ von Berlioz) die in ihren Bühnenverhältnissen so beschränkte „Komische Oper“ in Berlin an herrlichen Bühnenbildern geschaffen! Auch die Licht-

effekte arbeiten in abgebrauchtester Art. Und in den Kostümen war zwar einzelnes gelungen, es wurde aber nicht der Versuch gemacht, ihre Gesamtheit harmonisch zusammenzustimmen.

Weisers Bestreben, die Szenenfolge Goethes beizubehalten, überhaupt die „Bearbeitung“ lediglich als Kürzung aufzufassen, verdient gewiß volle Anerkennung. Aber man muß doch auch bedenken, wie furchtbar störend ein so rasch aufeinanderfolgender Szenenwechsel wirken muß, und deshalb den Versuch machen, wenn irgend möglich, Bühnenbilder zu schaffen, die unter Umständen mehrere Szenen gleichzeitig umfassen können. Das ist z. B. der Fall bei den drei Szenen: Spaziergang vor dem Stadttore, Unter der Linde des Dorfes und Felsige Anhöhe. Bei geschickter Verwendung des Raumes muß es unschwer gelingen, die Szene unter der Linde in den Vordergrund des Mittelteiles der Bühne zu stellen, während rechts seitwärts etwa in Mittelhöhe das Stadttor zu sehen ist; links ganz im Hintergrunde möglichst hoch auf die Bühne gestellt jene felsige Anhöhe, auf der Faust mit Wagner sein Abendgespräch führt. Es bleibt das Verhängnis unserer meisten Bühnenregisseure, daß sie immer jeden Vorgang in der Mitte der Bühne spielen lassen wollen. Das ist zweifellos durch den älteren Bau unserer Theater herbeigeführt worden, wo nur die Mitte von allen Plätzen aus einigermaßen zu sehen ist. Aber gerade das Weimarer Theater verbindet den Rang- und Logenbau so glücklich mit der ansteigenden Parkettgestaltung, daß hier die ganze Bühne übersichtlich wird. Das nur als ein Beispiel, wie die Übernahme modernster Bühnentechnik auch eine hohe Förderung des rein dichterischen Eindrucks bedeuten kann. Auf grundsätzliche Fragen, wie die Verwendung der Drehbühne, will ich mich hier nicht einlassen; daß man die von Devrient eingeführte Dreiteilung der Bühne preisgegeben hatte, kann ich nicht bedauern, — sie wirkte fremdartig und war doch auch sehr gewaltsam für die Dichtung. Daß das Weimarer Schauspieler-Ensemble vielfach einer Auffrischung bedürfte, daß es gerade um die sprachliche Kultur dieser Schauspieler recht schlecht bestellt ist, so daß man eigentlich auf dieser Bühne Anklänge an sämtliche Mundarten unseres lieben Vaterlandes hören kann, sei nur aus dem Wunsche heraus bemerkt, daß Weimar eine Musterbühne unseres klassischen Dramas bleiben muß, weil es berufen ist, der ruhende Pol in der Flucht der Erscheinungen unseres allzu aufgeregten Literaturlebens zu sein.

Frägt man nach dem Gesamteindruck des zweitägigen Festspiels, so hat unbestreitbar der zweite Teil einen stärkeren Eindruck gemacht als der erste. Ich meine natürlich als Ganzes; die Gewalt der Gretchenszenen ist ja nicht zu überbieten. Aber als wirklich erfreuliches Ergebnis dieser Aufführung ist festzuhalten, daß auch bei einer keineswegs überwältigenden Darstellung, sofern man nur den Dichter nicht zu verdeutlichen strebt, sondern ruhig die Dichtung wirken läßt, der zweite Teil, wenn er im nahen Zusammenhang mit dem ersten dargeboten wird, freudige Aufnahme und sicheres Verständnis findet. Man hat ja lange

Zeit hindurch diesen zweiten Teil überhaupt für unaufführbar gehalten. Dagegen halte man die Tatsache, daß Eckermann — doch zweifellos auf die Einwirkung Goethes hin — diesen zweiten Teil für bühnengerechter hielt als den ersten, wie denn auch die ganze äußere Einteilung der Dichtung im Buche beim zweiten Teil mehr der Bühne gemäß ist als im ersten.

Diese Scheu vor dem zweiten Teil des Faust, die ja seltsamerweise in weiten Kreisen auch gegenüber dem Buche besteht, ist sicher eine Folge jener Erklärungswut der Goethephilologen, die Fr. Th. Vischer so ergötzlich verspottet hat. Es ist das Verhängnis der Kleinarbeit dieser Männer, daß sie den Blick vom Ganzen immer mehr aufs einzelne gelenkt haben, daß sie jedem Worte, jeder kleinsten Beziehung nachspürten, diese vorlegten und so den Leser schließlich mit einer Unmasse von Material überhäuften, gegen das er sich nicht mehr wehren konnte. Es entsteht dann eine ähnliche Einstellung wie in der Schule etwa bei der Homerlektüre, wenn ungeschickte Lehrer einen dahin peinigen, daß jede kleine Füllsilbe mit besonderen Namen bezeichnet wird, und nun jedesmal der Schüler feststellen soll, um welche Art der Verwendung dieser Silbe es sich in diesem Falle handelt. Aus lauter Angst vor den Fußangeln der tiefsinnigen Beziehungen in den Einzelversen dieses zweiten Teiles des Faust, aus Furcht, irgendeine Einzelheit nicht zu verstehen, verbohrt sich der Leser ins einzelne, verliert darüber den Zusammenhang und gibt am Ende das Ganze auf. Mir ist oft von anderen die eigene Erfahrung mit dem zweiten Teil der Faustdichtung bestätigt worden, daß man ihn erst als Gymnasiast mit den Erläuterungen von Düntzer oder irgend einem anderen mühselig durchackerte, dabei im günstigsten Falle sich eine Reihe einzelner Schönheiten rettete; nach einiger Zeit dämmerte allmählich aus der Wirrnis dieser Empfindungen doch jene große Linie der Gesamtentwicklung auf, an der man sich dann zum tiefen Lebensevangelium dieser Dichtung hindurchfand. Nachher kam man dahin, eine Ausgabe zu wählen, die überhaupt keine Anmerkungen hatte, und freute sich nun, daß man auch ohne solche Anmerkungen alles Wesentliche sehr gut verstand. Zuletzt wurde man dann auch noch des Altersstils der Goethischen Sprache Herr. Man erkannte, daß die sinnliche Anschauungskraft dieses Dichters nicht nachgelassen hatte. Mit außerordentlicher Plastik stehen einem nun selbst die Vorgänge der klassischen Walpurgisnacht vor Augen; mit genialer Raumkunst ist das alles gestaltet, und je weniger man sich um das einzelne Wort kümmert, um so lebendiger treten alle diese zuerst so schemenhaften Gestaltungen aus dem Dunkel hervor zu lebendiger, lebensprühender Sinnlichkeit. Diese Arbeit der Versinnlichung hat die Bühne zu leisten. Und sie kann sie leisten.

Schier gleichzeitig mit der Aufführung in Weimar hat Alfred Freiherr von Berger in Hamburg den zweiten Teil des Faust auf die Bühne gebracht. Er hat über die Art seiner Bearbeitung im „Tag" berichtet. Was er hier sagt, scheint mir so bedeutsam, daß ich es auszugsweise hier mitteilen möchte.

„Wenn der zweite Teil des ‚Faust‘ von der Bühne herab Geist und Gemüt des Publikums ergreifen soll, so heißt es vor allem die eigentlich dramatischen und menschlichen Elemente und Motive, die den labyrinthischen Organismus des Gedichts wie verborgene Nervenstränge durchziehen, kräftig zur Geltung bringen. Das kann nur gelingen durch lebendigste Darstellung der Gestalten und Vorgänge in ihrem nackt-buchstäblichen Sinne. Der Regisseur muß an das Stück, der Schauspieler an seine Rolle herantreten, als ob er von einer symbolischen oder allegorischen oder sonstwie uneigentlichen Bedeutung des ganzen Werkes und seiner Einzelheiten nie etwas gehört hätte . . .

‚Faust‘ muß inszeniert und gespielt werden, so naiv wie nur irgendein Wirklichkeitsdrama oder wie ein dramatisiertes Volksmärchen, freilich mit Aufgebot aller versinnlichenden und beseelenden Kräfte und Künste, über welche das Theater verfügt. Wenn die märchenhaften Gestalten lebendig werden, wenn die Begebenheiten rein durch sich selbst interessieren und spannen, dann werden sie auch in der Seele des Zuschauers Gedanken schwingen lassen, die über das unmittelbar Geschaute und Miterlebte hinausreichen und ihm die Stimmung des Chorus mysticus mitteilen, in dem das Gedicht aushallt: ‚Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.‘ Nicht eintreten aber wird diese höchste und zarteste Wirkung, wenn Regisseur und Schauspieler sich bewußt bemühen, die tiefsinnigen, geheimnisvollen Ideen durch die sie angeblich symbolisierenden Gestalten und Vorgänge hindurchscheinen zu lassen; denn dann dürfen sie diesen keine Realität verleihen, keine leuchtenden Farben, keine entschiedenen Umrisse, sondern sie müssen ihnen eine gewisse Durchsichtigkeit belassen, die Verschwommenheit, Blässe und Wesenlosigkeit, durch welche sich unwirkliche Abstrakta von lebendigen Geschöpfen unterscheiden. Das praktische Ergebnis aber wird, allem verschwendeten Geist und künstlerischen Prunk zum Trotz, dann doch nur höhere Langeweile sein. Denn auf der Bühne interessiert ein und für allemal nur das Lebendige; der normale Zuschauer erfaßt nur Gedanken, die ihm durch seine schauenden Augen und durch sein mitfühlendes Herz unbewußt eingeflößt werden, und lehnt die Zumutung ab, die dramatischen Vorgänge wie eine Hieroglyphenschrift angestrengt zu entziffern und zu enträtseln.

Ist es aber überhaupt möglich, den zweiten Teil des ‚Faust‘ so aufzuführen, daß er wie ein gewöhnliches dramatisches Märchendrama (etwa wie die ‚Versunkene Glocke‘) rein durch sich selbst, ohne jeden Seitenblick auf den philosophischen Tiefsinn, der sich hinter der Dichtung versteckt, lebhaft interessiert?

Ich glaube, ja. Die Vorarbeit für diese Leistung wird der Dramaturg vollbringen müssen. Dieser wird das Märchendrama, das der verwickelten, weitläufigen und unübersichtlichen Komposition des problematischen Ganzen zugrunde liegt, klar zu erfassen und mit energischer Hand, unter Beseitigung alles verwirrenden Beiwerks, freizulegen haben. Ein solches



Drama mit zusammenhängender Fabel ist im zweiten Teil des ‚Faust‘ in der Tat vorhanden. Der allgemeine Umriß dieser Fabel läßt sich mit wenigen Worten erzählen. Der zweite Teil schildert die stufenweise Befreiung einer großen Menschenseele von satanischer Umstrickung durch eigene Kraft und höhere Hilfe, während der erste Teil des Gedichts darstellt, wie diese große Menschenseele in die Gewalt des Satans gerät und, von den höllischen Mächten immer fester und enger umschnürt, ihnen zum Schluß hoffnungslos verfallen scheint.

Ist einem einmal diese Urfabel des zweiten Teils des ‚Faust‘, groß und leuchtend in ihrer menschlichen Tiefe und Schönheit, aufgegangen, dann vollzieht sich bei aufmerksamem und wiederholtem Studium des Goetheschen Gedichtes der Prozeß der ‚Bearbeitung‘ des Textes wie halb von selbst. Als unwesentlich fällt alles weg, was nicht auf sie Bezug hat, und machtvoll treten die entscheidenden Wendepunkte in der Entwicklung des inneren Verhältnisses von Faust zu Mephistopheles hervor. Von Szene zu Szene, von Akt zu Akt läßt sich dann verfolgen, wie die Macht, die der Teufel über Faust gewonnen hat, Stück für Stück abstirbt und sich von ihm löst, bis Faust im Moment seines Sterbens mit dem Geist, der stets verneint, mit dem Verlocker zu niedrigem Genuß, mit dem Versucher zu mannigfaltigem Verbrechen, sooft er ihm auch erlegen ist und noch immer erliegt, und obwohl er sich ihm vorzeiten mit Leib und Seele verschrieben hat, nichts mehr gemein hat.

Wer diesen dramatischen Grundgedanken festhält, der wird dem Drama, das der zweite Teil in sich verbirgt, mühelos zu klarer Anschaulichkeit und folgerichtigem Zusammenhang verhelfen können, denn er besitzt in ihm das Prinzip, nach welchem die Auslese der verbleibenden Bestandteile von dem zu Streichenden erfolgen muß. Sache des Regisseurs ist es alsdann, die entscheidenden großen Momente im Verlauf der skizzierten Grundfabel mit höchster Prägnanz herauszuarbeiten, so daß sie dem Zuschauer den Entwicklungsweg, den Faust durchmißt, sinnfällig bezeichnen.“ —

Bergers Einrichtung hat nach den Hamburger Berichten dort sehr großen Eindruck gemacht. Leider sagt uns der erprobte Dramaturg nichts über die Art, wie er sich die Verwertung der Musik denkt. Wir wissen von Goethe, daß er der Musik in seinem Faust eine sehr große Aufgabe zuwies, daß er für Faust und Helena sogar an je zwei Darsteller dachte, weil der Fall zu selten sei, daß Schauspieler genügend singen könnten. Wir werden unsererseits kaum an ein solches Übergehen aus Schauspiel in Oper denken; wohl aber scheint mir Goethes Faust die größte melodramatische Aufgabe zu sein, die es überhaupt gibt. Das in überzeugender Weise dargetan zu haben, ist das Verdienst Felix Weingartners, der zur Aufführung in Weimar eine ganz neue Musik geschrieben hat. Wohl verstanden, ich kann mich für diese Musik selbst nicht begeistern, aber die Art ihrer stilistischen Verwendung im Ganzen scheint mir von erlösender Bedeutung zu sein. Sie ist dramaturgisch meisterhaft.

Weingartners tonschöpferische Kraft ist niemals von starker Ursprünglichkeit gewesen und scheint mir im Laufe der Zeit sich immer mehr abgeschwächt zu haben. Es ist vielfach unbegreiflich, mit welcher Unbefangenheit er das thematische Material aus ganz bekannten Werken verwendet, wobei dann Mendelssohn und Richard Wagner in holdester Eintracht nebeneinander aufmarschieren. In der Hinsicht ist es nun in dieser Faustmusik sehr schlimm. Am schlimmsten vor der großen Brockenszene, wo man denken könnte, es handele sich nicht um den Ritt der Hexen, sondern um das Heranmarschieren von Turnvereinen bei allerlei Regimentsmusik. Schön sind von ausgeführten Stücken eigentlich nur einzelne Chorsätze, zumal unter denen für Frauenstimmen. Ganz hervorragend aber ist die Stimmungskunst durch einzelne Töne und Akkorde. Vor allem meisterhaft, wie die Musik einsetzt und verklingt. Gerade in dieser Hinsicht ließen alle bisherigen Faustmusiken sehr viel zu wünschen übrig.

Mir will nun überhaupt scheinen, als sollte man von nun ab weniger daran denken, eine neue Faustmusik zu schaffen, als aus den vorhandenen Kompositionen das auszuwählen, was am besten der Dichtung dient. Wir wollen nicht vergessen: es soll ja *kein Musikdrama „Faust“* entstehen. Die Musik soll hier dienen, sie soll dazu dienen, die Dichtung Goethes zu versinnlichen, unserem Empfinden näherzubringen. Damit das erreicht werde, muß die Musik mehr aus der Szene herauskomponiert werden; auch die umfänglichste sinfonische Einlage muß so wirken wie das einzelne kleine Lied, etwa vom „König in Thule“: als etwas in sich Fertiges, in sich Geschlossenes, das hier verwendet wird, das nicht eben erst entsteht. Die Musik darf nur Gelegenheitsmusik sein, wenigstens, sobald sie mit dem Worte verbunden auftritt. Da der Dichter seinen Faust so geschaffen hat, daß er hier im Worte alles sagt, was zu sagen ist, darf die Musik nie mehr sein als eine *Erhöhung*, als die naturgemäße Deklamation *des Wortes*. Die naturgemäße Deklamation eines Liedes ist die Melodie. Der gesprochene „König von Thule“ ist sinnwidrig; Gretchen singt das Lied, sie spricht es nicht. Und so muß es nun auch mit den anderen Teilen sein. Die Sprache der Geister steht über der irdischen Sprache, ist anders als Menschenrede. Darum lasse man sie irgendwie von Tönen begleitet, irgendwie gesungen oder rezitiert sein. Darüber hinaus ist Gelegenheit vorhanden für selbständige Musikstücke. Der Tanz unter der Linde ist eine solche. In höherem Maße noch das Fest am kaiserlichen Hofe. Ich fand das hier ganz geschickt, wie man in Weimar diesen bunten Maskenaufzug ganz als Ballett behandelte. Nur schien man mir insofern zu weit zu gehen, als nun jedes dichterische Wort wegblieb. Wozu hat Mephisto sich in die Heroldsmaske gesteckt, wenn er nicht, wie das ja so oft bei alten Balletts der Fall war, die erklärende Deutung für die auftretenden Masken übernimmt? Das ließe sich sehr leicht ohne jegliche Behemmung des gesamten, in der Pantomime recht lebendig wirkenden Bildes machen. Zu großer musikalischer Charakteristik gibt ferner Anlaß die romantische Wal-

purgisnacht, vor allen Dingen das Heranbrausen der Hexen und der Schluß, wenn Mephisto und Faust zur Rettung Gretchens davonjagen. Und endlich muß musikalisch verklärt sein der Schluß des ganzen Werkes.

Ich meine nun, man sollte hier einmal ganz dramaturgisch vorgehen und aus der vorhandenen Musik das Beste herüberholen, wonach es dann eines so geschickten Mannes wie Weingartners Aufgabe wäre, die Zusammenschmelzung dieser verschiedenen Teile zu schaffen. Die Ostermusik des Fürsten Radziwill ist sehr schön. Hübscher als Lassen die Tanzszene bei der Dorflinde gemacht hat, ist sie seither auch noch nicht wieder geschaffen worden. Zelters Melodie vom „König in Thule“ hat auch Weingartner übernommen. Weniger freiwillig ist er in rhythmischer und melodischer Hinsicht bei Mephistos Ständchen in der Formgebung von Berlioz stecken geblieben. Ach, hätte er uns nur bei der Brockenszene die ganze Musik von Berlioz gebracht! Dämonischer als dieser kann ja doch keiner schreiben. Und gerade der Ritt vom Blocksberg nach Gretchens Gefängnis ist eine der genialsten Eingebungen des Franzosen. Für den Schluß denke ich vor allen Dingen an Schumann. Was ich hier ausführe, klingt natürlich sehr stilwidrig. Aber es käme doch auf den Versuch an. Ich glaube, er würde sich lohnen. Das jetzt immer so unglaublich wirkende Sprechen des Homunculus ließe sich mit Hilfe des Grammophons sehr schön bringen. Der Apparat käme in die Flasche; durch elektrische Verbindung läßt sich das Abrollen der Walze regeln. So kommt die Stimme wirklich aus der Flasche hervor.

Es steht ein so herrliches Ziel vor, daß man auch vor zunächst etwas gewaltsam scheinenden Mitteln nicht zurückschrecken sollte, um es zu erreichen. Goethes ganzer Faust muß Volksgut werden. Daß er es mit Hilfe der Bühne werden kann, scheint mir zweifellos erwiesen. Von den genannten Komponisten wollte ein jeder an seinem Teile diesem Ziele zuarbeiten. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß es einem einzelnen Musiker gelingt, die große Aufgabe zu lösen; ich fürchte nur immer, er wird der Verlockung nicht widerstehen können, aus den Stücken, die zu schaffen ihn die Dichtung beruft, ein Ganzes machen zu wollen, wodurch die Dichtung als solche wieder zurückgedrängt werden muß. So wäre einmal der Versuch zu wagen, aus dem Vorhandenen das Geeignete auszuwählen und der Dichtung die Kraft des Zusammenhaltens zuzutrauen. Denn stärker gehen auch die genannten musikalischen Bestandteile stilistisch nicht auseinander, als die einzelnen Teile der Dichtung. Hier freilich mit vollem Willen des einen gewaltigen Schöpfers, der in sich die Kraft wußte, durch die Größe des Grundgedankens und der innen liegenden Entwicklung das Auseinanderstrebende wieder zusammenzuzwingen.



Prinz Emil zu Schönaich=Carolath †

Als ich zum 8. April des Jahres 1902, dem 50. Geburtstage Schönaich-Carolaths, an eben dieser Stelle dem Dichter und dem Menschen meine Huldigung darbrachte, ahnte ich nicht, daß ich so bald schon in die Lage versetzt werden würde, ihm den Nachruf zu halten. Daß der „Kranz aus Lenzestagen", von dem der Dichter in seinem „Abschied" singt, so bald schon in letzten Liedern heimwärts getragen werden sollte — zu Gott empor! Als ich im Januar des genannten Jahres in Haseldorf weilte, fand ich den Prinzen anscheinend in voller körperlicher und geistiger Frische und Gesundheit. Ein Zug tiefen Ernstes und die strenge Enthaltung von den Tafelfreuden, die er seinen Gästen so liebreich zu gönnen pflegte, fielen mir nicht sonderlich auf, da sie mir im Einklang mit seinen Lebensanschauungen zu stehen schienen. Und doch waren es wohl damals schon beginnende körperliche Leiden, die ihren Schatten auf die freundlichen Züge warfen. Prinz Schönaich-Carolath ist nie von sehr robuster Gesundheit gewesen. Schmerzliche Erfahrungen im Liebesleben, die in den ergreifenden „Liedern an eine Verlorene" ihren dichterischen Niederschlag gebildet haben, rüttelten an der zarten Gesundheit des Jünglings. Die leidenschaftliche Ausübung des Jagd- und Reisesportes, in denen er Vergessen suchte, mag das ihre dazu beigetragen haben, die Wurzeln seiner Lebenskraft zu lockern. Jahrelanger Aufenthalt im Süden, in Davos, in Gries bei Bozen, in Italien war erforderlich, um die erschütterte Gesundheit wieder herzustellen. Eine große Empfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse und eine Disposition zu Erkrankungen der Luftwege blieben indessen zurück. Zu diesen allgemeinen Bedingungen des Schwankens der Gesundheit gesellte sich ein wahrscheinlich unbemerkt schon längere Zeit bestehendes örtliches Leiden, das im verflossenen Jahre wiederholte Operationen notwendig machte. Zu diesem Zweck befand sich der Dichter längere Zeit im „Helenenstift" in Altona. Was ärztliche Kunst vermochte, das Leiden zu beseitigen, und als sich dies als unmöglich erwies, es doch zu lindern, ist geschehen. Mit welcher Geduld und Fassung Prinz Schönaich-Carolath sein langes und qualvolles Leiden ertragen hat, ist wahrhaft bewundernswert. Obwohl ich beinahe bis zu seinem Ende in brieflicher Verbindung mit ihm geblieben bin, wüßte ich doch von keinem einzigen Wort der Klage zu berichten, das seiner Feder entflossen wäre. Wie er sein Leben als sittliche Aufgabe erfaßte, so war ihm auch das Sterben die Erfüllung einer gottgewollten Bestimmung. Ein ernster, notwendiger Übergang zu höheren Daseinsformen, an die er glaubte. Und in großartiger Bestätigung dieser seiner religiösen Weltanschauung blieb er bis zuletzt, sozusagen bis zum letzten Atemzuge, dem Grundsatz treu, an andere zu denken, an fremden Leiden Anteil zu nehmen und für deren Linderung besorgt zu sein. Ergreifend und zugleich erhebend war es, zu sehen, wie der Sterbende noch seiner zahlreichen Schützlinge gedachte, und wie es ihm schwer fiel, nicht mehr die volle Kraft zum Wohltun zu besitzen, die er so lange geübt hatte. Gleich einem frommen christlichen Ritter aus der glorreichen Zeit der Kreuzzüge steht Prinz Emil zu Schönaich-Carolath in der blanken Rüstung seines tapferen Geistes vor uns, auf dem weißen Mantel das Kreuz, die Blicke zum heiligen Grabe gerichtet. Nun darf er sie mit Augen schauen: Jerusalem, die hochgebaute Stadt!

Am 27. April des Jahres noch sandte mir der Sterbende ein letztes „herzliches Gedenken". Am 30. April schloß er die gütigen, sonnigen Träumeraugen zum letzten Schlaf.

Nicht ohne Absicht verweilte ich bei der edlen Art dieses Sterbens, das die natürliche Krönung eines edlen Lebens ist. An der Art, wie der Dichter aus unserer Mitte schritt, bewährt sich die Einheit seiner sittlichen und künstlerischen Persönlichkeit. Die blassen, kühlen Hände des Schmerzes waren es, die uns in seinen „Liedern an eine Verlorene" die ersten tauigen Blüten seiner Dichtkunst boten. Der Schmerz stand am Eingang zum Leben Schönaich-Caroliths, und er geleitete ihn auch zum Ausgang. Und an der Seite des Schmerzes, ihm nahe verwandt, stand der heilige Ernst. Mit blendenden formalen Mitteln ausgerüstet, entglitt der Dichter nie in die schillernden, lockenden Niederungen der Formspielerei. Davor bewahrten ihn die Genien des Lebensschmerzes und des Lebensernstes, die ihn durch sein Leben geleiteten. Frei von jenem Ästhetentum und Hyperästhetentum, das seine Tempel außerhalb der sittlichen Welt aufzubauen trachtet, glänzende, trügerische Bauwerke, die zu Schutt zusammensinken, deren Trümmer mahnend und warnend im Inselreich des Schönen verwildern, hat Schönaich-Carolath stets tief die Einheit der ethischen und ästhetischen Welt, die Einheit von Kunst und Leben und den herben, zwingenden Ernst der sittlichen Postulate in sich empfunden. Bewahrte ihn dies einerseits vor den Fallstricken der Artistik, die gerade zu seiner Zeit ihre höchsten Triumphe in der Weltliteratur feierte, so bedingte es andererseits auch seine Treue gegenüber dem Tatsächlichen, seinen objektiven Sinn, jene spezifische Mischung von Romantik und Realismus, die für ihn charakteristisch ist. Der Lebensernst erweist sich hier als Quell auch des künstlerischen Ernstes, den wir fast bei allen namhaften schlesischen Dichtern antreffen: Joseph v. Eichendorff, Strachwitz, Gustav Freytag, Gerhart Hauptmann. In dieser Beziehung ist Schönaich-Carolath, der neben Eichendorff der größte schlesische Lyriker ist, ein treuer Sohn der schlesischen Erde.

Und da ich hier gerade von der nationalen Note rede, so sei auch gleich der Stellung Schönaich-Caroliths zum Deutschtum gedacht. Was ich ihm, zumal wegen seiner engen Familienbeziehungen in Dänemark, hoch anrechne, ist seine stramm deutsch-nationale Gesinnung, die allerdings den Auswüchsen des Alldeutschtums ablehnend gegenüberstand. Deutschland war seinem Herzen über alles teuer, nicht nur in seinem bürgerlichen Frieden, für den er ein so tiefes poetisches Empfinden hatte, nein auch als das kämpfende Deutschland, von dem er einst sang:

„Du lebst und schwärmst und dämmerst
In tiefer Seelenruh',
Wenn du dein Eisen hämmerst,
Erklingt ein Lied dazu."

Das Deutschland, dessen ländliche Jungmannschaft er im Gedicht „Schleswig-Holstein" mit den Worten begrüßt:

„Ihr Auge blitzt, die Wange lacht
So frisch wie Milch und Rosen.
Wenn's einmal unten im Westen kracht,
Dann dreschen wir die Franzosen" . . .

Heimat- und Vaterlandsliebe atmen auch seine wundervollen, sehnsüchtigen Heimwehlieder, die einem das Herz so weh und so weit machen. Unter den Dichtern des Heimwehs nimmt er eine der ersten Stellen ein.

In der Lyrik und im lyrischen Epos ruht die Hauptbedeutung des Dichters Schönaich-Carolath. Seine Lyrik ist voll Leidenschaft, Schwung und formaler Pracht. Voll köstlichen Stimmungszaubers, aber auch strotzend von Wirklichkeit und Wahrheit. Die Grundstimmung ist oft romantisch, nicht selten phantastisch, aber der im Wahrheitsdrange und in der Lebenstreue wurzelnde Realismus ritzt scharfe Linien in die bewegten Bilder und bewahrt sie vor Verschwommenheit. Was Uhland von Dante sagt: Poesie, die der Blitz in den Felsen geschlagen hat: — das kann auch von Schönaich-Carolaths Dichtung gesagt werden. Stil, Material, alles ist bei ihm streng und groß. Selbst in der Entsagung, die sich sonst gern in Tränenschleier hüllt, ist bei ihm nichts Weichliches, nichts Sentimentales. Im „Feldweg", diesem psychologisch bedeutsamen Gedicht, in welchem der Dichter mit seinem Lebensglück abrechnet, heißt es:

„Ich aber will mit leergebliebner Hand
Dich segnen, Glück, das einem andern reifte,
Und will die Stirn, die finstre, blitzgestreifte,
Aufrichten still zum ewigen Ernteland."

Der objektive Ernst, der die Tatsachen als ideale Notwendigkeit hinnimmt, schlicht und ohne alle Pose, und sie ebenso auch getreulich wiederzuspiegeln bestrebt ist, das ist der eine große Pol der menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit Schönaich-Carolaths. Und der Hinblick auf das ewige Ernteland, das ist der andere. Der Glaube an ein solches ewiges Ernteland, zu dem wir unsere Garben tragen, stand felsenfest in ihm. Ich erinnere mich, daß einmal von einem Menschen zwischen uns die Rede war, der seinem Leben, um peinvollen Verwicklungen aus dem Wege zu gehen, gewaltsam ein Ende machen wollte. „Ach Gott," sagte er da, „das wird ihm gar nichts helfen und seine Lage nur verschlimmern". Das sagte er wie etwas ganz Selbstverständliches. So fest war er davon überzeugt, daß man die Kette der moralischen Verantwortlichkeiten, den Gang der sittlichen Entwicklung, der zur Höhe führen muß, nicht willkürlich abbrechen dürfe noch könne.

So sehen wir denn, daß die Lyrik Schönaich-Carolaths ernst, wahr, herzwarm und prunkvoll zugleich ist. Im Liede teilt er sich mit Eichendorff in den Lorbeer; in der Ballade — man gedenke der prächtigen Landsknechtslieder! — zeigt er die Gedrungenheit und Wucht C. F. Meyers; im Landschaftlichen — es sei nur an die meisterliche Koloristik in „Fatthûme" erinnert — übertrifft er Lenau und Freiligrath; in den Sonetten stellt er sich neben die Klassiker und neben Platen. Und wenn er sich auch in den größeren episch-lyrischen Dichtungen, wie „Don Juans Tod", vielleicht durch Byron beeinflußt zeigt, so gilt das wohl nur in formaler Beziehung. In der Ideenwelt zeigt sich Schönaich-Carolath auch hier vollkommen selbständig.

In der Entwicklung des Dichters ist eine stetig aufsteigende Linie wahrnehmbar. Das gilt nicht nur für seine Lyrik, sondern auch für seine Erzählungskunst. Von den „Geschichten aus Moll", die ein „Stück versteinter Herzensgeschichte" genannt worden sind, über die soziale, stark anklagende Novelle „Bürgerlicher Tod" hinweg bis zum Meisterwerk, der Novellensammlung, enthaltend die drei Erzählungen „Der Freiherr", „Regulus" und „Der Heiland der Tiere", kann man diese Linie verfolgen. Hier sehen wir Schönaich-Carolath auf seiner Höhe angelangt. Hier ist die letzte, die große Garbe, die er fürs ewige Ernteland gebunden hat. Wer seine ganze Ernte, alle seine Garben kennen lernen will, dem ist dazu

jetzt gute Gelegenheit geboten. Die letzte Tat des sterbenden Dichters war die Veranstaltung der siebenbändigen Ausgabe seiner „Gesammelten Werke", die seinen Namen in die fernen Zeiten tragen werden. Daß es ihm noch gegönnt war, diese Herausgabe selbst zu besorgen, war nicht nur ein Trost für ihn, sondern auch ein Glück für uns alle. Mag dieser Schatz von Geisteshoheit und Güte recht vielen deutschen Herzen zugänglich werden! Wer die Gesamtausgabe sich nicht anzuschaffen vermag, dem wird auch die neue Auswahl mit dem Titel „Fern ragt ein Land" . . . gute Dienste tun. (Sämtliche Schriften erschienen in der Göschenschen Verlagshandlung in Leipzig.)

Wir haben viel an Schönaich-Carolath verloren, der unser Stolz und eine Zierde unseres deutschen Schriftstellerstandes war. Aber an der Wende dieses stolzen und schönen Lebens ziemt uns keine Klage, sondern Dank und Freude, daß wir es unser nennen durften. Dieser Dank wird von vielen von uns nicht nur als eine objektive, sondern auch als eine persönliche Pflicht empfunden werden, was ihn nicht schmälert. Was Schönaich-Carolath Gutes unter uns gewirkt hat, das hat kein Geschichtsschreiber festgehalten, aber es wird nach innerer Gesetzmäßigkeit Gutes weiterwirken in alle Zeit hinein. Tapfer, treu und unabhängig von Haß und Begierde, unabhängig auch vom gedankenlosen, oberflächlichen Urteil des Tages, stand er allzeit wie ein gepanzerter und schwertgegürteter Wächter da, wo es galt, Ungerechtigkeit zu hindern, Grausamkeit zu lindern, wo es galt, ein Leben zu schützen, das vom gedankenlosen Alltag zertreten zu werden drohte. — — —

Zum Abschied rufen wir ihm seine eigenen Worte an Arnold Böcklin nach:

„Ein Grabmal — dir? Du schufst es selber weiland.
Wer sah es nicht im Wachen und im Traum,
Dem Meer entsteigt ein dunkles heil'ges Eiland,
Vom Sturm umraunt, umkost von Wellenschaum.
Dort flüstert ihr, schwarzschattende Zypressen,
Dem Schläfer zu: Gestorben — nicht vergessen.
Dort wird die Welt, wo Sehnsuchtsländer blaun,
Von Jo's Meer in ew'gem Lenz umtrieben,
Dir Tempel weihen, die nur jungen Lieben
Und großen Toten wir erbaun."

Vale princeps poeta!

Maurice v. Stern



Helden

In seinen „Wegen nach Weimar" erinnert Friedrich Lienhard einmal an eine Legende im Koran. „Als Gott den Menschen geschaffen hatte, waren alle Engel voll Verwunderung, nur einer stand höhnisch abseits. Gefragt, warum er Bewunderung versage, antwortete er: Ich weiß ja doch, daß du ihn aus gemeiner Erde gemacht hast. — Dieser Eine war Satan; ob seines bösen Blickes wurde er aus dem Himmel verbannt."

Daran anschließend fährt Lienhard fort: „Es gibt einen Blick für das Häßliche, wie es einen Blick für das Gute gibt. Der Blick für das Häßliche, der böse Blick, der das Verstimmende überall herausfindet und andre mit Verstimmung ansteckt, ist besonders heute und überhaupt immer verbreitet."

Als das Wesen des christlichen Idealismus, wie des Idealismus an sich, erkennt er den Blick für das Gute, das Schöne, das Hohe, das Stolze. „Was diesen höheren und reineren Zustand, zu dem man durch Entwicklung und Arbeit an sich selbst gelangt, stärkt, das heiße ich willkommen, ob uns Franz von Assisi hilft oder Friedrich Schiller. Soweit ich mir diese und andere Lebenserscheinungen aneignen kann, soweit ich den Lebensgehalt der Großen menschlich verarbeite und meine eigene Seele aufbaue, soweit sind sie mein eigen. Das gilt nicht nur von den Großen, den sichtbarsten Beispielen; das kann von jedem Kinde gelten, das mir über die Straße läuft. Wer diese Kraft des Seelenaufbauens, wer diese Wärme in sich entfaltet und schöpferisch zu betätigen sucht, der ist Kind der schöpferischen Gottheit, ist Idealist."

Diese Worte schlagen eine Brücke zu Emersons „Repräsentanten der Menschheit" und insbesondere zu dem Aufsatz vom Wert und von der Bedeutung großer Menschen. Dieser beginnt mit dem wichtigen Satz „Der Glaube an große Menschen ist uns angeboren". „Die Welt", heißt es dann weiter, „wird durch die Wahrhaftigkeit guter Menschen erhalten: sie sind es, die die Erde gesund und heilsam machen". Der Glaube an solche großen Sterne der Menschheit erleichtere und versüße uns das Leben. Helden seien Partituren einer himmlischen Musik: laßt uns die Melodien ablesen.

„Ihre Geister steigen empor vor uns,
Unsre herrlicheren Brüder, doch eins im Blut,
Bei Tisch und Bett stehn sie herrschend vor uns,
In den Blicken strahlende Schönheit,
In den Worten das höchste Gut!"

„In den Blicken strahlende Schönheit." So sind denn also Helden selber Männer mit dem Blick für das Edle und Gute, das nur der begreift, der ihnen ähnlich oder gleich ist. Denn „nur von Gleichen kann das Gleiche erkannt werden".

Lienhard hat nun ein ganzes, fast 200 Seiten starkes Heldenbuch herausgegeben („Helden", Bilder und Gestalten, Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—). Dies Prosabuch war unter diesem Titel schon früher da, ist jetzt aber in zweiter, stark vermehrter Auflage ein geradezu neues Werk geworden, geziert mit neuem und reichem Buchschmuck von Kurt Jäckel.

Es geht eine große Lichtgeistigkeit durch dieses Buch, ein tiefes und stolzes Bewußtsein innerlichster Überlegenheit über die Leiden und Qualen des Erdenlebens.

Da ist, in einem Stil unmittelbarer Anschauung gehalten, zuerst die Erzählung „Der Dichter". Wir sehen ihn im niederen Dachstübchen der Großstadt Berlin trotzen und weinen um die Wahrheit seines Wesens, um die Neuschöpfung und Auswirkung des Ursprünglichen in seinen verborgenen Tiefen: ein wehes Ringen um die Reinheit seines Herzquells, und doch auch ein verzücktes Schauen einer inneren Klarheit, die über seine Bestimmung in ihm aufleuchtet.

„O meine Kraft, halt aus!
An deinem Werk halt aus, halt aus!
Hier ist dein Beruf, dein Weib, dein Haus!
Meine Kraft, halt aus!"

Aber dieses Weinen um unsere eigene Wesenheit und innere Bestimmung ist ein Gnadengeschenk des Schicksals. Selig der, in dem eine fremdartige

Seekönigin „Taramatvira“ lebt, diese „Klage im Wind“, dieser „Seufzer am Meer“, dieser „Funke von Gott“. „Deine Seele wandert wie die meine“, sagt sie. „Ich suche wie du. Wir sind wie Begegnende und grüßen uns durch die Räume der Nacht“.

In ihrer glutverhaltenden Sprache mutet uns diese Dichtung wie ein Sang Ossians an. Sie erinnerte mich an die schöne Übersetzung „Colma“ von Goethe oder an Herders Wiedergabe des ersten Teils von „Fillians Erscheinung“. Von den Saiten Stimmen wie Totengesang, „sie schlüpfen von Hauch zu Hauche auf dem dunklen Antlitz der Nacht voll Laut“: so verzaubert ist der Klang dieses Prosagedichtes. Träumerisch und doch nicht schattenhaft ist die Gestalt der ruhelosen, friedesuchenden Königin, aus dem Unbewußten heraufschimmernd in strahlender Schönheit, wie jene Göttin aus dem Schaum des Meeres. Helldunkel-elegisch jedes Wort; ein Lied, das bei Lienhard zwei Gegenstücke hat: die Traumdichtung „Das Hindumädchen“ in seinen „Gedichten“ und das wundervolle Märchen „Melusine“ im „Thüringer Tagebuch“ . . .

Nicht aber soll es im bloßen Sehnen nach unserem Werden, nach unserer „Gestalt“, wie Schiller sagen würde, bleiben. Der Weinende wird zum „Prometheus“ werden, der mit der Gottheit um den Lebensfunken tapfer kämpft, damit er, im Besitz desselben, zum wirklich Gestaltenden, zum Beseelenden wird. Aus dem Schmerz muß unerschrocken die heroische Tat sich recken; aus des Suchens heiliger Lust muß erwachsen der Wille zur Pflicht; aus Odhin, dem Grübelnden, der sich in die Rätselrunen seines tiefsten Wesens versenkt, muß Odhin der Tatenfrohe werden, der kein höheres Glück kennt als die Entfaltung seines Wertes. „Werde, der du bist!“

Hier eine kurze Unterbrechung: in einem Blatt, das sich mit Seelenkultur beschäftigt, war kürzlich — allerdings im Briefe eines Kranken — eine Bemerkung über mangelnden Bergpredigtgeist in den Bänden der „Wege nach Weimar“ zu lesen. Nun, falls man hierüber Worte machen soll: das Heldenbuch Lienhards, darin viel von dem Geiste „Weimars“ zu spüren ist, ist eine Melodie zu Jesu Wort: „Selig sind die Leidtragenden, denn sie sollen getröstet werden“. Selig aber und noch seliger die, welche das Leid in ihren Willen aufgenommen und überwunden haben; die ihres Wesens Selbsterfüllung auch zu den Brüdern bringen, die Barmherzigkeit, Werke üben! „Wo du flogst“, sagt Lienhard, „sei eine Lichtbahn für alle folgenden Geschlechter!“ („Prometheus“.) Ist das nicht dasselbe, wie wenn die Schrift die Treue bis in den Tod rühmt, der die Krone des Lebens zuteil werden soll?

Schwer ist die Aufgabe; aber eines Helden würdig!

So arbeitet sich — in der „Sintflut“ — Noah, der Mann Gottes, aus seinem irren Volke heraus; „bei ihm hatte sich die Kraft der Zeit in die Seele zusammengedrängt. Mit demselben Überdrange klammerte sich der Edle an die Überschauung der Dinge, an den göttlichen Gedanken, an den ewigen Gott. Wer verstand den Mann? Wer hörte auf den Einsiedler aus den armenischen Bergen? Sie lachten; sie haßten ihn, sofern sie vor Seelenschwäche überhaupt zu hassen imstande waren.“

Wird ein Mensch — denn auch der Held ist einer — nicht da manchmal seiner Sendung überdrüssig werden? Wie z. B. „Moses auf dem Nebo“? Wird eine solche Stimme Gottes, „eingebaut in diese Hülle von Erde, sprechend zu ihnen mit Schall und Zeichen der Menschen“, nicht manchmal mißmutig verstummen? Oder wie Jesus in der „Kreuzigung“ sogar ausrufen: „Mein

Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Aber nein, es ist nicht Ruhe, bis er sagen kann: „Es ist vollbracht!"

Wie können wir das sagen? Wenn sich unserem Streben herniederstreckt die Hand der Gnade. Der Strebende allein erlöst sich nicht! Die „Liebe von oben" muß ihm entgegengehen, „die selige Schar mit ihrem freudigen Willkommen". Engel müssen zu ihm treten und ihm dienen. „Der Genius der Kraft", wie Lienhard im „wilden Heer" sagt, „der Atem der Gottheit" darf ihn nicht verlassen! . . .

„Mein Los war Leid, solang' ich gelebt", beginnt Brunhild ihre tiefernste Erzählung („Brunhilds Todesfahrt"). Und der „Königsbarde Merlin" muß erst das Elend der Verbannung schmecken, im Walde von Kelidon verkümmern, ehe er reif wird für seine letzte Heldentat. Auch Ragdans Bruder in dem rhythmisch und inhaltlich wie ein Eddasang anmutenden „Trauerlied" muß durch Schmerz zur Tat gespornt werden, die in diesem Falle im Sinne nordischer Blutrache vollführt wird. Ebenso sieht „Widukind" seine bisherige Welt in Trümmer fallen, um in seiner Brust die schönere aufzubauen. Und Tauler muß erst in einem stillen Gespräch durch den Einsiedler belehrt werden, daß der Sterbende sein Reinstes nicht sich selber verdankt, sondern „vielmehr der Gnade", die durch alle Tiefen des Schmerzes führt, durch Hölle und Fegefeuer zum Paradiese. Es liegt danteske Stimmung über dieser Dichtung . . .

So ist also die Qual des Suchenden, des Helden, notwendig. Es ist aber ebenso notwendig, daß er sie als höheren Willen durchkostet, bewußt auf sich nimmt — wie „Wieland der Schmied" oder „Die heilige Elisabeth".

Wer sich dadurch auf reife Höhe gerungen hat, ein solcher Held wird sich bei der Wahl seiner Mittel zum Aufbau der neuen Welt, die er zu schaffen hat, nicht mehr vergreifen. Nicht wie Ragdans Bruder wird er zum Schwert der Rache greifen; nicht wie Napoleon wird er einen gewissenlosen Krieg heraufbeschwören; nicht wie Byron wird er die Welt, die ihm weh getan, verachten und sich in ein zukünftiges Lichtland flüchten, anstatt mit der Fülle seiner Innensonne die Welt zu bestrahlen; nicht wie Voltaire wird er beißenden Spott und ätzende Satire zu seinen Helfern gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens herbeirufen.

Hier geht das Buch in eine Reihe dramatischer Gespräche über. Gegenüber dem korsischen Vernichter stellt sich Königin Luise mit ihrer Menschlichkeit; gegenüber Byron entfalten Shakespeare oder Burns ihre Wesensart; gegenüber Voltaire ein Friedrich der Große. Sie gestalten mit dem „Genie in uns", wie Lienhard diese Seelenkraft einmal nennt, das Dasein künstlerisch. Und wie Friedrich der Große, so auch Gordon, der tapfere Gouverneur von Chartum, und zuletzt der ernste und herzensgerade „Dorfschmied" in seinen „Grenzen und Bereich". Durch gewissenhafte Ausübung einer entsagungsvollen Pflicht geben diese beiden ein Beispiel von der Überwindung des Lebens; sie sind Helden innerer Freiheit . . .

Sollten wir das nicht auch können? Oder sollte uns der tapfere Knabe in der schönen Erzählung „Der Pandurenstein" beschämen müssen?

Unser bestes Teil ist, wie bei diesem Hirtenjungen, die Tapferkeit, die im Gemüte lebt.

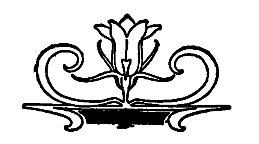
Und so kommen wir zuletzt wieder zu dem Ausdruck „Christlicher Idealismus", von dem Lienhard in seinen „Wegen nach Weimar" dem Wiener Kralik gegenüber sprach, und wovon ich hier ausging . . .

Über all dem Ethisch-Erhabenen, das aus dem Heldenbuche spricht, wollen wir aber das Ästhetische nicht vergessen. Bei einigen Dichtungen habe ich schon auf die Sprache Lienhards hingewiesen. Der Geist, der sie erfüllt, die innere Schönheit, formt bei ihm auch die äußere. Sein Stil ist groß, oft feierlich, von einer wundervollen Tiefe und Klarheit des Eindrucks, den jedes starkgesagte Wort haben muß, wie Herder spricht, als er den freien Wurf der nordischen Lieder bewundert. Diese Kunst, zu sprechen, ist Lienhard eigentümlich und unterscheidet ihn von der gebrochenen Sprache der Naturalisten und von der überfeinen der Neuwiener. Bei diesen tasten wir fortwährend zwischen Halbideen, die sie Symbole nennen, und inhaltsarmen Künsteleien. Bei Lienhard dagegen sind alle Dinge, auch die verborgensten des Herzens, unmittelbar, sicher und lebendig geschaut, als ob sie in das scharfe, aber doch warme Freilicht eines Frühlingstages hineingestellt wären. Er hat, um noch einmal ein Wort Herders zu gebrauchen, Seele und Mund in festen Bund gebracht, so daß sie einander nicht verwirren, sondern unterstützen. Die Dichtkunst ist auch bei ihm „die sicherste Tochter der menschlichen Seele", nie lahm, ungewiß, wankend, sondern immer lebendig, wahr und „andringlich". Er spricht mit dem Geist der Natur. Insofern gleicht sein künstlerisches Schaffen dem des Homer und Ossian. Wie sinnlich-sinnig, mächtig und stark ist z. B. der Gedanke des „Prometheus" ausgeführt. Dazu in einem Wurfe wieviel Bilder! Man mache einmal den Versuch und spreche sich Teile einer Dichtung Lienhards laut vor; etwa die Unterredung zwischen Brunhild und Hel oder Brunhilds Monolog oder den dritten Teil der „Königin Luise", wo er den durchbrochenen Blankvers anwendet: man wird merken, sein Ton ist prachtvoll elastisch, flugfrei und geschmeidig — aber auch schneidig wie eine Stahlklinge. Es ist Heldensprache ohne Pathos und auch nicht burschikos in Liliencrons Art, innerlich gefestigt, kernig, eindringlich, treffsicher, aus dem Bewußtsein und Gefühl seelischen Aristokratentums gestaltet. Eine Sprache voll Licht und Glut, Klarheit, fester Bestimmtheit und herzlichen Verstehens. Rasche Hingebung und doch dabei ein feines Zurückdrängen der Gefühle. Gleichgewicht und Selbstbeherrschung.

Der diese Helden mit solcher Sprache schuf, die „geheimnisvoll-offenbar" aus ihrem und aus seinem Empfinden hervorquillt wie ein kühler, aber erfrischender Waldborn, muß selbst ein Held sein. Was er aus den Seelen seiner Helden spendet, ist etwas von dem Notschatz seines eigenen Wesens, mit dem er sich „vor seiner eigenen Macht verteidigen", sich und uns befreien und neue Empfindungskräfte wecken will.

Die „Helden" sind zur Kenntnis Lienhards ein unumgänglich wichtiges Buch.

Karl Engelhard





Zur Ausstellung der Berliner Sezession

Allerlei Grundsätzliches

Von

Dr. Karl Storck

Welch merkwürdige Ideenverbindungen es gibt, die man nicht loswerden kann, obwohl für den ersten Blick so gar keine Beziehungen vorhanden sind. So muß ich jedesmal bei den Eröffnungsfeierlichkeiten der Sezession an die der Großen Berliner Kunstausstellung denken, als in dieser Anton von Werner noch der tonangebende Mann war. Und das Gelungene ist, daß daran just Max Liebermann schuld ist. Denn alles andere ist ja reichlich verschieden. Die Berliner Sezession hat bis auf den heutigen Tag so etwas wie sozialdemokratischen Beigeschmack. Das ist und war ja immer lächerlich; denn die Berliner Sezession hat ihr getreuestes Gefolge für ihre Feste an den dicksten Geldsäcken; auch ist der Berliner Kurfürstendamm sowie das ganze WW-Viertel kein Boden, auf dem das Gewächs Demokratie gut gedeihen kann. Nichtsdestoweniger bleibt diese eigentümliche Stimmung bestehen, und auch das Dutzend Offiziersröcke, die bei diesen Eröffnungsfeierlichkeiten zu sehen sind, ändert nicht den Gesamteindruck, überrascht einen höchstens.

Ich bin weit davon entfernt, daraus der Sezession einen Vorwurf zu machen, gestehe sogar gern ein, daß mir jede demokratische Luft viel besser zusagt, als die mit Unterwürfigkeit und vorschriftsmäßiger Gesinnung angefüllte Hofluft, die einem bei den Eröffnungsfesten unserer „Großen" den Atem einpreßt. So führe ich die Tatsache auch nur als charakteristischen und für das Kunstleben in Preußen sehr wichtigen Umstand an. Sie zeigt, welch schwere absolutistische Stimmung gerade auf diesen Gebieten bei uns lastet. Denn sicher beruht diese ganze Einstimmung darauf, daß des Kaisers ganz persönlicher Kunstgeschmack für der Sezessionsrichtung feindlich gilt. Ich sage absichtlich „gilt", nicht „ist"; denn nach den verschiedenartigen Äußerungen und Betätigungen unseres Kaisers in Kunstdingen ist

es sehr schwierig, ein klares Bild von seinem wirklichen Kunstgeschmack zu bekommen. Er hat deutschen Innenarchitekten englische Innenausstattungen als Muster hingestellt; und es ist doch nicht zu leugnen, daß diese kunstgewerbliche Richtung durchweg sich den Sezessionen angeschlossen hat. Er hat dem Freilichtmaler Borchardt Sitzungen für ein Bildnis gewährt; er hat jetzt dem Entwurf für das Virchowdenkmal von Klimsch seine Zustimmung versagt. Freilich ist Klimsch Mitglied der Sezession; aber sein Virchowdenkmal ist doch eigentlich gerade in der allegorischen Figur, die beim Kaiser Anstoß erregt haben soll, sehr bös akademisch, dabei in der Ausführung so glatt, wie es nur ein Akademieprofessor hätte machen können. Ich freue mich also über die Ablehnung dieses Denkmalsentwurfs, den ich von vornherein bekämpfte (vgl. Türmer, 8. Jahrg., Heft 11), da in der Tat etwas geschaffen werden kann, was in viel engerem Zusammenhange mit der zu feiernden Persönlichkeit steht, als dieses hundertfach verwertete, hundertfach mißbrauchte Symbol des kämpfenden Herkules, der doch ohnehin mit geistigen Kämpfen nie etwas zu tun hatte. Auf einem andern Blatte steht, ob es wirklich angeht, daß die öffentliche Aufstellung von Denkmälern vom persönlichen Geschmack des Kaisers abhängt. Es ist also Tatsache, daß diese Sezessionsausstellungen etwas Antikaiserliches haben, was ja auch seinerzeit in dem Plakat von Th. Th. Heine zum Ausdruck kam. Dieser Name bringt uns auf das richtige Wort: es herrscht in diesen Räumen etwas von Simplizissimusgeist. Das ist keineswegs bei allen Sezessionsausstellungen so. Andere deutsche Bundesfürsten, auch der gewiß vor jedem Verdacht der Modernität sichere Prinzregent von Bayern, fehlen bei den Ausstellungen der Sezessionsgruppen nicht; in diesen Städten handelt es sich hier eben um verschiedene Kunstrichtungen, die mit der nationalen, politischen oder gar dynastischen Gesinnung der betreffenden Künstler gar nichts zu tun haben.

In Berlin ist das anders. Wir haben alle gerade in Berlin das Entstehen einer Sezession jubelnd begrüßt. Denn diese Sezession behauptete: „Wir wollen ein Sammelort sein für unabhängige Persönlichkeiten. Unsere Ausstellungen sollen sich um keine Richtung, keine Künstlerclique kümmern; wir wollen eben Freiland sein zur Betätigung künstlerischer Eigenart." Aus dieser Auffassung heraus wurden damals Männer wie Böcklin, Leibl, Oberländer, Thoma, neben Meunier, Rodin, Hildebrand, Israels Ehrenmitglieder der Sezession. Es gibt heute niemand mehr, der nicht findet, daß Bilder von Böcklin oder Thoma in den Ausstellungen der Berliner Sezession fehl am Ort sind. Es ist gerade gegenüber der jetzigen Ausstellung von einem Freunde der Sezession, Georg Hermann, in der „B. Z. am Mittag" ausgesprochen worden, daß ihm auch Leibl nicht hierher zu gehören scheine. Daß dem so ist, liegt nicht an der sehr bedauerlichen Zurückhaltung, oder sagen wir schon geradezu Gegnerschaft, die unser Kaiser und alle offiziellen Kreise dauernd der Sezession gegenüber an den Tag gelegt haben, sondern liegt an der Persönlichkeit ihres Vorsitzenden Max Liebermann. Und damit komme ich auf den Ausgangspunkt zurück, denn

deshalb muß ich an dieser Stelle immer an Anton von Werner denken. Liebermann ist eine genau so herrschsüchtige, so tyrannische, so einseitige Natur wie Anton von Werner. Ich kenne seine Person nicht genau genug, um hinzufügen zu dürfen: und ein ebenso guter Diplomat. Zur Diplomatie rechne ich es, daß es gelungen ist, Namen wie Böcklin und Thoma zum Aushängeschild dieser Ausstellungen zu gewinnen, wo aus dem Verbande selbst fast alle jene lebenden Mitglieder ausgeschieden sind, die irgendwelche inneren Beziehungen zu der Art dieser beiden Künstler haben. Und die anderen, die noch dringeblieben sind, wirken, wie schon gesagt, als fehl am Ort. Sie scheinen das auch selbst zu fühlen, denn mit jedem Jahre treten ihre Bilder mehr zurück. Ob von Werken dieser Künstler in der für Verkäufe sehr günstigen Sezession jemals etwas verkauft worden ist, möchte ich bezweifeln. Liebermann hat es verstanden, trotz diesen immer hinzugezogenen Künstlern anderer Art, die Berliner Sezessionsausstellungen ganz jenen Kunstrichtungen dienstbar zu machen, die wir unter dem Namen Impressionismus zusammenfassen können, obwohl dieser Name nicht alles deckt. Von Jahr zu Jahr sind die kurzen Reden, mit denen Liebermann diese Ausstellungen zu eröffnen pflegt, schroffer, einseitiger geworden. Diese Einseitigkeit tritt trotz der nie vergessenen Sätze von Persönlichkeit und Freiheit der Kunstbetätigung, Freiheit von jeder Schulüberlieferung allmählich so scharf hervor, daß sich jetzt auch jene Kritik, die ihm bislang treue Gefolgschaft geleistet hat, auf Widerspruch besinnt. Es wäre aus der diesjährigen Aufnahme der Sezessionsausstellung sehr leicht, ein langsames Abrücken oder doch Bedenklichwerden der Kritik festzustellen. Es würde das wohl noch schroffer geschehen, wenn man Liebermanns Rede selbst genau vorgenommen hätte. Ich will die wichtigsten Stellen dieser Rede hier anführen.

„. . . Man hat Leibl Mangel an Phantasie vorgeworfen, und freilich, statt Götter und Helden hat er nur einfache Menschen gemalt. Aber gerade in dieser Einfachheit der Naturauffassung, in diesem gänzlichen Verzicht auf die Anekdote, in diesem Sichversenken in die Natur zeigt sich die Tiefe seiner malerischen Phantasie um so schöner. Wie er die Wange einer jungen Bäuerin malt oder das durchfurchte Gesicht eines Jägers, die schwielige Hand eines Bauern oder den zarten Teint einer Dame: dazu ist höchste malerische Phantasie erforderlich. Immer noch existiert die irrige Meinung, als ob intime Naturnachahmung einen Mangel an Erfindung bedeute, und noch gilt bei vielen, was Lessing im ‚Laokoon' schreibt: ‚Der Maler, der nach der Beschreibung eines Thompsons eine schöne Landschaft darstellt, hat mehr getan, als der sie gerade von der Natur kopiert.'

„Für uns, die wir den Inhalt in der bildenden Kunst nur insoweit gelten lassen, als er geeignet ist, die Qualitäten des Künstlers zu zeigen, kann die Erfindung nur in der Ausführung beruhen. Alle Malerei basiert auf Nachahmung der Natur, der sie ihre Stoffe entlehnt, also nur in der Art, wie die Natur nachgeahmt wird, kann die Kunst beruhen. Was ein

jeder Künstler aus der Natur herausholt, macht seine Künstlerschaft aus, und wir müssen Jahrhunderte weit zurückgehen, um auf einen Maler zu stoßen, der gleich Leibl all sein erstaunliches Können nur dazu verwandte, um das Wesen der Dinge uns sichtbar vor Augen zu führen. Was aber heißt malerische Phantasie anders als die Tätigkeit, uns durch den malerischen Schein das innere Wesen dem Auge vorzuspiegeln? Gerade in unseren Tagen, wo eine allerdings äußerst geschmackvolle und im hohen Grade dekorative Kunst, wie sie sich auch in den Porträten des 18. Jahrhunderts zeigt, als vorbildlich uns hingestellt wird, haben wir geglaubt, Ihnen in Leibls Arbeiten Werke vorführen zu sollen, die aus dem ewigen Jungbrunnen der Natur geschöpft sind. Von Leibls Werk will uns scheinen, als ob Talent und Charakter gleichbedeutend seien. Und gerade in der heutigen Zeit der Kompromisse und des Eklektizismus sollen wir in Leibl neben dem großen Künstler den aufrechten Mann ehren, der sich von niemand Gesetze vorschreiben ließ als von seiner Kunst, der keinem anderen Ziele nachstrebte als seinem eigenen Ideale. In der Bewunderung der Meisterwerke, die uns überkommen sind, stehen wir niemand nach, aber es erscheint uns als verderblicher Irrtum der Ästhetik, ein feststehendes Ideal, dem jeder Künstler nachstreben soll, hinstellen zu wollen. Nur voraussetzungsloses Studium der Natur — die Kunstgeschichte aller Zeiten lehrt es uns — kann zu einer Renaissance der Kunst führen.'"

Ich möchte den Ausführungen dieser Rede nichts hinzufügen; sie sprechen für sich selbst. Vor allem durch die *vollkommene Hilflosigkeit des Redners gegenüber dem Wesen der Phantasie*. Das scheint mir vor allem charakteristisch zu sein. In der Biographie über Max Liebermann, die der Jude Georg Hermann in dem im jüdischen Verlag zu Berlin herausgegebenen Sammelwerke „Jüdische Künstler" veröffentlicht, steht der Satz: „Ich weiß, daß der deutsche Künstler eine Reihe bedeutsamer Eigenschaften aufweist, die dem jüdischen Künstler mangeln und mangeln müssen; so z. B. eine starke organisch schaffende Phantasie, die sich in runden und reinen Bildern ausspricht." Mit anderen Worten: die Fähigkeit des inneren Schauens und ein innerlich Erschautes nun schöpferisch zu gestalten, mit den Mitteln natürlich der sinnlichen Naturerscheinung, aber nicht bloß mit dem, was bereits in der Natur vorhanden ist. Der Satz: „Alles Malerische basiert auf Nachahmung der Natur, der sie ihre Stoffe entlehnt" erinnert etwas an Dürers Wort: „Alle Kunst steckt in der Natur; wer sie daraus mag reißen, der hat sie." Aber wo bleibt da bei dieser oberflächlichen Anschauung, wie sie Liebermann verkündet, ein Werk wie Dürers „Ritter, Tod und Teufel"? Wo ist dieser Tod und dieser Teufel irgendwo in der Natur, so daß sich nun die Dürersche Kunst in diesen Gestalten nur insoweit zeigen könnte, als dabei die Natur nachgeahmt wird? Wie arm an seelischer Kraft auch die Auffassung, daß der Inhalt der bildenden Kunst nur insoweit gelte, als er geeignet ist, die Qualitäten des Künstlers zu zeigen. Liebermann meint offenbar die male-

rischen Qualitäten. Ja, danach ist es mir begreiflich, daß er zwei nebeneinander gestellte Akte als „Samson und Delila" bezeichnen konnte. Und was heißt das: „Die Erfindung kann nur in der Ausführung beruhen." Danach wäre Technik Erfindung, während sie doch höchstens ein Finden ist, wie etwas Erfundenes ausgedrückt werden kann. Allerdings auch, wie etwas Gesehenes ausgedrückt werden kann.

Man mißverstehe mich nicht. Es liegt mir nichts ferner, als Liebermanns malerische Bedeutung anzugreifen. Ich halte ihn für einen ganz bedeutenden Könner, und darüber hinaus für einen echten Künstler. Nur wollen wir uns ja nicht darüber hinwegtäuschen, daß sein künstlerisches Gebiet außerordentlich eng ist. Ich erkenne Liebermann auch eine große Bedeutung zu für die Entwicklung unserer Malerei, und zwar eine vorwiegend segensreiche, soweit sein Schaffen in Betracht kommt. Aber soweit er als ästhetischer und theoretischer Anreger gewirkt hat, hat er heillosen Schaden uns zugefügt, und unter dem jüngsten Künstlergeschlecht, das ihm Gefolgschaft leistet, eine unglaubliche Verwirrung angerichtet. Ebenso auch bei weiten Kreisen unseres Publikums. Daß er nicht erkennen will, daß es nationale und Rassenunterschiede gibt, darin liegt das Verhängnis; vor allem aber in seiner Unfähigkeit, etwas seiner Natur nicht Gleichendes zu verstehen. Darüber hinaus in der Rücksichtslosigkeit, mit der er seine Anschauung vertritt. Diese Rücksichtslosigkeit wäre als Offenheit und Klarheit der Stellungnahme zu begrüßen, solange er nicht eine öffentliche Stellung zu bekleiden strebte, die ihrer ganzen Art nach die Fähigkeit voraussetzt, denkbar verschiedene Standpunkte gelten zu lassen. In dieser Hinsicht ist er genau so einseitig, genau so unduldsam und darum genau so verengend, hemmend und schädigend, wie es Anton von Werner auf seiner Seite gewesen ist. Des ferneren ist nicht zu leugnen, daß gerade bei seinen öffentlichen Ansprachen sehr viel als Rabulisterei wirkt. Ich meine hiermit vor allen Dingen jenen Satz: „Immer noch existiert die irrige Meinung, als ob intime Naturnachahmung einen Mangel an Erfindung bedeutet." Fassen wir das Wort Erfindung ganz scharf an, so gehört allerdings zu dieser genauen Naturbeobachtung und Naturnachahmung keine Erfindung, sondern eben scharfe, liebevolle Beobachtungsgabe. Durch die Stellung und die Person des Sprechers bekommt alles, was hier gesagt wird, die Spitze gegen die betont deutsche Kunstauffassung. Da heißt es aber dann doch die Dinge auf den Kopf stellen, wenn man hier so vorgaukeln will, als ob diese deutsche Kunstauffassung eine intime Naturbeobachtung als ihr nicht gemäß hingestellt hätte. Es kommt aber darauf an, welche Richtung diese intime Naturbeobachtung annimmt, aus welchem Geiste heraus sie getrieben wird. Es ist vielfach von uns Deutschen der Impressionismus als undeutsch abgelehnt worden, wenigstens als doch nur für wenige Fälle zutreffend und keineswegs als eine Regel der Ausdrucksweise geltend. Ich meinerseits habe niemals bestritten, daß der französische Impressionismus eine sehr genaue Naturbeobachtung voraussetze. Aber eine Beobachtung,

die so ganz auf die sinnliche Erscheinung gerichtet ist, der diese sinnliche Erscheinung so das Wesen der Dinge bedeutet, daß sie dem vollkommen widerspricht, was wir Deutsche als intime Naturbetrachtung verstehen. Gerade das Beispiel Leibl spricht hier gegen Liebermann. Nein, dieses Verbohren eines Leibl in die Erscheinung, dieser Glaube, durch die restlose Hingabe an diese Erscheinung in das Wesen der Dinge einzudringen, das ist urdeutsch; von Jean Paul an immer wieder als die andere Seite unseres Doppelwesens gekennzeichnet. Gerade das Geistige in Leibl ist aber himmelweit verschieden von allem, was Liebermann bei den Franzosen uns zeigen kann, von denen sich Leibl die Technik geholt hat.

In der bereits angeführten Schrift Georg Hermanns über Liebermann steht ein anderer Satz: „Nehmen wir eine weitgeführte Arbeit Leibls und eine bis zur gleichen Vollendung gebrachte Arbeit Liebermanns. Beide mögen die gleiche Treue des Detailstudiums verraten, so wird doch zwischen ihnen ein Unterschied bestehen, den man nicht besser ausdeuten kann, als daß man sagt: ‚Das eine wäre mit den Muskeln, das andere mit den Nerven gemalt.'" Ich habe schon betont, daß Hermann selbst Jude ist, und so muß man es ihm zugute halten, daß er zwar die Unterschiede fein herausfühlt, aber für das Deutsche nicht den zutreffenden Ausdruck findet. Nein, es sind nicht die Muskeln, die hier gemalt haben, sondern es ist das Seelische in Leibl gegenüber dem Nervenmenschen Liebermann, was den Unterschied ausmacht. Darum denn auch wir gegenüber den Bildnissen Leibls das Gefühl haben, den betreffenden Menschen ganz, wie er war, vor uns gestellt zu erhalten, während wir von Liebermann immer einen höchst geistvoll erfaßten, leidenschaftlich hingestellten Augenblickseindruck bekommen, niemals aber ein wirklich treues Bild des Gesamtmenschen. Man stelle eines der berühmtesten Bildnisse Liebermanns, das von Bode, neben dessen Büste von Hildebrand, und man hat denselben Unterschied.

Ich meinesteils glaube, daß es nach dieser Richtung hin in der Kunstentwicklung überhaupt kein fesselnderes Problem gibt, als gerade die Frage, wie sich das Judentum heute in so großen Künstlern betätigt, wie Liebermann zweifellos einer ist. Mit der landläufigen Art, wie sie hüben und drüben beliebt ist, kommt man da nicht aus. Wenigstens nicht für wirklich bedeutende Naturen. Und, soweit die künstlerischen Arbeiten in Betracht kommen, bin ich weit davon entfernt, vor allem auf dem Gebiete der bildenden Kunst, dem Judentum starke Anregungswerte abzustreiten. Für uns aber kommt es darauf an, daß wir uns klar dessen bewußt sind, daß wir uns vor allen Dingen in kunstpolitischer Hinsicht nicht in dieser verhängnisvollen Weise von der außerordentlich leidenschaftlich vorgetragenen einseitigen Kunstanschauungsweise des Judentums über unser Eigenstes hinwegtäuschen lassen. Das scheint mir das allein Wichtige. Die außerordentliche Stellung, die sich die jüdische Schriftstellerwelt gerade auf ästhetischem Gebiete errungen hat, kann gefährlich werden, zumal man dann immer bei der Hand ist, jeden von der andern Seite, der in aller Ruhe und Sachlich-

keit diese Unterschiede festlegt, als verbohrten Antisemiten hinzustellen. Je ruhiger wir anderer Leute Werte und Kräfte und auch unsere Schwächen zugeben, um so besser haben wir doch das Recht, unsere Eigenart zu betonen, haben wir das Recht, in unserer Sonderart einen Wert zu sehen, den wir nicht preisgeben wollen. Jämmerlicher, als es in der Hinsicht gerade bei der öffentlichen Kunstschriftstellerei in Deutschland bestellt ist, kann es überhaupt nicht mehr werden. Sobald irgendein Ausländer, der bei uns auftritt, die Sonderheiten seiner Nationalkunst betont, wird das mit aller Zustimmung und Hochachtung verkündigt. Sobald wir Deutsche auf dem gleichen Rechte bestehen, wird das von derselben in deutscher Sprache geschriebenen Presse als Rückständigkeit lächerlich gemacht. Es ist die verhängnisvolle Folge der vielen Einseitigkeiten und Lächerlichkeiten, die in der antisemitischen Bewegung vorgekommen sind, daß es nun viele Deutsche in der ihnen ja leider nun einmal eigentümlichen fluchwürdigen Schwäche für alle nationalen Dinge für ihre Aufgabe halten, gegenüber jüdischen Erscheinungen ins Gegenteil zu verfallen. So hat gerade Bode, der berühmte Direktor unserer Berliner Museen, Liebermann als den „deutschesten Maler der Gegenwart" bezeichnet. Es ist nur schade, daß er nicht hervorgehoben hat, worin das ausgesprochen Deutsche Liebermanns beruhe, was denn in seiner Kunst vorhanden ist, das sich nicht in niederländischer oder französischer Kunst auch findet. Wir haben doch aber Maler, bei denen das vorhanden ist. Gerade deshalb freue ich mich, daß ein starker Teil gerade unter den jüdischen Künstlern immer bewußter auf jüdische Werte im Schaffen jüdischer Künstler hinweist. Noch ist diese Bewegung wohl zu jung, trotz des Alters des Volkes, als daß man ganz greifbare Ergebnisse haben könnte. Aber daß sie vorhanden oder doch zu erzielen sind, daran zweifle ich keinen Augenblick, und bin auch der festen Überzeugung, um das noch einmal zu wiederholen, daß hier wertvolle Kräfte vorhanden sind, die im gesamten Kulturleben um so eher in fördernder Weise wirksam werden können, je klarer sie als Sondereigenschaften dieser Rasse auftreten. Ich halte Liebermann — und es ist mir eine Genugtuung, daß ich mich dafür auf Urteile seiner Rassegenossen berufen konnte — für einen Vollblutjuden auch als Künstler. Worin ich die Schädlichkeit seiner Stellung erblicke, habe ich betont. Mit seiner Kunst als solcher hat das gar nichts zu tun, sondern lediglich mit der Art, wie er die Machtstellung, die er sich durch seine Kunstwerke errungen hat, in unserem öffentlichen Kunstleben ausnutzt.

Es schien mir notwendig, dieses einmal deutlich auszusprechen, so ungern ich sonst Persönliches in den Bereich schriftstellerischer Betrachtung ziehe.

* * *

Muß ich meinen Gesamteindruck von der diesjährigen Berliner Sezessionsausstellung in einen Satz zusammenfassen, so sind mir zwei Dinge noch stärker aufgefallen als bisher: Einmal die Schwäche des Nachwuchses,

zweitens die zunehmende Geschmacksverrohung. Es war Hans Rosenhagen oder Meier-Graefe, jedenfalls einer der Bannerträger der Sezession, der vor etlichen Jahren, als man durch Aufwerfen eines „Falles“ Böcklin den Gewaltigen fällen zu können glaubte, die Ansicht vertrat, daß die Bedeutsamkeit und Größe der Künstler daran abzumessen sei, wie sie Schule gemacht haben. Ich stimme dem nicht bei. Aber jedenfalls hat in dieser Hinsicht in Deutschland noch kaum eine Bewegung so klägliche Ergebnisse gehabt, wie gerade die von Liebermann inszenierte. Es ist ja sicher wertvoll, daß der Sinn für Farbigkeit sich entwickelt hat, daß die Ansprüche an das rein Malerische gesteigert worden sind. Aber ich glaube nicht, daß dieses an den Impressionisten geschulte Geschlecht nun wirklich besser malen kann als die unmittelbar Vorangehenden. Die impressionistische Technik riecht mehr nach Farbe. All dieses Pleinair, Pointilismus, Japonismus, und wie die -ismen alle heißen, betonen die Farbigkeit. Diese Bilder schreien uns an: Siehe auf die Farbe, auf ihren Auftrag; sieh her, wie das gemacht ist! Bei drei Viertel aller Landschaften in den Sezessionsausstellungen sehen wir uns vor ein Farbenproblem gestellt. Die Natur wird uns in einer Beleuchtung vorgeführt, daß in uns zuerst die Frage auftaucht: Stimmt das auch? Farbe und Beleuchtung fallen uns auf. Angenommen, es stimme immer. Ist das dann wirklich ein ausgesprochen Künstlerisches, daß wir zunächst gerade vor dieses Sehproblem uns gestellt sehen? Ich glaube, für den Franzosen in weitem Maße, für den Deutschen nicht. Daß die Franzosen uns in sinnlicher Kultur über sind, gebe ich ohne weiteres zu. Daß sie für ihr Innenleben von der Natur nicht soviel erhalten wie wir Deutsche, ist aber ebensowenig zu bestreiten. Ein Blick auf die Literatur der beiden Länder beweist das zur Genüge. Nun gut. Wir brauchen an unserem seelischen Verhältnis zur Natur nichts einzubüßen und können doch unser Sinnliches steigern. Aber ich muß offen gestehen, daß mir diese sinnliche Augenkultur des unter der Einwirkung des Impressionisten herangewachsenen Malergeschlechtes keineswegs so hoch entwickelt zu sein scheint. Als ich vor zwei Jahren die Kölner Ausstellung besuchte, wirkte Liebermann in der Umgebung jüngerer Sezessionisten ganz altmeisterlich. Niemand wird ihm eine scharfe Naturbetrachtung abstreiten wollen: keiner der Jüngeren hat ihn darin erreicht. Ich empfinde einen großen Teil des heutigen Landschafter-Impressionismus als Ateliermalerei schlimmster Art. Du lieber Gott, die Rezepte dafür sind doch schließlich genau so billig wie die für die ältere Art der Landschaftsmalerei. Bloß, daß das Malen hier noch viel schneller geht, da es auf eine genaue Zeichnung nicht ankommt, die immerhin doch auch ein scharfes Auge, eine sichere Hand und Arbeit voraussetzt.

Von den Landschaften in dieser Ausstellung wirken am stärksten die Bilder von Walter Leistikow. Und wenn darunter das beste ein Motiv aus dem ihm ureigenen Gebiete der Mark ist („Trüber Tag in Grünheide“), so bewährt sich seine Kunst doch auch bei dem Motiv aus Tirol und Italien. Ich zitiere wieder einmal, und zwar abermals Georg Hermanns Bericht

aus der B. Z. am Mittag. Es handelt sich um das genannte Bild Leistikows: „Er beweist mir etwas. Nämlich: daß Malenkönnen gar nicht so wichtig ist, wie man uns glauben machen will — durch die Bäume Leistikows kann man z. B. mit der Hand durchgreifen, und seine Landschaft schmeckt immer ein wenig nach Kulissen —; sondern, daß es viel mehr auf signifikante Vorstellungen von dem Wesen der Dinge, der Landschaften, auf Empfindung für die Seele einer Stimmung ankommt . . . viel mehr, als man es uns glauben machen will. Und deshalb wird zum Beispiel solch Leistikow einen Eindruck zurücklassen, und solch Trübner trotz seiner schönen Farbschicht weit weniger sagen; weil uns die beste Malerei zum Schluß doch nicht über Geistlosigkeit und Härten hinwegtäuscht." Man darf es mir nicht verargen, daß ich hier so gern andere sprechen lasse. Es ist mir eine gewisse Genugtuung, von dieser Seite Meinungen vortragen zu hören, mit denen ich seit Jahren immer ziemlich allein stand. Es ist schade um Trübner. Gerade bei ihm zeigte sich mir mit besonderer Schärfe, daß hervorragende Technik, wo sie allein am Werke ist, nur dann Erfreuliches zustande bringt, wenn sie im Dienste einer feinen Geschmackskultur steht.

Das bringt mich auf ein anderes. Der ungeheure Erfolg, den die Ausstellung von englischen Bildnissen in Berlin hatte, scheint gerade den Größen unserer Sezession einen Schrecken eingejagt zu haben. Man fürchtete wohl um die treue Gefolgschaft von Berlin W. Ja, dieses brauchte eben wieder einmal neue Sensation! Max Slevogt meint in den „Süddeutschen Monatsheften", es sei vielleicht nur ein „Triumph des Geschmacks" gewesen. Einige Sätze aus dem Artikel möchte ich hier herausheben. „Die Kunst dieser Engländer ist Kunst aus zweiter Hand, die sich mit Kompromissen begnügt, und die nicht wirklichem Leben, sondern nur einem Bedürfnis des Lebens, der Schönfärberei, dient. ‚Geschmack' ist immer ein eingeschränkter Begriff. Rembrandt ist deshalb geschmacklos — für die ‚Geschmackvollen'. Mit ihm, oder Velasquez, oder anderen müßten wir diese Engländer vergleichen können, um in der ungeheuren Wirkung der Ausstellung eine natürliche, gesunde Erscheinung zu sehen! Aber nein — Velasquez würde versagen, er, der zufällig keine schönen Frauen im heutigen Sinn, und diese horriblen Kostüme malte. Es zeigt uns solcher glühende Enthusiasmus für eine Kunst zweiter Hand doch noch einen eigenen Untergrund, den Wunsch nach einem zeitgemäßen Bildnis der eleganten Frau ... Gestehen wir es uns nur ein: die Kunst, die — im Porträt! — so selten für ihre Aufgabe eine reine Lösung findet, darf ersetzt werden durch eine, die das eigentlich ins Unkünstlerische abgeänderte Verlangen relativ künstlerisch löst ... Es ist begreiflich, daß da nun einmal in der gesamten Kunst so verzweifelt wenig wirklich gute Frauenporträts sind, wir, die wir nun einmal gerade dafür eine besondere Sehnsucht haben, uns mit einer Kompromißkunst zu begnügen geneigt sind. Für Berlin sind außerdem die Engländer sozusagen neu! In München hat man noch eher englische Porträtkunst gesehen — durch Lenbach! — d. h. an Lenbach, der auch sie eifrig

nachahmte, wobei zu gestehen ist, daß er die richtige Schlußfolgerung gezogen und noch den Schuß Psychologie dazu getan hat, den die feinen Kenner der Menschenseele heute verlangen — während seine Schneiderei den Originalen gegenüber etwas litt."

Ich stimme im großen und ganzen mit diesen Ausführungen überein. Nur glaube ich nicht, daß Rembrandt oder Velasquez neben dieser Ausstellung gelitten hätten. Auch nicht bei den „Geschmackvollen". Was aber jene beiden so weit über die Engländer hinaufhebt, ist doch keineswegs Technik, sondern das, was Slevogt bei Lenbach betont: das Seelische und Geistige. Also etwas, von dem die Sezession im allgemeinen nicht viel wissen will. Nein, diese Engländer arbeiteten vielmehr mit Mitteln, die denen durchaus gleich sind, durch die der Impressionismus dem Bilde beizukommen sucht, nämlich durch malerische Technik. Wenn die alten Engländer so unendlich höhere Ergebnisse erzielten, so danken sie das dem kultivierten Geschmack. Ein Hauptmerkmal dieses ist es, Grenzen deutlich zu erkennen, das Wechselverhältnis herauszufühlen, in dem Inhalt und Ausdruck, bei der Malerei also Inhalt und Technik, stehen; zu fühlen, daß für ein Bildnis andere Forderungen zu erfüllen sind, als bei der Darstellung einer Landschaft. Gerade Slevogt ist ein Beispiel dafür, wie versucht wird, durch Mittel, die außerhalb des Wesens des Bildnisses liegen, dieses für eine malerische Kultur zu gewinnen. Slevogt sieht diese Kultur in der Farbigkeit. Für die bedeutenden Bildnisse, die er bisher geschaffen hat, brauchte er deshalb immer Kostüme, man möchte beinahe sagen, Theater. D'Andrade malte er uns als Don Juan, einmal weiß, einmal schwarz. Hier führt er uns die Schauspielerin Tilla Durieux als Kleopatra vor. Gerade das Kleid scheint mir farbig nicht besonders gelungen. Es wirkt nicht als Stoff, sondern metallen. Man mag sagen was man will, vom Standpunkt des Bildnisses aus steckt in alledem Anekdote; diese arg verpönte Anekdote oder auch das Genre. Wie arg hat darum auch Slevogt in seinem Hamburger Senatorenbildnis versagt, wo er auf diese äußere Zugabe verzichten mußte. Wie schlimm ist's, wenn wie hier für eine so flott hingeworfene Impression „der Piqueur" ein Bildformat gewählt ist, das die höchsten Ansprüche stellt, einen großen Raum völlig beherrscht, wobei nun vier Fünftel der Bildfläche verschwendete Leinwand sind. Da offenbart sich Mangel an Kultur, Mangel auch an Geschmack. Und wenn in dieser Hinsicht unsere Künstler von den alten Engländern lernen würden, so könnte man sich darüber nur freuen. Jedenfalls aber finde ich es begreiflich und erfreulich, wenn unser Publikum in Zukunft sich nicht mehr so sehr durch die Redensarten von Modernität darüber hinwegtäuschen läßt, daß es an Bildnismalerei andere Ansprüche stellen darf, als an irgendeine Improvisation von einer Naturansicht. Im übrigen ist es eine auffallende Erscheinung, daß unter den bereits recht zahlreichen Verkäufen dieser Sezessionsausstellung fast nur solche Bilder sind, die sich durch sorgfältige Arbeit auszeichnen. Daß diese wieder zu Ehren kommt, daß man wieder

mehr auf die Durchführung der Bilder gibt, ist eine der wenigen recht erfreulichen Erscheinungen dieser Ausstellung. Vielleicht hat dazu am allermeisten die erhöhte Pflege des Interieurs beigetragen.

Von den übrigen Bildnissen sind die drei Bildnisse Liebermanns packend durch die sichere Erfassung eines stark belebten Augenblickes, enttäuschen aber etwas in der malerischen Behandlung des Fleisches, das auffallend leblos ist. Am stärksten wirkt Kalckreuth in seinen beiden sehr liebevoll erfaßten Bildnissen, die auch vom Innenleben der Dargestellten künden.

Es kommt mir hier natürlich nicht auf eine Besprechung aller Bilder, sondern auf die Betonung charakteristischer Erscheinungen an. Da habe ich mich vor allen Dingen zu wenden gegen die Geschmacksverrohung, die in dieser Ausstellung wüste Orgien feiert. Es ist sehr schwierig, über diese Dinge klar zu sprechen, ohne in jenen Teil unseres Sprachschatzes hineinzugreifen, den man aus Rücksicht auf guten Geschmack und gute Sitte verschlossen zu halten pflegt. Da ist zunächst die Aktmalerei. Ob man Akte malt, um die Schönheit der Formen des menschlichen Körpers darzustellen oder an ihnen das Spiel der Farben aufzuweisen, ist lediglich verschiedener Standpunkt und spielt also keine Rolle; nur daß ich nicht einsehe, weshalb man nun nicht schöne Körper wählen soll, um an ihnen die Farbenwirkungen zu zeigen. Was hier widerwärtig wirkt, ist die steigende Betonung des Geschlechtlichen. Man verstehe, es handelt sich um die Betonung. Man merkt die Absicht und wird erst recht in einem solchen Falle verstimmt. Am wüstesten gehabt sich Louis Corinth. Muther hat von den Fleischerläden eines Rubens gesprochen. Ich möchte wissen, wie er dann diese Krafthubereien Corinths bezeichnen will. Ich kann mir nicht helfen, ich finde das einfach roh. Und so furchtbar geistlos! In Corinth steckt dabei eine akademische Natur. Er sucht immer zu komponieren und hat seine Freude dran, in bekannten Vorgängen die rohe Note zu betonen. Dieses Mal zeigt er neben anderem „Die Versuchung des heil. Antonius nach Gustave Flaubert“. Ich kann mir eigentlich keinen „literarischeren Titel“ denken, und das im Hause Liebermann und von einem Mitglied der Ausstellungsleitung! Ich muß übrigens offen gestehen, daß mir das Verdienst des heil. Antonius, dieser Versuchung durch Fleischausstellung widerstanden zu haben, nicht allzuviel Achtung abnötigt, zumal der Antonius bei Flaubert ein Mann von ästhetischem Geschmack ist. Corinth wird aber noch übertrumpft. Einmal von Benno Berneis, dessen Aktkomposition als Illustration zu einem der schlimmsten Paragraphen des Strafgesetzbuches geeignet wäre. Übertrumpft ferner durch Charlotte Behrend, im Privatleben Corinths Frau. Ihr Bild betitelt sich „Schwere Stunde“. Ich mag mit dem Gemütszustand einer Frau, die selber Kinder hat, nicht rechten, wenn sie es über sich bringt, den Vorgang der Geburt vor der breitesten Öffentlichkeit zu prostituieren. Aber Liebermanns Programmrede verkündigte ja, daß der Inhalt nur insoweit gelten zu lassen sei, als er geeignet ist, die

Qualitäten des Künstlers zu zeigen. Es soll natürlich nicht heißen, die künstlerischen Qualitäten, sondern die Beherrschung des Malhandwerkes. Nun, Frau Corinth malt genau wie ihr Mann in seinen schwächeren Stunden; sie ist Schülerin ihres Lehrers, durchaus unselbständig und unpersönlich. Was also da für ein Grund vorliegt, eine solche an sich gewiß tüchtige Schülerarbeit auszustellen, vermag ich nicht einzusehen. — Dann hat man Max Beckmann für 4 große Bilder Raum gegeben. Das eine, „Die Schlacht", mag etwa 3 : 4 Meter Größe haben und behandelt einen Vorwurf, dem selbst Rubens in seiner höchsten Kraftfülle nur schwer beigekommen wäre. Will man dem Bilde das beste nachsagen, was sich dabei finden läßt, so wäre es, daß an einigen stark bewegten Akten ein kräftiger Malauftrag wahrzunehmen ist. Zweifellos handelt es sich hier um ein Talent, das sich aber jetzt, wie übrigens auch im vergangenen Jahre, so roh gebärdet, daß diesem Manne entweder aller künstlerische Geschmack abgehen oder die Roheit Absicht sein muß. In beiden Fällen wirkt die Bevorzugung, die er in dieser Ausstellung erfährt, sehr seltsam.

Ich könnte so noch lange weiterfahren. Es steht ja in der Berliner Sezession um alles sehr schlimm, was wie große Komposition aussehen soll. Otto Hettners „Aufbruch" ist schlimmste Abhängigkeit von Hodler; Rudolf Treumann hat aus den wahnwitzigsten Traumgebilden von Eduard Munch einen Extrakt gebraut und den in zwei engen Rahmen vor uns hingestellt, die er mit den uns heiligen Worten „Mutter" und „Familie" zu bezeichnen kühn genug ist. Harmlos gegenüber dem allen, aber nicht minder charakteristisch für die Geschmacksverbildung, ist der Brunnen von August Krauß, bei dem ein Knabe das Wasser durch jene Verrichtung spendet, die im Verborgenen oder doch jedenfalls der Öffentlichkeit abgekehrt zu tun, August Krauß selber sicher auch von seinen Kindern verlangt. Natürlich hat das nichts mit Sittlichkeit oder Unsittlichkeit zu tun; diese Worte sind dafür zu groß. Es ist eben lediglich Geschmacklosigkeit und Mangel an künstlerischer Selbstzucht, einen Einfall, der für irgendeine kurze Spielerei angebracht sein mag, in großer Ausführung vor die breite Öffentlichkeit hinzustellen.

Ich hätte lieber von dem Schönen gesprochen, das in dieser Ausstellung doch auch reichlich vorhanden ist. Aber ich hielt es für meine Pflicht — eine Pflicht, die ich als sehr unangenehm empfinde —, einmal deutlich und klar auf diese Mißstände hinzuweisen. Es ist allmählich so weit gekommen, daß man aus lauter Scheu vor dem Verruf, philisterhaft oder blöde zu sein, alle diese Ausschreitungen oder, wie ich es lieber nenne, Geschmacklosigkeiten still hinnimmt. Natürlich gefallen die Sachen keinem Menschen; unreifes Volk mag sich daran erregen. Aber man wird sich hüten, das öffentlich zu bekunden, man wäre ja nicht mehr modern und stände nicht auf der Höhe. Denn das alles soll ja Kunst sein, und Kunst soll frei sein! Nun, auf diese Weise wird die Kunst vogelfrei, so daß jeder jene trüben oder ungeklärten Instinkte, die er im wirklichen Leben ver-

hüllt, in ihr austoben zu dürfen glaubt. Und könnten diese Maler zehnmal mehr als sie können, — sie sind solange keine Künstler, als sie nicht ihr Menschentum bedeutender, edler, größer und schöner zu gestalten vermögen. Mögen sie hören auf Schillers Wort:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!“



Zu Fritz v. Uhdes 60. Geburtstag

Die deutsche Verlagsanstalt hat in ihrer hier schon oft empfohlenen Sammlung „Klassiker der Kunst“ als neuesten Band Fritz v. Uhdes Gemälde in 285 Abbildungen herausgebracht. Sicher das schönste Geburtstagsgeschenk, das sie dem Künstler darreichen konnte; ebenso sicher das schönste, was sie aus der Gelegenheit dieses Geburtstages heraus unserem Volke schaffen konnte. Ich bin erst durch das Vorwort zu der von Hans Rosenhagen gut geschriebenen Einleitung des Bandes darauf aufmerksam geworden, daß es eigentlich recht auffällig ist, diesen noch in voller Schaffensfrische unter uns lebenden Künstler hier in einer Sammlung „Kassiker der Kunst“ zu sehen. Aber obwohl dieser Mann zu den Vorkämpfern der sogenannten „Moderne“ unserer Malerei gehörte, obwohl er noch vor gar nicht langen Jahren vielfach recht heftig befehdet wurde, dürfte heute doch kaum ein Widerspruch sich erheben gegenüber der Einordnung in diese Sammlung. Oder mögen es Pedanten tun, die auf dem einen Wort „Klassiker“ herumreiten. Wir, die dafür einfach „Meister“ lesen wollen, freuen uns, das reiche Lebenswerk des unermüdlichen Mannes so geschlossen genießen zu können.

Diese Einstimmung ist doch wohl nur dadurch möglich, daß ein großer, der wichtigste Teil in Uhdes Schaffen aus dem Bereich des Meinungsstreites hinausgerückt ist. Uhdes religiöse Malerei, die einst als Entheiligung dieser Stoffe vielfach bekämpft oder als Geschmacksverirrung angegriffen wurde, hat heute ihren unbestrittenen Ehrenplatz. Auch von jenen unbestritten, denen diese Art nicht die richtige zu sein scheint. Denn auch sie geben zu, daß hier eine starke Persönlichkeit einen durchaus wahrhaften Ausdruck für das Lebendigste in jenen religiösen Stoffen gefunden hat. Sie mögen die Formgebung vielleicht nicht immer schön finden, aber alle müssen zugeben, daß dieser Ausdruck Lebenskraft besitzt. Zugeben sogar, daß vielleicht nur auf diesem Wege die religiöse Malerei, sagen wir genauer, die Darstellung biblischer Begebenheiten, eine wirklich lebenspendende, lebenfördernde Kraft unserer Kunst sein kann.

Wir haben erst kürzlich im Türmer (Aprilheft) diese Seite in Uhdes Schaffen betont. Wir haben dabei vernommen, daß der Künstler keineswegs im gewöhnlichen Sinne als religiöser Maler, womöglich gar als Kirchenmaler, eingeschätzt werden möchte. Wir haben dort die verschiedenen Mißdeutungen, denen all das ausgesetzt sein kann, zurückzuweisen gesucht, und Gesagtes soll heute nicht wiederholt werden. Die ungeheure Bedeutung Uhdes in der Ent-



wicklung der neueren Malerei beruht gerade darin, daß er dem Bilde vor allen Dingen auch Inhalt gegeben hat, und zwar seelischen Inhalt; daß er jene Werte des geistigen Lebens durch seine Werke in uns anzuregen suchte, die nicht im Bereiche der Sinnlichkeit stehen. So absichtlich braucht das natürlich nie gewesen zu sein; er brauchte eben nur seine urdeutsche, tief religiöse Natur auszuleben, rein malerisch auszuleben, um doch so ein ganz anderer zu werden als etwa Max Liebermann, mit dem er als Maler viel gemein hat, dem er selber viel verdankt. Gerade weil Uhde als Maler so durchaus modern ist, ist es so außerordentlich wertvoll, daß er ohne alle Aufdringlichkeit, sondern lediglich naturnotwendig in dieser Malerei so viel Geistiges und Seelisches gab. Es ist dabei unverkennbar, daß ihn gerade in den letzten Jahren rein malerische Probleme in erhöhtem Maße angezogen haben. Er ist in den Bildern seit fünf, sechs Jahren viel mehr Impressionist als jemals früher, malt viel mehr als früher aus der Freude an rein malerischen Problemen heraus, und es mag sogar sein, daß ihm die religiöse Malerei nicht mehr so viel bedeutet wie einst. Auch das hat seine guten Gründe. Er ist eben heute ein sechzigjähriger Meister, der seine geistigen und seelischen Kämpfe hinter sich hat, der heute aus dem Vollbesitz der künstlerischen Technik heraus sich gern an Aufgaben versucht, die auch für ihn etwas Neues, Überraschendes haben, während er den biblischen Stoffen doch wohl alles abgewonnen hat, was ihm besonders am Herzen lag. Denn Uhde ist auch in diesen biblischen Malereien niemals Historiker, kaum einmal Erzähler, sondern immer Lyriker. Und so hat er ja auch keineswegs versucht, die Unzahl malerischer Vorwürfe, die die Bibel bietet, nun in seiner Weise darzustellen. Viel lieber hat er denselben Vorwurf immer wieder behandelt: Stoffe, die eben sein persönliches Empfindungsleben in starke Erregung versetzten, bei denen er seine gütige, liebevolle, von inniger Nächstenliebe erfüllte Seele ausleben konnte.

Daß Uhde in ganz ruhiger Selbstverständlichkeit sein Innenleben in jener Malweise zum Ausdruck brachte, die von den Aposteln des nur Malens um des Malens willen verkündet wurde, findet seine Erklärung darin, daß er erst als reifer Mann dem Künstlerberuf sich vollkommen widmen konnte. Wenn einer erst Offizier gewesen ist, einen Feldzug mitgemacht hat, in dem er oft dem Tod ins Auge gesehen hat; wenn er vorher auf verschiedenste Art versucht hat, seine künstlerische Neigung mit dem praktischen Leben zu verbinden, und sich dann doch vollkommen der Kunst widmete, so muß ihm diese Kunst auch das Mittel werden, sein ganzes Menschentum auszusprechen. Ein solcher Mann wird nicht Techniker — das Wort ganz ohne üblen Beigeschmack hier gebraucht —, es kann ihm nicht genügen, das wiederzugeben, was er in der Natur sieht; sondern er sucht in der Kunst jene Erfüllung, jene Aussprache seines Lebens, die er bislang nicht gefunden hat. Und so haben wir bei Uhde den merkwürdigen Fall, daß ihm gerade der Gewinn jenes technischen Ausdrucksmittels, das von den Nur-Malern uns wiedergewonnen worden ist, die Erlösung des Geistigen brachte: das Licht.

Sein erstes, 1884 entstandenes Bild mit religiösem Stoffe: „Lasset die Kindlein zu mir kommen" (vgl. uns. Abb.), verdankt folgender Begebenheit die Entstehung: „Uhde gelangte einmal in eine Dorfschulstube, in deren Mitte auf einem Stuhl ein freundlicher Pfarrer saß, dem von Eltern und Geschwistern die Kleinen zugeführt wurden. Die Art dieses Mannes, sein anmutiges Plaudern mit den Kindern und deren Zutraulichkeit zu dem ihnen bis vor wenigen

Augenblicken gänzlich Fremden, gab ihm plötzlich die Idee, daß hier das Bibelwort zur Wirklichkeit geworden sei: Lasset die Kindlein zu mir kommen! Christus wandelt noch immer unter den Menschen. Man muß ihn nur erkennen können. Uhde empfand es als Gewissenszwang, die Szene so zu malen, wie er sie gesehen hatte. Nur daß er an Stelle des jungen Geistlichen den setzte, den er in jenem erkannt hatte. Es schien ihm selbstverständlich, daß der Christus, der unter diese Dörfler trat, nicht der schöne, imposante, sich pathetisch bewegende Gottessohn der Italiener sein dürfe, sondern daß er ihm etwas geben müsse von dem Aussehen jenes schlichten Dieners der Kirche." Als dann aber Uhde im Jahre 1905 zum erstenmal dazu kam, für eine Kirche ein großes Bild zu malen, — das Altarbild der Lutherkirche in Zwickau — knüpfte er an die Worte des Evangeliums Matthäi an (Kap. 4, Vers 16): „Das Volk, das im Finstern saß, hat ein großes Licht gesehen, und die da saßen am Ort im Schatten des Todes, denen ist ein Licht aufgegangen." Das Licht ist hier Christus selbst.

Bevor Uhde das ihm ureigenste Gebiet entdeckte, hatte er schon eine reiche Entwicklung hinter sich. Am 22. Mai 1848 in Wolkenburg im Königreich Sachsen geboren, sollte er, der Sohn eines Juristen, auch Jura studieren. Aber was beim Vater nur nebenher betriebene Liebhaberei war, hatte sich beim Sohn so stark entwickelt, daß er den Wunsch hegte, Maler zu werden. So kam er denn auch 1866 auf die Akademie in Dresden. Hier aber fand der Jüngling nichts von dem, was er, der sich an den Zeichnungen Menzels begeistert und geschult hatte, sich erhoffte. Darum ergriff er bereits nach einem Vierteljahr die militärische Laufbahn. Mir scheint immer der Soldatenstand ganz besonders günstig für die Entwicklung zur Kunst. Jedenfalls kann auch dem für Malerei Begabten das vielfache Draußensein, das stete Anfüllen des Auges mit farbigen Bildern, nur zuträglich sein. Uhde verwandte denn auch bald alle Mußestunden für seine Kunst. Auch nach dem Krieg, aus dem er unverwundet zurückkehrte, begann das Doppelleben wieder. Jetzt aber gewann der Künstler immer mehr die Oberhand, so daß der Dienst bald als lästige Fessel empfunden wurde. Uhde ging zu Makart nach Wien, um bei ihm Schüler zu werden. Der verwies ihn an Piloty. Aber auch da fand der immerhin Dreißigjährige, der jetzt seinen Abschied genommen hatte, keinen Platz. So mußte er sich, wie bisher, selber weiterhelfen. Es sind in jener Zeit eine ganze Reihe von Bildern entstanden, die von einem richtigen Makartschüler gemacht sein könnten und den späteren Uhde in gar nichts ahnen lassen, außer vielleicht in einer von vornherein instinktiv sicheren Handhabung des Malhandwerkes. Da erhielt er 1879 die erste wertvolle Anregung durch Munkaczy, der ihn mit nach Paris nahm. Hier gewann Uhde seinen ersten Erfolg. Bilder wie „die gelehrten Hunde" (vgl. uns. Abb.), die „Chanteuse", das „Familienkonzert", bezeugen in ihrer starken Farbenwirkung, der lebendigen Erfassung charakteristischer Typen die wertvollen Anregungen des ungarischen Meisters. Auch der äußere Erfolg stellte sich soweit ein, daß Uhde sich einen eigenen Hausstand gründen konnte, den er Ende 1880 in München aufschlug. In der Art der damaligen Ateliermalerei hat Uhde eine große Zahl von Werken geschaffen, bis ihn Max Liebermann, der damals auch in München war, auf das Arbeiten in und vor der Natur hinwies und ihn veranlaßte, nach Holland zu gehen, um dort so recht Luft und Licht zu studieren. Die reifsten Früchte dieser Freilichtmalerei sind das Bildnis seiner Gattin im Freien („In der Sommerfrische",

vgl. unf. Abb.) und die berühmte „Trommelübung“, die heute eines der wertvollsten Stücke in der neuen Abteilung der Dresdener Galerie ist. Dann kam jene Auslösung des geistigen Menschen, die wir oben geschildert haben. Dieses Bild „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ zeigt uns gleichzeitig den herrlichen Kinderschilderer, der Uhde ist. Ein Malerpsychologe des Kindeslebens ist er, der glückliche Vater, dem für zahllose Bilder und Skizzen die in seinem glücklichen Heim heranwachsenden Kinder als Modelle gedient haben. Das nächste Jahr 1885 brachte dann „Die Jünger von Emmaus“ und eines der berühmtesten Werke des Meisters: „Komm Herr Jesu, sei unser Gast!“, in dem es ihm gelang, ohne jede Aufdringlichkeit, ohne jedes falsche Pathos seinem Glauben vom lebendigen Gegenwartswerte Christi einen ergreifenden Ausdruck zu verleihen. Ein Jahr darauf entstand das große „Abendmahl“.

Es wird heute sich wohl kaum mehr jemand finden, der angesichts dieser schlichten, aus dem unteren Volke entstammenden Apostel das verächtliche Wort von einer Räuberbande gebraucht, wie es damals geschehen ist. Dagegen fühlen wir uns heute abgestoßen, wenn ein Maler uns die Apostel als jene Schar schön gelockter, körperlich sorgfältig kultivierter Männer vorführt, als die sie in der von der Renaissancezeit abhängig gebliebenen Malerei erscheinen. Darin offenbart sich vielleicht am stärksten die überzeugende Macht der Kunst Uhdes, der auch auf das geschichtliche Ausfluchtsmittel Gebhardts verzichtete, seinen Christus in eine deutsche Vergangenheit hineinzustellen. Nein, bei ihm ist alles Gegenwart, nur für Christus selbst hat er es verstanden, eine an keine Zeit gebundene, über den Zeiten thronende Gestaltung zu finden. Aber auch das mehr durch eine bescheidene Gestaltung des Körperlichen, durch eine großartige Selbstzucht in der Behandlung der Farben und durch die Verwendung des Lichtes als geistiger Kraft, wodurch nun für den Beschauer selber der Schwerpunkt aller dieser Geschehnisse ins Geistige und Seelische gerückt wird.

Im gleichen Jahre erlebte er den schweren Verlust seiner jungen Gattin. Es mochte ihm ein Trost sein, das Andenken an die Hingeschiedene durch die Verklärung der Mütterlichkeit zu feiern. Jetzt setzen seine Marienbilder ein mit der „Heiligen Nacht“, der „Flucht nach Ägypten“, dem „Empfang der Könige aus Morgenland“, die alle mehrfach gemalt wurden. Vor allem aber mit jenen Bildern, in denen der Künstler sein tiefes Mitgefühl mit dem jungen, seiner schweren Stunde entgegengehenden Weibe bekundet. Der Künstler hat gerade dieses Bild immer wieder in neuen Abarten gemalt und als „Gang nach Bethlehem“, „Der heilige Abend“ oder „Schwerer Gang“ und „Nach kurzer Rast“ bezeichnet (siehe Abbildung). Immer wirkt es gleich ergreifend in der tiefen schlichten Empfindung, in dem wunderbaren Zusammenstimmen der sorgengebeugten Gestalt und der ernsten trüben Natur.

Die biblischen Bilder der Folgezeit zeigen dann vielfach den Versuch, aus dem Lyrischen ins Dramatische zu gelangen, nicht zum Vorzug der Innerlichkeit, wenngleich auch diese Bilder durch die Kraft des malerischen Vortrags künstlerisch höher stehen als das meiste, was an monumentaler Malerei in dieser Zeit geleistet worden ist. Das künstlerisch Wertvollere aber seit der Mitte der neunziger Jahre liegt in jenen Werken, die auch künstlerisch neue Aufgaben bieten, in manchen Bildnissen, vor allen Dingen in den immer wiederkehrenden Bildern von seinen Töchtern, die er uns in allen möglichen Lebenslagen zeigt. Wie mancher alte Meister an Selbstbildnissen, so hat Uhde an

diesen Bildern seiner Kinder die Probleme des Malerischen, des Lichtes studiert und immer neu abgewandelt. Denn er ist ein Junger, dieser Sechziger, den es nicht gelüstet, bei dem einmal Errungenen sich zu beruhigen, der vielmehr den „Kampf“ braucht, d. h. das Einsetzen seiner ganzen Persönlichkeit zur Bewältigung der Aufgaben.

So haben wir von ihm noch vieles zu erwarten. Er ist bislang unabhängig von den Modeströmungen seinen Weg gegangen und wird ihn ebenso unbekümmert um das Drumherum zu Ende gehen. Wohin aber auch dieser fernere Teil seines Weges noch führen möge, eines bleibt gewiß, daß wir in ihm eine der kernhaftesten Persönlichkeiten unserer Zeit besitzen, daß wir in ihm für die Entwicklung der neuen Malerei gerade den ausgesprochen deutschen Meister sehen dürfen, der, mochten ihn noch so sehr die Sinnenprobleme der Welterscheinungen reizen, sie doch immer nur als Ausdrucksmittel eines Seelischen und Geistigen benutzte.

Karl Storck



Bilder von Uhde

Die Bilder dieses Heftes sind dank dem freundlichen Entgegenkommen der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, der bei ihr erschienenen und im vorangehenden Aufsatze bereits erwähnten Veröffentlichung von 285 Abbildungen nach Uhdes Gemälden entnommen, die in der Sammlung „Klassiker der Kunst“ als zwölfter Band erschienen ist. Die Auswahl strebt an, Uhdes künstlerische Tätigkeit in den verschiedenen Zeiten und nach verschiedenen Richtungen zu charakterisieren. Das 1880 gemalte Bild „Die gelehrten Hunde“, das des Künstlers Erfolg in Paris entschied, zeigt den Munkaczy-Schüler. Der Einfluß des Ungarn zeigt sich vor allem in der Farbengebung. Das ganze Bild ist auf einen dunklen Ton eingestimmt und durch den scharfen Gegensatz von schwarz-weiß erhöht. Für die außerordentlich lebendige Typenschilderung hat dem Künstler das Studium der Niederländer, das der ganzen damaligen Richtung in München voll entsprach, sehr genutzt. Drei Jahre später wurde das Bild „In der Sommerfrische“ gemalt, das im Vordergrund des Künstlers Gattin und Töchterchen, im Hintergrunde ihn selber beim Malen darstellt. Der Schritt aus dem Atelier in die freie Natur ist vollzogen. Die bedeutsame Stellung des Bildes „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ in Uhdes Gesamtlebenswerk ist bereits im vorangehenden Aufsatz gebührend hervorgehoben. Bei diesem Bilde kann man sehr gut die Art beobachten, wie Uhde das Licht ausnutzt. Der Brennpunkt liegt auf den Köpfchen der beiden Kleinen, die sich am zutunlichsten an den Heiland anschmiegen, indem das eine sein Köpfchen ihm ruhig in den Schoß legt, das andere, dessen Händchen er hält, mit rührendem Vertrauen dem ernsten Manne ins Gesicht blickt. Von da spielt es abstufend über alle die Köpfe und Gewänder hin, hält das Ganze zusammen und macht aus der im Äußeren alltäglichen Szene einen schier überirdischen Vorgang. Und das alles dank unserer lieben guten Sonne, die durchs offene Fenster hineinschaut. Das Bild — wir führen hier eine zweite Fassung aus dem Jahre 1885 vor — ist aber auch ein glänzendes Zeugnis für den Kinderpsychologen Uhde, der niemals, wie ein großer

Teil der Genremaler, die Kinder zu irgendwelchen Witzen oder Rührszenen mißbraucht hat, sondern sie in ihrer ganzen naiven Haltung, ihrer Unbeholfenheit und doch so unvergleichlichen Anmut, als Welt für sich darstellt. Man kann diese ganze Kunst der Kinderdarstellung in höchstem Maße dann auf dem zwei Jahre später entstandenen Bilde „Kinderprozession“ beobachten, dessen Motiv der Münchner Fronleichnamsprozession entnommen ist. Wie der unglückliche Zufall, daß die Prozession verregnete, benutzt ist, kennzeichnet den vornehmen Maler, der jeglicher, hier so naheliegenden Gelegenheit, Witze oder Anekdoten anzubringen, aus dem Wege geht und in großen Zügen das Gesamtbild festhält. In diesem Bilde zeigen sich verwandte Züge mit Menzel. — In dem 1890 entstandenen Bilde „Schwerer Gang“ können wir eines der schönsten Werke aus jener Gruppe vorführen, die die junge Mutterschaft Marias so vollmenschlich und tiefergreifend darstellt. — Unser Bild „Hundefütterung“, entstanden im Jahre 1900, zeigt uns den Künstler bei der Lösung eines wesentlich malerischen Problems, der Darstellung eines im hellsten Sonnenscheine sich abspielenden Vorganges. Und im Selbstbildnis Uhdes zeigen wir dann noch den Porträtisten, der leider nicht genug zur Wirksamkeit gelangt ist, so daß außer einem wundervollen Frauenbildnisse eigentlich nur seine packenden Darstellungen des Münchener Schauspielers Wohlmuth in weiten Kreisen bekannt geworden sind. — Erwähnen will ich noch, daß der Türmer bereits im dritten Jahrgang eine Wiedergabe nach dem Bilde „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast“ brachte und daß im letzten Jahrbuch „Am Webstuhl der Zeit“ fünf Bilder Uhdes (Die Flucht nach Ägypten, Drei Kinder, Kuhhirtin, Weihnachtsabend und Stille Nacht, heilige Nacht) enthalten sind.

Der Uhde gewidmete Band „Klassiker der Kunst“ bedarf nach allem einer besonderen Empfehlung nicht mehr.



Neue Bücher

Karl Eugen Schmidt: „Der perfekte Kunstkenner“. Vademekum für Kenner und solche, die es werden wollen. (Berlin, Spemann. Mk. 2.40.)

Es scheint, daß solche Büchlein immer wieder geschrieben werden müssen. Vor fünfzig Jahren gab Detmold seine satirische Anleitung zur Kunstkennerschaft heraus. Vor einem Vierteljahrhundert wieder ist Leixners köstliches Schriftchen „Anleitung in 60 Minuten ein Kunstkenner zu werden“ erschienen. Das vorliegende Büchlein hält nicht ganz, was einige Abschnitte des ersten Teiles versprechen, worin von den allgemeinen Regeln und Erfordernissen der Kennerschaft die Rede ist. Die Satire dürfte mit schärferen Waffen arbeiten. Jetzt ist es nicht ganz ausgeschlossen, daß harmlose Gemüter die ganzen Belehrungen für ernst nehmen, was ja allerdings für die wirklichen Kunstfreunde unter Umständen recht ergötzlich wirken könnte. Aber es ist eigentlich heute schon so schlimm mit unserer Kunstschwatzerei, daß es an der Zeit wäre, dem Übel mit gründlichen Prügeln beizukommen. Sonst ist da keine Besserung zu erwarten.





Die Genossenschaft konzertierender Künstler mit Pensionsanstalt

Von

Dr. Karl Storck

Mein im Aprilheft des Türmers erschienener Aufsatz „Soziale Nöte im deutschen Musikleben" ist von einer sehr großen Zahl Tageszeitungen abgedruckt worden, durchweg unter lebhafter Zustimmung. Zahlreiche Zuschriften von Künstlern beweisen, was übrigens jedem im öffentlichen Musikleben Stehenden längst bekannt war, die große Unzufriedenheit der konzertierenden Künstler mit den gegenwärtigen Verhältnissen, gleichzeitig aber die Ohnmacht, in der sie sich fühlen, den vorhandenen Übelständen entgegenzutreten. Wenn ich aber die jetzige lebhafte Teilnahme der Tagespresse mit der reichlichen Gleichgültigkeit vergleiche, der ich früher mit ähnlichen Aufsätzen (z. B. im Türmer Februar 1903 „Musikpflege und Musikindustrie" und zuvor in zahlreichen Einzelartikeln in der „Deutschen Zeitung") an gleicher Stelle begegnet bin, so erhalte ich dadurch aufs neue den Beweis, daß in der gesamten Einstimmung ein Wandel eingetreten ist. Man fühlt das Unerträgliche der gegenwärtigen Zustände immer mehr; das Konzertagentenwesen tritt immer unverhüllter als bloße Geschäftsmache hervor; die Musikkritik erkennt es immer mehr als ihrer Stellung unwürdig, lediglich als Berichterstatterin für die Unternehmungen dieser Konzertindustriellen aufzutreten. So ist es deshalb wohl jetzt auch an der Zeit, es nicht an Klageartikeln genügen zu lassen, sondern zu handeln.

Unmittelbar nach dem Erscheinen meines Artikels hat der Dürerbund ein Rundschreiben „Wider die Konzertagenten" erlassen. Die Einführung, die dieses Schreiben im „Kunstwart" findet, enthält folgende Sätze: „Um durch eine Klärung über die Frage ein tatkräftiges Handeln vorzubereiten, hat der Arbeitsausschuß des Dürerbundes die folgende Anregung schon vor längerer Zeit als vertrauliches Manuskript an unsre hervorragendsten

Tonkünstler und Konzertdirigenten verschickt. Die eingegangenen Antworten lauteten durchweg zustimmend, wir behalten uns vor, einige davon zu veröffentlichen. Es stellte sich aber heraus, daß wir auf dem Wege privater Unterhandlungen nur sehr langsam vorwärts kommen, außerdem scheinen unsere Ausführungen da und dort doch nicht als streng vertraulich betrachtet worden zu sein." Ich führe diese Sätze nur an, um hier zu betonen, daß mir von dieser Vorarbeit des Dürerbundes nichts bekannt gewesen ist. Ich bin zur erneuten Behandlung des von mir bereits sehr oft aufgegriffenen Themas angeregt worden durch den im Aprilheft wiederholt zitierten Aufsatz aus der „Deutschen Musikerzeitung" (1908 No. 8), dessen Verfasser, Julius Edgar Schmock sich nicht genannt hatte. Und zwar griff ich diesen Aufsatz auf, weil mir der darin gemachte Vorschlag einer Genossenschaft konzertierender Künstler als der gangbare Ausweg erscheint. Im übrigen kämpfen ja seit Jahr und Tag verschiedene Schriftsteller, allen voran der hochverdiente Paul Marsop, für die Beseitigung dieser schwer schädigenden sozialen Zustände in unserem Musikleben.

Man kann sich diese in der Tat nicht traurig genug vorstellen. Und zweifellos ist gerade das Konzert-Agentenwesen unter allen der schlimmste. Unter den mir infolge meines Aufsatzes zu Gesicht gekommenen Schriftstücken befindet sich auch ein vor Jahresfrist in der „Neuen Musikzeitung" pseudonym erschienener Aufsatz „Das Ende der Schreckensherrschaft", aus dem ich den einleitenden Abschnitt hier abdrucke: „Die Anstöße mehren sich von Jahr zu Jahr, die Armee der enttäuschten aber mittellosen Begabten wird immer größer und entschlossener; sie muß bei mutigem und energischem Vorgehen eine Bresche in die Ringmauer legen! Es ist ja durchaus nicht nötig, die Managers ganz von der Bildfläche verschwinden zu lassen; wohl aber soll ihre dünkelhafte Macht gebrochen und sie zu der Erkenntnis gebracht werden, daß sie der Künstler wegen da sind, nicht umgekehrt. Sie sollen dem Künstler als beratende, vermittelnde Instanzen zur Hand gehen, nicht aber mit diktatorischer Willkür auf ihnen herumtreten und sich aus ihrer Haut Riemen schneiden, sie zu peitschen.... Im ganzen läuft die Misere wieder auf die träge Gutmütigkeit des Künstlertums und die Macht des Kapitals hinaus. Im Anfange war der Manager in der Tat das, was sein Name besagt: ein Vermittler zwischen Angebot und Nachfrage; er bezog dafür gleich dem ehrlichen Makler der Börse seine Provision. Allein die Vermittlung machte ihn bekannt mit den Wünschen der Nachfragenden und den Schwächen des Anbietenden. Unter geschickter Ausnutzung beider arbeitete er sich bei gutem Gewinn herauf über den Künstler und die Konzertgesellschaften; er machte sie von sich und seiner ‚Autorität' abhängig, seine Empfehlung entscheidet in rein künstlerischen Fragen über Qualitäten, für deren Wertbemessung die Kenntnisse eines gediegenen Fachmannes, in diesem Falle mithin eines exquisiten Musikers und musikalischen Aesthetikers, notwendig sind. Nun sehe man sich einmal vom Standpunkte solch unerläßlich notwendiger Vorbedingung unsere Konzertdirektionen und Agenturen an. Die allerwenigsten zählen zu

ihren Firmenmitgliedern einen künstlerischen Beirat, die meisten sind Geschäftsleute alltäglichsten Kalibers, Provisions- und Spekulations-Menschen, Börsianer und Zinseszinsrechner, die nur beim Umsatz der Kunstleistung in klingende Münze in Betracht kommen, im übrigen aber Techniker und Routiniers äußerlichster Art sind. Das ist alles kein Geheimnis und die Herren selbst machen kaum irgendwelchen Hehl daraus. Warum soll der, welcher bislang in Buckins, Wein oder Spirituosen reiste, diese etwas materiellen Artikel nicht gegen künstlerische eintauschen? Weshalb kann ein Grundstücks- und Hypotheken-Vermittler nicht ebensogut vom Trödel mit Sängern, Pianisten, Geigern leben? Wer bei dem Vermittlungsgeschäft die fetteste Provision abwirft, ist bevorzugtes Objekt."

Was ist nun zu tun? Das Rundschreiben des Dürerbundes macht folgenden Vorschlag: „Die tonangebenden Musiker großer Städte bilden Künstlergenossenschaften zum Zweck der Künstlervertretung und treten miteinander in enge Verbindung, um Arbeitsausschüsse zu schaffen. Und zwar je einen für Nord- wie für Süddeutschland, am besten auch einen für Mitteldeutschland. Dies ist deshalb notwendig, weil ein einziges Zentrum entlegene Orte nicht so leicht bedienen könnte, und auch aus anderen Gründen. Es versteht sich so gut wie bei den Kunstausstellungen von selbst, daß eine solche Künstlervertretung keine Künstler vertritt, die dieses Namens nicht würdig sind. Hier springt sofort der ideelle Vorteil einer derartigen Vertretung in die Augen. Es wird jedem Künstler sofort zur Empfehlung gereichen, wenn er von einem Künstlerausschuß vertreten wird, der untüchtige Elemente ausschließt. Einer solchen Vertretung wird es vor allem endlich möglich sein, jungen und unbemittelten, aber tüchtigen und vielversprechenden Künstlern den schweren Weg in die Öffentlichkeit bahnen zu helfen. Ferner wäre, zum ersten Male, die Möglichkeit gegeben, dem Nichtkünstlertum in entschiedener Weise entgegenzutreten. Welche Unmenge durchaus wertloser Solistenkonzerte bietet die Konzertsaison einer jeden großen Stadt! Sie rühren alle daher, daß jeder, der einem Agenten den Saal abmietet, Konzerte geben kann. Aber so allgemein hierüber die Klagen sind, so selten denkt man daran, daß den größten Teil der Schuld die Agenten tragen, weil sie jedem Zahlenden die Veranstaltung von Konzerten kinderleicht machen. Was wäre der Erfolg einer ‚Künstlervertretung'? Die Zahl der Konzerte würde sich verringern, ihr Wert würde steigen.

„Auch eine Frage, die in großen Städten für die Tages- und Musikzeitungen, für die Referenten und für das Publikum geradezu brennend geworden ist, würde dadurch eine sehr einfache Lösung finden. Es könnte ja jedem unbenommen sein, Konzerte zu geben, ohne daß er der Künstlervertretung angehört, wie es Ausstellungen der Zurückgewiesenen gibt — aber mit gleichen Folgen. Weiter: Konzert- und Theateranstalten, die Künstler engagieren, hätten von andern Künstlern die Bürgschaft, wirklich tüchtige Kräfte zu erhalten, solche, die ihnen keine Enttäuschungen bereiten. Es sei an Gastspiele auf Engagements an Operntheatern erinnert. Wie oft sind diese derart minderwertig, daß der ganze Theaterabend in Frage ge-

stellt wird und von einem Engagement auch nicht die Rede sein kann! Wer die Verhältnisse kennt, weiß, daß es sich dann um Empfehlungen von Agenten handelte, die dabei ihre Geschäfte machen. All dies nur zur Andeutung, um zu zeigen, worin die Hauptvorteile einer künstlerisch geleiteten Vertretung beruhen würden. „Die rein geschäftlichen Arbeiten müßten wie bisher und wie bei den Kunstausstellungen kaufmännischen Leitern anvertraut werden. Die die Künstler vertretenden Musiker müßten einzig die Aufsicht führen und über die Aufnahme sich anmeldender Künstler entscheiden, die, wenn sie noch unbekannt sind, Proben ihrer Kunst abzulegen hätten usw."

Ich halte diesen Weg für ungangbar. Er ist nicht nur viel zu umständlich, sondern scheint mir vor allem in dem einen Punkte, daß nunmehr die Konzertierenden sich erst noch einer Prüfung vor den von den „tonangebenden Musikern großer Städte" gebildeten Künstlergenossenschaften zu unterziehen hätten, geradezu verhängnisvoll. O nein, wir wollen unser öffentliches Kunstleben nicht noch unter mehr Zwangsschrauben stellen, als es schon ist. Wenn ein Kunstjünger seine Studien gemacht hat, sei es an einem Konservatorium, sei es bei einem einzelnen Meister, und er glaubt vor die Öffentlichkeit treten zu können, so lasse man ihn das ruhig tun und sehe zu, ob er Erfolg gewinnt oder nicht. Es werden ja auch die Konservatorien, hauptsächlich dank dem Einschreiten des Musikpädagogischen Verbandes, immer strenger; sie erteilen ihrerseits Abgangszeugnisse. Aber schließlich werden solche Zeugnisse ja auch niemals mehr beweisen, als daß der Betreffende sein Handwerk gelernt hat. Ob er nun als Künstler der Öffentlichkeit etwas zu geben hat, das ist eine ganz andere Frage, die weder vom Prüfungsausschuß am Konservatorium, noch auch von einer Künstlervertretung entschieden werden kann. Der Hinweis auf die Ausstellungsjury zeugt nicht für, sondern gegen die Sache. Alle diese Ausstellungsjurys haben nicht verhindert, daß auf unseren großen Ausstellungen eine Fülle wertloses Zeug ist, daß umgekehrt viel Wertvolles zurückgewiesen wird. Außerdem steht für die bildende Kunst durch die große Möglichkeit der Privatausstellungen noch eine Masse anderer Wege offen, vor das Publikum und vor die öffentliche Kritik zu kommen, die dem Konzertgeber fehlen. Also von Einschränkungen hier wollen wir nichts wissen, ganz abgesehen davon, daß da die ersten Grundlagen geschaffen wären für eine Masse von Zank der Künstler untereinander, von dem wieder niemand mehr Gewinn haben würde, als gerade der Konzertagent. Es ist schon vollkommen genug erreicht, wenn die Künstler nicht ausgebeutet werden, d. h. wenn man ihnen ihr erstes Auftreten nicht zu teuer macht, wenn man dann den Eindruck, den sie bei der Kritik erweckt haben, sorgsam registriert und ohne persönliche Begünstigung diese öffentliche Kritik den Konzertinstituten zugängig macht, so daß diese danach wählen können. Man kann so tief eingerissene Schäden, wie das Übermaß unseres heutigen Konzertangebots, nicht von einem Tag auf den andern heilen. Ganz von selbst wird sich die Fülle der Konzerte vermindern, wenn die Antreiber dazu fehlen, also die heutigen Konzertagenten; wenn ferner für jene vielen, die

lediglich für ihre Unterrichtszwecke Kritiken haben wollen, die auf diesem Gebiete völlig ausreichenden Zeugnisse des Musikpädagogischen Verbandes als überall gültige Befähigungsnachweise bekannt sind.

Nach meinem Gefühl muß die Neuordnung der Verhältnisse möglichst an das Vorhandene anschließen. Das Konzertagentenwesen hätte nicht diese ungeheure Ausdehnung und diese riesige Bedeutung gewonnen, wenn nicht sehr viel Gutes daran wäre. Der Hauptschaden liegt zweifellos darin, daß sich jetzt einige wenige Unternehmer auf Kosten der Künstler bereichern. Wenn es uns gelingt, diese Summen, die das Auftreten vor der Öffentlichkeit unbedingt immer kosten wird, denen wieder zuzuführen, die sie aufbringen, so ist nach meinem Gefühl alles getan, was hier getan werden kann.

Der Weg dazu scheint mir einfach. Es wird, ähnlich wie bei der Bühnengenossenschaft, eine Genossenschaft konzertierender Künstler gebildet, der jeder Musiker beitreten kann, der ein Abgangszeugnis von einem Konservatorium oder einem anerkannten Meister beibringt. Er wird ordentliches Mitglied dieser Genossenschaft, sobald er sein erstes Konzert gegeben hat. Damit ist er „konzertierender Künstler" geworden. Wie das Konzert von der Öffentlichkeit aufgenommen worden ist, geht die Genossenschaft ebensowenig an, wie sich etwa die Bühnengenossenschaft darum kümmert, ob der Schauspieler X. am Theater in Y. Erfolg gehabt hat oder nicht. Die Möglichkeit des ersten Auftretens vermittelt jedem Anfänger diese Genossenschaft konzertierender Künstler unter ähnlichen Bedingungen wie heute der Konzertagent. Aber mit dieser Genossenschaft aufs engste verbunden ist eine Pensionsanstalt. Eine solche ist für unsere konzertierenden Künstler von höchster Notwendigkeit. Man macht sich keinen Begriff davon, wieviel Elend hier unter oft glänzender Hülle sich verbirgt. Eine der Haupteinnahmen dieser Pensionsanstalt wird außer den Beiträgen ihrer Mitglieder in den Ergebnissen der Vermittlungsgebühren ihrer Konzertagentur bestehen. So kommen die hier von den hundert Einzelnen aufgewendeten Kosten wieder der Gemeinsamkeit zugute. Dafür, daß man bedürftigen Künstlern mit Stipendien oder sonstigen Erleichterungen für das öffentliche Auftreten unter die Arme greifen kann, finden sich nachher Wege genug.

Es gibt bereits verschiedene große Musikerverbände. Dennoch halte ich die Gründung eines ganz neuen für notwendig. Die konzertierenden Künstler haben ganz für sich ihre Interessen, die etwa der „Allgemeine deutsche Musikverein" nicht wahrnehmen kann. Dieser ist hauptsächlich für die schöpferischen Musiker da und hat für diese reichlich genug zu tun, ganz abgesehen davon, daß zurzeit wohl ziemlich alle Konzertagenten Mitglieder dieses Musikvereins sind. Danach wundere ich mich nicht, daß die sehr beherzigenswerten Vorschläge, die Dr. Marsop 1906 in Essen dem Allgemeinen deutschen Musikverein unterbreitet hat, indem er auch ein Unternehmen empfahl, „das den ausübenden deutschen Tonkünstlern

der öffentlichen Musikpflege gegenüber als Vermittlungsstelle zu dienen hätte", trotz „eingehender Debatten" dauernd unter den Tisch gefallen sind.

Der Weg, der einzuschlagen ist, scheint mir einfach der: Ein deutscher Fürst übernimmt das Protektorat über die zu gründende Genossenschaft deutscher konzertierender Künstler. Der Fürst, der dieses tut, wird sich um die soziale Hebung unseres Musiklebens ein unvergängliches Verdienst erwerben. Sein Name bürgt dem zerstreuten Künstlervölkchen für die Gediegenheit des Unternehmens. Es steht dann zu hoffen, daß dieses Protektorat reiche Kunstfreunde veranlassen wird, für den ersten Grundstock der Pensionskasse namhafte Beiträge zu zeichnen. Es wäre dann wohl auch zu erreichen, daß, wie Paul Marsop vorschlug, eine Lotterie zugunsten dieser Genossenschaft genehmigt würde. Im übrigen müßte diese Genossenschaft auch außerordentliche Mitglieder aufnehmen, die durch ihre Beiträge die unbedingt notwendige starke finanzielle Grundlage des ganzen Unternehmens schaffen hülfen. Diesen außerordentlichen Mitgliedern könnte als Entgelt eine wesentliche Ermäßigung bei allen durch die Genossenschaft vermittelten Konzerten in Aussicht gestellt werden, indem einfach die Vorzeigung der Mitgliedskarte zu einem geringeren Kaufpreise der Eintrittskarten berechtigen würde. Das ist immer noch viel gesunder und viel einträglicher als das heutige Freikartenunwesen. Steht so die Genossenschaft auf sicherer finanzieller Grundlage, so wird sich wohl ganz von selbst jeder anständige Konzertvorstand verpflichtet fühlen, die Solisten für seine Konzerte von einer Stelle zu beziehen, die im Dienste der musikalischen Allgemeinheit arbeitet und nicht für die Bereicherung einzelner Unternehmer. Ich glaube nicht, daß es für unser Musikleben zurzeit eine wichtigere Aufgabe gibt, als die im vorangehenden dargestellte. Mögen sich alle Berufenen zu ihrer Lösung vereinigen!

Robert Schumann über die „Hugenotten"

Angesichts der erneuten Meyerbeer-Mode tut es gut, für die Aufrechterhaltung eines gesunden Werturteils über diese Kunst zu sorgen. Richard Wagner mag als „Partei" abgelehnt werden. So rufen wir Robert Schumann auf. Den kann man auch um so weniger als Antisemiten verdächtigen, als dieser 1837 geschriebenen Besprechung Meyerbeers eine begeisterte Würdigung Mendelssohns folgt.

„Oft möchte man sich an die Stirn greifen, zu fühlen, ob da oben alles noch im gehörigen Stande, wenn man Meyerbeers Erfolge im gesunden musikalischen Deutschland erwägt, und wie sonst ehrenwerte Leute, Musiker selbst, die übrigens auch den stilleren Siegen Mendelssohns mit Freude zusehen, von seiner Musik sagen, sie wär' etwas ... Mit welchem Widerwillen uns das Ganze erfüllte, daß wir nur immer abzuwehren hatten, kann ich gar nicht sagen; man wurde schlaff und müde vor Ärger. Nach öfterem Anhören fand sich wohl manches Günstigere und zu Entschuldigende heraus, das Endurteil blieb aber dasselbe ...

Ein geistreicher Mann hat Musik wie Handlung am besten durch das Urteil bezeichnet, daß sie entweder im Freudenhause oder in der Kirche spielten. Ich bin kein Moralist; aber einen guten Protestanten empört's, sein teuerstes Lied auf den Brettern abgeschrieen zu hören, empört es, das blutigste Drama seiner Religionsgeschichte zu einer Jahrmarktsfarce heruntergezogen zu sehen, Geld und Geschrei damit zu erheben, empört die Oper von der Ouvertüre an mit ihrer lächerlich-gemeinen Heiligkeit bis zum Schluß, nach dem wir ehestens lebendig verbrannt werden sollen. Was bleibt nach den Hugenotten übrig, als daß man geradezu auf der Bühne Verbrecher hinrichtet und leichte Dirnen zur Schau ausstellt. Man überlege sich nur alles, sehe, wo alles hinläuft! Im ersten Akt eine Schwelgerei von lauter Männern und dazu, recht raffiniert, nur eine Frau, aber verschleiert; im zweiten eine Schwelgerei von badenden Frauen und dazwischen, mit den Nägeln herausgegraben für die Pariser, ein Mann, aber mit verbundenen Augen. Im dritten Akt vermischt sich die liederliche Tendenz mit der heiligen; im vierten wird die Würgerei vorbereitet, und im fünften in der Kirche gewürgt. Schwelgen, morden und beten, von weiter nichts steht in den Hugenotten: vergebens würde man einen ausdauernd reinen Gedanken, eine wahrhaft christliche Empfindung darin suchen. Meyerbeer nagelt das Herz auf die Haut und sagt: ‚Seht, da ist es, mit Händen zu greifen.‘ Es ist alles gemacht, alles Schein und Heuchelei. Und nun diese Helden und Heldinnen — zwei, Marcell und St. Bris, ausgenommen, die doch nicht gar so elend zusammensinken. Ein vollkommner französischer Wüstling, Nevers, der Valentine liebt, sie wieder aufgibt, dann zur Frau nimmt, — diese Valentine selbst, die Raoul liebt, Nevers heiratet, ihm Liebe schwört und sich zuletzt an Raoul trauen läßt, — dieser Raoul, der Valentine liebt, sie ausschlägt, sich in die Königin verliebt und zuletzt Valentine zur Frau erhält, — diese Königin endlich, die Königin all dieser Puppen! Und dies läßt man sich alles gefallen, weil es hübsch in die Augen fällt und von Paris kömmt, und ihr deutschen sittsamen Mädchen haltet euch nicht die Augen zu? — Und der Erzkluge aller Komponisten reibt sich die Hände vor Freuden! Von der Musik an sich zu reden, so reichten hier wirklich keine Bücher hin; jeder Takt ist überdacht, über jeden ließe sich etwas sagen. Verblüffen oder kitzeln ist Meyerbeers höchster Wahlspruch und es gelingt ihm auch beim Janhagel. Was nun jenen eingeflochtenen Choral anlangt, worüber die Franzosen außer sich sind, so gesteh' ich, brächte mir ein Schüler einen solchen Kontrapunkt, ich würde ihn höchstens bitten, er möcht' es nicht schlechter machen künftighin. Wie überlegt-schal, wie besonnen-oberflächlich, daß es der Janhagel ja merkt, wie grobschmiedmäßig dieses ewige Hineinschreien Marcells „Eine feste Burg“ 2c. Viel macht man dann aus der Schwerterweihe im vierten Akt. Ich gebe zu, sie hat viel dramatischen Zug, einige frappante geistreiche Wendungen und namentlich ist der Chor von großer äußerlicher Wirkung; Situation, Szenerie, Instrumentation greifen zusammen, und da das Gräßliche Meyerbeers Element ist, so hat er hier auch mit Feuer und Liebe geschrieben. Betrachtet man aber die Melodie musikalisch, was ist's als eine aufgestutzte Marseillaise? Und dann, ist's denn eine Kunst, mit solchen Mitteln an so einer Stelle eine Wirkung hervorzubringen? Ich tadle nicht das Aufbieten aller Mittel am richtigen Orte; man soll aber nicht über Herrlichkeit schreien, wenn ein Dutzend Posaunen, Trompeten, Ophykleïden und hundert im Unisono singende Menschen in einiger Entfernung gehört werden können. Ein Meyerbeersches Raffinement muß ich

hier erwähnen. Er kennt das Publikum zu gut, als daß er nicht einsehen sollte, daß zu viel Lärm zuletzt abstumpft. Und wie klug arbeitet er dem entgegen! Er setzt nach solchen Prasselstellen gleich ganze Arien mit Begleitung eines einzigen Instrumentes, als ob er sagen wollte: ‚Seht, was ich auch mit Wenigem anfangen kann, seht, Deutsche, seht!' Einigen Esprit kann man ihm leider nicht absprechen. — Alles Einzelne durchzugehen, wie reichte da die Zeit aus! Meyerbeers äußerlichste Tendenz, höchste Nichtoriginalität und Stillosigkeit sind so bekannt, wie sein Talent geschickt zu appretieren, glänzend zu machen, dramatisch zu behandeln, zu instrumentieren, wie er auch einen großen Reichtum an Formen hat. Mit leichter Mühe kann man Rossini, Mozart, Herold, Weber, Bellini, sogar Spohr, kurz die gesamte Musik nachweisen. Was ihm aber durchaus angehört, ist jener berühmte, fatal meckernde, unanständige Rhythmus, der fast in allen Themen der Oper durchgeht; ich hatte schon angefangen, die Seiten aufzuzeichnen, wo er vorkömmt, ward's aber zuletzt überdrüssig. Manches Bessere, auch einzelne edlere und großartigere Regungen könnte, wie gesagt, nur der Haß wegleugnen; so ist Marcells Schlachtlied von Wirkung, so das Lied des Pagen lieblich; so interessiert das Meiste des dritten Aktes durch lebendig vorgestellte Volksszenen, so der erste Teil des Duetts zwischen Marcell und Valentine durch Charakteristik, ebenso das Sextett, so der Spottchor durch komische Behandlung, so im vierten Akt die Schwerterweihe durch größere Eigentümlichkeit und vor allem das darauf folgende Duett zwischen Raoul und Valentine durch musikalische Arbeit und Fluß der Gedanken: — was aber ist das alles gegen die Gemeinheit, Verzerrtheit, Unnatur, Unsittlichkeit, Unmusik des Ganzen? Wahrhaftig, und der Herr sei gelobt, wir stehen am Ziel, es kann nicht ärger kommen, man müßte denn die Bühne zu einem Galgen machen, und dem äußersten Angstgeschrei eines von der Zeit gequälten Talentes folgt im Augenblicke die Hoffnung, daß es besser werden muß."



Zu unserer Notenbeilage

Ich komme gern in unserer Notenbeilage in größeren Abständen immer wieder einmal auf Karl Loewes Werke zurück. Gewiß, je eingehender man sich mit der gesamten Musikliteratur befaßt, um so mehr muß man erkennen, daß Loewe nicht zu den großen originalen Tonschöpfern gehört. Seine Melodiebildung ist in ihren wesentlichen Bestandteilen nur selten von ursprünglicher Kraft, und seine Eigenart liegt mehr in der Art des Vortrages. Aber dem ungeachtet bleibt Loewe einer der wertvollsten und gerade für das Haus anregungsreichsten aller Musiker. Dabei ist das, was er uns hinterlassen hat, so umfangreich, daß wohl nur wenige sich in den Gesamtbesitz seiner Werke zu setzen vermögen. So bringen wir auch heute zwei nur wenig bekannte Tonschöpfungen Loewes, die den Meister der Ballade auf anderen Gebieten zeigen. Das erste Lied „Spirito santo" ist eine Art weltlicher oder natursymbolischer Pfingsthymne. Es ist wahrscheinlich Loewes letzte Komposition und ist 1864 entstanden. Dagegen weist das zweite, frisch zugreifende Liedchen „Liebesgedanken" auf Loewes Frühzeit und ist bereits 1823 komponiert.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Die gelehrten Hunde — Fritz v. Uhde

In der Sommerfrische | Fritz v. Uhde



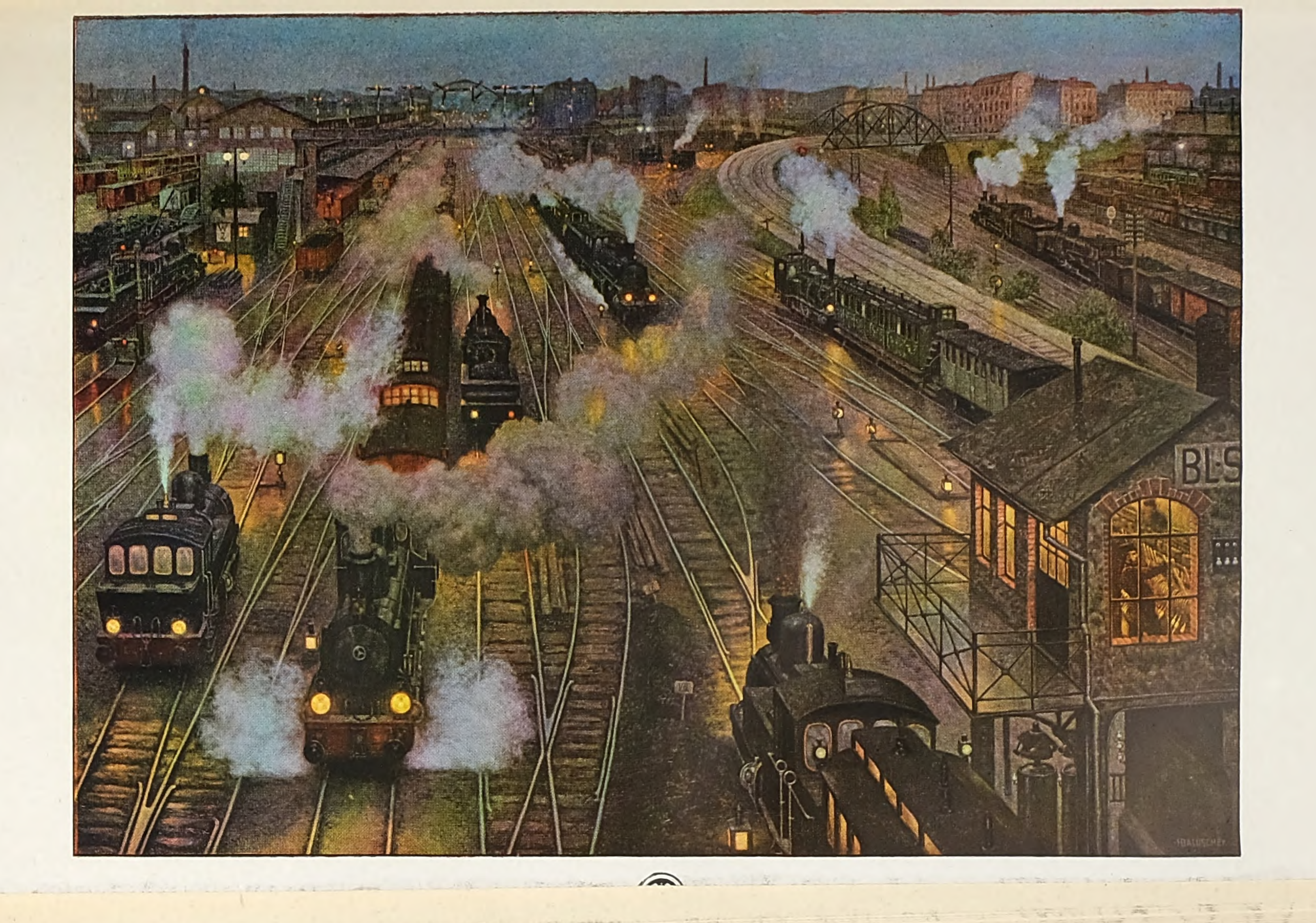


Lasset die Kindlein zu mir kommen — Fritz v. Uhde

Schwerer Gang



Fritz v. Uhde


BL·S



Der gebildete Laie und [illegible]

Dagobert v. Gerhardt

In keiner Zeit ist soviel über [illegible] geschrieben worden, wie in der [illegible]. Jeder [illegible] Mensch möchte sich zu einer Persönlichkeit herausbilden, und dazu gehört in erster Linie, daß er sich eine Weltanschauung erkämpft. Ohne Kampf mit andern und mit sich selbst wird eine Weltanschauung nicht erworben. Es gibt zwar heute zahllose Verkünder von Weltanschauungen, und besonders die Verfasser der anfechtbareren Weltanschauungen hausieren mit ihrer Ware in allerlei Büchern, Traktaten und [illegible]schriften; wer aber auch eine solche fertig gelieferte Weltanschauung auswendig lernen und sich so zu eigen machen wollte, wäre deshalb noch [illegible] nicht in ihrem Besitze, denn eine Weltanschauung muß durch eigenes [illegible]denken selbsttätig und selbständig errungen werden.

Die Faktoren, welche die Mittel zur Bildung einer Weltanschauung [illegible], sind einerseits die Philosophie, andererseits die Naturwissenschaft. [illegible] Philosophie, die ihre Basis bloß in Abstraktionen hat und allen [illegible] Tatsachen den Rücken wendet, ist keine Philosophie mehr, sondern [illegible] Akrobatentum, das mit Ideen Kunststücke macht und [illegible] treibt, und eine Naturwissenschaft, die ohne [illegible] ihr eigenstes Gebiet verläßt und auf [illegible] erklärten Tatsachen nun den Makrokosmos der Gedankenwelt [illegible]



X. Jahrg. Juli 1908 Heft 10

Der gebildete Laie und die Naturphilosophie

Von

Dagobert v. Gerhardt-Amyntor

In keiner Zeit ist soviel über die Persönlichkeit gesagt und geschrieben worden, wie in der Gegenwart. Jeder strebende Mensch möchte sich zu einer Persönlichkeit herausbilden, und dazu gehört in erster Linie, daß er sich eine Weltanschauung erkämpft. Ohne Kampf mit andern und mit sich selbst wird eine Weltanschauung nicht erworben. Es gibt zwar heute zahllose Verkünder von Weltanschauungen, und besonders die Verfasser der anfechtbareren Weltanschauungen hausieren mit ihrer Ware in allerlei Büchern, Traktaten und Zeitschriften; wer aber auch eine solche fertig gelieferte Weltanschauung auswendig lernen und sich so zu eigen machen wollte, wäre deshalb noch lange nicht in ihrem Besitze, denn eine Weltanschauung muß durch eigenes Nachdenken selbsttätig und selbständig errungen werden.

Die Faktoren, welche die Mittel zur Bildung einer Weltanschauung liefern, sind einerseits die Philosophie, andererseits die Naturwissenschaft. Eine Philosophie, die ihre Basis bloß in Abstraktionen hat und allen konkreten Tatsachen den Rücken wendet, ist keine Philosophie mehr, sondern ein ödes Akrobatentum, das mit Ideen Kunststücke macht und unfruchtbare Phantasterei treibt, und eine Naturwissenschaft, die ohne jede philosophische Veranlagung ihr eigenstes Gebiet verläßt und auf gesammelten und vermeintlich erklärten Tatsachen nun den Makrokosmos der Gedankenwelt kon-

struieren will, ist keine Naturwissenschaft mehr, sondern der Eislauf eines Esels, dem es auf dem festen Lande zu wohl wurde. Die seltenen Köpfe, die philosophisches Genie mit erschöpfender naturwissenschaftlicher Kenntnis verbinden, darf man Naturphilosophen nennen, die den sonst recht anrüchigen Namen der Naturphilosophie wieder zu Ehren bringen.

Jeder Naturphilosoph bildet sich seine eigene Weltanschauung. Der Laie, der weder Naturwissenschaftler noch Philosoph von Beruf ist, könnte sich ja nun eine dieser Weltanschauungen, wenn sie ihm gerade zusagt, aneignen und sich so zu einer Persönlichkeit zu entwickeln versuchen, und es gibt in der Tat gedankenschwache und geistesträge Philister genug, die z. B. Häckels „Welträtsel" mit Fleiß und Mühe durchstudiert haben, auf des Professors Behauptung, daß dies Werk ein „Glaubensbekenntnis der reinen Vernunft" sei, schwören und sich nun im Besitze einer sturm- und wetterfesten Weltanschauung wähnen. Der vornehmere Laie, der selbst arbeiten, selbst prüfen und selbst erringen will, wird aber versuchen, von dem gegenwärtigen Stande der Naturphilosophie eingehendere Kenntnis zu nehmen und die Führer der verschiedenen Richtungen anzuhören, um aus den gesammelten Kenntnissen und Anregungen die Fähigkeit zum Aufbau einer selbständigen Meinung zu gewinnen.

Wir haben nun heute eine Überfülle naturphilosophischer Schriften, und nicht jeder strebende Gebildete hat die Zeit, alle diese Schriften zu studieren. Es ist daher verdienstlich, wenn man sich hier und da der Mühe unterzieht, die bedeutenderen Werke dieser Art namhaft zu machen und so dem Laien die Auswahl zu erleichtern. Unter anderen hat Dr. Wilhelm Stekel („Die Naturphilosophie der Gegenwart", „Nord und Süd", Juni 1906) dem Wißbegierigen einen Ariadnefaden geboten, der das Sichhindurchfinden durch das Labyrinth der einschlägigen Richtungen und Werke wesentlich erleichtert. Freilich ist diese Orientierung nicht durchaus objektiv, Stekel verrät gelegentlich seine eigene Parteinahme und zieht z. B. in Zweifel, ob Dubois-Reymond, wenn er heute noch lebte und die „Allgemeine Biologie" von Kassowitz gelesen hätte, es noch wagen würde, sein berühmtes und so vielfach angefeindetes Ignorabimus zu wiederholen. Wenn ich nun versuche, in möglichst objektiver Weise die einander bekämpfenden Richtungen der Naturphilosophie zu bezeichnen, so will ich Bedenken, die mir persönlich aufgestoßen sind, zwar nicht gänzlich verschweigen, sie sollen aber keine Parteinahme bedeuten, und ich überlasse es dem Leser, selbständig Stellung zu nehmen und sich für die eine oder andere Seite zu entscheiden.

Im großen und ganzen können wir zwei Lager unterscheiden, die gegeneinander im Felde stehen, und wenn hier oder da eine Stimme laut geworden ist, die nach einer ganz neuen, dritten Seite hin die Kämpfer abrufen wollte, so handelte es sich bei genauer Prüfung meist nur um eine neu geprägte Bezeichnung für die alte Sache. Die beiden großen Gegensätze, die so alt sind wie das menschliche Denken, heißen Dualismus und Monismus. Der Dualismus arbeitet mit zwei Begriffen, mit dem Stoff

und der Seelenkraft; der Monismus hebt diesen Gegensatz auf und läßt alles Leben auf einer besonderen Verbindung physikalisch-chemischer Kräfte beruhen. Der Monismus sucht daher die einschlägigen Vorgänge durch Mechanismus zu erklären, während der Dualismus eine besondere Lebenskraft annimmt und sich so zum Vitalismus, in neuester Zeit zum Neovitalismus ausgebildet hat.

Ostwald, der Chemiker, verwirft nun jede mechanistische Weltanschauung, denn man könne Wärmestrahlung, Elektrizität, Magnetismus und Chemismus unmöglich rein mechanische Erscheinungen nennen. Man mache ja vielfach den Versuch, sie durch irgendein mechanisches System darzustellen, immer aber bleibe ein unerklärlicher Rest übrig, der es also verbietet, alle Dinge nur als Maschinen anzusehen.

Dieselbe Richtung vertritt Mach, der Prager Professor der Mathematik und Physik („Die Mechanik"). Man hat seine Energetik, wie er seinen Vitalismus nennt, als Wortspielerei angefeindet; man gibt zwar zu, daß uns die Energetik manches besser verstehen lehre, verwirft sie aber auf gegnerischer Seite als eine unerwiesene Hypothese.

Auch Reinke leugnet, daß man alle Lebensvorgänge restlos auf systematische Beziehungen mechanischer Kräfte zurückführen könne. Wir verdanken seiner neovitalistischen Anschauung manch treffendes und geistreich geprägtes Wort. Es sei ein Irrtum der Biologie, im Organismus und in der Zelle nur die Verwirklichung eines chemischen Problems sehen zu wollen. „Tier- und Pflanzenkörper ist so wenig ein chemisches Problem, wie die Madonna della Sedia es ist oder eine Sonate von Beethoven ein mechanisches Problem ist." Chemismus und Mechanik beziehen sich nur auf die Außenseite der Dinge; die Innenseite werde aber durch die geistige Arbeit des Körpers dargestellt. Kohlenstoff, Wasserstoff und Stickstoff besitzen noch lange nicht die Kraft, einen Organismus zu bilden, und wenn sich die Eigenschaften auch in den Verbindungen ändern, so kommt doch den Eiweißstoffen und Kohlenhydraten ebensowenig die Fähigkeit zu, eine einfache Zelle, oder gar ein Auge, einen Magen, ein Kniegelenk aufzubauen. Es müssen nach Reinke noch andere Kräfte zu den chemischen Affinitäten und den katalytischen Einflüssen hinzutreten, um einen Organismus zu bilden. „Das Leben ist weder eine Eigenschaft von Elementen, noch von Verbindungen, so wenig wie eine Taschenuhr einer uhrenbildenden Kraft des Messings und Stahls zugeschrieben werden darf." Das Leben ist ein Fremdling, der sich auf diesem chemisch-physikalischen Felde angesiedelt hat und von ihm zehrt, wie eine Pflanze vom Ackerboden. Um den Stoff zu organisieren, müssen besondere Kräfte hinzutreten, und wenn dies zugestanden werden muß, so sind alle Hypothesen des Materialismus und Hylozoismus, d. h. der Lehre von einer ursprünglichen Lebenskraft der Materie, hinfällig.

Alle Welt weiß, welch bestimmenden Einfluß der Darwinismus auf die Weltanschauungen der meisten Gebildeten gewonnen hat, und so ist

auch Reinke gezwungen, sich mit Darwin auseinanderzusetzen. Er hält es in folgerichtiger Entwicklung seiner Ideen für ausgeschlossen, daß Darwins „Selektion" jemals positiv Zweckmäßiges habe schaffen können, er nimmt nur in Übereinstimmung mit Ed. von Hartmann an, daß sie imstande sei, Unzweckmäßiges zu beseitigen. Den Atheismus hält er aber nur dann mit der modernen Biologie für vereinbar, wenn es keine Evolution gegeben hätte, an der aber niemand zu zweifeln wage. „Denn aus dem Kohlenstoff, Sauerstoff, Stickstoff usw. konnten sich keine Zelle, keine Pflanzen und Tiere, geschweige denn geistesbegabte, vernünftige Menschen entwickeln."

Dieser Anschauung sind natürlich zahlreiche Gegner erstanden, deren Einwände wir später ebenfalls unparteiisch hören wollen. Vorweg aber sei schon darauf hingewiesen, daß man dem Vitalismus vorwirft, er liefere mit seiner Abkehr vom Atheismus nur dem Theismus und Klerikalismus Vorschub und fertige so die Waffen an zur Bekämpfung der modernen Wissenschaft. Hier nun ist es, wo ich meine Zurückhaltung als unbefangener Berichterstatter einmal aufgeben und auch meine Meinung zu jenem Einwande freimütig heraussagen möchte. Der Vorwurf scheint mir nämlich ungereimt, denn vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus würde es doch ganz gleichgültig sein, ob ein durch exaktes Denken gewonnenes Resultat dem Gabriel oder dem Luzifer zu dienen scheint; nur der Wahrheit hat die Wissenschaft zu dienen; nicht auf Bekämpfung des Theismus oder Klerikalismus darf es dem Naturphilosophen in erster Linie ankommen, sondern allein auf Erforschung der Wahrheit, und wer eine Theorie nur deshalb zu widerlegen versucht, weil sie den Atheismus entkräften könnte, der ist kein Philosoph und kein Naturwissenschaftler mehr, sondern ein wissenschaftlich verlarvter, aber tatsächlich unwissenschaftlicher und durch die Brille der Voreingenommenheit schauender Parteimensch.

Reinke erklärt E. von Hartmanns transzendentalen Realismus als die einzige metaphysisch haltbare Theorie des Erkennens, aber Stekel warnt, es nicht wie die Theologen zu machen, die mit der Unhaltbarkeit gewisser Lehren Darwins den ganzen Darwinismus und Mechanismus über den Haufen werfen wollen. Er stellt die beachtenswerte Frage, ob denn der Mechanismus deshalb eine falsche Weltanschauung sei, weil Darwins Prinzip von der natürlichen Auslese und seine Anschauung vom Kampfe ums Dasein falsch seien.

Und hier müssen wir nun auf Kassowitz („Allgemeine Biologie") hinweisen, der da behauptet, man könne auch, ohne sich auf das als falsch erkannte Darwinsche Selektionsprinzip zu stützen, eine durchweg mechanische Weltanschauung vertreten, denn wenn auch die natürliche Auslese und die Anschauung vom Kampfe ums Dasein Irrtümer seien, so werde doch kein vernünftiger Forscher mehr das Evolutionsgesetz und die Deszendenzlehre noch zu leugnen wagen.

Auch Ed. von Hartmann („Das Problem des Lebens") verwirft den Darwinismus mit Ausnahme der Abstammungslehre und beweist, daß

die Selektion, die nur imstande sei, ausschaltende Wirkungen zu üben, etwas Positives nicht leisten könne; das Bestreben Darwins, zweckmäßige Resultate aus rein mechanischen Ursachen zu erklären, sei gescheitert. Man könne keine Allmacht der Naturzüchtung annehmen, aber ebenso falsch sei es, diese zur Ohnmacht zu verdammen, denn auch die vernichtenden Wirkungen der Naturzüchtung fallen in das Gesetz. Stekel meint, daß der Hauptsatz der Hartmannschen Naturphilosophie: „Zweckmäßige Ergebnisse im Organismus entspringen nur zweckmäßig wirkenden Kräften" — als Neovitalismus die allgemeine Anschauung der Biologie werden wird, wenn auch vielleicht erst in späterer Zeit. Und diese Äußerung Stekels, der sonst unmittelbar stark zum Mechanismus hinneigt, hat mich eigentlich überrascht, da E. von Hartmann, meiner Ansicht nach, jedem Mechanismus mit seinem „Lebensprinzip", das allerdings als immateriell, unbewußt und supraindividuell aufzufassen sei, einen tödlichen Schlag versetzt. Wer sich der Hartmannschen Ansicht, daß ein Geistiges die Herrschaft über alles organische Geschehen ausübt, überhaupt anschließt, für den muß eigentlich jeder Mechanismus als abgetan gelten.

Ein entschiedener Gegner Reinkes und Ed. von Hartmanns ist Kassowitz, der trotz der auch von ihm geteilten Ansicht, daß der Darwinismus hinfällig sei, doch die von Darwins Gegnern vertretenen Anschauungen „mystisch" nennt. Darwins Ansichten wertet er als „wissenschaftliche Märchen", aber er bekreuzt sich auch vor jedem Neovitalismus und erklärt in seinem Aufsatz „Der alte und der neue Vitalismus" unbeirrt: „Bis jetzt hat sich noch jeder Vorgang im lebenden Organismus, den wir verstehen gelernt haben, als zur Ordnung der chemisch-physikalischen Prozesse gehörig erwiesen, und wir haben keinen Grund zu glauben, daß diejenigen, die wir noch nicht verstehen, zu einer andern unbekannten und undefinierbaren Ordnung gehören."

Hier stieg in mir nun die Frage auf, ob wir jemals einen Vorgang im lebenden Organismus wirklich verstanden, ob wir nicht immer seine Erklärung nur versucht haben? Denn was verstehen wir überhaupt funditus? Führt uns nicht jede Bemühung um das volle Verständnis eines organischen Vorgangs immer bis zu einem letzten unerklärlichen Grunde, bis zu einem durch keine rechnerische Gleichung aufzulösenden X? Haben wir jemals einen organischen Vorgang, auch wenn wir ihn noch so völlig zu verstehen behaupten, nachahmen können? Versagen bei solchem Versuche nicht hartnäckig alle Mittel der Wissenschaft? Es bleibt immer ein letzter sturmfreier Urgrund bestehen, dem wir mit keiner Philosophie und keiner Naturwissenschaft beikommen und wie einem überwundenen Feinde das Gesetz geben können, und so gehört vor dem Tribunale des unbestochenen exakten Denkens jeder Vorgang, auch der rein chemisch-physikalische, doch wohl in eine in letzter Instanz unbekannte und unzugängliche Ordnung. Auch Dr. Stekel, dessen Ausführungen ich als Leitfaden benutze, kann meine Ansicht nicht erschüttern, wenn er im Hinblick auf Kassowitz

lobpreisend sagt, daß dieser der Wissenschaft endlich den Weg vorgezeichnet habe, den sie gehen müsse; die Wissenschaft müsse immer mehr Verständnis gewinnen für die einzelnen mechanischen Vorgänge, um von diesen aus die Brücke zu schlagen zum Verständnis der komplizierten Prozesse, und sie müsse hier vor allem die Frage lösen: Wie entsteht das Bewußtsein? Auf welcher Schwelle des organischen Lebens erhebt sich zum ersten Male eine bewußte Vorstellung?

Gewiß, das ist die große Frage. Weil sie bisher aber noch jedes Versuches einer nur annähernd befriedigenden Beantwortung gespottet hat, trotz alles sogenannten „Verständnisses" einzelner mechanischer Vorgänge, so erscheint es mir doch recht zweifelhaft, ob jene heiß erwünschte Brücke zum Verständnis der viel komplizierteren Prozesse mit den der menschlichen Wissenschaft zu Gebote stehenden Mitteln jemals wird geschlagen werden können, und ob auch Stekels Hoffnungen nicht allzeit unerfüllte fromme Wünsche bleiben werden.

Max Verworn erklärt sich in seinem Werke „Naturwissenschaft und Weltanschauung" ebenfalls für den Mechanismus, indem er eine neue Hypothese, den „Psychomonismus", aufstellt. Seine Gegner nennen diese Hypothese mehr ein Spiel mit Worten; sie erinnere an Häckels sogenannte monistische Weltanschauung, die aus dem wirklichen Monismus herausfalle.

Wenn Stekel die Häckelschen Anschauungen gar nicht erörtert, weil er annimmt, daß sie aller Welt zur Genüge bekannt seien, so will ich meinerseits, um meine Unvoreingenommenheit zu wahren, es doch nicht unterlassen, dem Verfasser der „Welträtsel" hier wegen der Fülle seiner empirischen Kenntnisse und wegen seiner unverkennbaren Tapferkeit mein Kompliment zu machen, andererseits aber auch nicht verschweigen, daß mir seine spekulative Methode nicht als „eine reife Frucht vom Baume der Erkenntnis", als welche er sie wertet, erschienen ist, da er unbewußt gar zu oft den Monismus verleugnet, indem er die Natur als eine Vielheit von getrennten Substanzen auffaßt und indem er in jeder Einzelsubstanz zwei verbundene metaphysische Prinzipien annimmt. Ed. von Hartmann, mit dem ich einmal Gelegenheit hatte, über den Häckelschen sogenannten Monismus längere Zeit zu plaudern, nannte daher den Jenaer Professor einen metaphysischen Dualisten und ontologischen Pluralisten, und die Richtigkeit dieser Bezeichnungen wird kein ehrlicher Denker bestreiten können. Und wenn es, wie Häckel versichert, wirklich wahr ist, daß der einzige Weg, der zur Wahrheit führt, der Weg der empirischen Naturforschung und der darauf gegründeten monistischen Philosophie sei, so will es mir scheinen, als ob Häckel diesen Weg recht oft verlassen und weit abzweigende Seitenwege eingeschlagen habe.

Professor Dr. Roux vertritt in seinem Werke „Die Entwicklungsmechanik, ein neuer Zweig der biologischen Wissenschaft", den Gedanken, daß der Organismus aus vielen ein- und mehrzelligen Individuen zusammengesetzt sei, die alle untereinander einen Kampf ums Dasein führen, nämlich

einen Kampf um Raum und Nahrung. Ähnlich wie die äußere Zuchtwahl zum Untergange der Schwachen und Unpassenden führe, entscheide die innere Zuchtwahl über das Schicksal der einzelnen Gewebeteile. Die einzelnen Teile des Organismus kämpfen fortwährend um Raum und Nahrung, wobei unter dem Einfluß des Funktionsreizes die Gewebe sich verstärken, andererseits mangels dieses Reizes verkümmern. Einer der wichtigsten Gestaltungsfaktoren im organischen Leben sei die Oberflächenspannung. Diese Tatsachen der Selbstregulation werden als Stützen der mechanischen Theorie benutzt.

Dieselbe Theorie vertritt auch Professor Dr. Ludwig Rhumbler („Zellenmechanik und Zellenleben"). Unwiderleglich erscheint sein Satz, daß ein mechanisches System, das von einem unmechanischen Ausgangspunkte aus in Gang gesetzt wird, allen wissenschaftlichen Erfahrungen widerspreche; wobei es mir freilich ebenso unwiderleglich erscheint, daß, wenn der Ausgangspunkt dennoch richtig wäre, dann eben das System falsch sein müßte. Rhumbler nennt die Ungleichheit der Oberflächenspannung das Movens für die Bewegung membranloser Zellkörper; er hofft, daß, wie man die Oberflächenspannung physikalisch beeinflussen kann, man auch gegebenenfalls die Bewegung der Zellkörper werde beeinflussen können; denn es ließen sich ja auch der Chemotropismus, der Thermotropismus und andere Tropismen mit verschiedenen nicht lebenden Substanzen nachahmen. Das Oberflächenspannungsgesetz sei daher höchst bedeutsam für die Biologie; gewisse Bewegungen der Amöben lassen sich mit ihm zwanglos erklären. Rhumbler benutzt also dieses Gesetz als Sprungbrett, um mit dessen Hilfe mitten in den Mechanismus hineinzuspringen. Wenn er voll Siegesbewußtsein behauptet, daß er die Form, die eine verletzte Foraminiferen-Schale während der Regeneration annimmt, aus physikalischen Gesetzen im voraus berechnen könne, also aus Faktoren, von denen keiner seinen spezifisch vitalen, nur an Lebendes gebundenen Charakter trägt, so ist damit doch noch keine Erklärung des Zellenlebens gegeben und wir stehen nach wie vor erkenntnisbar vor dem Wunder der Fortpflanzung. Rhumbler gibt auch selbst zu, daß der Übergang vom Mechanischen zum Psychischen, zur bewußten Zweckmäßigkeit, noch immer der Zellenmechanik unbekannt sei, hofft aber, daß man die Lücken der Rechnung schon noch ergänzen werde.

Wenn ich schließlich noch Benedikt („Kristallisation und Morphogenesis") erwähne, so dürfte ich die bedeutenderen Gegner des Neovitalismus genannt haben. Auch er widmet der Oberflächenspannung seine Aufmerksamkeit, indem er zeigt, daß in jeder wässerigen Lösung eines Salzes dichtere ölartige und weniger dichte Teile nebeneinander vorhanden sind und daß an den Grenzen dieser verschieden dichten Teile der Lösung Spannungen herrschen, eben jene schon mehrfach erwähnten Oberflächenspannungen. Diese spielen bei der Bildung von Kristallen eine hervorragende Rolle. Quinke bezeichnet die Kristalle als Schaumkammern mit erstarrten Schaumwänden aus dem wasserarmen Teile der Salzlösung mit dem erstarrten

Inhalt des wasserreichen Teiles der Lösung, und so prägt uns Benedikt unter Anwendung dieser Bezeichnung das hübsche Wort, daß nicht nur die Göttin der Schönheit schaumgeboren sei, sondern auch der Kristall, die Zelle, die Pflanze, das Tier und auch der Mensch. Eine Schaumzelle sei eben nichts anderes als eine Zelle in einem gewissen Oberflächenspannungszustand, und so erkenne man diese Spannung als Grundbedingung des ganzen organischen Lebens. In geistreicher Weise bezeichnet er den Unterschied zwischen einem Kristall und einem Lebewesen also: „Der Kristall ist die erstarrte Leiche z. B. eines Salzes, die durch neuerliche Lösung phönixartig eine Auferstehung feiert; eine tierische oder pflanzliche Leiche kann ebenfalls konserviert werden, aber nicht auferstehen. In diesem Sinne wäre das einzige Leben, das den Tod nicht kennt, gerade das als tot betrachtete Mineral." Gezwungen muß er annehmen, daß sich wenigstens in der ersten geologischen Periode unter besonderen Stoff- und Energieverhältnissen Lebewesen aus unorganischen Substanzen entwickelt haben, daß aber für unsere Zeit jede Generatio spontanea ausgeschlossen sei. Aber die Entstehung von Zellen und kernartigen Gebilden aus dem anfangs formlosen Plasma bei der Kristallisation gebe uns wenigstens ein „optisches Bild einer Generatio spontanea". Die Scheidewände zwischen Tier- und Pflanzenreich seien gefallen; die Sinnesorgane, die beide Reiche zu trennen schienen, sind längst zur Brücke geworden, die sie verbindet.

Stekel meint, man sei auch ohne eine Lebenskraft, ohne das wissenschaftliche Mäntelchen des Vitalismus bis zu einem „gewissen Verständnis" der Lebensvorgänge gekommen. Wenn er auch zugeben muß, daß es scheinbar nie gelingen werde, die Entstehung des Bewußtseins auf mechanische Weise zu erklären und die Stufe zu finden, wo sich Spannung und Entspannung in Bewußtsein verwandelt, so verwirft er doch jeden Vitalismus, den er als einen Versuch wertet, ein Rätsel durch ein anderes zu lösen, und sogar das „Dekadententum der Biologie" nennt. Ich selbst enthalte mich hier jedes Urteils in diesem Streite. Ich glaube, daß beide Parteien recht und unrecht haben, fühle mich aber als Eklektiker jeder Partei zum Danke verpflichtet für die mancherlei durch ihre Bemühungen auch mir gewordenen Anregungen. Ich denke, daß auch jeder gebildete Laie das hier gebotene Material in einer oder der anderen Richtung weiter verfolgen und schließlich so zu einer Weltanschauung gelangen kann, die in Fühlung bleibt mit den geistigen Strömungen und wissenschaftlichen Ergebnissen unserer Tage.

Das aber soll niemand vergessen, daß eine nur auf wissenschaftlichen Fundamenten aufgebaute Weltanschauung den Menschen niemals völlig befriedigen und ihm in der Unrast und dem Kampf des Lebens niemals jenen inneren Frieden und jene Zuversicht geben kann, nach der wir uns alle sehnen. Ohne einen religiösen Einschlag zerreißt das Gewebe einer Weltanschauung bei jedem Sturmwind, der verderbenbringend in unser Leben fährt. Nicht bloß unser Kopf, auch unser Herz verlangt gebieterisch

nach Nahrung; nicht nur der Erkenntnistrieb, auch die Sehnsucht des Herzens will gestillt werden. Die Polarität der menschlichen Natur schreit nach Wissen und Glauben. Was einer glauben will und zu glauben sich gedrängt fühlt, davon soll hier nicht gesprochen werden; wohl aber sei es betont, daß ein religiöser Glaube, der sich mit wissenschaftlich erhärteten Tatsachen in Widerspruch befindet, ein gar zerbrechlicher Stab ist und in den allerschwersten Stunden, wo er uns am festesten stützen müßte, gerade am leichtesten in Stücke geht. Achtung aber vor jedem Glauben, der eine ehrliche, auf subjektiv zureichende Gründe gestützte und der wahren Wissenschaft Rechnung tragende Überzeugung ist! Ohne allen Glauben existiert kein menschliches Wesen, und auch die psychologischen und kosmologischen Probleme der Naturwissenschaft, die schließlich alle in Hypothesen enden, müssen im Glauben angenommen oder skeptisch verworfen werden. Der gebildete Laie, der die Versuche des naturwissenschaftlichen Forschers nicht selbst anstellen kann, muß deren Ergebnissen schon Glauben schenken; wenn er aber anderen, die ebenfalls Menschen und dem Irrtum unterworfen sind, bedenkenlos Glauben entgegenbringt, wie sollte er dem eigenen Herzen nicht glauben, das ihn in den geweihten Stunden beseligender Ahnungen aus den Niederungen des kämpfe- und schmerzenreichen irdischen Lebens auf Flügeln der Sehnsucht und Zuversicht emportragen will zu den morgenroterhellten Höhen, auf denen wir keines Mikroskops und keines Reagensglases bedürfen, um inneren Frieden zu gewinnen?

Wer mit Kopf und Herz rüstig fortarbeitet, um immer höher und höher zu klimmen, der wird schließlich eine selbständig errungene Weltanschauung sein eigen nennen und freudig bekennen, daß es sich nirgends behaglicher ruhen läßt, als im eigenen Bette, und daß es zu unserem Wohlbefinden durchaus nicht beiträgt, wenn wir dieses Bett mit ungebetenen Gästen teilen sollen.



Respekt vor der Arbeit!

Von

Paul Baehr

Wenn ehrliche Arbeit
Auch ehrliche Achtung stets fände,
Dann wäre so schroff nicht
Die Scheidung der Klassen und Stände.
Was nützen Versorgung
Und andere edele Taten?
Die Nichtachtung schafft uns
Die meisten Sozialdemokraten.





Der Waldpfarrer am Schoharie

Kulturhistorische Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben des achtzehnten Jahrhunderts

von

Friedrich Mayer

(Fortsetzung)

Vierzehntes Kapitel

Viele Jahre sind verstrichen, seitdem ich das vorige Kapitel schrieb. Neue Ereignisse bewogen mich, die alten Papiere einmal wieder durchzulesen, und dabei durchlebte ich deren Inhalt noch einmal.

Wie hat sich am Schoharie alles verändert! Selbst mein Titel Waldpfarrer will nicht mehr recht passen. Im Tale ist der Wald verschwunden, die Pechner sind hinweggezogen, nur die ‚Lumber Camps' mit ihrem wüsten Treiben sind noch auf den Bergen. Die Wildnis ist durch den Fleiß der Bauern in ein Paradies verwandelt worden.

Auch die Neider sind zurückgeblieben und haben uns viel Schweres zugefügt! Ich habe in meinen alten Tagen noch eine Familie um mich bekommen, dieser bin ich die Fortsetzung meiner Geschichte schuldig.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zwischen den Engländern und den Franzosen ist der Krieg ausgebrochen. Schon etlichemal befürchteten wir den Einfall der Franzosen und der mit ihnen verbündeten Indianer. Wilde Gerüchte dringen ins Tal über allerlei Greueltaten, welche die Wilden verübt hätten. Es ist eine böse Zeit, in der wir leben.

Um so mehr erfreute mich im Frühjahr ein Besuch meines Freundes Konrad Weiser.

„Sie sind ein Fremdling in meiner Hütte", rief ich und schüttelte ihm beide Hände.

„Glaub's wohl, Herr Pfarrer, aber ich bin auch fremd bei den andern Freunden und Bekannten im Tale, fremd sogar in meinem eigenen Hause."

„Sie sind doch kein Kain geworden, unstet und flüchtig auf Erden?"

„Beinahe bin ich's, nur ist's ein besserer Geist, der mich in die Wälder treibt."

„Bitte, erzählen Sie!"

„Ich will, ich will, aber ich habe zuerst eine Bitte an Sie. Drüben in den Catskillbergen habe ich einen alten Bekannten, dessen Weib krank ist; ich glaube wahrhaftig, sie ist besessen. Nun möchte ich gerne, daß Sie diese Kranke besuchen würden. Ich habe zwei Pferde mitgebracht, wenn wir gleich in den Sattel steigen, erreichen wir das Lumber Camp noch vor Nacht."

Rasch steckte ich etliche Medikamente zu mir, sowie das Neue Testament, und in kurzer Zeit trappen wir das Tal aufwärts, den Bergen zu, welche aus der Ferne zu uns herüberwinken.

„Unstet ist freilich mein Leben", begann endlich Weiser. „Ich bin auch darin meinem Vater ähnlich. Was hat der Mann nicht alles erduldet? Man kann's fast nicht glauben, daß ein Mensch so viel durchmachen kann. Friede seinem Andenken! Sein Lebensabend, den er bei mir verlebte, war schön und milde, wie der Sonnenuntergang an einem gewitterreichen Sommertage. Er ruht neben der kleinen Kirche, die auf unserer Farm gebaut wurde.

Mir, seinem Sohne, geht es nicht viel besser! Der Streit der Völker läßt mir keine Ruhe. Der Gouverneur will, daß ich ihn schlichten soll."

„Ist es nicht wunderbar," sagte ich darauf, „daß wir selbst hier, am Ende der Welt, in den Streit der Völker mit hineingezogen werden? Von Deutschland sind wir nach dem Schoharie geflohen, um unter anderem den Erpressungen und Plünderungen der Franzosen zu entgehen, und nun haben wir von dem deutschen Nationalfeind womöglich noch grausamere Ungebühr zu erdulden."

„So ist es," sagte Weiser, „der Mensch kann sich nun einmal nicht den höchsten Interessen und Kämpfen seiner Zeit entziehen. Die Menschheit bildet ein Ganzes. Darum, Herr Pfarrer, lehrt die Kirche die Existenz der Erbsünde. Fehlt ein Teil, so trifft die Strafe das ganze Volk. Wie die Glaubenskriege der Reformation am St. Lorenz und St. Johns ihren Widerhall fanden, so werden die deutschen Bauern in der Ansiedlung in den Kampf gegenwärtig verwickelt, wodurch, wie ich hoffe, für immer die Franzosen von den Germanen aus der Herrschaft Amerikas vertrieben werden."

„Dann sollte man auch nicht mehr vom wilden Westen reden, denn wir stehen der Kultur so nahe wie Paris, London oder Berlin", antwortete ich.

„Vor den Preußen habe ich allen Respekt. Dort ist ein junger Fürst auf den Thron seiner Väter gestiegen, Friedrich II., und hat Heldentaten vollbracht, wodurch der Deutsche wieder Vertrauen in seinen Stamm und die Zukunft seines Volkes fassen darf."

„Gott gebe es! Aber ein Sieg preußischer Waffen tut's noch nicht,

wir brauchen eine deutsche Literatur, wir müssen ein Volk werden, das Geist und Gedanken hat, wenn wir andere Völker leiten wollen."

„Wohl! Aber auch davon haben wir Anzeichen. Ich war über dem Christfest in New York, da nahm mich der Gouverneur in ein Theater oder etwas Ähnliches. Es wurde die ganze Geschichte gesungen von dem Leiden und Sterben des Herrn. Ich habe geweint und gejubelt dabei. So schön muß es im Himmel sein. Da sang zuerst ein Mann: ‚Tröstet, tröstet mein Volk', dann nahm eine Frauenstimme das Lied auf, und wie sie an die Stelle kamen: ‚Uns ist ein Kind geboren', da fiel auf einmal der ganze Chor und das Orchester ein in das ‚Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewigvater, Friedefürst'. Dann kam eine andere Stelle, bei der die Anwesenden alle aufstanden, und der Gouverneur erklärte mir, das sei das ‚große Halleluja'. Ich kann dieses Singen nicht beschreiben, aber ich habe nachts darauf nicht geschlafen. Ein deutscher Mann, Namens Haendel, habe diese Musik ausgedacht und aufgeschrieben. Er lebe heute noch in England. Da haben wir den Anfang zu einer deutschen Literatur."

„Wie denkt der Gouverneur über die Ansiedler?"

„Er ist ein falscher Mann, ich traue ihm nicht. Freilich bin ich in seinem Dienst, weil er mich gebraucht als Unterhändler mit den Indianern. Ich habe schon erwähnt, daß die Preußen mit den Franzosen einen Krieg führen. Aus irgendeinem Grunde sympathisieren die Engländer mit den Deutschen. Deswegen ist der Krieg auch in Amerika ausgebrochen. Ich soll versuchen, die sechs Nationen der Indianer auf unsere Seite zu bekommen. Das hält schwer, weil die Indianer die Franzosen lieber haben als die Engländer. Die Franzosen mögen nicht arbeiten und nehmen den Indianern darum ihr Land nicht weg, wie Engländer und Deutsche das tun. Sie heiraten Indianerweiber und sinken mit diesen auf dieselbe Stufe herab. Ich traue den Wilden diesmal nicht und habe dem Nikolaus Herkimer geraten, das Pulver trocken zu halten. Denn es wird zum Kampfe kommen, ehe das Jahr um ist."

„Er ist ein tüchtiger Mann, der Herkimer; wenn ich daran denke, wie er mir half, den ersten Altar zu zimmern, dann merke ich, daß ich alt werde."

„Vor dem Gouverneur haben wir zunächst Ruhe, denn er hat die Hilfe der Deutschen nötig. Sobald er aber siegreich aus dem Kampfe hervorgeht, wird er uns wieder Schwierigkeiten machen. Warum jagen wir nicht Franzosen und Engländer aus dem Lande und regieren uns selber?"

„Ein großer Gedanke! Die Deutschen sind bereit, ihn durchzuführen, aber wir sind zu schwach. Mein Gott, wenn ich das noch erlebte!"

„Wer weiß, was die Zukunft uns bringt? Doch wir müssen den Pferden die Sporen geben, sonst ereilt uns die Nacht, ehe wir ans Ziel gelangen!"

Schon von weitem bemerkten wir eine ungewöhnliche Aufregung auf den Bergen: Lagerfeuer brannten und gellend tönten Kriegssignale durchs Tal.

„Ist's ein Überfall, der uns droht?" fragte ich.

„Geben Sie dem Pferd die Sporen, gleich sind wir dort!"

Man hatte uns von den Bergen aus bemerkt. Ein großer, selbstbewußt auftretender Mann trat an Weiser heran und unterhielt sich mit ihm in englischer Sprache. Es war Sir Wm. Johnson, der Mann, der, ohne es zu wissen, mir in Amerika die schwerste Enttäuschung bereitet hatte. Hunderte mit Flinten bewaffnete Bauern waren versammelt und immer noch strömten neue Ankömmlinge hinzu. Sir Johnson erklärte den Sachverhalt. Zwei Kinder sahen heute mittag etliche bewaffnete Indianer durch den Schoharie schwimmen, welche dann mit lautem Geheul gegen ihr Haus gesprungen seien, worauf die Kinder zu ihren Eltern auf das Feld flohen. Man fürchtete darum einen Überfall der Wilden, wie solche in letzter Zeit von verschiedenen Orten gemeldet worden sind. Während Johnson dieses erzählte, trat plötzlich ein Indianer unter den Bäumen hervor und redete Weiser an:

„Warum versammelt der weiße Häuptling seine Krieger und gräbt die Streitaxt aus dem Boden?"

„Rote Krieger sind über das Wasser gekommen mit dem Kriegsruf der roten Männer! Wir wollen den Frieden", antwortete Weiser.

„Nicht Krieger, arme Indianer, zuviel Feuerwasser, keine Streitaxt", erklärte der Häuptling.

Also betrunkene Indianer haben die Aufregung verursacht. Sofort löste sich die Spannung, unbändiges Gelächter und lauter Jubel brach aus. Aus dem Lumber Camp kamen die geputzten Weiber heraus, und sofort begann unter dem leichtfertigen Volk ein ausgelassener Tanz.

Drinnen in einer Erdhöhle lag die Kranke, die ich besuchen sollte. Ich habe als Waldpfarrer mancherlei erlebt, aber diese Szene werde ich doch nie vergessen. Es war noch ein junges Weib, nicht ohne Schönheit, das sich da auf dem elenden Lager wälzte. Sobald die Kranke meiner ansichtig wurde, schrie sie wild auf: „Hier kommt der Pfarrer, helft mir, ich bin besessen, ich habe sieben Teufel, hier — hier — hier — sind sie!" Die Rasende packte mich krampfhaft am Arme und wollte, ich solle die Teufel betasten. Hilf- und ratlos schaute ich mich um. Es war kein Mensch in der Höhle, die eine rauchende Fettlampe etwas erhellte.

„Mein Mann ist draußen," schrie sie, „der ‚Irisch Murphy', juhe, das ist er, juhe, schon wieder, das ist seine Stimme, er tanzt mit den Weibern. Da sind die Geister, hier — hier" — sie riß ihr zerlumptes Kleid vom Leibe. „Verflucht, verloren — verflucht vom eigenen Vater! Hier — hier sind sie schon wieder. Herr Pfarrer, beten Sie, treiben Sie die Teufel aus!" Sie weinte und schluchzte; nach etlichen Minuten schlief sie vor Ermattung ein.

„Sie ist besessen!" Es war Weiser, der so sprach. Ich fragte ihn über das Vorleben des Weibes. Er wußte wenig. Als Knabe sei er mit dem Irisch Murphy bei den Indianern gewesen. Der habe ihm einmal

das Leben gerettet, und er hätte aus Dankbarkeit ihm gerne einen Dienst getan. Darum habe er mich hiehergebracht.

„Sie ist ohne Zweifel besessen", damit schloß er seine Erzählung.

„Die Geschichten über Besessene in der Bibel in Ehren," entgegnete ich, „aber ich glaube, wir haben es hier mit einer einfachen, physischen Krankheit zu tun. Eine junge Mutter, vernachlässigt in der wichtigsten Stunde ihres Lebens, und deshalb eine Krankheit, welcher wirksam zu begegnen es im Walde bei uns kein Mittel gibt. Das kann nicht mehr lange währen, und sie hat ausgelitten!"

Plötzlich fuhr die Kranke in die Höhe, schaute mich wild an und rief: „Sechs Teufel sind ausgefahren, aber einer ist noch hier — hier!"

Um sie einigermaßen zu beruhigen, simulierte ich Schwerhörigkeit, sie müsse darum langsam und laut mir ihre Geschichte erzählen, ehe ich ihr helfen könne. Das half; ruhig und verständlich erzählte sie:

„Mein Vater hat gemeinschaftlich mit einem reichen Manne ein Verbrechen begangen; um es zu verheimlichen, zwang der mächtige Mann meinen Vater zum Selbstmord. Unbemerkt war ich ein Zeuge des Hergangs. Die beiden Männer stritten sich heftig, aber mein Vater unterlag; unter Flüchen und furchtbaren Verwünschungen starb er. Das Schreckliche verließ mich nie! Ich verlor allen sittlichen Halt. Erst sechzehn Jahre alt, lernte ich in New York den Irisch Murphy kennen. In einer Schlägerei, der ich zusah, blieb er der Sieger. Wie ich ihm meine Bewunderung zeigte, hat er mich gepackt: ‚Komm mit mir, ich habe starke Arme und werde dich versorgen', sagte er. Ich ging mit ihm in den Urwald, in diese Hölle. Der Fluch des Vaters — o mein Kind!" Sie sank wieder zurück.

Ich habe mit ihr gebetet und versprach, für ihr Kind zu sorgen. Sie schaute nach der Tür, ob ihr Mann nicht nach ihr sehe. Man vernahm sein Juherufen, wobei die Kranke jedesmal zusammenfuhr. Er kam nicht. Ich betete den Glauben und die Beichte; ihre Lippen bewegten sich. Sie wurde schwächer; ich segnete sie, indem ich ihr die Hände auflegte. Neben mir kniete Konrad Weiser. So starb sie.

Wir gruben neben der Höhle ein Grab, dann wickelten wir den Körper in ein Tuch und begruben ihn. Es war eine mondhelle Nacht.

Wie wir zurückkamen, war ihr Kind aufgewacht und weinte und verlangte nach seiner Mutter.

„Wie heißt du?"

„May!"

„Willst du mit mir gehen?"

„Ich will Mama", weinte sie.

„Deine Mama ist weit fort und wir gehen auch dorthin."

Ich schlug meinen Mantel um das Mädchen und hob sie auf mein Pferd. Die Tanzmusik war verstummt, am Boden lagen Betrunkene; wir ritten ohne Abschied von ihnen hinweg.

Nach einer Weile unterbrach Weiser die Stille:

„Herr Pfarrer, ich ziehe das Mädchen auf."

„Lassen Sie es mir, ich bin ein Kinderfreund und will es behalten."

Wieder schwiegen wir und ritten rasch durch die Nacht hin.

„Wird der Irisch Murphy morgen sein Weib vermissen?"

„Kaum!"

Im Osten stieg die Morgenröte auf.

Fünfzehntes Kapitel

Nach einigen Tagen ritt Weiser nach seiner Heimat in Pennsylvanien. Den Sommer hindurch waren die Leute zu sehr mit ihrer Farmarbeit beschäftigt, als daß sie viel auf die Gerüchte achteten, welche von blutigen Kämpfen erzählten, die zwischen Franzosen und Engländern in Kanada stattgefunden hätten. Heiß und schwül war der Sommer, und ich konnte das Gefühl der Unsicherheit nicht los werden.

Schon färbte der Herbst die Blätter, die Eichhörnchen sammelten früher als andere Jahre die Waldnüsse in ihre Nester: deutliche Vorzeichen eines rauhen Winters. Da trat ganz aufgeregt Jonathan Schmul eines Tages in mein Zimmer. Es litt ihn nicht im Stuhl. Auf und ab gehend in der Stube, sprach er:

„Wir sind verraten und verlassen. Die Rothäute sind im Anzug, und was Jahrzehnte aufgebaut, wird in einer Nacht vernichtet und zerstört!"

Ich machte Einwendungen: „Den Häuptling Brant habe ich gesehen im Lumber Camp. Sein Mund floß über von Versicherungen ewiger Freundschaft gegen Weiser und Sir Johnson."

„Is sich ein falscher Mensch, hat gelebt unter den weißen Leuten, gebraucht die Schulung der Europäer und die Verschlagenheit der Wilden gegen uns!"

Als ich weitere Zweifel äußere, sagt Schmul:

„Sie wollen nicht glauben, was gesehen hat ein Jud' mit seinen Augen, sollen selber sehen und auch hören. Morgen nacht halten die roten Teufel Kriegsrat, sobald aufgehen wird der Mond im Walde; müssen diesmal hingehen! Ich find' Weg und Steg und will sein Ihr Führer."

Auf seinem Gesicht waren nur zu deutlich die Sorgen um unser Wohlergehen zu lesen. Sollte der Mann sich getäuscht haben? Sicher ist sicher, ich gehe mit ihm. —

Nördlich vom Mohawkfluß, manche Meile von der nächsten Ansiedlung entfernt, standen wir in der folgenden Nacht. Über dem Waldesdunkel lag ein leichter Herbstnebel. Nur da und dort sah man durch den Nebel hindurch einen vereinzelten Stern am Himmel.

Die Stille unterbrachen die Eulen des Urwaldes. Es klang ihr Rufen fast geisterhaft. Mir bangte! Ob Schmul wirklich von Sinnen ist, wie manche Leute in der Ansiedlung behaupten? Im Dunkel einer Tanne stand er; nach vorn gebeugt, horchte er auf jeden Laut. Ich trat neben ihn:

„Kein Mensch hier, man will uns narren!"

Blitzschnell legte er seine Hand über meinen Mund:

„Still, ein lautes Wort wird uns töten, sobald der Mond aufgeht", flüsterte er. Mit der Linken zeigte er nach der leichten Röte, welche am Horizont das Aufgehen des Mondes ankündete, in seiner Rechten blitzte ein langes Messer.

Eine Viertelstunde vergeht, eben zeigt sich die Mondscheibe, da bewegt sich das Unterholz. Wie Schlangen schleichen geräuschlos gegen dreißig Gestalten über das Moos. Es waren bemalte, mit Adlerfedern geschmückte Mohawkkrieger. Sie stießen einen kurzen Laut aus als Gruß oder Erkennungszeichen. So weit von einer menschlichen Ansiedlung entfernt, halten es die Indianer für unnötig, Wachen auszustellen, zumal bei Friedenszeiten.

Eben war der Mond voll über dem Walde aufgestiegen, als schweigend ein Häuptling unter die Indianer trat. Eine große, schlanke Gestalt, ein klein wenig nach vorn gebeugt, mit festgeschlossenen Lippen und unheimlichem Auge, stand er da, während die Indianer sich schweigend im Halbkreise um ihn lagerten. Prasselnd schlug jetzt eine Flamme über einem Reisighaufen empor und beleuchtete die ganze Gruppe. Kein Wort war bis jetzt gewechselt worden. Stumm schauten die Wilden auf ihren Häuptling. Es war Brant, der Häuptling, welcher jetzt das Wort ergriff. Er war nicht nur geistig der bedeutendste unter ihnen, sondern auch der beste und eindrucksvollste Redner. Seine Stimme zitterte, als er anfing:

„Der große Geist hat gesprochen, daß die tapfern Mohawks ausgerottet werden und kein Sohn aus ihrem Stamme die Asche seines Vaters suchen solle!"

Bei diesen Worten, in welchen Religion und Patriotismus schlau verwertet waren von dem klugen Brant, sprangen die Indianer auf von ihren Sitzen; sie schlugen die Streitäxte gegeneinander, die im Mondlicht grell aufleuchteten, und ihre Augen funkelten.

„Das ist der Spruch, den die Bleichgesichter ihren Kindern lehren, und den ich gelernt habe auf ihrer Schule. Mein Herz ist hart geworden wie Stein, mein Arm stark wie Eisen. Wer soll ausgerottet werden, die Mohawks oder die Blaßgesichter? Wem gehört das Land, den Mohawks oder den Blaßgesichtern?"

Nun erzählte er die Leiden der Indianer, er nannte jeden der Anwesenden mit Namen, rühmte ihre Heldentaten und die ihrer Väter. Seine Stimme wurde weich. Er sprach in jenem feierlichen Ton, der so leicht das Herz der Zuhörer ergreift. Die Indianer stöhnten!

„Was haben die Deutschen getan? Das Mohawk- und Schoharietal nahmen sie uns weg! Dort grasen ihre Herden auf dem Lande der Mohawks. Sie bauen große Wigwams mit den Bäumen, die den Mohawks gehören, sie holen die Fische aus unseren Wassern und Flüssen. Sie schmälern unsere Jagdgründe, sie drängen uns nach der untergehenden Sonne. Wir

wollten ihre Squaws und ihnen geben unsere Squaws. Aber die Deutschen schütteln die Köpfe. Sie wollen uns ausrotten! Nach den großen Seen der sinkenden Sonne treiben sie uns. Wollen die Mohawks dort sterben? Wer vergräbt die Asche ihrer Krieger?"

Aufs neue sprangen die Wilden in die Höhe und schlugen an die Streitaxt. „Mohawks, hört," fuhr Brant fort, „was der große Vater von Kanada (Gouverneur des Königs Louis XV. von Frankreich) tun will. Ich war in seinem Wigwam und habe gegessen aus dem Teller seiner Squaw. Der große Vater schickt Krieger, Flinten und Pulver, auch Brot und Reitpferde. Dann überfallen wir die Blaßgesichter, töten sie oder jagen sie in das Wasser der aufgehenden Sonne (Atlantischen Ozean)." Er entwickelte seinen Plan. Sie wollten in die Täler schleichen, morden und plündern. Die Franzosen sind im Anmarsch. „Ehe die Sonne sich zum sechstenmal setzt, erfolgt der Kriegszug."

Schmuls Hand legte sich auf meine Schulter, er winkte mir, ihm zu folgen. „Sie beschließen den Einfall und stellen dann sofort Wachen aus, darum müssen wir beizeiten uns zurückziehen. Wir haben genug gehört."

Es galt nun, die Ansiedler zu alarmieren. Schmul sollte nördlich vom Mohawk diese Arbeit besorgen, während ich durch das Schoharietal ziehen wollte. Besonders fiel mir die Aufgabe zu, Sir Wm. Johnson, den Vertreter der englischen Regierung, zu benachrichtigen, damit beizeiten Soldaten nach den Tälern geschickt würden.

Das Herz klopfte mir doch, als ich in Johnsons Haus trat. Hier also waltet die Katherine Weisenberg. Jeden Augenblick kann sie aus einer Tür treten, und ich vor ihr stehen. Ein Sohn Johnsons — er mochte etwa zwölf Jahre alt sein —, mit den Augen seiner Mutter, trat mir höflich entgegen und führte mich zu seinem Vater. Er litt an einem heftigen Gichtanfall und lag im Bett. Wie das Blut des Ritters kochte, wie er sich verwünschte, daß er gerade in dieser Zeit auf keinem Fuße stehen konnte! Auf der Stelle diktierte er einen Brief an den englischen General und fertigte in meiner Gegenwart den Boten ab, ihn nach Albany zu tragen, noch an demselben Tag. Dann befahl er, Herkimer solle die zwei alten Kanonen auffahren lassen und sich südlich vom Mohawk aufstellen, bis Verstärkung durch englische Truppen erfolge, mit diesen vereint dann den Mohawk überschreiten und die Feinde in ihrem Lager aufsuchen und angreifen.

„Wir wollen den roten Teufeln einen Denkzettel erteilen, daß ihnen nicht mehr lüstert nach unserem Gut", sprach er.

Er ist doch ein Mann von altem Schrot und Korn, dachte ich, als ich wegging. Seine Familie sei wohl; seine zwei Söhne traten herzu und gaben mir die Hand. Ihre Mutter aber zeigte sich nicht.

Sechzehntes Kapitel

Mittlerweile war Schmul durch die Ansiedlung geeilt nördlich vom Mohawk. Zum Unglück glaubten die Leute dem aufs höchste erregten

Manne nicht. Man habe neulich die Leute an den Catskillbergen genarrt, sagten sie. Warum der Pfarrer nicht selber komme? Wäre etwas Wahres an der Sache, so würde Resig sich gewiß zeigen. Alle Erklärungen des Juden halfen nicht. Allerdings untersuchten die Männer Flinte und Pulver und hielten sich bereit, aber von einem geschlossenen Widerstand war keine Rede. Sie gingen ihrer Feldarbeit nach.

Südlich vom Mohawk hatte Nikolaus Herkimer seine Leute gesammelt, so rasch es bei der kurzen Zeit ging, aber er wartete vergeblich auf die englischen Truppen . . .

Am 11. November 1757 rückten die Franzosen und Indianer ohne jegliches Hindernis bis in die unmittelbare Nähe der Ansiedlung jenseits des Mohawks. Sie verbargen sich im Walde. Morgens um drei Uhr überfielen sie die nichtsahnenden Deutschen. Mit wildem Kriegsgeschrei stürzten die Indianer in die Häuser, rissen die noch Schlafenden aus den Betten und skalpierten Weiber und Kinder. Es war eine grausame Schlächterei. Anfangs wehrten sich die Männer tapfer, aber aller Widerstand war bei der Übermacht der Feinde vergeblich. Der französische Kapitän Belletre befahl die Häuser und Scheunen niederzubrennen. Von meiner Blockhütte aus sah ich, wie die Flammen gen Himmel aufschlugen, ich hörte das Schreien der Schlachtopfer und der gefangen hinweggeführten Weiber. O Gott!

Das Mohawktal, diese Brotkammer des Staates New York, in einer Nacht in einen Aschenhaufen und in eine öde Wildnis verwandelt!

Wie der Feind siegestrunken den Mohawk überschreiten wollte, vertrat ihm Herkimer mit seinen Mannen den Weg. Er hatte seine wenigen Getreuen nahe dem eigenen Hause aufgestellt, das gut befestigt ist, und die feige Franzosenbande wagte nicht einen Kampf aufzunehmen.

Wo blieb aber der englische General? Er soll gesagt haben:

„Den deutschen Dickköpfen schadet ein Aderlaß nicht!“ Darum blieb er ruhig in Albany. Das ist der Lohn, den vierzigjährige treue Arbeit in der Kolonie von England erhält. Ob sie am Ende diesem General einen Orden geben? Kaum, denn Johnson hat gerechte Beschwerde gegen ihn in London geführt. Uns Deutsche beachtet man dort nicht, aber einen Sir Johnson darf man nicht ignorieren.

Das Elend der Ansiedler ist nicht zu beschreiben. Nach manchen darf man gar nicht fragen, weil sie in Gefangenschaft geraten sind, das ist schlimmer als der Tod. Vierzig Tote, einhundertundzwei Gefangene! Der Geldverlust ist ungeheuer, denn die Leute haben durch Fleiß und Sparsamkeit es zu Wohlstand gebracht.

Sir Johnson kam etliche Tage nachher nach dem Kampfplatz geritten, ich konnte nicht an mich halten und habe die englische Untätigkeit bitter getadelt. An Homer erinnernd rief ich:

„Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs!“

„Sie sind doch nicht aus Boston," sagte ernst Johnson, „dort führen sie solche verräterischen Reden. Aber einem Pfarrer ziemt sich das nicht, die Bibel führt eine andere Sprache."

Ich entgegnete ihm kühn: „Unser Herr sagt: wenn das Salz dumm wird, dann ist es zu nichts mehr nütze, als daß man es hinauswirft, damit es von den Leuten zertreten wird. Das gilt auch von der Regierung."

Er wollte antworten, aber wir waren an einen Leichnam hingetreten, es war ein Weib. Wie wir genauer nachschauten, lag sie auf zwei Kindern. Sie hatte sich in das Gebüsch flüchten wollen, als das Skalpiermesser des Wilden sie traf. Noch im Sterben wollte sie ihre Kinder schützen mit ihrem eigenen Leibe. Das Mädchen war tot, aber der Knabe hatte noch Leben in sich. Sir Johnson flößte ihm Wein über die Lippen, nach etlichen Minuten schlug er die Augen auf, aber er konnte nicht sprechen. Es fehlte ihm ein Teil der Zunge. Mich packte aufs neue die Wut. Ob es jetzt passend sei oder nicht, ich schrie auf: „Das nennt der Obergeneral ‚deutschen Aderlaß'. So hat Ihre Regierung uns behandelt seit den Tagen des alten Weisers!"

Johnson sagte nichts!

Ich sagte jedoch: „Es ist ein deutscher Knabe, ich habe ihn vor etlichen Jahren getauft und will ihn aufziehen, er heißt Adam Bauer."

So habe ich noch eine Familie bekommen zum Lebensabend: ein verlassenes Mädchen, ein stummer Knabe — dazu ein Waldpfarrer, und wir haben das Leben im Urwald, an diesen drei Personen illustriert in einem Hause.

Immer weitere Nachrichten laufen ein von Überfällen einzelner Farmen. Jedes Haus hat seine eigenen Heldentaten, aber am tapfersten haben sich doch die Schells geschlagen.

Seitdem der Jonathan Schmul bei ihrer Hochzeit den hübschen Segensspruch getan, galt er bei den Eheleuten als besonderer Hausfreund. Zu ihnen eilte er darum mit der Nachricht von dem Anrücken der Feinde.

Christian Schell beschloß, es auf einen Kampf ankommen zu lassen. Sein Blockhaus ist stark gebaut und recht zur Verteidigung gegen Überfälle der Wilden eingerichtet. Die untern Balken haben keine Öffnung, außer einer massiven Türe und den nötigen Schießlöchern, durch welche die Belagerten auf ihre Angreifer feuern können. Der zweite Stock ist über den ersten herausgebaut und hat im Boden Schießlöcher, wodurch man einen Feind hindern kann, nahe genug an das Haus heranzukommen, um es in Brand zu stecken oder die Türe zu erbrechen. Schell war allezeit mit Waffen und Schießbedarf versehen, um einen gewöhnlichen Angriff abzuschlagen. Er befand sich mit seiner Familie nichts Böses ahnend im Felde, als plötzlich der Feind aus dem nahen Wald hervorstürzte. Bei seiner schnellen Flucht nach dem Hause gerieten die zwei Knaben Schells, die Zwillinge, die am Waldessaum spielten, in Gefangenschaft. Es sind ihre kleinsten Kinder.

Der Feind bestand aus 48 Indianern und 16 Franzosen unter der Anführung Kapitän McDonalds. Es war etwa 2 Uhr, als der Feind

einen Sturm gegen das Haus unternahm. Während Schell und seine vier Söhne schossen, lud die Frau Schell die Flinten. Kein Schuß ging daneben, und der Feind wurde mit blutigen Opfern abgewiesen. Aufs neue stürmten sie, aber jedesmal holten sie sich blutige Köpfe.

Endlich sprang McDonald tollkühn gegen das Blockhaus, mit einem Hebebaum versuchte er die Haustür zu sprengen. Aber während er an dieser Arbeit war, traf ihn eine Kugel in den Fuß. Geschwind wie der Wind entriegelte Schell die Tür und zog den verwundeten Anführer ins Haus. Dieser Erfolg rettete die Belagerten von Feuersgefahr, denn der Feind hätte ja dabei seinen Kapitän mitverbrannt, er brachte zugleich ihnen neue Munition. Der Feind wurde für einen Augenblick stutzig, aber dann stürmte er mit dem Mut der Verzweiflung gegen das Haus.

Schells hatten sich auf den letzten Sturm gerüstet. Während Vater und Söhne ihre Gewehre in Ordnung brachten und jeden Augenblick auf den Angriff warteten, stimmte die Mutter jenes Siegeslied der Reformation an, das man ihnen auch zur Hochzeit gesungen hatte. In den stillen Abend trug der Wind die Töne hinaus zu dem Feind:

„Mit unserer Macht ist nichts getan, Wir sind gar bald verloren,
Es streit't für uns der rechte Mann, Den Gott hat selbst erkoren,
Fragst du, wer er ist? Er heißet Jesus Christ, Der Herre Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott, Das Feld muß er behalten!"

Noch war das Lied nicht verklungen, als der Feind in langen Sätzen gegen das Haus heransprang und seine Flinten durch die Schießlöcher den Belagerten entgegenhielt. Aber Frau Schell ließ sich nicht verwirren. Sie war gleich mit der Axt bei der Hand und verbog durch ein paar kräftige Schläge fünf der Gewehre. So gewannen die Männer Zeit, die Feinde aufs Korn zu nehmen und zurückzutreiben.

Der Feind zog ab; 23 Tote und Verwundete bedeckten den Kampfplatz. Die Schells hatten keinen Schaden genommen. Die beiden achtjährigen Knaben werden gegen den gefangenen McDonald ausgetauscht werden. —

Mit der französischen Herrschaft geht es im Westen zu Ende. Sichere Nachricht ist angekommen, wonach sie überall zurückgeschlagen worden sind. General Wolff soll bei Quebeck seinen Sieg mit dem Tode bezahlt haben. Besonders rühmen unsere Leute einen jungen Virginier auf unserer Seite, namens Georg Washington.

Hatten die Scharen Melacs einst unser altes Vaterland zerstört, so leiden wir von denselben Menschen in der neuen Welt. Darum freuen sich die Ansiedler über die französische Niederlage, und ich muß einen Dankgottesdienst halten. Lieb wäre mir, wenn die Engländer ebenfalls aus dem Lande wären.

Letzten Sonntag kamen die Männer zum erstenmal in langer Zeit ohne Gewehre zur Kirche! (Fortsetzung folgt)





Aus dem Liebesleben eines Fürsten

Von einer Badenerin

Die auf den Höhen des Lebens stehen, zahlen die Ehren ihres Daseins mit ihrer Person, die der Öffentlichkeit zugehört. Den Vorzügen ihrer Geburt danken sie Ehrenbezeugungen von der ersten Stunde ihres Lebens an, die keine verdienten sein können.

Das physische Leben der Fürsten interessiert die Massen, die geistige Entwickelung aber jene, die am Kompaß des Volkes stehen, für das es nur einen Weg und nur ein Ziel geben sollte.

Die ersteren tragen flüsternd von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr, Anerkennung und Spott steht nahe beieinander im Volke, die anderen hoffen und fürchten, was der Mann einst halten werde an Erwartungen und Ergebnissen, die sich an seine Person knüpfen.

Solange ein Souverän lebt, werden die kritischen Stimmen ihn wie ein verdecktes Orchester begleiten. Mögen auch einzelne Töne das Ohr schärfer herausfordern, zu einer vollständigen Dissonanz, wie im Jahre 48 des vorigen Jahrhunderts, kommt es selten. Die Regierungen haben Gesetzesparagraphen geschaffen, bestimmt, die Auswüchse der Kritik, störende Töne zur erwünschten Harmonie zurückzuverweisen oder im Entstehen zu unterdrücken.

Dem Liebesleben eines Fürsten gilt von Anfang an das Interesse eines Volkes, das soviel Leichtsinn verzeiht, wenn er liebenswürdig sich gab, das mit naiv zutreffenden Gründen ihr Handeln zu entschuldigen weiß. Außerdem schließen die Männer in bezug auf ihre Sexualvorrechte auch die Fürsten mit ein.

Der verstorbene Großherzog von Baden kam in seiner Jugend als zweiter Prinz in das Allgemeininteresse. Seinem älteren Bruder fiel die Thronfolge zu, und schon damals hieß es: „Die Thronfolger treiben es am tollsten." Der badische Erbgroßherzog von damals war nicht der einzige, der deshalb dem nachfolgenden Bruder seinen Platz an der Sonne abtreten mußte.

Der Erstgeborene zahlte die Sünden seiner ungebändigten Sinne nicht nur mit seiner Gesundheit, mit seinem jungen Leben. An diesen Geschehnissen hat das herrschende Hofzeremoniell den schwersten Schuldtitel. Strenges Pflicht- und Rechtsbewußtsein, Selbstsucht und Willenstraining sollte auch bei Fürstensöhnen der Erziehung ernstester Teil sein, nicht nur bei einer sorgsamen Geistespflege der heranwachsenden Jugend im Volke. Ein Thronfolger bedarf ein höheres Maß an Charakterfestigkeit und an Zuverlässigkeit der Gesinnung. Eine scharfe Grenze müßte verhindern, daß Herrsucht, Eigensinn, Selbstüberhebung als Konterbande in das Erziehungssystem Einlaß fänden. Man sage doch nicht immer: Der Mensch ist und bleibt so, wie er veranlagt ist, keine Erziehung wird ihn dauernd ändern. Das sind Ausreden, die ein denkender Mensch nicht aussprechen sollte, wenn auch ein Teil Wahrheit an dieser These nicht bestritten werden soll. Wenn schlechte Anlagen, verwerfliche Gesinnung sich zeigen, die bei einem Fürstenkinde, den frühen Ehrenbezeugungen entsprechend, eigentlich gar nicht denkbar sein sollten, da müßte eben das Verantwortungsgefühl, der Ehrbegriff in verschärftem Maße beigebracht werden und dahingehend, daß ein Landesfürst heute nicht nur den Augen, auch der Kritik seines Volkes, ja der ganzen Kulturwelt ausgesetzt ist. Daß er nicht nur ergebene Untertanentreue zu erwarten hat, auch Staatsbürgerrechte zu achten verpflichtet ist. Ferner, daß das Volk die geforderten Ehrenbezeugungen nur dem vollkommenern Menschen willig und gerne darbringt, nicht einem in seiner Gesinnung Degradierten und Degenerierten.

Durch die längere und als unheilbar bezeichnete Krankheit des badischen Erbgroßherzogs trat der letztverstorbene Großherzog, nach dem Ableben Leopolds, seines Vaters, in Vertretung seines älteren Bruders, die Regentschaft des Landes an. Schon damals regte sich der Wunsch, daß Friedrich an der Spitze der Regierung bleiben möge. Die edle, schöne Männlichkeit, die so früh sich bei ihm entwickelte, verriet eine große Seele. Seine ganze Denkweise schien getragen von dem hohen Streben, der Menschheit schönste Güter zu verkörpern. Nie fand sich Widerspruch in seinen zwingenden Worten, noch in seinen Handlungen. Und das ist das Große an ihm gewesen als Fürst und als Mann. Nie hat er versprochen, was er nicht halten wollte oder konnte. Außergewöhnliche Geistesgaben können im Leben eines Fürsten verhängnisvoll werden. Er gab ehrlichen Willen und eine hohe Auffassung seiner Pflichten als Landesfürst und — als Mensch. Daß ein von solcher Lauterkeit des Wesens erfüllter Mann sich nie im Sumpfe niederer Sinnen- und Naturtriebe verlieren würde, war selbstverständlich. Er bestätigte in seinem ganzen ferneren Leben, daß wahrhaft vornehme Gesinnung jeden Mann und in allen Lagen des Lebens vor Entwürdigung zu schützen vermag (und gleichviel, wessen Standes er zugehört, kann man ruhig beifügen).

Die Liebe eines solchen Mannes ist ein echtes — Gottesgeschenk. Auch das Herz Friedrichs von Baden hatte gesprochen: in seiner Weise.

Keine Prinzessin war's und keine Fürstin, der das reichste Geschenk galt, das er als Mann zu vergeben hatte. In gleicher Kraft und Reine loderte des Mädchens Liebe ihm entgegen. Wenn die Flammen eines seelischen Gleichklangs über den beiden jungen Menschen zusammenschlugen, geschah es unter der festen Zuversicht, fürs ganze Leben einander anzugehören. Eine morganatische Ehe schien ihm selbstverständlich, und Prinz Friedrich bekannte sich offen zu ihr, ohne Rücksicht auf seine Ausnahmestellung. So adelte ihn seine Gesinnung und paarte sich mit dem seiner Geburt. Die Erwählte war seiner würdig, was sie bis zu ihrem Tode zu beweisen verstand. Was an Qual und Wehe, was an Schmerz diese zwei Menschen miteinander getragen haben mögen, da er zur Regentschaft gelangte und bald darauf durch den Tod des Thronfolgers den Thron der Zähringer bestieg, ist unschwer nachzufühlen.

Eine legitime ebenbürtige Ehe ward zur Forderung des Gesetzes.

Drei Kinder, die er öffentlich anerkannte und mit freiherrlichem Range bedacht hatte, erschwerten die Trennung, die vollständig, nicht nur dem Scheine nach, durchgeführt wurde, da er sich um Luise von Preußen bewarb. Die gegenseitige Hochachtung verlangte das ganze Opfer. Als Friedrich die legitime Gattin heimführte, war sicher der Gedanke in ihm lebendig, ihr in reichem Pflichtleben zu ersetzen, was an Liebe er nicht mehr geben konnte. Auch da hat er sein Wort gehalten und könnte er so ein leuchtendes Beispiel sein für die tausende unter ähnlichen Verhältnissen geschlossenen Ehen.

Die Mutter seiner vorehelichen Kinder lebte fortan still und zurückgezogen ihrem Schmerz, ihrem entschwundenen Glück als Pensionärin in einem katholischen Krankenpflegeorden der badischen Hauptstadt. Ob sie geborene Katholikin war oder erst nach der Trennung übertrat, entzieht sich meiner Kenntnis. In tiefer, hingebender Religiosität fand sie den einzigen Trost in dem schweren Leid ihres Herzens. Ihr Orgelspiel in der Kapelle der Anstalt soll ergreifend zu hören gewesen sein.

Der Großherzog besuchte die einstige Geliebte in größeren Unterbrechungen. Keine beißende Zunge wagte es, diese Begegnungen zu begeifern, zu beschmutzen. Ich meine, die hohe Selbstachtung, die jedes in sich trug und dem andern entgegenbrachte, machte es ihm nicht so schwer, ihre Liebe, vielleicht auch ihre Leidenschaft, in achtungsvolle Freundschaft hinüberzugeleiten, Gefühle, in denen das Weib viel erhabener ist als der Mann.

Der Schmerz mag in der verlassenen Frau wohl größer gewesen sein als der Wille, die Kraft zum Leben. Das in ihrem Glück, ohne die Schuld des Mannes, getäuschte Weib wankte dem Grabe zu. Während ihrer letzten Leidenstage war der Großherzog öfters an ihrem Lager.

Es gibt Versionen, die besagen, sie wäre in seinen Armen verschieden, was nicht den Tatsachen entsprechen kann, weil die Hochachtung, die eines dem anderen bot, und der Lebensernst, die Gewissenhaftigkeit andere

Gesetze kannten. Die schwergeprüfte Frau vergaß nie, daß „er" der Gatte einer andern war, daß er sich nicht vergeben dürfe, aus Achtung für sie.

Auf dem Wege zur letzten Ruhestätte, prunklos gegangen, wie sie es gewünscht hatte, begleitete sie der Großherzog. Lange stand er am offenen Grabe in tiefem Weh! Der Sarg da unten umschloß das hochgeklungene Lied seiner Jugendliebe, den Inhalt seines Mannesherzens, sie, mit der er sich in großer, tiefer Liebe geeint in irdischer Seligkeit. Die ihm den stolzen Weg der Pflicht gewiesen und entsagend ihn vorangegangen!

Er hatte ein neues Leben in Pflicht beginnen müssen. Die da unten lag, hatte der Gram aufgezehrt und der Schmerz, eine andere an seiner Seite zu wissen, ohne seine Schuld. Der Großherzog konnte sich kaum vom Grabe trennen. Niemand wagte den Schmerz zu stören, um, wie sonst üblich, polternd die Erde hinabzuschaufeln.

Da legte sich eine Hand schwer auf seinen Arm. „Fritz, komm!" sprach es neben ihm. Er hatte gar nicht bemerkt, daß eine weibliche Gestalt, die Großherzogin, schon länger neben ihm geweilt hatte. Willenlos folgte der gequälte Fürst, fuhr mit ihr zurück ins Schloß.

Ein Wagen rollte leer des gleichen Weges.

Schon im Anfang ihrer Ehe war die Großherzogin von der Vergangenheit ihres Gatten genau unterrichtet worden. Für solche Dienste gibt es in einem Schlosse erst recht gefällige Leute. Alle Ausfahrten des Großherzogs standen unter der Mitwissenschaft seiner Gemahlin. Sie war und blieb von allem unterrichtet. Wenn die Reportermitteilungen wahrscheinlich nicht persönlich erfolgten, so wird doch manche Frau die Empfindung festhalten: „Das könnte ich meinem Manne nicht antun!"

Ob die kaiserliche Mutter der einzigen Tochter den Rat gab, den Gatten keine Nacht allein aus dem Schlosse zu lassen? Stets ihn zu begleiten, auch ohne seine Aufforderung? Oder geschah es aus eigenem Impuls, daß *sie* über des Gatten Person und Koffer verfügte, ihn zwang, sie zu begleiten, wenn *sie* reisen mußte? Alle seine Hinweise auf unaufschiebbare Regierungsgeschäfte wurden ignoriert. Erst das Anschwellen der Zornader an der Stirn befreite den Fürsten von weiterem Zwang. Nicht selten nahm der Großherzog Regierungsakten mit, erledigte sie unterwegs im Zuge.

Derartige Vorkommnisse wurden zur Ursache, daß man der Großherzogin mehr aufbürdete, sie für mehr verantwortlich machte, als *rechtlich möglich war*. Es heißt den Einfluß der Fürstin sehr überschätzen, wenn sie ganz mittelbar für den landesherrlichen Verzicht der Hoheitsrechte gegenüber der badischen Armee verantwortlich gemacht wird. Ebenso ist es mit der Anklage weit über das Ziel hinausgeschossen, sie habe veranlaßt, daß die Post dem Reich ausgeliefert und so Baden eine starke Einnahmequelle entzogen wurde. Es wurde damals gemunkelt, der damalige badische Finanzminister hätte persönlich eine Million von Preußen erhalten.

Bei genauer Verfolgung der damaligen Verhältnisse wird man zu anderer, gerechterer Beurteilung kommen *müssen*.

Der Großherzog stand zu seinem kaiserlichen Schwiegervater in allerbesten Beziehungen.

Die badische Begeisterung durchflutete Land und Volk. Seine Grenze war auch die des feindlichen Gegners. Dessen Einfall in das Land wäre in seinen Folgen unabsehbar gewesen. Noch gab es Menschen, die von dem Durchzug und den Plünderungen französischer und russischer Truppen in den Freiheitskriegen zu erzählen wußten. An der Landstraße bei Bühl — wenige Stationen südlich von Baden-Baden — steht noch ein Denkstein für Turenne, und nicht nur die Heidelberger Schloßruine, noch manch andere reckt ihr Gerippe zum Himmel als Wahrzeichen französischer Greueltaten von einst.

Vorwiegend badische Truppen unter preußischem Kommando hatten im letzten Kriege Wache gehalten, mit ihren Leibern die heimatliche Grenze gedeckt. Der große deutsche Einheitsgedanke brach jubelnd durch den Enthusiasmus jener unvergleichlichen Tage. Land und Volk hätte damals den Fürsten mitgezwungen, wenn er nicht selber als der ersten einer die Bewegung geführt hätte: aus ehrlicher, innerer Überzeugung heraus. Die Brandung elementaren Volksjubels, geschürt durch den Segen der französischen Kriegskontribution — die uns unterdessen fast zum Fluche geworden ist —, drang auch in die badischen Landstände hinein, da sie zum ersten Male nach dem großen sieggeendeten Kriege wieder zusammentraten.

In einem streng konstitutionell geleiteten Staate, wie Baden dank seinem Landesfürsten sich nennen kann, liegt die letzte Entscheidung über sein Geschick bei den Landständen. Und keine Macht hätte diese zwingen können, ihre Zustimmung zu geben oder zu verweigern.

Die schon damals ausschlaggebende nationalliberale Partei konnte sich in patriotischen Reden nicht genug tun und stimmte alle Bedenken von anderer Seite als unpatriotisch nieder. So war der Pakt perfekt geworden, und die Militärkonvention mit Baden.

Später stellte Preußen an Baden den Antrag zur Übernahme der Staatsbahnen. Ein glattes „Nein" war die Antwort des Landtags. Dieses „Nein" wäre auch im Jahre 71 möglich gewesen trotz landesfürstlicher Wünsche, trotz landesfürstlichem Verzicht, der sicherlich dem Großherzog nicht leicht geworden ist.

Wer ihn schärfer beobachtete, mußte zu der Erkenntnis kommen, daß er seine Souveränitätsrechte ebenso beachtet wissen wollte, wie er seinerseits Volks- und Verfassungsrechte niemals antastete, und ohne jede Komplikation hat er dies Programm fürder durchzuführen verstanden. Es bleibt einem die Vermutung, daß er sich vielleicht einem „Nein" der Landstände ohne Schwierigkeiten gefügt hätte. Aus alledem ist zu entnehmen, daß die Großherzogin in jenen Fällen nicht die subjektiv Schuldige sein kann, wenn auch „den Willen zur Tat" ihr niemand absprechen wird. Einzelne nationalliberale Führer jener denkwürdigen Zeit geben in stillen Stunden der Selbstvorwürfe die eigene Schuld zu, ohne natürlich um Beschönigungen verlegen

zu sein. Die Unterströmung aller Absichten war, das katholische Österreich aus den Bundesstaaten ganz und für immer auszuschalten.

Die Art, wie Großherzog Friedrich über alle die späteren Nadelstiche und Reibereien mit dem Kommandierenden seiner Landtruppen hinweg den deutschen Einheitsgedanken als nationale Errungenschaft hochhielt und bei jeder Gelegenheit feierte, beweist, daß er das Opfer aus eigener, wenn auch beeinflußter Überzeugung gebracht hat. Daß er sich und seine Rechtsnachfolger nicht genügend gegenüber den Rechtsnachfolgern seines damals schon bejahrten kaiserlichen Schwiegervaters geschützt hat, mag ihm manche trübe Stunden bereitet haben.

Der badische Uradel kam durch die Entschlüsse des Landtags, durch die Selbstlosigkeit des Landesherrn in großen Zwiespalt. Deren Söhne hatten bis jetzt ausschließlich der österreichischen Armee angehört, wie die badischen Prinzen auch. Das neue militärische Gesetz preußischer Oberhoheit bestimmte jeden männlichen und tauglich befundenen Staatsbürger zur Militärpflicht. Das frühere Recht des Loskaufens der Wohlhabenden und Gebildeten war dadurch aufgehoben und bot das Einjährigenjahr als Ersatz.

Die jungen Träger althistorischer Geschlechter, wie Baden und das übrige Süddeutschland mehrere aufweist, fanden im preußischen Heere keine gleichwertigen Genossen. Was wollen die vielen preußischen Adelstitel und Namen, bei denen das 14. Jahrhundert zu den Seltenheiten im Stammbaum gehört, gegen die Repräsentanten des badischen Uradels besagen, wie z. B. die „Bodmann“, die „Seldenek“, deren Geschlechter schon im 7. Jahrhundert ihre Machtstellung nachweisen können. Sie dienten ihre einjährige Zeit ab und traten wieder aus der Armee aus. Nur wenige alte Namen der badischen Aristokratie sind in der preußischen Armee enthalten. Sie blieben so in der Machtsphäre ihres Landes.

Diese Ab- und Weitschweifung mußte gemacht werden, um Schuld und Ursache auseinanderzuhalten, denn ein Schwächling war Großherzog Friedrich nicht. Kein Zug seines Gesichts verriet Unmännlichkeit, wohl aber edle Ritterlichkeit, vornehme Zurückhaltung. Eigenschaften, die der heutige Geist überflüssig nennt. Und doch zieren sie den mächtigsten und einflußreichsten Mann, haben keinen Zusammenhang mit der mit Recht verpönten Schwäche, willenlosem Nachgeben, das von den Modernen durch Brutalität ersetzt wird.

Luise von Preußen und Friedrich von Baden waren die Pole zweier ganz verschiedener Rassen. War es ein Wagnis, solch entgegengesetzt geartetete Völker politisch einen zu wollen, so war es ein noch viel größeres gewesen, zwei so verschieden geartete Menschen in eheliche Gemeinschaft zu bringen! Steht schon der genial veranlagte Mann nicht selten verständnislos vor einer fein differenzierten Frauenseele, nun erst Friedrich gegenüber der nordischen, d. h. preußischen Prinzessin mit der stark geprägten Stammesart!

Friedrich von Baden, der die Verbindung von Nord und Süd in seiner Ehe vorauslebte, hat gezeigt, daß es geht, wenn man will. Er gab nach, wo er nicht immer Verständnis für die Ursachen fand. Er bewertete eine harmonisch gelebte und so nach außen wirkende Ehe sowie die Erhaltung seines seelischen Gleichgewichts höher als durchgeführte Rechthaberei. Unfriede verzehrt!

So manches könnte eingeschaltet werden, das ihm den Vorwurf zu großer Nachgiebigkeit gegen die Gattin eintrug. Auch vieles, daß die Deutung von Popularitätssucht hervorrief. Ob der nicht besser auf den weiblichen Teil dieses fürstlichen Ehepaars paßte? Vielleicht auf beide. Jedenfalls war das Erscheinen auf dem entlegensten Dorfe aus unbedeutendem Anlasse, das zu stundenlangen Wagenfahrten zwang, weit über das Maß der landesväterlichen Verpflichtung hinausgehend.

Wie sagt doch Hansjakob so fein ironisch in seinen Schriften irgendwo: „Mir imponiert ein Fürst, der mit verhängten Wagenfenstern an seinen sich tief verneigenden Untertanen stumm vorbeijagt."

Das Vaterherz Friedrichs I. erlitt manch harten Stoß. Die Ehe seines ältesten Sohnes und Thronfolgers blieb kinderlos. Mit ihm erlischt der direkte Mannesstamm, da der zweite Sohn Ludwig und Liebling der Mutter den Folgen eines Duells erlag. Die Vertuschungsparole von einer schweren Lungenentzündung, der er erlegen sei, ließ sich nicht durchführen. Die behandelnden Ärzte mußten sich ihrer angegriffenen Berufsehre erwehren.

Noch einmal erstand die ganze Liebeskraft des badischen Landesfürsten in veredelter Art, ohne den sinnlichen Einschlag, der soviel Liebe entweihen kann, in der starken Zuneigung zu seiner einzigen legitimen Tochter, der Prinzessin Viktoria.

Sie war sein treuer Kamerad bei seinen oft weiten Spaziergängen. Mit großen Schritten ging sie neben ihm, von den Sprüngen der Hunde begleitet.

Wenn ich nicht irre, war es in Königstein i. T., in der Villa der Großherzogin von Luxemburg und Herzogin von Nassau, wo die Zukunft der Prinzessin festgelegt wurde. Man sagte damals, sie bevorzuge den russischen Vetter, dessen Mutter eine Schwester des Großherzogs gewesen. Jedenfalls mußte sie entsagen und die Werbung des Kronprinzen von Schweden, des heutigen Königs, annehmen. Mit dieser Verbindung vereinigten sich die Linien der alten Wasa-Dynastie und der neuen von Bernadotte. Das schwedische Land blieb vor Spaltungen bewahrt.

Der Großherzog verfiel nach der Trennung von seiner Tochter in schwere, lange Krankheit. „Aus Sehnsucht nach seiner Tochter", war der allgemeine Kommentar.

Nichts ist bezeichnender für die inneren Beziehungen zwischen Friedrich und Luise, als daß es ihr, der Gattin, nicht gelang, die fehlende Tochter dem Gatten zu ersetzen oder aber, wie es hätte sein müssen, von vornherein den ersten Platz in seinem Herzen zu behaupten.

Die zarten, feinen Fühler eines süddeutschen Herzens, die unser Leben so schwer, aber auch so reich machen, kennt norddeutsche Art eben nicht immer.

Eines möchte ich von Luise von Baden wissen, ob sie in ihrer langen Ehe die süddeutsche, speziell die badische Rassenart einzuschätzen verstand, sich Mühe gab, sie verstehen zu lernen? Ich wage daran zu zweifeln. Das Hofzeremoniell, die Servilität der Umgebung, auch die bestrickende Liebenswürdigkeit der Fürstin, die kein leeres Gerede, sondern Tatsache ist, die auch mich schon bezwungen hat und der gegenüber jeder höfliche Mensch wehrlos ist und wird, haben tieferes Eingehen in unsere Stammesart bei ihr überflüssig gemacht. Aber nicht gegenüber dem Gatten! Dies alles erschließt die Herzen der Gatten nicht und führt und fügt sie nicht zusammen zu innigstem Verstehen, das Worte überflüssig macht; wo ein verstehender Blick mehr sagen kann als die schönst klingenden Worte. Wo jedes fühlt und weiß, was es dem anderen bedeutet, wo nicht nur äußere Interessen binden, sondern die Kraft gegenseitiger Wertschätzung, der Gewinn gegenseitiger Ergänzung zur erhabenen Vollendung der ehelichen Gemeinschaft. Der ritterliche, wahrhaft vornehme Sinn Friedrichs hat trotzdem seiner Ehe den Stempel höchster Pflichterfüllung aufgedrückt. Wohl niemand wird die Reinheit dieses Ehebundes antasten wollen, der so oft als eine Musterehe im Fürstenschloß genannt wurde. „Eine Musterehe im Musterländle."

Sie könnte auch lehrreich sein für die Differenzen, die sich z. B. zwischen Nord- und Süddeutschland durch die Provokation im Präsidium des Deutschen Flottenvereins gegenüber dem bayrischen Landesverband „heraus entwickelt" haben.

Es wäre nun endlich höchste Zeit dazu, wenn Preußen sich seine süddeutschen Bundesgenossen etwas näher besehen, besser kennen und erkennen würde. Vielleicht käme es dann zu der Einsicht, daß Süddeutschland justament das überreich besitzt, was Preußen fehlt: die Dokumente einer hohen, alten Kultur, überreich ausgegossen über Länder, deren Bewohner starke Selbständigkeit mit politischer Reife verbinden, deren Fürsten sich die ersten des Volkes nicht nur nennen, sondern sich auch so geben. Wo die Fürsten ruhig legen können „ihr Haupt in jedes Untertanen Schoß".

Bevor die Seelen sich nicht erkannt haben, die „Geister erkennend sich begegnen", kann von keiner vollen Vereinigung die Rede sein: weder in einer Ehe noch im Leben der Nationen.

In den Volks- und Mittelschulen muß angefangen werden, und zwar in Preußen vorweg. Weniger preußische Geschichte und mehr deutsche. Weniger Hohenzollernkult und mehr süddeutsche Geschichte, mehr Hinweise auf den selten künstlerischen und kulturellen Nachlaß und Erbschaft süddeutscher Frühintelligenz. Es schadete gar nichts, wenn man den helläugigen Preußenjungen in der Schule erzählen würde, im Süden unseres geeinigten großen Vaterlandes leben Volksstämme, die schon auf hoher

Kulturstufe standen, da wir Preußen noch in Bärenpelzen herumspazierten! Und wenn man den aufhorchenden Jungen den ethischen Wert alter Kultur, der herrlichen Bauten und Kunstschätze auseinandersetzte im Gegensatz zu der nervenzerreibenden, industriellen Entwickelung Preußens. Sich näher kennen lernen, sich besser schätzen lernen! Lasse einer dem andern die schuldige Anerkennung, dann wird aus der bindenden Vernunft die bindende gegenseitige Achtung entstehen, das sicherste Fundament für wachsende Zuneigung. Sich gegenseitig ergänzen, einer dem andern die Vorzüge seiner Rasse leihen. Wie erst Mann und Weib zusammen ein ganzer Mensch ist, nach Kant, so könnte Nord und Süd, die einen durch ihre rasche Empfänglichkeit, die anderen durch ihre Beharrlichkeit, ein vollendetes Ganzes bilden, eine auf gegenseitiger Wertschätzung aufgebaute harmonische Ehe, die jedem Teil zu seinen Rechten verhilft, wo jeder Teil zur rechten Zeit sich bescheidet, wenn es zum Wohle der Gesamtheit, der Nation, zum Ansehen nach außen erforderlich ist. Immer nur seinen Willen vorschieben, ihm Geltung zu suchen ohne Rücksicht auf den andern Teil, das erstickt jede erstehende Regung. Das schadet dem nötigen innigen Zusammenschluß sowohl im Ehe- wie im Völkerbunde, schafft Zwiespälte, die die Einigkeit bedrohen und den gemeinsamen wirtschaftlichen Aufstieg hindern. — — —

Welche Monotonie lag einst in den Straßen von Berlin. Welche Langeweile an den Fassaden seiner Häuser, die wie aufgestellte uniformierte Soldaten die Karrees der Stadt bildeten. In den älteren Straßen Berlins ist's noch heute so. Seit aber geniale Architekten den süddeutschen Baustil nach Berlin und seinen anstoßenden Vorstädten, die sich mit Berlin ineinanderschieben, übertragen haben, welche augenerfreuende Abwechslung, die das Straßenbild so verschönt!

Vom Charlottenburger Knie aus zieht sich links die alte neuangelegte Bismarckstraße. Gegenüber dem neuen Schillertheater erhebt sich ein Gebäudekomplex süddeutschen Stils, bis ins kleinste durchgeführt. Gierige und staunende Blicke haften ständig an den Häusern. Kaum daß ein Mensch vorübergeht, ohne zu rasten und wenn auch noch so kurze Betrachtung zu halten. Aber noch viel Packenderes birgt die Bleibtreu-, Niebuhr- und Mommsenstraße, südlich vom Savignyplatz. Hier ist auch die leiseste Andeutung an theatralischen Effekt vermieden. Eine reinere „Stilfreude" ist mir wenigstens noch nie geworden, als jene Häuser mir sie bieten konnten. Wie oft ging ich an der andern Seite entlang, um mich wieder daran sattzusehen.

So gäbe es noch viele Dinge, die sich nach Norddeutschland, nach Preußen übertragen ließen. Schon der innere Ausbau solcher Häuser zeigt den Unterschied von nord- und süddeutschem Wesen. Wir lieben lauschige Winkel, intimes persönliches Leben in unserem Heim, das jeden anderen schlicht und ruhig abgestimmt in sich aufnimmt, mit Ehrfurcht am Alten hängt, das uns soviel erzählen kann. Die Hausfrau hat ihr eigen Bereich

für die Bedürfnisse der Küche und des geordnet und still geführten Haushaltes.

Was sich auf der Wohnungssuche in Berlin einem offenbart, damit könnte ich Bände füllen. Was bedeutet überhaupt die sicherlich nicht kleine Ziffer Süddeutscher für Berlin! Man kann nur wünschen, daß die stets zunehmende Zahl sich möglichst aus der Intelligenz rekrutieren möchte, die weiß, was sie sich und dem engeren Heimatlande schuldig ist. Damit sich die Achtung erzwingend, wo sie nicht freiwillig gewährt wird.

Wohl schafft die Neuzeit Menschen, die keine Achtung zu vergeben haben. Man lasse solche am Wege liegen. Sie dürfen für uns keine Bedeutung haben. Wir haben Pionierdienste zu erfüllen, heute noch wie vor dreißig und mehr Jahren. Aber man fordere nicht immer von uns, daß wir ewig die Gebenden sein sollen, wie Friedrich von Baden es war. Das erwärmt nicht, sondern kältet und stellt die Höflichkeit und die Phrase in den Verkehr, von denen das Herz des Mannes nichts weiß, auch das Herz des Volkes nicht. Und das ist nicht deutsche Art! Wenigstens nicht von einst, da „unsere Art" die Gegner bezwang!



Verklärt

Von

Grete Massé

Jetzt bist du mir erst ganz geworden,
Bist erst in Wahrheit mir geschenkt,
Da schon die Nacht die dunklen Borden
Auf deines Bildes Helle senkt.

Im Leben bist du mir gestorben,
Und in der Welt bist du mir weit.
Doch zart vom Sehnsuchtsruf umworben,
Steigst du mir aus der Dunkelheit.

Und strahlend gehst du mir zur Seite
Und meine Seele strömt dir zu.
In eine wunderblaue Weite
Gehn still versonnen ich und du.

Und jeder Herzschlag tönt jetzt reiner,
Es klingt dein Schritt durchs blüh'nde Land.
Ich wähne, daß der Seligen einer
Mich führt an seiner weißen Hand.





Ein Mutterwort

Von

Käte Damm

Frühsommer war's. Alles drängte zum Blühen, Duften und Reifen. Wie ein stiller, erwartungsvoller Frieden lag es über der Natur, die auf den Hochsommer wartete.

Hochsommer! Auch für die zarte Frau, die am weitgeöffneten Fenster am Nähtisch saß, war es fast Hochsommer geworden, achtzehn Ehejahre lagen hinter ihr, glückliche und friedliche, wenn auch nicht immer sorgenlose. Sie hatte so viel von unglücklichen Ehen gelesen, von gefesselten Frauenseelen und falsch verstandenen Frauenherzen und von der unwürdigen Sklaverei der Ehe, aber auf sie war das alles nicht anwendbar. Wie seit jenem Tage, da sie die Seine geworden, hatte der starke treue Mann sie mit zarter Liebe umgeben, und wie gern, ach wie gern hatte sie ihm sein Heim lieb und traut gemacht. Sie lächelte manchmal, wenn sie moderne Novellen und Romane von unverstandenen Frauen las, und kam sich mit ihrem Glück so schrecklich unmodern vor. Als sie sich verheirateten, da hatten sie auch hin und wieder mit Sorgen zu kämpfen, sie hatte auch nur die eben nötige Kaution gehabt und mit den Zinsen und dem Hauptmannsgehalt reichen, das war oft nicht leicht, besonders seit die Kinder da waren. Kordula, die älteste, die schon Ostern konfirmiert war und siebzehn Jahre zählte, und Frank und Ulrich, die vierzehn- und elfjährigen Kadetten. Jetzt, da Friedrich Major war und einen wohlhabenden Oheim beerbt hatte, waren auch diese Sorgen verflogen, und die Sommersonne schien so freundlich in Thereses Leben, diese ruhige, gleichmäßige Sommersonne. Aber nun war es wie ein Schatten darüber hingegangen, sie hatte sich so der erwachsenen Tochter gefreut, wie wollte sie mit ihr und in ihr leben, ihr eine Freundin sein, eine zweite Jugendzeit in der Erinnerung heraufbeschwören — da legte ihr das Schicksal die zarte Sorge für ein viertes liebes Kind ans Herz! Und die Zeit nahte, wo es zum Licht erwachen würde, wo neben der erwachsenen Tochter ein zarter Säugling da sein würde.

Die feine Näharbeit hatten Theresens Hände sinken lassen, nicht, daß ihrem Herzen, in dem die Mütterlichkeit, seit sie zum ersten Male Mutter

geworden, den weitaus größten Teil einnahm, die Hoffnung unbequem war, aber — was hatte sie doch seither im Laufe der Jahre alles über die „Aufklärung der Jugend" gelesen! Stets mit und in der Gegenwart lebend, hatte sie, die Mutter heranwachsender Kinder, dieser Frage, die jetzt so sehr alle Welt beherrschte, größte Aufmerksamkeit geschenkt. Aber — noch keinen Vorschlag, den sie gelesen, hätte sie in die Praxis umsetzen mögen! Und Kordula war erwachsen — war kein Kind mehr, war ein kluges und gutes Mädchen, das mit offenen Augen durch die Welt ging. Sie hörte sie unten im Garten sprechen und lachen und verfolgte die Gruppe lustiger, junger Mädchen, die dort unten Tennis spielten. Auf ihrem Nähtisch — dicht vor ihr — lagen mehrere Zeitschriften und Frauenzeitungen, die sich mit diesem Problem beschäftigten, sie blickte hinein, las mehrere Stellen — dann legte sie die Blätter kopfschüttelnd beiseite. Sie würde sich gar nicht mehr mit dieser „Frage" beschäftigt haben, wenn nicht, ja wenn nicht die nächste Zeit gewesen wäre, die ihr, der im Zenith des Sommers stehenden Frau, die eine erwachsene Tochter hatte, noch eine verspätete Hoffnung erfüllen würde.

Ihre Augen verfolgten Kordula drunten auf dem Rasenplatz, und gleichsam als hätte der Mutter Blick sie magnetisch angezogen, schlug Kordula die ihrigen auf und grüßte zur Mutter hin. Und Therese meinte zu bemerken, daß es ein fragender, besorgter Blick war, mit dem die Tochter sie streifte. War's Einbildung oder hatten der Tochter Augen seither öfter so auf der Mutter Erscheinung geruht?

Nein — Kordula war kein Kind mehr, und das Mutterherz meinte es nicht länger tragen zu können, wenn sie von anderer Seite, vielleicht weniger zart, die Wahrheit erfuhr, wenn die gleichalterigen Gefährtinnen sie necken würden: „der Klapperstorch wird dir ein Geschwisterchen bringen".

Die Gartentür fiel ins Schloß — die Stimmen drunten waren verstummt, leichte Schritte kamen über den Kiesweg und über die Verandatreppe. Dann wurde die Tür nach Theresens Zimmer geöffnet und Kordula flog geradeswegs auf die Mutter zu.

„Kleine Mutter, ich muß wieder schelten, das Wetter war so köstlich und du kamst nicht hinunter. Wozu haben wir den Garten, wenn nicht für dich?"

„Ich sitze hier ebensogut am offenen Fenster", sagte Therese. Dabei bemerkte sie, wie sie das Jäckchen, dessen Stickerei sie erneuerte, noch in der Hand hielt. Sie wußte es wohl, ihre eigene Mutter würde es schnell fortgelegt und den Augen der Tochter entzogen haben.

Aber ihr Mutterherz hatte es klar erkannt, nicht das Kind Kordula, sondern das Weib Kordula stand heute vor ihr, das Weib in Kordula ahnte die Hoffnung der Mutter und — wenn sie die Tochter zur Freundin haben und halten wollte, so durfte sie sie nicht mehr zum Kinde machen mit Märchen und reizenden Erzählungen, die für Kinder gut passen.

Kordulas Augen hafteten auf der Arbeit in der Mutter Hand, dann

hoben sie sich und blickten zaghaft und fast scheu in das liebe, schmale Antlitz, in dem ein früher nicht darin gekannter Leidenszug stand.

Und Therese senkte die Augen nicht vor dem fragenden Blick Kordulas, sondern nahm ihre Hand und zog sie neben sich.

„Ja, Kordula — es ist so — Gott legt mir noch einmal — auf der Sonnenhöhe der Jahre, die der Frau bestimmt sind, die Sorge für ein kleines, liebes Kind ans Herz — und ehe es Fremde dir sagen, und ehe du ahnend und diese Ahnung vor mir, deiner besten Freundin, verbergend, unwahr neben mir hergehst, sollst du das aus meinem Munde erfahren, damit du siehst, daß ich dich nicht mehr für ein unmündiges Kind halte, sondern für ein treues, tapferes Mädchen, welches in dieser Zeit mir die Sorgen des Haushalts abnehmen, für den lieben Vater sorgen und — später in der Pflege unseres Hochsommerkindes mir beistehen soll. Ich kann doch da auf dich rechnen, Kordula?"

Das blonde Mädchen schaute voll der Mutter ins Angesicht, in tiefer Liebe strahlten ihre Augen, ihre Lippen küßten die schmalen Hände.

„Mutter — Mutter — wie soll ich dir danken, daß du mir das sagst — wie habe ich die letzten Wochen gelitten unter der unbewußten Ahnung, was dir bevorstand? Es war so viel Halbes — so wenig Wahrheit und etwas Fremdes zwischen uns." — Sie lächelte fast triumphierend und kindlich — „und die andern — wenn sie mich wichtig fragen werden: ‚hast du gar nichts gewußt, Kordula?' dann werde ich stolz antworten: Ja, ich habe es gewußt, meine Mutter hat es mir gesagt."

Therese stand auf, ging zum Kamin, in dem trotz der sommerlichen Luft ein kleines Feuer entzündet war, und warf die Zeitungsblätter in die Flammen.

Das war alles Theorie — graue, leere Theorie, das sie da gelesen hatte.

Nein — Fremde konnten nicht raten in so heiligen Dingen zwischen Mutter und Kind. Hier muß das Mutterherz reden zum Frauenherzen, das in der Brust des Heranwachsenden schlägt.

Und sie fühlte, mit diesem Siege heute hatte sie einen Siegespreis errungen: eine liebe treue Freundin in der Tochter für alle Zeiten.



In der Abendstille

Von

H. Scharrelmann

Tastend sucht die Hand, die müde,
In der Abendstille
Ein paar Töne,
Daß nach harter Arbeit sich auf ihnen
Meine Seele schwinge
In das Land der Schöne.



Irem

Ballade in Stanzen

Von

Ewald Gerhard Seeliger

Das Wort des Herrn geschah zu dem Propheten:
Auf, gürte dich und zäum die Eselin!
Nimm deinen Dattelsack! Vor Schaddad treten
Sollst du, dem König der Aaditen, hin!
Mit meinem Wort sollst du sein Herze kneten,
Daß er mir beuge seinen trotz'gen Sinn!
Hud, der Prophet, durchritt die siebzehn Wüsten,
Bis ihn die Zinnen des Palastes grüßten.

Dem Zorn des Höchsten leih' ich meine Stimme,
Der Welt und Himmel in den Händen hält.
Zum Adler sagt er: Flieg! Zum Walfisch: Schwimme!
Und: Stirb! zum Menschen, und er stirbt und fällt!
Du sollst dich beugen! Daß er nicht im Grimme
Dein Haupt, dein Haus, dein Reich in Trümmer spellt! —
Wer ist der Höchste? Siehe mich ihn höhnen!
Und Schaddad lacht, daß hundert Säle dröhnen.

Er ist der Herr der Zeit, der allen Jahren,
Dem Tag, dem Monat seine Stunde wägt;
Der Herr, der seine Gläub'gen durch Gefahren,
Durch Not und Trübsal auf den Flügeln trägt;
Er ist der Herr unzähl'ger Engelscharen,
Von denen jeder tausend Krieger schlägt;
Er thront in Wolken, Regen, Blitz und Wettern:
Beug dich vor ihm, sonst wird er dich zerschmettern!

Doch Schaddad fährt der Sarras von der Seiten,
Und sausend durch die Lüfte flitzt der Stahl:
Du Tropf, ruf deinen Herrn, auf daß wir streiten!
Und lebend läßt nur einer diesen Saal!
Doch ist er feig! So laß ich ihn erreiten
Und nagle ihm die Ohren an den Pfahl!
Herbei mit deinem Herrn, daß ich ihn schröpfe!
Er haut, es fallen siebzehn Sklavenköpfe.

Noch hat die Hand des Herrn dich nicht getroffen!
Halt ein! Sonst frißt dich der Gehenna Pein!
Beug dich vor ihm! Noch kannst du Gnade hoffen!
Noch will er dir die Lästerung verzeihn!
Noch stehn des Paradieses Pforten offen,
Noch darfst du gehn zur Stadt der Freude ein!
In goldnen Hourigärten sollst du wohnen,
Und tausendfält'ge Wonne wird dich lohnen!

Und das ist alles? Hund, du wagst zu mucken?
Lacht' ich nicht dein, spießt' ich dich an die Wand!
Er winkt. Ein eilend Heer von Mamelucken
Durchwirbelt den Palast, den Hof, den Strand.
Er steigt vom Thron. Und tausend Völker ducken
Sich vor den Tritten feige in den Sand:
Hallo, Veziere! Auf, wir wollen reiten!
Und du, Prophet des Herrn, sollst mich begleiten!

Weit in die Wüste wie auf Sturmes Schwingen,
Wo der Samum wie fressend Feuer weht,
Wo Sand und Fels im Todkrampf sich umschlingen,
Schaddad voran, zuletzt Hud, der Prophet,
So flogen sie, die Klippe zu erringen,
Die wie des Teufels Faust im Sande steht;
Tief unten, öd', so weit das Auge suchte,
Reckt sich die Stumme, die der Herr verfluchte.

Und Schaddad winkt. Auftauchen Millionen,
Von allen Seiten wimmeln sie herbei;
Die weiß und schlank am Meer des Nordens wohnen,
Die gelb und braun und schwarz, ein Völkerbrei
Aus allen Ländern und aus allen Zonen,
Bis an den Himmel schwillt ihr wüst Geschrei;
Mit Schaufeln fronen sie, mit Spaten, Hacken
Und kneten Lehm und Sand zum Ziegelnbacken.

Und Schaddad winkt. Es hebt sich eine Mauer,
An Umfang vierzig Pharasangen weit,
Hart werken dran zehntausend Steinehauer,
Zehn Klaftern wächst sie hoch und zwanzig breit.
Und Schaddad winkt. Zehntausend hurt'ge Bauer
Erheben sich, daß Tor an Tor sich reiht:
Die Bogen sind ein Netz von Perlenschnüren,
Rubine glühn im Gitterwerk der Türen.

Und Schaddad winkt. Stolz kommt ein Strom gezogen,
Er tränkt die Wüste, daß sie grünt und blüht;
Er spaltet sich, die Flut der blauen Wogen
In zehn Kanälen durch die Mauer sprüht,
Sie winden, schlingen sich in sanften Bogen,
Und wo sie ziehn, der Sand von Blüten glüht:
Aufduften Wundergärten, Palmen streben,
Die ihre Kronen in den Himmel heben.

Und Schaddad winkt. Zehntausend Prachtpaläste
Enttauchen steil und schnell der Blütenflut;
Und jeder — tretet ein, ihr werten Gäste! —
Auf tausend diamantnen Säulen ruht,
Die Silberdecken stützen Zedernäste,
Und von den Dächern prunkt des Goldes Glut;
Aufwölben sich die Kuppeln, Türme steigen,
Darüber tanzt ein froher Flaggenreigen.

Und Schaddad winkt. Zehntausend Karawanen,
Mit allem Reichtum dieser Welt besackt,
Zehntausend Schiffe aus den Ozeanen,
Den Strom zerfurchen sie im Rudertakt;
Es drängt sich, staut sich, drängt auf allen Bahnen
Und ladet aus Pelz, Weihrauch und Smaragd,
Teppiche, Ambra, Aloe; den Küchen
Entströmt ein Meer von tausend Wohlgerüchen.

Und Schaddad winkt. Zehntausend schlanke Weiber,
Und schönre Mädchen trug die Erde nie,
Kein Schleierfaden hüllt die weißen Leiber,
Und taumelnd hebt zum Tanze sich das Knie,
Sklavinnen, Wasserträger, Eseltreiber
Ziehn strudelnd stadtwärts, Hirten mit dem Vieh;
Die Straßen glänzen, bunte Lampen blühen
Und tausendfält'ge Erdenlüste glühen.

Huds Augen starrn hinab, und senken, senken
Will er die Lider, sie gehorchen nicht,
Er muß die Blicke immer wieder lenken
Zur Wonne hin, sie blüht im Rosenlicht:
Hör mich! Was ich erschuf, will ich dir schenken
Mit Reichtum, Gut und Glanz und Weib und Wicht!
Du sollst die Stadt als Fürst und Herr betreten,
So du hier niederfällst, mich anzubeten!

Und heißer loht die Lust aus allen Gassen,
In Strömen rinnt der Reben edles Blut,
Weiß blinkt's von Leibern auf den Goldterrassen,
Und in die Knie sinkt Gottes Bote Hud:
Herr, Herr, so hast du deinen Knecht verlassen!
Verdirb, verdirb Schaddad und seine Brut!
Herr, Herr, errette mich aus ihren Klauen!
Stürz sie in Nacht hinab und ew'ges Grauen!

Da hob der Engel Gabriel die Schwingen
Und schrie und schrie und fuhr herab im Sturm;
Vor seinem Zorn die Völker Aads vergingen
Und König Schaddad schrumpfte wie ein Wurm;
Ein Sandsamum stand auf, um zu verschlingen
Die goldne Stadt mit Kuppel, Haus und Turm. —
Hud, der Prophet, ritt einsam durch die Wüste,
Bis ihn der Schatten seiner Hütte grüßte.

Und Stadt und Strom und Tanz und Lust verschwanden.
Tausend um tausend zogen suchend aus,
Durch alle Weiten kreuzten sie und fanden
Nicht einen Stein des überstolzen Baus;
So schwärmten sie hinaus, um fern zu stranden,
Nur wen'ge wählten ihren Weg nach Haus;
Sie welkten rasch, nichts mochte ihnen taugen:
Tief ruht Irem versteckt vor Menschenaugen.

Nur wenn der Gläub'ge durch die Wüste schmachtet
Und niedersinkt am Felsen lebenssatt,
Und wenn der Krieger, den der Tod umnachtet,
Das Schlachtfeld küßt, von Blut und Wunden matt:
In ihrem letzten Blicke prunkt und prachtet
Irem empor, die säulenreiche Stadt;
Sie lockt und winkt mit ihren goldnen Zinnen,
Und lächelnd schläft er ein und geht von hinnen.



Die Reform des Strafrechts

Seit etwa 1½ Jahrzehnten schon und noch länger erschallt laut in den Parlamenten und in der Presse, in Volksversammlungen wie auf den Zusammenkünften der Fachjuristen der Ruf nach einer gründlichen Reform des Strafrechts. Es mehren sich die Klagen über seinen kapitalistischen und antisozialen Geist von Tag zu Tag, kurz, über seine Reformbedürftigkeit ist man sich einig. Unser heutiges Strafgesetzbuch vom 15. Mai 1871 ist eine der ersten gesetzgeberischen Gaben des Deutschen Reichs. Zu rasch und ohne gründliche, namentlich rechtsvergleichende Vorarbeiten griff man, lediglich von dem Bestreben geleitet, möglichst schnell die Rechtseinheit auf diesem Gebiete herbeizuführen, nach dem preußischen Strafgesetzbuch vom 14. April 1851, als dem besten aller damaligen deutschen Strafgesetzbücher, um es im wesentlichen unverändert als Strafgesetzbuch für den norddeutschen Bund, später für das Deutsche Reich einzuführen. Da das preußische Strafgesetzbuch im wesentlichen auf dem Code pénal Napoleons aus dem Jahre 1810 beruht, so trägt unser heutiges Strafrecht einen nur sehr schwach ausgeprägten selbständigen Charakter, es ist im ganzen und großen seit seiner Einführung unverändert geblieben, mit der Zeit nicht recht fortgeschritten und in ganz wesentlichen Partien veraltet. Sein hohes Alter allein erklärt zum großen Teil seine Reformbedürftigkeit. Entstanden aus sehr einfachen wirtschaftlichen Verhältnissen und für diese zugeschnitten, ist es überholt durch den Gang der Entwickelung, überflügelt durch die Verbrecherwelt selbst, durch ihre Individualität und ihre ganze Art, zu „arbeiten". Die Methoden der Verbrechensbegehung haben sich verfeinert, unser Verbrechertum hat einen gewissen Zug in das Große angenommen, ein Hang zum Internationalen macht sich immer mehr bemerkbar, man denke nur an den internationalen Hochstapler, den internationalen Einbrecher und Hoteldieb u. dgl. m.; der allgemein hysterisch-nervöse Grundzug unserer Zeit hat sich auch dem Verbrechertum aufgeprägt.

Eine Zeitlang schien es, als ob der klaffende Gegensatz der beiden „Strafrechtsschulen", der klassischen und der modernen, diese namentlich von dem genialen Kriminalpolitiker v. Liszt in Berlin geführt, das Zustandekommen einer Reform ernstlich gefährden würde. Die klassische Schule erblickt in den zwei Begriffen Schuld und Vergeltung die Grundpfeiler des ganzen Strafrechts. Die Berechtigung des Staates zu strafen steht und fällt also mit der Haltbarkeit dieser beiden Voraussetzungen, die ihrerseits wieder in dem Glauben an eine

menschliche Willensfreiheit verankert sind. Sie läßt die Strafe eintreten, weil der Verbrecher das Recht negiert, im Verbrechen selbst und nur in ihm liegt der Rechtsgrund der Strafe, diese ist, um den Jargon Hegels zu gebrauchen, „die Negation der Negation des Rechts". Anders die moderne Schule, die seit etwa zwei Jahrzehnten ihr Programm immer klarer dahin ausgearbeitet hat, daß es eine völlig neue Grundlegung des Strafrechts erstrebt. Die Begriffe Schuld und vergeltende Gerechtigkeit existieren für sie nicht, der Mensch ist das Produkt seines Milieus, und seiner ganzen Natur nach willensunfrei. Die Rechtfertigung des Strafrechts ergibt sich ihr aus seinem Zweck der Sicherung des Staates und der Gesellschaft; nicht weil der Verbrecher eine Schuld auf sich geladen hat, sondern weil er den Rechtsfrieden gebrochen und durch sein antisoziales Verhalten die allgemeine Rechtssicherheit gefährdet, ist er strafwürdig. Die Strafe ist Sicherungs- und Zweckstrafe, nicht Vergeltungsstrafe. Ein genaueres Eingehen auf den Gegensatz dieser beiden Schulen erscheint bei diesen Ausführungen, die praktischen Zwecken dienen sollen, nicht am Platze. Nur das eine sei wenigstens gesagt, es ist immerhin recht mißlich, Zweck und Rechtfertigung der Strafe in einem dem Strafrecht als solchem ganz fremden Gebiete, nämlich dem der Philosophie, zu verankern, deren erlauchteste Vertreter wie Kant und Schopenhauer insonderheit eine menschliche Willensfreiheit, die nicht dem unerbittlichen allwaltenden Kausalitätsgesetze unterworfen wäre, mit vollem Recht entschieden ablehnen. Hier bietet eben die moderne Schule bei der immer mehr um sich greifenden Anerkennung des „Determinismus" feste Tragbalken für die Notwendigkeit und die sittliche Rechtfertigung des Strafrechts. Nur im Vorbeigehen sei noch darauf hingewiesen, daß dem ganzen klassischen Altertum der Begriff einer sittlichen Schuld, so wie ihn die Heutigen verstehen, stets vollkommen fremd geblieben ist. Doch genug hierüber, Prinzipien werden von einem modernen Gesetzbuch nicht ausgetragen, sie hat die Wissenschaft zu entscheiden, der Gesetzgeber kann nichts Verkehrteres tun, als sich ausschließlich auf der einen oder der anderen Theorie festzulegen, er darf weder das Alte ganz verwerfen, noch auch wahllos und unbesehen alle zum Teil praktisch noch nicht bewährten Forderungen der neuen kriminalistischen Schule unbesehen sanktionieren. So hat sich denn auch die feindliche Spannung zwischen den beiden Schulen gelöst, und es herrscht in der Wissenschaft wie in der Praxis des Strafrechts eine realpolitische versöhnliche Stimmung vor, welche die Hoffnung auf ein Gelingen der Reform ganz wesentlich verstärkt. In einer Reihe der wichtigsten Reformpunkte ist heute bereits Übereinstimmung erzielt.

Unser Strafgesetzbuch zerfällt in zwei dem Umfang nach ungleiche Teile: der erste und kürzere sogenannte allgemeine Teil behandelt das Strafensystem, also die Arten und die Dauer der zu verhängenden Strafen, die allgemeinen Erscheinungsformen des Verbrechens als Versuch und Vollendung, Mittäterschaft, Anstiftung und Beihilfe, die „Strafausschließungsgründe" als Unzurechnungsfähigkeit, Notwehr und Notstand, Strafmündigkeit und Verjährung. Der zweite und umfangreichere „besondere" Teil befaßt sich mit den einzelnen Verbrechen.

Ein ganz besonderes Interesse im allgemeinen Teil bildeten drei Probleme: die Strafarten, die Strafmündigkeit und damit eng zusammenhängend die Behandlung der jugendlichen Verbrecher, und endlich die Bestrafung der rückfälligen und der Gewohnheitsverbrecher.

Als Hauptstrafen, d. h. als solche, die selbständig verhängt werden können, kennt unser Strafgesetzbuch: Todesstrafe, Freiheitsstrafen, nämlich Zuchthaus, Gefängnis, Haft und Festungshaft, Geldstrafe und bei Jugendlichen zwischen zwölf und achtzehn Jahren bei besonders leichten Vergehen den Verweis. Als Nebenstrafen, d. h. solche, die nur neben einer Hauptstrafe verhängt werden können, sind vorgesehen die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte, die Stellung unter Polizeiaufsicht und für gewisse Fälle, namentlich bei hartnäckigem Bettel und bei gewerbsmäßiger Unzucht, Verweisung an die Landespolizeibehörde, die dadurch die Befugnis erhält, den Sträfling in ein Arbeits- oder Besserungshaus zu überweisen und ihn darin zu gemeinnützigen Arbeiten anzuhalten.

Der Streit um die Berechtigung der Todesstrafe ist sehr alten Ursprungs, schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts setzt der Kampf gegen sie auf das lebhafteste ein, Führer im Streit sind der berühmte italienische Jurist Beccaria und der Vertraute Maria Theresias, der Ritter Leopold von Sonnenfels. In Deutschland wurde sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einer Reihe von Bundesstaaten, so Oldenburg, Anhalt, Bremen und 1868 in Sachsen aufgehoben. Auch der deutsche Reichstag trat bei der Beratung unseres heutigen Strafgesetzbuches in seiner berühmten Sitzung vom 1. März 1870 mit großer Mehrheit für die Beseitigung der Todesstrafe ein. Es ist bekannt, wie unter dem starken Einfluß Bismarcks er sich schließlich der widersprechenden Meinung der verbündeten Regierungen fügte und mit der äußerst schwachen Mehrheit von nur acht Stimmen bei der dritten Beratung ihre Wiedereinführung beschloß. Sie ist auf ein sehr kleines Gebiet beschränkt und findet Anwendung bei Mord, Mordversuch am Kaiser und Landesherrn, sowie bei Eintritt des Kriegszustandes bei acht weiteren schweren Verbrechen, so namentlich Hoch- und Landesverrat. In einer ganzen Reihe von Staaten, so in Rumänien, Portugal, Holland, Italien und in den meisten Staaten der nordamerikanischen Union und ebenso in den Schweizer Kantonen ist sie schon seit Jahren abgeschafft. Ich bekenne mich als entschiedenen Gegner der Todesstrafe. In keinem einzigen Falle ihrer Anwendung ist die Möglichkeit eines Justizmordes prinzipiell ausgeschlossen, das Unheil ist dann uneinbringlich und die Vernichtung der sittlichen Persönlichkeit nicht wieder gutzumachen. Nur dann wäre diese völlige Vernichtung gerechtfertigt, wenn mit unumstößlicher Gewißheit für den Richter sich feststellen ließe, der Verbrecher ist für sein ganzes Leben besserungsunfähig, alle in ihm schlummernden sittlichen Keime sind ganz erstickt — dann würde allerdings jede andere Strafe zwecklos sein —, aber das zu ermitteln, ob ein Mensch überhaupt aufhören könne, ein sittliches Wesen zu sein, entzieht sich der menschlichen beschränkten Einsicht schlechtweg, nur ein absolutes Wesen, d. h. Gott kann dieses wissen. Der Befehl des Alten Testamentes, „wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden", ist rein zeitgeschichtlich bedingt und zu erklären, er entspricht dem altjüdischen Rache- und Vergeltungsprinzip „Aug' um Auge und Zahn um Zahn" und ist mit einem geläuterten christlichen Gottesbegriff und mit einem hoch entwickelten sittlichen Empfinden nicht recht in Einklang zu bringen.

„Die Freiheitsstrafen werden — darüber besteht im wesentlichen Übereinstimmung — den Schwer- und Mittelpunkt unseres Strafensystems bilden müssen; schon mit Rücksicht auf ihre Teilbarkeit läßt sich die Freiheitsstrafe am leichtesten der Verschiedenheit der Tat und der Individualität des Täters anpassen,

sie erscheint außerdem wenigstens bei sachgemäßem Vollzuge am geeignetsten, zu bessern, zu erziehen, wo überhaupt noch etwas zu bessern ist, sie dient aber auch am besten . . . . . . der Sicherung", so mit Recht Reichsgerichtsrat Ebermayer in seinem Gutachten „Das Strafmittelsystem für das künftige Strafgesetzbuch" Seite 289, erstattet dem 29. Deutschen Juristentag. Die wahre Fülle der Arten der Freiheitsstrafen erscheint freilich unhaltbar, Haft und Festungshaft haben keine Daseinsberechtigung. Die Haft läßt sich in ihrem Vollzug und auch in ihrem ganzen Wesen kaum von der Gefängnisstrafe unterscheiden, auch nach der volkstümlichen Auffassung bedeuten beide dasselbe. Bei ihrer Kürze (die Höchstdauer beträgt 6 Wochen) haften ihr alle Mängel der kurzzeitigen Freiheitsstrafen überhaupt an. Die Festungshaft ist wenigstens dem praktischen Resultat nach die Strafe für privilegierte Stände — Hauptanwendungsfall ist bekanntlich der Zweikampf —, schon deshalb empfiehlt sich in unserem Staate der Rechtsgleichheit ihre Abschaffung. Wir brauchen zwei ihrem ganzen Wesen und ihrem Vollzug nach scharf geschiedene Freiheitsstrafen: die stets entehrende Zuchthausstrafe für ehrlose, d. h. einer ehrlosen Gesinnung entstammende Verbrechen sowie für alle Zustands- und Gewohnheitsverbrecher einerseits, und für alle anderen Fälle die Gefängnisstrafe.

Unsere kurzzeitigen Freiheitsstrafen, d. h. solche unter zwei Monaten, schreien förmlich nach ihrer Beseitigung, sie verfehlen vollständig ihren Zweck, bei ihrer Kürze können sie weder eine Besserung der Verbrechers bewirken, noch eine nachhaltige erzieherische Einwirkung auf ihn ausüben, noch seine Abschreckung vor weiteren Verbrechen erreichen. Als ihren Ersatz hat man Zwangsarbeit in öffentlichen, staatlichen und kommunalen Betrieben, Hausarrest und Verbot des Wirtshausbesuches auf bestimmte Zeit vorgeschlagen. Die beiden letzten Vorschläge scheitern, so sympathisch sie an sich schon unter dem Gedanken der Bekämpfung der entsetzlichen Trunksucht des deutschen Volkes erscheinen mögen, an der Unmöglichkeit der Überwachung des Vollzugs, wenigstens in den großen Städten. Ein Heer von Polizisten würde nicht ausreichen, und für eine genügende Überwachung des Verurteilten durch seine Ehefrau (falls eine solche vorhanden) ist, ausreichende Garantie in allen Fällen auch nicht gegeben. Dagegen möchten wir der öffentlichen Zwangsarbeit, wie sie heute schon das preußische Forstdiebstahlsgesetz kennt, warm das Wort reden. Das bessernde und zugleich züchtigende Moment der Strafe ist hier erreicht, auch schafft der Sträfling hier wirklich nützliche Werte. Freilich wird der Vollzug stets auf gewisse Schwierigkeiten stoßen; den landwirtschaftlich Berufstätigen wird man ja verhältnismäßig leicht auf Staatsdomänen und in den Forsten beschäftigen können, aber wo sollen alle die zahlreichen gewerblichen Arbeiter unter den Bestraften untergebracht werden? Staatswerkstätten ließen sich doch nur in einigen wenigen Großstädten einrichten. Gemeinsame Arbeit mit freien Arbeitern wird gewiß, wenn diese nur etwas auf sich halten, deren heftigsten Widerstand hervorrufen. Verrichtung der Zwangsarbeit aber im Gefängnis würde nur zu leicht den Unterschied zwischen Gefängnisstrafe und Zwangsarbeit ganz verwischen. Gegen die Zeitdauer der nach unserem Vorschlage beizubehaltenden Freiheitsstrafen, bei Zuchthaus 1 Jahr Minimum und 15 Jahr Maximum, bei Gefängnis 1 Tag bis zu 5 Jahren im Höchstmaße lassen sich meines Dafürhaltens gewichtige Bedenken nicht geltend machen.

Die Geldstrafe eignet sich richtig ausgebaut ausgezeichnet als ausschließliche Strafe für Übertretungen und leichte Vergehen, auch müßte dem

Richter die Befugnis eingeräumt werden, selbst bei schwereren Straffällen bei nicht ehrloser Gesinnung des Täters anstatt auf Gefängnis ausnahmsweise auf Geldstrafe zu erkennen. Auch wird sie in dem Strafgesetzbuch der Zukunft als ein treffliches, vielleicht sogar als das beste Ersatzmittel für die kurzzeitigen Freiheitsstrafen Platz finden müssen. Freilich bedarf es zu ihrer erweiterten Anwendung ihrer gründlichen Umgestaltung. Schon 1904 führte ich in der Freistatt Seite 25 aus: „So wie sie heute leider meistens von den deutschen Strafgerichten trotz einzelner rühmlicher Ausnahmen gehandhabt wird, bedeutet sie bei aller Wahrung der formellen Gleichheit vor dem Gesetz materiell eine schreiende, die arbeitenden Schichten unserer Bevölkerung notwendig verbitternde, ja aufreizende Rechtsungleichheit zwischen reich und arm. Was bedeutet dem Reichen eine Geldstrafe von 100, ja 1000 Mark wegen Beleidigung oder eines sonstigen Deliktes? Eine kaum spürbare Belastung seines Geldbeutels. Für den Proletarier sind solche Summen — ja noch viel geringere — ganz unerschwinglich . . . Er kann unmöglich zahlen, und während er die „hilfsweise für den Fall der Unbeibringlichkeit (so lautet das schöne Juristendeutsch) der Geldstrafe“ verhängte Freiheitsstrafe abbüßt, geraten seine Frau und seine Kinder in Not und Elend.“ Schon damals schlug ich vor und tue es auch heute wieder, die Geldstrafe einfach nach der Höhe des Vermögens, und wo ein solches, wie ja in den allermeisten Fällen, nicht vorhanden, nach der des Einkommens abzustufen. Zu meiner großen Freude hat jetzt auch Ebermayer in seinem oben erwähnten Gutachten für den Deutschen Juristentag sich diesem Vorschlag angeschlossen. Man vermeide also im neuen Strafgesetzbuch jedes zahlenmäßige Maximum der Geldstrafe — der Höchstbetrag von 15000 Mark bei gewerbs- und gewohnheitsmäßigem Wucher, bei Beleidigung sind es nur 1500 Mark, ist viel zu gering — und bestimme einfach, die Geldstrafe kann (über die Höhe des Prozentsatzes ließe sich ja streiten) bis zu 20% des Vermögens und wo ein solches nicht vorhanden, des Einkommens betragen. Und dem Armen, der nicht zahlen kann, ermögliche man es, und wenn er sich nicht freiwillig dazu bereit findet, so zwinge man ihn dazu, seine Geldstrafe in öffentlichen Betrieben abzuarbeiten. Man gestatte auch dem ärmeren Verurteilten grundsätzlich, so wie es auch heute schon manche einsichtige Staatsanwälte handhaben, seine Strafe ratenweise je nach Fälligkeit seines Lohnes abzutragen.

Mit der Mehrheit der strafrechtlichen Schriftsteller möchte ich weiter die Ausdehnung des heute leider nur bei Jugendlichen zulässigen Verweises auf Übertretungen und leichtere Vergehungen auch von Erwachsenen empfehlen. So namentlich bei einfachem Hausfriedensbruch, Beleidigung harmloser Art, leichter Körperverletzung, Bedrohung und Sachbeschädigung erscheint er uns wahlweise durchaus am Platze. Er bewahrt den Verurteilten vor dem Gefängnis und ist doch bei nur etwas entwickeltem Ehrgefühl des Straffälligen durchaus imstande, wenn in würdiger Form und in öffentlicher Gerichtssitzung erteilt, empfindlich zu treffen.

Die oben erwähnten „Nebenstrafen“ könnten beibehalten werden; namentlich die Unterbringung der Gewerbedirnen und der wegen wiederholten Bettelns Bestraften in Arbeits- und Besserungshäusern hat sich bewährt. Freilich muß die Handhabung der „Polizeiaufsicht“ in einem ganz anderen Geiste erfolgen, als sie heute meistens geschieht. Sie muß möglichst diskret, vorsichtig und ganz unauffällig erfolgen, denn sonst schädigt sie den Erwerb und das Fortkommen des Entlassenen in der empfindlichsten Weise und schafft in der Arbeits- und

Verdienstlosigkeit unfehlbar wirkende Bedingungen für den Rückfall, man denke an den „Hauptmann von Köpenick" warnenden Angedenkens. Auch wäre es durchaus erwägenswert, die unmittelbare Aufsicht und Ausübung der Polizeiaufsicht anderen Personen als den untergeordneten und mitunter hierfür ganz ungeeigneten Polizeibeamten (Schutzleuten) zu übertragen, etwa Vorständen von Vereinen der Fürsorge für entlassene Sträflinge, Arbeitsämtern, Gewerkschaftsbeamten oder ähnlichen. Deren planmäßige Tätigkeit wird in erster Linie einsetzen müssen, um den Strafentlassenen der bürgerlichen Gesellschaft wieder zu gewinnen und ihn zu einer geordneten Beschäftigung zurückzuführen, ihm eine feste und dauernde Arbeitsgelegenheit zu verschaffen.

Ob die „Deportation", die ich an sich für ein ganz vorzügliches Strafmittel halte, nach dem ganzen Stande und namentlich nach dem Klima unserer Kolonien für Deutschland durchführbar ist und wie bejahendenfalls die Durchführung technisch zu gestalten sein würde, entzieht sich meiner Sachkenntnis und Beurteilung. Die große Mehrzahl der Schriftsteller, die sich mit der Frage befaßt haben, verneint die Möglichkeit der Durchführung.

Die Prügelstrafe kann als Strafmittel für ein modernes Strafgesetzbuch nicht in Betracht kommen. In der Strafrechtswissenschaft ist man sich über ihre Verwerflichkeit einig. Sie verstumpft und vertiert den Delinquenten, raubt ihm den letzten Rest seiner Menschenwürde und verroht ebenso den, der sie ausübt. Ihre Wiedereinführung würde zudem eine Standesjustiz der schlimmsten Art herbeiführen, denn es kann angenommen werden, daß sie doch nur bei den sogenannten „unteren Volksschichten" exekutiert werden würde. Auch würde ihr Vollzug je nach der Laune und den Körperkräften des Büttels, sowie nach der verschiedenen Widerstandsfähigkeit des Züchtlings höchst ungleichmäßig wirken und empfunden werden. Kaum selbst bei Erfindung einer Prügelmaschine würden sich diese Ungerechtigkeiten beim Vollzug ganz beseitigen lassen. Auch mögen sich die Anhänger der Prügelstrafe doch einmal die Frage vorlegen, weshalb sie im Mittelalter ebenso wie verstümmelnde Leibesstrafen jahrhundertelang mit der größten Grausamkeit und im weitesten Umfange ausgeübt nicht das Geringste zur Eindämmung der Verbrechen beigetragen hat? Im Gegenteil war bekanntlich am Ausgang des Mittelalters die Unsittlichkeit und Kriminalität in Deutschland ärger denn je zuvor.

Im Zusammenhang mit dem Strafensystem steht auch die Frage der „bedingten Verurteilung". Mit v. Liszt gebe ich ihr gegenüber der von manchen anderen lebhaft verteidigten „bedingten Begnadigung" entschieden den Vorzug. Nur sie gibt dadurch, daß die Entscheidung über die Aussetzung der Strafvollstreckung dem erkennenden Gerichte übertragen wird, das sich durch die Hauptverhandlung über die Vergangenheit, den Charakter und die Beweggründe des Täters ein genaues Urteil hat bilden können, die Gewähr dafür, daß nur rein sachliche und nicht etwa sonstige Gesichtspunkte, wie namentlich politische bei der Strafaussetzung den Ausschlag geben. Bei der Begnadigung aber, wie sie auf Grund der Vereinbarungen der deutschen Regierungen seit dem 1. Januar 1903 geregelt ist, liegt die Entscheidung über die Strafaussetzung lediglich bei den Justizverwaltungsbehörden. Diese bestimmen ganz nach freiem Ermessen, Rechtskontrollen irgendwelcher Art über ihre Verfahrensweise bestehen nicht. Der größte Vorzug der Verurteilung mit bedingter Strafvollstreckung liegt, um mit v. Liszt zu reden, darin, „daß dem Erstverurteilten eine Frist gewährt wird, ehe die Gesellschaft ihn preisgibt, noch

einmal sein Schicksal in seine Hand gelegt wird, damit er sich zu bewähren, sich zu retten in der Lage sei". Dieser von Liszt herrührende Gedanke der bedingten Verurteilung hat in England und seinen Kolonien, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in einer großen Zahl der Schweizer Kantone, in Frankreich und Belgien, in Portugal und Norwegen wie in den Niederlanden seine Verwirklichung gefunden, selbst die russische Regierung hat sich neuerdings für ihn ausgesprochen. So wird man nach alledem, ohne eines allzu großen Optimismus geziehen zu werden, doch noch die Hoffnung nicht aufzugeben brauchen, daß auch die deutschen Regierungen ihr endlich ein freundlicheres Gesicht als bisher zeigen möchten.

Eine besondere Behandlung im Strafrecht verdienen die sogenannten „Jugendlichen". Nur unvollkommen ist ihnen diese bisher zuteil geworden. Strafmündigkeit läßt unser Gesetz schon mit dem vollendeten zwölften Lebensjahre eintreten, wenn der Täter „die zu der Erkenntnis der Strafbarkeit seines Tuns erforderliche Einsicht besessen hat". Ist das der Fall, so wandert das 12½jährige Schulkind, das sich vielleicht ein Spielzeug im Werte von 10 Pfg. gestohlen hat, erbarmungslos in das Gefängnis, das erkennende Gericht kann gar nicht anders handeln. Nur zu leicht wird so das Kind dem Laster förmlich in die Arme getrieben, denn nicht mit Unrecht hat man manche Gefängnisse als wahre Hochschulen des Lasters bezeichnet. Überfüllt und in alten unzulänglichen Gebäuden untergebracht, wie heute noch leider viele unserer Gefängnisse sind, läßt sich nur schwer eine so dringend nötige völlige Trennung des jugendlichen von dem alten im Gefängnis oder gar Zuchthaus ergrauten Verbrecher durchführen. Nach Verbüßung seiner Strafe wird dann das Kind wieder der Schule zugeführt, unverbessert in vielen Fällen, ein Herd der Ansteckung für seine Schulgenossen. Was für eine große Gefahr die Kriminalität der Jugendlichen bedeutet, erhellt die eine Tatsache mit grauenerregender Deutlichkeit, daß in dem einen Jahre 1905 wegen Verbrechens und Vergehens gegen Reichsgesetze (die bloßen Übertretungen, wie Bettel u. dgl. m. und Vergehen gegen die sehr zahlreichen Landesstrafgesetze bleiben also ganz außer Ansatz) nicht weniger als 51 498 jugendliche Personen zwischen 12 und 18 Jahren bestraft wurden. Schulpflichtige Kinder gehören nicht in die Gefängnisse, sondern in die Fürsorgeerziehung. Deshalb ist es eine selbstverständliche und auch fast allgemein anerkannte, so u. a. von dem 27. deutschen Juristentag zu Innsbruck im Jahre 1904 mit großer Mehrheit vertretene Forderung: Erhöhung der Strafmündigkeit auf das vollendete 14. Lebensjahr. Ferner räume man in Zukunft dem Strafrichter die Befugnis ein, auch bei Vorhandensein der vollen Einsicht in die Strafbarkeit seines Tuns den Jugendlichen kriminell zu bestrafen oder ihn zur Fürsorgeerziehung zu überweisen. Denn wie oft strauchelt er, schon früh dem sittigenden und hemmenden Einfluß des Elternhauses entzogen, in sehr frühen Jahren durch gewerbliche Lohnarbeit relativ unabhängig geworden, durch böse Gesellschaft verführt; wie oft treiben ihn zerrüttete häusliche Verhältnisse, Trunksucht des Vaters oder Liederlichkeit der Mutter, Wohnungsnot und Schlafburschentum mit all ihren niedrigen, ekelhaften und entsittlichenden Begleiterscheinungen auf die Bahn des Lasters. Hier trägt Staat und bürgerliche Gesellschaft entschieden einen Teil der Schuld mit. Gerade im Kampfe gegen das jugendliche Verbrechertum kann das Strafrecht selbst nur sehr schwache Dienste leisten, den eigentlichen Quellen des Verbrechens kann es überhaupt nicht beikommen. Hat der Jugendliche einmal mit

dem Strafgesetzbuch Bekanntschaft gemacht, so schreite man, um hier ausnahmsweise auch die strafprozessuale Seite kurz zu berühren, so rasch als nur irgend möglich zur Hauptverhandlung, verschone den Jugendlichen vor der Untersuchungshaft, bilde zur Aburteilung besondere Jugendgerichtshöfe, aus dem erfahrensten Vormundschaftsrichter als Vorsitzenden, dem Hauptlehrer des Jugendlichen und einem sonstigen erfahrenen Kenner der Kindesseele. Man schließe weiter grundsätzlich in allen Fällen der Aburteilung von Jugendlichen die Öffentlichkeit aus. Jedes Aufsehenerregende und Sensationelle ist bei der Aburteilung der Jugendlichen auf das strengste zu vermeiden. Gute Anfänge in der Verwirklichung dieser Forderung bietet der unlängst in Frankfurt a. M. auf Veranlassung des dortigen Oberlandesgerichtspräsidenten errichtete Jugendgerichtshof.

Neben der Behandlung der Jugendlichen verdient noch ein besonderes Interesse die der Rückfälligen und der Gewohnheitsverbrecher. Der Rückfällige bildet das Gegenbild zum Gelegenheitsverbrecher, der einmal bei besonders günstiger Gelegenheit einem unwiderstehlich starken äußeren Anreiz zum Verbrechen unterliegt, man denke etwa an den Messerstecher aus Jähzorn, die Kindesmörderin und den Ehemann, der die Gattin beim Ehebruch in flagranti ertappt und sie samt dem Liebhaber niederschießt. Das Verbrechen bildet in seinem Leben eine einmalige Entgleisung, ein vorübergehendes Straucheln, eine bitter bereute Episode, der Kern seines sittlich intakten Wesens wird dadurch nicht berührt. Ganz anders der Rückfällige, bei ihm genügt oft nur ein äußerst geringfügiger äußerer Anlaß, um ihn von neuem ein Verbrechen begehen zu lassen. Falsch wäre es, die Rückfälligen als eine einheitliche, in sich geschlossene Kategorie von Verbrechern anzusehen. Sie setzen sich zusammen aus verhältnismäßig harmlosen Naturen, die oft nur bittre Not zum Rückfall treibt, wie aus dem unverbesserlichen gewerbs- oder gewohnheitsmäßigen Verbrecher. Bei diesen sind alle der Begehung des Deliktes entgegenstehenden sittlichen, sozialen und religiösen Vorstellungsreihen niedergerissen, die Begehung von Verbrechen dient zur Gewinnung des Lebensunterhalts, das durch die verbrecherische Tätigkeit Gewonnene wird als regelrechter und normaler Arbeitsverdienst betrachtet. Eine stark antisoziale und allgemein rechtsverachtende Gesinnung kennzeichnet diese Elemente. Eine heftige Intensität des verbrecherischen Willens schlummert in ihnen, die sich leicht nur zu oft bei einem ganz geringfügigen Anlaß in der gemeingefährlichsten Weise entlädt. In der Behandlung dieser Schädlinge versagt unser geltendes Strafrecht vollkommen. In ganz widersinniger Weise behandelt es den Rückfall nicht als allgemeinen Strafschärfungsgrund, sondern beschränkt ihn auf Raub, Diebstahl, Betrug und Hehlerei. Wer also aus eingewurzeltem verbrecherischen Hange auch noch so viele Unterschlagungen begeht, wird an sich nicht härter bestraft als der Anfänger in dieser edlen Kunst, wer dagegen zum dritten Male, sei es auch nur eine Kleinigkeit, stiehlt, der hat das Zuchthaus verwirkt und nur bei Annahme mildernder Umstände, deren Zuerkennung ganz in das Belieben des Gerichtes gestellt ist, kommt er mit einer Mindeststrafe von 3 Monaten Gefängnis davon. Und dabei bedenke man, wie schwierig oft die begriffliche Scheidung zwischen Diebstahl und Unterschlagung sich darstellt und von welchen subjektiven Ansichten und Stimmungen mitunter bei der Beratung und Abstimmung des Gerichts das Schicksal des Angeklagten abhängt. Man führe also im neuen Strafgesetzbuch ganz allgemein den Rückfall als Strafschärfungsgrund ein. Denn den eigentlichen und rich-

tigen Maßstab für die Schwere der verwirkten Strafe muß in Zukunft nicht der oft nur rein zufällige Umfang des Erfolges, der Schaden abgeben, sondern die gemeingefährliche, rechtsverachtende Gesinnung des Täters. Beim einfach Rückfälligen erscheint deshalb eine Erhöhung der Strafe bis zum Doppelten der für die einfache Begehung angedrohten Höchststrafe, beim gewerbs- oder gewohnheitsmäßigen Verbrecher bis zum Dreifachen durchaus angezeigt. Jedoch wäre zur Vermeidung von sonst eintretenden großen Härten die Bestimmung in das Gesetz aufzunehmen, daß dann, wenn das Delikt in und aus echter Not begangen wurde, — die arme Mutter stiehlt zum wiederholten Male Gelder, um den Kindern davon Lebens- und Unterhaltsmittel zu beschaffen — die gewöhnliche Bestrafung einzutreten hätte. Überhaupt muß im Strafgesetzbuch der Zukunft die Begehung eines Deliktes im Falle der echten Not stets einen besonderen Strafmilderungsgrund abgeben.

Einer besonderen Fürsorge bedürfen die Heimatlosen auf der Landstraße, die in einer wahren Riesenarmee von mehr als zwei Millionen Köpfen fechtend auf der Walze herumziehen und die Reservearmee, sowie das stets zum Überlaufen volle Rekrutierungsbecken des Verbrechens bilden. Ein dichtes Netz von Arbeiterkolonien, viel engmaschiger als bisher, muß zu ihrer Aufnahme ganz Deutschland überziehen. Wer die ihm hier angebotene Arbeit grundlos ablehnt, wäre ohne weiteres als strafbar in einem Arbeitshause unterzubringen.

Nun die speziellen Delikte. Hier tritt besonders in die Erscheinung, wie sehr unser heutiges Strafgesetzbuch an einer übertriebenen Wertschätzung und Beschützung der materiellen Güter krankt; das Vermögen steht ihm höher als die ideellen Güter, als Unversehrtheit der Ehre, Gesundheit und Willensentschließung. Während der Diebstahl, auch in der größten Notlage ausgeführt, heute stets nur mit Gefängnis bestraft werden kann, ist die Körperverletzung, bei Zubilligung mildernder Umstände selbst die gefährliche, etwa mit einem Stock oder Bierseidel zugefügte, wahlweise mit Gefängnis oder mit Geldstrafe (im Minimum 3 Mk.) bedroht. Während die versuchte Körperverletzung, auch die gefährliche wie z. B. das Zücken eines Dolchmessers auf einen Angefallenen, stets straflos bleibt, ist der versuchte Diebstahl stets und zwar mit Gefängnis zu bestrafen. Während der § 240 des Str.-G.-B., der die freie menschliche Willensbetätigung zu schützen bezweckt, die widerrechtliche Nötigung zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung mit Gewalt oder Bedrohung mit Gefängnis bis zu einem Jahre oder mit einer Geldstrafe von höchstens 600 Mark bestraft, sieht § 253 Str.-G.-B. für die gewaltsame rechtswidrige Verschaffung eines Vermögensvorteils (Erpressung) Gefängnis bis zu 5 Jahren vor. Noch eine weitere Gegenüberstellung diene als Beleg für diesen kapitalistischen, man kann sagen materialistischen Geist unseres jetzigen Strafrechts. Bestraft § 242 Str.-G.-B. den einfachen Diebstahl mit Gefängnis bis zu 5 Jahren, so erblickt der Gesetzgeber im § 185 für die Beleidigung in einer Geldstrafe bis zu 600 Mark oder Gefängnis bis zu einem Jahre eine ausreichende Sühne. Mit Recht erklärt der bekannte Berliner Strafrechtslehrer Professor Kahl in seinem vortrefflichen Vortrag auf dem 13. Evangelisch-sozialen Kongreß 1903 in Darmstadt die Ehre für das vom heutigen Strafgesetzbuch so ziemlich am geringsten bewertete Rechtsgut. Hier muß unbedingt Wandel geschaffen werden, viel härtere Strafen müssen in Zukunft für den Beleidiger, insbesondere aber für den frivolen Verleumder vorgesehen werden. Nur dann wird es möglich sein, das Standesdelikt des Zweikampfes, wenn auch nicht

völlig zu beseitigen — so optimistisch denke ich nicht — (Wir aber! D. T.), so doch nicht unwesentlich einzudämmen. Die ernsteste Erwägung verdiente es, ob nicht für den Zweikampf überhaupt die ihn privilegierenden ehrenvollen Festungsstrafen in Zukunft ganz allgemein wegfallen müssen und durch die Normen über gemeine Tötung und Körperverletzung zu ersetzen sein werden. (Dies Ausnahmegesetz für gewisse „gebildete“ Klassen dürfte nicht einmal von den Anhängern des Duellunfugs vertreten werden. Wer um seiner „Ehre“ willen glaubt töten oder morden zu müssen, soll auch die Strafe auf sich zu nehmen den Mut haben. D. T.) Unbedingt aber muß das für denjenigen Duellanten gelten, der durch sein eigenes ehrenrühriges Verhalten, z. B. Ehebruch, schuldhaft den anderen Teil zum Zweikampf gereizt hat und sich so „ehrlich“ (!?) schießen wollte.

Einer Ausdehnung und Ausgestaltung bedürfen auch die Bestimmungen über den „Mundraub“, welche die Entwendung von Nahrungs- oder Genußmitteln von unbedeutendem Werte oder in geringer Menge auch aus einem Gebäude oder sonst umschlossenen Raume durch Einsteigen oder Erbrechen von Behältnissen nicht als Diebstahl, sondern als bloße Übertretung mit Haft oder Geldstrafe bis zu 150 Mark ahnden. Danach erhält die Mutter, die für sich und ihre Kinder zur Stillung des Hungers oder Durstes Brot, Kaffee, Bier oder auch Wein entwendet, die milde Strafe für Mundraub, vergreift sie sich an Kohlen, um im Winter die kalte Stube zu heizen, oder an Kleidungsstücken, um ihre Blöße zu decken, so wird sie wegen gemeinen Diebstahls mit Gefängnis, im zweiten Rückfall mit einem Jahr Zuchthaus und nur bei Zubilligung mildernder Umstände mit einer Mindeststrafe von 3 Monaten Gefängnis bestraft. „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage.“ Logik wie Gerechtigkeit erfordern gleich gebieterisch die Ausdehnung der privilegierenden Strafbestimmungen über den Mundraub auf Entwendung von Feuerungsmaterialien, Bekleidungsgegenständen und Arzneimitteln.

Wir sehen: die Reform des Strafrechts ist eine dringende und nicht länger aufschiebbare Notwendigkeit. Aber der Einfluß des Strafrechts auf die Bekämpfung des Verbrechens ist nur gering im Verhältnis zur Sozialpolitik. Mehr oder weniger kann es nur repressiv wirken, die sozialen Keime des Verbrechens vermag es nicht zu ersticken, und die Wälle, die es in eigener Arbeit, auf sich selbst angewiesen, aufwirft, können nur schwach den trüben Fluten des Verbrechens wehren. Es gilt das Übel an der Wurzel zu fassen, und das vermag durchgreifend nur die Sozialpolitik und die Hebung und Stärkung des sittlichen Empfindens der weitesten Volkskreise. Eine gesunde, wahrhaft volkstümliche und arbeiterfreundliche Sozialpolitik, gesunde, billige Wohnungen, im Notfalle in städtischer Regie aufgeführt und auf Erbbaurecht vergeben, eine tiefgreifende und großzügige Bodenreformpolitik von Staat und Gemeinde, wohlfeile Getreide- und Fleischpreise, Sicherheit und Stetigkeit der Arbeitsverhältnisse verbunden mit auskömmlichen Löhnen, sind bessere Waffen zur Bekämpfung des Verbrechens als das schönste und trefflichste Strafgesetzbuch. So mündet die Frage der Reform des Strafrechts und der besten Bekämpfung des Verbrechens letzten Endes aus in die Forderung einer guten und anhaltenden, zielbewußten Sozialpolitik. Eine gute Sozialpolitik ist die beste Kriminalpolitik, denn das Verbrechen ist schließlich doch eine sozialpathologische und nicht eine individuelle Erscheinung. Dr. jur. Bovensiepen



Die Ausdehnung des Vogelschutzes

Zweifellos würden sich die zahllosen Insektenarten, die unserm Getreide, unsern Obst- und Waldbäumen gefährlich werden, in einer für die menschliche Ernährung bedrohlichen Weise vermehren, wenn ihnen nicht von den hundertundfünfzig bei uns brütenden Singvögelarten unermüdlich nachgestellt würde. Ja, ohne Übertreibung kann man sagen, daß der Mensch der gemäßigten Zone Hunger leiden müßte, wenn ihm nicht die Insektenfresser unter den Vögeln zu Hilfe kämen. Trotzdem hat es erschreckend lange gedauert, bis aus der Erkenntnis der Notwendigkeit eines energischen Vogelschutzes der Wille sich emporrang. Jedenfalls so lange, daß inzwischen eine sehr fühlbare Abnahme der meisten Vogelarten eintreten konnte.

Über die wichtigsten Ursachen war man sich in der Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts noch nicht völlig klar. Hieß es doch in einem Gutachten der Deutschen Allgemeinen Ornithologischen Gesellschaft, daß eine Abnahme nützlicher Vögel, wo solche sicher erwiesen sei, nicht durch vermehrte Nachstellung seitens der Menschen, sondern nur durch Maßnahmen der Land- und Forstwirtschaft bedingt sei. Heute urteilen wir anders. Wir wissen, daß die Wirkungen sich summieren und daß die fürchterlichen Nachstellungen, denen unsere Singvögel während des Winteraufenthalts in südlichen Ländern ausgesetzt sind, sehr schwer ins Gewicht fallen. Anhaltspunkte für eine sichere Schätzung der Vogelmengen, die im Süden Europas alljährlich vernichtet werden, sind nicht vorhanden. Man wird aber wohl wenig von der Wirklichkeit abirren, wenn man an eine siebenstellige Zahl denkt. Nun muß man weiter rechnen: wenn tausend Paar einer einzigen Art nicht in das Gebiet zurückkehren, das sie im Sommer bei uns bewohnen, dann fehlt schon im Herbst die vier- bis fünffache Zahl.

Aber auch in deutschen Landen werden nach ziemlich sicherer Schätzung jährlich etwa drei- bis vierhunderttausend Singvögel mit Leimruten und Netzen gefangen. Das bedeutet schon allein eine recht fühlbare Verminderung unserer gefiederten Bundesgenossen, abgesehen von den scheußlichen Grausamkeiten, die dabei ausgeübt wurden. Man wollte doch nur die Männchen ihres Gesanges wegen fangen und konnte es nicht verhindern, daß ebensoviel oder noch mehr Weibchen auf die Leimruten gingen. Sie wurden einfach fortgeworfen und hilflos dem Hungertode preisgegeben, wenn nicht ein Raubtier sie von ihren Leiden erlöste.

Schon 1895 wurden zwar auf einer internationalen Konferenz in Paris allgemeine Grundsätze für einen gemeinsamen Vogelschutz aufgestellt und 1902 durch die Pariser Konvention festgelegt. Aber man kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß sie völlig ergebnislos geblieben ist. Selbst in Deutschland hat es noch sechs Jahre gedauert, bis die Verbote erlassen wurden, die wir sehnsüchtig von unsern Nachbarn erwarteten. Ebenso hat sich in Frankreich bis auf den heutigen Tag nicht das geringste geändert. Die französischen Landleute wetteifern im Herbst mit den massenhaft aufs Land strömenden Städtern im Fang der Zugvögel. Und wer nicht gar zu faul ist, legt sich noch für den Winter einen großen Steintopf der gerupften und sauber gereinigten Vögelchen als Vorrat ein. Am traurigsten ist es, daß Italien der Pariser Konvention nicht beigetreten ist. Traurig genug schon, daß der Vogelfang für

Italien eine wirtschaftliche Notwendigkeit ist. Von der Armut der italienischen Landbevölkerung macht man sich bei uns gewöhnlich keinen rechten Begriff. Die Krankheiten, die auf ungenügender Ernährung beruhen, hören dort in manchen Gegenden nie auf. Und dieser Zustand würde durch eine völlige Unterdrückung des Vogelfangs sicher noch eine Verschärfung erfahren.

Das kann uns aber nicht abhalten, von unserm Bundesgenossen den Beitritt zur Pariser Konvention und die Beseitigung des Vogelmordes dennoch mit allem Nachdruck zu verlangen. Das Bündnis mit Italien hat für uns wahrlich nur sehr geringen Wert, dagegen für Italien nicht nur eine politische, sondern auch eine so hohe wirtschaftliche Bedeutung, daß die leitenden Staatsmänner trotz entgegengesetzter Neigungen an dem Bündnis festhalten. Das gibt uns doch wohl das Recht, in einer so wichtigen Frage, wie es der Vogelschutz nun einmal ist, von unserm Bundesgenossen die Berücksichtigung unserer Forderungen zu verlangen. Bisher indes verlautet noch nichts, daß von Deutschland nach dieser Richtung Schritte unternommen worden sind. Wir möchten sie ganz energisch befürworten. Wir haben jetzt, nachdem der Reichstag ein durchgreifendes Vogelschutzgesetz beschlossen, auch ein moralisches Recht dazu.

Das neue Gesetz erstreckt sich auf das Verbot aller Arten des Vogelfangs mittels Vogelleim oder Schlinge und wird wirksam durch Bestimmungen ergänzt, die für die Zeit vom 1. März bis zum 1. Oktober den Verkauf lebender und toter Vögel, ja sogar die Ein- und Durchfuhr der unter Schutz gestellten Vögel untersagen. Für die wenigen Insektenfresser, die im Winter bei uns bleiben, für Meisen, Kleiber und Baumläufer ist der Schutz auf das ganze Jahr ausgedehnt. Zu billigen ist es auch, daß der Handel mit lebenden Vögeln dem § 35, Abs. 2 der Gewerbeordnung eingereiht werden soll, damit unzuverlässigen Händlern der Gewerbebetrieb gänzlich untersagt werden kann.

Wie steht es nun des ferneren mit der von der Ornithologischen Gesellschaft aufgestellten Behauptung, daß Maßnahmen der Land- und Forstwirtschaft am meisten auf die Abnahme unserer Singvögel eingewirkt haben? Die Landwirtschaft wird ja dazu gedrängt, im Interesse der Volksernährung jedes Stückchen Erdboden auszunutzen. In diesem Bestreben ist sie aber zu weit gegangen, indem sie alle Feldgebüsche, alle Hecken an den Ackerrainen beseitigte. Das Feld ist allerdings „klar“ geworden, aber nicht mit Unrecht hat man dafür den Ausdruck Kultursteppe gefunden, denn sie wirkt tatsächlich auf die Verminderung der Vogelarten wie die baum- und wasserlose Steppe.

Mit den Gebüschen und Hecken verschwinden die Grasmücken, Rotkehlchen, Goldhähnchen, Hänflinge, Goldammern usw. Manche Arten haben dem undankbaren Lande den Rücken gekehrt und sich den Gärten der Großstädte zugewandt, wie die gepflegten Anlagen in den Großstädten und Badeorten beweisen, bei denen eine sehr erfreuliche Zunahme aller Vogelarten festgestellt ist. Dort kann man auch beobachten, wie dankbar die Vögel für menschliche Fürsorge sind, indem sie alle Scheu vor dem Menschen ablegen.

Glücklicherweise hat die Landwirtschaft den Irrweg bereits erkannt und sich davon abgewandt. Diese erfreuliche Wandlung haben wir ohne Zweifel dem Weidwerk zu verdanken, das bei seiner großen wirtschaftlichen Bedeutung von den Landwirten die Berücksichtigung seiner Interessen verlangt und erzwungen hat. Sie gehen dahin, daß dem Niederwild nicht nur Futterstellen, sondern auch Zufluchtsstätten geschaffen werden müssen. Das von einem Raubvogel bedrohte Rebhuhn, der von Krähen verfolgte Hase

kann sich nur dann retten, wenn er in einer dichten Hecke Zuflucht findet. Die für diesen Zweck angelegten Dornhecken, die Anpflanzung von Obstwildlingen bieten auch dem Singvogel wieder Nistgelegenheit und Unterschlupf.

Genau so schädlich hat in den Forsten die Ausrottung aller hohlen Bäume gewirkt. Man begreift eigentlich nicht, wozu das geschehen ist. Die Bäume standen doch keinem im Wege, und die Gefahr, daß sie Brutstätten schädlicher Insekten bildeten, war wirklich verschwindend klein. Trotzdem geht die Forstwirtschaft unentwegt in dieser Richtung vorwärts. Sie hat mit großen Kosten seit etwa zehn Jahren alle von einem Schwamm befallenen Bäume mit weißen Ringen kennzeichnen lassen, um sie nach und nach niederzuschlagen. Es sind wohlberechtigte Zweifel vorhanden, daß auf diese Weise die von der Natur beschlossene Lehnsgemeinschaft zwischen Pilz und Baum beseitigt werden kann. Der Halimasch, ein gelbrötlicher Pilz, den man für den größten Störenfried hält, existiert jedenfalls schon so lange wie der Wald, und er wird nach wie vor Bäume finden, auf denen er sich ansiedeln kann; es stehen ja ihrer genug in deutschen Forsten. Man kann also die Maßregel der Baumausmerzung ruhig als verfehlt bezeichnen! Sie wird nur den einen Erfolg haben, daß die Höhlenbrüter, wie Spechte und Meisen, völlig aus dem deutschen Walde verschwinden. Doch nein! Die Forstverwaltung läßt es sich ja etwas kosten, künstliche Nistkästen in den Wäldern aufzuhängen. Muß man da nicht bitter werden? Man raubt tausend nützlichen Vögeln die natürliche Nistgelegenheit, um einem Dutzend einen künstlichen Notbehelf zu bieten!

Noch schlimmer hat die einseitige Richtung unserer Forstwirtschaft gewirkt, die das Laubholz verdrängte, um es durch den schneller wachsenden Nadelwald zu ersetzen. Das bedeutet die Verdrängung vieler nützlicher Vogelarten, die im Nadelwald weder eine Nistgelegenheit noch ausreichende Nahrung finden. Kiefernwälder mit dichtem Unterholz sind äußerst selten zu finden. Es wird ja von der Forstverwaltung nicht geduldet! Aber die Natur hat sich schon gerächt. Die Kiefernraupe und die Nonne haben seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den deutschen Forsten ganz entsetzliche Verwüstungen angerichtet, denen gegenüber der Mensch völlig machtlos bleibt. Diese schmerzlichen Erfahrungen haben es schließlich zuwege gebracht, daß die Forstwirtschaft von der Schaffung reiner Nadelbestände abzugehen beginnt und zu den gemischten Beständen zurückkehrt, wie sie der Schöpfer hat entstehen lassen.

Die wichtigste Bestimmung des neuen Vogelgesetzes ist das Verbot des Krammetsvogelfangs. Es war nicht in dem Entwurf der Reichsregierung enthalten. Der Reichstag hat es mit ziemlich geringer Majorität in das Gesetz eingefügt. Dabei konnte man die merkwürdige Beobachtung machen, daß politische Gesinnungsgenossen über diese Frage in heftigen Zwiespalt gerieten. Die einen vertraten einen nüchtern praktischen Standpunkt, meinten, die Vögel seien nicht selbst Zweck, es sei vielmehr die Frage zu stellen, ob der Nachteil ihrer Tötung den Vorteil ihrer Nutzung übertrifft. Das müsse entschieden verneint werden, weil weder Italien noch die nördlichen Küstenländer Afrikas der Vogelschutzkonvention beigetreten sind. Was wir nicht wegfingen, käme somit nur diesen Staaten zugute. Ja es wurde sogar das geforderte Verbot für eine unberechtigte Sentimentalität erklärt. Die Mehrheit vertrat zum Glück einen anderen Standpunkt: Erstens ermangeln wir der moralischen Berechtigung, von unsern südlichen Nachbarn Vogelschutz zu verlangen, wenn wir die aus dem Norden bei uns durchziehenden Krammetsvögel hinmorden. Zweitens

werden neben den Krammetsvögeln sieben bis acht Arten von Singvögeln mitgefangen. Im Westen namentlich bestand der Fang, wie aus genauen Aufzeichnungen zu erweisen ist, meistens zu zwei Dritteln aus Singdrosseln, die wir zu den nützlichsten aller Vögel rechnen müssen.

Und schließlich ist der Widerwille gegen die Anwendung der Schlinge zum Fang von Vögeln keine übertriebene Sentimentalität. Da ich von meiner Kindheit an einen Dohnenstrich von zwei deutschen Meilen Länge täglich durchlaufen bin, so darf ich mir wohl ein Urteil darüber erlauben. Der halbrunde Bügel, der mit beiden Enden fest in einen Baumstamm eingefügt ist, erwies sich zwar als wenig grausam. Er schließt es meistens aus, daß die Vögel sich an einem Ständer oder Flügel fangen und stundenlang in gräßlichen Qualen abzappeln. Trotzdem kam es häufig genug vor: ich schätze, daß von hundert Vögeln etwa zwei sich in dieser unglücklichen Weise fingen. Viel schlimmer dagegen sind die dreieckigen Bügel, die mit einem Ende in den Stamm gebohrt werden, und am allerschlimmsten die freihängenden. Sie werden von dem Vogel beim Aufflattern mitgerissen und ziehen ihn zur Erde, wo dann ein Zerren und Quälen beginnt, das manchmal erst nach Stunden endigt.

Das Gesetz enthält leider noch eine sehr bedauerliche Lücke, weil es die Einfuhr toter Vögel aus dem Auslande nach dem 1. Oktober nicht untersagt. Das ist eine ganz unverständliche Rücksichtnahme auf den Gaumenkitzel derjenigen Leute, die sich den Leckerbissen eines Krammetsvogels nicht versagen wollen. Denn als Nahrungsmittel kommt doch solch eine kleine Vogelleiche nicht in Betracht. Die Folge wird aber sein, daß wir den südlichen und westlichen Nachbarn erhöhten Anreiz zum Drosselfang schaffen, wenn sie die Vögel zu schweren Preisen in Deutschland verkaufen können. Es ist deshalb allen Ernstes zu verlangen, daß diese Lücke sobald wie möglich ausgefüllt wird.

Immerhin bedeutet das neugeschaffene Vogelschutzgesetz einen wesentlichen Fortschritt, einen Merkstein der Kultur, den sich die deutsche Bildung gesetzt hat.

Dr. Fritz Skowronnek



Deutsche Lehrerversammlungen

Kein Geringerer als der Finanzminister Miquel hat darauf hingewiesen, der Deutsche Lehrerverein sei das bewundernswerte Muster einer Beamtenorganisation, das im höchsten Grade vorbildlich sei. Aber so sehr sich andere Beamtenkategorien auch bemüht haben, es dieser Organisation gleichzutun, so blieben ihre Bemühungen doch mehr ein bloßes Nachahmen der äußeren Formen. Gewiß sind sie von großem Werte, doch umfassen sie nicht das Wesen der ganzen Organisation. Es ist eben der Geist, der sich den Körper baut. Und dieser Geist der deutschen Lehrerschaft ist ein ganz eigenartiger. Er ist nicht etwa mit gewaltigem Pfingstbrausen über die Lehrerwelt gekommen; er ist nicht ein Ausfluß moderner Zeitströmungen: schon in Pestalozzis Tagen lebte er in der Brust des einzelnen deutschen Schulmeisters und hat ihn getragen in seinem Tun und ihn vorwärts getrieben und aufwärts. Woher kam dieser Geist, der den Dorf- und Stadtschulmeister schon vor hundert Jahren gegen den Stachel der geistlichen Schulaufsicht löcken ließ? Waren es Standeseinflüsse? Waren es die besonderen schulpolitischen Ver-

hältnisse, von denen die Lehrerschaft stets umgeben gewesen ist? Es muß wohl sein. Wer in der Geschichte der Pädagogik blättert, der wird finden, daß die Lehrerschaft in ihrem Handeln und Verhalten von viererlei getragen war: von hohem Idealismus, von scharf ausgeprägtem Berufsbewußtsein, von Haß gegen die Institution der geistlichen Schulaufsicht und von der bleichen Sorge um des Leibes Nahrung und Notdurft.

Diese Dinge, die das Herz des einzelnen bewegten und auch heute noch bewegen, sind mit der Zeit zu Standesfragen geworden. Das Berufsbewußtsein des einzelnen hat sich zum Standesbewußtsein fortentwickelt, und heute umfaßt der Deutsche Lehrerverein ein einig Volk von 120 000 Brüdern! Welch ein Werden und Wachsen! Es war leicht und schwer zugleich, den breitkronigen Baum zu dieser Entfaltung zu bringen. Leicht war es insofern, als, wie wir eben gesehen haben, alle Grundbedingungen zu einer großzügigen Organisation gegeben waren; schwer war es insofern, als es nach dem bekannten Sprichwort nur selten gelingt, ein Dutzend, geschweige denn 120 000 Erzieher unter einen Hut zu bringen. Nun, es ist gelungen! Pestalozzi, Wander, Harnisch, Diesterweg, Jahn, Landfermann, Lüben, Harms, Falk, Bosse, Horn und andere haben das Feuer gemeinsamer Begeisterung gehütet und genährt, jeder in seiner Art und nach seiner Überzeugung. Vor allem aber denke ich dabei an den großen, bescheidenen Clausnitzer, den Bismarck der Lehrerorganisation in ihrer jetzigen Gestalt. Nur einem Vollblutpestalozzianer und einem organisatorischen Genie konnte ein solcher Wurf gelingen.

Welche Verschiedenheiten diese Führer der deutschen Lehrer auch aufweisen — ein Merkmal ist ihnen allen gemein: die amtliche Welt hat ihnen diese Lehrerfreundlichkeit schwer vergolten. Sogar über die Minister Falk und Bosse hat sich das Füllhorn der Intrigen, Verkennungen und Verleumdungen reichlich ergossen. Von Bosse erzählt man sich in eingeweihten Kreisen, daß man ihm seine intime Stellung zu den Lehrern schwer verdacht hat, und sein Nachfolger war so ausgewählt, daß von ihm ähnliches nicht brauchte befürchtet zu werden. Wenn es nun zutreffend ist, daß ein Freund der Lehrer im allgemeinen kein Begnadeter der Regierungswelt ist, so dürfte dieser Umstand mehr als alles andere ein sprechender Beweis sein für das Vorhandensein tiefgehender Differenzen zwischen den Gefühlen, Anschauungen und Zielen der Lehrerschaft und ihrer niederen und höchsten Vorgesetzten. Worin liegt diese Erscheinung begründet? In mancherlei! Die Schicksale des Lehrerstandes waren mit denen der Volksschule von jeher aufs engste verknüpft. Zur Ehre der Lehrer muß gesagt werden, daß sie es nicht anders wollen. Hebung der Volksschule durch Hebung des Lehrerstandes! lautet einer der obersten programmatischen Grundsätze des Deutschen Lehrervereins. Welches Ansehen nun die Volksschule in den Kreisen der Machthaber genießt, weiß jeder Staatsbürger. Die hohen Behörden sind für sich selbst fast durchgehends nur amtlich oder offiziell fromm. Persönlich steht man den religiösen Dingen so fern wie nur möglich. Aber man muß „vorbildlich“ wirken, wenn es das Volk betrifft. Unter sich macht man sich weidlich lustig über Dogmen und sonstige kirchliche Dinge. Aber was sollte aus der Plebs werden, wenn ihr nicht die Religion erhalten würde! Man „macht“ deshalb in diesem Fach und ist lieber ein unaufrichtiger Heuchler als ein ehrlicher Dissident. Staatsreligion! Dieses Ungeheuer grassiert nicht bloß in unseren Regierungskreisen, sondern es hat auch die schulpolitische Tätigkeit des Kulturblocks vergiftet. Ob deutschkonser-

vativ, freikonservativ, nationalliberal, antisemitisch oder agrarisch — man zog an demselben Strick, als es galt, die Konfessionsschule gesetzlich festzulegen. Diese Junker, Industriemagnaten, Kommerzienräte, Professoren und sonstigen Geisteshelden lesen vielleicht in keiner Bibel, singen aus keinem Gesangbuch, schicken ihre eigene Jugend in die simultanen höheren Schulen; aber sobald es sich um das „Volk“ handelt, macht man ihm zuliebe in elendester Schulverpfaffung. Und das ist es, was die deutsche Lehrerschaft immer wieder empört und was die Wogen so mancher Lehrerversammlung hoch gehen ließ. Mit Herzen, Mund und Händen sträuben sich die Lehrer gegen die Zumutung, die Religion zum Polizeibüttel zu erniedrigen und sich so zu Handlangern derer zu machen, die durch Verquickung religiöser und politischer Dinge unser Vaterland einem Zustand der Verrottung entgegenführen. Dieser Protest der Lehrerversammlung fällt den Gebietern schwer auf die Seele. Um sich reinzuwaschen, bleibt ihnen kein Mittel als das, die religiöse und politische Gesinnung der Jugenderzieher jedesmal zu verdächtigen. Ich bin weit davon entfernt, den Lehrerstand mit besonderer Engelhaftigkeit umkleiden zu wollen. Es soll sogar zugestanden werden, daß viele Lehrer an ihrem religiösen Glauben gänzlich Schiffbruch gelitten haben. Aber was trägt daran die Hauptschuld? Ist es nicht die aller Pädagogik und aller Menschenwürde hohnsprechende Erziehung der zukünftigen Lehrer in der Moderluft der Seminarklöster? Ist es nicht die durch und durch verlogene Art der Religionsmethode, die viel zu niedrig steht, als daß man sie für pietistisch oder orthodox ausgeben könnte? O diese Seminarien! Diese theologischen Ableger einer charakterlosen Staatsreligion! Will man sich wundern, wenn sich der blutjunge Lehrer sofort nach seiner Entlassung im Übermaß des Ekels dem Radikalsten unter den Radikalen in die Arme wirft und nun alle Sterne erlöschen sieht! Andererseits sind es nicht minder die religiösen Lehrer, die auf den Lehrerversammlungen die Zumutung zurückweisen, ihr Heiligstes aus politischen Gründen zu profanieren.

Der moderne Lehrerstand hat keine geschichtliche Vergangenheit, keine aus alten Jahrhunderten überkommene Tradition. Darin liegt eine Gefahr insofern, als dieser Stand nicht in der Lage ist, seine Ziele und Forderungen in das Licht historischer Vergleiche und Prüfungen zu rücken. Es liegt jedoch darin auch ein Vorteil. Wohin ein zu starkes Betonen von Traditionen führt, lehrt die Entwicklung der innerpolitischen Verhältnisse Preußens. Ohne die nötigen Familien- und Standestraditionen ist hier nichts zu machen. Wo keine Gegenwart war, hat man von jeher die Vergangenheit stark hervorgehoben. Das kennt der Lehrerstand nicht. Er hat keine Ahnengalerie; er trägt seine Ahnen in seiner Brust. Daher auch die freie politische Stellung der Lehrer. Die Zukunft ist ihnen alles. Es mußte unschwer gelingen, einen Monarchen wie Kaiser Wilhelm II. gegen einen solchen Stand einzunehmen. Unter dem Kronprinzen und nachmaligen Kaiser Friedrich war es anders. Er hatte enge Fühlung mit der Lehrerschaft, wußte ihre Grundsätze und Bestrebungen zu würdigen und zählte die Lehrer bei feierlichen Empfängen auch dann zu den „Spitzen“, wenn man sie in den Hintergrund plaziert hatte. Sein Sohn beachtet sie in keiner Weise. Als „Vertreter der Schule“ fungieren bei Empfängen Schulräte und Kreisschulinspektoren, und auch sie zeichnet Jupiters Huld selten oder nie aus. Kaiser Wilhelm führt das kaiserliche und königliche Zepter nunmehr seit 20 Jahren. Er hat aber in dieser langen Zeit nie ein anerkennendes Wort für die Volksschule und ihre Lehrer ausgesprochen, auch nicht im Jahre

1902, wo man auf zwei Jahrhunderte preußischen Königtums zurückblickte. Was wäre Preußen ohne die Volksschule Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen? Nichts! Sie sahen in der Volksschule das schönste Kleinod ihrer Krone. Friedrich Wilhelm I. war nicht minder Schul- als Soldatenkönig, und Friedrichs des Großen pädagogische Schriften sind noch heute eine Fundgrube für jeden Erzieher. Im Zeitalter des Schulunterhaltungsgesetzes ist es anders geworden. Der große Haufe dessen, was sich aristokratisch und akademisch nennt, sieht in der näheren Berührung mit dem „Volk" und mit seiner Schule eine Verunreinigung. So ist es natürlich nur in Preußen. Welcher Art sein Liberalismus vielfach ist, erkennt man an dem Gebaren der gebildeten Liberalen gegenüber der Forderung einer allgemeinen Volksschule. Man weigert sich, die eigenen Kinder für die ersten Schuljahre in ihr unterzubringen! Papier- und Dekorationsliberalismus! Sollte nicht ein Kaiser mit allen Machtmitteln die allgemeine Volksschule begünstigen? Statt dessen diese Nichtachtung!

Und dann die kaiserlichen Antworttelegramme auf den Gruß und das Gelöbnis der Lehrerversammlungen! Sie repräsentieren über 100000 Volksschullehrer, die es wohl zu beanspruchen hätten, eines vom Monarchen persönlich abgefaßten Telegramms gewürdigt zu werden. Statt dessen antwortet das Zivilkabinett! Und wie ist die Antwort beschaffen? Geradezu beleidigend in der Form. Man merkt es ihr an, daß man geschwiegen hätte, wenn es mit den Gepflogenheiten irgendwie zu vereinbaren gewesen wäre. Wie anders sind die persönlichen Telegramme an Regimenter, Offiziere, Schiffahrtsgesellschaften, Großindustrielle, Automobilklubs, Flottenvereine und Katholikenversammlungen gehalten! Also auch hier wieder Nichtachtung! Bismarck handelte einsichtsvoller! Er dankte dem preußischen Schulmeister, der den Sieg von Königgrätz ermöglicht hatte, im Jahre 1871 als dem Glied eines Standes, „der an unseren gemeinsamen Erfolgen so hervorragenden Anteil und an den Dank des Vaterlandes so berechtigte Ansprüche hat", und einige Jahre später pries er die Teilnehmer an der Breslauer Lehrerversammlung als „meine treuen Kampfgenossen". Ich frage immer wieder: „Und heute?" In Dortmund begrüßte Oberregierungsrat Bickendorff die vielen tausend Lehrer namens der Staatsregierung mit dem Wunsche, „daß Pflichttreue und Disziplin auch ferner hochgehalten werden mögen und alles vom Standpunkt des Gesamtwohls aus geschehe". Hier heißt es zwischen den Zeilen lesen! Solche amtlichen Ratschläge werden nur dort erteilt, wo die Untergebenen das Gegenteil beobachten, wenigstens in den Augen der Vorgesetzten. Die Lehrerschaft bedarf solcher Ermahnungen nicht! Sie ist pflichttreu aus Idealismus und Verantwortlichkeit, trotz materieller Sorgen! Sie ist von einer straffen Disziplin beseelt, die, mit Selbstbewußtsein gepaart, gleich weit entfernt ist von hündischer Kriecherei und revolutionärer Betätigung. Und daß die Lehrerschaft alles vom Standpunkt des Gesamtwohls aus besieht und beurteilt, beweist ihr jahrzehntelanges Verhalten. Prof. Dr. Ziegler sagt darüber in einer Juni-Nummer der Münchener Allgemeinen Zeitung: „Es sind Standesversammlungen, und gewiß werden daher auch Standesfragen, wird die äußere Stellung des Lehrers hier besprochen. Aber nie ausschließlich, nie allein und nie als Hauptsache. Nicht nur, daß die Versammlungen jederzeit eingeleitet werden durch einen allgemeinen und von weiten Gesichtspunkten beherrschten Vortrag, über den nicht diskutiert wird: auch die eigentlichen Verhandlungsgegenstände sind im besten Sinne des Wortes pädagogischer Natur . . . Die Auswahl der Themata zeigt aber noch eins: den

idealen Sinn der deutschen Lehrerschaft. Natürlich ist die Begeisterung, die sich auf den Versammlungen beim Anhören der Reden und nach diesen auslöst, Massenbegeisterung. Schon in ihr steckt jedoch ein gut Teil echter Idealismus. Er steckt aber noch mehr in jedem Absehen von Standesfragen im engeren Sinne und in der lebhaften Anteilnahme dieser Männer an allgemeinen — oder sagen wir getrost: an nationalen Fragen und Aufgaben. Es gibt Schwärmer — auch ich gehöre dazu —, die wirklich glauben, die Frage unserer Volkserziehung sei noch viel wichtiger als die der Finanzreform, und von ihr hänge wirklich so etwas wie die Zukunft Deutschlands ab. Die Volksschullehrer glauben das auch und handeln danach und erzwingen durch ihre großen Versammlungen für diese Aufgabe die Aufmerksamkeit der Presse und durch sie die des ganzen deutschen Volkes."

Auch die imposante deutsche Lehrerversammlung in Dortmund ist ihren altbewährten pädagogischen und vaterländischen Grundsätzen treu geblieben. Weil das der Fall gewesen ist, so mußten die Verhandlungen und Beratungen in der Stadt der Femlinde, auch ohne daß es direkt beabsichtigt war, zu einem folgenschweren Femgericht über die preußische Politik im allgemeinen und die Studtsche Schulpolitik im besonderen werden. K. M.



Über den „Lärm"

Seit Schopenhauers Philippika ist keine Schrift erschienen, die dieses wirklich zeitgemäße Thema auf ihre Fahne geschrieben hätte. Hier springt Theodor Lessing in die Bresche. In seiner „Kampfschrift gegen die Geräusche unseres Lebens" (Der Lärm, Wiesbaden, J. F. Bergmann, Mk. 2.40) rechnet er mit einer Reihe von Erscheinungen ab, die vielen Kulturmenschen — sei es bewußt, sei es unbewußt — längst ein Dorn im Auge und jedenfalls einer besonderen Untersuchung wert sind.

Im Eingangskapitel seiner Schrift, das die psychologischen Wurzeln des Lärmbedürfnisses behandelt, kommt Lessing zu dem Schluß, daß man dieses Bedürfnis, diesen Trieb als eine Art von Selbstnarkose, von wohltätiger Betäubung unseres geistigen Wesens auffassen müsse. Wohltätig darum, weil sie einer Erschöpfung unseres psychischen Organismus vorbeugt und einen allzu raschen Verbrauch der Lebenskraft hintanhält.

„Wie nach der Vorstellung der heutigen Physik alle kosmischen Energieen sich in eine einzige Energieform umsetzen, nämlich in die Form der Wärme, um in dieser schließlich zum Aufbrauch, ja zum erstarrten Stillstand der Lebensbewegung, zur sogenannten ‚Entropie' des Kosmos zu führen, — so scheinen auch alle Regungen der Seele zuletzt in eine einzige Energie zu münden, nämlich in die intellektuelle Energie, d. h. in die Form der ‚Bewußtheit', um in ihr zur Ruhe zu kommen. Somit wird der ‚Geist' zum nagenden und zerstörenden Parasiten des ‚Lebens'. . . . So bedroht der Fortschritt menschlicher Weltbewußtheit die Lebenskraft, die diesen Fortschritt tragen muß. So scheint unser Aufstieg zur Geisteskultur zugleich Abstieg des ‚Lebens' zu werden."

Hieraus eben ergibt sich das Bedürfnis nach Selbstbetäubung, nach Bewußtseinsnarkose, d. h. nach zeitweiliger Verengerung, Zurückdrängung der

intellektuellen Funktionen der Seele als lebenserhaltende Notwendigkeit.

Der Lärm, den Lessing als „karikierendes Afterbild der Musik" bezeichnet, dient diesem Bedürfnis in ganz ähnlicher Weise wie etwa Haschisch, Opium, Kola oder Nikotin. Ja, noch mehr: „Die schönste Musik wie der schrecklichste Lärm, die reinste Religiosität wie die krauseste Mystik, die poetisch verklärte Liebe, wie gemeine sexuelle Obszönität, sie wurzeln an ganz derselben Stelle, in derselben untersten Tiefe der menschheitlichen Seele."

Auch die Arbeit ist in vielen Fällen ganz ebenso aufzufassen. „Das Leben gerade der tüchtigsten ‚Pflichtmenschen' hat keinen anderen Sinn als den, sechs Tage lang das individuelle Bewußtsein mit Arbeit zu betäuben, um dadurch die Möglichkeit zu gewinnen, am siebenten eben dasselbe mit Mitteln des ‚Amüsements', oder vermittelst Musik oder Religion zu tun."

Infolge dieser Verankerung im tiefsten Wesensgrunde des Menschen wird sich denn auch der Lärm niemals durch irgend welche polizeilichen Verbote oder Maßnahmen wirksam bekämpfen lassen. Unsere ganze Kultur steht zu ihm in den vielgestaltigsten, innigsten Beziehungen. Ja, dem oberflächlichen Blick scheint es fast, als sei eine Kultur ohne Lärm ein Ding der Unmöglichkeit.

„Begib dich in das tiefste, weltfernste Alpental," klagt Lessing, „du wirst mit Sicherheit einem Grammophon begegnen. Fliehe in eine Oase der Wüste Sahara, du wirst einen Unternehmer finden, der dort einen Musikautomaten mit Glockenspiel und Trommelschlag soeben aufstellt. Du bist nicht auf den Halligen, nicht in den pontinischen Sümpfen davor sicher, daß unvermutet ‚Ich komme vom Gebirge her' dir entgegendröhnt. Es gibt für Menschen auch in heiligster Gottesnatur kein Glück ohne Geschrei und lärmende Entäußerung! In manchen Gegenden Deutschlands, wo neuerdings starke Hotelindustrie erblüht, z. B. in Oberbayern, in Tirol, in der sächsischen Schweiz ist die Lärmverseuchung so furchtbar, daß ein ganzes Tal, hügelauf, hügelab vollgestopft ist mit Marterinstrumenten, wie Schlagzithern, Gitarren, Mandolinen und schlechten Klavieren." —

Hierin liegt selbstverständlich viel Wahres. Für all diese Geschmacklosigkeit und Übertreibung dürfen wir aber die Kultur als solche, wie Lessing sehr richtig ausführt, nicht verantwortlich machen. Es handelt sich vielmehr um ein Stadium kultureller Unreife, ästhetischen Übergangs, das unsere Zeit augenblicklich durchschreitet. Ein Stadium, das der wahren Kultur voraufgeht.

„Kultur ist Entwicklung zum Schweigen", und alle rechte Erziehung will eben zum Schweigen erziehen. „Der wohlerzogene kultivierte Mensch wird sich (ganz gleich welcher inhaltlichen, objektiven, materialen Kultur er angehöre und auf welcher Kenntnis- und Bildungsstufe er verharre) immer und überall durch Schweigen und durch Feindschaft gegen undisziplinierte, laute Lebenshaltung auszeichnen."

„An schweigender Würde sind uns manche Völker des Ostens, mit alter Kultur, weit voraus, und erst ein Anfang ist es, „wenn die sicherste und edelste Kultur, die Europa heute hat, die Kultur der englischen Gentlemen, auch die knappste, schlichteste und leiseste Sprache redet."

Recht interessant ist, was Theodor Lessing nun weiterhin über „die Empfindlichkeit des Ohrs" sagt. Unsere Entwicklung zur Lautheit, so meint er, ist mit einer entschiedenen Verfeinerung des Gehörs zusammengegangen.

„Stumpfheit gegen Lärm und Empfänglichkeit für Musik, große Lärmhaftigkeit des Volkslebens und qualitative Verfeinerung des Gehörs bilden durchaus keinen konträren Gegensatz. Vielleicht sind die feinsten musikalischen Ohren in Stadtvierteln zu Hause, vor deren Getöse ein unmusikalischer Kannibale die Flucht ergreifen würde."

Auch die Entwicklung der modernen Musik, von Richard Wagner an, gibt hier manches zu denken. Nur für ganz zarte oder für ganz laute Geräusche ist der nervöse Moderne empfänglich. „Sinneseindrücke auf sozusagen mittlerer Linie übergeht er in gewohnheitgewordener Stumpfheit."

Im vierten Kapitel denunziert uns Lessing nun eine Reihe von Geräuschen, die sich seiner besonderen Minderschätzung erfreuen; leider schießt der geistvolle Autor hier zweifellos übers Ziel hinaus.

Zugegeben, daß ein peitschenknallender Kutscher, falls er allzu schonungslos lärmt, ein Mandat wegen groben Unfugs verdient. Zugegeben, daß die Geräusche der Hauswirtschaft, wie besonders das Teppich-, Polster- und Bettenklopfen ein „grauenhaftes Gelärm" sind, dem allein durch Anlage eines besonderen gemeinsamen Klopfplatzes und Anstellung besonderer „Klopfer" abgeholfen werden kann. Zugegeben auch, daß die Klavierseuche heutzutage einen polizeiwidrigen Umfang angenommen hat.

Aber wenn Lessing unseren Hunden das Bellen, unseren Hähnen das Krähen abgewöhnen möchte, weil vielleicht ein nervöser Zeitgenosse dadurch keinen Schlaf findet; — wenn er das Geläute der Kirchenglocken in den Städten auf das alleräußerste, etwa auf wichtige nationale Anlässe, auf Fürstenbesuche oder auf gewichtige Gedenktage beschränkt wissen will, so ist das unbedingt zu weit gegangen. Gerade dem hastenden Getriebe der großen Städte sollte der Feierklang der Glocken, als Ruf zur Höhe, als verklärendes Symbol einer übergeordneten Gefühlswelt, erhalten bleiben. Und schmerzlich würde ein Verstummen des Glockenspiels von St. Marien zu Lübeck einen jeden berühren, der unter seinen Klängen von Erz und Silber seine Kindheit verlebt. —

Auch Lessings unbedingte Abneigung gegen das in Deutschland (und anderswo?) so allgemeine Restaurant- und Kaffeehauskonzert mag ich nicht teilen. Es hat nicht jeder die Mittel, ernsthafte Konzerte zu besuchen; und wer sich tagsüber so recht müde gearbeitet, dem bietet abends im Sommergarten eine populäre Musikkapelle oft bekömmlichere Erholung, als die seriösen, anspruchsvollen Darbietungen, die im menschenwimmelnden Konzertsaal den Ermüdeten noch mehr ermüden.

Nicht eines gewissen derben Humors entbehrt, was Lessing über das Automobil sagt. „Diese Entvölkerungsmaschine", so meint er, „die das Ziel der Malthusschen Theorien auch ohne Hungersnöte erfüllt, verändert vollkommen das Straßenbild der modernen Städte. Vierhundertpfündige Kraftbolzen rülpsen roh daher im tiefsten Tone der Übersättigung. Schrille Pfeifentöne gellen darein. Riesenautos, Achthundertpfünder, die ‚jeden Rekord nehmen', stöhnen, ächzen, quietschen, hippen und huppen. Motorräder fauchen und schnauben durch die stille Nacht. Blaue Benzinwolken rollen mit grauenhaftem Gestank über die Dächer. . . . Niemals hat sich der Mensch mit mehr Gelärm, unter schrecklicherem Geruch über die Erde bewegt."

Das ist alles ganz richtig, aber doch sehr einseitig gesehen. Seit langem geht ja das Streben moderner Technik eben dahin, möglichst geräuschlose Motore zu bauen, und die Kraftfahrzeuge, die wir etwa in zwanzig Jahren erleben

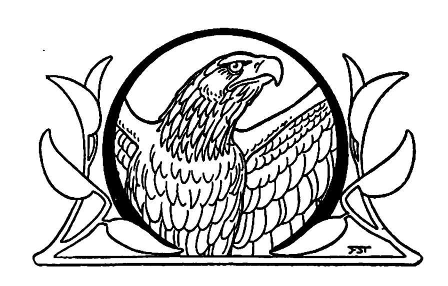
werden, mögen sich von den heutigen unterscheiden wie der stumme Adler vom geschwätzigen Sperling. Also warum das ganze System verurteilen, wegen eines zu überwindenden Mangels!

Sogar seine Toten rechnet Lessing dem neuen Sport nach. Aber hat nicht noch jeder Fortschritt, hat nicht die Eisenbahn, das Fahrrad seine Opfer gefordert, und wird das jemals, solange die Menschheit neue Gebiete der Technik, der Herrschaft über die Naturkräfte erobert, anders sein können!? —

Wie gesagt, Lessings Buch malt allzu schwarz in schwarz. Vielleicht mußte das sein, um eine scharfe Durchführung des Grundgedankens zu ermöglichen. Im ganzen aber bedeutet diese gedankenreiche und außerordentlich originelle Schrift doch eine nützliche Tat, die ihre Rechtfertigung in sich selbst trägt. Ein Hornruf ist sie über die banausische Welt, zur Verfeinerung der Ästhetik, zur Schönheit des Lebens! Und im Geiste drückt man wohl dem Manne die Hand, der da in die gequälten Worte ausbricht: —

„Kaum vermag der denkende Geist ohne Verzweiflung zu fassen, wie diese Milliarden dahinleben, Milliarden, die ihr armes, kurzes, unwiederbringliches Leben nur dazu bekommen haben, um sich in zahllosen kleinen Privathöllen zwischen viele überflüssige, geschmacklose und häßliche Dinge einzusperren und ihre Ehre, ihre gesamte Lebenskraft darein zu setzen, nur ja korrekte Gesinnungen und korrekte Kleider zu tragen. Ach, so vorsichtig, so mittelmäßig, beschämt, bequem und unselbständig. Und in aller Feigheit und Sehnsuchtlosigkeit so laut und ohne Ehrfurcht!"

Dr. Georg Lomer





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Schule und Haus

Man hat in den sich häufenden Fällen von Schülerselbstmorden Zeichen der Entartung sehen wollen. Mit Unrecht. Zeugt denn das „Harakiri“ von einer Dekadenz der Japaner? Noch leichter entschließt sich ein Chinese dazu, mit seinem Dasein vorzeitig Schluß zu machen, und auch ihm kann man gewiß nichts weniger als Feigheit im Kampf ums Dasein vorwerfen. Vor wessen Tür im Lande des Himmelssohnes am Morgen die Leiche eines Selbstmörders vorgefunden wird, dessen Lebensfreude ist verwirkt. Im Ort und in der ganzen Umgegend wird er wie ein Pestkranker gemieden; denn die Leute sagen sich: Wieviel Unrecht muß der seinem Nebenmenschen zugefügt haben, daß dieser das Leben nicht mehr tragen mochte. Weil in China das Justizwesen noch barbarisch ist, bedient sich das Volk eines barbarisch-plumpen Mittels, um seinem Rechtsempfinden Genüge zu tun. Der Selbstmörder ist deswegen zu bedauern, nicht weniger aber auch der durch ihn Gebrandmarkte. Warum sollten nun bei uns nicht die Selbstmorde von Schülern Beweise dafür sein, daß es noch Reste barbarischer Zustände in unserm Schulwesen gibt? Dieser Schluß liegt näher als der auf Entartung. Wer fragt denn als Erwachsener noch nach den Rechten der Schüler? Sie haben keinen Raum in unserm öffentlichen Leben. Kaum daß es den Lehrern selbst gelingt, ihrem Verlangen nach einem Anteil an den Freiheiten der modernen Menschheit Gehör zu verschaffen. Der Lehrer wird von seinen Vorgesetzten geknechtet, und er knechtet wieder seine Untergebenen, die Schüler. In der Schule fristet ein Stück Selbstherrschertum ein idyllisches Dasein. Kein Wunder, wenn jetzt der Ruf nach einer beschränkten Öffentlichkeit für den Schulunterricht laut wird, aber in den Kreisen der „Jugendbildner“ nur dort Billigung findet, wo sich schon die Erkenntnis Bahn brach, daß man nicht nur Unterricht erteilen, d. h. wohl Untere richten, zurechtrichten, drillen, sondern auch erziehen soll. Es wird vorgeschlagen, nach Pariser Vorbilde einen Tag in der Woche den Eltern zu gestatten, dem Schulunterricht beizuwohnen. Es soll dadurch ein Hand-in-Hand-arbeiten von Schule und Haus gefördert werden. Die Sache hat ihre Schwierigkeiten, aber die sind bei gutem Willen leicht zu überwinden. Jedenfalls gibt es nichts, was gerechtfertigter wäre als diese Forderung. Die Eltern vertrauen der Schule das Kostbarste an, was sie besitzen, und können daher verlangen, den Lehrern mit eigenen Augen, nicht, wie bisher, bloß mit

denen der Kinder, auf die Finger sehen zu dürfen. Zu verwundern braucht man sich gar nicht, wenn solche Lehrer, denen noch der alte schulmeisterliche Zopf anhaftet, gerade die Augen der Eltern bei ihrer Tätigkeit fürchten und daher Einwände gegen den Vorschlag machen wie den, daß ihre Unbefangenheit und der Schüler Aufmerksamkeit durch fremde Zuschauer leiden müssen. Davon kann nur im Anfang die Rede sein. Wer lange im Dunkeln weilte, muß sich auch erst an grelles Tageslicht gewöhnen, wenn es plötzlich auf ihn einströmt. Womit noch nichts gegen die Helle bewiesen ist. Der Lehrer wird aber nur dann anwesenden Eltern Achtung einflößen, wenn er im Verkehr mit den Schulkindern den Pharisäismus Erwachsener abstreift, wenn kein Hochmut, keine gelehrsame Vielwisserei sich wie kalter Reif auf das frische Grün sprossender Triebe in die jungen Menschenseelen legt, wenn seine Tätigkeit erzieherisch wirkt und nicht bloß unterrichtend. Vernünftige Lehrer werden froh sein, wenn sie Gelegenheit bekommen, durch ihren Unterricht unmittelbar auf die Eltern Eindruck zu machen; die Unannehmlichkeiten, die ihnen jetzt durch Klatschereien der Schüler von manchen Eltern bereitet werden, bleiben ihnen dann erspart. Gegen den Tadel unvernünftiger Eltern wird den Lehrer bei durchgeführter Öffentlichkeit der Widerspruch der vernünftigen von selbst schützen. Den Schülern aber mag sich die Gewißheit beruhigend aufs Gemüt legen, daß der Willkür ihrer Lehrer ein Riegel vorgeschoben ist.

Otto Corbach



Nochmals: Zum „Schuldkonto der Frau"

(Vgl. Okt. 1907 u. Jan. 1908 d. Türmers.)

Ich habe mit großem Interesse die Ausführungen der beiden tüchtigen Frauen Marie Diers und Grete Rommel gelesen und freue mich vor allen Dingen einmal, daß wir eben — trotz allen dem „Zeitgeist" vorgeworfenen Mängeln — solch tatkräftige, wahrhaftige Frauen haben. Recht haben beide! Marie Diers, indem sie das Gewissen mancher lässigen Frau schärfen will — noch viel mehr Recht aber hat Grete Rommel, indem sie von dem Schuldkonto *gegen* die Frau spricht. Ja —: „Wo waren der Hausarzt, die Brüder, die Freunde?" . . .

Man soll darüber nur einmal gewissenhafte Ärzte sprechen hören, in welche Gewissensbedenken sie ihren Patienten gegenüber kommen, wenn sie warnen möchten, — wo sie nicht *dürfen!* Selbstverständlich warnen sie den Patienten selbst, aber wie wenig das hilft, wissen die Ärzte, sie verlieren dann oft stillschweigend diesen Patienten, der zu einem andern Arzte übergeht, der ihn weniger skrupulös weiterbehandelt und sich um seine demnächstige Heirat nicht kümmert. — Daß ein Arzt mehr nicht tun darf, scheint Grete Rommel ebensowenig zu wissen wie viele Laien; daß der Arzt hier unter einem Gesetzesparagraphen steht, der es „Ärzten, Pfarrern und Rechtsanwälten" *verbietet*, die ihnen in ihrem Berufe anvertrauten Dinge einem dritten weiterzusagen. Sogar vor Gericht dürfen sie die Aussage verweigern, ja, *müssen* sie es, — sobald der Klient selbst ihnen nicht die Erlaubnis dazu gibt. Daß das mit der Wahrung des „ärztlichen Geheimnisses" zusammenhängt, ist klar und hat sein unbedingt Gutes . . . Aber es hat schon manchem Arzt böse Stunden

gemacht. Man denke sich nur einmal in Fälle hinein, in denen er zwei Menschen einen Ehebund schließen sieht, — in deren beiden Familien er womöglich Hausarzt ist, — einen Bund, der nur Ruin nach sich ziehen kann, und bei dem er tatenlos mit zusehen muß, da das Gesetz ihm eine Aussage verbietet. Über dieses Kapitel hat mir ein alter, erfahrener Arzt schon schier ergreifende Zweifel und Erfahrungen mitgeteilt, also: den Arzt trifft die Schuld hier nicht ...

— — Auch ich bin mit Marie Diers der Meinung, daß die wichtigste Aufgabe der Frau darin liegt, soviel wie möglich um die Kinder zu sein. Auch ich halte das Verhältnis bei der ärmeren Familie, wo die Mutter gezwungen ist, immer die Kinder um sich zu haben, für ungleich idealer als das der städtischen „besseren“ Familie, in der man sie mit zum Teil unreifen, oft ganz verdorbenen Mädchen spazieren schickt. Ich selbst hier, an einem kleinen Orte, beobachte oft mit Vergnügen die meist sehr kärglich situierten „armen“ Frauen, wie sie die Winternachmittage und -abende an der Nähmaschine sitzen, für städtische Geschäfte Blusen nähen, um wenigstens noch etwas zu verdienen, und um sie herum sitzt mäuschenstill und artig die meist recht ansehnliche Kinderschar. Wohl fallen für diese Kinder leider die so sehr gesunden Spaziergänge in der frischen Luft ganz weg, — aber sie sind dafür unter dem Auge der Mutter in guter Hut; — wer weiß da, was von größerem Wert für die Entwicklung der Kinder ist: der stetige Einfluß einer verständigen Mutter oder die tägliche frische Luft und viele Stunden lange „Beaufsichtigung“ zweifelhafter Dienstboten, von deren „Beaufsichtigung“ sich jeder Spaziergänger in den Anlagen der Großstadt ein oft empörendes Bild machen kann! — Und im Sommer, da nehmen diese ärmlichen Eltern ihre Kinder, sobald sie nur laufen können, mit auf Feld und Wiesen, wo sie wieder immer unter ihren Augen sind. Es ist nicht wahr, daß Kinder der armen Stände — wenigstens auf dem Lande — verdorbener sind als die Kinder der sogenannten „besseren“ Stände. Ungleich lieber sollte man seine Kinder Besuche bei diesen armen Familien machen lassen (natürlich, wenn sie reinlich und achtungswert sind) als in den „feineren“ Familien, die Räume genug besitzen, so daß die Kinder stundenlang, sich selbst überlassen, allein spielen können, und man oft erstaunt sein muß, was schlechte Dienstboten und unbeaufsichtigte Stunden bei diesen Kindern schon für Unheil angerichtet haben, oft ohne daß die betreffenden Eltern es selbst wissen! Da ist man ungleich beruhigter, wenn die Kinder in einer ganz ärmlichen, aber reinen Stube eine Stunde verbringen, mit den anderen Kindern um den Tisch sitzen und jedenfalls immer unter Aufsicht verständiger Menschen sind. Denn zum Alleinsein hätten diese Leute schon gar keinen Platz für die Kinder! Diese ärmliche Einfachheit dünkt das Kindergemüt oft reicher als der eleganteste Salon, — ganz abgesehen von dem Wert, den die dort verbrachten Stunden für ihren späteren sozialen Blick haben ... Doch das nebenbei ...

Also das oberste und auch eigentlich das Naturgesetz für die Mutter ist das, die Kinder so viel wie möglich selbst um sich zu haben, in sich eine stete, feine Beobachtungsgabe ihren Kindern gegenüber wachzuerhalten, daß sie immer genau weiß, was in den Seelen der Kinder vorgeht. Das kann ihr auch der Mann nicht abnehmen, der gar nicht das feine Spürtalent für die Kinder besitzt, und nicht die Schule und erst recht nicht die Dienstboten können es ihr abnehmen; — höchstens die seelenvolle, gute, feine, altmodische „Tante“, die leise Miterziehende im Haus, — die könnte ihr dabei mithelfen. Aber das ist eine Kategorie in der modernen Gesellschaft, dem modernen Haushalt, die

ganz fehlt. Ein Stück Poesie, das von jenen stillen, selbstlosen Wesen ins „Kinderland" ausging, das unsre heutige Zeit nicht kennt, dessen stillen, feinen Segens aber noch mancher der Älteren unter uns sich gerührt und dankbar aus seinen ersten Kinderjahren erinnert.

„Tanten" in diesem Sinne gibt's also nicht mehr. Ich urteile darüber nicht, ich stelle nur die Tatsache fest . . .

Es bleibt somit die ganze Verantwortung auf der Mutter allein liegen, die hohe Aufgabe der Seelenpflege des Kindes, nicht nur der körperlichen . . .

Hier setzt nun Grete Rommel wieder folgerichtig ein: Wie kann die unter den Verhältnissen, wie sie heute nun einmal sind, überbürdete, vielbeschäftigte Mutter in den besseren Mittelständen dies alles durchsetzen? Woher die Kraft, die Zeit, — soll nicht der Haushalt, der doch einer fortwährenden Beaufsichtigung ebensogut bedarf wie die Kinder, nicht halb zugrunde gehen? — —

Eine wichtige Frage.

Für sie gibt es nur eine Lösung: Vereinfacht euer Leben.

Was ich damit meine, weiß jeder ernst Nachdenkende.

Es gilt ein kaltes, energisches Prüfen: Was ist absolut notwendig, — was nicht?

Fort mit jedem unnötigen Tand und Luxus an der Kinderkleidung, der nur Arbeit und Mühe macht, und den man nur anwandte, weil die Kinder hinter „anderen nicht zurückstehen" sollten.

Und wenn sie darin nun zurückstehen? Was schadet das? Sauber und hübsch können auch die allerprimitivsten Sachen sein . . .

Fort mit jedem unnötigen Verkehr, der uns nur Zeit raubt und unser Inneres leer läßt; mit jeder Geselligkeit, die dieselbe Wirkung hat. Fort damit unter dem einfachen, wahrhaftigen Motto: Man habe eingesehen, daß man sich seiner Familie intensiver widmen müsse.

Und im Hause selbst! Man sollte durch stete vereinfachende Selbsterfindungen seinen Haushalt nach und nach zu einer geradezu genialen Einfachheit zwingen können. Ich meine hier durchaus nicht, daß wirklich verschönender Komfort, all das Feine und Schöne, was uns das Leben so angenehm, ja „poetisch" machen kann, wegfallen soll, wir sollen im Gegenteil Zeit gewinnen durch Vereinfachung in dem Haupthaushaltungsgang, der ganzen Lebensführung, uns gerade dem edleren Ausbau unsres Familienlebens und der Pflege der uns anvertrauten Kinderherzen zu widmen . . .

Ich kann hier nicht allgemeine Regeln aufstellen, jeder Haushalt, jede Familie ist anders, überall, in der Stadt, auf dem Lande wieder andre Verhältnisse. Ich habe auch das gute Zutrauen, daß mit jeder vernünftigen Vereinfachung der Lebensführung (die mit dem so viel gepriesenen modernen Begriff „Kultur" durchaus nicht im Widerspruch zu stehen braucht) die Männer ungleich leichter und williger einverstanden sein würden als leider — der Durchschnitt der Frauen. Sie selbst bauen sich Gesetze auf von dem, was „man tut" oder was man in seiner Stellung tun „muß" oder was „modern" ist. Es gilt aber den Mut zu haben, gegen den Strom zu schwimmen, es gilt die tapfere Übersicht zu behalten: Was ist nötig, was nicht? Was ist von wahrem Wert, und was tust du nur der Konvention, dem Herkommen zulieb?

Diese Selbstprüfung muß sich bis auf den kleinsten Teil unsrer täglichen

Lebensführung erstrecken, — nur dann werden wir wahrhaft Zeit gewinnen für „idealere Güter".

Die Zeit, bis „elektrisches Licht, Zentralheizung, Telephon, Aufzüge, Lieferung fertiger Speisen u. dgl." in Stadt und Land gang und gäbe sein wird, liegt leider noch recht fern. Aber mit unbarmherziger Selbstkritik, Energie und klarem Blick kann es jede Frau dahin bringen — in normalen Verhältnissen —, sich mehr Zeit für die Ideale des Lebens zu erobern, deren Hüterin sie nun einmal sein soll.

Ob dazu, zu diesem energischen Kampf, unsre Frauen allerdings „erzogen" genug sind, — das muß ich auch mit den beiden Verfasserinnen leider dahingestellt sein lassen... Doch, wirke jeder an seinem Teil! — — —

* * *

Am Schlusse gestatte ich mir noch auf ein Problem einzugehen, das Marie Diers aufwirft, Grete Rommel, scheint's, als selbstverständlich anerkennt, und das in der heutigen Zeit der „Schulreformen", der Debatten über den „Religionsunterricht in den Volksschulen" immer wieder aufgeworfen wird, und das auch gewiß einige Berechtigung hat. Aber in der hier gesagten Form ist es mir doch nicht ganz verständlich. Marie Diers unterstreicht: „Die Ausbildung unserer Kinder muß dem Stand unserer heutigen Kultur entsprechen."

Was versteht sie darunter? Sie fährt allgemein fort: „Ihnen die abgelegten Lappen einer überwundenen Weltanschauung autorativ in der Schule vorzulegen und deren Annahme zu erzwingen, heißt: sie zum Lügen erziehen." Usw.

Das ist stark, wenn auch nicht neu. Derartige Beschuldigungen des biblischen Religionsunterrichts hört man eben sozusagen auf Schritt und Tritt.

Erstens einmal ist im Religionsunterricht bei dem naiv aufnehmenden, unverdorbenen Kinde überhaupt von „erzwingen" noch keine Rede. Das Kind *glaubt* einfach, treuherzig und ehrfürchtig, was es gelehrt wird. (Falls es die Eltern daheim nicht eines andern belehren, was sie natürlich „auf eigene Rechnung und Gefahr" tun müssen.)

Und ist denn das so ein Unglück? Daß es dies alles so schlicht und herzlich glaubt, sind das nicht vielmehr *Gemütswerte*, von deren späterer Wirkung im Leben, selbst wenn sie längst „überwunden" sind, wir gar nichts vorher wissen können?

Goethe hat als Knabe mehr in der Bibel und besonders im Alten Testament gelesen, ja darin gelebt, als irgendein moderner Mensch. Ich glaube nicht, daß er das später im Interesse seiner kindlichen Gemütsbildung bereut hat... Und auch er hat sich schließlich in gewisser Beziehung darüber „hinausentwickelt", auch so weit und hoch, wie nur irgendein moderner „entwickelter" Mensch es fertig bringt. Aber es ist mir nicht bekannt, daß er deshalb seine Lehrer, Eltern und Erzieher später schmerzlich als „Lügner" erkannt hätte, als unlautere Personen. Welch ehrfürchtige, eingehende Betrachtungen er gerade über die Geschichten des viel umstrittenen Alten Testaments noch in seinem Alter angestellt hat, das lese man nur im vierten Buch von „Dichtung und Wahrheit" nach, — doch allerdings, es gibt heutzutage ja schon so „moderne" Menschen, daß sie auch Goethe für unmodern und „überwunden" halten... Ich sage das hier ganz im allgemeinen...

Zur Sache.

Wenn wir nun aber umgekehrt fragen, *was* wohl in der Seele eines nicht zu Hause irregemachten, kindlich-gläubigen heranwachsenden Knaben vor-

geht, wenn ein freireligiös gerichteter Direktor plötzlich schonungslos, ja erbarmungslos dem Knaben für ihn unerhörte Sachen sagt, ohne Rücksicht auf seine seelischen Bedürfnisse ihm Heiligtümer — oft fürs ganze Leben — zerstört, an die er noch felsenfest geglaubt mit der ganzen Glut seiner kindlichen Seele? Wenn er bei aller „Kultur" und „Bildung" sozusagen mit roher Faust an die leicht verletzliche Kindesseele greift und im Interesse der „Aufklärung" in religiösen Dingen plump Zerstörungen anrichtet, die vielleicht nie mehr im Leben gut gemacht werden können? Ich kenne solche Fälle. — Jungen Herzen leichtsinnig Heiligtümer zerstören, ist aber mehr als Mord, — man sollte da vorsichtiger sein. Das große Wort fällt mir ein: „Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt", — das gerade in bezug auf die Kindesseele gesagt ist ...

Und dann: Können wir dem Kinde Kämpfe um seine spätere Weltanschauung überhaupt auf irgendeinem Wege ersparen?

Wenn wir heute ein gläubiges Kind (denn der Materialismus erfordert auch Glauben) in einem etwa von Haeckel verfaßten Katechismus unterrichteten, wer bürgt uns, daß nicht später, in Jahren tiefer, seelischer Not und Lebenskämpfe das Kind zufällig ein Psalmenbuch in die Hand bekäme und die Kämpfe nun umgekehrt begönnen, — ein Widersprechen des Gemüts, der Seelensehnsucht dem von Kindheit an gelehrten „Haeckel"katechismus gegenüber?

Was heißt denn das überhaupt: „überwundene Weltanschauung"?

Was haben wir denn schließlich „überwunden" seit Sokrates oder Plato? — Ich sehe nichts Wesentliches, in dem wir auf dem Gebiet weiter gekommen wären, — abgesehen von dem Moment der göttlich-großen christlichen Nächstenliebe, die allerdings einen neuen Faktor in der Weltgeschichte bedeutete ...

Solange das Kind jünger und unbefangen ist, soll man es ruhig den Glauben der Bibel, der Wunder und meinetwegen auch der Dogmen in Gottes Namen annehmen lassen, da die heutigen Schulverhältnisse nun einmal so liegen; es wird ihm ganz gewiß nichts schaden und im Gegenteil sein Gemüt bilden und seine Phantasie veredeln wie kein andres Unterrichtsfach.

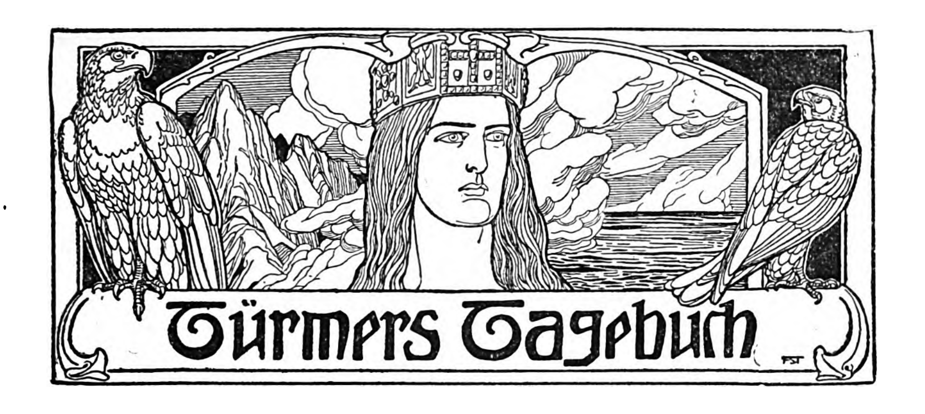
Ist es aber größer und reifer und stellen sich später unvermeidliche, an es von außen herantretende Zweifel, Bedenken und Fragen ein, so muß die Mutter allerdings vorbereitet sein. Das sind Dinge, die mit einem einfachen „Das ist so und jenes so" nicht zu beantworten sind. Damit wird sich ein ernster, werdender junger Mensch nicht zufriedengeben. Die Mutter muß sorgen, daß sie selbst eine Persönlichkeit ist, nur dann kann sie ihre Kinder in entscheidenden Lebensmomenten leise richten, führen, zart beeinflussen, verstehend an sich ziehen, unmerklich stützen ... Jedes Kind, jedes Leben und jede Situation sind anders, da muß jede Mutter sehen, wie sie im rechten Moment das Rechte trifft!

Und wohl der Mutter, an die sich ihre Kinder in solch entscheidenden Momenten überhaupt wenden, — die das ungemessene Vertrauen ihrer Kinder besitzt!

Sie wird es schon recht machen.

Meta Schneider-Weckerling





Im Zuge der Nörgler — Der Heroismus der Dummheit — Preußischer Wahlsumpf

Wer die Blätter der verschiedenen Parteien auch nur oberflächlich verfolgt, dem müßte schon seit Jahr und Tag eine bemerkenswerte Erscheinung aufgefallen sein: die Wandlung, die sich in der Haltung der bürgerlichen Organe auf der einen, der sozialdemokratischen auf der andern Seite zur Monarchie und zu der Person des Monarchen vollzogen hat. Sie läßt sich kurz in die Beobachtung zusammenfassen, daß die Sozialdemokratie sich schon seit geraumer Zeit damit begnügt und begnügen kann, derartige Äußerungen bürgerlicher Blätter einfach zu registrieren. Aller landesübliche, vorschriftsmäßige Byzantinismus ist nicht imstande, die wachsenden Gefühle peinlichen Unbehagens dauernd und ständig zu unterdrücken, und so kehren die unbewachten Augenblicke immer häufiger wieder, wo diese Gefühle zum offenen und öffentlichen Durchbruch gelangen.

„Mit schmerzlichem Bedauern", so können wir z. B. lesen, „stellen die aufrichtigen Freunde des Vaterlandes, mit grinsendem Behagen die Reichsgegner und Reichsnörgler den tiefen Gegensatz fest, der zwischen den romantischen Grundanschauungen des Kaisers und dem bitteren Ernste der Gegenwart aufklafft. Von der beängstigenden Vielseitigkeit und Wandlungsfähigkeit des Trägers der Krone geben allzu deutlich sprechende Bilder uns Woche um Woche Bericht. Bald bewundern wir die anmutig hoheitsvolle Stellung des kaiserlichen Herrn in der seltsamen Gewandung des Ehrendoktors einer englischen Universität, bald zeigt ihn uns ein Kirchenfenster der alten Stadt Lüneburg mit erhobenen Händen auf einem Brokatkissen vor dem Betpulte kniend, angetan mit der Rüstung und dem Mantel Kaiser Heinrichs II., der als ‚Vater der Mönche' von der dankbaren Kirche dem mystischen Chore der Heiligen eingereiht wurde. Leider ist nur allzu wahr, daß in der geschichtlichen Auffassung des Kaisers der schöne Schein selten der grauen Wirklichkeit entspricht, und daß seine persönliche Vorliebe sich bedauerlich oft an

geschichtliche Persönlichkeiten heftet, die ihrerseits auf glanzvollen Schimmer höheren Wert gelegt haben als auf die Stillung der Unzufriedenheit der Geister ihrer Zeit . . .

Inzwischen tanzt das buntbewimpelte Schiff der deutschen Prachtliebe gleich Waddersteds Prunkjacht Friedrichs I. von Spiel zu Spiel anmutig dahin, und als Nachgeschmack aller dieser rauschenden Festlichkeiten bleibt für den ernsthaften Vaterlandsfreund nur das herbe Urteil, das über den ersten preußischen König dessen großer Geschichtsschreiber gefällt hat: ‚Es war die Summe seines Lebens, daß die anderen Mächte sich daran gewöhnten, daß man Preußen nicht zu fürchten und nicht zu scheuen brauche, daß man es mißachten und mißbrauchen dürfe.'"

Es ist das konservative offizielle Organ des Bundes der Landwirte, die „Deutsche Tageszeitung", die das schreibt. Und nur als eines neben vielen anderen, gutbürgerlichen Blättern registriert es — auch — der „Vorwärts"!

Von der „Selbsteinschätzung der Monarchie" und der „byzantinischen Umhudelung des Monarchen" spricht der gutbürgerlich-liberale Eduard Goldbeck (in seinem Militärverhältnis preußischer Leutnant) in dem letzterschienenen der „Briefe", die er in der Wochenschrift „Morgen" (Berlin W., 35) „an den deutschen Kronprinzen" richtet. „Ich habe", betont er, „absichtlich nicht gesagt, daß ich von der ‚Selbsteinschätzung des Monarchen' sprechen würde. Diese Wendung habe ich nicht etwa deshalb vermieden, um auf einem Seitenweg der unliebsamen Begegnung mit einem patrouillierenden Gesetzeswächter auszuweichen (ich brauche ihn nicht zu fürchten, denn meine Kritik ist weder in der Tendenz destruktiv noch in der Form beleidigend), sondern weil die Reden des Kaisers, auf die ich mich ja allein beziehen kann, stets den Eindruck erwecken, als glorifiziere hier die Institution sich selbst. Der Monarch und die Monarchie, das ist eins. Die längst dahingegangenen Ahnen, die jüngst verstorbenen und die noch lebenden Mitglieder des Hohenzollernhauses, sie alle bilden eine Einheit. Und die Fürsten anderer Geschlechter finden zum mindesten noch in den Vorhof dieses mystischen Kreises Einlaß. Alle Gesalbten, alle Gekrönten werden in beständiger Janitscharenmusik des Wortes gefeiert. Ich mußte also hier von der Selbsteinschätzung der Monarchie sprechen, die meinem Empfinden nach eine Überschätzung ist, und zwar eine so maßlose Überschätzung, daß von einer Kongruenz oder auch nur von einer Ähnlichkeit zwischen der Wirklichkeit und ihrem rednerischen Konterfei überhaupt gar nicht mehr die Rede sein kann. Zunächst aber möchte ich einige präludierende Sätze aus einem Brief Friedrichs des Großen an Voltaire zitieren; sie lauten: ‚Die meisten Fürsten haben eine eigentümliche Leidenschaft für ihre Stammbäume; das ist eine Art Eigenliebe, welche sich bis zu den frühesten Vorfahren erstreckt, nicht nur in gerader Linie, sondern auch noch auf die Seitenverwandten. Wagt man ihnen zu sagen, daß unter ihren Vorfahren eben nicht sehr tugendhafte und deshalb sehr verächtliche Menschen sich befunden haben, so fügt man

ihnen eine Beleidigung zu, welche sie nie verzeihen; und wehe dem profanen Schriftsteller, der die Verwegenheit gehabt hat, in das Allerheiligste ihrer Geschichte einzudringen und die Schande ihres Hauses ruchbar zu machen! Wenn diese Feinfühligkeit sich nur darauf erstreckte, den guten Ruf ihrer Vorfahren von der mütterlichen Seite zu verteidigen, so könnte man noch triftige Gründe finden, die ihnen einen so brennenden Eifer einflößen. Aber behaupten, daß fünfzig oder sechzig Ahnen sämtlich die rechtschaffensten Leute von der Welt gewesen seien, das heißt die Tugend auf eine einzige Familie beschränken und dem menschlichen Geschlechte eine große Beleidigung zufügen.' Bei dieser Gelegenheit bitte ich, Ihnen die Briefe dieses wunderbaren Mannes empfehlen zu dürfen, der bei aller seiner schonungslosen Härte soviel Kultur und Anmut des Geistes besaß. Sie sollten sie aber nicht in einem Prachtband, sondern in der Reklam-Ausgabe lesen: das wäre der erste Schritt zum Verständnis ...

Schon am 17. Dezember 1880 sagte Wilhelm II. in der Schlußsitzung der Schulreformkonferenz: ‚Meine Herren, wir befinden uns in einem Zeitpunkt des Durchgangs und Vorwärtsschreitens in ein neues Jahrhundert, und es ist von jeher das Vorrecht Meines Hauses gewesen, ich meine, von jeher haben Meine Vorfahren bewiesen, daß sie, den Puls der Zeit fühlend, voraus erspähten, was da kommen würde. Dann sind sie an der Spitze der Bewegungen geblieben, die sie zu leiten und zu neuen Zielen zu führen entschlossen waren.' Gerade diese Charakteristik paßt auf keinen einzigen Hohenzollern, selbst auf Friedrich den Großen nicht, den einzigen wirklich genialen Regenten dieses Hauses. Manche von ihnen waren kluge, zähe, willensstarke Erwerber; manche waren reiche Erben, die sich's wohl sein ließen; manche suchten sich schlecht und recht mit einem Beruf abzufinden, dem sie nicht gewachsen waren: alle aber waren der Forderung des Tages untertan. Seherisches Erkennen ist nicht Hohenzollernart. Ihr Bestes ist die Nüchternheit.

Beim Festmahl des brandenburgischen Provinziallandtages vom 24. Februar 1894 sagte der Kaiser: ‚Daß Meine Vorfahren imstande waren, so Großes für ihr Vaterland zu leisten, beruht auf der Erkenntnis vor allem, daß das Hohenzollernsche Herrscherhaus mit einem Pflichtgefühl ausgerüstet ist, das es aus dem Bewußtsein schöpft, daß es von Gott an diese Stelle gesetzt ist und ihm allein und dem eigenen Gewissen Rechenschaft zu geben hat für das, was es tut zum Wohle des Landes.' Zunächst muß auf diese apodiktische Behauptung erwidert werden, daß das monarchische ‚Pflichtgefühl' überhaupt erst von Friedrich dem Großen in den Tiefen seiner heroischen Seele entdeckt und als kategorischer Imperativ stabiliert worden ist. Dies war die größte, die folgenreichste Tat seines Lebens. Gewiß hatte es vor ihm wohlwollende, gerechte, tugendhafte Herrscher gegeben, aber sie identifizierten sich durchweg mit dem Staate. Das Wort Ludwigs XIV.: ‚Der Staat bin ich!', das uns heut wie eine unerhörte Herausforderung klingt, war, als es gesprochen wurde, eine staats-

rechtliche und pragmatische Trivialität. Friedrich der Große beugte sich unter eine von ihm selbst erzeugte Macht. Er ist es, der den Moloch Staat, den Racker Staat, den allmächtigen, allwissenden, allgegenwärtigen, allgütigen Staat geschaffen hat. ‚Noch nie hatte die Welt das Schauspiel gesehen, daß eine im höchsten Sinne geniale Persönlichkeit ihre Neigungen völlig einer täglichen, mühseligen und in ihren Ergebnissen kaum sichtbaren Berufstätigkeit opferte. Daß der Gutsherr von Sanssouci einem Müller sein angestammtes Besitztum aus Respekt vor dem Kammergericht nicht nahm, das hätte schließlich auch an mancher Anekdote von Karl dem Großen oder Harun al Raschid, von Salomo oder Titus seine Analogie finden können; dagegen daß der Freund Voltaires, der Flötenspieler von Rheinsberg, der Sieger in hundert Schlachten, sich Tag für Tag an den Schreibtisch bannte, mühselige Amtsreisen unternahm, jede Rechnung nachprüfte, und all dies lediglich um der ‚Pflicht', um des abstrakten ‚Staates' willen — dies war das Unerhörte! (Rich. M. Meyer, Deutsche Charaktere.) — Vor Friedrich dem Großen konnte von monarchischem Pflichtgefühl nicht die Rede sein — nur von weisem und törichtem, von weitschauendem und kurzsichtigem landesherrlichen Egoismus — und nach ihm kam Friedrich Wilhelm II. zur Regierung, dem Pflichtgefühl gänzlich fremd war. Sein eigener Onkel, Prinz Heinrich von Preußen, sagte von ihm: ‚Mein dicker Neffe ist ein Schwachkopf, der Anstand und Sitte verachtet und sich abwechselnd von Weibern, Günstlingen und Scharlatanen an der Nase herumführen läßt. Er scheut jede Arbeit und wird nur den Haufen gekrönter Müßiggänger vergrößern.' Und hier muß ich nun einige ganz offene Worte sprechen, denn wenn ich's unterließe, wären diese Briefe ohne Sinn und Zweck, und ich kann nicht durch Darstellungskunst oder Wissensprunk, sondern nur durch Aufrichtigkeit wirken. Wie, glauben Sie, klingt wohl dem Volke dies in jeder Rede wiederkehrende Lob der Dynastie, das ja doch in gewissem Sinne Eigenlob ist, aus dem Munde seines Herrschers? Vielleicht versuchen Sie einmal, sich die Empfindungen zu vergegenwärtigen, mit denen wir bürgerlichen Männer solche Reden lesen. Wir wissen aus der Geschichte ganz ebenso genau wie der Kaiser, wie die Hohenzollern beschaffen waren, und kennen die zahlreichen, tiefeingegrabenen Male der Menschlichkeit, die selbst den besten und bedeutendsten unter ihnen anhafteten. Wir kennen auch die Schwächlinge, die Genüßlinge, die Nullen. Wir wissen, daß es *sehr viele adlige und bürgerliche Familien* gibt, die von fünf oder sechs Vorfahren behaupten können, daß sie sich *mit den Hohenzollern an Begabung und Charakter getrost messen* durften, und die Geschichtsschreibung zeigt uns tausendfach, wie Regenten, die in Wirklichkeit nur von schmächtigem Wuchs waren, ins Heroenmaß gereckt wurden. Diese Prokrustes-Pathetik ist uns längst zum Ekel geworden. Kein gebildeter Mensch in Deutschland glaubt mehr an diese Hohenzollernlegende. Gewiß, es ist ein tüchtiges Geschlecht, und töricht wäre es, etwa den robusten Soldatenkönig — so abstoßend er als

Mensch wirkt — nicht anerkennen zu wollen, aber eine Geschichtsklitterung, die allen diesen Herren, ohne Rücksicht auf ihre individuelle Erscheinung, das Diadem des Genies um die bisweilen recht enge Stirn legt, können wir nur noch belächeln und kaum noch belächeln.

Das Zweite, das ich sagen muß, ist dies. Die Hohenzollern sind vielleicht insofern ‚von Gott an ihre Stelle gesetzt', als bekanntlich ohne Gottes Willen kein Sperling vom Dach fällt, ihre Anfänge aber sind ja nicht ins mythische Alter entrückt, sondern Kaiser Sigismund ernannte im Jahre 1411 Friedrich den Sechsten von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg, zum Statthalter der Mark Brandenburg. Es war ein ganz prosaischer Vorgang. Jetzt aber liegt die Sache schon seit ungefähr sechzig Jahren so, daß der König von Preußen nicht ‚Gott allein und dem eigenen Gewissen' Rechenschaft zu geben hat, mit anderen Worten, daß er unumschränkt und unkontrolliert regiert, sondern daß seine Macht überaus wohltätigen — auch für die Monarchie wohltätigen — Einschränkungen unterworfen ist. Diese Minderung der monarchischen Rechte war notwendig, weil das Volk im Laufe der Jahrhunderte zu der Überzeugung gelangte, daß keineswegs alles, was der König tat, ‚zum Wohle des Landes' geschah. Die Betonung des Gottesgnadentums ist heut der überwiegenden Mehrheit des Volkes tief unsympathisch; sie widerspricht den Tatsachen, zeigt, daß der König nicht auf dem festen Boden der Wirklichkeit steht, und ein Parlament, das Würde und Mut besäße, müßte gegen solche Äußerungen unverzüglich in einer Adresse protestieren, so energisch und unzweideutig protestieren, daß über die wahre Sachlage und über die Auffassung der Nation auch nicht der geringste Zweifel entstehen könnte. Das Gottesgnadentum ist unserer rationalistisch gesinnten und historisch geschulten Zeit nur noch eine Romantikerphrase; wer sie braucht, beweist nur, daß er mit dem Geistesleben der Nation jede Fühlung verloren hat. Historisch sehen wir in dieser Wendung eine Fiktion, die der tatsächlich bestehenden unumschränkten monarchischen Macht ein moralisches Fundament geben sollte, — solche Fiktionen glaubten die Machthaber nie entbehren zu können — praktisch ist sie ein Nonsens.

Am 6. August 1900 sagte der Kaiser in Bielefeld: ‚Woher ist es wohl möglich gewesen, daß bei dem kurzen Rückblick auf die Geschichte unseres Landes und Hauses diese wunderbaren Erfolge unseres Hauses zu verzeichnen sind? Nur daher, weil ein jeglicher Hohenzollernfürst sich von Anfang an bewußt ist, daß er nur Statthalter auf Erden ist, daß er Rechenschaft abzulegen hat von seinen Arbeiten vor einem höheren König und Meister, daß er ein getreuer Arbeitsführer sein muß im Allerhöchsten Auftrage. Daher auch die felsenfeste Überzeugung von der Mission, die jeden einzelnen meiner Vorfahren erfüllte. Daher die unbeugsame Willenskraft, durchzuführen, was man sich einmal zum Ziel gesetzt hat.' Nun, ich rate Ihnen zu dem schweren Versuch, die Geschichte Ihres Hauses einmal voraussetzungslos, und als ob Sie Müller oder Schulze hießen, zu lesen und

dann festzustellen, ob wirklich jeden einzelnen Hohenzollern die felsenfeste Überzeugung von seiner Mission erfüllte und wieviele von ihnen die unbeugsame Willenskraft besaßen, die der Kaiser rühmt. Und ferner rate ich Ihnen, wenn einst die Zeit erfüllt sein wird, nicht als Rhapsode des Hohenzollernruhmes aufzutreten, sondern diese Aufgabe anderen zu überlassen, aus deren Munde die Hymne überzeugender klingt. An Wettbewerbern wird es nicht fehlen.

Nein, wir glauben nicht mehr daran, daß wir den Hohenzollern allein das ‚wundervolle Gebilde' des preußischen Staates verdanken. Wir wollen die erzieherischen Verdienste einzelner unter ihnen nicht verkennen, aber gegen den usurpatorischen Versuch, jede nationale Leistung ausschließlich auf das Konto dieser einen Familie zu setzen, müssen wir uns verwahren. Wir sehen ja an der Vergewaltigung der jüngsten Geschichte nur zu deutlich, wie solche Legendenbildung entsteht und wie sie fortwuchert.

Wilhelm der Erste war gewiß ein vortrefflicher Mensch und ein Mann von wahrhaft königlichen Eigenschaften. Die schönste von ihnen war die ‚hohe Sachlichkeit', die Bismarck an ihm rühmt. Durch diese hohe Sachlichkeit wurde er zur Persönlichkeit, und in diesem Zuge verbindet er sich dem ihm so völlig wesensfremden großen Friedrich. Er war aber weder ein Intellekt ersten Ranges noch ein Willensgenie, und die Darstellung, die der Kaiser von seinem Wollen und Wirken gibt, ist grundfalsch und mußte es schon deshalb sein, weil sie sich nicht um Objektivität bemühte, sondern nur der Offensive gegen Bismarck dienen sollte. Am 28. Februar 1889 sagte der Kaiser noch mit schmuckloser Herzlichkeit: ‚Mein Großvater war der älteste unter den Kollegen, sein Wort und sein Rat wurde gesucht, und man tat ihm viel zuliebe.' (Wäre an die Stelle dieses ruhigen, bürgerlichen, dem Zeitempfinden entsprechenden Tones nicht der herausfordernde, archaistische Pomp getreten, es stände manches anders!) Im Jahre 1897 aber hielt der Kaiser bei dem Festmahl des brandenburgischen Provinziallandtages jene Rede, in welcher das Bild Wilhelms des Schlichten zum höheren Ruhme der Monarchie völlig umgedichtet wird. (Heine hat vielleicht recht, wenn er sagt, daß Scott den Geist der englischen Geschichte besser wiedergebe als Hume, aber eine solche Umdichtung setzt intuitive poetische Kraft voraus, und diese besitzt Wilhelm der Zweite nicht.) ‚Wir können', sagte der Kaiser, ‚ihn verfolgen, wie er langsam heranreifte von der schweren Zeit der Prüfung bis zu dem Zeitpunkt, wo er als fertiger Mann, dem Greisenalter nahe, zur Arbeit berufen wurde, sich jahrelang auf seinen Beruf vorbereitend, die großen Gedanken bereits in seinem Haupte fertig, die es ihm ermöglichen sollten, das Reich wiedererstehen zu lassen. Wir sehen, wie er zuerst sein Heer stellt aus den dinghaften Bauernsöhnen seiner Provinzen, sie zusammenreiht zu einer kräftigen, waffenglänzenden Schar; wir sehen, wie es ihm gelingt, mit dem Heer allmählich eine Vormacht in Deutschland zu werden und Brandenburg-Preußen an die

führende Stelle zu setzen. Und als dies erreicht war, kam der Moment, wo er das gesamte Vaterland aufrief und auf dem Schlachtfeld der Gegner Einigung herbeiführte.

‚Meine Herren, wenn der hohe Herr im Mittelalter gelebt hätte, er wäre heilig gesprochen, und Pilgerzüge aus allen Ländern wären hingezogen, um an seinen Gebeinen Gebete zu verrichten. Gott sei Dank, das ist auch heute noch so! Seines Grabes Tür steht offen, alltäglich wandern die treuen Untertanen dahin und führen ihre Kinder hin, Fremde gehen hin, um sich des Anblickes dieses herrlichen Greises und seiner Standbilder zu erfreuen. Wir aber, meine Herren, werden besonders stolz sein auf diesen gewaltigen Mann, diesen großen Herrn, da er ein Sohn der Mark war.' Und weiter: ‚Das Gefecht aber können wir nur siegreich durchführen, wenn wir uns immerdar des Mannes erinnern, dem wir unser Vaterland, das Deutsche Reich verdanken, in dessen Nähe durch Gottes Fügung so mancher brave, tüchtige Ratgeber war, der die Ehre hatte, seine Gedanken ausführen zu dürfen, die aber alle Werkzeuge seines erhabenen Wollens waren, erfüllt von dem Geiste dieses erhabenen Kaisers.' Nun wissen wir ja alle, daß Wilhelm der Erste nie daran gedacht hat, das Reich wiedererstehen zu lassen. Er war durch und durch Preuße, betrachtete den Kaisertitel als ‚Charaktermajor' und war so verstimmt darüber, daß dieser Titel ihm aufgedrängt wurde, daß er den Grafen Bismarck am Tage der Krönung zu Versailles ostentativ ignorierte. Er war auch keineswegs ein ‚gewaltiger Mann', sondern trotz hohen persönlichen Mutes in allen Stunden der Entscheidung zaghaft und unentschlossen. Er hätte im Jahre 1862 abgedankt, wenn Bismarck ihn nicht am Portepee gefaßt hätte. Und auch politischen Weitblick kann man ihm nicht zusprechen, da er sich nach dem Siege über Österreich ohne Landerwerb nicht zufrieden geben wollte und die wirklich nicht sehr fernliegenden Gründe des Ministers, der zu weiser Mäßigung riet, nicht zu würdigen vermochte. Auch die Indemnität wollte er nicht nachsuchen, die doch die unerläßliche Voraussetzung jeder fruchtbaren gemeinsamen Arbeit war. *Immer war es Bismarck, der ihn fortriß und dann wieder zurückhielt, ihm die Kraft zu Entschluß und Verzicht gab und ihn an seiner sicheren Hand vorwärts führte.*

Aber nicht allein Wilhelm der Erste gilt dem Kaiser als ‚groß'. Auch die leidverklärte Königin Luise wird mit diesem Beiwort geschmückt, auch die Kaiserin Augusta wird auf dies Piedestal erhöht. Dem Prinzen Friedrich Karl, der ohne Zweifel ein begabter Heerführer war, wird ein ‚eiserner, gewaltiger Charakter, mächtiger Wille und strategisches Genie' nachgerühmt. Kurz, jeder, der der regierenden Familie angehört, ist eo ipso ‚groß', und alle diese Figuren werden allmählich so konventionell und sehen einander so gleich wie die Puppen der Siegesallee. Wie unendlich viel verlieren Persönlichkeiten, wie die Königin Luise und die Kaiserin Augusta, der ‚Feuerkopf', der dem Kanzler das Leben so schwer machte, durch diese uniformierende Verherrlichung! . . ."

Der Kaiser spreche gern von seiner schweren, opfervollen Arbeit: „Als er im Oktober 1888 von Wien und Rom zurückkehrte, sagte er der Deputation des Berliner Magistrates, er habe ‚seine Gesundheit und alle Kräfte eingesetzt, um durch Anknüpfung von Freundschaftsbanden den Frieden und die Wohlfahrt des Vaterlandes zu sichern'. Diese Äußerung befremdet. Wie viele Kaufleute unternehmen ganz andere Reisen, um Geschäftsverbindungen anzuknüpfen, und der Monarch, der auch unterwegs jeden denkbaren Komfort genießt, behauptet, bei einem Ausflug nach Wien und Rom seine Gesundheit eingesetzt zu haben? Ja, was hat denn dann Wilhelm der Erste getan, als er mit vierundsiebzig Jahren in den Krieg zog? Die Palette hat keine Farben mehr, um diesen Opfermut zu schildern. Der Kaiser spricht von den ‚schweren Pflichten, den niemals endenden, stets andauernden Mühen und Arbeiten'. Dazu muß ich bemerken, daß wir bürgerlichen Arbeiter zwar keineswegs die Verantwortung unterschätzen, die auch in der konstitutionellen Monarchie noch auf dem Herrscher lastet, daß wir aber nicht den Eindruck haben, daß der Kaiser so übermäßig viel arbeitet. Wir können ja seine Arbeitsleistung im Hofbericht ziemlich genau verfolgen. An Erholung fehlt es ihm wahrlich nicht; Jagden, Reisen, Theater, Ausstellungen, Kostümfeste, Prunkdiners bieten hinreichende Gelegenheit, Atem zu schöpfen. Im Volke sagt man sich: Wir arbeiten anders. Härter, anhaltender, unter ungünstigen Bedingungen und meist mit dürftigem Ergebnis. Vor kurzem brachte die hiesige ‚Neue Gesellschaftliche Korrespondenz' die folgende Übersicht über die Zeitverwendung des Kaisers vom 7. Mai bis zum 7. Juni: ‚Beglückwünschung des österreichischen Kaisers mit den deutschen Bundesfürsten in Wien, Besuch beim Fürsten Fürstenberg in Donaueschingen zur Jagd, Einweihung der Hohkönigsburg, Aufenthalt in Wiesbaden zu den Festspielen, Besuch des Regiments 116 in Gießen, Jagdbesuch in Pröckelwitz, Teilnahme an der Jahrhundertfeier der Leibhusarenbrigade in Danzig und Besuch der Marienburg, Abhaltung der Paraden in Potsdam und Berlin, verschiedene Truppenbesichtigungen, Teilnahme an der Jahrhundertfeier des Leibregiments in Frankfurt an der Oder.'

Nun kann man ja sagen, Repräsentation sei auch Arbeit, allerschwerste sogar. Aber das ist individuell; dem einen ist sie eine Bürde, dem anderen ein Bedürfnis. Dem Kaiser ist sie — denn sie ließe sich sehr einschränken — sicher ein Bedürfnis. Aktivität soll ihm nicht abgesprochen werden, aber von Arbeit haben wir — wir Volk, wie Dehmel sagt — einen anderen Begriff. . ."

Ja, es geht wahrlich ein Geist „finsterer Unbotmäßigkeit" durch die teutschen Lande. Was treugehorsamen Untertanen noch unlängst heißersehnte Ehr' und Auszeichnung war, will sie heute schier unvereinbar mit männerstolzer Würde „freier Bürger" bedünken. Statt sich mit ihrem städtischen Oberhaupte hochgeehrt darob zu spreizen, daß es ihm noch immer gestattet wird, am Brandenburger Tor mit dem Hute in der Hand den

Gästen des Kaisers aufzuwarten, daß es ihm sogar nicht untersagt wird, an den Wagenschlag der hochfürstlichen Equipage heranzutreten und den Insassen das unverbrüchliche Gelübde grenzenloser Ergebenheit und Dankbarkeit der gesamten Berliner Bürgerschaft abzulegen, — statt solch einzig wahrer patriotischer Gesinnung äußern unbotmäßige Elemente besagter Bürgerschaft frivole Zweifel an der Würdigkeit sotaner Aufwartung. Und gar der allweil noch rüstige Barde des „Kladderadatsch" schlägt also trauerharfend die Saiten:

Es steht ein Mann im Sonnenbrand
Am Brandenburger Tor.
Er steht da wie er oft schon stand
Und hält den Hut in seiner Hand,
Blickt selten nur empor.

Er denkt, nicht immer war's so heiß
An diesem schönen Ort.
Oft stand ich hier in Schnee und Eis,
Den Bart vom Reife puderweiß,
Und fror und konnt' nicht fort.

Da horch! Musik und Trommelschlag,
Der fremde Fürst zieht ein!
Der Mann tritt an den Wagenschlag
Und spricht, so schön er es vermag,
Sein Willkommssprüchelein.

Und ist das Sprüchlein endlich aus,
Dann hebt der Festtag an;
Der Mann geht wieder still nach Haus,
Und keiner fragt beim Königsschmaus
Mehr nach dem guten Mann.

Vom Fenster freundlicher Leute hat ein Mitarbeiter des „Berliner Tageblatts" der Begrüßungsszene beim „Einzug" des Königs von Schweden und seines kaiserlichen Gastgebers am Brandenburger Tor beigewohnt — unter einem bleigrauen Himmel, in einer schwülen Gewitterluft. „Ich überlasse es", so schreibt er, „den Festberichterstattern, die Farbenpracht der Uniformen zu schildern, und das Embonpoint des neuen Polizeipräsidenten, und die Anmut der grünbekränzten Ehrenjungfrauen, die diesmal aus der jüngeren Nachkommenschaft gewählt waren und noch kurze Tanzstundenkleidchen trugen. Das gemeine Volk war, wie sich das von selbst versteht, überall vom Erdboden vertilgt oder weit zurückgedrängt, und auf dem Pariser Platz wurden außer einigen Schweden und den Magistratsfamilien nur Gardeuniformen geduldet. Von Zeit zu Zeit wankte ein Kürassier zur Ambulanz, weil ihm die tropische Hitze auf die Nerven gefallen war. Die Mitglieder des Magistrats hielten sich unter ihren Zylindern wie Männer, und die Ohnmacht unserer Stadtverwaltung ward äußerlich nicht sichtbar.

Herr Kirschner und die Seinigen waren frühzeitig zur Stelle gewesen, und da sie zu früh erschienen waren, mußten sie lange warten. Die Hofequipagen, die dicht an ihnen vorüberjagten, wirbelten ihnen den Staub in die Nasen, und ihre Gesichter glänzten wohl mehr im Schweiß, als aus innerer Zufriedenheit. Dann kam endlich der Moment, wo die schwedische Nationalhymne ertönte, die treuen Kriegervereinsbrüder in der Charlottenburger Chaussee ihr Hurra brüllten und die Schweden mit den Taschentüchern winkten. Der Oberbürgermeister von Berlin trat, mit dem Hute in der Hand, an den Wagen heran und sprach, während Kaiser Wilhem an ihm vorüberblickte, seinen Willkommensgruß. Eine leise Furcht mußte bei dieser Szene den Zuschauer beschleichen. Die Furcht, daß einmal ein fremder Monarch, nicht gewohnt an solche Auftritte, dem Redner auf dem Straßenpflaster einen Groschen in den Hut werfen könnte.

Es ist viel über diese Empfangsmethode gesprochen und geschrieben worden und alles Reden und Schreiben hat leider nichts genützt. In keiner anderen Hauptstadt wartet der Oberbürgermeister wie ein Portier am Tore, und nur der Berliner Oberbürgermeister scheint zu einer solchen Rolle verurteilt. Die Londoner City hat den Deutschen Kaiser in ihr Haus, in die Guildhall, gebeten, aber der Magistrat der deutschen Reichshauptstadt wirft sich fast unter die Hufen der Pferde" . . .

Daß der Empfang fremder Fürstlichkeiten durch die städtischen Behörden nur dann einen Sinn hätte, wenn die hohen Herrschaften der Stadt einen Besuch zu machen gedächten, das — bedarf nur für deutsche Bürger einer Begründung. Denn nirgends, bei keinem aller der bisherigen Fürstenbesuche in Berlin, hat auch nur entfernt der Schimmer einer Absicht obgewaltet, der bürgerlichen „Rotüre" eine solche Aufmerksamkeit zu erweisen. „Die hohen Herren", so hilft die „B. Z. a. Mittag" dem etwas schwerfälligen Begriffsvermögen gewisser Leute auf die Sprünge, „besuchen den Kaiser, der in Berlin wohnt, und kümmern sich sonst um Berlin weniger als irgend ein Fremder, der die Gelegenheit eines freundschaftlichen Besuches in Berlin meist auch dazu benutzt, allerlei Studien an dem großen Kommunalwesen zu machen, das bei allen Mängeln doch immer noch vorbildlich für tausend belangreiche Gebiete des öffentlichen Lebens ist. Bei Fürstenbesuchen am Berliner Hofe wird alle für die Gäste verfügbare Zeit auf Hoffestlichkeiten, Paraden und eventuell diplomatische Verhandlungen verwendet, so daß schlechterdings für eine Anknüpfung von Beziehungen zur Stadt Berlin, sofern überhaupt der Wunsch dazu vorhanden wäre, nichts übrig bleibt. Die Stadt Berlin braucht sich darüber nicht zu beklagen, zumal bei ihr alltäglich illustre Gäste, Männer von Weltruf und hoher Sachkenntnis, aus und ein gehen, um zu sehen und zu lernen. Aber ebensowenig hat die Stadt Grund, Besuche zu ‚empfangen', die ihr gar nicht zugedacht sind.

Am allerwenigsten darf sie die Gäste des Hofes am Brandenburger Tor ablauern, um ihnen eine Empfangsrede zu applizieren. Wenn fremde Fürstlichkeiten den Wunsch haben, außer bei Hofe auch bei der Stadt einen Besuch zu machen, so müssen sie diesem Wunsche deutlichen Ausdruck geben; alsdann wird ihnen ein Empfang auszurichten sein, wie er der Würde der Stadt und der Wertschätzung entspricht, die Berlin diesem Besuche entgegenbringt. Dabei würde von vornherein die Zylinderparade am Kutschenschlage, wie überhaupt die ganze Wallfahrt nach dem Brandenburger Tor wegfallen. Wenn die Stadt den Einzug eines siegreichen Heeres begrüßt, so empfängt sie ihre eigenen Söhne, die aus schwerer Kriegsgefahr heimkehren. Ihnen darf sie wiedersehensfreudig ein gut Stück Weges entgegengehen, um sie ins alte Heim zu geleiten. Fremde Fürstlichkeiten, wenn sie ausdrücklich der Stadt Berlin einen Besuch machen wollen, werden an der Stätte zu empfangen sein, wo die offizielle Vertretung Berlins ihren Sitz hat, oder wo sie im Einvernehmen mit den Bürgern eine besondere Stätte für festliche Empfänge bereitet. Auf dem Fahrdamm einer Straße im Sonnenbrand und Regen vor dem Kutschenschlag eines fremden Fürsten, womöglich eines noch ganz jungen Mannes, mit entblößtem Haupte zu stehen, das ziemt sich nicht für die ernsten und ehrbaren Männer, die ein Gemeinwesen von der Bedeutung Berlins leiten. Ein ähnliches Empfinden haben wohl auch sehr häufig die fürstlichen Personen, die in dieser Weise empfangen werden und daheim solche Symptome des Byzantinertums nicht kennen gelernt haben. So erklärt es sich, daß sie die feierlichen Akte der Begrüßung meist ins Gemütliche, Harmlose und Einfach-Menschliche hinüberzuleiten versuchen, weil ihnen das innerlich näher liegt als die steife Offiziösität der Selbstdemütigung so alter und ergrauter Männer.

Daß eine Begrüßung fremder fürstlicher Gäste im Rathause der Stadt durchaus nicht dem geltenden Hofzeremoniell widerspricht, ersieht man daraus, daß auch der Deutsche Kaiser in London zu Guild-Hall der Stadt seinen Besuch gemacht hat.“ . . .

Spaßhaft wäre es ja, wenn sich bestätigte, daß es u. a. diese Aufwartung am Brandenburger mit ihrem Drum und Dran ist (die Berliner nennen's „Klimbim“), die den wohl am heißesten ersehnten Besuch von Berlin fernhält. Der „Germania“ wird nämlich zu der deutschen Frage: weshalb König Eduard nicht nach Berlin kommt, von angeblich unterrichteter Seite geschrieben: „König Eduard ist seiner ganzen Veranlagung nach ein Freund bequemen Verkehrs und Gegner aller geschraubten Förmlichkeiten, er liebt es nicht, gleich einem ‚weißen Elefanten von Siam‘ durch das Brandenburger Tor einzuziehen und vom Oberbürgermeister, Bürgermeister, den städtischen Vertretern, vielen Hundert von Ehrenjungfrauen und Tausenden von Schulkindern begrüßt zu werden. Ebensowenig gefällt ihm das militärische Aufgebot und sonstige Gepränge, welches ihm zu Ehren unerläßlich wäre, wenn er einen offiziellen Besuch in Berlin machen wollte.

Auf ihn, als gereiften Mann und Regenten, der seinem Lande eine politische Stellung, wie es sie vielleicht noch nie zuvor besessen hat, durch seine kluge Diplomatie ohne jeden Tamtam zu schaffen wußte, machen die pomphaften Äußerlichkeiten einen unangenehmen Eindruck, er weiß seine Zeit besser zu benutzen, als sich solchen ihm unerwünschten Ehrenbezeigungen auszusetzen. Man würde deshalb wohl fehlgehen, wenn man König Eduards Fernbleiben von Berlin als einen unfreundlichen Akt gegen Deutschland ansehen wollte. Viele andere, die derartige ‚Feierlichkeiten' aktiv oder passiv mitzumachen genötigt sind, würden vielleicht am liebsten seinem Beispiel folgen, wenn sie nicht glaubten, sich ihnen unterziehen zu müssen. In manchen anderen europäischen Staaten hat man für derartige geräuschvolle prunkhafte Ehrenbezeigungen, die für den Gefeierten des Tages mehr eine Last als eine Annehmlichkeit bilden, kein rechtes Verständnis mehr; selbst im Orient, wo doch die Wiege des Byzantinismus gestanden hat, kommt man allmählich davon ab. Vielleicht kommt auch für das Deutsche Reich einmal die Zeit, wo Monarchen sich ihre Besuche in einer Form abstatten, bei denen die Äußerlichkeiten sich einfacher, dafür aber die inneren Sympathien sich um so aufrichtiger und herzlicher gestalten."

Berliner liberale Blätter glauben zwar in ihrem ahnungsvollen Gemüte nicht, daß der Hof leichten Herzens auf diese Huldigungszeremonien verzichten werde. Warum aber entschließe sich das Bürgertum selbst nicht zu einem solchen Verzicht? Sei doch in der Berliner Stadtverordnetenversammlung schon einmal die Rede davon gewesen, wie man sich bei Fürstenbesuchen ein Weniges „würdiger" verhalten könne. Warum mache man nicht mit der Abschaffung der Kutschenschlaghuldigung auf offener Straße den Anfang? Warum nicht vor allem diese erste dringende „Reform"?

Warum? Nun, weil die große Mehrheit der Berliner Stadtverordneten ein „Bedürfnis" hiefür „nicht vorliegend" erachtete und die „Frage", als sie im Stadtparlament bescheiden angeschnitten wurde, schleunigst von ihrer Tagesordnung absetzte.

Hiernach hätte nur eine solche „Reform" Aussicht auf Erfolg. Die nämlich, daß das Stadtoberhaupt gleich bei der Abfahrt vom Bahnhof auf der fürstlichen Equipage „hinten aufsitzt". Dann brauchte er wenigstens seinen Zylinder nicht bis zur Erlahmung hinzuhalten, riskierte also auch nicht, daß ihm irgendeine schalkhaft veranlagte Fürstlichkeit — King Eduard möchte es schon fertig bekommen! — einmal doch eine Münze „aus Versehen" hineinwirft. Nein, er könnte, er müßte sogar den Hut während der ganzen Fahrt aufbehalten und die Arme bequem verschränken.

Um die „Volksstimmung", die Stimmung „da unten", scheint man sich bei uns herzlich wenig zu kümmern. Sonst würde man gerade die gegenwärtige nicht für günstig halten, eine Aktion für Erhöhung der kaiserlichen Einkünfte aus den Mitteln der Steuerzahler einzuleiten. Es geht eben auch ohne „Stimmung". „Kaum sind ein paar Wochen seit der

offiziösen Ableugnung der ersten Mitteilung ins Land gegangen," schreibt die Berliner „Volkszeitung", „und schon werden Einzelheiten des Erhöhungsplanes bekanntgegeben. Danach sind wegen der Erhöhung Besprechungen zwischen dem Oberhofmarschallamt und dem Ministerium des Inneren eingeleitet worden. Angeblich handelt es sich dabei ‚nur' um eine Mehrforderung von etwa 1¹/₄ Million, die ausschließlich der Erhöhung der Gehälter der von der Krone besoldeten Beamten zugute kommen soll.

Das klingt so, als bewege sich die Forderung lediglich im Gleis des unvermeidlich Notwendigen, zumal dabei Bezug genommen wird auf die Erhöhung der Gehälter der Staatsbeamten. Nicht erörtert aber wird dabei in der offiziösen Presse, ob nicht eine große Zahl von oberen, mittleren und unteren höfischen Beamten entbehrlich wäre, wenn der Zuschnitt der Hofverwaltung den vorhandenen Mitteln in Zukunft mehr angepaßt würde. Als Friedrich Wilhelm I. zur Regierung kam, schränkte er die Zahl der Hofbeamten in kolossalem Umfange ein und ließ eine große Einfachheit Platz greifen. Und es ging auch so. Ferner wird in der offiziösen Mitteilung, die für die Mehrforderung Stimmung zu machen sucht, die Frage nicht untersucht, ob nicht jetzt schon die Hofbeamten weit höhere Einkünfte haben als diejenigen Beamten der Zivilverwaltung, die ihrer Arbeit nach als mit ihnen gleichgestellt zu erachten sind.

Von diesen Momenten aber abgesehen: Nicht lange nach dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers ist erst die Zivilliste um 3¹/₂ Millionen — geschrieben drei und eine halbe Million Mark — erhöht worden. Damit ist für lange Zeit den weitestgehenden Ansprüchen auf alle Erfordernisse einer glanz-, pracht- und prunkvollen Hofhaltung Rechnung getragen worden. Wenn wirklich für die Erhöhung der Hofbeamtengehälter mehr als eine Million aufgewendet werden müßte, so würde es der umsichtigen Hofverwaltung sicher gelingen, durch eine Einschränkung der Ausgaben für eigentliche Prunkveranstaltungen an solchen Stellen und bei solchen Gelegenheiten Ersparnisse zu machen, an und bei denen ohne die geringste Schädigung des Ansehens der Krone mit weniger Aufwand auszukommen ist. Der alte Kaiser Wilhelm hatte von 1861 bis 1868 ‚nur' 9¹/₅ Millionen Mark, von da bis zu seinem Tode ‚nur' 12¹/₄ Millionen Mark Zivilliste; gleichwohl hatte er eine Summe von etwa 52 Millionen Mark in dieser Zeit zu sparen vermocht, und niemand wird sagen, daß er nicht genügend ‚repräsentiert' oder daß das Deutsche Reich unter ihm nicht im höchsten Ansehen gestanden habe.

Von anderer Seite wird behauptet, dem Kaiser solle von Reiches wegen eine Jahresdodation von etwa 10 Millionen Mark gezahlt werden. Es würden Versuche gemacht, maßgebende Parlamentarier für diese Idee zu gewinnen. Wir zweifeln nicht, daß, wenn man an gewisse Parteien mit dieser Forderung herankäme, man dabei auf ein willfähriges Entgegenkommen stoßen würde. Namentlich würden die freisinnigen Block-

Bülowianer gewiß nicht nein sagen. Sie haben die Forderungen für die Hohkönigsburg erst abgelehnt, und zwar unter sehr scharfen und despektierlichen Redewendungen. Später haben sie, als der Block ihnen die bekannten ‚anderen Grundsätze‘ beibrachte, mit Hurra für die Forderungen gestimmt. Das gibt eine gute Gewähr für andere Forderungen. Es ist ja auch überdies ungeheuer einfach, zu sagen: Bei einem Defizit von einer halben Milliarde kann es auf zehn kleine Millionen nicht ankommen. Was zu beweisen war."

In dem Kranze der schönen Dinge, die uns die neue Reichsherrlichkeit unter dem Zeichen des Blocks schon beschert habe und noch bescheren werde, habe die Erhöhung der Zivilliste „gerade noch gefehlt"!

Auch die „Kölnische Volkszeitung" zweifelt nicht an der Annahme des Planes: „Die Konservativen und die Nationalliberalen sagen so leicht nicht ‚nein‘, wenn es sich um einen Wunsch des Kaisers handelt, außerdem liegen verschiedene Gründe vor, die uns mutmaßen lassen, daß auch die ‚Freisinnigen‘ ganz bestimmt dafür zu haben sein würden. Im ‚Tiergartenviertel‘ ist man an einen großen Luxus gewöhnt und sucht einen solchen Luxus auch am kaiserlichen Hofe um so mehr zu fördern, weil dann der in bescheidenen Verhältnissen lebende Landadel gleich der ‚Krähwinkeler Landwehr‘ nicht mitkommen kann. Um so mehr hat also die Finanzaristokratie Aussicht, den Monarchen für sich mit Beschlag zu belegen. Man erkennt hieraus die weise Voraussicht, welche der Kanzler zeigte, als er den Freisinn hof- und regierungsfähig machte. Sollte Fürst Bülow einmal seinen Posten quittieren müssen, so kann er diesen Politikern folgendes ins Dienstbuch schreiben: ‚Die Freisinnige Partei hat mir von Anfang des Jahres 1907 bis heute als Mädchen für alles treu und fleißig gedient. Allen Arbeiten, auch den schwersten und unbequemsten, unterzog sie sich mit Hingebung und Geduld. Ihre Lohnforderungen waren freilich oft unmäßig, doch begnügte sie sich schließlich auch mit den geringsten Vergütungen, so daß ich sie meinem Nachfolger dringend empfehlen kann. Gez. Bülow.‘"

Dem „monarchischen Gedanken", meint mit anderen nationalgesinnten Organen das „Deutsche Blatt", werde mit dieser Aktion „kein Liebesdienst erwiesen". Das ist noch sehr bescheiden ausgedrückt. Man muß nur die von vielen Hunderttausenden, ja Millionen gelesene sozialdemokratische und sonst radikale Presse daraufhin durchblättern, um einen Begriff davon zu bekommen, welche ätzende, fressende Säure damit auf den „monarchischen Gedanken" ausgespritzt worden ist. Der nächste Erfolg ist natürlich eine intensive Beschäftigung mit den Finanzverhältnissen der preußischen Krone, nicht zuletzt auch mit ihrer Finanzgebarung. So lesen wir in der „Welt am Montag":

„Ungefähr 15 Millionen sind es, die die Gesamtheit der preußischen Steuerzahler für den Unterhalt des herrschenden Hauses zahlen muß, und zwar Jahr für Jahr. Daran ändert der Umstand nichts, daß diese Summe

in fast zwei gleiche Hälften mit verschiedenen Bezeichnungen zerfällt, nämlich eine sog. Zivilliste und einen sog. Dispositionsfonds. Letzterer wurde seinerzeit genehmigt, um dem Könige die Möglichkeit zu geben, ‚Gnaden' in Gestalt von Unterstützungen, Geschenken, Stiftungen zu machen. Er war also gewissermaßen als ein großer Unterstützungsfonds gedacht; der König von Preußen war nominell der Geber und hatte ihn zu verwalten, der wirkliche Geber aber war die Menge der Steuerzahler. Bei der Schaffung des Fonds vergaßen leider die Vertreter der eigentlichen Geber, die sogenannten Volksvertreter, sich den Einblick in die Rechnungslegung dieser immerhin doch nicht gerade unbedeutenden Summe vorzubehalten, sie wollten dem Veilchen gleichen, das im Verborgenen blüht und sich selbst genügt. Die Verwaltung des Fonds hat dementsprechend niemals etwas über ihre Prinzipien bei Verteilung der Unterstützungen oder anderweitige Verwendung der Summe verlauten lassen, geschweige denn wäre jemals irgendwie öffentlich oder in den gesetzgebenden Körperschaften Rechnung gelegt worden. Nach Lage der augenblicklich geltenden Gesetzesbestimmungen ist die Verwaltung auch nicht hierzu verpflichtet ...

Daß täglich Tausende ein Gesuch an die persönliche Adresse des Kaisers, der ja als solcher keinerlei Zivilliste erhält, sondern nur in seiner Eigenschaft als König von Preußen, richten, dürfte allgemein bekannt sein. Weniger schon, daß der Kaiser diese, vorläufig wenigstens, gar nicht zu sehen bekommt. Sie werden nämlich ausnahmslos im Geheimen Zivilkabinett eröffnet. Das Geheime Zivilkabinett ist keine Staatsbehörde, sondern eine höfische Einrichtung. Seine Tätigkeit kann demnach auch nicht in den gesetzgebenden Körperschaften einer Kritik unterzogen werden. Diese niemandem verantwortliche Dienststelle hat die Entscheidung darüber, ob ein Gesuch nun auch wirklich dem Adressaten, nämlich dem König, vorgelegt werden soll. Aber, dies ist doch der Zweck jedes Gesuches, denkt der Leser, was ist da noch zu entscheiden? Nun, nach Ansicht des Zivilkabinetts eignet sich eben nur eine verschwindende Minderzahl von Gesuchen zur Vorlage beim König. Warum eignen sich die anderen dazu nicht? Da hat das Papier ein Wasserzeichen, bei einem anderen Schreiben ist der Bogen nicht richtig gebrochen, bei anderen fehlt die zweizeilige schmeichlerische Anrede oder die ‚Ersterben'-Redensart am Ende. Ja, selbst Handschrift oder Typenart der Schreibmaschine spielen eine Rolle. Höchstens, wenn einmal eine besonders originelle Bitte oder sehr freie oder auffallende Angaben im Schreiben enthalten sind, wird eine Ausnahme gemacht. Solche Gesuche aber werden auch nicht etwa sofort vorgelegt, sondern immer erst gewissermaßen die Richtigkeit der Angaben durch eingeforderte Berichte der Staatsbehörden festgestellt.

Zu den wenigen Gesuchen, die überhaupt eine Beachtung im Zivilkabinett finden, rechnen diejenigen der Witwen und Waisen von Beamten und Offizieren, die um Erhöhung ihrer Bezüge bitten, ebenso diejenigen von pensionierten Beamten, die Zulagen wünschen. Sie werden immer an

die zuständigen Staatsbehörden abgegeben, finden also gewissermaßen eine amtliche Erledigung, die aber deswegen noch nicht den Wünschen des Antragstellers zu entsprechen braucht.

Diesen verschwindend wenigen glücklichen Gesuchsstellern steht die große Masse derjenigen gegenüber, die vielleicht das letzte Markstück dazu verwendet haben, um sich von irgend einem ‚Sachverständigen' ein Gnadengesuch machen zu lassen. Daß sie alle nicht den oben nur gestreiften Anforderungen entsprechen dürften, welche das Zivilkabinett natürlich ungeschrieben und nirgends bekannt gemacht als Norm aufgestellt hat, ist ohne weiteres klar. Sie bekommen daher alsbald im Zivilkabinett einen einzeiligen Aufdruck mit einem Gummistempel, der einzig und allein besagt: ‚An den Herrn Minister des Innern (bzw. des Krieges usw.). Berlin, den . . . . .' Man nimmt sich also nicht einmal die Mühe, die Dienststelle zu bezeichnen, welche diesen Stempel aufdrücken läßt, noch findet sich irgend eine Unterschrift unter dem Stempel. Würde eine derartige Übersendungsverfügung von einem Ministerium an das andere anzuwenden versucht werden, so würde das empfangende Ministerium sicherlich diese ungewöhnliche Form monieren; hier aber ist das Zivilkabinett der Absender, eine höfische Einrichtung, die als über dem Ministerium stehend angesehen wird; ist doch der Chef des Kabinetts derjenige, der mißliebig gewordene Minister zum Verschwinden auffordern muß, also ja nicht reizen!

Das Ministerium weiß trotz fehlender Unterschrift schon, wer der Absender ist, ohne jede Verfügung weiß es auch, was es nun zu veranlassen hat. Zunächst wird aus dem privaten an den König gerichteten Schreiben schleunigst eine amtliche Eingabe, indem es zum ersten Male in Journale eingetragen wird. Der Minister, bzw. der Vorsteher des Zentralbureaus oder einer seiner Hilfsbeamten vermerkt den zuständigen vortragenden Rat darauf oder auf dem Umschlag, ein Buchstabe des Ministers oder eines Direktors bekundet dessen Einverständnis, und nun beginnt die amtliche Behandlung. Daß das Zivilkabinett in dem vorliegenden Falle nichts tun will, folgt aus dem obenbeschriebenen Aufdruck, es kann sich also nur darum handeln, ob die staatlichen Behörden etwas tun sollen oder können. Bei der zugunsten reichlicherer Ausstattung des Dispositionsfonds nur dürftig erfolgten Dotierung anderer staatlicher Unterstützungsfonds muß sich der bearbeitende Rat von vornherein darauf beschränken, nur die allerdringendsten Sachlagen zu prüfen. Nur diese gibt er zur Berichterstattung an die nächst untergeordnete Behörde ab. Alle anderen aber zur ‚Prüfung und Bescheidung'. Aus letzterer Verfügung folgt ohne weiteres, daß das Ministerium nicht mehr mit dieser Angelegenheit befaßt werden will, vielmehr soll die untergeordnete Behörde nach eigenem Gutdünken den Antragsteller bescheiden. Nun haben aber die nachgeordneten Behörden keine selbständigen Fonds für diese Unterstützungszwecke, also auch wenn sie wollten, können sie beim besten Willen keinen zustimmenden, sondern nur einen ablehnenden Bescheid geben. Wozu denn dann noch die ‚Prüfung'? Daß diese lediglich

Formsache bleiben muß, wird schon äußerlich durch die stereotype, mitunter in den Konzepten vorgedruckte Redewendung dokumentiert, welche im Bescheid seitens vieler Ober- bzw. Regierungspräsidenten angewendet wird: Das unter dem . . . an des Kaisers und Königs Majestät gerichtete Immediatgesuch ist an den Herrn Minister des Innern gelangt und von diesem an mich zur Prüfung und Beschcidung abgegeben worden. Diese Prüfung hat stattgefunden, und sehe ich mich nach dem Ergebnis derselben nicht in der Lage, Ihrem Gesuch stattzugeben.

Derjenige also, der sich an den König gewendet hat, bekommt eine Ablehnung von einem Präsidenten oder Landrat. Er soll durch diesen Bescheid in den irrigen Glauben versetzt werden, daß die Ablehnung ein Ergebnis der Prüfung gewesen ist, während es schon vor Eintritt in diese Prüfung beschlossene Sache war und mangels Fonds sein mußte, das Gesuch abzulehnen. Und nun diese Prüfung! Wie oft werden uniformierte Schutzleute anstelle der zu diesem Dienst ausdrücklich verpflichteten Reviervorstände verwendet, wie oft wird der vor Mitbewohnern des Hauses oder selbst vor Familienmitgliedern verborgen gehaltene Notstand durch rauhe Hand an die Oberfläche gezerrt. Was gibt es für ein Gerede, wenn sich die Polizei beim Hauswirt noch nach einem Familienvater erkundigt, der den auf rückständige Miete wartenden Wirt kaum noch vertrösten kann! Und dies alles doch nur, um einen Schein zu wahren. —

Wo bleiben denn nun die vielen Millionen, wenn sie nicht zu Unterstützungszwecken verwendet werden? Das wird man erst erfahren, wenn sich die Volksvertretung ein Kontrollrecht gesichert haben wird. Wenn sich die Umwandlung des Fonds in einen Reichsunterstützungsfonds nicht ermöglichen läßt, an den alle die bisher an den König gerichteten Gesuche um Geschenke und Unterstützungen zur amtlichen Erledigung abgegeben werden müssen, dann sollten wenigstens diejenigen Zwecke gesetzlich festgelegt werden, denen die Millionen des Dispositionsfonds dienstbar gemacht werden dürfen.

Vor allem aber ist unter allen Umständen eine öffentliche Rechnungslegung über das Geld der Steuerzahler in diesem Falle wie in jedem anderen unumgänglich nötig; will der Träger der Krone auf diese Bedingung nicht eingehen, so kann keine Volksvertretung einer erneuten Bewilligung des Dispositionsfonds zustimmen, ohne sich dem Vorwurf auszusetzen, mit den sauer zusammengebrachten Pfennigen des kleinen Mannes Verschwendung zu treiben."

Wie stolz das klingt! In Wirklichkeit läßt sich „der Träger der Krone" in Preußen-Deutschland keine „Bedingungen" stellen, und er hat es auch — unter sotanen Umständen — gar nicht nötig. In Wirklichkeit wird die sogenannte „Volksvertretung" alles anstandslos bewilligen, was die Krone für gut befindet — ohne „öffentliche Rechnungslegung", ohne irgendwelche sonstige „Kontrolle". Und — die „liberale" Presse wird nicht die letzte sein, die ihr Ja und Amen dazu gibt. Denn wirklich: man kann ihr, wie

auch der Londoner Korrespondent der „Kölnischen Volkszeitung" bereitwillig anerkennt, nicht den Vorwurf machen, daß sie gegen „höhere Wünsche" ein taubes Ohr habe oder sich gegen die „Großen" im Reiche ungezogen benehme. In der „North American Review" oder auch sonst in der ausländischen Presse werde ihr vielmehr der entgegengesetzte Vorwurf gemacht.

„Die deutsche Presse soll byzantinischer und liebedienerischer sein als die englische, amerikanische, französische, italienische usw., auch als die österreichische und ungarische. Ein Journalist kann darüber nicht gut urteilen; seine Meinungsäußerung würde leicht als parteiisch betrachtet werden. Die maßgebende Instanz sind in diesem Falle die Leser. Nun gibt es aber auch Leute, die behaupten, heutzutage seien die Deutschen in ihrer Mehrheit überhaupt Byzantiner geworden, nicht nur die Zeitungsschreiber, sondern auch die Zeitungsleser. . . . Natürlich darf man weder alle Zeitungsleser noch alle Zeitungen in einen ‚Topf' werfen. Wahr ist aber, daß man bei gewissen Berichten des ‚Berliner Lokalanzeigers' förmlich empfindet, wie der Reporter schon bei dem Anblick der Livree eines prinzlichen Hoflakaien von Schauern der Ehrfurcht durchrieselt wird, und wenn er sich gar mit einem Wirklichen Geheimen Rat telephonisch unterhält, so scheint er vor dem Telephon als dem Organ des hohen Herren fortwährend Bücklinge zu machen. Und das ‚Berliner Tageblatt' wurde vor einigen Jahren von einer gesinnungsverwandten italienischen Zeitung charakterisiert als ‚ein demokratisches Blatt, das jeder Prinzessin zu ihrem Geburtstage gratuliert'.

Oft mischt sich der Byzantinismus mit dem Sensationalismus. Um ‚sensationelle' Nachrichten zu erhalten, möglichst aus ‚hohen' Kreisen, vor denen der arme staatsbürgerliche Erdenwurm im Staube kriecht, wird man Byzantiner. Und das Bemerkenswerteste dabei ist, daß gerade ‚*feudale*' *Organe*, wie die ‚Kreuzzeitung', *viel mehr Rückgrat und aufrechten Sinn zeigen*, *als Organe des Freisinns*, die förmlich gerührt werden, wenn sich einmal ein hoher Herr huldvoll zu ihnen herabläßt. In Blättern niedersten Ranges tritt hier noch die Degeneriertheit hinzu und dann wird allerdings eine Preßsuppe gekocht, vor der sich jeder Deutsche schämen muß. So wird natürlich die öffentliche Atmosphäre von schlimmen Bazillen förmlich durchseucht, aber was kümmert das die Berichterstatter und ihre Auftraggeber, die mit einem Auge nach ‚Pikanterien', mit dem andern nach der Abonnentenliste schielen?!

Alle diese Übelstände hängen auch damit zusammen, daß heute *die Gesinnungslosigkeit in der Presse eine so große Rolle* spielt. Wenn das nur in der Sensations- oder parteilosen Presse der Fall wäre, so würde es sich ja von selbst verstehen. Was soll man aber dazu sagen, daß selbst zwei führende Parteiblätter, die nationalliberale ‚Nationalztg.' und die freikonservative ‚Post' ‚fusioniert' werden sollen?! Es geschieht natürlich nur im Interesse finanzieller ‚Prosperität', denn die ‚Nationalztg.' ist nicht mehr lebensfähig. Aber es ist doch unerhört, daß sie sich jetzt mit einem freikonservativen Gaul vor dieselbe Droschke spannen lassen will. . . .

Die Klage über den zunehmenden politischen Indifferentismus hat wirklich Grund. So wirken Byzantinismus, Sensationshascherei und politischer Indifferentismus zusammen, um die deutsche Presse immer mehr herunterzubringen."

Ist unseren Leitartiklern bei höfischen Festen und sonstigen „Ereignissen" der Schnabel in seiner Art nicht immer noch ebenso „hold" gewachsen, wie weiland Adolf Glaßbrenners „Hofpoeten bei der Geburt eines Prinzen":

Heil uns!
Heute Morgen gegen drei Viertel auf Elfen,
Heil uns!
Einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen,
Heil uns!
Ist dem Volke ein Prinz geboren,
Zu Glück und Segen erkoren!
Heil uns!
Eine Kanone verkündet's durchs ganze Land:
Ein Prinz ist geboren von Zicke-Zacke-Zuckerkant!
Heil uns!

Heil uns!
Seine Durchlaucht geruhten bereits zu schreien,
Heil uns!
Und der Natur Höchstihr erstes Opfer zu weihen,
Heil uns!
Höchstsie sind bereits zum Major ernannt,
Und tragen das breite Würdenband!
Heil uns!
Sie haben Höchstselbst an der Brust schon gesogen,
Und bleiben dem Reiche in Gnaden gewogen.
Heil uns!

Doch wir tun den Zeitgenossen Glaßbrenners unrecht. So weit, wie wir, hatten sie's denn doch noch nicht gebracht. Sie hielten immer noch auf „Geburt" und „Stand". Wir aber haben uns weiter entwickelt. In unserem „demokratischen Zeitalter" darf der „Berliner Lokalanzeiger" seinen Lesern ein Interview unter dem faszinierenden Titel „Beim Multimillionär Armour" vorsetzen:

„Wir saßen in einer Ecke des Hotels. ‚Und — womit kann ich Ihnen dienen?' ‚Mr. Armour, Milliardäre sind in Deutschland etwas Ungewöhnliches. Und da wollte ich einmal aus eigener Anschauung erzählen, wie ein amerikanischer Milliardär aussieht. Was er tut, wie er spricht, kurz, was für ein Mensch er ist.' Armour lachte. ‚Na — dann sehen Sie mich mal genau an!' meinte er. ‚Ich hoffe, Sie werden finden, daß ich aussehe, wie jeder andere Mensch. Und so wie jeder andere Mensch lebe ich auch und — o, überhaupt', unterbrach er sich wieder lachend. ‚Sie haben verkehrt angefangen. Sie hätten mich fragen sollen, wie mir Berlin

gefällt? Da hätte ich gleich besser antworten können. Es gefällt mir nämlich ausgezeichnet.'" — Und so geht es weiter, stets mit dem gleichen Aufwand an Esprit und Tiefsinn. Schließlich kommt noch eine Pointe, die geradezu überwältigend ist. Lassen wir dem Herrn Interviewer wieder das Wort: „Ein Hotelboy überreichte eine Karte. Ich stand auf. Nach amerikanischer Art drückte mir Herr Armour die Hand. ‚Hat mich sehr gefreut.' ‚Eine Frage noch', unterbrach ich. ‚Eine persönliche, nach amerikanischer Art: wieviel — wieviel Geld haben Sie augenblicklich bei sich?' Der Gefragte blickte mich verdutzt an; vielleicht meinte er, ich wollte ihn zum Schluß — anpumpen. ‚Geld? — Wieviel Geld?' — ‚Nun,' erklärte ich, ‚ich möchte erzählen, wieviel Geld ein Milliardär im gegebenen Moment bei sich trägt.' Mr. Armour lachte herzlich. ‚Gemütlicher Mensch sind Sie! Doch — meinethalben! Sehen wir nach!' Alle Taschen suchte er durch. In der Billettasche des Rockes fand sich ein — Zehnmarkstück. ‚Da — sehen Sie!' Er hielt es zwischen Daumen und Zeigefinger in die Höhe. ‚Das ist alles!'"

Was mag der also Angepöbelte wohl für Begriffe von „deutscher Kultur", „deutscher Bildung und Sitte" in seine Heimat mitgenommen haben?

Am Ende ist es ja kein Unterschied, ob einer sich für die Windeln eines neugeborenen Prinzen begeistert oder für das Portemonnaie eines „Multimillionärs". Wer die Macht als solche anbetet, handelt ja nur folgerichtig, wenn er auch vor der Macht des Goldes kniet. Ist doch die Plutokratie die wahre Herrscherin unserer Zeit. Wie lange noch, — und auch die Monarchien werden durch ihr vergoldetes Joch gehen müssen? Ist es nicht zum Teil schon heute an dem?

Man fälscht nicht ungestraft die grundlegenden Werte, man opfert nicht ungestraft falschen Göttern. „In beängstigender Weise", so mahnte Otto Corbach im „Blaubuch", „wird heute von berufenen und unberufenen Hütern des öffentlichen Wohles der Unterschied zwischen politischen und wirtschaftlichen Werten verwischt. Das Streben nach sicherem, behaglichem, auskömmlichem Dasein überwuchert alles Streben nach Selbständigkeit. Dieser Zug der Zeit schwellt die Segel der politischen Machthaber. Die Patrizier im alten Rom kauften sich das Volk mit ‚Brot und Spielen' und hielten so die Zügel der Macht in der Hand. Die modernen Herrenkasten verfügen über ähnliche, aber weniger plumpe Mittel. Beamtenstellen, Orden und Ehrenzeichen gehören dazu. Politische Vorrechte bewirken eine unnatürliche Konzentration der Produktionsmittel, eine allgemeine Korruption der politischen Instinkte bewirkt es aber, daß das Volk über ungleiche Verteilung der Verbrauchsgüter schreit, wo es sich um ungleiche Verfügungsgewalt über Produktionsmittel handelt. Der Marxismus hat die deutsche Arbeiterbewegung verdorben, weil die Gleichung Eigentum = Genuß ökonomischer Unsinn ist. Marxismus ist ein Kampf gegen Windmühlen. Besitz gibt Macht, Güter zu vernichten, aber der Magen eines Millionärs ist doch

nicht größer als der eines Arbeiters. Die Fähigkeit, Güter zu vernichten, ist gering. Besitz, der unter staatlichem Schutze übertragbar ist, bietet aber auch die Möglichkeit, Einfluß auf den Prozeß der Güterproduktion zu erlangen, d. h. Verfügungsgewalt über Produktionsmittel. Jede Konzentration dieser Verfügungsgewalt, wie sie unter dem Einfluß politischer Machtfaktoren vor sich gehen muß, verringert die Bewegungsfreiheit der großen Masse des Volkes. Wer nun die Aufmerksamkeit eines Arbeiters einseitig auf sein Interesse an größerem Konsumanteil richtet, vernachlässigt sein Freiheitsbedürfnis. Das Verlangen, zu genießen, wird auf Kosten des Verlangens zu schaffen gestärkt. Die herrschenden Kreise haben nur das größte Interesse daran, die Volksführer in diesem Bestreben zu bestärken. Denn es ist leichter, über Sklavenseelen, die zufrieden sind, wenn ihren materiellen Bedürfnissen Genüge geleistet wird, zu gebieten, als über freie Menschen ..."

Die Umwertung politischer in wirtschaftliche Werte, so etwa schließt Corbach seine nur zu zeitgemäße Betrachtung, — diese Umwertung, die unser materialistisches Zeitalter auf dem Gewissen hat, macht es erklärlich, warum im deutschen Volke der Wille zur Freiheit so sehr geschwächt ist, warum es das Elend geistiger Knechtschaft kaum noch fühlt. Komfort und Fashion, womit der deutsche Geist von England aus angesteckt ist, sind die Götzen, unter deren betäubender, entmannender Herrschaft auch das Streben nach geistiger Freiheit und Selbständigkeit immer mehr erschlafft.

* * *

Gott sei Dank stoßen wir hie und da doch noch auf Männer (und erst recht Frauen!), die nicht nur den Mut der eigenen Meinung haben, sondern diese Meinung auch frisch und fröhlich durchzusetzen wissen — zum kreideweißen Entsetzen aller schlotternden Angstmeier und Leisetreter. Herzerquickend war da das „Verfahren" des Geheimen Regierungsrats Sch.-V., der, wie „Dr. Frosch" in der „W. a. M." sich ausdrückt, „den Mut hatte, an seinen persönlichen Wert zu glauben und die Unterwerfung unter das Urteil anderer, vom Klassen-, Ehren- und Duellpips Besessener abzulehnen. Der alte Herr (er ist fünfundsechzig!) geriet als Gutsvorstand, also in amtlicher Eigenschaft, unverschuldet in einen Konflikt mit dem Hauptmann K., in dessen Verlauf der Offizier ihn erst mit dem Ehrenrat und der Militärbehörde zu behelligen suchte und, da er damit kein Glück hatte, ihn endlich auf Pistolen fordern ließ. Darauf schrieb der Geheimrat dem Übersender der Herausforderung, gleichfalls einem Hauptmann, einen Brief, den man wohl mit einigem Recht als saftig bezeichnen kann. Da das Schreiben einige persönliche Beleidigungen enthielt, wurde der Geheimrat zunächst zu vierhundert, in zweiter Verhandlung jedoch nur zu hundert Mark Geldstrafe verdonnert. Das wird ihn nicht sehr schmerzen; denn dadurch kam der Brief, den der Empfänger sonst wohl schwerlich hinter den Spiegel gesteckt hätte, in die Öffentlichkeit. Er enthält — die als beleidigend er-

achteten Stellen übergehen wir gänzlich! — wahrhaft goldene Worte. Herr Sch. ließ dem Beleidigten mitteilen, er hätte sollen früher kommen, als er noch Primaner oder Student war, dann hätte er vielleicht die ‚Jugendeselei' gemacht; sodann fährt er fort: ‚Wenn ich mich hätte sollen mit jedem duellieren, der sich in meiner vierzigjährigen Dienstzeit durch eine amtliche Handlung von mir gekränkt fühlte, dann hätte ich in meinem Leben schon viel Löcher in die Luft schießen müssen. Die Institution des Ehrenrats ist der Gipfel des Lächerlichen. Der Ehrenrat umgibt nur für Narren eine Forderung mit einem Nimbus. Ich als alter Mann habe nur ein mitleidiges Lachen für derartige Jugendpossen und alle, die daran teilnehmen.' ...

Während der Handel des Geheimrats schwebte, wurde an ihn von der Militärbehörde die Anfrage gerichtet, ob er in irgendeinem militärischen Verhältnis stehe. Zu seinem Heile konnte er die Frage verneinen; sein Kostüm geriet also in keine Gefahr."

Und wenn schon!

„Dr. Frosch" knüpft nun an den Fall einige Betrachtungen, die ja nicht nach jedermanns Geschmack sein mögen, dafür aber auch — nicht „von Pappe" sind. „Billigerweise", so meint er treu und bieder, „ist jedem Menschen das weitgehendste Verfügungsrecht über sein Leben einzuräumen. Ebensowenig wie man ihm verbieten kann, sich selbst umzubringen, sollte man es ihm verwehren, sich von einem anderen massakrieren zu lassen. Jeder muß wissen, was er wert ist. Ist ein Mensch so völlig leer und dumm, so völlig von der Schätzung anderer abhängig, daß er entwertet zu sein glaubt, wenn ein Rüpel ihn schief anguckt: so soll es ihm unbenommen bleiben, sich niederknallen zu lassen, falls der Partner ihm diesen Gefallen erweisen will. Wir haben ja doch nicht das geringste Interesse daran, berufsmäßige Schafsköpfe mit aller Gewalt dem Leben zu erhalten. Also, liebe Duellfreunde, solange ihr unter euch bleibt und nicht ernsthafte und wertvolle Menschen mit euren Zumutungen behelligt: füttert euch mit blauen Bohnen, hackt euch zu Kochstücken oder schlagt euch die hohlen Köpfe ein. Wir werden euch keine Träne nachweinen: denn wir glauben von Herzen, daß euer Dasein weder für euch, noch für uns, noch für die Gesamtheit von irgendwelcher Bedeutung ist ...

Ich werde mich nun und nimmer dazu überreden lassen, daß es vernünftig sei, wenn ein zweibeiniges Nichts und ein Könner, ein Schafskopf und ein Genie, ein Faultier und ein strammer Arbeiter, ein Unreifer und ein innerlich Erwachsener (wer ist das mit zwanzig Jahren!), ein Nachbeter fremder und ein Produzent eigener Gedanken miteinander ums Leben würfeln, weil sie sich im Gedränge auf die Zehen getreten haben. Das heißt ein Königreich setzen gegen einen verschimmelten Pfennig. Ich werde es nie für sinnvoll halten, daß sich ein Mann, von dem Wohl und Wehe anderer abhängt, ein Familienvater, ein Unternehmer besonderer Art, ein Unentbehrlicher, einem Burschen vor den Pistolenlauf stellt, der keine Verant-

wortung trägt oder gar ein Schmarotzer ist, bloß weil dieser sich durch ein treffendes Wort verletzt fühlt. Ich halte es für anständig und richtig, sich zu entschuldigen, wenn man versehentlich oder wissentlich einem andern Unrecht zugefügt hat; gute Manieren sind im Interesse aller wünschenswert; aber weder die Tatsache, daß man einen andern, noch die, daß ein anderer einen selbst beleidigt hat, ist ausreichend, zur Drangabe des Lebens zu veranlassen, wenn dieses Leben einen bestimmten, schwer zu ersetzenden Wert hat. Persönliche Zusammenstöße sind im Leben nicht immer zu vermeiden; aber sie sind nie das Wesentliche im Dasein eines tätigen Mannes. Der hat seine Arbeit, hat Interessen, die ihn ausfüllen, hat innere Nöte genug, mit denen es fertig zu werden gilt, und hat oft genug auch Pflichten gegen Dritte, denen er sich nicht entziehen mag und darf. Damit hat er zu tun, ausreichend; und er hustet auf den Unberufenen, der sich mit seiner Schablonenauffassung von ritterlicher Ehre in seinen Kreis drängt und ihm zu Leibe will ...

Es wäre ... erträglich, wenn das Duell unter Leuten, die sich freiwillig dazu hergeben, straflos bliebe: Der Versuch aber, den andern zum Zweikampf zu zwingen, indem man ihm offen oder verborgen droht, ist eine moralische Erpressung, die die schwerste Strafe herausfordert. Wenn jemand zu einem andern sagt: ‚Falls du dich nicht schlägst, hast du von mir diese oder jene Schädigung zu erwarten', dann unterscheidet sich seine Methode in nichts von der Methode der zweifelhaften Elemente, die mit Mord, Brandstiftung oder Denunziation drohen, falls man nicht auf dem Postamt X eine bestimmte Summe für sie hinterlegt. Die Drohung mit gesellschaftlichem Boykott, d. h. Deklassierung, ist kein geringeres Übel als die Drohung, jemanden vor den Strafrichter zu bringen oder an Leib und Gut zu schädigen; und von jemand verlangen, daß er sein Leben in die Schanze wirft, damit eine angeblich lädierte Ehre wieder zurechtgeschustert werde, ist eine ebenso horrende Anforderung, wie wenn man ihm Geld für nichts und wieder nichts abzuknöpfen unternimmt. Da ist keine Spur von Ritterlichkeit mehr, sondern da ist Niedertracht und Tücke.

Der größte Witz indes, der in dem Duellproblem steckt, ist der, daß eben die Leute, die so grimmig und um jeden Preis nach blutiger Genugtuung lechzen, selbst nicht gesonnen sind, selbst um jeden Preis Genugtuung zu geben. Der Offizierstand ist ehrenwert. Aber der Stand der Dienstmänner ist das auch. Wie, wenn nun die Dienstmänner das Prinzip der unbedingten Satisfaktion zu dem ihren machten? (Es ist alles möglich; vor einer Reihe von Jahren gingen zwei Genossen dieser Zunft in einer kleinen Universitätsstadt auf Säbel los.) Würde wohl ein Leutnant oder Student einem derart korrekten Dienstmann mit der Waffe gegenübertreten? Er wird's nicht tun. Und doch gähnt zwischen einem Bürschchen von zwanzig Jahren, das nichts Besonderes gelernt hat und vielleicht nie etwas Besonderes leisten wird, und einem tüchtigen, gebildeten Mann, der ein Leben

voll Arbeit und Wirken hinter sich hat, ein weiterer und tieferer Abgrund als zwischen dem selben Bürschchen und einem Dienstmann. Wenn aber nicht die Gesinnung ausschlaggebend ist, sondern der Stand, um jemanden zu einem würdigen Duellgegner zu machen, dann frage ich, ob der Stand und die Uniform wohl jemandem angewachsen ist. Es ist wohl möglich, daß ein Jüngling, der sich heut im bunten Gefieder spreizt und einem Kaufmann gegenüber als Halbgott auftritt, ein halbes Jahr später dem selben Kaufmann eine Offerte in saurem Wein macht oder ihm, falls er mal nach New York fährt, daselbst die Stiefel wichst. Es kann sein, daß er alsdann ein weit nützlicheres Mitglied der menschlichen Gesellschaft ist als vorher: aber vielleicht betrachten ihn die ehemaligen Standesgenossen nicht mehr als satisfaktionsfähig.

Halte sich jeder zu seinesgleichen. Wenn Menschen freiwillig einen Selbstmörderklub gründen oder sich verschwören, forthin Stiefelwichse für Kaviar anzusehen, wenn sie darauf bestehen, die Dummheit zur Pflicht zu machen oder einen uniformierten Götzen anzubeten: mögen sie's tun, wir gründen, fressen, verdummen und beten nicht mit. Wenn ein Verein, dem keiner beizutreten braucht, sich darauf kapriziert, seinen Angehörigen die Lehre einzutrichtern, daß vor einem selbst unbedachten Wort Arbeit und Genuß, Kultur, Kunst, Interessen, Familie, kurz, jedes Leben und jeder Lebensinhalt als nichts zu achten sind, dann mag er es tun, wenn er sich streng innerhalb seines Rahmens hält. Aber ein Stand, der für notwendig gehalten wird und nur dadurch existiert, daß das Volk ihn bezahlt und ihm seine Söhne zuführt, darf sich nicht den Luxus erlauben, törichte und verderbliche Prinzipien wie den Duellzwang zu den seinigen zu machen. Es gibt unter den Offizieren, wie unter jedem Stande, genug Unintelligente und Unfähige; mögen die sich gegenseitig umbringen, wenn ihnen das ‚feudal' vorkommt — aber privatim. Wenn der Stand als solcher indes sich anmaßt, alle seine Mitglieder, auch die gescheiten und die leistungsfähigen, einem gesetz- und vernunftwidrigen Zwange zu unterwerfen, und wenn er sich vollends erlaubt, auch nach Außenstehenden zu tappen, sie zu belästigen und, falls sie widerstreben, zu schädigen: so sollte man ernsthaft daran denken, ihn zu reformieren. Solange das nicht erreicht wird, möge sich jeder nach Kräften seiner Haut wehren, wie der Geheimrat Sch. ... zur Freude seiner Mitbürger getan hat. Dann wird den Herren, die äußerlich und innerlich uniformiert sind, einigermaßen zu Bewußtsein gebracht werden, daß der Wert des Mannes seine Arbeit ist, nicht sein Stand und nicht sein Frack, und daß der Duellmut der Heroismus der Dummheit und Flachheit ist."

Warum geht's denn in England ohne diesen „Heroismus"? „Das alte ‚Gottesurteil durch den Kampf', eine Art gerichtlicher Entscheidung", schreibt der englische Generalmajor Sir Alfred Turner in der „Deutschen Revue", „beruhte auf der Auffassung, daß der Allmächtige der gerechten Sache Sieg verleihen würde, und war in England bis in die Regierungs-

zeit der Königin Elisabeth Brauch. Dieser Kampf auf Befehl einer Gerichtsbehörde bestand in vielen andern Ländern bis in eine viel spätere Zeit in derselben Weise, wie das moderne Duell, unter dem Einfluß von Haß, Rache, Eifersucht und wirklicher oder eingebildeter Ehrverletzung, noch immer in den meisten Ländern sich erhalten hat, mit Ausnahme der Länder englischer Zunge, in denen der Gedanke an ein Duell jetzt verspottet und verlacht wird. Letzteres ist den strengen Maßregeln zu verdanken, mit denen Wilhelm III. und einige spätere Regierungen gegen das Duellieren vorgegangen sind. Das Ungeheuer starb jedoch nur schwer, und das letzte Duell wurde in England im Jahre 1845, in Irland 1851 ausgefochten. Im Jahre 1844 setzte das englische Kriegsministerium solchen Kämpfen in der Armee, in der, wie man kaum hervorzuheben braucht, das Duellieren stets die zahlreichsten Anhänger gefunden hat, durch Vorschriften ein Ende, nach denen alle Offiziere, die an Duellen teilgenommen haben, vor das Kriegsgericht gestellt und entlassen werden müssen.

In Frankreich wird das Fechten von den meisten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und Journalisten als ein wesentlicher Teil der Erziehung und zum Schutze betrieben. Duelle finden ziemlich häufig statt, in den meisten Fällen mit recht harmlosem Ausgang.

In Belgien kommen Duelle kaum jemals vor, obwohl die gesellschaftlichen Anschauungen noch immer den Brauch in Geltung erhalten. Franzosen und Angehörige andrer Nationen kommen gelegentlich über die Grenze, um dort einen Zweikampf auszufechten.

Früher waren in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Duelle häufig und wurden mit äußerster Wildheit ausgefochten, die Kämpfenden gebrauchten sogar Bowiemesser; jetzt ist das Duellieren unbekannt, ausgenommen in seltenen Fällen in einem der äußersten Hinterwäldlerstaaten.

Nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten sind der Überlebende und seine Kampfzeugen in einem Duell des Mordes schuldig.

In Deutschland wird das Duell mit einigen Einschränkungen noch geduldet, obwohl es mit Festungshaft bestraft wird ...

England hat sicherlich aus der Abschaffung des Duells Vorteil gezogen, und man kann daraus die Folgerung ziehen, daß ein Gesetz mit ähnlicher vorteilhafter Wirkung auch anderswo aufgestellt werden könnte. Es ist oft geltend gemacht worden, daß dadurch, daß beide Duellanten bewaffnet sind, des starken Mannes physische Stärke auf das Niveau der Schwäche des schwachen Mannes herabgedrückt wird, aber anderseits war die schändliche Rotte der Schläger oder Raufbolde, nicht mehr und nicht weniger als Mörder, die von ihrem Degen lebten, ein Fluch und eine Pest für die Gesellschaft; sie zählten ihre Duelle und die von ihnen erschlagenen Opfer wie der nordamerikanische Indianer seine Skalpe und die wilden Kopfjäger auf Borneo ihre Köpfe.

Niemand kann es ernstlich bedauern, daß diese Zeiten vorüber sind; solche Rohlinge würden heute in keinem Land mehr geduldet werden. Das

moderne Duellieren ist ein verhältnismäßig milder Brauch; es ist in der Tat nur selten von verhängnisvollen Folgen begleitet und ist offenbar im Abnehmen begriffen; je eher es verschwindet, desto besser ist es nach englischer Anschauung . . .

Zwischen den Jahren 1545 und 1563 scheint die Kirche sich einigermaßen bemüht zu haben, dem Duell Einhalt zu tun, und das Konzil von Trient erließ ein Dekret, durch das es abgeschafft wurde, dem aber weit mehr durch seine Außerachtlassung als durch seine Beobachtung Ehre zuteil ward. Das mag Staunen erregen angesichts der großen Macht der Kirche und der peinlichen Gewissenhaftigkeit, mit der ihre Autorität in jenen Zeiten respektiert wurde. Die Welt kann nicht plötzlich durch die Kirche oder die Regierungen umgestaltet werden, die Zivilisation und die besseren Eigenschaften des Menschen können nur in langsamem Fortschreiten entwickelt werden; die frühere Roheit des Zweikampfs, durch die der Besiegte das Eigentum des Siegers wurde, der den andern töten, zum Sklaven machen oder in Freiheit setzen konnte wie er wollte, ist längst verschwunden, und die Spuren, die heute noch vom Duell übrig sind, sind so gering, daß wir annehmen dürfen, der Brauch werde in einer weiteren Generation so gründlich abgeschafft sein wie die Feuersteingewehre. Zweifellos wird es allerdings seine Leidtragenden haben; gibt es doch immer Leute, die beteuern, daß sie sich nach den guten alten Zeiten sehnen!"

* * *

Herbert Spencer sagt: „Die Menschen sind nicht auf diejenigen Fähigkeiten und Gefühle stolz, die sie als menschliche Wesen auszeichnen, sondern auf jene, die sie gemein haben mit niedrigerstehenden Wesen —: sie sind stolz darauf, dem Charakter der Bulldogge so nahe wie möglich zu kommen."

Das Wort läßt sich so gut auf unsere Duellfexe wie auf die Art unserer politischen Raufereien anwenden. Fuhren nicht erst kürzlich bei der preußischen Landtagswahl die Parteien wie die Bulldoggen aufeinander? Wenn es noch eines Zeugnisses für die *tiefe Unsittlichkeit der öffentlichen Wahl* bedurft hätte, so reden die Erfahrungen der letzten Wochen mit all ihrer Volksvergiftung und Volksverwüstung eine Sprache, die den Aushältern des erbärmlichen Systems noch recht lange in die Ohren klingen wird.

Die Palme bei diesem edlen Wettbewerb gebührt dem führenden Organ des Blockfreisinns, Eugen Richters sel. Erben: der „Freisinnigen Zeitung". Sie hat aus den „anderen Grundsätzen", zu denen sich der Fraktionsfreisinn seit seiner Ankettung an den Block emporgeläutert hat, den Mut geschöpft, die im zwölften Berliner Wahlkreise zahlreich vertretenen *kleinen Beamten bei den vorgesetzten Behörden zu denunzieren! Die Folge davon* war denn auch, wie dem „Vorwärts" gemeldet wurde, daß *die Beamten* namentlich in jenem Wahlkreise vielfach *gezwungen* wurden, *geschlossen zur Abstimmung anzutreten.*

„Dieser unerhörte Terrorismus, diese skandalöse Denunziationswut des Blockfreisinns hat auch in Kreisen aller noch wirklich Liberalen hellste Entrüstung hervorgerufen!

In einer Versammlung der ‚Demokratischen Vereinigung', die ... über den Ausfall der Wahlen verhandelte, kamen die Redner des Abends, insbesondere die Herren Breitscheid, Barth, v. Gerlach auf die schuftige Denunziation der Berliner Beamten durch die ‚Freisinnige Zeitung' zu sprechen, die sie in den schärfsten Ausdrücken geißelten. Mit Recht legten sie dar, daß es der ‚Freisinnigen Zeitung' wohl weniger um einen Racheakt zu tun sei, als um einen Druck für die noch bevorstehende Stichwahl. Es solle erreicht werden, daß die Vorgesetzten der von der ‚Freisinnigen Zeitung' genannten Beamtenkategorien sich ihre Untergebenen vornähmen und daß diese dann aus Angst an der Stichwahl gegen die Sozialdemokratie, d. h. zugunsten des Freisinns teilnähmen. Also Terrorismus der gemeinsten Art!

Diese Ausführungen veranlaßten ein Mitglied der Freisinnigen Volkspartei, Herrn Zahnarzt Dr. Caro aus Charlottenburg, das Wort zu ergreifen. Er meinte, es sei doch zweifelhaft, ob die maßgebenden Instanzen seiner Partei, ob speziell die Parteileitung selbst von der Notiz vorher etwas gewußt habe. Möglicherweise läge nur eine Entgleisung eines untergeordneten Berichterstatters oder Redakteurs vor. Natürlich wurde ihm sofort klargemacht, daß eine Notiz von derartiger Tragweite niemals ohne Wissen des leitenden Redakteurs in ein Blatt hineinkommen könne. In diesem Falle sei der leitende Redakteur Herr Müller-Sagan, der seinerseits in engster Verbindung mit der Parteileitung stehe. Außerdem, wenn wirklich ein untergeordneter Angestellter sich ohne Wissen der Leitung einen solchen Schurkenstreich herausgenommen hätte, so hätte man ihn bereits Knall und Fall entlassen und eine bedauernde Erklärung veröffentlichen müssen. Darauf erklärte dann Herr Dr. Caro: wenn wirklich die Denunziation mit Wissen und Willen der Parteileitung erfolgt sei, dann würde allerdings auch er seine Stellung zur freisinnigen Volkspartei revidieren müssen. Vorher aber wolle er doch mal erst bei Herrn Dr. Müller-Sagan anfragen.

Es wird für die Öffentlichkeit hochinteressant sein, zu erfahren, wie Herr Müller-Sagan sich diesmal herausreden wird. Einen Vorgeschmack davon gibt allerdings schon die ‚Freis. Ztg.' in ihrer gestrigen Nummer, worin sie sich damit auszureden sucht, daß bei öffentlicher Wahl jeder erfahren könne, wie abgestimmt wird. Außerdem sei es ihr ‚selbstverständlich gar nicht einmal eingefallen', die vorgesetzte Behörde aufmerksam zu machen und zum Einschreiten zu animieren. Die Feststellung, daß von den Postbeamten nur sehr wenige zur Wahl gegangen sind, sei ihr gutes Recht, das sie sich nicht streitig machen lasse! Also mit anderen Worten: weit entfernt, die Denunziation zu bedauern, wiederholte sie sie noch einmal!"

Man kann es danach verstehen, wenn der „Volksztg." die Galle überläuft:

„Gegenüber der Festnagelung der schmutzigen Denunziation', die sich das Organ der Blockfreisinnsvorsehung gegenüber den Beamten der verschiedensten Ressorts hat zuschulden kommen lassen, . . . sucht sich das in die Enge getriebene Organ des Zimmerstraßenfreisinns mit allerlei albernen Redensarten herauszureden. Schließlich, da es mit seinem Jägerlatein natürlich sofort zu Ende ist, schreibt das Blatt wörtlich: ‚Wenn wir daneben festgestellt haben, daß von den Postbeamten nur sehr wenige zur Wahl gegangen sind, so ist das unser gutes Recht, das wir uns nicht streitig machen lassen.

Das Recht, die Beamten, die nicht zur Wahl gegangen sind und die demgemäß die Sozialdemokratie nicht haben niederstimmen helfen, das Recht, diese Beamten öffentlich in corpore zu denunzieren, wird hier also ausdrücklich als das gute Recht des Blockfreisinns in Anspruch genommen! Das Recht auf Denunziation! In der Tat, der Blockfreisinn hat es herrlich weit gebracht! Am 4. Juni, am Tage nach den Berliner Niederlagen des Blockfreisinns, schrieben wir von den Matadoren dieses Scheinliberalismus: ‚Sie haben in den letzten Monaten die vergifteten Pfeile für ihre Schießübungen nach links lediglich aus den Köchern ihrer konservativen Blockfreunde genommen; sie werden vermutlich auch jetzt mit diesen unsauberen Waffen kämpfen.'

Unsere Vorhersage ist pünktlich und in weit schlimmerer Form eingetroffen, als wir gefürchtet haben: Das Recht auf Denunziation, das bisher den Beamten gegenüber nur von reaktionärster Seite ausgeübt wurde, ist nun auch in das Aktionsprogramm des Blockfreisinns aufgenommen worden! Pfui Teufel!"

Zwei Dokumente aus dem „Vorwärts". Das eine ist das Schreiben eines hannoverschen Fabrikbesitzers an seine Angestellten und enthält u. a.:

Bei der Vertrauensstellung, die Sie in meiner Fabrik einnehmen, nehme ich als selbstverständlich an, daß Sie nicht etwa einer Partei zum Siege verhelfen wollen, die in so vielen Fällen ihre feindliche Gesinnung gegen uns betätigt hat. Dr. N. de Haën.

Seelze, den 1. Juni 1908. (Eigenhändig unterschrieben.)

Das zweite Schreiben stammt aus der Provinz Brandenburg und hat folgenden Wortlaut:

Forst (Lausitz), Datum des Poststempels.

Sehr geehrter Herr!

Sie dürften ja selbst zur Genüge wissen, in welcher unerhörten Art und Weise die Sozialdemokratie kämpft. Boykotterklärungen, Maßregelung bürgerlich gesinnter Arbeiter und Handwerker sind an der Tagesordnung.

Druck erzeugt Gegendruck!

Wir erlauben uns heute, Ihnen einliegend zu übersenden:

1. eine rote Liste, enthaltend die Namen der Handwerker und Gewerbetreibenden, die rot gewählt haben;

2. eine rote Liste, enthaltend die Namen derjenigen Werkführer und Meister, die rot gewählt haben;
3. eine weiße Liste, enthaltend die Namen derjenigen Handwerker und Gewerbetreibenden, die bürgerlich gewählt haben;
4. zwei blaue Listen, enthaltend die Namen der Arbeiter, die bürgerlich gewählt haben.

Wir richten an Sie die Bitte, sämtliche Listen gut aufzubewahren, und empfehlen ganz besonders die nationalen, treu gesinnten Arbeiter dringend Ihrer Fürsorge.

Treue um Treue!

Gleichzeitig bitten wir Sie, unbedingt darauf zu achten, daß Ihre Beamten, Meister usw. am 3. Juni ganz bestimmt zur Wahl gehen. Hochachtungsvoll

Der Wahlausschuß der vereinigten bürgerlichen Parteien.

Erlaß der Eisenbahndirektion Elberfeld:

„Sofort an sämtliche Vorstände der Inspektionen der Bauabteilungen und an sämtliche Dienststellenvorsteher. Die nachgeordneten Beamten und Arbeiter sind darauf hinzuweisen, daß es ihre Pflicht ist, das ihnen zustehende Wahlrecht für die morgige Landtagswahl auch tatsächlich auszuführen. Der Verbreitung von Flugblättern auf Bahngebiet, die zur Wahlenthaltung auffordern, ist entgegenzutreten. Der Präsident. I. V.: St."

Daß auch Anhänger des Systems sich angelegen sein lassen, seine monströsen Ausgeburten öffentlich zur Schau zu stellen, wirkt recht erheiternd. So liest man in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung": „Ein Händler der Kolonialwarenbranche, der sich um alles bekümmert, aber nicht um Politik, wurde von sozialdemokratischen Getreuen an seine Pflicht gemahnt und schließlich ins Wahllokal geschleppt. Da er glaubte, die Wahl sei geheim, so wollte er den ihm in die Hand gedrückten Zettel ohne weiteres abgeben. Als aber der Wahlvorsteher ihn darauf hinwies, daß der Name des betreffenden Wahlmannes offen genannt werden müsse, war der brave Wähler, der auch über ziemlich viel bürgerliche Kundschaft verfügt, nicht mehr zu bewegen, seine Stimme abzugeben und verließ schleunigst das Lokal. . . ."

„Der Händler, der aus Angst vor seinen bürgerlichen Kunden nicht wählte, hat in seiner Art recht wirksam gegen die Öffentlichkeit der Wahl demonstriert," bemerkt der „Vorwärts". „Das genannte Blatt schwärmt aber für die öffentliche Wahl, um eine freie Meinungsbekundung zu verhindern, und zieht deshalb auch nicht die einzig richtige Konsequenz aus der von ihm erzählten Geschichte. Das Blatt hat sich in seinem Eifer, gegen die Sozialdemokratie zu hetzen, ein Kuckucksei ins Nest legen lassen. Hoffentlich stimmt es aber nun doch mit uns ein in den Ruf: Fort mit dem Wahlrecht des Terrors!"

Und doch hat auch die Sozialdemokratie bei der Landtagswahl reichlichen Gebrauch von diesem Mittel gemacht. Es gibt aber, betont mit

Recht die „Frankf. Ztg.“; für dieses System eines parteipolitischen Wahlterrorismus keinerlei Entschuldigung. Zwar sei gesagt worden, es richte sich gerade gegen die Anhänger der öffentlichen Abstimmung; es sei aber in Wahrheit speziell gegen diejenigen angewandt worden, welche von jeher die geheime Abstimmung verlangt hatten. „Ganz offen sind diejenigen mit wirtschaftlicher Schädigung bedroht worden, welche nicht sozialdemokratisch abstimmen würden, sogar mit Namen wurden Gewerbetreibende in sozialdemokratischen Blättern verwarnt, und schließlich hat man selbst auf Wahlmänner durch dies verwerfliche Mittel in aller Öffentlichkeit mit recht erkennbaren Drohungen einzuwirken gesucht. So ist um eines Machtgelüstes willen das allerwichtigste politische Prinzip der Freiheit des Wählers verlassen worden. Und dieselben Leute werfen dann anderen Prinzipienverrat vor! Wir kennen in der Politik kaum etwas Verwerflicheres als die Unterdrückung der freien Überzeugung, den Zwang zur Heuchelei, und wie wir das stets bekämpft haben, wenn es von oben herab, unter Mißbrauch amtlicher Gewalt, geschah, so müssen wir ihm mit der gleichen Entschiedenheit auch da entgegentreten, wo es von unten herauf geschieht. Der Wahlterrorismus ist nichts anderes als eine politische Erpressung, die ‚Nötigung eines anderen durch Gewalt oder Drohung zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung,‘ zwar nicht juristisch faßbar, moralisch aber nicht anders zu bewerten als die gewöhnliche Erpressung, und niemand, der auf politische Achtbarkeit hält, soll ihn anwenden — vor allem aber auch niemand, der ein Vertreter der Freiheit sein will, denn es handelt sich um eine Maßnahme gegen die politische Freiheit. Gleichzeitig aber ist dies Mittel, von einer linksstehenden Partei angewandt, eine unverzeihliche Dummheit; denn mag es auch für den Augenblick einige politische Vorteile bieten, am letzten Ende hat doch nur die Reaktion den Nutzen. Diese ist in der brutalen Machtausnutzung immer noch um einige Pferdelängen voraus und bekommt nur einen neuen Anreiz, von ihrer Macht den rücksichtslosesten Gebrauch zu machen, wenn ihr vom politischen Gegner so bequeme Argumente geliefert werden.

Einsichtige Sozialdemokraten verschließen sich auch gar nicht den schweren Bedenken gegen die Kampfesweise ihrer Genossen, und gerade aus sozialdemokratischen Kreisen kommt so manche Bekundung der schärfsten Abwehr gegen dies Treiben, das man gerechterweise nicht der gesamten Sozialdemokratie zur Last legen darf. Wer Ausnahmegesetze und Unterdrückung verhindern will, darf nicht selbst mit Mitteln ähnlicher Art arbeiten.“ Freilich darf „Fridolin“ im „Vorwärts“ mit einigem Recht singen:

Vom Staate haben wir gelernt
Den Terror.
Wie der auf Terror ist erpicht,
Das geht auf keine Kuhhaut nicht.
O, Terror!

Wählst du bei zwei Mark Tagelohn
Und Terror
Als simpler Eisenbahner rot,
Dann kommst du außer Lohn und Brot
Durch Terror.

Die Unternehmer überall
Beim Terror!
Da merkt man erst als Sozialist,
Wie sehr man doch ein Stümper ist
Im Terror!

„Sechzig Jahre", schreibt das Sozialdemokratische Zentralorgan, „besteht der preußische Landtag. In dieser langen Zeit hat er große Wandlungen durchgemacht, aber nur zweimal hat das Proletariat an diesem Gebilde des Verfassungsbruchs größeren Anteil genommen und beide Male in historischer Stunde. Als in den sechziger Jahren der Konflikt zwischen der Regierung und der fortschrittlichen Majorität ausgebrochen war, als es sich um die Entscheidung handelte, ob Preußen eine wirkliche Konstitution erhalte, ein parlamentarisch regiertes Land werden sollte, und als bei dieser Entscheidung die Fortschrittspartei jämmerlich versagte, da rief zur entscheidenden Stunde Lassalle das Proletariat Preußens zum Kampfe. Aber die Fortschrittsmannen, die mitkämpfen sollten, ließen die proletarischen Kämpfer schmählich im Stich. Der preußische Landtag ist kein modernes Parlament geworden, und der Absolutismus der Bureaukratie siegte über die Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit der Bourgeoisie. Doch den Siegespreis trug das Proletariat davon, das in diesem Kampfe sich auf immer von dem Bürgertum trennte, seine politische Selbständigkeit gewann, den Klasseninstinkt zum Klassenbewußtsein erhob und sich in der deutschen Sozialdemokratie die Partei gab, die, seitdem mit der deutschen Arbeiterklasse völlig verschmolzen, lange Zeit vorbildlich war für den Kampf der Arbeiter in aller Welt. Sind die Waffen des Geistes, die der Arbeiterklasse dienen, geschmiedet worden in den großen Bibliotheken von Paris und London, wo Marx die bürgerliche Gesellschaftswissenschaft sich aneignete, um sie durch die Wissenschaft des Sozialismus zu überwinden, so hat für das deutsche Proletariat die politische Praxis in jener Zeit begonnen, wo Lassalle die Arbeiter zum Sturm gegen die verräterische Landtagsmajorität aufrief.

Dann kam die Wendung. Der deutsche Reichstag wurde auf das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht gegründet. In ihm sich die starke Vertretung ihrer Interessen zu erobern, war die Aufgabe des deutschen Proletariats, die es immer glänzender gelöst hat. Aber gerade die Benutzung der Waffe des gleichen Stimmrechts machte dem Bürgertum, das immer mehr in die Hände der junkerlichen Bureaukratie abgedankt hatte, den deutschen Reichstag verdächtig. Langsam vollzog sich eine Wandlung. Als der deutsche Reichstag gegründet war, da glaubte man, daß das Organ der deutschen Einheit kräftig sich entwickeln, daß die

historischen Trümmer aus den Zeiten der deutschen Zerrissenheit, die Bundesstaaten, ihre Parlamente und Fürsten langsam aber sicher politisch abdanken und zu Organen lokaler Verwaltung sich umwandeln würden. Aber aus Angst vor dem Proletariat hat das deutsche Bürgertum die deutsche Einheit verraten, die Entwickelung der Verfassung zum Stillstand gebracht und die junkerliche Bureaukratie hat den Parlamenten, vor allen Preußens und Sachsens, neues Leben eingehaucht. Immer mehr wurde dem Reichstage seine Wirkungsmöglichkeit genommen, immer größer wurde die passive Resistenz, die die preußische Bureaukratie, die den Bundesrat ebenso wie die Reichsämter beherrscht, dem Reichstage entgegensetzte, und immer willfähriger unterstützte die Majorität des Reichstages selbst die Preisgabe des Parlaments, das auf dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht gegründet war. Aber vollendet wurde die Abdankung erst ganz unter der Herrschaft der Blockmajorität, der die Konservativen kommandieren, die immer Feinde des Reichstages gewesen sind, weil sie Feinde des gleichen Stimmrechts sind, weil die Wurzeln ihrer Kraft nicht bei den breiten Massen, sondern in den Herrschaftsinstitutionen über die Massen, in der Bureaukratie und im Militär liegen. Sie haben von jeher Preußen über Deutschland gestellt, den preußischen Landtag über den deutschen Reichstag. Und so bedeutete die Blockmajorität des Reichstags nichts anderes als die bedingungslose Anerkennung der Oberhoheit des preußischen Landtags.

In klarer politischer Erkenntnis hat das preußische Proletariat die Konsequenzen dieser Entwickelung gezogen. Wird der preußische Landtag zu eurem wichtigsten Herrschaftsmittel, dann müssen wir euch dieses Herrschaftsmittel aus der Hand schlagen. Der Kampf gegen das Dreiklassenwahlrecht ist der Kampf für die politische Integrität des gleichen Reichstagswahlrechts. Wählt ihr einen andern Kampfboden, verschanzt ihr euch nach 38 Jahren der deutschen Einheit hinter eure partikularistischen Ruinen, nun wohl, wir folgen euch auch dorthin!

So hat das preußische Proletariat zum zweitenmal in seiner Geschichte den Kampf um den Landtag eröffnet. Doch die Zeiten haben sich gewaltig geändert. Damals errang das preußische Proletariat im Kampf gegen den Landtag die eigene politische Selbständigkeit. Heute will es die politische Selbständigkeit des Landtages vernichten, um Deutschland von der preußischen Herrschaft zu befreien . . .“

Zum ersten Male, stellt das Blatt an anderem Orte mit Genugtuung fest, haben sich diesmal auch in einer Anzahl ländlicher Wahlbezirke die Landarbeiter in Ostpreußen an der Landtagswahl, und zwar mit Erfolg beteiligt. Die Tatsache ist bedeutsam genug. „Im Bezirk Rautenberg des Ragniter Kreises waren in allen drei Abteilungen sozialdemokratische Landarbeiter als Wahlmänner aufgestellt. Als einziger Wähler der ersten Abteilung dieses Bezirkes erschien unser Parteigenosse Gutsbesitzer Hofer und wählte zwei seiner als Wahlmänner aufgestellten Landarbeiter.

... Von fünf in diesem rein ländlichen Wahlbezirk zu wählenden Wahlmännern wurden drei sozialdemokratische gewählt. Auch in einigen anderen rein ländlichen Wahlbezirken wurden sozialdemokratische Wahlmänner gewählt. In einer Reihe Wahlbezirke erhielten die sozialdemokratischen Wahlmänner dicht an die Mehrheit grenzende Stimmenzahlen. Dabei hatten die meisten Landarbeiter oft sehr weite Strecken bis zu ihrem Wahllokal zurückzulegen, so daß viele Wähler, weil überall Terminswahl stattfand, erst nach Schluß der Wahlhandlung eintrafen und nicht mehr wählen konnten. In unseren ganz ländlichen Landtagswahlkreisen war vom Zentralwahlkomitee die Parole ausgegeben, daß da, wo keine sozialdemokratischen Wahlmänner aufgestellt werden konnten, Stimmenenthaltung zu üben sei. Diese Parole ist auch vielfach von den aufgeklärten Landarbeitern befolgt worden. In vielen ländlichen Wahlbezirken wartete man daher diesmal vergeblich auf das wie üblich von den Junkern herangetriebene konservative Stimmvieh. In anderen ländlichen Wahlbezirken wären vielleicht sozialdemokratische Wahlmänner und auch genügend Wähler vorhanden gewesen. Hier reichten aber Kräfte und Mittel nicht aus, um die komplizierte Wahlarbeit von der Zentrale aus genügend vorzubereiten."

Der „Terrorismus der Junker und Junkergenossen", die große politische Rückständigkeit und wirtschaftliche Abhängigkeit der ländlichen und kleinstädtischen Arbeiter hätten auch diesmal noch den „Geldsacksvertretern" ihre Mandate gerettet. Aber auch hier in Ostpreußen habe die Sozialdemokratie Bresche geschossen in die konservativen Junkerdomänen! Kleinstädtische und abhängige Landarbeiter haben sich als sozialdemokratische Wahlmänner aufstellen lassen, haben sogar trotz ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit öffentlich sozialdemokratisch gewählt! Sei ihre Zahl auch noch nicht imponierend groß, so sei das Eis doch gebrochen und dem auch auf dem Lande vordringenden Sozialismus „der Sturm auf das Junkerparlament" erleichtert.

Schon rüsten sich die Herren im Hause gegen den kecken Eindringling, dessen proletarischer Arme-Leut-Geruch nun die vornehmen Räume des preußischen Landtagsgebäudes zum erstenmal verpesten wird. Schon stellt die „Kreuzzeitung" eine energische Handhabung der Geschäftsordnung in bestimmte Aussicht. Und wenn Herr Jordan v. Kröcher, der tapfere Verfechter des „starken, aber dummen Mannes", wiederum den Vorsitz übernehmen sollte, könnten wir noch allerlei Heiteres erleben. Denn Herr Jordan v. Kröcher hat aus seinen urwüchsigen Anschauungen über die Sozialdemokratie nie ein Hehl gemacht. Als vor mehreren Jahren Dr. Th. Barth noch selbst Kollege des Herrn v. Kröcher im Abgeordnetenhause war, bemerkte eines schönen Tages der Abgeordnete Oktavio Freiherr v. Zedlitz in bezug auf Ausführungen Barths, dieser scheine ihm „von der Sozialdemokratie angekränkelt".

Glocke des Herrn v. Kröcher, des Präsidenten:

„Herr Abgeordneter, es ist eine Beleidigung, wenn Sie von einem

Mitgliede dieses Hauses behaupten, es sei sozialdemokratisch angekränkelt. Ich rufe Sie deshalb zur Ordnung."

Darauf Oktavio Freiherr v. Zedlitz: „Ich nehme diesen Ordnungsruf an. Auch ich würde es für eine Beleidigung halten, wenn mir jemand nachsagte, ich sei sozialdemokratisch angekränkelt."

Ja, was war denn dann aber der Aufruf, mit dem sich vor etwa fünfzehn Jahren der konservativ-agrarische Bund der Landwirte zum erstenmal an die Öffentlichkeit wandte:

„Ich schlage nichts mehr und nichts weniger vor," hieß es da, „als daß wir unter die Sozialdemokraten gehen und ernstlich gegen die Regierung Front machen, ihr zeigen, daß wir nicht gewillt, uns weiter so schlecht behandeln zu lassen, wie bisher, und sie unsere Macht fühlen lassen ... Wir müssen schreien, daß es das ganze Land hört, wir müssen schreien, daß es bis in die Parlamentssäle und Ministerien dringt, wir müssen schreien, daß es bis an den Stufen des Thrones vernommen wird."

Nun müssen auch die neugewählten sozialdemokratischen Abgeordneten den Eid auf die preußische „Verfassung" leisten. Aus einer Äußerung der „Leipziger Volkszeitung", die Sozialdemokratie werde sich an dergleichen „Kindertrödel" nicht stoßen, glaubte die „Konservative Korrespondenz" den etwas abschüssigen Schluß ziehen zu dürfen, daß die Sozialdemokratie sich nun nicht mehr darüber beschweren könne, wenn auch den gerichtlichen Eiden ihrer Anhänger mit Mißtrauen begegnet werde. Und die „Deutsche Tageszeitung" erhob die Frage: Warum denn einem waschechten Genossen der gerichtliche Eid heiliger sein sollte als der Treueid?

„Da die ‚Deutsche Tageszeitung'", erwidert hierauf der „Vorwärts", „den Unterschied zwischen erzwungenen Treueiden und gerichtlichen Eiden nicht kennt, ist es auch erklärlich, daß sie Verletzung der beiden Eide gleich wertet und daher auch die große Zahl der gerichtlichen Meineide in den Kreisen, die der ‚Deutschen Tageszeitung' sehr nahe stehen. Daß die Konservativen, die Junker, genau so, wie schon Träger der Krone es getan haben, auf den geleisteten Treueid pfeifen, weiß man aus der Geschichte. Daß den Krautjunkern aber auch gerichtliche Eide keine Beschwerden machen, beweist die Kriminalstatistik. Nach dieser wurden z. B. im Jahre 1896 wegen Meineid 783 Personen verurteilt. Davon gehörten an

der sozialistenreinen Landwirtschaft	235	Personen,
der Industrie	264	„
dem Handel und Verkehr	93	„
den freien Berufen, der Beamtenschaft usw. . .	47	„
dem sozialistisch infizierten Stande der Arbeiter und Tagelöhner	42	„
dem sozialistisch infizierten Stande der Dienstboten	29	„

Die Frage, in welchen Kreisen man es mit dem gerichtlichen Eide am wenigsten genau nimmt, ist durch vorstehende Zahlen einwandfrei beantwortet! —

Die ‚Tageszeitung', die jetzt im 15. Jahrgang erscheint, könnte einwenden, im Jahre 1896 sei ihr ethischer Einfluß noch nicht stark genug gewesen, um die moralischen Qualitäten in den Junkerdomänen zu heben. Sehen wir deshalb zu, wie es später aussah, nachdem das Oertelblatt schon eine Reihe von Jahren erzieherisch gewirkt hatte. Die Kriminalstatistik für 1904 erweist folgendes: In diesem Jahre wurden 628 Personen wegen Meineid verurteilt.

Von den Verurteilten gehörten an:

der Landwirtschaft	181	Personen,
der Industrie	242	„
dem Handel und Verkehr	82	„
dem Arbeiter- und Tagelöhnerstande	48	„
dem Dienstbotenstande	33	„
dem Hofdienst und den freien Berufen	11	„
ohne Berufsangabe (Rentner usw.)	31	„

Unter den Verurteilten, die beruflich der Landwirtschaft angehören, waren 31 Selbständige, 142 Gehilfen usw., 8 Angehörige. Für die Industrie ergibt sich folgende Verteilung: Selbständige 36, Gehilfen 188, Angehörige 18, von den dem Handel und Verkehr angehörigen Verurteilten sind 44 als Selbständige und 36 als Gehilfen bezeichnet.

Das ungünstige Verhältnis für die Gruppe, die von der ‚Deutschen Tageszeitung' ethisch erzogen wird, springt markant in die Augen.

Damit das Bündlerblatt auch nicht den Ausflucht versuchen kann, die hohe Kriminalziffer für die Landwirtschaft dem demokratischen Süden aufs Schuldkonto zu schreiben, machen wir zur Vorsicht auch noch folgende Aufstellung:

Wegen Meineid wurden verurteilt in Preußen 353 Personen, davon allein in den Provinzen West- und Ostpreußen, Brandenburg (außer Berlin!), Pommern, Schlesien und Posen 181 Personen. Legt man die Bevölkerung nach der Zählung vom 1. Dezember 1905 zugrunde, ergibt sich folgendes Resultat:

Auf je 100000 Einwohner wurden wegen Meineid verurteilt:

in Preußen	9,4 Proz.,
im Sündenpfuhl Berlin	8,8 „
in den östlichen Provinzen	11,5 „

... Es hat bis jetzt noch keinen sozialdemokratischen Abgeordneten gegeben, der einen Eid auf die Verfassung oder sonst einen Eid gebrochen hätte. Wohl aber haben unterschiedliche Fürsten von Gottes Gnaden gezeigt, mit welcher Wurstigkeit man einen solchen Schwur leisten und — brechen kann.

Über den ‚mentalen Vorbehalt', mit dem Friedrich Wilhelm IV. am 31. Januar 1850 die preußische Verfassung beschwor, sollte vor allem die konservative Presse unterrichtet sein. Ebenso darüber, daß Bismarck während des Verfassungskonflikts 1864 folgende reizende Erklärung zum besten

gab: ‚Ein Eid auf die Verfassung kann nur bindend sein, wenn man es dem Vereidigten möglich macht, mit der Verfassung zu regieren. Wenn man es ihm aber unmöglich macht, mit der Verfassung zu regieren, so ist selbstredend der Eid auf die Verfassung weder für den Träger der Krone noch für seine Minister bindend'" . . .

Gegen die Behauptung, die preußischen Wähler hätten sich durch das Ergebnis der Wahl für Beibehaltung des geltenden Wahlrechts und gegen die Einführung des Reichstagswahlrechts für den preußischen Landtag ausgesprochen, wendet sich ganz entschieden das rechtsstehende Berliner Zentrumsorgan, die „Germania": „Abgesehen davon, daß Zentrum, Polen, Sozialdemokraten und Freisinnige hinter ihren etwa 153 Mandaten den weitaus größten Teil der Bevölkerung und der bei der Urwahl abgegebenen Stimmen haben, ist der Ausfall der Wahl, welcher den Wahlrechtsgegnern (Konservativen, Freikonservativen, Nationalliberalen) etwa 290 Mandate verschaffen wird, lediglich der falschen Taktik der Wahlrechtsfreunde zu verdanken. Diese falsche Taktik rührt daher, daß die freisinnigen Parteien zwei Hasen jagen wollten: einerseits das Wahlrecht, anderseits den Kulturkampf, wie man wenigstens nach der bekannten Rede des Abgeordneten Kopsch annehmen mußte.

Die Freisinnigen haben dabei sehr kärglichen Lohn erhalten; denn die Konservativen verstanden es meisterhaft, mit dem Zentrum gegen den Freisinn und mit dem Freisinn gegen das Zentrum und Polen zu gehen, wobei sie stets den Hauptgewinn einsteckten. Landräte und Regierungsräte arbeiteten mit lobenswertem Fleiß und Geschicklichkeit an der Bekämpfung der freisinnigen Kandidaten mit.

Als weiterer Hauptfehler kommt hinzu, daß der Freisinn mit ganz besonderem Eifer die Sozialdemokratie von jeder Vertretung im preußischen Landtag auszuschließen suchte, anstatt sich mit dieser, ihm doch in wichtigen Fragen weit näher stehenden Partei auf gegenseitigen Duldungsfuß zu stellen. Freisinn Arm in Arm mit den Hochkonservativen gegen die Sozialdemokratie! Dieses Bild war so recht bezeichnend für die Situation! Die alten freisinnigen Führer hätten dies erleben müssen!

Das Resultat ist denn auch ein entsprechendes: die 33 Mandate, welche beide freisinnigen Parteien zusammen allenfalls erhalten werden, entsprechen nicht der Bedeutung derselben und ihrer Wählerschaft; man kann mit Recht sagen, daß der Freisinn zu kurz gekommen ist und im preußischen Landtag auch fernerhin bedeutungslos sein wird. Ganz anders hätte der Ausfall der Landtagswahl werden können, wenn die Wahlrechtsfreunde, anstatt sich gegenseitig zu bekämpfen, nach großzügig angelegtem Plane sich unterstützt hätten . . ."

Am 28. März 1867 sprach Bismarck im Reichstag des Norddeutschen Bundes:

„Das allgemeine Wahlrecht ist uns gewissermaßen als ein Erbteil der Entwicklung der deutschen Einheitsbestrebungen

überkommen; wir haben es in der Reichsverfassung gehabt, wie sie in Frankfurt entworfen wurde; wir haben es im Jahre 1863 den damaligen Bestrebungen Österreichs in Frankfurt entgegengesetzt, und ich kann nur sagen: ich kenne wenigstens kein besseres Wahlgesetz. Es hat ja gewiß eine große Anzahl von Mängeln, die machen, daß auch dieses Wahlgesetz die wirkliche besonnene und berechtigte Meinung eines Volkes nicht vollständig photographiert und en miniature widergibt, und die verbündeten Regierungen hängen an diesem Wahlgesetz nicht in dem Maße, daß sie nicht jedes andre akzeptieren sollten, dessen Vorzüge vor diesem ihnen nachgewiesen werden. Bisher ist diesem kein einziges gegenübergestellt worden. Ich habe nicht einmal kursorisch im Laufe der Rede ein andres Wahlgesetz diesem gegenüber rühmen hören; ich will damit nur motivieren, daß ‚verbündete Regierungen', die gewissermaßen eine republikanische Spitze, die in dem Wort ‚verbündete Regierungen' liegt, bilden, keineswegs ein tief angelegtes Komplott gegen die Freiheit der Bourgeoisie in Verbindung mit den Massen zur Errichtung eines cäsarischen Regiments beabsichtigt haben können. Wir haben einfach genommen, was vorlag und wovon wir glaubten, daß es am leichtesten annehmbar sein würde, und weitere Hintergedanken dabei nicht gehabt. Was wollen denn die Herren, die das anfechten, und zwar mit der Beschleunigung, deren wir bedürfen, an dessen Stelle setzen? Etwa das preußische Dreiklassensystem? Ja, meine Herren, wer dessen Wirkung und die Konstellationen, die es im Lande schafft, etwas in der Nähe beobachtet hat, muß sagen, ein widersinnigeres, elenderes Wahlgesetz ist nicht in irgend einem Staat ausgedacht worden.

... Wenn der Erfinder dieses Wahlgesetzes sich die praktische Wirkung desselben vergegenwärtigt hätte, hätte er es nie gemacht. Eine ähnliche Willkürlichkeit und zugleich Härte liegt in jedem Zensus ...

Auf ständische Wahlrechte zurückzugreifen, hat noch niemand vorgeschlagen, und ich erwähne sie nur, um die Richtigkeit einer vorhin hier ausgesprochenen Meinung zu bestätigen, daß im ganzen jedes Wahlgesetz unter denselben äußeren Umständen und Einflüssen ziemlich gleiche Resultate gibt ...

Ich halte die Frage für offen, bis mir jemand überzeugend dartut, daß ein anderes Wahlgesetz besser ist und freier von Mängeln, als das im Entwurf vorgelegte, und im Besitz besonderer Vorzüge, die dieses nicht hat ...

Meiner Überzeugung nach bilden die indirekten Wahlen an sich eine Fälschung der Wahlen, der Meinung der Nation.

Denn ich habe stets in dem Gesamtgefühl des Volkes noch mehr Intelligenz als in dem Nachdenken des Wahlmanns bei dem Aussuchen des zu Erwählenden gefunden, und ich appelliere an die ziemlich allgemeine Erscheinung, und ich weiß nicht, ob die Herren meine Wahrnehmungen alle teilen, denn ich habe den Eindruck, daß wir bei dem direkten

Wahlrecht bedeutendere Kapazitäten in das Haus bringen als bei dem indirekten. Um gewählt zu werden bei dem direkten Wahlrecht, muß man in weiteren Kreisen ein bedeutenderes Ansehen haben, weil das Gewicht der lokalen Gevatterschaft bei dem Wähler nicht so zur Hebung kommt in den ausgedehnten Kreisen, auf die es bei direkter Wahl ankommt."

„Unwahr ist also", führt H. von Gerlach in der „Hilfe" aus, „die Behauptung der ‚Hamburger Nachrichten', Bismarck habe das Dreiklassenwahlrecht wesentlich nur verurteilt, um zu einem Wahlgesetz mit Interessenvertretung zu gelangen. In der ganzen Rede Bismarcks ist auch nicht andeutungsweise der Wunsch nach einem Wahlgesetz mit Interessenvertretung enthalten.

Unwahr ist ferner die Behauptung, die Regierung habe schon damals eine Gruppierung der Bevölkerung zur Lösung sozialpolitischer Aufgaben, insbesondere der Altersversorgung, betrieben. Damals dachte Fürst Bismarck noch gar nicht an Sozialpolitik. Das fing erst reichlich ein Jahrzehnt später an.

Unwahr ist auch die Behauptung, es habe sich bei Bismarcks Äußerungen gegen die Dreiklassenwahl nur um einen ‚Zwischensatz' oder um ein gelegentliches Argument in einer einzelnen Rede gehandelt.

Wahr ist vielmehr, daß Bismarck sich grundsätzlich und mit Spezialisierung seiner Gründe gegen die Dreiklassenwahl gewandt hat. Und zwar nicht nur 1867, als es sich im Reichstag darum handelte, das gleiche Wahlrecht durchzudrücken. Nein, 1869 wiederholte Bismarck seine Verurteilung der Dreiklassenwahl bei einer Gelegenheit, wo er gar keinen besonderen Zweck damit verbinden konnte. Es handelte sich damals um eine Regierungsvorlage, die das preußische Wahlrecht von Gesetzes wegen in den annektierten Provinzen einführen und die Wahlkreiseinteilung regeln sollte. Zu der Regierungsvorlage hatte Herr v. Kardorff, der spätere Führer der Freikonservativen, nachstehende Resolution beantragt:

‚Das Haus der Abgeordneten wolle beschließen: In Anbetracht, daß das Nebeneinanderbestehen der beiden großen parlamentarischen Körperschaften, des Preußischen Landtags und des Norddeutschen Reichstags, nur als ein Provisorium betrachtet werden kann:

Der Königlichen Staatsregierung zur Erwägung zu geben, ob es sich nicht im allgemeinen politischen Interesse empfehlen dürfte, die Zusammensetzung des Preußischen Abgeordnetenhauses in bezug auf Abgrenzung der Wahlbezirke, Wahlmodus und Zahl der Abgeordneten mit der des Reichstags in Einklang zu bringen und somit eine nähere organische Verbindung der beiden Körperschaften anzubahnen.'

Der Antrag Kardorffs, wie er von allen Rednern des Hauses und auch von Bismarck interpretiert wurde, bezweckte einfach, die preußischen Abgeordneten des Reichstags als Preußisches Abgeordnetenhaus zu konstituieren. So demokratisch dachte man damals in denselben konservativen

Kreisen, die heute die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen überhaupt nicht diskutieren wollen!

Bismarck ergriff am 28. Januar 1869 im Preußischen Abgeordnetenhause das Wort und erklärte:

‚Wenn ich mich als Minister der Vorlage, welche Sie diskutieren, angeschlossen habe, ungeachtet der Abneigung, die ich gegen das Dreiklassenwahlgesetz bekannt habe und noch hege, so bin ich dazu geleitet worden einmal in bezug auf die Einteilung der Wahlkreise durch das Vorhandensein der betreffenden Verwaltungskreise ...; außerdem hat mich ein anderes Motiv abgehalten und, wie ich aus der bisherigen Diskussion und aus der Stellung der Amendements entnehmen muß, ein allerdings ungerechtfertigtes: es war eine gewisse Scheu, tiefer in die Verfassungsbestimmungen einzugreifen, als absolut notwendig wäre. Ich habe die Besorgnis gehegt, Sie würden jede verfassungsmäßige, grundgesetzliche Bestimmung in höherem Grade als ein noli me tangere behandeln, und den Versuch, das Wahlgesetz zu diskutieren und zu reformieren, würde auf eine weniger günstige Aufnahme in Ihrer Mitte stoßen. Ich habe mich darin getäuscht und werde mir diese Belehrung in der Zukunft als Richtschnur dienen lassen und annehmen, daß das bestehende Wahlgesetz von Ihnen nicht in dem Maße hochgehalten wird, wie ich es geglaubt habe; ich würde sonst vorgezogen haben, schon jetzt im Schoße des Ministeriums Vorschläge anzuregen, die das Wahlgesetz der Monarchie mit dem des Bundes mehr in Einklang brächten. Es hat der Königlichen Regierung und den Bundesbehörden ja von Anfang an nahe gelegen, auf eine Vereinfachung des seit 1866 geschaffenen Räderwerkes hinzuwirken, und die Frage, auf welche Weise dies zu geschehen habe, auf welche Weise dies möglich sei, hat uns vielfach auch vor dieser heutigen Beratung beschäftigt. Daß es im Wege einer einfachen Identifizierung der Abgeordneten des Preußischen Staates in beiden Körperschaften nicht tunlich ist, will ich versuchen nachzuweisen, nicht um die Tendenz, die sich darin ausspricht, zu bekämpfen, sondern nur um Ihnen die Schwierigkeiten klarzulegen, mit welchen die Regierungen zu kämpfen haben, um diesem Ziele näher zu treten.‘

Bismarck führte dann des näheren aus, weshalb es untunlich sei, einfach die für den Reichstag gewählten Abgeordneten Preußens als preußische Landesvertretung anzusehen. Das hätte verfassungsrechtliche Bedenken. Einmal wegen der Befugnis der preußischen Krone, das Abgeordnetenhaus aufzulösen. Die Auflösung würde sich ja dann auch auf einen Teil des Reichstags beziehen. Dann, weil die Mitglieder des Herrenhauses zwar für den Reichstag, aber natürlich nicht für die zweite Kammer Preußens wählbar seien. Vor allem aber macht Bismarck den praktischen Einwand, daß es für die meisten Abgeordneten eine zu große Belastung sei, wenn sie gleichzeitig die parlamentarische Vertretung des Reiches und Preußens wahrnehmen sollten.

Grundsätzlich aber hat er gegen den Antrag Kardorff nichts einzuwenden. Er erklärt ausdrücklich, seine Tendenz nicht bekämpfen zu wollen. Ja, er hätte sogar selbst eine Annäherung des preußischen Wahlrechts an das des Reiches vorgeschlagen, wenn er nicht geglaubt hätte, daß der Landtag vor einer Verfassungsänderung zurückscheuen würde. Er steht also noch genau wie 1867 auf dem Standpunkte, daß das Reichstagswahlrecht weit besser sei als das preußische.

Niemals hat Bismarck seine feierlichen offiziellen Erklärungen gegen die Dreiklassenwahl zurückgenommen. Sie bilden noch immer eine schneidige Waffe im Arsenal der Wahlreformer."

Das „ideale Wahlrecht" ist ein Problem etwa von der Lösbarkeit des Perpetuum mobile oder der Quadratur des Kreises. Auch das uns verführerisch vorgegaukelte Pluralwahlrecht würde bei der Unbildung vieler „Gebildeten" die heitersten Überraschungen bringen. Diese politische Unbildung der Gebildeten, denen die Nationalliberalen mit ihrem Pluralwahlrecht Mehrstimmen zuerkennen wollen, zeigte sich, wie der „Volkszeitung" aus dem Wahlkreise Teltow-Beeskow geschrieben wird, bei den Wahlmännerstichwahlen eines Bezirkes in einem Berliner Vorort im hellsten Lichte. „Nachdem bereits verschiedene Offiziere a. D. und höhere Verwaltungsbeamte in naivster Weise den Wahlleiter um Auskunft über die zu wählenden Wahlmänner gebeten hatten, brachten es zwei Juristen, ein Geheimer Oberjustizrat und ein königlich preußischer Staatsanwalt sogar fertig, trotz der Belehrung durch einen Listenführer, daß sie nur einem der beiden in Stichwahl stehenden Wahlmänner des freisinnig-nationalliberalen Blocks und der Sozialliberalen ihre Stimme geben dürften, dennoch zwei konservative Herren zu nennen. Natürlich waren ihre Stimmen nun ungültig; aber die Herren schienen das nicht zu begreifen und gingen mit verblüfften Gesichtern davon. Diese Herren halten das Dreiklassenwahlrecht offenbar deshalb für so ‚bewährt', weil es mit seiner öffentlichen Stimmabgabe das Herrentum der Privilegierten aufrechterhält, ohne daß sie sich im allgemeinen selbst an den Wahltisch zu bemühen brauchen. Wenn dies aber doch in den bösen Großstädten einmal notwendig wird, dann zeigen die Herren, daß sie nicht einmal mit den einfachsten Bestimmungen ihres ‚bewährten' Wahlrechts vertraut sind! Und diese ‚Bildung' soll dann mit einer oder gar mehreren Pluralstimmen belohnt werden."

Zur Empfehlung eines nationalliberalen Kandidaten heißt es in einem Blatte: „Außerdem gehört er mehreren Wohltätigkeitsvereinen an, so ist er z. B. Mitglied des Vereins für Volksküche, gehört seit über 25 Jahren dem ‚Roten Kreuz' an und ist bei dem Jubiläum des ‚Roten Kreuzes' ins Schloß geladen und Ihrer Majestät vorgestellt worden."

Wer möchte wohl einer Pluralstimme würdiger sein, als ein Mann, der ins Schloß geladen und Ihrer Majestät vorgestellt worden ist? ...

Bittere Tränen vergießt „Tante Voß" ob den greulichen Gewalt-

taten der roten Brüder, welche die armen furchtsamen freisinnigen Seelchen terrorisiert und dadurch allein ihre Erfolge erzielt hätten. „Für den, der die Verhältnisse kennt," schreibt dazu die „Kölnische Volkszeitung", „ist diese Ausrede einfach lächerlich. Gewiß, einzelne solcher Fälle kommen vor; es kommt z. B. vor, daß einem Bäckermeister, der in einer Arbeitergegend lebt, von den Genossen gesagt wird: ‚Wenn du freisinnig wählst, kaufen wir dir kein Brot mehr ab.' Es ist aber albern, darauf die Wahlniederlage des Freisinns zurückzuführen. Die freisinnige Partei geht den Krebsgang, weil sie überall an Vertrauen und moralischem Kredit eingebüßt hat."

So ist es in der Tat. Nicht nur an Vertrauen und moralischem Kredit hat die freisinnige Partei eingebüßt, sondern auch an ganz gewöhnlicher sozialer Achtung. Man ginge nicht zu weit mit der Behauptung, daß gerade die Besten in ihren Reihen von Ekel und Verachtung über das selbstvergessene, aller Würde entblößte Gebaren gewisser freisinniger Ölgötzen erfüllt sind. Wie soll der Achtung von anderen beanspruchen dürfen, der sie vor sich selbst preisgibt? Die ihres Nichts durchbohrendes Gefühl offen zur Schau tragende Devotion, mit der freisinnige Redner und Zeitungsschreiber das ironische Lob ihrer ehemaligen schärfsten Gegner in Empfang nehmen, das Lob, daß sie sich zwar schon „gebessert" hätten, aber noch artiger, ganz artig werden müßten, das wirkt ja zunächst als ein Schauspiel für Götter, auf die Dauer aber doch Übelkeit erregend. Man kann das Gefühl seiner eigenen Minderwertigkeit und Proletenhaftigkeit nicht stolzer und glückseliger zur Schau tragen, als es die „Fallstaffgarde" des Freisinns tut.

„Gib meine Jugend mir zurück!" — in brünstig sehnendem Herzen müßte der Liberalismus diesen Wunsch bewegen. Aber ach, Greisentum und Jugend vertragen sich nimmer! „Als der parlamentarische Liberalismus altersschwach zu werden begann," so wird der „Volkszeitung" von einem jüngeren Wähler aus akademischen Kreisen geschrieben, „schwand seine Werbekraft bei der deutschen Jugend. Sie zersplitterte. Ein Teil ging zu den Sozialdemokraten hinüber. Ein anderer Teil hielt es für vorteilhafter, fördernder, ‚korrekter', zu den Konservativen oder den Verschämt-Konservativen abzuschwenken. Der Rest — und das war der weitaus größte Teil — bekannte überhaupt nicht Farbe: die jungen Leute stumpften ab, wurden teilnahmslos gegen Politik und Staatsleben, sanken tief hinab zur charakterlosen Masse der Denkfaulen.

Es gab eine Zeit, in der jeder deutsche Jüngling liberal war. Wäre der Liberalismus auf dem Posten geblieben, so wäre ihm der Nachwuchs sicher gewesen. Das Schreckensregiment einfältiger und philiströser Epigonen hat in diesem Punkte mehr Verwüstung angerichtet, als sich bisher im Ungefähren überschauen läßt.

Das Gefährlichste, was einer Partei, einer Weltanschauung, einer Gesellschaft passieren kann, ward von ihnen verschuldet: für den offiziell be-

triebenen Liberalismus trat keine frische Generation mehr ein. Es war ein aussterbender Kreis alter, grauer Männer, der den Mitgliederstamm der Bezirksvereine bildete. Daß dort statt der Begeisterung, die die Jugend nun einmal verlangt, eine kleinliche Querköpferei und ein mißmutiges Herumkritisieren den Grundton abgab, war kein Wunder. Eine Begeisterung für die Fischbeck, Kopsch, Wiemer und Konsorten wagte selbst der unverschämteste Mensch nicht von der Jugend zu verlangen.

Die Zeit war ohnedies liberalen Idealen nicht hold. Die Bismarck-Ära mit ihrem krassen Erfolgsmenschentum, mit der kaltblütig gezüchteten Gesinnungsheuchelei und Streberei pries ja gerade als einen Vorzug das ‚Freisein' von Idealen, den Mangel einer Welt- und Lebensanschauung. Die Lieblingsphrasen der Konservativen, der Nationalliberalen und nun auch der Blockliberalen hatten in dieser Periode ihr Geburtsjahr: ‚Realpolitik', ‚Sinn für Tatsachen', ‚Beschränkung auf das Erreichbare', ‚gesundes Denken', ‚praktische Vernunft': das waren die Schlagworte.

Ein Teil der Jugend, und der akademischen Jugend vor allen Dingen, rannte blindlings dieser neuen Philosophie nach. Unter dieser Jugend herrschte eine geistige Öde wie nie jemals zuvor in irgend einer Periode der Geschichte. Man wollte nichts weiter als Karriere machen, ein ‚patenter', ‚korrekter' Mensch sein. Reserveoffizier werden, als Alter Herr zu einer feudalen Verbindung gehören, dem Flottenverein beitreten, feste Manschetten und Bindeschlipse tragen, in Antisemitismus machen, ‚unpolitische' Klatschblätter lesen. Man mußte liberale, demokratische, idealistische Anwandlungen, selbst wenn sie sich hie und da durchwagten, gewaltsam niederhalten.

Das war und ist und wird für einige Zeit noch der Geist sein, der in einem großen Teile der deutschen Jugend sein Wesen treibt. Aber eine leise Tendenz zum Umschwunge ist spürbar. Ein Rückschlag auf die Zeiten der Brache war unausbleiblich. Es kam der Augenblick, wo man die Jugend zu organisieren begann.

Die Sozialdemokraten mit ihrem Talente zur Organisation gingen voran. Ihre Erfolge machten die Leute am anderen Ufer stutzig. Die Nationalliberalen bildeten eine Gegengarde, die sich ‚jungliberal' nannte. Das Zentrum erschien mit den Burschenvereinen und den katholischen Verbindungen an den Universitäten. Nur der Freisinn verpaßte wieder die Gelegenheit, den merkbar werdenden Drang der Jugend zu beachten und ihm seinerseits Anfachung zu geben.

Die Jungliberalen fanden Anklang. Sie suchten in geschickter Weise die rationalistische Philosophie der Bismarck-Ära mit gewissen neuen, unabwendbaren kulturellen sozialen und wirtschaftlichen Ideen auszusöhnen. Man war fest in den sogenanten ‚nationalen' Dingen, und das machte es selbst für Regierungsreferendare und Regierungsräte ungefährlich, jungliberal zu sein. Man konnte sich überdies im Notfalle auf das Untertanen-

verhältnis zur nationalliberalen Partei beziehen. Andererseits markierte man das Vorrecht der Jugend, radikaler gesinnt zu sein als das Alter; man trat teilweise ein für preußisches Reichstagswahlrecht, verwarf das nationalliberale Schulkompromiß, übte strenge Kritik an den nationalliberalen Steuerreformen.

Aber es lag in der Natur dieses sonderbaren nationalliberalen Mischmaschs, daß sich aus halbwegs hoffnungsvollen Keimen kein Ganzes herausentwickeln wollte. Die radikale Seite der Sache ward jedesmal durch die ‚nationale' Seite betört. Listigen Schönrednern aus den Reihen der alten Herren der nationalliberalen Partei gelang es bisher stets, Widerspenstige durch effektvoll ‚patriotische' Wendungen einzuseifen. Diese Halbheit und Weichheit hat der jungen Gruppe nicht nur die Sympathien verscherzt, die unzweifelhaft für sie allerwärts bestanden, hat nicht nur das politische Vertrauen auf sie gelockert; ihre ewige Geneigtheit zum Unterkuschen unter die nationalliberalen Parteiwünsche hat sie vollkommen einflußlos gemacht innerhalb der nationalliberalen Partei selbst. Einfluß gewinnt man nun einmal nicht durch Kompromisse, sondern nur durch charaktervollen Widerstand. Nicht eine einzige Landtagskandidatur ist den Jungliberalen eingeräumt worden. Das war der Dank dafür, daß sie auf dem Parteitage zu Kassel darauf verzichtet hatten, in diesem Wahlkampfe für das Reichstagswahlrecht einzutreten.

Auch jene Kultusgemeinde, die sich aus den Kreisen der akademischen Jugend einst um Friedrich Naumann scharte, ist arg ins Wanken geraten. Diese vertrauensfähigen und vertrauensseligen Leute ... begannen zu schwanken, als Naumann Stück für Stück seine Grundsätze oder das, was sie dafür halten zu sollen glaubten, auf dem Altare der Blockpolitik opferte, und sie stehen jetzt diesem weichen, nachgiebigen, politisch unheilbar verschwommenen Manne mit größter Skepsis gegenüber ..."

Anzeichen seien ja da, daß die Jugend wieder politisch denken und fühlen wolle. Noch aber fehlt es ihr an ehrlich hingebenden Beratern und Vorbildern. Rudolf Breitscheid gar im „Blaubuch" sieht in dem Ausfall der preußischen Landtagswahlen bereits den Anfang vom Ende des Freisinns.

„Den Einzug von sechs oder sieben Sozialdemokraten in das Preußische Abgeordnetenhaus muß jeder ehrliche Freund des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts, und der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung überhaupt, mit großer Genugtuung begrüßen, nicht nur obwohl, sondern bis zu einem gewissen Grade auch weil der Freisinn die Hauptkosten zu decken hat: er trägt selbst die Schuld an seinen Verlusten. Damit ist aber auch schon alles gesagt, was sich an Erfreulichem und was sich an Bemerkenswertem über den Ausgang der Wahlen sagen läßt, denn im wesentlichen ist alles geblieben, wie es zuvor war. Hier und da ist an die Stelle eines konservativen Regierungsrats ein konservativer Landrat und an den Platz eines nationalliberalen Fabrikbesitzers ein ebensolcher Oberlehrer getreten, aber plus ça change, plus c'est la même chose: an der Partei-

konstellation ändert sich nichts und von den zehn neugeschaffenen Sitzen sind nicht einmal alle von unbedingten Anhängern der Übertragung des Reichstagswahlrechts eingenommen. Die sieben Sozialdemokraten werden zwar die Forderung der Reform rücksichtsloser vertreten, als es am 10. Januar die Freisinnsführer taten. Aber vielleicht wird gerade ihre Anwesenheit der Bülowschen Regierung den Vorwand geben, die Änderung noch länger hinauszuschieben, als sie es ohnehin schon beabsichtigte.

Die Freisinnigen werden trotz einzelner Zufallserfolge ihre alte Ziffer kaum wieder erreichen; sie sind zu derselben absoluten Einflußlosigkeit verurteilt wie bisher, und die Rechte wird über ihre Blockfreunde mit Geringschätzung zur Tagesordnung übergehen. Mit noch mehr Geringschätzung, als sie ihnen in der vorigen Legislaturperiode hat angedeihen lassen, denn die Art, wie von seiten des im Blockfreisinn vereinigten und erstarrten liberalen Bürgertums der Wahlfeldzug geführt worden ist, hat den Konservativen den unwiderleglichen Beweis erbracht, daß diese Leute als Gegner nicht zu fürchten und daher auch als Bundesgenossen nicht zu ästimieren sind . . . Man schloß die komprimittierendsten Kompromisse mit den schlimmsten Gegnern, wie mit den unzuverlässigsten Freunden des Wahlrechts ab, man ging in Bündnisse ein, die jeden Zweifel an der Aufrichtigkeit der freisinnigen Begeisterung für das Wahlrecht als begründet erscheinen ließen, und dieses Schauspiel war so beschämend, daß kurz vor dem 3. Juni selbst die ‚Kreuz-Zeitung‘, deren politische Freunde doch den Vorteil von den erbärmlichen Transaktionen hatten, den liberalen Blockbrüdern die folgenden Worte ins Stammbuch schrieb:

‚Nicht großzügige Parteipolitik liegt dem Wahlkampfe zugrunde, sondern öde Mandatsjägerei. Der Liberalismus, der angeblich mit seinen heiligen Grundsätzen lebt und stirbt, kehrt sich nur an taktische Gesichtspunkte. Er kennt nur ein Ziel: in die Höhe kommen, koste es, was es wolle... Es kommt im Leben der Partei nicht allein auf Erlangung parlamentarischer Mandate durch allerlei Locken und Listen an. Derartige Errungenschaften haben keine lange Dauer. Vielmehr liegt für die Parteien der Schwerpunkt jeder, auch der Wahlpropaganda in der Verbreitung und Vertiefung der Grundsätze, die die Lebensbedingungen jeder politischen Partei bilden.‘

Diese Kritik trifft den Nagel auf den Kopf, denn von Grundsätzen war nur mit dem Vorbehalt die Rede, daß es den größten Mangel an staatsmännischem Talent verrate, auf ihnen zu bestehen. Vollendete Grundsatzlosigkeit war die Parole, und ein kümmerliches Mandat schien mit einem Prinzip nicht zu teuer erkauft. Allerdings berufen sich die diversen Parteileitungen und Führer darauf, daß in der Wählerschaft selbst so gut wie keine Kampfesstimmung vorhanden gewesen sei, und daß die Wahlrechtsfrage sich nicht als zugkräftig erwiesen habe. Das ist zum guten Teil richtig: in der Tat war von einer eigentlichen Bewegung im Volke wenig zu spüren, und nur in ganz vereinzelten Kreisen machte sich dank besonderer

lokaler Umstände ein größeres Interesse bemerkbar. Im allgemeinen waren die Wahlversammlungen nicht nur in den kleineren Städten und auf dem Lande durchweg kläglich besucht, und die beredteste Schilderung des Dreiklassenwahlunrechts brachte die Zuhörer ebensowenig in Erregung wie der Nachweis der nachteiligen Wirkungen, die dieses Wahlsystem auf die politische, wirtschaftliche und kulturelle Lage der unteren und mittleren Bevölkerungsschichten ausübt. Der deutsche und zumal der preußische Staatsbürger ist nun einmal von Hause aus ein Philister, der an dem öffentlichen Leben nur in sehr beschränktem Umfang unmittelbaren Anteil nimmt. Aber diejenigen, die sich für die Hüter des liberalen Gedankens halten, haben auch nichts getan, die Trägen aus ihrer Lethargie zu wecken, sie zu belehren und anzufeuern. Sie schlossen sich so weit als nur irgend möglich von der Öffentlichkeit ab, und die Politik ward ihnen mehr und mehr eine Sache für kleine Konventikel von Auserwählten und Gesiebten. Viel Volk wird nicht mehr gern gesehen, denn je größer das Auditorium ist, um so mehr Kritiker sind vorhanden, und für die Wege, die der Freisinn in den letzten Jahren gegangen ist, können eben nur die Esoteriker der Bezirksvereine ein genügendes Verständnis besitzen. Als man — um mit Dr. Mugdan zu sprechen — noch seine alten Grundsätze hatte, zeigte man sich der erstaunten Menge ja noch gern ohne Eintrittskarten, heute scheuen die Herren den offenen Markt, auf dem Neugierige sich gar zu eindringlich nach den Motiven der Sinneswandlung erkundigen konnten. Daß unter solchen Umständen an die Aufrüttelung des sog. liberalen Bürgertums in Stadt und Land nicht zu denken ist, liegt auf der Hand. Ihm ist seine eigene und der Arbeitermassen politische Entrechtung, ihm ist die ganze reaktionäre Wirtschaft Hekuba, wenn es nicht gar aus Furcht vor der roten Flut mit der Rechten sympathisiert und, und ‚um den sozialdemokratischen Ansturm abzuwehren', . . . mit den Verteidigern der angeblich so verhaßten Zwingburg von vornherein gemeinsame Sache macht — und auch dabei findet es ja nicht nur nachsichtiges Verstehen, sondern auch Billigung und Aufmunterung bei den leitenden Männern . . .

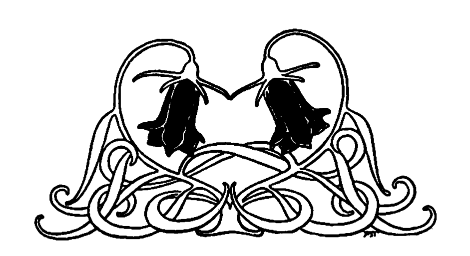
Die vollständige Einigung des Freisinns in den beiden großen Parlamenten kann nur noch kurze Zeit auf sich warten lassen, aber allzulaut werden die Jubelhymnen der Einigungsfanatiker wohl nicht ertönen, denn auch sie müssen einsehen, daß der Augenblick, in dem die Hindernisse für die Bildung der ‚großen' entschieden liberalen Partei endgültig aus dem Wege geräumt sind, mit dem Moment zusammenfällt, wo die Agonie dieses Freisinns einsetzt. Der Anfang vom Ende datiert nicht vom 3. Juni 1908, jedoch an diesem Tage mußte auch das blödeste Auge erkennen, was für jeden halbwegs Einsichtigen niemals zweifelhaft sein konnte, daß ein Liberalismus, der so seiner selbst vergessen hat, dem Untergang geweiht. Nach links erlitt er Verluste, weil er, demokratischen Willens bar ist, nicht nur bei den Arbeitern die Konkurrenz mit der Sozialdemokratie nicht mehr aushalten konnte, und rechts machte er keine Eroberungen, obwohl

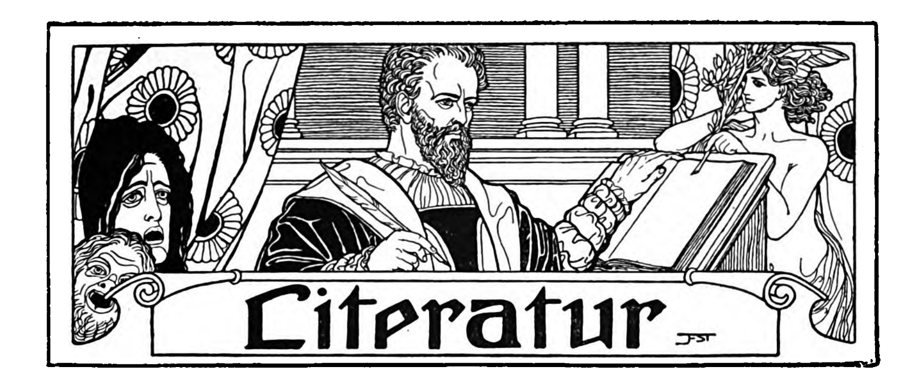
er als Regierungspartei in den Kampf zog und sich oft bewiesener Geneigtheit zu positiver Mitarbeit unter der Blockfahne rühmte. Selbst die famose Kulturblockidee des Herrn Kopsch erlitt ein glänzendes Fiasko, noch bevor der Versuch zu ihrer Verwirklichung gemacht war, da der Führer der Freikonservativen, die, weil sie ihre Anhänger nicht direkt nach ihrer Stellung zum Apostolikum fragen, von freisinnigen Rednern als Kulturliberale ausgeschrien wurden, vor der Wahl noch schleunigst einen neuen Bund mit dem Zentrum schloß.

Um Gründe für den Verlust sind die betrübten Lohgerber nicht verlegen; aber ihr Jammern über die sozialdemokratischen Boykottdrohungen, ihr Klagen über die die Roten ungebührlich bevorzugende Neueinteilung der Berliner Wahlkreise, ihre Bannflüche gegen die sozialliberalen ‚Quertreiber' beweisen, daß sie die Wurzel des Übels nicht erkennen und nicht erkennen wollen, und daß also auf eine Umkehr keinerlei Hoffnung besteht ...

Die bürgerlichen Demokraten werden weiter organisieren und weiter arbeiten, und eine ihrer wesentlichen Aufgaben scheint die zu sein, den Todeskampf des Blockfreisinns beschleunigen zu helfen ..."

Eine Weile kann ja der Liberalismus noch so weiter fortwursteln. Der gebrochene Greis wird dann freilich nur noch auf den Krücken der Regierung und seiner intimsten ehemaligen Feinde in die Parlamentshäuser humpeln können. Werden jene dann aber auf die Verpflegung und Erhaltung des armen alten Mannes, der zu nichts mehr nütze ist, noch Wert legen: — „Was kannst du armer Teufel geben?"





Grundfragen der Literatur

Von

Eduard Engel

(Aus der soeben erscheinenden dritten Auflage seiner „Geschichte der deutschen Literatur“)

Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist nur die Persönlichkeit. (Goethe.)

Die wichtigste aller Fragen ist diese: Wie soll sich der Leser, der in der Aufnahme von Dichterwerken seelenfüllenden Genuß, nicht bloß anständige Hinbringung der Zeit sucht, zur neuesten Stufe unseres Literaturlebens verhalten: zur Verwissenschaftelung der Poesie? Daß die Dichtung selbst keine Wissenschaft, sondern gottlob eine Kunst ist, wird einstweilen noch nicht bestritten; die Beschäftigung aber mit Dichterwerken droht mehr und mehr verwissenschaftelt zu werden. Der Leser, der nicht von Beruf Literaturgelehrter ist, noch sein will, müßte auf den Genuß auch nur eines großen Dichtungsgebietes verzichten, wollte er außer dem schlichten Lesen der Werke noch die Literatur über die Werke beherrschen. Fordert doch die eindringende Beschäftigung des Nichtfachmannes mit jedem der Allergrößten, mit Goethe, Schiller, Shakespeare, ein Menschenleben, und keiner von ihnen läßt sich vollkommen begreifen ohne einige Kenntnis fast der gesamten Weltliteratur des Bedeutendsten. So bleibt denn für den genußfreudigen Literaturfreund kein andres Mittel als strengste Auswahl des Wichtigsten und rücksichtslose Ablehnung alles dessen, was nicht neben der Wegeweisung zur Kunst als Vertiefung des Genusses an der Kunst dienen kann.

* * *

Die ältere Literaturwissenschaft hielt es nur für ihre Aufgabe, die Lebensverhältnisse der Dichter, die Quellen ihrer Werke zu ermitteln und die zum Verständnis des Ganzen oder der Einzelheiten nötigen Sacherklärungen zu liefern. Diese Zweige der Literaturwissenschaft sind berechtigt, denn sie erwachsen aus einem wirklich empfundenen Bedürfnis des kunstfrohen Lesers. Seit etwa einem Menschenalter jedoch, besonders seit dem Auftreten Wilhelm Scherers, erfindet sich die Literaturwissenschaft —

bezeichnenderweise nur in Deutschland, der Heimat jahrhundertelanger Überhebung der Wissenschaft über die Kunst — eine Aufgabe, die aus keinem Bedürfnis begeisterter Literaturfreunde entsprungen ist: die gelehrte Ergründung der dichterischen Zeugung. „Die Erforschung der dichterischen Phantasie (durch Nichtdichter!) ist die naturgemäße (!) Grundlegung des wissenschaftlichen Studiums der poetischen Literatur und ihrer Geschichte", so heißt es bei Dilthey, einem sonst verdienten Gelehrten der Gegenwart, in seinem Buche „Das Erlebnis und die Dichtung" (1906). Goethe hat uns eine ganz andere und wohl auch „naturgemäße Grundlegung" hinterlassen, eine „Würdigungstabelle poetischer Produktionen", worin sich als Forschungsziele nur verzeichnet finden: „Naturell, Stoff, Gehalt, Behandlung, Form, Effekt". Niemals ist ihm in den Sinn gekommen, als Gegenstand wissenschaftlicher Beschäftigung mit Dichtungswerken die „Erforschung der dichterischen Phantasie", also das Geheimnis ihrer Zeugung zu benennen. Im Gegenteil, keiner war von der Unerforschlichkeit des letzten Kunstgeheimnisses tiefer durchdrungen als Goethe, der einmal an Schiller geschrieben hat: „Ich glaube, daß alles, was das Genie als Genie tut, unbewußt geschieht." Wie Goethe denken alle Dichter, die sich zu der Frage geäußert haben. Die Dichter aber haben bekanntlich in Deutschland über Dichtung gar nicht mitzureden, sondern einzig die gelehrten „Germanisten", die nach Kellers Wort „besser wissen wollen, woher und wie die Dichter leben und schaffen, als diese selbst". Seit dem Beispiel Scherers ist es bei uns etwas Selbstverständliches geworden, daß die Gelehrsamkeit, sie allein, berufen und auch befähigt sei, der Welt zu erklären, was den Dichtern selbst unerklärlich schien: das Aufkeimen und Erblühen ihrer Kunstgebilde.

Aus immer neu bestärkter unversöhnlicher, aber strengsachlicher Feindschaft gegen diese neumodische anmaßliche Verirrung der Literaturwissenschaft stehe hier die Überzeugung: Es gibt so wenig eine Aufgabe der Wissenschaft, wie ein Bedürfnis des kunstfrohen Lesers, das Urgeheimnis des Dichtens zu entschleiern. Und im Gesamtbereich der Wissenschaft gibt es kein Mittel, auf den Seelengrund des Dichters zu tauchen. Der Zustand des Dichters in den Augenblicken künstlerischer Empfängnis ist durch eine Welt geschieden von jeglicher Forschung des Gelehrten. Des Künstlers Schöpfungsrausch kann vom nieberauschten Denker nicht nachempfunden werden, so wenig wie der Liebesrausch vom Nieverliebten, der Weinrausch vom Nietrunkenen. Selbst die gelegentlichen Aufzeichnungen von Dichtern über das erste Aufsteigen ihrer Gebilde sagen einem andern Künstler gar vieles, dem Gelehrten nichts. Es ist wohl die unwissenschaftlichste aller Bemühungen, das Dichten ergründen zu wollen, denn Wissenschaft kommt von Wissen, und die Seele des nicht zugleich dichterischen Gelehrten weiß nichts von der Seele des Dichters. Im besten Falle empfindet sie, wie die Seele des kunstfrohen Laien, Genuß an dem Dichtungswerk; über dessen innerstes Werden vermag sie, trotz der Fülle äußeren Wissens, nichts auszusagen.

Die gerechte Strafe einer falschen Aufgabestellung ist die in allen solchen Werken Unberufener sofort wahrzunehmende bloße Wortmacherei. Klare Begriffe vom Niegefühlten fehlen und müssen immerdar fehlen: so stellen sich denn die gar tiefsinnig klingenden Worte oder Wörter ein, über die jeder Künstler verächtlich lacht; begreiflicherweise zumeist die zur Verschleierung von Gedankenunklarheit so überaus nützlichen verblasenen Fremdwörter. Man hat in Wahrheit gar nichts erforscht, täuscht aber sich und andere mit hohlem Wortschwall von der „gelungenen Analyse der psychischen Vibrationen“ oder „der Fixation impressionistischen Erlebens“, und will mit solcher bodenlosen Schaumschlägerei eine Wissenschaft vorgaukeln, die es nicht gibt noch geben kann. Ein kommendes Geschlecht mit stärkerem Sinn für schlichte Wahrhaftigkeit, mit tieferer Abneigung gegen Wortgeklingel, wird auf die prahlerische Literaturscheinwissenschaft unseres Zeitalters mit noch größerer Verachtung zurückblicken, als die heutige Naturwissenschaft auf die selbstzufriedenen Welterklärungen des Rationalismus im Zeitalter Voltaires oder auf die Goldmacherkünste der auch sehr wissenschaftlich tuenden und mit Fremdsprachen gaukelnden Alchemisten.

* * *

Bliebe diese zum unfruchtbaren Spiel mit Worten verdammte Scheinwissenschaft im engen Kreise derer, die sie berufsmäßig betreiben, so brauchte nicht vor ihr gewarnt zu werden. Bei der nahen Berührung jedoch unserer Allgemeinbildung mit allem, was sich Wissenschaft nennt, droht aus dieser Art des Betriebes einiger Geschichte- und Literaturforscher eine ernste Gefahr für die literarische Bildung: die Vernichtung der Ehrfurcht vor dem Genius, also die Zerstörung eines der unentbehrlichsten Ideale jedes Höhenvolkes. Gibt es kein Geheimnis der Kunstschöpfung mehr, so ist es mit der großen Kunst zu Ende, und es beginnt die Blütezeit des Dilettantismus, oder wie Schiller noch geringschätziger sagte: der Dilettanterei. Es ist kein Zufall, daß seit dem Anspruch der Gelehrten, das Wesen des Dichtens zu erforschen, die Schranken zwischen Kunst und Pfuscherei immer schwächer werden. In Deutschland, dem Lande der Formlosigkeit, ist ohnehin die Gefahr der Dilettanterei größer als in Ländern mit feinerem Sinn für alle Kunstform. Wer in Frankreich in Versen dichtet, muß Verse machen können; wer Prosa schreibt, muß richtiges und formvolles Französisch schreiben. In Deutschland kann man heute für einen großen Versdichter gelten, ohne Verse zu machen, und von der Prosa als einer kaum minder schweren Kunst als der gebundenen Rede weiß man in Deutschland weniger als im 18. Jahrhundert. Man begnügt sich heute mehr als je zuvor mit dem bloßen großwortigen Wollen, und viele berühmte Dilettanten, durch eine nachsichtige Kritik verwöhnt, empören sich, wenn man von ihnen ein volles, rundes Kunstwerk verlangt. Sie kleben am Stoff, erklären es schon für eine Großtat der Kunst, wenn sie einen an sich bedeutsamen Gegenstand nur roh angepackt haben — man denke an Wedekinds Frühlingserwachen —, und sehen von der Kleinigkeit einer Kunstform genügsam ab.

Ganz vergeblich hat Goethe in seinen hingeworfenen Sätzen über den Dilettantismus die heute mehr als je beherzigenswerten Worte geschrieben:

„Was dem Dilettanten eigentlich abgeht, ist Architektonik im höchsten Sinne, diejenige Kraft, welche erschafft, bildet, konstituiert. Er hat davon nur eine Art von Ahnung, gibt sich aber durchaus dem Stoff dahin, anstatt ihn zu beherrschen."

Neu ist an der Dilettanterei der Gegenwart, daß sie nicht wie die früherer Zeiten bescheiden neben dem Kunstvollbringen hergeht, sondern unverschämt angreifend auftritt. Sie erklärt jeden für blind, der da, wo nichts ist, nichts sieht; der hochstelzende Ohnmacht in der Ausführung großer Stoffe nicht bewundert, für „plattbürgerlich" und „rückständig"; und sie erhebt gegen die Feinde der tiefsinnig tuenden Kunststümperei den ärgsten modischen Vorwurf: den vom gesunden Menschenverstande. Der Leser, dem es durchaus nicht gelingen will, irgendwelchen durch eine gefällige Kamaradenpresse ausposaunten formlosen Unsinn zu verstehen, lasse sich durch solche Vorwürfe nicht schrecken. Der rückständige gesunde Menschenverstand des Hochgebildeten, der ausreicht, die Schönheiten und Tiefen Hölderlins, Goethes, Schillers, Kleists, Hebbels, Kellers zu erkennen und genießen, darf sich lächelnd trösten, wenn man seine gelangweilte Gleichgültigkeit gegen undramatische Dramatiker, versohnmächtige Lyriker, seiltänzerische Prosastilgaukler Philisterei schilt. Die eisige Unerschütterlichkeit gegen alles bloße Wollen, gegen alle Möchtegernerei, wie man endlich derbdeutsch den Dilettantismus fortan nennen sollte; die entschiedene Forderung: Stümper, wo ist dein Kunstwerk? — sie sind die untrüglichen Leitsterne durch das Dickicht der Gegenwartliteratur.

* * *

Ehedem glaubte man, die großen Werke der Kunst seien die Schöpfungen besonders begnadeter Künstler. Goethe und Schiller haben diesen Glauben geteilt. Eine neumodische, aber eben eine modische, Lehre lautet: der Dichter und sein Werk seien das Erzeugnis der jeweiligen Kultur, und nicht die Persönlichkeit, sondern die hinter ihr stehende Gesamtheit eines Volkes bringe die Kunstwerke hervor. Eine der neuesten Literaturgeschichten gipfelt in dem Satz: „Schließlich ist ja doch die ganze Nation die Schöpferin ihrer Dichter und ihrer Dichtung." Dies ist tiefsinnig tuendes leeres Gerede; ebenso gut und besser könnte man die Breiten- und Längengrade, die Bodenbeschaffenheit, die Zahlen der Sonnentage und der Regenhöhe als die wahren Schöpfer der Kunstwerke bezeichnen. Verteidigt wird diese Auffassung nur von einigen Gelehrten, die übrigens für sich selbst alle Ehrenrechte der neuschöpferischen Persönlichkeit beanspruchen. Nie hat ein Künstler diese Ansicht von der Stellung der Kunst zur Gesamtkultur geteilt. Sie wurde zuerst und am eindrucksvollsten von dem Nichtdichter Taine gepredigt, und sie ist bis heute das Mittel aller Nichtkünstler geblieben, sich gegen die weltbeherrschende Gewalt des Genius aufzulehnen. Diese Art der Darstellung der Literatur als eines naturnotwendigen und wissen-

schaftlich auszurechnenden Erzeugnisses der Gesamtkultur ist Kunstgeschichte von Philistern für Philister, denen die umwälzende Persönlichkeit ein Grauen ist, eben weil sie sich durchaus nicht erklären läßt.

Viel überzeugender wäre der Beweis zu führen, daß die Gesamtkultur durch einzelne Schicksalsmenschen bestimmt wird, und Paul Heyses Verse:

Männer, die über den Zeiten stehn,
Willst du als ihr Produkt erklären?
Hast du schon je einen Sohn gesehn
Seine eigne Mutter umgebären?

sind ebenso schlagend wie geistreich. Diese neumodische Scheinwissenschaft wagt ihre Erklärerei auch nur an Künstlern; Friedrich den Großen, Napoleon, Bismarck aus der „allgemeinen Kultur", aus dem vielgeliebten „Milieu" heraus zu erklären, würde Gelächter erregen. Und doch haben die größten Feldherren und Staatsmänner mit bekannten und berechenbaren Kräften ihres Volkes und ihrer Zeit gewirkt, wogegen der Dichter mit den jedem Nichtdichter unbegreiflichen Geheimkünsten seiner Phantasie völlig neue Gebilde schafft.

* * *

Die wissenschaftlich tuende Erklärerei mit den Kulturzusammenhängen führt zu solchen Gaukelspielen wie den von jedem nach eigener Willkür gezeichneten „Signaturen der Zeit". Diese Signaturen passen natürlich stets, denn der Zeichner verfertigt sie ja, damit sie passen. Diese Wissenschaftelei ist wie ein kindliches Gesellschaftsspiel, etwa ein Scheibenschießen, wobei um jede Kugel in der Scheibe hinterher ein Kreis geschlagen wird, so daß die Kugel unfehlbar im Zentrum sitzt. Nichts ist leichter für die bloße Wortmacherei, als z. B. das 14. und 15. Jahrhundert schwarz in schwarz zu malen, wenn man alle hellfarbigen Erscheinungen ausläßt. Diese Art wissenschaftelnder Spielerei hat es sogar fertig gebracht, das klassische Jahrzehnt von 1871 bis 1881 mit der Signatur der greulichsten Verrottung und ödesten Unfruchtbarkeit zu bekleben. Auch sonst ist dieses Signaturenspiel mit den Kulturzusammenhängen „windschaffen als ein Ärmel": für zwei durchaus gegensätzliche, nebeneinander wirkende Dichter des gleichen Zeitalters werden je nach Bedarf zwei gegensätzliche Signaturen erfabelt. Den Dichter „aus seiner Zeit heraus" zu erklären, mag mit Erfolg versucht werden an den Dutzenddichtern, die nicht aus ureigenem Recht, sondern aus einer schnell vergänglichen Mode der Zeit heraus schreiben. Für die großen Dichter kommt es weit mehr darauf an, zu zeigen, wie richtungweisend sie auf die Geisteskultur ihrer Zeit gewirkt haben, als umgekehrt. Wo immer wir dem Versuch begegnen, einen großen Künstler aus dem Geist der Zeiten zu erklären, da können wir sicher sein, daß es einzig der Herren eigener Geist ist. Wäre es möglich, aus den wissenschaftlich erforschten Kulturzuständen eines Zeitalters dessen großen Künstler zu erklären, so müßte der Kulturforscher der ihm ja am besten bekannten Gegenwart

uns mit hellseherischer Bestimmtheit den großen deutschen Dichter der nächsten Zukunft prophezeien. In Wahrheit aber wird von dieser Scheinwissenschaft immer nur rückwärts prophezeit, und, o Wunder! derlei Prophezeiungen treffen allesamt ein. Niemals wird es gelingen, zu erklären, wie um 1770 der Frankfurter Wolfgang Goethe eine neue deutsche Lyrik schaffen konnte, es sei denn, man bescheidet sich zu sagen: weil er Wolfgang Goethe, der wundersame Einzige, war. Und noch nie ist die wissenschaftelnde Erklärerei der Dichtung aus der Gesamtkultur über flimmerndes Wortgeflunker hinausgekommen, wenn sie versucht hat, Erscheinungen wie Luther, Christian Günther, Winckelmann, Hölderlin, Novalis, Kleist, Hebbel anders als aus ihren ursprünglich zeitwidrigen Persönlichkeiten zu begreifen, oder gar einen so zeitlosen Dichter wie Grillparzer aus seinem Zeitalter zu erdeuten. Wer die Macht der Persönlichkeit als oberste aller Geistesmächte leugnet, der hat es leicht, willkürlich — und jeder anders! — die sogenannten „inneren Linien" zu ziehen, wie ein spaßiges Modewort lautet. Da wird von dem einen unverzagt die innere Linie von Storm über Keller nach Wagners Bayreuth gezogen, während ein anderer seine innere Linie von Biernatzki über Storm zu dem Franzosen Pierre Loti zieht, der von jenen beiden keine Ahnung hat. Oder, wie Gustav Falke so treffend scherzt: es werden für Frenssens Jörn Uhl innere Linien nach zweiundsiebzig Ahnen gezogen, nämlich nach jedem früheren Schriftsteller, der auch mal von einer Kuh geschrieben hat.

Eine allerneueste Abart dieses wissenschaftlich tuenden Gesellschaftsspiels ist die Erklärerei der Dichtung der Gegenwart „aus der Entwickelung zum maschinellen Großbetriebe", und wir dürfen demnächst tiefsinnige Untersuchungen der Zusammenhänge zwischen der jüngsten Lyrik und der Verdrängung der Kolbenmaschine durch die Dampfturbine erwarten. Der stehende Sprachgebrauch aller dieser sich und andere täuschenden Erklärer des Unerklärlichen ist der mit „mußte", z. B. in einem Satze wie „Die Literatur mußte fortan diesen Weg einschlagen" (Lamprecht), der nur geschrieben wurde, nachdem der Schreiber in einem Schulbuch gelesen, daß die Literatur tatsächlich „diesen Weg" eingeschlagen hatte. In Wahrheit mußte die Literatur den Weg gehen, den ihr die Dichter vorschrieben, und eine zu jeder Zeit mögliche kraftvolle Persönlichkeit, die zufällig nicht geboren wurde, hätte ihr einen durchaus andern Weg vorgeschrieben. Es steht mit dieser Scheinwissenschaft der Literatur genau so wie mit der berühmten tiefgründigen Geschichtserklärung, daß Napoleon die Schlacht bei Waterloo verlieren „mußte", welchen Beweis aber die behutsame Wissenschaft nur führt, nachdem ihre Vertreter als zehnjährige Knäblein gelernt haben, daß die Schlacht bei Waterloo wirklich von Napoleon verloren wurde.

* * *

Kaum größeren wissenschaftlichen Wert hat eine andre modische Art der Literaturgeschichte: die nach Volksstämmen. Auch sie arbeitet fast durch-

weg mit der Prophezeiung nach rückwärts. Sie „erklärt“ restlos Friedrich Hebbel aus seiner Zugehörigkeit zur ditmarsischen Rasse, aber vorsichtigerweise erst, nachdem der grundgelehrte Forscher in einem Buche gelesen, daß Hebbel in Wesselburen geboren wurde. Daß es eine Reihe anderer holsteinischer Dichter von durchaus nicht Hebbelscher Art gibt, z. B. Storm, Klaus Groth, Timm Kröger, Liliencron, Falke, das stört diese Wissenschaftelei nicht, denn auch für solche Dichter macht sie eine, selbstverständlich immer passende, Erklärung aus dem Holsteinertum je nach der gewünschten „Signatur der Zeit“ zurecht. Sie „erklärt“ Chamisso und Fontane schlagend aus ihrem Franzosentum, weil sie ihre Abstammung kennt, und der polnische Ursprung Nietzsches beunruhigt sie nicht in ihrem Erklärungsspiel. All dies ist Spiegelfechterei und Treppenwitz ohne den geringsten wissenschaftlichen Wert.

Bis zu welchen Ausschreitungen die schrankenlose Erklärungswut mancher Literaturgelehrten aus der Schererschen Schule, ihre tiefe Abneigung gegen die Urschöpferkraft der Persönlichkeit geht, das zeigt das klassische Beispiel eines Lieblingsschülers Wilhelm Scherers, der jüngst „eine vollständige Topographie (Ortsbeschreibung) der Entstehung von Goethes Dichtungen“ forderte, um nun endlich in das allerletzte Geheimnis des Goethischen Genius einzudringen! Ach, selbst die vollständigste Topographie oder sonst eine Graphie der Entstehung aller großen Dichterwerke aller Zeiten würde uns über ihren Wesensgrund gar nichts sagen; ja sogar sämtliche Küchenzettel des Goethehauses und alle Barometerstände in Weimar, auf die doch Goethe selbst als für ihn nicht unwichtig hingewiesen, würden uns über den Vorgang seines Schaffens im Dunkeln lassen.

* * *

Die Wissenschaft erachtet es als ihre Pflicht, für alle gleiche oder ähnliche Erscheinungen am Himmel und auf Erden zusammenfassende Gesetze zu finden. Die Werke des Genius jedoch entziehen sich solcher Zusammenfassung, denn ihrer jegliches ist und soll sein ein ewig Einzelnes. Werke, auf die ein wissenschaftliches Gesetz zuträfe, wären eben Fabrikwerke. Soll nun aber die Literaturwissenschaft ganz verzichten, das Gemeinsame und Gesetzmäßige auch in der Welt der Geistesschöpfung zu erforschen? Wollte sie sich nur demütig bescheiden, das unerklärliche große Einzelwerk still in sich ruhen zu lassen, so gäbe es für sie der großen Richtlinien noch immer genug. Anstatt sich fruchtlos abzuquälen, die Kunstwerke der ewig Einzelnen aus der Kultur der Massen abzuleiten, sollte sie sich auf die offensichtlich erkennbaren, immer wiederkehrenden Erscheinungen beschränken. Da ist also obenan das Weltgesetz von der umwälzenden Macht der Persönlichkeit, vor dem wir uns alle, auch die kühnste Wissenschaft, zu beugen haben. Dann gewahren wir ein anderes Urgesetz, allerdings erst in zweiter Reihe: das Gesetz von der seelischen Ermüdung, dem die Ablösung aller literarischen Moden und Strömungen unterworfen ist. Hierher gehört das besonders für die deutsche Literatur bestimmende Gesetz, das keine

Ausnahme kennt, von der erneuernden Macht der Jugend, also von der Ablösung der Dichtergeschlechter. Für die neueste Zeit mag dann noch untersucht werden die eigentümliche Wirkung der gegen früher verzehn-, verhundertfachten „Berühmtheit" jedes Literaturwerkes vermöge der riesenhaft angewachsenen Presse. Auch die noch immer im Aufsteigen begriffene Macht einer Reichshauptstadt, die zugleich eine der Weltstädte geworden, übt Einflüsse, die der wissenschaftlichen Untersuchung wert sind. Daß es daneben Zusammenhänge zwischen Gesamtkultur und Zeitfärbung der Dichterwerke gibt, daß sich in der Wahl der Stoffe, in ihrer Auffassung, Form und Sprache Einwirkungen des gesamten übrigen Kulturlebens kundtun, das ist so selbstverständlich, daß es hier nur angedeutet wird. Nur soll man alle diese Einflüsse zusammengenommen nicht für das Entscheidende halten zur Erklärung der Empfängnis und Geburt eines großen Kunstwerkes, sondern soll sich, gerade aus Achtung vor der wahren Wissenschaft, mit dem Ignorabimus (Wir werden es nie wissen) still bescheiden.

* * *

Das Schöpfen des Urteils über Dichterwerke der Gegenwart kann nicht gelehrt werden. Nur einige Warnungen und Winke mögen an dieser Stelle stehen; die Beispiele werden sich in reicher Fülle in der Folge ergeben. Sich durch kein noch so lautes Geschrei eines Schriftstellers und der Presse beirren zu lassen, ist der nie zu nachdrücklich erteilte vornehmlichste Rat. Ja, man könnte fast als allgemeine Regel aufstellen: jedes Kunstwerk, das von gestern auf heut in die Mode kommt, ist kernfaul und zur schnellen Vernichtung bestimmt. Jakob Burckhardt rechnete es geradezu unter die Haupteigenschaften des „großen Individuums, sich durch keinen Lärm des Augenblicks betäuben zu lassen". Fast jedes „sensationelle" Buch in hunderttausend Abdrücken binnen zwei Jahren ist wertlos und könnte unbeachtet bleiben; nach wenigen Jahren ist es sicher vergessen.

Besonders vorsichtig sei man gegen den Lärm der großstädtischen Kritik. Zum Wesen der Großstadt gehört die vordringliche Übertreibung: ohne sie würden ja die Unbedeutenden sich nicht vernehmlich machen. Die heutige Kritik posaunt immer neue Tagesgrößen aus, um als deren Gefolgschaft annähernd gleiche Geltung zu gewinnen. Das wahrhaft Große und Echte sucht und findet solche Posaunenbläser niemals. Ginge es nach den vollbackigen Anpreisungen der heutigen Kritik, so hätten wir in den letzten zehn Jahren mindestens 200 Geniusse auf jedem der drei Hauptgebiete der Dichtung erlebt.

Auch die meisten Werke mit außerkünstlerischen Nebenabsichten, besonders aber alle Bücher zur Selbstverherrlichung des Künstlers, sind ebenso kunstwidrig, wie sie undeutsch sind, denn „deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun". Daß man sich ferner jedem Kunstwerk, auch der älteren, ja der ältesten Zeit ganz unbefangen, unwissenschaftlich und vorbereitungslos nähern sollte, ist gerade angesichts des sich zwischen Lesern und Dichterwerken immer höher türmenden Riesenwalles der Literatur über

die Literatur dringend anzuraten. Nicht wie, wann, wo „Füllest wieder Busch und Tal“ oder „Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt“ entstanden sein mögen, hat dauernden Seelenwert, sondern einzig die Wirkung solcher Lieder auf das Menschenherz. Wer sich mit ihr durchaus nicht begnügen will, der tauche in die Abgründe der Goethe-Philologie, oder der Keller-Forschung, die auch schon zu einer Wissenschaft für ein halbes Menschenleben anzuschwellen beginnt. Was immer jedoch die Gelehrten sagen mögen, keine wissenschaftliche Erforschung der Quellen, der Topographie, der Gastronomie oder Astronomie einer großen Dichtung wird jemals den reinmenschlichen Genuß an einem gehaltvollen und formenschönen Kunstgebilde steigern. Ja, es ließe sich mit zahllosen Beispielen der Beweis des Gegenteils führen. So wird der tiefe Eindruck eines Gedichtes wie „Der du von dem Himmel bist, Alles Leid und Schmerzen stillest“ nur geschwächt, die durch ein solches Menschheitgedicht entriegelte Gefühlswelt verengt, wenn uns die Literaturforschung belehrt, daß Goethe jenes Lied nicht aus der allgemein menschlichen Unrast des bewegten Herzens hinausgeseufzt, sondern daß es Goethes Sehnsucht nach Frieden aus den Wirren unseliger Liebesleidenschaft für eine bestimmte verheiratete Frau gewesen ist. Goethes Zeitgenossen, die von dieser Veranlassung nichts wußten, haben das unsterbliche Lied reiner genossen als wir goethereif gewordenen gelehrteren Nachfahren.

* * *

Wie die Modewissenschaft alle Kunstwerke aus der jeweilig herrschenden Kultur heraus zu erklären vorspiegelt, so fordert sie, daß der Leser die Werke der Literatur nicht zeitlos einfach auf sich wirken lasse, sondern sie geschichtlich, „aus der Zeit heraus“, verstehe. Gewiß, es hat seinen wissenschaftlichen Reiz, alle Geisteserscheinungen aus der Seele vergangener Zeiten zu begreifen. Indessen nur die wenigsten Leser, die sich mit der Literatur der Vorzeit befassen, tun dies zur Vermehrung ihres Wissens; vielmehr suchen sie in einem Dichterwerk, gleichviel welcher Zeit, die ewige Kunst, und es nützt ihnen nichts, wenn ihnen die Wissenschaft zeigt, wodurch irgend ein berühmt gewesenes Buch so kunstlos geraten ist. Gerade das Unvollkommene läßt sich am leichtesten aus der Zeit heraus erklären, aber — es lohnt die Mühe nicht. Sollen wir nicht das Recht haben, sogar Wolframs Parzival mit all seinen schönen Einzelheiten, mit all seinem echtdeutschen Bohren in die Gemütstiefe dennoch als Gesamtkunstwerk abzulehnen, weil auch seine Schwächen aus der Zeit heraus begriffen werden müssen? Aber hat nicht schon Wolframs Zeitgenosse Gottfried von Straßburg aus seiner Zeit heraus über den Parzival herb abgesprochen, weil dieser ihm nicht genug reine Menschlichkeit zu enthalten schien? Der kunstfreudige Leser lasse sich durch keine „historistische“ Mode, wie jetzt der gelehrt tuende Sprachgebrauch lautet, irremachen in seiner Verwerfung alles dessen, auch des durch Alter noch so Geheiligten, was weder reine Menschlichkeit noch reine Kunst darbietet. Man kann sicher sein, daß, abgesehen von den

Minnesingern selbst, die meisten Leser ihrer Gedichte schon im 13. Jahrhundert das vernichtende Urteil ausgesprochen oder empfunden haben, das Schiller sehr unhistoristisch, aber durchaus zutreffend, sechshundert Jahre später über den „spatzenhaft" armseligen Minnesang niedergeschrieben hat. Oder sollen wir etwa des „Historizismus" wegen Opitzens Gedichte schön finden, weil seine literarischen Zeitgenossen — schwerlich die nichtliterarischen — sie mit Schablonenlob überhäuft haben? Unsere Väter und Großväter haben Tiecks Novellen bewundert, oder so getan; hindert uns das, sie für poesielos und schlecht erzählt zu erklären? Es gibt die eine Art der Literaturbetrachtung, die nur das Wissen vermehren will; es gibt die andre, die zum Genusse des Wertvollen, zur Abweisung des Wertlosen anleiten möchte; in diesem Buche wird weitaus mehr der zweiten als der ersten Betrachtungsweise gedient. Nicht nur weil der Lebende recht hat, sondern weil gerade alle lebendig gebliebenen Werke vergangener Jahrhunderte so gut wie zeitlos sind, darum rechtfertigt sich eine Beschäftigung mit Literatur, die nur das Allernötigste an Zeitgeschichte mitnimmt. Man kann die Odyssee, das Nibelungenlied, den Robinson mit höchstem Genusse lesen, ohne auch nur zu wissen, daß es ein Griechenvolk gegeben, aus welchem Jahrtausend das Nibelungenlied stammt, oder ob Defoe ein Engländer gewesen ist.

Es hat die Weltgeschichte
Auch einen Januskopf,
Allein ein alter Tropf
Sieht nur ihr alt Gesichte.

Unvergleichlich wichtiger als die trügerische Scheinwissenschaft von den Zusammenhängen zwischen Kultur und Literatur ist für den Leser die wahre Wissenschaft, nämlich von vielen Tatsachen, die über den wissenschaftelnden Vermutungen bisher vielfach vernachlässigt wurden. Redensarten von Strömungen, Wirkungen, Erfolgen bleiben Redensarten, solange man sich nicht geeinigt hat, wieviel Leser eines Buches etwa nötig sind, um eine Strömung, eine Wirkung, einen Erfolg zu beweisen. Wie soll z. B. festgestellt werden, ob Geibel noch eine lebendige Dichterkraft ist, wenn nicht auch durch die Kenntnis der jährlichen Verkaufszahl seiner Werke? Von der Wirkung z. B. der Redwitzischen Amaranth auf ihre Zeit erfahren wir etwas Sicheres durch die Angabe, daß in sechs Jahren 18 Auflagen von je mehren Tausend verkauft wurden; und wenn wir lesen, daß von Herweghs Liedern eines Lebendigen in zwei Jahren 5 starke Auflagen vergriffen wurden, so ist auch dies Wissenschaft. Sie mag heißen die Literaturgeschichte der Tatsachen, und kann sie auch nicht so bequem wie die sogenannte kulturgeschichtliche oder die soziologische, die psychologistische oder historistische mit hochtrabenden allgemeinen Redewendungen getrieben werden, so ist sie doch zuverlässiger und wahrhaft belehrender, wenn auch vielleicht weniger vornehm oder modisch. Daß die letzten Werturteile über ein Buch nach andern Merkmalen als den Absatzzahlen zu schöpfen sind, ist selbstverständlich.

* * *

Zu der heute durchaus notwendigen rücksichtslosen Abweisung aller Dilettanterei gehört die Unnachsichtigkeit gegen die Unform, also auch gegen die heillose Verwälschung der schriftstellerischen Sprache. Der in diesem Buch auf vielen Seiten geführte Kampf gegen das lächerliche Harlekin-Deutsch in Prosadichtung und Wissenschaft ist keine Schrulle, sondern ein guter Kunstkrieg, in dem sich der Verfasser bei fortschreitender Verbreitung seines Buches unterstützt fühlt von Tausenden gleichgesinnter Leser. Er gesteht seine planvolle Absicht, die Leser mit tiefem Widerwillen gegen jeden deutschen Schriftsteller zu erfüllen, der nicht Deutsch schreibt, er sei zurzeit noch so berühmt. Daß hierbei nicht kleinlich gegen jedes alteingebürgerte Fremdwort geeifert wird, sondern nur gegen die neumodische Geckensprache, versteht jeder Leser. Nur in Deutschland konnte dem Verfasser ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er mehr als einen deutschen Schriftsteller verwirft, der Deutsch weder schreiben kann noch will. Ein Klassiker ist ganz gewiß nicht darunter. Der Leser erfülle sich gerade gegenüber der Literatur unsrer Tage mit der Überzeugung von der erprobten Grundwahrheit, daß kein Buch mit Fremdwörterdeutsch ein bleibendes Kunstwerk sein kann. Wo immer ihm ein Schriftsteller begegnet, der aus Zunft- und Kastendünkel oder aus der Eitelkeit der Unreife die einfachsten menschlichen Grundbegriffe mit weithergeholten halbgriechischen, küchenlateinischen, falschfranzösischen Wörtern ausdrückt, da darf er sicher sein, daß es sich um keine ganz ehrliche Arbeit, gewiß um kein Kunstwerk handelt.

An deiner Sprache rüge
Du schärfer nichts als Lüge,
Die Wahrheit sei ihr Hort! (Uhland.)

Es gibt kaum einen zuverlässigeren Maßstab des literarischen Urteils als die Echtheit der Sprache, besonders für wissenschaftliche Bücher. Ein Deutscher, der von der Psyche und ihren Nervosismen, vom Psychismus, von „Goethe intime“ und vom Oeuvre Goethes, vom psychologistischen Historizismus, von der Egoität und ähnlichem Firlefanz spricht, der will mehr scheinen als er ist; der will sich, wie schon Gottsched mit Recht höhnte, „en parlant vor der Canaille distinguieren“; der ist ein ganzer, halber oder viertel Flunkerer. Sollte er sich seiner Flunkerei nicht bewußt sein, so schließt ihn dennoch seine Sprachunform aus der Literatur aus und weist ihn der bloßen Büchermacherei zu. Denn **Literatur ist Kunst**, zu dieser gehört die reine Kunstform, und schlechtes oder gar fremdwörtlerisch verfälschtes Deutsch ist kunstwidrig. Es müßte schon ein, nur sprachlich schlechterzogener, Genius ersten Ranges sein, dem wir grobe sprachliche Mängel verzeihen sollten. Nach einer bald zweihundertjährigen Neublüte der reichsten Literatur der Welt ist jetzt endlich die Zeit gekommen, wo wie bei den vormals führenden Literaturvölkern keine Nachsicht mehr geübt werden darf mit sprachlicher Stümperei oder gar mit lächerlich eitlem Fremdwortgeprahle.



François Coppée †

Mit François Coppée, der am 22. Mai nach langem Siechtum aus dem Leben schied, ist einer der volkstümlichsten französischen Dichter dahingegangen. Man halte Umfrage, und jeder Deutsche, der französischen Unterricht genoß, wird Coppée kennen, während ihm viel bedeutendere Lyriker Frankreichs gänzlich unbekannt sind. Er fehlt in keiner Anthologie, und seine Contes en vers: „La Grève des Forgerons", „La Veillée", „L'Un ou l'Autre" sind sogar hüben wie drüben zum eisernen Bestand der Schulbücher geworden. Leider jedoch nicht so sehr um ihres poetischen Wertes willen, sondern weil Coppée vor allem anschaulich und deshalb leicht verständlich ist, weil er dramatisch belebte Handlung gibt, zu spannen und des öfteren zu rühren weiß. Aber nicht nur mit diesen stofflich fesselnden Contes, auch mit kleineren lyrischen Sachen hatte Coppée Glück. Schon die Veröffentlichung seiner ersten Verssammlung „Le Reliquaire" war von seltenem Erfolg begleitet, und längst haben berufene französische Kritiker nach der Ursache dieses staunenswerten Erfolges geforscht. Jules Lemaître gelangt in einem ausführlichen Aufsatz über den Dichter zu folgendem Urteil: „Coppée besitzt genug des Rührsamen und genug dramatisches Leben, um der Menge zu gefallen, aber auch hinreichend Gesuchtheit, um den Dekadenten etwas zu geben."

Als Lyriker schloß sich der 1842 geborene Dichter, der nach Absolvierung des Collège St. Louis ins Kriegsministerium eintrat, wie fast alle seine dichterisch begabten Altersgenossen an die Parnassiens an, der letzten Gruppe der Romantiker, die von Resten der romantischen Stoffwelt zehrte und, indem sie „l'art de ciseler des vers" hochhielt, einer seelenlosen, rein formalen Verskunst entgegenging. Der junge Coppée nun, der vermöge seiner großen Reimgeschicklichkeit wie selten einer begabt war, die Tradition virtuoser Formengewandtheit fortzusetzen, brachte einen frischen Blick für die unmittelbare Wirklichkeit mit. Er besaß große Vorliebe für das Volkstümliche, Familiäre, für die kleinen Freuden und Leiden kleiner Leute und wußte so der stofflich immer ärmer werdenden parnassianischen Dichtkunst frisches Leben zuzuführen. Ihn verstand man, während die formvollendeten Heraufbeschwörungen der romantischen Welt kein Interesse mehr erweckten. Coppée also hat unstreitig Verdienste: er kann voll schlichter Innigkeit sein, warme Herzenstöne anschlagen; er kann auch den komplizierten Regungen der modernen Seele nachspüren, ohne allerdings Tiefen zu berühren, die den ganzen Menschen ergreifen. Weit höher als seine rhetorischen und rührseligen „Contes poétiques" stehen so manche Verse der Sammlungen: „Les Humbles", „Les Intimités", „Le Cahier rouge", „L'Exilée", die in feingeschliffener Form warmherzige Klänge von Heimatliebe, familiärem Leben, Aufopferung und Selbstverleugnung bescheidener Seelen geben. Später betonte Coppée gerade diese letztere Note immer mehr und wußte besonders seinen längeren Dichtungen jene soziale Färbung zu verleihen, die ihnen den Erfolg der breiten Masse sicherte; oft trat dabei ein rein äußerlich rhetorisches Pathos an die Stelle des warmen Gefühls, das seine besten lyrischen Gaben auszeichnete. Er schrieb Sachen, die sich vorzüglich zum „Deklamieren" eigneten und auch dem mittelmäßigsten Rezitator Erfolg eintrugen. Der bekannte „Streik in der Schmiede" gehört zu den besten der-

artiger Werke; was ihm folgt, wird immer flacher. Als überzeugter Patriot und später als eifriger Nationalist sicherte ihm bald auch das Anschlagen patriotischer Töne die Sympathien des breiteren Publikums, und man geht hie und da soweit, Coppée als nationalsten französischen Dichter, als den „Béranger der dritten Republik“ zu preisen. Wieviel subjektive Zeitstimmung hier mitspricht, lehrt schon heute ein Blick in die ernsteren kritischen Werke unserer Nachbarn; sie weisen Coppée, dessen Produktion sich seit Jahren im gewohnten Geleise bewegte, eine Stelle als verdienstvoller volkstümlicher, familiärer Dichter, als Poet der kleinen Leute, als sehr gewandter Reimkünstler an: zu den Großen, die neue Werte bilden, neue Bahnen erschließen, zählen sie ihn nicht.

Coppée gab noch in jungen Jahren die Beamtenlaufbahn auf und wurde zunächst Archivar des Théâtre français. Als das Comité de lecture jedoch die Annahme eines seiner Dramen verweigerte, gab er seine Demission und wurde dramatischer Kritiker der „Patrie“. 1884 zum Mitglied der Akademie ernannt, entsagte Coppée jeder verpflichtenden Tätigkeit, woran ihn auch bald zunehmende Kränklichkeit verhindert haben würde. Seine nahen Beziehungen zur Bühne hatten in ihm den Ehrgeiz erweckt, auch für diese zu schreiben und, seiner Veranlagung gemäß, gelang ihm das Drame lyrique, ein Genre, in welchem sich später Edmond Rostand auszeichnete, ganz vortrefflich. Die besten seiner kleinen Dramen sind die Einakter: „Le Passant“ und „Le Luthier de Crémone“. Aber er wagte sich auch an die Tragödie großen Stils und gab „Severo Torelli“ und „Pour la Couronne“, die ihm, dank seiner Stellung als einflußreicher Kritiker, großen äußeren Erfolg eintrugen. Die Literaturgeschichte hat diese Dramen zu registrieren als sprechende Beweise für den Verfall der französischen Verstragödie. Das sog. „drame cornélien“ läuft zumeist nur auf eine schwache Nachahmung Victor Hugos hinaus; Coppée steht nicht höher als Parodi oder Sardou, und nur die glänzende Diktion der im klassischen Stil geschulten Pariser Schauspieler vermag derartige Werke hohler Rhetorik eine Zeitlang zu halten. Auf anderen Bühnen oder gar in Übersetzungen werden sie unerträglich.

Coppées Schaffen auf dem Gebiet des Romans ist liebenswürdig, reicht aber nicht im entferntesten an die Werke der führenden Romanschriftsteller Frankreichs heran. „Les vrais Riches“, „Le Coupable“ und „Toute une Jeunesse“ sind die besten seiner Gaben. Wohl aber ist ihm die kurze Erzählung zumeist trefflich geglückt. Unter seinen zahlreichen Contes en prose finden sich, da wo er das Rhetorische sowie das allzu Rührselige meidet, kleine Meisterwerke an Form und schlichter Innigkeit des Empfindens.

Coppées Dichterlaufbahn ist eine glückliche gewesen; Entbehrungen und bittere Enttäuschungen hat er nie gekannt; dankbar für dieses Geschick und gütig von Natur, unterstützte er gern junge bedürftige Kollegen.

Eine lange, mit großer Ergebung getragene Leidenszeit hat seine Gestalt verklärt und ihm immer wärmere Sympathien erworben, und daher fällt heute die Beurteilung seiner Werke in der Tagespresse günstiger aus als die, die der Literarhistoriker zu geben vermag. Gewiß verdient Coppée als Dichter geschätzt zu werden, nur darf es nicht auf Kosten jener Dichter geschehen, die neue Werte erschlossen haben, der Menge aber nicht so leicht verständlich sind wie er.

Anna Brunnemann



Adolf L'Arronge †

Dem Dichterworte, daß, wer den Besten seiner Zeit genug getan hat, für alle Zeiten lebt, sollte man ein anderes zur Seite stellen können, das jene vor Geringschätzung schützt, die den Anspruchsloseren ihrer Zeit Freude und Genuß bereitet haben. Wenn die Literaturgeschichte, als Würdigung des Künstlerischen in den Literaturwerken, die höchsten Maßstäbe anlegt, um aus der ungeheuren Fülle des Geschaffenen das Dauergut zu sichten, so hat die Kulturgeschichte einen anderen Standpunkt zu suchen. Die Volkskultur wird nicht entschieden durch die Höhe der wenigen Gipfel, sondern erhält ihre wichtigsten Gradmesser einmal in der Masse der zu einer anständigen Lebenshöhe Geförderten, sodann in der möglichst vollkommenen Verdrängung des Niedrigen und Schlechten. Es verhält sich mit der Kultur ähnlich wie mit dem Reichtum: Nicht jenes Land ist das reichste, in dem die größten Einzelvermögen stecken; sondern jenes, in dem ein möglichst großer Bestandteil der Bevölkerung wohlhabend und möglichst wenige arm sind. Das Ideal freilich ist das Nebeneinander einer großen Masse Wohlhabender und der außerordentlich Reichen.

Gerade für Deutschland muß diese Tatsache oft betont werden. Wir besitzen eine unvergleichliche Hochlandskunst wenigstens für die Gebiete der Literatur und Musik; aber oft muß man denken, wir hätten glänzende Heerführer ohne die großen ihnen folgenden Armeen, ohne die jene keine siegreichen Schlachten schlagen können. Unsere gewaltigen Allgenies haben sich ja durchgesetzt und sind zu weitgreifender Wirkung gelangt; den Teilgenies und hervorragenden Talenten dagegen wird die lebendige Wirkung sehr erschwert. Es fehlt die rechte Bebauung des Mittellandes. Man steht immer wieder erstaunt davor, wie gering doch, trotz der andächtigen Verehrung, deren unsere Klassiker sich erfreuen, im allgemeinen die literarische Kultur unseres Volkes, auch seiner „Gebildeten", ist.

Ich glaube, eine der wichtigsten Ursachen dieses Zustandes liegt in der zu geringen Bewertung der literarischen Arbeit für das Alltagsbedürfnis. Die einzelnen künstlerischen Festtage reichen nicht zu, wenn das ganze übrige Jahr im Tiefland verbracht wird. Die Schuld trifft zumeist die Kritik, die nicht „relativ" genug urteilt. Mir erscheint da immer der Kritiker Goethe vorbildlich, der in seiner ganz im Leben stehenden Weisheit die Berechtigung der verschiedensten Bedürfnisse anerkannte und in der gesunden und künstlerisch würdigen Erfüllung eines bescheidenen Bedürfens einen besseren Kulturwert sah, als in den mit unzulänglichen Kräften unternommenen Anläufen zur Höhe. Unsere Kritik bespottet leichtherzig, was ihr nicht „literarisch" scheint. Die Wirkung auf die Schaffenden ist zwiefach: Die einen versuchen um jeden Preis das „Literarische" zu erreichen, übernehmen sich und scheitern an dem zu hohen Wollen; die andern geben nun allen literarischen Anstand preis, werden Erfolgsjäger und ziehen ihre Gefolgschaft in jene Niederungen hinab, wo es der Masse von Natur aus am wohlsten ist. Denn Kultur ist ja eben Erziehung, Veredelung der natürlichen Unterhaltungsinstinkte.

Der am 25. Mai dieses Jahres erfolgte Tod Adolf L'Arronges führt auf solche Gedankengänge. Vor wenigen Wochen, an seinem 70. Geburtstage, wurde L'Arronge in allen Tönen als Volksdichter gefeiert. Das

war zuviel, erst recht, wenn man sich ins Gedächtnis rief, wie verächtlich von der eigentlichen Literatenzunft sein Schaffen sonst gewertet worden, wie man sein literarisches Verdienst lediglich in der Gründung des „Deutschen Theaters" als wirklich lebendiger Kunststätte sehen wollte, auf der bezeichnenderweise seine eigenen Stücke keinen Platz hatten. Ich finde es auch sehr bezeichnend, daß ein auf dem Theater sehr erfolgreicher Mann eine Bühne gründet, die erstklassig im besten Sinne des Wortes sein soll, mit der ruhigen Erkenntnis, daß seine eigenen Stücke da gar nicht hingehören. Das ist eine Einstimmung, die uns Deutschen, die wir Mann und Werk als eins sehen wollen, nicht recht eingeht; in diesem Zuge wird man leicht den Juden in L'Arronge erkennen. Im übrigen aber haben wir dieser jüdischen Lebensklugheit, die die vorhandenen Verhältnisse kühl und sachlich abwägt und keinerlei phantastischen Idealismus bei der Aufstellung der Rechentabellen mitwirken läßt, jene deutsche Schaubühne zu danken, die neben der Wiener Hofburg am meisten für die neuere deutsche Schauspielkunst und doch auch für die deutsche Literatur getan hat. Unter L'Arronges Leitung (1883—1894) erfüllte das Deutsche Theater Laubes Forderung, daß der eifrige Besucher nach Jahresfrist einen Überblick über die Weltliteratur in guten Aufführungen gewonnen hatte.

Dieser klugen Erkenntnis seiner Grenzen verdanken wir aber auch jene Theaterstücke L'Arronges, die man als städtische Volksstücke bezeichnen kann. Eigentlich sind es sogar Berliner Volksstücke; aber das Bürgertum, das L'Arronge schildert, ist doch in ganz Deutschland vorhanden, so daß es nur äußerer Retuschen bedarf, um seine Stücke überall „ortsmöglich" zu machen. — Wer einmal genötigt war, mehrere Stücke von L'Arronge zu *lesen*, wird leicht zu einem schweren Verdammungsurteil kommen: Nicht eine Szene zeige einen wirklichen Dichter; das Ganze sei Theater von einem Kenner jeder Kulissenwirkung zusammengestellt; die Handlung sei oft ebenso unmöglich wie die Entwicklung der Charaktere; übertriebene Rührseligkeit paare sich mit dick aufgetragener Moral. Das alles ist zuzugeben. Wer aber an *Aufführungen* von „Mein Leopold", „Hasemanns Töchter", „Doktor Klaus", „Der Kompagnon" zurückdenkt, vor dem ersteht eine Reihe von Gestalten, die mit Sicherheit dem Leben abgelauscht sind; manches echt humoristische Geschehnis lebt im Gedächtnis, und die Gesamterinnerung hält Stunden fest, in denen das Gute und Schöne, was wir empfingen, doch weit alles Ungünstige überwog. So darf auch das Urteil der Literaturgeschichte sein. Das bürgerliche Lustspiel hat in Deutschland kaum Besseres erhalten, als L'Arronges gelungene Arbeiten. Wenn man aber im zeitgenössischen Schaffen Umschau hält, findet man keinen, der sein Werk glücklich fortsetzte. Und doch fehlt es sicher nicht an ihm gleichwertigen Talenten. Nur daß diese sich nicht so klar über ihre Grenzen sind, nicht so sicher in der Wahl des Weges, der gewiß nicht zu den Höhen ewig geltenden Schaffens, aber zum dankbaren Ziel heilsamer Wirksamkeit für gesunde Volkskultur führt. St.



Anthologien

Es liegt in der Natur der Anthologien eine große Willkür und doch bleiben sie notwendig; notwendig selbst für den, der sich selber alle Mühe gibt, mit der literarischen Entwicklung Schritt zu halten, geschweige denn für jenen, der nur eine beschränkte Zeit für literarische Beschäftigung übrig hat. Wer will es dem verübeln, wenn er vor der ungeheuren Masse der Neuerscheinungen des Büchermarktes zurückschrickt; wenn er auch gegenüber den sich widersprechenden Urteilen der Tageskritik unsicher wird und darum in seinen Mußestunden immer wieder lieber nach dem bewährten „Alten“ greift? Aber das ist dann doch ein schweres Unrecht gegenüber den „Jungen“, gegenüber den heute Schaffenden. Da hilft uns die Anthologie; und wenn ihre Zusammenstellung auch noch so sehr vom rein persönlichen Geschmack des Auswählers abhängt, man beschäftigt sich doch auf diese Weise wenigstens mit Dichtern, deren Werke man sonst nicht zur Hand nimmt, man vernimmt neue Töne. Außerdem aber ist eine Anthologie ein ausgezeichnetes Anreizmittel. Einer, der von den Gedichten eines ihm bis dahin noch unbekannten Dichters besonders gepackt wird, wird sich nun nach dessen Werken umsehen, um nähere Bekanntschaft mit ihm zu schließen.

Anthologien sind wie große Kunstausstellungen. Es schadet nichts, wenn man an vielen Proben unergriffen vorübergeht. Wenn man nur ein einziges wirkliches Kunstwerk dadurch gewinnt, wenn man dadurch gar ein anderes Verhältnis zu einem Künstler erhält, ist man ja reich belohnt. Damit lyrische Anthologien diesen Dienst erweisen können, dazu gehört allerdings, daß sie sich nicht auf die Zusammenstellung von Gedichten beschränken, die dem Herausgeber gut gefallen haben, sondern daß sie auch bibliographisch gut gearbeitet sind. Nur so findet dann der Leser leicht die Bücher jener Männer, zu denen er sich hingezogen fühlt. In der neueren Zeit sind im Verhältnis zu früher die Anthologien gerade in dieser Hinsicht sehr gut gearbeitet.

Der verdiente Verlag von Max Hesse in Leipzig hat u. a. in neuerer Zeit zwei derartige lyrische Sammlungen herausgegeben, die warme Empfehlung verdienen. Eine ausgezeichnete Leistung ist die Arbeit Hans Bethges, „Deutsche Lyrik seit Liliencron“. (Kart. Mk. 1.80, in vornehmeren Ausgaben 2 u. 3 Mk.) Eine ziemlich umfangreiche Einleitung führt in den Entwicklungsgang der neuesten Lyrik ein. Die verschiedenen Richtungen und Bestrebungen werden gut gekennzeichnet, und wenn auch die scharf zugreifende Kritik nicht fehlt, so verfügt Bethge doch über ein großes Genußvermögen. Bei der Auswahl im einzelnen kann man ja natürlich sehr oft anderer Meinung sein; im allgemeinen aber sind die Proben charakteristisch und doch auch an und für sich aus dem Bestreben herausgewählt, nur wirklich Gutes zu bieten. Über 80 Dichter sind vertreten; manche freilich (z. B. Lienhard, Geiger, die gerade der Türmergemeinde sicher besonders wertvoll sind) etwas gar zu spärlich. Acht Bildnisse schmücken den Band, der wohl imstande ist, eine ziemlich deutliche Vorstellung vom Zustande unserer heutigen Lyrik zu verschaffen.

Von ganz anderer Art ist die im gleichen Verlage zum gleichen Preise erschienene Sammlung Ferdinand Gregoris: „Lyrische Andachten. Natur- und Liebesstimmungen deutscher Dichter.“ Diese Anthologie ist nach Stoffen geordnet, und der Sammler, der in der deutschen Lyrik sehr gut Be-

scheid weiß, hat aus tausenden Gedichten jene beibehalten, die ihm dauernd jene „Andacht“ weckten, die der Genuß der Kunst in uns wachruft. Unter den Stichwörtern: Der Morgen, Der Wald, Das Meer, Die Liebe, Gott und Natur, Das Kind, Scheiden und Tod, Abend und Nacht, sind so über 300 Gedichte älterer und neuerer Liedersänger zusammengestellt. Es ist ein Buch, das man nicht hintereinander durchlesen soll, sondern selber als eine Art Andachtsbuch benutzen müßte, aus dem man sich zu Morgen und Abend, vor allem aber zwischen den Arbeitsstunden des Tages hindurch Kräftigung, Anregung und Erhöhung der Lebensfreude schöpfen sollte. In diesem Buche fehlt leider ein genauer bibliographischer Nachweis.

Erfreulich ist auch „Das neue Wunderhorn“, das K. Henniger im Verlage von Fischer & Franke, Berlin, herausgegeben hat. Erfreulich besonders darum, weil hier Wort, Bild und Musik vereinigt wirken. Die volkstümlichsten Lieder aus dem alten, nur zu üppig angefüllten Wunderhorn sind hier zusammengestellt, vermehrt um die lebendigsten Volksweisen der späteren Sammlungen. Zu jedem Liede ist nach den besten Quellen die Melodie beigefügt. Man kann das Büchlein kaum an einer Stelle aufschlagen, ohne auf ein zum Gedichte geschaffenes Bild von Staffen, Liebermann, Hein, Schmidhammer, Volkmann, Barlösius, Müller-Münster und anderen zu stoßen. Trotz dieser prächtigen Ausstattung kostet das Buch gebunden nur Mk. 2.—. Es ist sehr zu wünschen, daß bald eine Ausgabe erscheint, die zu diesen Liedern eine einfache Klavierbegleitung bringt. Dann ist hier ein Mittel geboten, das wirklich dazu verhelfen kann, in unseren Häusern Volksgesang wieder heimisch zu machen.

Dem religiösen Sehnen unserer Zeit kommt eine wertvolle Sammlung entgegen, die Rudolf Günther unter dem Titel: „Aus der verlorenen Kirche“ zusammengestellt hat (Heilbronn, Eugen Salzer, geb. Mk. 3.—). Neben deutschen Dichtern sind hier vor allem auch die Psalmen und Hymnen in bester Weise ausgenutzt worden. Stichworte wie Propheten und Helden, Gott, Christus, Blühen und Wachsen, Beichte, Erlösung, Schicksal, Sonntag, Lebenswerk, können eine Vorstellung von der Art der Sammlung geben, für die es vielleicht ein Vorteil wäre, wenn sie noch etwas knapper gehalten worden wäre. Immerhin Spreu ist nicht unter den Weizen geraten, und auch dieses Buch kann ein wahres Andachtsbuch im besten Sinne des Wortes werden.

Ich bin schier verlegen, wenn ich in diesem Zusammenhange die Sammlung „Das Lustwäldchen, Gesammelte Gedichte aus der deutschen Barockzeit“ (München, Hans v. Weber, Mk. 3.—) erwähne. Franz Blei gibt hier eine Sammlung von Liebesgedichten aus zum Teil ganz verschollenen Sammlungen von der Wende des 17. Jahrhunderts. Mit Christian Weise fängt das Büchlein an, mit Christian Günther hört es auf. Man hat nicht mit Unrecht die Liebesdichtungen dieser Zeit unserem mittelalterlichen Minnegesang verglichen. Allerdings besteht dieser Vergleich nur vom rein artistischen Standpunkt aus zu Recht. Hier wie dort ist Lyrik nicht eigentlich Bekenntnis wahrhaft tiefen Erlebens, sondern bewußtes Kunstspiel. Auf beiden Seiten kann aber eine tatsächlich hohe Formbeherrschung und eine große Fähigkeit, das Gewollte wirklich zu sagen, über den Mangel innerer Lebenswahrheit hinwegtäuschen. Der große Unterschied zum Nachteil der Barockzeit liegt einmal in dem Tiefstand der deutschen Sprache um 1700, die für uns rein klanglich genommen wohl den unangenehmsten Zustand der deutschen Sprache darstellt; dann aber vor allem in der „Galanterie“ der Barocklyrik, die doch vielfach einfach scham-

los ist. So kann ich auch diese Sammlung nicht empfehlen, so wünschenswert es vom literaturgeschichtlichen Standpunkte aus wäre, wenn auch über diese Zeit unserer Dichtung mehr nach wirklicher Kenntnis geurteilt würde, als nach überlieferter Schulweisheit. Freilich müßte für einen solchen literaturgeschichtlichen Zweck die Sammlung aus einem anderen Geiste heraus zusammengestellt werden, als er hier gewaltet hat. Der Herausgeber ist ja Spezialist auf dem Gebiet der galanten und pretiösen Literatur und hat auch hier einseitig nach seiner persönlichen Liebhaberei ausgewählt. Um die meisten der vertretenen Dichter ist das weiter ja nicht schade, aber Christian Günther war doch ein ganz anderer, als er hier erscheint. — Die Ausstattung des Büchleins ist seinem Inhalt angemessen. Das mit der Hand gefärbte Titelblatt nach Somoff dürfte das Entzücken aller „pretiösen" Kunstliebhaber bilden.

In höchst fesselnder Weise verbindet sich die ausgesprochen bibliophile Teilnahme mit der literar-psychologischen bei der Anthologie „Zehn lyrische Selbstporträts" (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Leipzig, Mk. 5.—). Dieses eigenartige Buch bringt eine von den zehn Dichtern: Ferdinand v. Saar, Felix Dahn, Johannes Trojan, Martin Greif, Ernst v. Wildenbruch, Detlev v. Liliencron, Gustav Falke, Arno Holz, Richard Dehmel, Otto Julius Bierbaum jeweils selbst besorgte Auswahl von je zehn ihrer Gedichte. Voran geht dieser Auswahl die faksimiliert wiedergegebene Selbstbiographie der Dichter. Außerdem sind die von W. A. Stremel nach der Natur auf den Stein gezeichneten Bildnisse beigegeben. Diese letzteren machen durchweg den Eindruck höchster Lebenswahrheit. Ergreifend ist vor allen Dingen das Bildnis Ferdinand v. Saars, auf dessen Gesicht bereits der nahe Tod sein Siegel aufgeprägt hatte, als er dem Zeichner saß. Die Selbstbiographien gehen von der fünf Zeilen umfassenden Angabe der notwendigen Daten bei Liliencron bis zur mehrere Seiten umfassenden Plauderei Trojans, Felix Dahns, Falkes oder Bierbaums. Eigenartig berührt der Anfang der Darstellung Wildenbruchs: „Ich bin zur Welt gekommen am 3. Februar 1845 zu Beirut in Syrien, wo mein Vater, Ludwig v. Wildenbruch, preußischer Generalkonsul war, und geboren worden am 3. Juli 1866 bei Königgrätz in Böhmen. An jenem Tage kam mir die Ahnung, daß ich ein Lebewesen, und diesem das Bewußtsein, daß ich Angehöriger eines großen Volkes sei. Die Frau, die mir dazu verholfen, daß ich beide Tage sah, meine Mutter, Ernestine geb. v. Langen, hat den zweiten nicht mehr erlebt. Als sie starb, erfuhr ich, daß, wenn uns die Mutter stirbt, der heilige Mensch aus unserem Leben geht. Weiter ist nicht viel zu sagen" ... Von nicht minderem psychologischen Interesse sind die Ausführungen von Arno Holz: „Die Lebensgeschichte eines Künstlers ist die Geschichte seiner geistigen Entwicklung. Ursprünglich in der Überlieferung wurzelnd wie jeder, durchtränkt von den großen Einflüssen der Vergangenheit, bin ich später bemüht gewesen, mich möglichst auch von meiner eigenen Zeit zu befreien und nur noch den Weg zu suchen, der in die Zukunft führt. Der Punkt, von dem ich vor mehr als zwanzig Jahren ausging, verschwand so weit hinter mir, daß ich von meinen Gleichaltrigen keinen mehr erblicken kann. Sie liegen alle noch im Kotau vor ‚Goethe'. Wie der Herr Verleger dieser ‚Zehn lyrischen Selbstporträts' hofft, soll die Gegenüberstellung von fünf ‚Alten' und ebenso viel ‚Jungen' dem Publikum den Beweis erbringen, ‚daß unabhängig von allen Schlagworten ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Schaffen der beiden Generationen' nicht bestände; daß Unterschiede zwar vorhanden wären,

daß dies aber nicht so sehr Unterschiede von ‚Richtungen‘, als vielmehr von Persönlichkeiten seien. Mein Suchen wäre vergeblich gewesen, wenn es sich herausstellte, daß mein Beitrag diese erwartete Einheit nicht gesprengt hat. — Ich bin im Jahre 1863 geboren und glaube, erst jetzt im annähernden Besitz der künstlerischen Mittel zu sein, an deren Ausgestaltung ich so lange gearbeitet habe.“

Aber das Wertvollste ist doch die Auswahl der Gedichte; denn die Dichter wollten damit den Umfang und die Art ihres Schaffens charakterisieren. Das ist bei keinem wohl genau mit jenen Mitteln geschehen, die ein Literarhistoriker dazu wählen würde. Um so wertvoller wirkt diese Ergänzung. — Das Buch eignet sich in seiner schönen Ausstattung in ganz besonderem Maße als Festgeschenk für Literaturfreunde.

Bei der Bedeutung, die das Stammestum nicht nur in unserer Geschichte, sondern auch für die Gegenwart hat, lag es nahe, auch literarische Sammlungen von diesem Gesichtspunkte zu veranstalten. Das ist wohl für die meisten deutschen Stämme bereits geschehen. Kaum aber jemals so gut und erfreulich, wie durch Richard Dohse für Schleswig-Holstein in seinem Buche „Meerumschlungen“. (Hamburg, Alfred Jansen, 6 Mk.) Dieser stattliche, mit landschaftlichen Heimatbildern von Hermann Linde geschmückte Band ist die kräftigste Widerlegung des alten Spruches: „Frisia non cantat“. Freilich, der Literarhistoriker weiß ja längst, daß Schleswig-Holstein seit einigen Jahrzehnten in unserem Dichterchore laut mitsingt — und diese Stimme hat einen vollen Wohlklang. Wilhelm Jensen, Liliencron, Heiberg, Voigt-Diederichs, Timm Kröger, Ilse Frapan, Charlotte Niese, Gustav Fehrs, Falke, Enking, Lobsien, Boy-Ed und viele andere vereinigen sich in diesem Bande, ihr tiefes Heimatgefühl zu bekunden, uns zu sagen, was ihnen ihre Heimat gegeben hat, was sie auch denen bedeutet, die fern in der Welt sind. Die Sammlung ist mit großem Geschick zusammengestellt und durch viele Originalbeiträge ausgezeichnet.

Zum Schlusse noch ein religiöses Buch: „Die moderne Jesusdichtung“. Mit einer religiösen und literarischen Einleitung herausgegeben von Karl Röttger. (München, R. Piper & Co., Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50)

Es sind hier Gedichte von 27 Dichtern vereinigt, von denen die größere Hälfte noch unter uns lebt. Mit Novalis, Brentano und der Droste-Hülshoff setzt die Sammlung ein, mit Friedrich von Sallet, Mörike, C. F. Meyer, K. Gerok, Storm, Allmers, Polenz, Dehmel, Weitbrecht, Liliencron, Weigand, Henckell, Knodt, Julius Hart und anderen klingt sie aus. Es kann kein beredteres Zeugnis geben für die tiefe religiöse Sehnsucht, die unsere Zeit durchzieht, keinen stärkeren Beweis für das Bedürfnis nach dem Göttlichen trotz aller Naturwissenschaft; aber auch keine deutlichere Mahnung dafür, daß nur das Selbsterleben uns Christus zu eigen machen kann, als dieses Buch. Was der „cherubinische Wandersmann“ Angelus Silesius vor Jahrhunderten gesungen:

> „Ward Christus tausendmal in Bethlehem geboren,
> Und nicht in dir, du bleibst doch ewiglich verloren“,

das tritt mit der ganzen Überzeugungskraft des persönlichen Ringens uns hier entgegen. Gerade weil es sich um solche persönlichen Bekenntnisse handelt, wird man wohl manchmal widersprechen, zuweilen sich sogar vielleicht abgestoßen fühlen. Aber niemand wird verkennen können, daß wirklich wahr für uns nur sein kann, was in uns wahr geworden ist. So ist dieses Büch-

lein ein echtes Andachtsbuch, mit dem sich jenes ewige Ostern feiern läßt, bei dem wir erkennen, daß die wahre Auferstehung darin beruht, daß ein Einmaliges immer neu, in neuem Geiste der neuen Seele gemäß erlebt werden kann.

K. St.



Der Kultur-Schraubstock

Das ist die neueste Erfindung von — August Scherl. Wie erzieht man das Volk zur geistigen Kultur? Ganz einfach durch eine neuartige Verbindung von Entziehungs- und Mastkur. Der Mensch ist nach dieser Theorie auch in kultureller Hinsicht ein „sündhaftes" Geschöpf, das sich am liebsten von Schmutz und Roheit nährt. Gebt ihm zunächst diese Nahrung, so wird er euch treulich folgen. Nun entzieht ihr ihm langsam von diesen schlechten Stoffen und ersetzt sie durch gute, durch echte Kunst- und Kulturwerte. Das wird so geraume Zeit fortgesetzt, bis man auf einmal ganz unvermischt die beste Kost erhält. So wird man unvermerkt auf die höchsten Höhen der menschlichen Kultur emporgeschraubt. Das Mittel aber ist eine — Leihbibliothek. Die „Frankf. Zeitung" unterrichtet über diese neueste Blüte Scherlschen Unternehmergeistes wie folgt.

„Alle Wochen will August Scherl das deutsche Publikum mit neuen Büchern versehen. Die Bücher werden durch Boten ins Haus getragen und nach acht Tagen wieder abgeholt und durch andere ersetzt. Für jeden Band sind zehn Pfennig Leihgebühr zu zahlen; das Zustellen und Abholen erfolgt unentgeltlich. Nach jeder Benützung erhalten die Bücher einen neuen Umschlag. ‚Die Bibliothek läßt ferner eigens konstruierte Maschinen herstellen, durch die nach ihrer Fertigstellung eine Desinfektion der Bücher nach einem neu patentierten Verfahren (D. R.-P. 189,109) ausgeführt werden soll.'

Dies die äußere Organisation des neuen Unternehmens. Ihre Vorzüge werden in dem Scherlschen Prospekt durch die beiden Sätze ins rechte Licht gerückt: ‚Das Buch wartet nicht auf den Leser; es kommt zu ihm.' Und: ‚Das Ideal, jedesmal ein frisches, ungebrauchtes Buch zu liefern, ist nahezu erreicht.' Man wird an diesen beiden Vorzügen nicht zu mäkeln brauchen und doch finden können, daß sie zu irgendwelcher Begeisterung keine Veranlassung geben. Daß Herr Scherl ein tüchtiger Organisator ist, weiß man, und es wird daher niemanden wundern, daß er auch dies Geschäft, wie schon so manches vorher, gut managet. Mag er also immerhin eine Leihbibliothek gründen und das Publikum mit seinen Büchern überschwemmen; das ist sein Recht, und es wird ja niemand gezwungen, sich zu beteiligen.

Aber die Bibliothek August Scherl will mehr. Nicht auf schnöden Geldgewinn kommt es ihrem Herausgeber an. ‚Ihr Ziel ist, dem ganzen Volk den Weg zu den geistigen Gütern der Kulturwelt zu bahnen'. Sie meint zwar nicht, ‚die Kulturfrage des Lesens für alle Zeiten gelöst zu haben', wohl aber anscheinend für ein paar Jahrhunderte. Und welches ist nun der erste Band, mit dem dieses volkspädagogische Unternehmen vor die Öffentlichkeit tritt? ‚Die Wahrsagerin' von Xavier des Montépin, ein schlechter alter Schmöker, der jetzt wieder einmal auf allen Hintertreppen verschlungen werden wird. Einer der nächsten Bände — die Verleihung erfolgt aus er-

ziehlichen Gründen in bestimmter Reihenfolge — wird der Kolportageroman ‚Pistole und Feder‘ von Ewald August König sein, mit dem sein Verleger Scherl anfangs der achtziger Jahre seinen ersten Erfolg errang. Der Verfasser dieses Opus wird noch mit einem weiteren Werk ‚Die Tochter des Kommerzienrats‘ vertreten sein; neben ihm gehören Georges Ohnet und Conan Doyle zu den bevorzugten Autoren. Daneben wird dann eine Menge Mittelgut in der Bibliothek erscheinen, und schließlich werden auch eine Anzahl guter und hervorragender Werke aufgenommen werden. Für diese widerwärtige Mischung von Gut und Schlecht gibt nun der Scherlsche Prospekt die folgende hochtrabende Begründung: ‚Lesen ist eine Kunst. Lesen können heißt, den Kulturwert des guten Buches sich zu eigen machen. Jede Kunst muß gelernt werden. Auch zur Lesekunst führt nur der eine Weg der Übung: mit dem Leichteren beginnen, zu dem Schwereren fortschreiten, sich emporlesen! Aber dieser eine Weg der Übung ist ohne Führung allzu schwer zu finden. Die Bibliothek August Scherl will der Führer sein. Wer noch gar nicht oder nur Wertloses liest, wer den einst im guten Buch gefundenen Genuß wieder vergessen hat, den führt sie Stufe für Stufe empor. Sie bietet ihren Lesestoff in fester, von Sachverständigen bestimmter Reihenfolge: einen Weg zur Bildung.‘

Man fragt sich erstaunt, ob jemals literarischer Schund ungenierter als preiswerte Ware aufgeputzt worden ist. Es ist selbstverständlich Unsinn, daß das Lesen schlechter Sensationsromane eine Vorbereitung für den Genuß eines Dichtwerks, eine Stufe auf der Leiter zu höherer künstlerischer Empfänglichkeit bilden könne. Zu Hunderttausenden werden die deutschen Leser von dieser faden Speise essen, und wenn sie damit vollgestopft sind, wenn ihr Geschmack durch diese Kunstsurrogate erst recht korrumpiert sein wird, dann sollen sie aufnahmefähiger geworden sein für die ungefälschten Erzeugnisse einer feineren Kunst? Der richtige Gedanke, daß man in der Erziehung vom Leichten zum Schweren fortschreiten muß, konnte nicht schlimmer mißbraucht, nicht pfiffiger in den Dienst eines Geschäfts gestellt werden, das die sensationshungrigen Massen zu sich locken will, indem es ihrem Geschmack huldigt.

Leider ist es Herrn Scherl gelungen, noch bevor er die Massen gewonnen hatte, eine auserlesene Schar von Vertretern der deutschen Intelligenz um sich zu sammeln. Am Schluß des ersten Leihbandes veröffentlicht er Zustimmungsäußerungen zahlreicher angesehener und bekannter Persönlichkeiten. Ferdinand Avenarius, Lujo Brentano, Adolf Harnack, Detlev v. Liliencron, Friedrich Naumann, Friedrich Paulsen, Wilhelm Raabe, Prinz Heinrich zu Schönaich-Carolath, Adolf Wagner, Wilhelm Windelband und viele andere befinden sich darunter. Daß eine Anzahl von Männern, vielleicht auf Grund einer allgemeinen Skizzierung des Projekts, sich zu einer wohlwollenden Zeile über das Scherlsche Unternehmen bereit finden lassen, würde nicht weiter wundernehmen. Wenn man sich indessen die einzelnen Äußerungen näher ansieht, so stößt man stellenweise auf ein Maß von Enthusiasmus, das vor Verwunderung starr macht. Da ist von einer ‚heiligen Aufgabe‘ die Rede, die Scherl übernehme; die neue Organisation ist ‚aufrichtiger Liebe zum Volk und dem glücklichsten Verständnis der Volksseele‘ entsprungen; alle Schwierigkeiten, gute Bücher ins Volk zu bringen, sind ‚überwunden‘ durch diesen ‚großartigen Versuch bewußter und methodischer Kulturarbeit‘, die Möglichkeiten eröffnet, ‚an die man bisher kaum zu denken wagte: eine

wirkliche ästhetische Selbsterziehung des Menschengeschlechts von unten auf.' Eine so große Anzahl bedeutender Männer in diesem Stadium der Verzücktheit zu sehen, — es ist wirklich ein etwas peinliches Schauspiel.

Herr Scherl selbst schließt sich diesen Lobrednern seines Unternehmens mit edlem Anstand an. Er appelliert gegenüber den ,Verleumdungen', die er von vornherein erwartet, an seine Freunde, ,die aus jahrelanger Erfahrung wissen, daß wir nicht Ideale zerstören, sondern fördern wollen'. In der Tat, seine Gegner kennen diese Ideale: es sind die Sparlotterie und die Nivellierung der deutschen Zeitungs-, Zeitschriften-, und nun auch Leihbibliotheksliteratur durch das Monopol August Scherl."



Neue Bücher

Engel, Eduard: „Geschichte der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts und der Gegenwart." Halblederband 10 Mk. (Leipzig, G. Freytag.)

Das Buch ist ein Sonderabdruck aus der 3. Auflage der großen zweibändigen Literaturgeschichte Engels, der ein ganz ungewöhnlicher Erfolg zuteil geworden ist. Sicher ist gerade der vorliegende Abschnitt der wertvollste des Werkes, das auch in unserer Zeitschrift warm empfohlen worden ist. Der in diesem Hefte abgedruckte Abschnitt gibt eine gute Vorstellung von der frischen Art des Werkes, das in glücklicher Weise die Objektivität eines ausgiebigen Zahlenmaterials mit der freien Subjektivität des froh genießenden Kunstfreundes verbindet. Engel hat an der Vervollkommnung seines Buches unermüdlich gearbeitet und vieles nachgetragen, was in der ersten Auflage fehlte. Etwas absichtlich stark wirkt noch immer die Betonung der Werte des Jahrzehnts 1870—80. Das ist der Gegendruck gegen die sonst übliche Unterschätzung dieser Zeit. Auch sonst spürt man oft diesen Gegendruck. Es geht offenbar gegen Bartels Judenschnüffelei, wenn es bei Paul Lindau heißt: „Sohn eines Gerichtsbeamten, Enkel eines protestantischen Predigers." Beim Urenkel offenbarte sich dann bestimmt der Jude, meines Wissens übrigens schon beim Enkel; was nur deshalb erwähnt sei, weil doch unleugbar bei Lindau jüdische Eigenschaften charakteristisch hervortreten, die zu leugnen kein Grund vorliegt. Manche Persönlichkeiten der siebziger Jahre scheinen mir überhaupt zu günstig beurteilt; andere sehr bös vernachlässigt. Es geht doch nicht an, Otto von Leixner lediglich als Folie für Paul Lindau zu verwerten und diesem hoch anzurechnen, daß Leixner als armer junger Redakteur mit ihm an der „Gegenwart" einige Jahre zusammengearbeitet hat. — Doch das sind Eigenheiten, zu denen ein so scharf hervortretender Schriftsteller wie Engel das Recht hat, oder Lücken, die sich ausfüllen lassen. Als Ganzes verdient das Buch warm empfohlen zu werden, als zuverlässiger Führer auf den verschlungenen Wegen, die die deutsche Literatur in den letzten hundert Jahren gegangen ist.

*

Karl Gjellerup: „Der Pilger Kamanita". (Frankfurt, Literarische Anstalt Rütten & Löning. 5 Mk.)

Nach diesem Buch wird niemand mehr zögern, dem dänischen Schriftsteller das Bürgerrecht in der deutschen Literatur zuzuerkennen. Konnte man

bei seinen früher zum Teil auch bereits deutsch geschriebenen Werken vielfach noch den Eindruck einer vorzüglichen Übersetzung haben, so ist das hier ganz überwunden, und nur ein allzu häufiger Gebrauch des Partizipiums wirkt etwas befremdend. Im übrigen kann dieses Buch die außerordentlich wichtige Aufgabe erfüllen, weiten Kreisen einen Begriff vom wahren Wesen des Buddhismus zu verschaffen. Das hat ja schon der bedeutende Indologe K. E. Neumann gesagt, daß, trotzdem die letzten Jahrzehnte uns endlich den wahren Buddha und seine wirkliche Lehre kennen gelehrt haben, die Poesie des Buddhismus, sein Innerstes für uns immer noch ein Buch mit fünf Siegeln ist. „Eins nach dem andern muß gelöst werden, wollen wir sein Herz verstehen lernen . . . Nachdem die Gelehrten das Ihrige getan haben, komme nun der Dichter und tue das Seinige: Die Paliurkunden warten auf ihn; dann erst wird die Buddhalehre auch bei uns zum Leben erwachen, wird sie deutsch unter Deutschen blühen." Gjellerup hat im vorliegenden Buche diese Aufgabe des Dichters in ganz glänzender Weise erfüllt. Wir bekommen ein reiches Bild aus dem wirklichen Leben des altindischen Volkes, erhalten auf ganz ungezwungene Weise geradezu im Anschauungsunterricht die Lehre Buddhas und überdies auch einen Einblick in ihre Verkehrungen. Vielleicht, daß die letzten Bilder, vor allem die kühne Darstellung der Weltendämmerung, des Endes alles Entstandenen, etwas ausführlicher hätten dargestellt werden können. Vielleicht, daß es doch ein zu kühnes Stücklein ist, die kasuistische Scholastik in die Kalisutras hineinzutragen; aber es ist nicht zu leugnen, daß das Ganze echt wirkt und jedenfalls als Folie des beglaubigten indischen Philosophenlebens überzeugend wirkt. Ich wünsche dem trefflichen Buche, das trotz des so ernsten Inhalts auch die Aufgabe der unterhaltenden Dichtung erfüllt, sehr viele Leser. Es wird dazu beitragen, daß eine Sache, über die jedermann sprechen zu müssen meint, doch wenigstens einigermaßen wirklich bekannt wird.

*

Georg Hermann: „Jettchen Gebert". (Berlin, Egon Fleischel & Ko. Mk. 6.)

Ein Fontanescher Stoff, aber ohne die Art Fontanes behandelt. Als Lebenszeit Jettchens werden die Jahre 1812—1840 angegeben. Der Roman wird also in der Mitte der dreißiger Jahre spielen, führt ins Berlin des Biedermeiertums. Die dargestellte Welt ist fast ganz jüdisch; ein einziger Christ, und der als Liebhaber Jettchens, tritt auf. Die Zeit der späteren Romantik und der ersten Tage des jungen Deutschlands mit dem Glanz der jüdischen Salons ist vorüber. Auch die Geberts, die so etwas wie jüdische Aristokratie darstellen sollen, bewegen sich auf absteigender Linie. Dafür kommen die Jacobys auf, die irgendwo aus einem schmutzigen Nest im Osten stammen und für nichts anderes Sinn haben als für Geld und Wohlleben. Die Geberts fallen ihnen allen zum Opfer, auch dieses Jettchen, das von Natur aus wohl die Gabe hätte, eine Henriette Herz zu werden. Der Roman bietet in der Hinsicht sicher ein ganz wertvolles kulturhistorisches Bild, wertvoll auch in der Hinsicht, daß das Judentum schließlich früher doch mehr auf sich selbst beschränkt blieb und nicht sich so gewaltsam an das Deutsche hinan- und in deutsche Kreise hineindrängte wie heute. Wahr und lehrreich auch darin, daß bei einem echten Judentum diese Jacobys immer über die Geberts siegen müssen. Was man dem Buche besonders nachgerühmt hat, hat es mir auf die Dauer fast unerträglich gemacht. Das ist die von Anfang bis zu Ende

auf schier 500 Buchseiten festgehaltene, etwas wehleidige Stimmung. Es ist jene ganz besonders gefärbte orientalische Sentimentalität, deren Eigenart darin beruht, daß der ihr zugrunde liegende Idealismus immer in jenen Augenblicken aussetzt, wo es sich um rein materielle Fragen des Lebens handelt. Es wäre natürlich zu viel, diese Sentimentalität als verlogen zu bezeichnen; aber wenn der Deutsche ihr glaubt und sie als der seinigen verwandt ansieht, so ist er regelmäßig der Hereingefallene. Das wird schließlich, wenn auch wohl nicht in dieser Absicht, auch durch die Geschehnisse dieses Buches bekräftigt.

*

Charlotte Knoeckel: „Schwester Gertrud." Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin. Geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.)

Die Verfasserin hat durch ihr erstes Buch: „Kinder der Gasse", hohe Erwartungen geweckt, die sie mit ihrem zweiten zwar nicht Lügen straft, aber auch nicht recht erfüllt. Sicher ist auch hier wieder die Schilderung des Umbildes. Das Krankenhaus, das Treiben der Krankenschwestern und der Kranken selber sind offenbar dem wirklichen Leben abgesehen, und dennoch durch die echte dichterische Begabung der Erzählerin über die Gültigkeit des Einzelfalles hinaus gesteigert. Aber das schwierige Problem ist nicht rein genug geblieben, sondern durch eine Vermengung aus der grundsätzlichen Gültigkeit hinaus zu einem Fall gemacht. Das Problem wäre nämlich eigentlich die Frage, ob der Arzt, ob überhaupt der Mensch nicht das Recht oder vielleicht gar die Pflicht habe, ein Menschenleben zu zerstören, wenn er unbedingt weiß, daß die Krankheit körperlich und geistig unheilbar sei, wenn er ferner sieht, wie durch diese Krankheit andere gesunde, zum Schaffen fähige Menschen mit ins Unglück gerissen werden. Diese Frage ist so schwierig, und bedeutet für den einzelnen, der sie für seine Person in bejahendem Sinne beantworten will, einen so ungeheueren Kampf, daß es künstlerisch verfehlt ist, wenn man nun für diesen einzelnen das Problem vermengt mit Erlebnissen. Und das ist hier der Fall. Diese Schwester Gertrud hat den Mann geliebt, ja sie liebt ihn noch, dessen unheilbar erkrankter Frau sie nun die tödliche Morphiumspritze gibt. Wenn sie nun nachträglich seelische Gewissensbisse bekommt, so ist das natürlich nicht bloß deshalb, weil sie sich zu dieser Tat entschlossen hat, sondern weil sie vor sich selbst nicht klar ist, ob sie wirklich rein aus lauteren Gründen dabei gehandelt hat. Jedenfalls ist für diese erhöhte Entwicklung des ganzen Falles der Schluß dann zu übereilt, die glückliche Lösung zu wenig überzeugend. Hinterläßt so das Buch keinen ganz befriedigenden Eindruck, so ist es doch erneut ein Zeugnis für den Ernst des Strebens der Verfasserin und bezeugt ihre über den Durchschnitt hinausragende Darstellungsgabe.





Heimstätten für Menschen

Von

Felix Poppenberg

Zu Wanderungen in die Mark wird man jetzt angeregt. Was an dieser Stelle so oft schon betont wurde, daß unsere junge angewandte Kunst aus theoretischen Ausstellungsprovinzen immer energischer in die werktätige Lebensluft strebt, hat nun wieder eine Weiterentwicklung erfahren. Statt der Interieure auf Ausstellungen gibt es ganze Landhauskolonien draußen im Grünen zu besichtigen, keine dekorativen Potemkinschen Dörfer, sondern gebrauchsfertige, gebrauchsbestimmte Anlagen, die vor ihrer Übernahme durch die beati possidentes der Besichtigung freigegeben wurden.

In Neu-Finkenkrug und am Wandlitzsee sind diese Heimstätten für Menschen angesiedelt. Und was man hier sieht, ist eine Verwirklichung jener von der „Woche" veranstalteten Cottage-Konkurrenz, deren Vorprobe man in einer Schau der im Kunstgewerbemuseum aufgebauten Modelle vor einem Jahre sah.

Eine Auslese dieser Modelle hat also nun im Gelände ihre Erstehung gefunden. Und das ist nicht nur eine dekorativ-kunstgewerbliche, sondern auch eine hervorragend wirtschaftlich-soziale Angelegenheit. Denn hier kam es nicht darauf an, Luxuswerte zu schaffen, sondern den Versuch zu machen, für die niedrigste Berechnung etwas Ehrliches und Gediegenes zu liefern. Das falsche Scheinwesen der Fassaden-Maskerade, der ausgeputzte Villenstil sollte hier überwunden werden durch das wahrhafte Heimwesen, das von innen aus komponiert, mit einfachem, zweckmäßigem und raumgemäßem Mobiliar ausgestattet ist, und das in seinem Äußeren ein getreues Abbild der inneren Gliederung gibt, ohne durch Schnörkel und aufgepappte Ornamentmittel sich putzsüchtig zu spreizen. Der Schmuck dieser Häuser ist ihre Figur, ihre lebendige Silhouette, die reizvolle farbige Behandlung der Nutzteile, die zueinander abgestimmte Tönung der verschiedenen Materialien.

In zwei landschaftliche Gruppen ist diese Ansiedlungs-Ausstellung geteilt. Die eine findet man in Neu-Finkenkrug bei Spandau. Die andere, viel weiter abseits von der Heerstraße, am Wandlitzsee bei Bernau.

Ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen beiden. Die Finkenkrug-Kolonie, deren Häuser fast alle in festen Händen sind, besteht aus „Eigenheimen", die zum dauernden Bewohnen, für Sommer und Winter, angelegt

und zum Teil mit Zentralheizung versehen sind; die Wandlitz-Kolonie entspricht mehr dem ursprünglichen Plan des leichter und infolgedessen auch billiger gebauten Sommer- und Ferienhauses.

Die Wandlitz-Kolonie scheint mir, das sei gleich vorausgeschickt, gelungener. Bei der Finkenkrug-Reihe stört etwas, was bei der Erteilung der Konkurrenzaufgabe ursprünglich ein fruchtbarer Gedanke war. Es sollte nämlich die landschaftliche, bodenständige Bauweise der verschiedenen deutschen Provinzen berücksichtigt werden. Die Lehren des alten deutschen Bauernhauses, das nie willkürlich aufgestellt, sondern immer aus dem Gelände — Berg oder Ebene — entwickelt, immer materialgemäß dem Baustoff der Gegend errichtet wurde, sollten sich für den Architekten fruchtbringend erneuen, daß wieder der Zusammenhang des Ästhetischen in der Baukunst mit den klimatischen und allen anderen sachlichen und Zweckmäßigkeits-Bedingungen sich aufhelle.

So sah man in der Modellschau interessante Architekturgeographie in mancherlei Variationen: ein Riesengebirgshaus, ein Haus an der Meerküste, ein Haus am See, ein Haus am Fluß.

Nun hat man merkwürdigerweise auf dem Finkenkruger Terrain, auf dem märkischen Sandflachland, eng beieinander das Riesengebirgshaus, das Inselhaus vom Meer, den „Traum vom Bodensee", und das „Haus am Fluß" zur Ausführung gebracht. Das wirkt sehr widerspruchsvoll und ist eigentlich eine Negierung eigener besserer Absichten.

Durch diese mißverständliche Zusammenstellung kommt auch kein Gesamtbild zustande, keine Ensemblewirkung von Landschaft und eingebetteten, ihr zugehörigen Anwesen. In einer Rundung, vom Drahtzaun umschlossen, scheint das doch mehr eine Ausstellungskollektion als eine für die lebendige Benutzung dauernd bestimmte Siedelung. Und gerade dies Neu-Finkenkrug wird diesen Sommer noch von seinen Besitzern bezogen.

Von solchem Kardinaleinwand abgesehen gibt es im einzelnen manches Erfreuliche zu sehen.

Alle Bauten haben etwas Einladendes und Anheimelndes. Sie erreichen das durch ein sehr legitimes Mittel. Man sieht ihrer Gliederung sofort an, wie gemütlich die Innenräume mit eingebauten Kojen und Fensterplätzen sein müssen; man errät aus den in das bergende Dach eingeschobenen Giebeln mit blanken weißsprossigen Fensterreihen die heimliche Traulichkeit der Stübchen.

Die Veranden und Umgänge, von Pfosten oder glatten Säulen getragen und von der breitgewellten Dachrampe überdeckt, mit ihrem Hintergrund der blinkenden Fensterwände sprechen es aus, daß sich's hier an Sommerabenden gut sein lasse.

Die großzügige Dachführung voll bewegter Silhouette, mit Hebungen, Senkungen, überschneidenden oder herausspringenden Giebelbildungen gibt ein charakteristisches Gesicht, sie betont übersichtlich den Komplex des Ganzen, das von diesem Dach kräftig zusammengefaßt wird. Es ist sattelförmig, oft auch, wie es das Landhaus des achtzehnten Jahrhunderts liebt, pyramidal einem Würfelunterbau aufgesetzt, aus der Spitze klettert dann als ein lustiges Türmchen der Schornstein. Immer aber springt der Dachrand breitwellig über die Grundstücksmauer vor, entweder so breit, daß er den Umgang oder die Veranda bilden hilft oder doch mindestens einen ausgebuchteten Vorplatz, der dann wieder der Unterstock für einen Balkon des Obergeschosses wird.

Die Hauswände innerhalb des Umgangs, meist in weißem, grauem oder

gelbkörnigem Putz, haben ihren natürlichen Schmuck durch die hübsch ausgebildeten Nutzglieder der Türen und Fenster. Die Fenster immer in hölzernen Sprossenrahmen, weiß, auch blau oder grünfarbig, liegen mit ihren bunten Läden in der geputzten Fläche wie koloristische Füllungen, und oft wölbt sich eine solche Fensteranlage weich geschwungen nach außen und bringt in die strenge Linie des Umgangs einen bewegteren Rhythmus. Ein beliebtes Fenstermotiv ist auch, es als viereckigen oder trapezförmigen Kasten herausgestellt aus der Wand herausspringen zu lassen; Blumen stehen darin, nickende rote Geranien, und das ist nun wirklich der schönste und natürlichste Schmuck der Hauswand und einem solchem Gehäus angemessener als aufgeklebte Renaissance-Masken.

Die Verwendung von Nutzteilen der Hauskonstruktion zugleich als Schmuckglieder kann man dann vor allem an den Treppenanlagen beobachten.

Die Führung dieser Treppen — sie sind den bescheidenen Proportionen entsprechend schmal, es gibt hier keine prahlerisch heuchelnden Freitreppen, sowenig als Palastfenster oder Flügeltüren — ist meist eine leicht geschwungene, so daß aus der Diele oder auch dem Wohnzimmer, in das sie bisweilen führt, ein behaglicher Raumwinkel herausgeschnitten wird. Die Schmuckwirkung kommt aus dem Durchbruchmotiv des Geländers und aus der Farbe.

Oft ist dies Treppengeländer ein Leistenwerk, oft aus Rundsprossen, queueartig, auch aus ausgesägten Holzplatten. Sehr heiter und freudig ist die Wirkung, wenn die Sprossen z. B. weiß gestrichen sind und das Rahmenwerk, die Geländerkante und die kugelgekrönten Pfosten blau.

Zu solcher Zweckästhetik gehört es auch, daß die Schutzbleche am unteren Rand der Haustüren, die ein Rüstzeug des Holzes gegen ungeduldige Menschenfüße sind, eine Durchbruchsmusterung erhalten haben, die durch das dunkle Eisen schmale Streifen hellen Holzes als Füllung durchschimmern läßt.

Sieht man sich nun im Innern um, so findet man die wohlüberlegte Teilung in Wohnräume zu ebener Erde und Schlafzimmer im oberen Stock, meist im Giebel, der dann durch seine Schrägungen allerlei klug ausgenutzte Winkel und Raummotive hergibt. So hilft er Wandschrank-Einbauten bilden, so gibt er den Betten am Kopfende einen überwölbenden Abschluß, so stellt sich auch durch Wandschiebung eine Koje her, die als ein Separatraum für die Waschtoilette benutzt wird.

Daraus kommt dann wieder die anheimelnde Wirkung, daß die Möbel in festen, aus dem Raum sich ergebenden Zusammenhang sich ordnen, statt nur wie zufällig herumzustehen.

Das Mobiliar ist ausdrücklich für diese Landhäuser entworfen und hergestellt. Bruno Paul und die Vereinigten Werkstätten haben sich dieses Auftrages angenommen.

Rückhaltlos zu loben sind die Formen. Bruno Paul, der in seinen kostbaren Interieuren bewies, daß sein Geschmack raffiniertesten Komfortansprüchen und wertvollsten Materialien gewachsen ist, zeigte hier den Takt und die Tugend der Schlichtheit.

Er wählte dem Landhaus gemäß die einfachste tischlermäßige Konstruktion. Die Schränke als Kasten in wohlerwogenen, den Räumen angepaßten Maßen, die Ecken abgerundet, lebendig gegliedert durch die Teilungsfächerung der Schübe und Kästen mit ihren mattblanken Messingknöpfen auf viereckiger Platte. Die Kredenzen haben ihren Schmuck in dem oberen Auffatzteil, dem

verglasten Kasten mit Leisten und Karo-Sprossenteilung, der Gläser, Zinn und Keramik zur Schau stellt.

Der Tisch ist geräumig, rund, auf festpfostigem Untergestell, einem energischen Ausdruck des Stabilen, und gleichfalls ist in den tiefen Stühlen sichtlich das Verhältnis von Tragen und Lasten zum Ausdruck gebracht und dabei wieder. alles Schwerfällige vermieden durch die luftige Sprossen- und Karo-Durchbruchmusterung.

Die Möbel sind farbig angestrichen, und hier kommt nun manches Bedenken. Der Holzcharakter, der durch die Beize in seinem Maserungsspiel gesteigerter sich darstellt, wird durch Anstrich völlig gedeckt und neutralisiert.

Der Grund, daß statt Beizung Anstrich gewählt wurde, ist gewiß ein wirtschaftlicher. Das knappe Budget erlaubte nicht die sorgfältige Auswahl schöngemaserter Hölzer. Es galt sich zu bescheiden, und als ein dankbares Muster kamen ja auch die farbig gestrichenen und bemalten Bauernmöbel in die Erinnerung.

Solche Truhen, Bettladen, Schränke, Uhrenkasten mit altmodischen Blumen, mit Girlanden, Sprüchen, Herzen und verschlungenen Namen von Hochzeiter und Hochzeiterin sind in ihrer farbendrallen Naivität als alter Hausrat hübsch, doch ein reservierter Takt wird das heut' nicht wiederholen, das wäre ja eine Möbelmaskerade und ein Widerspruch zu unseren sachlichen Anschauungen.

Bruno Paul ist auch selbstverständlich nicht in den Kirmesstil verfallen, er läßt seine Möbel nicht salontirolern. Im Vermeiden war er glücklich, was er aber tat, um die einförmig glatten Anstrichflächen zu beleben, erscheint etwas verlegen. Statt der alten Blumen nahm er die moderne Geometrie, Viereckeinfassung, Karos. Als Intarsia ist das ja sehr holzgemäß, aufgepinselt wirkt es dürftig. Es geht noch bei ruhigen Farbenzusammenstellungen, wie rot und weiß im blauen Felde. Aber recht fatal wirken die kanariengelben und himbeergetönten Flächen mit aufgemalten blauen Karos, die dann noch ein rotes Innenkaro tragen.

Anstrich ist immer untergeordneter Gattung; wenn er verwendet wird, müßte es in einer gewissen Bescheidenheit und Diskretion geschehen, doch nicht schreiend und vordringlich auffallend.

Angenehmer als die Karomusterung der Finkenkruger Möbel wirken die Motive der Wandlitzer. Hier scheint die Bescheidenheit der Natur mehr gewahrt. Man hat sich hier meist darauf beschränkt, auf die farbigen Grundflächen punktierte Randlinien zu setzen, die die Teilungsgliederung der Kästen und Schübe an den Schränken betonen und damit also auch eine Funktion ausüben. Und solche rote Punktierung auf einer graublauen Fläche, eine Art Forellenmusterung, hat etwas Leichtes und Heiteres. Die Wandlitzer Kolonie besticht überhaupt mehr.

Märkische Seelandschaft mit Fontane-Stimmung findet man abseits des Weges an einer Klingelbahn. Flache Ufer mit feinen Baumsilhouetten, am Horizont ein Kirchturm und eine Windmühle. Hinter Wipfeln am Seeufer — das Wasser heißt der heilige Pfuhl — tauchen die roten kletternden Dächer mit ihren Giebeln auf. Hier fühlt man den Einklang von Haus und Landschaft reiner.

Und dies Ensemble der zehn Ferienhäuser hat innere Einheit bei aller Vielseitigkeit im einzelnen. Aus der Art schlägt nur das letzte mit seinem

allzu bombastischen Giebeldach, das in einem prahlerischen Hufeisenbogen sich wölbt und das Haus mehr zu erdrücken als zu bedecken scheint, und die Veranda, die vor dem Vorplatz noch vorgeschoben ist, hat etwas Angestückeltes, Zusammenhangloses.

In allen anderen Variationen erfreut aber die logische Anatomie des Baukörpers die mit lebendigen Architekturlinien zum Ausdruck gebrachte Wechselwirkung aller Teile.

Da erobert gleich das erste Haus mit dem famosen Dach, das zwei rechtwinklig sich schneidende Giebel hat und in seiner Konstruktion sich auf das übersichtlichste darstellt mit den geschlossenen Teilen und dem breiten offenen Verandaplatz, der fast die Hälfte der Vorderfassade einnimmt. Das energische und wuchtige Balkenwerk, ochsenblutfarben, erinnert an nordischen Blockhausstil. Inwendig erfreut die Balkendecke und der kojenartig eingebaute Kaminplatz, der, was immer eine behagliche Raumwirkung gibt, niedriger gedeckt ist als das Zimmer, und die Kaminwand selbst hat links und rechts von der Feuerstätte eingelassene Vitrinenkästen.

Solch gebundenes, aus dem Raum entwickeltes Material, das nicht, wie in der Mietswohnung, nur hineingestellt, sondern wirklich selbst ein Raumteil ist, trägt ungemein dazu bei, die Heimstimmung zu stärken. Und man findet das hier auch reichlich angewandt.

Sehr gelungen schien mir auch jenes Gehäus, das mit seinen dunkelräuchrigen rustikalen Balken, seinen Vorkragungen, niedrig gelagert, echten Bauernhaus-Charakter hat. Das Dach, auf den vorgeschobenen Balken breit vorspringend, ist rechts von dem kleinen eisenbeschlagenen Haustor lang nach vorn vorgezogen mit leichter Absenkung und bildet mit braunen Holzpfosten die Veranda. Sie ist im Gegensatz zu der gleichsam von Sonne und Luft gebräunten Außenseite innen heiter und hell mit ihrer lichten Decke, die weißes orangetupfiges Sparrenwerk teilt. Diese Kontrastwirkung voll angenehmer Überraschung ist für das ganze Haus bestimmend. Man empfängt sie auch in dem Wohnzimmer, dem ich den ersten Preis von diesen Interieuren geben möchte. Hellblau ist seine Farbenstimmung, die Holzdecke mit ihrer Viereckfelderung wirkt mit der Heiterkeit eines Frühlingshimmels; eine große Sitzbank, blau mit eingelassenen Matten in der Rücklehne, zieht sich unter den Fenstern hin, angebaut an Eckschränkchen und Eckpfostentisch. Ein behaglicher Raum im Raum ist so gebildet, und seine eine Seitenwand wird akzentuiert durch das aufsteigende blaue Geländer der Treppe, die mit ihrer ausgesägten Durchbruchsmusterung einen Schmuck des Raumes und eine dankbare Raumgliederung darstellt. Sie führt, das ist den zierlichen Maßen des Zimmers angemessen, nur einige Stufen hoch zu einem Podest und ihre Fortsetzung zu dem oberen Geschoß liegt dann jenseits der Türe.

Ein anderes Interieur ist noch zu loben. Es ist in seinem Mobiliar auch festgeschlossen. Sein Hauptfaktor ist wieder die dreiseitige, den Fensterwandungen eingepaßte Sitzbank, sie wird von einer zusammenhängenden Schrankarchitektur flankiert. Diese liegt halb in der nischenartig zurücktretenden Wand, die oberhalb dann wieder als Fries vorspringt. Die Schrankarchitektur selbst ist eine Komposition aus dem holzumkleideten Kamin mit grauen Kacheln und Eisenhelm und der Kredenz mit ihrem Obergeschoß, dem Vitrinenkasten. Die Tönung ist hier cremegelb.

Die Fensterbildungen, die für die Außenwände immer ein Schmuck sind,

schmücken ebenfalls auch die Innenwände. Sie brauchen dazu keine Tapezierer-draperien, die wie in den Mietswohnungen die Blöße ihrer mit Tapeten-papier ausgeklebten Leibungen, die öden Fensterhöhlen, verkleiden.

Diese Fensterrahmen können sich ohne Bemäntelung sehen lassen. Sie sind ganz aus Holz, als schmucke weiße Holzkästen in die Mauer eingesetzt, helle, durch Sprossenfelderung gegliederte Wandfüllungen, meist quadratisch, keine gähnenden Wandlöcher.

Sie brauchen keine schweren, Licht und Luft hemmenden Behänge. Sie brauchen nur das luftige Sommerkleid lichter, geblümter Scheibengardinen, an der Messingstange hängend.

Christiansen hat für diese Vitragen sowie auch für die Gedecke sehr reizvolle Entwürfe gemacht, mattgrünes und blaues Rankenwerk in hellem Grunde; dazu farbenfröhliche Poterien mit Feldblumen, Zinngefäße und das schöngeformte glattwangige holländische Messinggerät für den Teetisch . . .

Sonnenschein durch blanke Scheiben: Beatus ille, qui procul negotiis . . .

Felix Poppenberg



Hans Baluschek

Es ist die allgemeine Ansicht, daß Berlin als Stadt keinen Charakter habe. Das rasche Wachstum hat in architektonischer Hinsicht eine Schnellarbeit notwendig gemacht, die um so schlechter ausfiel, als sie in einer Zeit geleistet wurde, die den Tiefstand der Baukunst bedeutet; der große Reichtum hat dann zur Zerstörung des einheitlichen Charakterbildes jener älteren Stadtteile beigetragen, in denen aus der Not zu sparen die Tugend einer vornehm-schlichten Einfachheit geworden war; das Preußentum der Straße Unter den Linden, der Wilhelmstraße u. a. ist dahin. Daß neuerdings einige Straßen eine echte Vorstellung der Geschäftsgegend in sachlichen und zweck-mäßigen Bauten überzeugend erbringen, ist ein großer Fortschritt, aber wenig geeignet, der Stadt etwas Persönlich-Charakteristisches zu geben, da hier ein sachlicher, allerorten gleicher Gedanke Ausdruck findet. Das ganz alte Berlin ist aber, wenig betrauert, der Spitzhacke zum Opfer gefallen. Und doch gibt es auch ein charakteristisches Berlin. Das aber liegt überraschenderweise dort, wo noch nichts geschichtlich geworden, dort wo Berlin am neuesten ist. Die unheimlich schnelle Ausdehnung Berlins erzeugt an seinem Außengürtel ein Bild, das immer dasselbe bleibt, trotzdem sich der Gürtel täglich verschiebt. Wie die dünnen, zackigen Beine einer Riesenspinne strecken sich aus dem zu-sammengeschlossenen Körper der unübersehbaren Häusermassen lange Linien aus. Es sind die Geleisestrecken der Fern- und Vorortsbahnen und weitgeführte Straßenzüge. Dazwischen liegt die sandige Landschaft mit spärlichem Gras-wuchs, hier und da eine magere Kiefer. Dann wieder ein Haufen kleiner Holz-hüttchen, die Laubenkolonien, deren bunter Schmuck von Wimpeln und Fähn-chen von kleinen Freuden spricht. Vereinzelt ragen Häuser riesenhaft empor: die einen im Rohbau, wie ungeheure Kisten, in die Löcher gestoßen sind: ein erbarmenswürdig armer Anblick, der einem das ganze Elend der Mietkaserne hervorruft; die andern, bereits fertig, protzen mit Balkons und falscher Stuck-plastik. Sicher ist unten eine Wirtschaft oder andere Geschäfte mit groß-

klingenden Schildern, trotzdem man sich frägt: wie soll das gehen? Die Großstadt mit ihrem Genuß und ihrem Elend zeigt sich hier in brutaler Nacktheit. Ich weiß, es ist auch bei andern Städten ähnlich; nirgendwo so charakteristisch wie in den Neuteilen der ärmeren Bezirke von Berlin O und N.

Auch die Bewohnerschaft dieser Stadtteile hat einen eigenen Charakter, der sich nur schwer beschreiben läßt, aber ganz deutlich gefühlt wird. Der Rassentypus des Gesichts ist gemischt; sehr viel slavisches Blut, noch mehr jenes Mischblut, das im unteren Volk der eigentlich preußischen Landesteile aus Alteingeborenen und Zugewanderten eine zähe, aber wenig anmutige Bevölkerung geschaffen hat. Aber alle diese in Berlin zusammengewürfelten Elemente haben hier im Gesicht einen Stempel erhalten: Großstadt. Zumeist ist's Hunger. Leiblicher Hunger auch, aber der ist nicht so schlimm, wie der Hunger nach den Genüssen der Großstadt. Das Leben jagt hier rascher, toller; es wirbelt an den weit geöffneten Sinnen dieser meist vom armen Lande Zugewanderten eine Fülle von blendenden und lockenden Erscheinungen vorbei, die sie früher gar nicht gekannt haben. Die meisten werden von der Gier erfaßt, hier mit zu genießen. Es bieten sich Surrogate dar: Schäbige Eleganz der Kleidung; in muffigen Kneipen Tingeltangel; Tanzvergnügen mit dem Anstrich vornehmer Bälle u. dgl. m. So sieht man unter diesen unteren Zehn-, nein Hunderttausend, dieselben Abstufungen der genußsüchtigen Welt wie unter den oberen Zehntausend, nur alles in schärferen Linien.

Schärfer vor allem zeigt sich hier unten das Gescheitertsein am Leben. Laster und Verworfenheit wird nicht durch Erziehung, noch auch durch gekaufte Kleiderelegranz verdeckt. Und das Volk schaut nicht über alles hinweg, sondern sieht es sich gründlich an, mitleidlos und hart. Bei vielen andern erzeugte die Enttäuschung Gleichgültigkeit — man sagt es am besten berlinisch — Wurschtigkeit. Aber auch die Glücklichen fehlen nicht. Ich meine weniger jene, denen Gesundheit und Jugend jedes Vergnügen doppelt strahlend macht — dieses Glück vergeht ja bald —, sondern die Genügsamen, die hier mitten im steinernen Meer der Großstadt kleine grüne Glücksinselchen finden und darauf dasselbe idyllische Leben weiterführen, wie auf dem Dorf. Nur daß sie mehr zu sehen bekommen: ihnen erweckt der Glanz der Großstadt nicht Hunger, daran teilzuhaben, sondern Sattheit, weil sie ihn sehen dürfen. Endlich erhält das berlinische Bevölkerungsbild noch einen charakteristischen Zug durch das Kleinbürgertum, das sich mit seiner philisterhaften Solidität als Welt für sich in der Millionenstadt weiter behauptet; anspruchslos aber selbstbewußt, innerlich gutmütig, aber bewaffnet mit dem Spott, der die Überzeugung von der eigenen Tugendhaftigkeit gegenüber allem „Schiefen" erzeugt.

Diese Berliner Welt hat ihren getreuesten Schilderer in dem Maler **Hans Baluschek** gefunden, der dabei selber nicht einmal ein Berliner Kind, sondern am 9. Mai 1870 in Breslau geboren ist. Ein Berliner Kind hätte übrigens kaum diesen merkwürdigen Standort für die Betrachtung dieser Welt gewinnen können. Die naturalistische Literatur (Arno Holz, Schlaf, Kretzer) hat das Gebiet ja auch erobert. Aber da gab es immer noch einen besonderen Ton, der nicht in der geschilderten Welt ist. Ob sozialistische **Anklage** gegen diese Verhältnisse, ob einschneidendes **Mitleid**, ob verklärender **Humor** (man denke etwa an Seidel), ob bissige **Satire**, höhnende **Karikatur** oder bissiger **Ekel** — das alles gehört **nicht** eigentlich hinein, und bei Baluschek fehlt es. Dieses Fehlen jedes Nebentones ist das Charakteristische an Balu-

schek. Er sieht alles und stellt es genau so dar, wie er es sieht. Dabei darf man ihn nicht einmal einen kühlen Beobachter nennen. Er ist aufs lebhafteste von allen diesen Erscheinungen interessiert; gerade weil sie ihm so interessant sind, stellt er sie genau so dar, wie er sie sieht, ohne von sich aus etwas in dieser Lebenserscheinung zu betonen. Er selber verschwindet ganz, so daß man ganz überrascht ist, wenn man ihn persönlich kennen lernt, wo dann gar nichts an die Welt seiner Kunst erinnert. Derselbe Geist herrscht, wo er sich ein anderes Gebiet für seine Knnst erwählt. Am charakteristischsten sind hier seine Eisenbahnbilder. Man kann diese Welt größer erfassen, phantastischer, aber nicht echter.

Baluschek erscheint mir als der eigentliche Naturalist unter unsern Malern. Und wenn nach Zola Kunst ein Stück Natur ist, das durch ein Temperament gesehen wird, so beruht Baluscheks Eigenstellung auf der merkwürdigen Tatsache, daß eines Künstlers Temperament — Objektivität ist.

Karl Storck



Zwei Jahrbücher

Das von Willy Pastor im Verlage von Fischer & Franke, Berlin, erscheinende „Jahrbuch der bildenden Kunst“ ist jetzt zum sechsten Mal erschienen. Es bringt wie bisher zunächst eine Übersicht über das Kunstleben und die wichtigsten Stätten Deutschlands; danach eine Reihe von Aufsätzen mehr grundsätzlichen Inhalts, daran anschließend Verzeichnisse über Museen, Akademien, Künstlergenossenschaften, Kunstsalons, Kunstzeitschriften usw. Gerade die letztere wäre einmal gründlich durchzusehen, sie bedarf mehrfacher Ergänzung. Das Buch ist mit einem halben hundert gut ausgeführter Bildertafeln geschmückt.

Ebenfalls im sechsten Jahrgange ist die von F. Matthies-Masuren im Verlage von Wilhelm Knapp zu Halle herausgegebene Jahresübersicht über „Die photographische Kunst im Jahre 1907“ erschienen (Mk. 8.—, geb. Mk. 9.—). Dieser Band steht im Zeichen der farbigen Photographie. Das Thema wird von verschiedenen Seiten her beleuchtet. Nachdem Dr. R. Neuhauß uns über den gegenwärtigen Stand der farbigen Photographie unterrichtet hat, gibt Dr. M. Eisig die wissenschaftlichen Grundlagen der farbigen Photographie und folgert daraus das ganze System der Arbeitsweise. Der Grazer Kunsthistoriker Josef Strzygowski grenzt das ästhetische Gebiet ab und untersucht die Farben im Dienst von Raum und Licht. Ernst Schuhr spricht über Malerei und Zeichnung der modernen Porträtphotographie, während Dr. H. Bachmann aus Graz, von dem einige ausgezeichnete farbige Winterlandschaften dem Heft beigegeben sind, über die Bedeutung der Farben für die Kunstphotographie aus der Seele des diese Kunst Übenden heraus spricht. Eine Übersicht über die Ausstellung des letzten Jahres beschließt das Buch, das wie alle diese Bände ausgezeichnet gedruckt und außer mit 22 Beilagen, mit einer großen Zahl vorzüglich ausgeführter Textbilder geschmückt ist. Gerade durch den systematischen Aufbau des Inhalts wird dieser Band sehr geeignet sein, auch in weiten Liebhaberkreisen Verständnis für diese wichtigen Fragen der farbigen Photographie zu wecken.





Russische Opern

Von

Dr. Karl Storck

Durch ein groß angelegtes und in vornehmem Maßstabe durchgeführtes „Gastspiel des Ensembles der Kaiserlich Russischen Hofoper St. Petersburg und Moskau" sind wir in diesen heißen Vorsommertagen durch schier allabendliche Opernbesuche instand gesetzt worden, die dramatische Musik des russischen Nordens kennen zu lernen. So groß die Rolle ist, die die russische Instrumentalmusik seit bald zwei Jahrzehnten in unseren Konzertsälen spielt, so wenig vermochte bislang eine ihrer Opern in unserem Bühnenspielplan festen Fuß zu fassen. Während jene Instrumentalmusik durch den rückhaltlosen Ausdruck leidenschaftlicher Empfindungen, die sich in den schärfsten Gegensätzen wildesten Aufjauchzens, schier barbarischer Kühnheit und trostlosester Melancholie oder weichster Empfindsamkeit bewegen, einen „dramatischen" Eindruck macht, vermissen wir bei den russischen Opern alles eigentlich Dramatische. Ihnen fehlt das wirklich stark dramatische Geschehen, mehr noch die für die Musik wichtigere bedeutsame Entwicklung des Innenlebens. Bei allem leidenschaftlichen Hin und Her ist am Ende alles wie zu Anfang. So fehlt allen diesen Opern auch in rein musikalischer Hinsicht die eigentlich dramatische Kraft der Entwicklung von einem Seelenzustande zum andern. Wir erhalten nur die Ausschöpfung der einzelnen Zustände: nicht Dramatik, sondern Lyrik.

Kann auf diese Weise niemals ein Musikdrama entstehen, so wäre diese Gesamteinstellung der Musik zum Texte noch kein Hindernis für das Erwachsen guter Opern. Freilich, an Mozart darf man dabei nicht denken. Denn in seinen Meisterwerken ist die Musik nirgendwo Einlage in ein durch den Dialog bereits völlig erschöpftes Geschehen, sondern es gelang Mozart, gerade das eigentliche dramatische Geschehen zum Inhalt der wichtigsten Stücke seiner Opern zu machen, ja sogar die entwickelten Formen der En-

sembleſätze rein dramatisch entstehen zu lassen. Im übrigen aber ist doch fast die ganze italienische und der größte Teil der französischen Spieloper so angelegt, daß vom Textdichter das Gerüst einer Handlung zurechtgezimmert wird, die, soweit sie nicht von den Augen aufgenommen wird, ihre Erklärung und Vorwärtsbewegung durch den Dialog erhält. Bei geeigneten Punkten entwickeln sich aus diesem Dialog musikalische Formen, seien solche rein lyrischer oder auch mehr charakterisierender Art. Es ist also dann Aufgabe des Handlungsgerüstes, musikalische Gelegenheiten zu bieten, so daß auch hier nicht die Musik die Entwicklung bringen kann, sondern sich auf die Aufgabe beschränkt, die einzelnen Zustände, in die die auftretenden Personen durch das außer der Musik stehende Geschehen gebracht werden, auszudrücken. Im großen und ganzen ist die russische Oper noch nicht über diesen älteren Zustand hinausgekommen. Theoretisch gewiß. Rußland hat Komponisten, die nach ihrer Meinung die Grundsätze Richard Wagners bis ans Ende geführt haben, so daß sie nur noch ein Rezitativ kennen. Aber das hat mit Wagner ja gar nichts zu tun. Der Kern des Wagnerischen Dramas ist im Gegenteil die große symphonische Entwicklung, also die musikalische Darstellung des Dramatischen.

Ich glaube, daß sich auch eine sogenannte nationale Oper zunächst gar nicht anders entwickeln kann, denn als Nummernoper — man verzeihe das häßliche, aber treffende Wort. Denn der Stoff als solcher kann nicht das eigenartig künstlerisch Nationale in die Oper bringen, sondern nur die Musik. Ein Blick auf die Geschichte der Oper, auf die noch heute im Spielplan lebendigen Werke zeigt, daß fremdländische Stoffe niemals den nationalen Grundgehalt einer Oper verhindert haben (Beethovens „Fidelio", Webers „Oberon" und „Euryanthe", Marschners meiste Opern haben keine deutschen Stoffe). Andererseits verhilft noch nicht einmal eine ausgesprochen patriotische Haltung von Handlungen und Worten zu einem nationalen Werke. Als die Italiener mit ihrer Oper die ganze Welt beherrschten und an allen Höfen die Stellungen der Hofdichter und -Komponisten einnahmen, haben sie alle „patriotischen Wünsche" der kleinsten Duodezherren mit ihren Opern erfüllt. Aber auch wenn sie dabei örtliche Sagen verwendeten, schufen sie doch nur italienische Opern.

Das Nationale in der Kunst liegt eben im Geistigen, der Weltanschauung, und im Seelischen, dem ganzen Empfindungsleben. Gerade im letzteren treffen wir das eigentliche Betätigungsfeld der Musik; aber auch die Weltanschauung wird sich in Dichtungen, die sich mit Musik verbinden, fast immer in der Beeinflussung des Gemütslebens offenbaren. Man denke an die Frauengestalten in Mozarts auf italienische Texte geschaffenen Opern. Aber natürlich muß auch der Geist der Musik dann national sein. Es reicht nicht zu, eigenartige Volksmelodien und -Rhythmen als Vorratskammer für musikalische Thematik zu benutzen. Jene Kompositionen Haydns, Beethovens und Schuberts, die Motive der Zigeunermusik verarbeiten, sind dadurch nicht zigeunerisch, noch nicht einmal ungarisch geworden. Es gilt dann schon, in

den Geist dieser Volksmusik einzudringen und aus ihm heraus und ihm gemäß zu schaffen, so wie es sein Biograph Weimar von Michael Glinka (1804—1857) rühmt: „Er faßt die Begriffe russische Musik und russische Oper tiefer als seine Vorgänger. Er beschränkt sich nicht darauf, nur die Melodie der volkstümlichen Lieder mehr oder weniger genau nachzuahmen, nein, er erforscht den ganzen Inhalt der russischen Volksgesänge in ihrer Ausführung durch das Volk, — diese Aufschreie, diese plötzlichen Übergänge vom Getragenen zum Lebhaften, vom Leisen zum Starken, diese wechselnden Lichter und Überraschungen jeder Art. Endlich die besondere, auf keinerlei hergebrachten Regeln beruhende Harmonie und musikalische Periodenbildung, mit einem Worte, er deckt das ganze System der russischen Melodik und Harmonie auf, wie er es aus der Volksmusik selber geschöpft hatte, und wie es noch keine der ihm vorhergehenden Schulen zum Ausdruck gebracht hatte."

Wahrscheinlich dankt auch Glinka die stärkste Anregung zu nationalem Schaffen einem Deutschen. Das Wunderbare deutscher Kunstwirkung auf das Ausland hat ja immer darin beruht, daß es die Fremde nicht unterjocht, sondern zur Betätigung der persönlichen Art der einzelnen gegen die allgemeine Kulturform anregt. Das wird dann immer in einem höheren Sinne national. Glinka war, wie die Mehrzahl seiner komponierenden Landsleute, zunächst bei den Italienern in die Schule gegangen. Der lange Aufenthalt in Italien, den seine erschütterte Gesundheit erheischte, bestärkte ihn noch in dieser Richtung, die seinem Innern aber natürlich nicht recht zusagen konnte. Als er 1834 dann nach Berlin kam, bestärkte ihn der Theoretiker Dehn in dem Gedanken, russische Musik, russische Opern zu schreiben. Wie das zu erreichen war, zeigte der damals noch in voller Jugendfrische strahlende „Freischütz". Das Nationale der Musik liegt im Volkslied und -tanz. Gelingt es, einen Stoff aufzugreifen, in den sich Volksleben und -empfinden natürlich einfügen, so ist die einfachste Gelegenheit zu Volksmusik geboten. Glinka fand diesen Stoff in einer Begebenheit der russischen Geschichte, in der ein Bauer Iwan Sussanin 1613 sein „Leben für den Zar" Michail Romanow opferte, indem er diesen vor den Nachstellungen der Polen rettete. Auch dieser Stoff war bezeichnenderweise bereits 1799 in einer italienischen Oper von Caterino Cavos behandelt worden. Der 9. Dezember 1836 aber, an dem Glinkas Werk in Petersburg die Erstaufführung erlebte, wurde der Geburtstag einer nationalen russischen Kunstmusik. Trotzdem die vornehmen „Liebhaber" sie zunächst als „Kutschermusik" verhöhnten, bezwang sie doch immer weitere Kreise. Die Wahl der russischen Sprache war nicht das Entscheidende, obwohl die Sprache durch Satzbau und Klang auch die Melodiebildung beeinflußt. Aber so weit kam Glinka noch nicht. Bei ihm wirkt das Russische als Einlage in ein doch wesentlich fremdes Ganzes. Nicht nur die Gesamtform seiner Oper ist die herkömmliche der „großen" Oper mit verhältnismäßig einfacher Orchestration (Rossini, Bellini, Spohr), die Arien zumal haben ganz

italienischen Charakter. Aber wo es angeht, hat Glinka Volksmelodie in Lied, Tanz und Chorsatz eingeschoben. Er erkannte, daß es nicht genügte, die russische Harmonisierung instinktiv zu treffen, daß man auch das dieser Volksmusik innewohnende System ergründen mußte, wenn man ebenfalls jene Bestandteile der Oper russifizieren sollte, für die die Volkskunst keine unmittelbaren Vorbilder bot. Über dem Studium der Theorie der russischen Volksmusik, dem sich Glinka in Gemeinschaft mit Dehn eifrig hingegeben hat, ist er in Berlin gestorben.

Seither ist das von Glinka begonnene Werk eifrig fortgeführt worden. Große Sammlungen russischer Volksmusik ermöglichten ein eindringliches Studium der harmonischen und rhythmischen Eigenart. In einer ausgedehnten Pflege der Instrumentalmusik gewann man volle Freiheit in der Behandlung dieser neuen Musikmittel, so daß es nun auch nicht schwer fiel, die größten einstimmigen Gesangformen sowie das Rezitativ aus nationalen Elementen zu gestalten. Trotzdem hat mir von allen aufgeführten Werken das Glinkas am meisten einen volkstümlichen Eindruck gemacht. Das liegt zumeist am Stoff. Gerade hier herrschen merkwürdige Verhältnisse, die zu näherer Beleuchtung reizen. — Der Einfluß Alexander Puschkins muß in Rußland viel größer sein, als wir nach der eigentlichen Bedeutung seiner Werke schließen möchten. Denn genau genommen ist in Puschkin doch wenig vom russischen Volkstum lebendig. Er ist selber Erzeugnis des russischen Salons und hat auch bloß für diesen geschrieben. Vielleicht aber ist selbst im Deutschland vor Friedrich II. der Charakter der Gesellschaft nicht so unnational, nicht so international gewesen wie in der russischen Gesellschaft der ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts. So ist eigentlich das Russische bei Puschkin bloß Würze. Es bietet ihm in gleicher Weise eigenartige Stoffe, besondere Landschaftsreize, wie wohl auch einem ganz Fremden. Russisch oder besser slawisch ist die Abfärbung, die der byronistische Weltschmerz erfahren hat. Die Satire hat hier ein weiteres Gebiet. Sie kann derber zufassen, weil der Stoff dafür im Übermaß vorhanden ist. Und gegenüber diesen Mißständen entsteht nicht jene lachende Überlegenheit, die den Engländer auszeichnet, sondern ein tiefer Ingrimm, der nur deshalb nicht zur eigentlich revolutionären Stimmung, zur Volksauflehnung wird, weil der byronistische Herrenmensch sich nicht von der Vorstellung freimachen kann, daß mit diesem Volke nichts anzufangen ist. Es ist bezeichnend, daß die Menge bei Puschkin einmal bekennt: „Wir sind im Herzen kalte, verstümmelte Hämmlinge." Freilich ist ja auch bereits bei Puschkin das Gefühl vorhanden, daß der Dichter gerade darum zum Propheten und Wegweiser seines Volkes werden müsse. Aber gerade er und die um ihn waren noch nicht auf dem Standpunkt, den dann Gogol für sich und seine nächsten Nachfolger verkündete, daß die Literatur eigentlich überhaupt nur insofern Wert habe, als sie Volkserzieherin sei. Man hatte nicht umsonst gerade von Byron die stärksten Anregungen empfangen, der mehr als irgend ein anderer die Poesie in der Poesie fand.

Es ist doch wohl ein Beweis für die Tatsache, wie schwer die Oper eigentliche Volkskunst wird, wie sehr sie durch ihren ganzen Zuschnitt, durch die schier unüberwindliche Notwendigkeit, mit sehr großem Aufwand zu arbeiten und darum teuer zu sein, zur Kunst der besseren Gesellschaft vorherbestimmt ist, wenn in dieser Oper bis auf die neueste Zeit hinein Puschkin und die ihm verwandten Dichter wie Lermontoff die eigentlichen dramatischen Nährquellen sind. Denn wirklich volkstümlich können doch diese Dichter unmöglich sein. Wir Deutsche haben unseren großen Dichtern gegenüber dieses Verhältnis nie gehabt, daß wir ihre Werke zu Opern uns zurechtstutzten. Freilich haben in unserem Opernspielplan einige Werke einen ständigen Platz, in denen deutsche Dichtungen nichts weniger als künstlerisch verarbeitet sind. Das Publikum hat also offenbar weniger Achtung und Scheu als die Künstler. Ein deutscher Dichter würde es eben nicht wagen, uns aus Goethes „Faust", „Wilhelm Meister" oder „Werther" jene Zerrbilder vorzustellen, die unsere Theaterbesucher in französischen Opern beklatschen. Andererseits hat man bei uns, so nahe z. B. gerade beim „Faust" die Versuchung dafür liegt, es noch nicht gewagt, aus klassischen Dichtungen nur einige Szenen herauszuheben, die für musikalische Behandlung besonders günstig sind, und beim Zuschauer das Ganze als wohl bekannt voraussetzend, diesem die Verbindung der einzelnen Szenen zu überlassen. Das scheint mir das zumeist Charakteristische bei diesen russischen Textbüchern. Darin liegt auch zweifellos der Grund, weshalb man in der Fremde mit ihnen so wenig anzufangen weiß. Man muß die Werke Puschkins kennen, wenn man am Inhalt, am Geschehen dieser Opern eine rechte Freude haben soll. In Rußland ist das, soweit überhaupt die Schulbildung reicht, zweifellos der Fall. Das sieht man auch an den Darstellern. Die kommen als ganz scharf individualisierte Gestalten auf die Bühne; in Bewegung, Kostüm, in der ganzen Art des Auftretens fühlt man, daß sie eine bekannte Gestalt vorstellen, die in ihnen viel ausgebildeter ist, als aus den im Operntextbuch vorkommenden Zügen möglich wäre. Sie schaffen eben die Gestalt aus der Erzählung Puschkins. Ebenso fehlen in der Oper die wichtigsten psychologischen Entwicklungen. Es wird uns einfach das Geschehen einer späteren Szene vorgeführt, und wir müssen uns alles das ergänzen, was zu diesem Gehaben hingeführt haben kann.

Es ist ja ganz selbstverständlich, daß auf diese Weise niemals ein Musikdrama entstehen kann. Ebenso versteht es sich von selbst, daß durch diese Eigenart der Wirkungskreis der Werke sehr beengt ist, eben auf die eine Nation, der die Stoffe gehören. Aber so unerhört neu ist bei der Oper dieses Verhältnis nun doch nicht. Die ganze altitalienische Opera seria, auch die nationale französische Oper bis einschließlich Gluck hat mit gleichen Verhältnissen gerechnet. Antike Götter- und Heldensagen, Stoffe aus der romantischen Heldengeschichte, die jedermann bekannt waren, bildeten den Inhalt. Daraus erfolgte für diese ältere Oper eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen den Stoff, und der Schwerpunkt wurde verlegt auf

das rein Musikalische in Arie und Ensemblesatz. Glucks Reformwerk beruhte darin, daß er den altbekannten Stoffen dadurch Aufmerksamkeit verschaffte, daß er seine Musik an die psychologischen Entwicklungen knüpfte. So weit sind die Russen noch nicht. Im Schlußakt des „Eugen Onegin" vielleicht, obwohl auch da uns weniger die Entwicklung von einem Zustande zum andern als die Ausschöpfung eines bereits in sich geschlossenen Seelenzustandes vorgeführt wird. Den Russen gibt Ersatz für dieses Musikdramatische die Einfügung der ausgesprochen russischen Musik, in Volkslied und Tanz. Also letzterdings doch etwas Musikalisch-Formales, genau so wie in der italienischen Oper. Nicht umsonst lieben sie es dann, dem Urvolkstümlichen reine Gesellschaftsbildchen gegenüberzustellen, mit französischen Chansons, zierlichsten Gesellschaftstänzen.

Auch in Tschaikowskys (1840—1893) „Eugen Onegin" (1879) und „Pique-Dame" (1890) sind die Genrebilder das, was dem Nichtrussen am meisten im Gedächtnis haftet. Das erstere Werk ist übrigens als „lyrische Szenen" bezeichnet. Beide Opern sind in Deutschland öfter aufgeführt worden, ihrer dauernden Einführung steht die Schwerverständlichkeit der Handlung und der Charaktere für eine nicht gut vorbereitete deutsche Zuhörerschaft im Wege. Bei „Pique-Dame" ist das noch schlimmer als bei „Eugen Onegin", da Puschkins, von ihm selbst recht gleichgültig behandelte Novellen natürlich noch weniger bekannt sind, als sein episches Hauptwerk. Entgegen der allgemeinen Einschätzung steht nur die Musik zu „Pique-Dame" höher, als die allerdings wundervoll gearbeitete Partitur des „Onegin". Die Mannigfaltigkeit ist in der „Pique-Dame" größer, als in dem schier einseitig schwerblütig lyrischen „Onegin". Die Vorgänge allerdings vermögen auch den, dem sie aus der Novelle Puschkins vertraut sind, nicht im Innersten zu ergreifen, sondern nur aufzuregen. Ja, die Häufung des Schauerlichen in den vier letzten Bildern wirkt fast abstoßend und gefährdet das Ganze. Aus diesem Gefühl heraus hat Tschaikowsky in die drei ersten Bilder möglichst viele helle Lichter zu bringen gesucht, und darin ist er ja glänzender Meister. Vor allem ein köstliches Musizieren im intimen Kreise junger Rokokodamen und dann ein reizendes Schäferspiel bei einem Ballfeste sind Perlen anmutigster Musik. Auch schwere dramatische Wucht hat Tschaikowsky gegeben, wie die groß angelegte und in prachtvollen Melodiebogen sich aufbauende Szene der Lisa im sechsten Bilde dartut. Voll packender Leidenschaftlichkeit ist das große Liebesduett im zweiten Akt; von einer unheimlichen Kraft der Schilderung des Bangen, Ungewissen die Einleitung zum vierten Bilde, in das ein helles Licht fällt durch eine Grétrys „Richard Löwenherz" entnommene Romanze, die die greise Gräfin, in der Rückerinnerung versunken, vor sich hinsummt.

Während ich es bei Tschaikowskys Opern bedauere, daß sie ihrer russischen Besonderheit wegen wohl niemals bei uns heimisch werden können, ist die Beiseitesetzung Rubinsteins berechtigt. Sein Lermontoffs Dichtung entstammender „Dämon" gehört zu jenen Geistern, die in der Liebe

eines Menschenweibes Glück suchen. Die Besonderheit dieses russischen Dämons liegt darin, daß er eigentlich die Seele Lermontoffs ist. Im Grunde revolutionärer Weltschmerzler, durch höhere Mächte (ob Himmel oder nikolaitisches Staatsregiment, bleibt sich gleich) zur Untätigkeit verurteilt, wühlt er sich in einen Haß gegen alles Bestehende und sich selbst ein. Aber dem Haß fehlt die Größe, er ist nur Mittel zur Selbstbetäubung; trotz aller großen Worte ist das einzige Verlangen ein bißchen ganz gut bürgerlichen Erdenglücks. Lermontoff ist unter den bedeutenden Dichtern die unvermischteste Verkörperung dieses bei allem Lebensdurst ganz in Lebensohnmacht geratenen Byronismus. Das bestätigt auch diese Dichtung. In der Fürstentochter Tamara, die am Vorabend ihrer Hochzeit steht, sieht der Dämon das Weib seiner Sehnsucht. Findet sie zunächst gegen seine verführerische Schönheit, seine lockenden Versprechungen Widerstandskraft im Gedanken an den geliebten Bräutigam, so weiß sie sich, nachdem der Dämon den Geliebten in den Tod geführt, nur im Kloster eine Zuflucht. Aber auch hierher verfolgt sie der Dämon. Mitleid über seine Einsamkeit, seine seelische Zerrissenheit; sinnliche Erregung über seine Schönheit, der Glaube, ein Erlösungswerk vollbringen zu können, läßt sie endlich dem Verführer in die Arme sinken. Des Dämons Kuß tötet sie. Und die guten Engel lassen ihm nicht einmal seine Beute; gleich Gretchen wird sie „gerettet" zum Himmel geführt, ohne daß man recht weiß, worauf sich ihre Rettung gründet, es sei denn, um dem Dämon in seinem Weltschmerz recht zu geben: „Ha, stets verwaist, o stets allein! — Weh!" worauf ihm der gute Engel noch versichert, daß er nie Vergebung erlangen werde: „Ewig bleibst du allein, sündiger, stolzer Geist." —

Sehr enttäuscht hat mich Rubinsteins Musik. Man muß ja bei ihm immer mit den Oasen in weiten Wüsten vorlieb nehmen. Aber daß die Musik gar so kraftlos, so — man verzeihe den Ausdruck — schleimig sei, hatte ich doch nicht gefürchtet. Auch das Russentum ist hier Mache: äußerliches Wirkungsmittel, nicht Herzenssache, wie bei den andern. In Deutschland wird der „Dämon" wohl nur in Dresden Scheidemantels wegen gegeben, der hier eine einzigartige Gelegenheit hat, seine Fähigkeit zu düsterer Sentimentalität zu zeigen. Aber Scheidemantel betont dabei, wo es angeht, das furchtbar Satanische und macht damit die Gestalt für den Deutschen verständlicher. Der Russe Tartakoff, der hier die Partie sang, war echter im Sinne Lermontoffs: ganz Weltschmerzler, weich und nur zuweilen auffahrend in Leidenschaft. Wir Deutsche verstehen bei einer solchen Gestalt dann nicht den Haß, die Sucht zur zerstörenden Tat. Wie uns ein solcher unglücklicher Dämon erscheint, hat bereits Klopstock im Abbadonna seines „Messias" gestaltet. Seither wurde uns das Dämonische zur zerstörenden Macht des „Mephistopheles"; von ihm, der bereits das Gute schafft, obwohl er stets das Böse will, führt der Weg zu den schöpferischen dämonischen Mächten des Titanentums.

Zwei andere Werke, beide wieder nach Dichtungen Puschkins, waren

für uns ganz neu. Alexander Dargomyschkys (1813—1869) „Russalka" (die Wassernixe) dürfte in Rußland eine ähnliche Stellung als romantische Volksoper einnehmen wie bei uns Lortzings „Undine", an die das Werk durch die Verwandtschaft des Stoffes und die Gesamthaltung der Musik erinnert. Diese russische Wassernixe ist zunächst eine ganz normale hübsche Müllerstochter, die infolge des Treubruchs ihres Geliebten, eines Fürsten, ins Wasser geht und dort zur Nixenkönigin wird. Wie Lortzings Undine greift sie störend in des Treulosen Hochzeitsfest ein und zieht ihn später auf den Grund in ihr Wasserschloß. Das 1856 entstandene Werk steht in der Mitte von Dargomyschkys Entwicklung, der als getreuer Jünger Rossinis anfing und als Über-Wagnerianer endigte. Die „Russalka" hat ihr schönstes in sehr hübschen Chorsätzen, bringt eine wirkungsvolle dreiteilige Arie und in einer wuchtigen Szene, die den wahnsinnig gewordenen Vater des unglücklichen Mädchens vorführt, ein wirklich dramatisches Rezitativ großen Stils.

Gegenüber diesem älteren Werke bedeutet des als Hofkapellmeister in Petersburg wirkenden Eduard Naprawnik (geb. 1839) „Dubrowsky" (1895) in dramatischer Hinsicht einen Rückschritt. Naprawnik ist nicht Russe, sondern Tscheche. Gewiß ist da Stammesverwandtschaft, aber der Grundcharakter der beiden Völker ist doch vollkommen verschieden. Smetanas Musik zeigt nicht einen verwandten Zug mit der russischen, und so ist auch Naprawniks Oper die am wenigsten russische, die wir zu hören bekommen haben. Nicht daß es an nationalen Elementen darin fehlt; im Gegenteil, sie sind sogar gehäuft und treten mit einer gewissen Aufdringlichkeit vor uns, wie sich das fast von selbst ergibt, wenn etwas als Material und nicht als Ausdruck verwendet wird. So ist von besonderer Schönheit ein Trauerchor am Schluß des ersten Bildes, der in glücklichster Weise an russische Kirchenmusik anklingt und die imitatorische Stimmführung in den Kirchentonarten aufs beste mit der Stimmungsmalerei des modernen Orchesters verbindet. Im übrigen ist Naprawnik eine echt böhmische Musikantennatur. Unbekümmert um Ursprünglichkeit, ebensowenig verlegen um geschmeidige und sinnfällige Wendungen. Vor allem klingt seine Musik sehr gut. Von der Geistigkeit moderner Polyphonie dagegen, von der wirklich musikdramatischen Kraft des Orchesters, die Beethoven erschlossen hat, hat Naprawnik keine Ahnung. Er sieht überhaupt nur die einzelne Szene, ja den einzelnen Augenblick, und den komponiert er. Ein einziges Beispiel dafür: Auf das Gut des Vaters Dubrowsky kommt gerade, wenn dieser am meisten über dessen Verlust klagt, mit fröhlichem Schellengeläut im Wagen Troekurow, der ihm durch Betrug aller Art dieses Gut geraubt hat. Bei dem furchtbaren Aufeinanderprall der beiden Männer stirbt der alte Dubrowsky. Das Vor- und Abfahren Troekurows komponiert Naprawnik in der Art jener vielen Salonstücke, bei denen das Herankommen einer Militärkapelle und deren Wiederverschwinden vorgeführt wird. Von der Tragik dieses Verhältnisses nimmt die Musik gar keine Notiz, wo sich doch eine wunderbare Gelegenheit bietet, bei der Abfahrt die Lustigkeit des Wagen-

geläutes mit der ganzen trüben Stimmung kontrapunktisch zu verbinden. Kaum ist dann der Wagen verschwunden, so wird ein neues Register aufgezogen und es beginnt der oben erwähnte prachtvolle Trauerchor.

In diesem Mangel einer tiefer aufgefaßten Polyphonie liegt überhaupt die Unfähigkeit der russischen Musik, vorläufig zum Musikdrama zu gelangen. Die russischen Opern aber haben ihr Publikum vorerst auch nur in Rußland. Das hat übrigens niemand schroffer und stolzer ausgesprochen als Borodin, einer der tapfersten Vorkämpfer der russisch-nationalen Musik, der meinte, die Russen „seien zu lange für das Ausland nur Konsumenten gewesen, um ihm als Produzenten etwas gelten zu können". So haben diese Musiker die Beschränkung des Wirkungskreises als nationale Notwendigkeit erkannt; ihr sich zu beugen, ist nach Turgenieffs Worten auch für den Künstler oberstes Gesetz.



Donna Diana

Unsere heutige Notenbeilage bringt eines der schönsten Gesangsstücke aus E. N. von Reznicek's dreiaktiger Oper „Donna Diana", auf die durch die Aufführung im Berliner königlichen Opernhaus die Aufmerksamkeit erneut gelenkt wurde. Leider war die Aufführung nicht gut genug, um dem liebenswürdigen Werke nachhaltig nützen zu können.

Ich hege immer große Hoffnungen vom spanischen Lustspiel, als ob es unserer komischen Oper wenigstens über die textliche Stoffnot hinweghelfen könnte. Die Musik ist wohl imstande, jene Eigentümlichkeiten, die uns an diesem Drama stören können, — die starre Festlegung auf im voraus erstarrte Charaktere und das unvermittelte Nebeneinander von Leidenschaft und kalter Überlegung in der gleichen Person — zu überwinden. Sie kann die Übergänge und Zwischenstufen der Stimmung vermitteln, die die spanischen Dichter so gern uns schuldig bleiben. Aber gerade die Oper schaltet ja — wie bereits Schiller hervorhob — jene Ansprüche auf Lebenswirklichkeit aus, die uns sonst so leicht um den Genuß eines geistreich erfundenen Lebens*spiels* bringen. Nun glaube ich überhaupt, daß zuerst die komische Oper uns jenes *bewußte* Theaterspiel bringen soll, ohne das das Theater die Aufgabe einer vornehmen Unterhaltungskunst nicht erfüllen kann. Das ist gewiß nicht die höchste Form der komischen Oper, so wenig wie Unterhaltung das höchste Ziel des Theaters ist. Aber ein Ziel bleibt diese und vielleicht das sicherste Mittel zu einer künstlerischen Lebenskultur. Wir haben allzu lange versäumt, diese Aufgabe künstlerischer Unterhaltung wichtig genug zu nehmen; haben uns zu wenig gegenwärtig gehalten, welche Fülle schöner Kunst hier erblühen kann, wie diese einem unbedingt und immer vorhandenen Lebensbedürfnis entgegenkommt. Bitter haben wir dafür gebüßt, indem wir neben unserer gewaltigen Dramatik, unserer herrlichen Festspielkunst einer wirklich vornehmen und künstlerisch feinen Unterhaltungskunst im gesprochenen und gesungenen Drama verlustig gegangen sind. Zeit ist's, daß hier die Besserung erfolgt. Gar traurig sieht es um unser Theater in

dieser Hinsicht aus. Einfuhr einer unserer geistigen und seelischen Natur, unserer sittlichen Lebensauffassung, unserem Empfinden widersprechenden Literatur, Massenpflege der Operette sind die bösesten Erscheinungen unseres Theaterlebens.

So verfolge ich mit warmer Teilnahme alle Versuche, uns eine komische Oper zu schaffen. Als größte Schwierigkeit ergibt sich die Wahrung der hier wahrhaft goldenen Mittelstraße zwischen großdramatischem Musikstil und Operette. Mozart — vor allem auch in seinem köstlichen Parodiespiel „Cosi fan tutte“ —, Nicolai und Peter Cornelius, von Ausländern besonders Verdis „Falstaff“ — sind die Leitbilder. Leider scheint vor allem die Kenntnis Mozarts nicht tief genug zu gehen; in ihr liegt das sicherste Schutzmittel gegen alle Gewöhnlichkeit, gegen die Operette. Auch Reznicek hat sich nicht diesem wunderbaren Schutzengel anvertraut, trotzdem der Stoff seines Werkes mit „Cosi fan tutte“ innerlich verwandt ist. Er hat zuviel nach Johann Strauß gesehen, und der Tanzrhythmus wird aller Oper sehr gefährlich: als Würze unvergleichlich, ist er als Grundnahrung immer vom Übel (die „Fledermaus“ bestätigt als einzige Ausnahme die Regel).

Moretos „Donna Diana“ ist die spanische Ausgabe von der „Zähmung der Widerspenstigen“. Hier ist nicht jungfräulicher Unabhängigkeitstrutz, sondern Philosophie die gebrechliche Waffe gegen die Liebe. Zerbrochen wird sie in Spanien vor der Ehe, und dem entsprechend nicht mit der Übergewalt männlicher Kraft, sondern mit der Scheinwaffe der Gleichgültigkeit gegen Liebe.

Donna Diana, des Herrschers von Barcelona Tochter, soll sich vermählen. Drei Prinzen werben um sie, mit der Leidenschaft wahrer Liebe Don Cesar. Aber Diana verlacht alle. Da rät der Hofnarr dem Liebenden, Donna Diana mit ihrer eigenen Waffe zu bekämpfen. So beginnt das Spiel zwischen den beiden; was Liebestrutz und gekränkter Stolz nicht vermag, vollbringt die Eifersucht. Schließlich muß natürlich die Prinzessin der in ihr erblühten Liebe sich beugen. Im Operntext ist das Rankenspiel geistreicher Rede, das im Drama üppig wuchert, abgeschnitten und nicht immer vollwertig durch Vermehrung des rein Lyrischen ersetzt. Immerhin der Text tut Genüge.

Für die Musik erweckt die geistsprühende Ouvertüre Hoffnungen, die nachher doch nicht ganz erfüllt werden. Die Thematik dieser Ouvertüre ist selbständiger als nachher in der Oper, wo manche bösen Anklänge stören oder doch ablenken. Dann wirkt die Orchestration hier so prächtig durchsichtig, so daß man sich darauf freut, wie sich das nachher mit den Singstimmen fein vertragen muß. Aber die Verbindung heller Bläserstimmen mit gezupften Streichinstrumenten wirkt zuweilen überraschend ungünstig für die Durchschlagskraft der Singstimme. Eine gewisse Einförmigkeit wird durch den steten Tanzrhythmus hervorgerufen und es fehlt an packenden Höhepunkten. So will sich die rechte Wärme nicht entzünden und es bleibt beim schönen Angeregtsein.

Reicher, als bei der Bühnenaufführung ist der Genuß, den das Werk dem persönlichen Studium darbietet. Da genießen wir mit Behagen die zahlreichen schönen Stücke des Werkes, die liebenswürdigen Melodien, die reizvollen Rhythmen, das geistvolle Linienspiel der Stimmführung. So rate ich unseren Lesern sehr angelegentlich, sich den bei Schuberth & Cie. in Leipzig erschienenen Klavierauszug aufs Pult zu legen. Er hat den Vorzug, günstig spielbar zu sein.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Vergnügungspark

H. Baluschek

Musikus H. Baluschek



Lastzug H. Baluschek



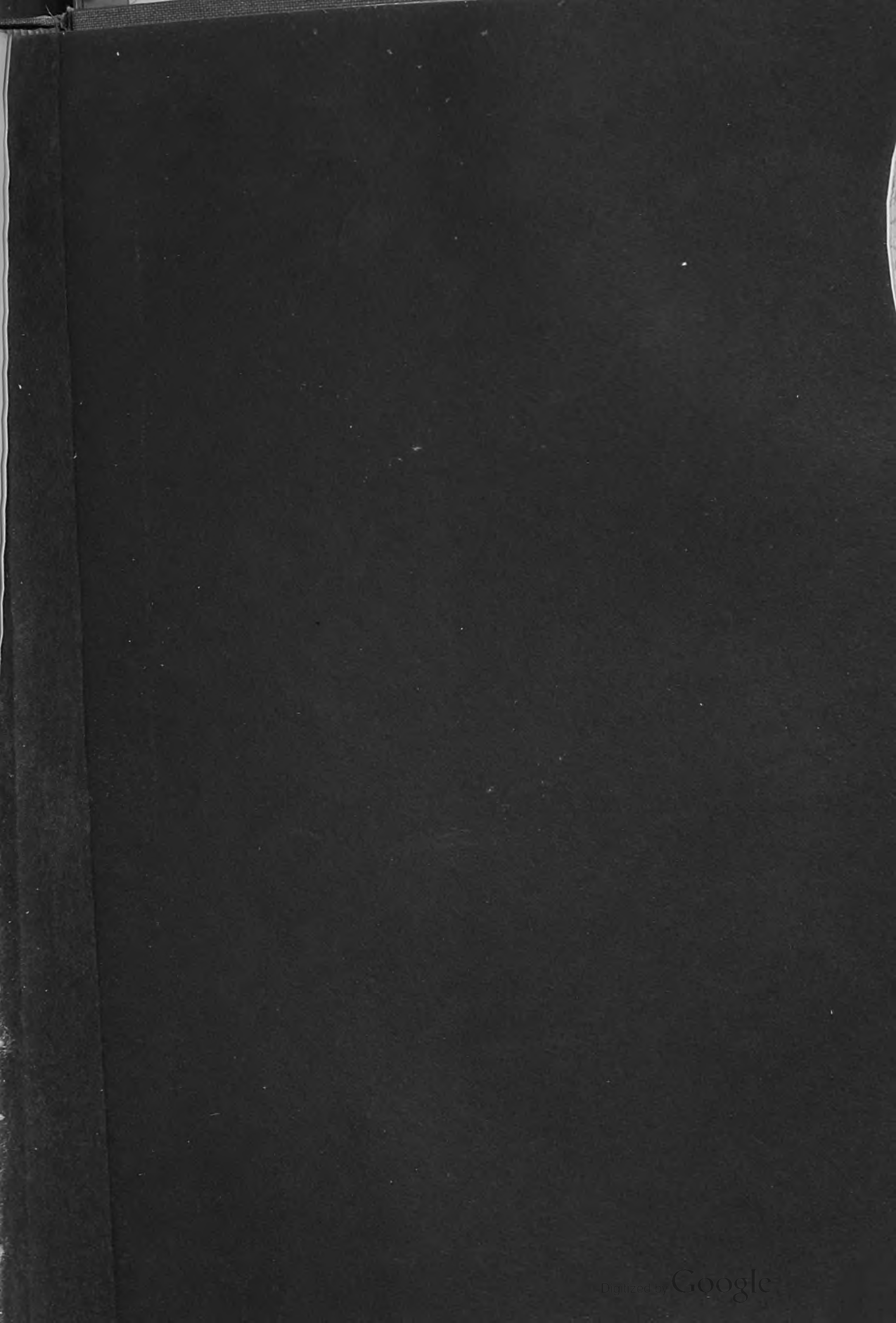


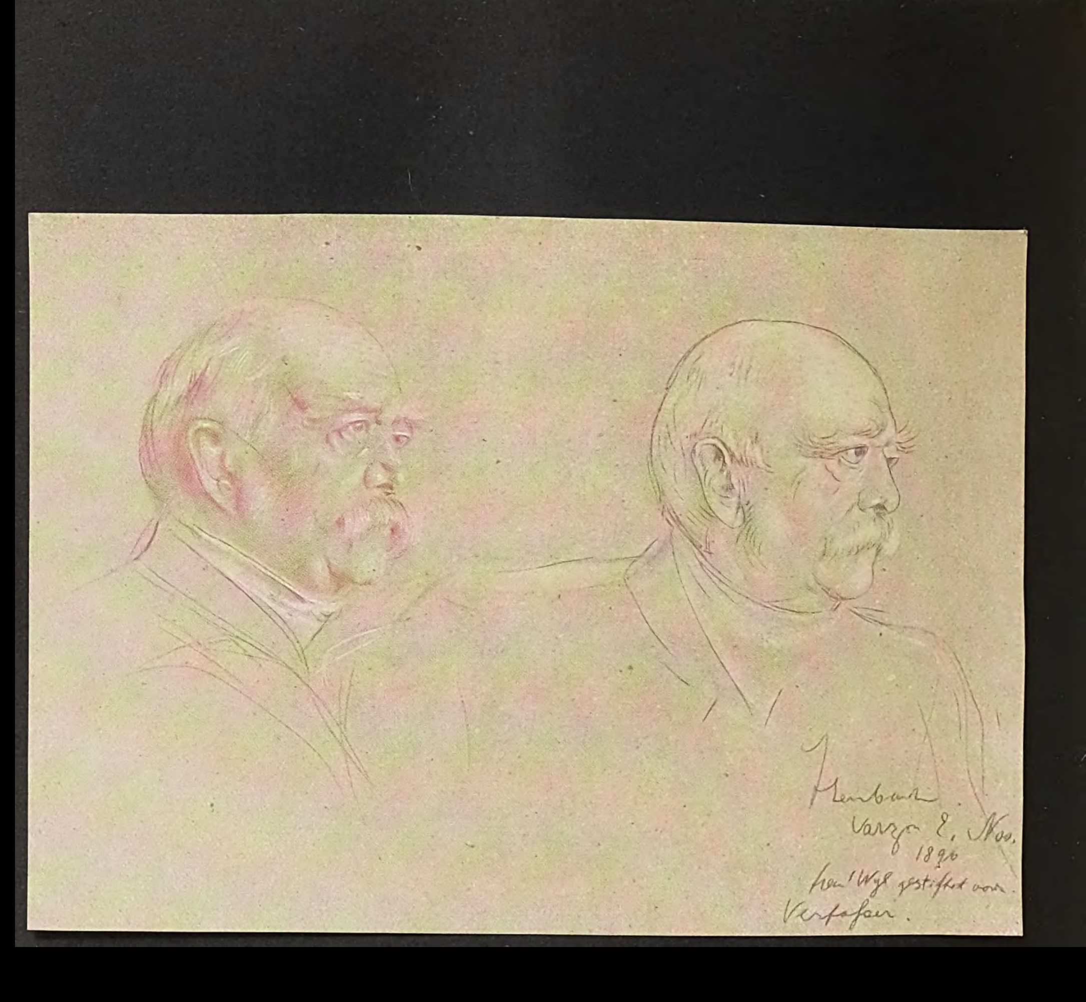
Sonntag auf dem Tempelhofer Felde — H. Baluschek

Weissbieridyll

H. Baluschek






Lenbach
Varzin 8. Nov.
1896
gestiftet vom
Verfasser.



X. Jahrg. August 1908 Heft 11

Im Sachsenwalde

Von

Franz Herold

Im Sachsenwalde der Morgen graut,
Da schreitet ein Mann durchs Heidekraut;
Wie Siegfried hoch, doch silbergrau,
Die Stirn verfinstert ob buschiger Brau'.
Das Eichhorn hüpft ihm vor den Fuß,
Es pocht der Specht ihm den Morgengruß.
Nun sitzt er still auf einer Bank
Und blickt den Weg im Wald entlang;
Den Weg entlang auch durch die Zeit,
Den er beschritt in Sturm und Streit,
Den er gehauen, Siegfried gleich,
Durch Feindesheere dem deutschen Reich.
Ein greller Krähenschrei ihn schreckt,
Der treue Hund die Hand ihm leckt.
Die hält umklammernd den Stock gefaßt,
Darauf er beugt des Leibes Last.
Da brausen die Wipfel, ein Donner schallt,
Herr Wodan reitet heim übern Wald.
Und hält den Sleipner im sausenden Lauf
Und winkt der Walküre: Den hol mir herauf,
Den alten Recken; trag ihn im Schlaf.
Dem sitzt eine Todeswunde, die traf.





Bismarcks Freundschaften

Von

Herman von Petersdorff

„Wen der Dichter genannt, der wandelt gesondert", heißt es. Aber auch dem, den der Genius der Freundschaft gewürdigt hat, fällt dies Los zu. Ein Freund Luthers, ein Freund Friedrichs des Großen, ein Freund des Freiherrn vom Stein, um von Poeten abzusehen, erweckt stets das Interesse der gebildeten Welt. Nicht minder ist das bei den Freunden Bismarcks der Fall. Noch liegt das gewaltige Lebensbuch des ersten deutschen Reichskanzlers nicht aufgeschlagen vor uns; ja, es wird wohl noch viel Zeit vergehen, ehe wir alles lesen werden können, was wir über ihn zu lesen begehren, und schon kennen wir eine Fülle von markigen Gestalten, die dem größten deutschen Staatsmann befreundet gewesen sind. Bismarck ist eben ein Mann gewesen, dem Freundschaft ein Bedürfnis war.

In allen Lebensabschnitten Bismarcks treten uns Männer entgegen, mit denen ihn Freundschaftsbande verknüpften, in seiner ersten Jugendzeit, in seinen Studentenjahren, in den Jahren, in denen er als einsamer Gutsherr auf Kniephof hauste, am Frankfurter Bundestag, auf der Höhe seines Schaffens als leitender deutscher Staatsmann und auch in der Stille des Sachsenwaldes, als das Heldenepos ausklang. Einige der Freunde begleiten ihn auf seinem ganzen Lebenswege. Aber nur bei wenigen bleiben im Wechsel der Ereignisse die Saiten gleichgestimmt. Je weiter der Riese schreitet, desto häufiger werden die schrillen Mißklänge, und man spürt tief die erschütternde Tragik, die die einsame Größe eines solchen Mannes in sich schließt.

Freunde aus der Kinderzeit Bismarcks waren Moritz v. Blanckenburg, dessen Freundschaft er, solange dieser lebte, genoß und die für ihn in den Kniephofer Jahren von großer Bedeutung werden sollte, ferner Ulrich v. Dewitz aus Milzow in Mecklenburg, „ein tief gemütlicher, ehrenwerter Freund", wie ihn Bismarck später bei seiner Frau einführte, sodann Karl v. Savigny, der nachmalige Bundestagsgesandte, Sohn des

großen Rechtslehrers, und auch Harry v. Arnim, der spätere Botschafter und bittere Feind des Reichskanzlers. Das Kapitel Harry Arnim ist zweifellos eins der merkwürdigsten Kapitel aus dem Freundschaftsleben Bismarcks. Leider sehen wir in dieser Beziehung noch gar zu wenig klar. Der grimmige Haß, mit dem der Kanzler diesen begabten, aber auch nur zu charakterlosen Nebenbuhler verfolgte, trübt den Einblick in das beiderseitige Verhältnis. Briefe Arnims an Bismarck sind bisher nur in geringer Zahl bekannt geworden, Briefe Bismarcks an Arnim, soweit ich sehe, noch gar nicht. Aber so viel steht doch auch schon fest, daß dieser Jugendbekannte von Bismarck von Anfang an mit einiger Ironie betrachtet worden ist. Trifft das zu, was der Altreichskanzler über Arnims Jugend in seinen „Gedanken und Erinnerungen" erzählt hat — und das wird doch wohl anzunehmen sein —, so lag ja auch ein Grund zu solcher Ironie vor. Denn wenn dieser Sproß einer verarmten Adelsfamilie als Schüler des Neustettiner Gymnasiums sich von den Damen einer wandernden Schauspielertruppe in die Lehre hat nehmen lassen, so forderte das natürlich Sarkasmus und Spott heraus. Vermutlich war Bismarck durch Blanckenburg mit Arnim bekannt geworden. Durch die Verheiratung von Bismarcks Schwester Malwine mit Oskar v. Arnim-Kröchlendorff wurden die Beziehungen zu Harry wohl noch enger. Wie spöttelnd Bismarck ihm schon 1851 gegenüberstand, zeigt ein Wort in einem Briefe an seine Gattin, als er ihr über das Befinden der Frau Arnims nach der Geburt eines Sohnes schrieb: „Harry soll in aufgeregter Ekstase über seinen Sohn schweben." Aber das Verhältnis zwischen ihnen beiden war doch noch so, daß Arnim den damals in Paris weilenden Bismarck im Jahre 1857 zu der Feier seiner zweiten Vermählung in Boitzenburg einlud. Im Jahre darauf besuchte Arnim nebst Frau den Bundestagsgesandten einen ganzen Tag in Frankfurt, und noch im Juni 1862 reisten die beiden künftigen Nebenbuhler selbander von Paris nach London. Als Bismarck bald darauf Ministerpräsident geworden war, mag das praktisch geworden sein, was der wenig Wein vertragende Arnim dem alten Freunde einst nach einem Frühstücksglase verraten hatte: „In jedem Vordermann in der Karriere sehe ich einen persönlichen Feind und behandle ihn dementsprechend. Nur darf er es nicht merken, solange er mein Vorgesetzter ist." Mit einem andern Nebenbuhler von gleicher Bedeutung wie Graf Harry Arnim, mit dem Botschafter Graf Robert Goltz, hat Bismarck ursprünglich auch in einem freundschaftlichen Verhältnisse gestanden. Gelegentlich wohnte er bei ihm. Doch sind wir über dieses Verhältnis und ebenso über das zu seinem Bruder, dem Generaladjutanten Grafen Karl v. d. Goltz, von Bismarck „Tarl" Goltz genannt, noch allzuwenig unterrichtet. Wie die Freundschaft mit Harry Arnim, hielt auch die mit Karl v. Savigny nicht stand. Sie nahm plötzlich ein Ende, als Savigny den Wunsch seines Ehrgeizes, das Präsidium des Bundeskanzleramtes, nicht erhielt und infolgedessen ins Lager des Ultramontanismus hinüberschwenkte. Bismarck hat freilich auch ihm

wohl immer etwas ironisch gegenübergestanden. Er hat zwar von ihm gesagt, er kenne Savigny seit seiner Jugend als einen braven, ehrlichen Menschen. Gleichzeitig schränkte er aber sein Lob ein: „Savignys Geist bewege sich nur in gewissen formellen Grenzen." Wohl hat er „Karlos" oder „Charles", wie er ihn nannte, noch in der Frankfurter Zeit freundschaftlich in Karlsruhe besucht, hat mit ihm den Wolfsbrunnen bei Heidelberg erstiegen und dabei gefunden, daß Savigny „politisch etwas vernünftiger geworden wäre". Ja, er behauptete damals gelegentlich, er hätte sich wieder „ganz mit ihm befreundet". Aber daß Savigny für ihn etwas Komisches an sich hatte, merkt man überall durch. So schreibt er im Jahre 1859 aus Petersburg seiner Gattin: „Über Deine Schilderungen Savignys habe ich heute krampfhaft gelacht, ich sehe ihn von hier säuseln, rollen und fletschen." Bismarck wird es also nicht allzu schmerzlich empfunden haben, als der gekränkte Mann 1867 linksum kehrtmachte. Natürlich vollzog sich diese Trennung bei einem so feinen Diplomaten, wie Savigny es war, glatt und in aller Form. Die Gräfin Bismarck hat die Scheidevisite humorvoll geschildert: „Gestern erschienen Savignys, so feierlich, förmlich, korrekt, daß wir sämtlich kalte Hände bekamen von der regelrechten, eingerahmten, wohlerzogenen Unterhaltung, die man im Mittelsalon führte." Die zahlreichen freundschaftlichen Briefe Savignys an Bismarck, die wir kennen — sie stammen aus Bismarcks Frankfurter Zeit —, muten mit ihren zärtlichen Anreden etwas sonderbar an, wenn man bedenkt, wie schnell der Bruch sich vollzog. Vielleicht lernen wir später einmal auch Bismarcks Briefe an Savigny kennen. Mit Ulrich Dewitz-Milzow währte die Freundschaft Bismarcks länger. Die beiden studierten zusammen in Göttingen. Dewitzens Glückwunsch zu seiner Verlobung berührte den Verlobten Johannas v. Puttkamer tief. Später, im Jahre 1851, besuchte er als Bundestagsgesandter mit ihm die Stätten früherer Torheiten in Wiesbaden „mit einem Gemisch von Wehmut und altkluger Weisheit". „Wo und wie mögen Isabella Loraine und Miß Russel jetzt leben; wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte." Noch in den achtziger Jahren hören wir von Besuchen dieses mecklenburgischen Edelmanns bei dem Reichskanzler.

Die mannigfaltigsten Freundschaftsbündnisse erblühten Bismarck auf der Universität. Es liegt ein Zauber über diesem Freundschaftsleben des künftigen großes Mannes auf der Georgia-Augusta und der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität. Vor allem waren es Ausländer, mit denen er dort in ein vertrautes Verhältnis kam, die drei livländischen Grafen Hermann, Alexander und Heinrich Keyserling, und zwei Amerikaner, neben Amory Coffin namentlich John Lothrop Motley. Hermann Keyserling und die beiden Amerikaner lernte Bismarck schon in Göttingen kennen. Hermann Keyserling († 1880) führte bei den Freunden den schönen Spitznamen Flesch, den er sein ganzes Leben hindurch behalten hat. Er war ein Mann von lebhaftem Temperament, von Geist und sprühendem

Witz, dem alle besonders wohlwollten und dessen Nennung stets behagliche Gefühle bei den Freunden auslöste. Viel wissen wir nicht über ihn. Er hing an Bismarck mit großer Treue und ist nach der Studienzeit noch oft mit ihm in den verschiedensten Lebenslagen zusammengetroffen. Als Bismarck ihm im Jahre 1857 seinen Besuch in Kurland ankündigte, da begrüßte er dies, wie Bismarck seiner Frau schrieb, „mit Freudengeschrei". „Er hat", so meldete Bismarck weiter heimwärts, „meine alten Freunde, seinen Bruder aus Esthland, Fircks, Behr, Nolde, sofort zitiert; sie wollen mir bis Memel entgegenkommen und haben Jagden durchs ganze Feuerland arrangiert." Mit einem andern baltischen Freunde, von dem wir noch nichts Näheres wissen, mit dem Baron Adolf Behr in Edwahlen, der den schönen Spitznamen „Ah-Ah" führte, ging Bismarck damals auf Elennjagd. Mit ihm reiste er auch nach Deutschland zurück. „Flesch" besuchte Bismarck auch während dessen Botschafterzeit in Paris, zugleich mit seiner liebreizenden Tochter Wanda, die ebenfalls dem Bismarckschen Hause befreundet wurde.

Die Freundschaft, die mit dem nachmaligen berühmten Historiker J. L. Motley, auch in Göttingen, erwuchs, sollte die bemerkenswerteste unter den studentischen Freundschaften Bismarcks werden. Die recht tropfenweise bekannt gewordenen Briefe, die die beiden gewechselt haben, veranschaulichen uns dieses liebenswürdige Verhältnis so recht. Als Motley seiner Mutter am 1. Juli 1832 ein Bild von dem Studentenleben in Göttingen entworfen hatte, das recht kritisch gehalten war, schrieb er zum Schluß: „Du wirst wahrscheinlich keine sehr hohe Meinung von deutschen Studenten aus dem von mir gezeichneten Bild eingesogen haben; dennoch habe ich hier einige Freunde gefunden, die ich sehr bewundere und mit denen ich schon Brüderschaft getrunken habe." Ohne Frage war hiermit in erster Linie Bismarck gemeint. Beide Freunde bezogen nachher auch gemeinsam die Berliner Universität, und hier fand sich der dritte zum Bunde in der Person des liebenswerten Grafen Alexander Keyserling. Die drei wohnten zusammen in „Logiers Hause" in der verengerten Friedrichstraße Nr. 161, zwischen der Behrenstraße und den Linden. Nach Yankeeart hatte Motley die Gewohnheit, seine „schlanken" Beine über eine Stuhllehne zu legen oder die Füße, wie Bismarck berichtete, „gegen eine Wand von Gott weiß wie trüber Farbe" oder zum Fenster hinauszustrecken. Nie vergaß Bismarck den Anblick der roten Pantoffeln Motleys, die ihm von der Brüstung seines Wohnstubenfensters auf der Straße entgegenstarrten. In einer Wirtschaft (Gerolt) gab es einst einen Auftritt, als der Sohn des freien Amerika diese Gewohnheit auch dorthin verpflanzen wollte. In Logiers Hause spielten die Freunde zusammen oft Schach. Sie stritten sich dort auch wohl darüber, ob Byron oder Goethe in Vergleich zu stellen seien, wie Bismarck sich noch später entsann, ja sie philosophierten viel miteinander und sprachen mancherlei über religiöse Dinge. Der Skeptizismus, von dem Bismarck damals beherrscht war, haftete den Freunden sehr in der Erinnerung. Bismarck liebte es auch, Keyserlings Klavierspiel zu lau-

schen; besonders gern hörte er Beethovensche Musik von ihm. Und wie er sich im Umgang mit Motley im Englischsprechen übte, so machte es ihm Spaß, von Keyserling lettische Lieder zu lernen. Nach Jahren wußte er sie noch herzusagen: „Puhsch, puhsch, Seemelwehsch." Oft herrschte große Ebbe in den Börsen der drei, wie Keyserling uns berichtet: „Wenn wir gern noch ein Beefsteak gegessen hätten, sagte Bismarck wohl: Where shall we take money?" Auch manchen Streich jugendlichen Übermutes vollführten die Zeltgenossen miteinander. So schrieben sie an die Tür eines jungen Barons v. d. Ropp, der sich nachmittags eingeschlossen hatte, um ungestört zu arbeiten: „Hier sind zwei junge Elefanten zu sehen." „Darauf", so erzählt die Tochter Keyserlings, „stetes Geklingel und Anfragen von Personen, die sich die Elefanten ansehen wollten. Der unglückliche Ropp, der es gar nicht begreifen konnte, wie die Leute auf den verrückten Einfall gekommen, Elefanten in seiner Stube zu suchen, geriet in Wut und Verzweiflung." Nach einer andern, allerdings nicht ganz beglaubigten Erzählung hat Bismarck, als das Kleeblatt in Geldklemme geraten war, den Grafen Keyserling als Blinden Unter den Linden herumgeführt und die Vorübergehenden um milde Gaben gebeten. Daß der nachmalige große Staatsmann es arg getrieben hat als Bruder Studio, was ja gemeinhin bekannt ist, geht auch aus einer andern Wendung Keyserlings hervor. Als dieser von einem Nachruf berichtet, den er in sehr viel späterer Zeit dem Botaniker Grisebach widmete, bemerkt er nämlich: „Da habe ich auch der Jugendstreiche Bismarcks gedacht, in mildester Weise freilich." Oft bewunderte Keyserling die große Geduld, mit der Bismarck seine Neckereien ertrug. Studentische Erinnerungen mögen in dem späteren namhaften Naturforscher ebenfalls geweckt worden sein, als er 1879 schrieb: „In Deutschland hat Bismarck es dahin gebracht, daß alle Menschen verdutzt sind. So trieb er es eigentlich gern von jeher."

Die Zeit dieses Zusammenlebens mit Motley und Alexander Keyserling schien Bismarck später traulich wie kaum etwas anderes. Motleys Bild hing über des Kanzlers Bette, und der von tausend Sorgen um sein Vaterland heimgesuchte Staatsmann träumte sich angesichts der Züge des Jugendfreundes gern zurück in Auld Lang Syne, in längst vergangene Zeiten. Als Motley ihn nach zwanzig Jahren in Frankfurt wieder aufsuchte, empfing er ihn mit offenen Armen. „Ich kann Dir nicht beschreiben, wie herzlich er mich empfing", schrieb Motley an seine Gattin; „wenn ich sein Bruder gewesen wäre, hätte er nicht wärmere Zuneigung und mehr Entzücken zeigen können. Ich finde, daß ich ihn noch lieber habe, als ich selbst glaubte, und doch weißt Du, welch eine hohe Meinung ich immer von seinen Talenten und seiner Gemütsart hegte. Allerdings sind meine politischen Ansichten sehr verschieden von den seinen. Aber ich kann mit ihm so frei heraussprechen wie mit Dir." Die Besuche der beiden wiederholten sich in den späteren Jahren. Als Motley Bismarck 1866 in Wien wiedersah, da glaubte er niederschreiben zu können: „Wahrscheinlich lebt

niemand, der ihn so genau kennt wie ich." Öfter lud Bismarck den Freund nach Varzin ein. Seine Beredsamkeit wurde bei solchen Einladungen unwiderstehlich. Er setzte dem zu jener Zeit als amerikanischen Gesandten in Wien lebenden Studiengefährten auseinander, wie leicht es wäre, seinen „Wigwam in die pommerschen Wälder zu verlegen". „Du gibst deiner Frau Gemahlin den Arm, besteigst mit ihr ein Cab, bist in zwanzig Minuten am Bahnhof, in dreißig Stunden in Berlin und von dort in einem halben Tage hier. Ich bin so in den Gedanken schon eingelebt, daß ich krank werde, wenn du nein sagst, und das würde die übelsten Einflüsse auf die ganze Politik haben." In der Tat fand sich der Amerikaner wiederholt in Varzin ein und verlebte dort schöne Tage im gastlichen Hause seines Freundes. Motley starb schon 1877. Wenn der alte Kanzler an ihn zurückdachte, dann wurde es ihm schwer ums Herz, und die Melodie des Liedes, das er oft mit ihm gesungen: „In good old colony times, when we were roguish chaps (lustige Schelme)", summte ihm im Ohre. Noch in seiner großen Rede vom 6. Februar 1888 hat er das Lied im Hinblick auf Motley zitiert. Für uns Deutsche ist, wie Heinrich v. Treitschke hervorgehoben hat, diese Freundschaft des Begründers des Reiches mit dem Historiker der Niederlande insofern von Bedeutung, als Motley sicherlich die Bundesstaatsgedanken Bismarcks indirekt beeinflußt hat. Auch sonst mögen ihre Gedanken öfter ineinander übergeflossen sein. Wen berührt es nicht in diesem Zusammenhange, wenn er Motleys an Bismarck gerichtete Worte vom 11. August 1855 liest: „Du weißt sehr gut, daß, seit die Geschichte begonnen, niemals etwas wie Rechte in der Welt gewesen sind, es gibt da nur Kräfte. Ebenso könnte man dem Gravitationsgesetz oder dem Streben des Wassers, sein Niveau zu finden, oder dem Abscheu der Natur gegen einen leeren Raum sich widersetzen mit der beredtesten Beweisführung, die sich auf unwiderstehliche Moralprinzipien gründet: 's ist wahr, 's ist schade, — schade ist's, 's ist wahr."

Ganz ähnlich wie mit Motley gestaltete sich nach den Studienjahren die Freundschaft mit Alexander Keyserling, einer tiefgebildeten, anziehenden Gelehrtennatur. Gerade so wie bei Motley war es, als Bismarck und Keyserling sich nach 23 Jahren wiedersahen. „Sie klinkten in die alten Verhältnisse mit einer harmlosen Heiterkeit und warmen Herzlichkeit ein, wie wenn sie nie getrennt gewesen wären", schrieb Frau v. Bismarck darüber. Über Keyserling selbst urteilt sie in ihrer lebhaften Art: „Er ist ein wahres Prachtexemplar innerlich trotz äußerer Unscheinbarkeit. Er hat einen ganz ungewöhnlich scharfen Verstand und richtiges Urteil nach jeder Richtung hin; er ist nicht wie ein trockener Gelehrter, sondern wie ein farben- und duftreicher Blumengarten — voll zarter Poesie." Wie Motley war auch Keyserling früh der Bewunderung für Bismarck voll. Er hat ihn vielleicht noch genauer beobachtet als der Amerikaner. Als Buschs Buch „Bismarck und seine Leute" erschien, da schrieb Keyserling: „Man hat ja den leibhaftigen Bismarck vor sich, wenn auch nichts von seinen unter der Meeresfläche verborgenen etwanigen Vorausberechnungen

und verwegenen Kombinationen, von denen andere nicht viel wissen können, da er selbst so wenig davon weiß." Nach dem Attentat Kullmanns auf Bismarck in Kissingen, dessen Zeuge der schon erwähnte Baron Behr war, schrieb Keyserling an Behr: „Der tiefempfundene Ernst bei dem einsamen Familiendiner, wie Du ihn gesehen und geschildert hast, tritt mir lebhaft vor Augen." Während der Petersburger Gesandtschaft Bismarcks war Keyserling viel mit ihm zusammen und lernte ihn dabei wieder vielfach von seiner heiteren Seite kennen. Bei einer Mahlzeit im Hause Bismarcks wurde die Inschrift des Katharinenordens zu deuten gesucht: Aequat munia comparis = „Tut auch Freundesdienste". Als ein Hauslehrer bei der Tafel nicht zu helfen wußte, übersetzte Bismarck frisch: „Sie reitet munter nach Paris." Als Mühler das Kultusministerium aufgab, da hat Bismarck ernstlich daran gedacht, den Grafen Keyserling mit der Nachfolge zu betrauen. Nur dadurch, daß Keyserling ablehnen zu müssen glaubte, weil er vor dem Zaren Alexander II., dem er kurz vorher einen Korb gegeben hatte, das nicht verantworten zu können glaubte, wurde nicht der baltische Graf, sondern Adalbert Falk preußischer Kultusminister. Keyserling erlebte noch den Sturz Bismarcks. Dieser empfand damals alsbald Sehnsucht nach dem alten Freunde und ließ ihn im April 1890 durch die Baronin Pilar — auch eine alte baltische Freundin — bitten, nach Friedrichsruh zu kommen. Niemand war glücklicher als die Lebensgefährtin des Verbannten im Sachsenwalde, als Keyserling sich in der Tat aufmachte und ihren Gatten besuchte. Das zeigt vor allem ein Brief von ihr, in dem sie ihn um Verlängerung des Besuches anflehte: „Schenken Sie uns noch acht Tägelchen! Einmal tun Sie das beste Werk an uns Armen, die den Glauben an fast alle Menschen verloren und solchen Himmels- und Herzenstrost Ihrer geliebten Liebe hatten und sich aufrichten an der übermächtigen Liebe, mit der wir an Ihnen hängen. Also vor allem deshalb müssen Sie noch bleiben, lieber, teurer Graf, und dann erretten Sie mich von einer Reise, die ich machen müßte — d. h. für deren Unterbleiben ich keine Entschuldigung hätte — als diese Ihres köstlichen, beseligenden Hierseins." Diese Wochen in Friedrichsruh waren, wie die Tochter Keyserlings sagt, der letzte Sonnenblick im Leben ihres Vaters. Der Aufenthalt weckte aber auch traurige Empfindungen in ihm. „Bismarck ist der ‚Beschäftigung, die nie ermattet', beraubt worden", schrieb er. „Schwerer ist noch die Fügung zu ertragen, daß man seinen Webstuhl verlassen muß in Jahren, wo man einen neuen Webstuhl sich herzurichten nicht mehr in der Lage ist. Großartig tragisch habe ich diesen Wechsel an meinem alten Freunde Bismarck beobachtet." Man versteht nur zu wohl, wie behaglich dem von Geschäften überlasteten Staatsmann die Auffrischung des Verkehrs mit den geistig hochstehenden Studienfreunden war und wie wohltuend auch dem gestürzten Titanen, in dessen Innern brennender Schmerz wühlte. Er hat uns selbst verraten, was er dabei empfand. Das oft von ihm zitierte Faustwort klang dabei in ihm wieder:

Wenn aus dem schrecklichen Gewühle
Ein süß bekannter Ton mich zog,
Den Rest von kindlichem Gefühle
Mit Anklang froher Zeit betrog.

Mit dem andern amerikanischen Studiengenossen, mit dem ihn außer mit Motley Freundschaft verband, mit Amory Coffin, wettete er in Göttingen darauf, daß Deutschland in 25 Jahren einig sein werde. Coffin wettete dagegen. Wer verlor, sollte übers Meer kommen. Als das Vierteljahrhundert um war, besann sich Bismarck auf die Wette und wollte nun (1858), wie er erzählt hat, nach Amerika fahren, erfuhr aber, daß Coffin tot sei. Coffin lebte allerdings noch 1882 als Arzt in Aiken, einem Luftkurort Südkarolinas. Das Merkwürdige an der Wette ist, daß Bismarck sich schon in jenen Jahren mit dem Einigungsgedanken beschäftigte. Auch mit Motley scheint er sich über diese Frage bereits in der Studienzeit unterhalten zu haben. Auch Motley war der Ansicht gewesen, ähnlich wie Coffin, daß bis zur Einigung Deutschlands mehr oder minder ein Jahrhundert vergehen würde (Motley an Bismarck 16. August 1872). Ein dritter amerikanischer oder englischer Studienfreund scheint jener Astley gewesen zu sein, von dem wir einen an Bismarck gerichteten Brief aus dem Jahre 1836 besitzen, über den aber sonst nichts bekannt zu sein scheint.

Die Deutschen im engeren Sinne haben einen geringeren Raum in Bismarcks Studienzeit eingenommen. Sie waren zumeist von geringerer Bedeutung als die geistig hochstehenden, in der großen Welt heimischen Ausländer, mit denen er bekannt wurde, so jener spätere lippesche Minister Stietencron, der sich im Juli 1853 an den alten Korpsbruder mit Klagen über seine renitente Beamtenschaft wandte: „Die Dienerschaft hat fast allgemein in Jena studiert, waren Mitglieder der Burschenschaft und suchten die Ideen dieser Pflanzschule des Satans hier seit dreißig Jahren praktisch einzuführen." Ein anderer Studienfreund begegnete Bismarck in demselben Jahre, 1853, in Norderney wieder. Welche seltsamen Gefühle in ihm dadurch wachgerufen wurden, schildert er selbst unübertrefflich: „Gestern kam ein Göttinger Freund mit seiner Frau plötzlich an, um mich zu besuchen. Ich habe den heutigen Tag mit ihm verlebt, und morgen früh geht er wieder. Ich habe es immer für schwer gehalten, nach zwanzigjähriger Pause eine verklungene Melodie wieder aufzunehmen. Ich hatte einen heitern Studenten voll Geist und Witz im Sinn und finde einen kränklichen Beamten wieder, dem der langjährige Druck kleinstädtischer Verhältnisse die Spannkraft gelähmt und den Gefühlskreis verengt hat. Es ist etwas Eignes um den deutschen Kleinstädter; mein Freund ist noch immer ein klarer Kopf und eine ehrliche Seele, aber er hat etwas wie jemand, der viele Jahre im Gefängnis gelebt hat und dessen Gedanken bei den Spinnweben weilen, die er dort beobachtet hat, oder bei dem einen grünen Baum, der vor seinem Fenster stand. Es ist mir beruhigend und wehmütig zugleich, daß er sich dabei glücklich fühlt; er scheint seine Frau zu lieben und hat drei Kinder."

Nach den Studienjahren freundete sich der „tolle Junker" mit dem Landadel in der Nachbarschaft von Kniephof an. Ein Mitglied desselben,

Moritz v. Blanckenburg auf Zimmerhausen und Cardemin, der unzählige Male in Bismarcks und Roons Briefen begegnende „Moritz", Bismarcks alter Schulfreund, trat ihm hierbei näher und näher. Als Gutsnachbarskinder spielten die beiden gleichaltrigen Knaben schon in ihren ersten Jahren miteinander. Dann drückten sie mehrere Jahre zusammen die Schulbank im Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin. Blanckenburg erzählte über diese Jugendjahre: „Er erschien mir schon damals als ein rätselhafter Mensch; nie sah ich ihn arbeiten, oft spazieren gehen, und doch wußte er immer alles und hatte immer alle Arbeiten fertig." Blanckenburg brachte Bismarck schon in frühen Jahren mit seinem Verwandten Albrecht v. Roon zusammen, der in der Regenwalder Gegend topographische Aufnahmen zu machen hatte. Bei den Rebhühnerjagden auf der Sabower Heide in den dreißiger Jahren hat Bismarck ein näheres Verhältnis zu dem zwölf Jahre älteren späteren Kriegsminister gewonnen, den er schon im Jahre 1848 als seinen Freund betrachtete und der nachmals das Meiste tat, um Bismarcks Berufung ins Ministerium zu bewerkstelligen. Der Gedanke an das „Verhör der Hühner auf der Sabower Heide" bildete nachmals in den parlamentarischen Kämpfen eine der traulichsten Erinnerungen bei Bismarck. Viele der Genossen, die der Gutsherr auf Kniephof unter den Landjunkern fand, waren oberflächliche Naturen, mit denen er lustig in Saus und Braus lebte, spielte und zechte. Das Beispiel dafür ist jener Wilhelm v. Ramin. Als dieser Bismarck nach dessen Verlobung sprach und das Kapitel des Bibellesens berührt wurde, äußerte er: „Na, in Reinfeld (der Heimat Johannas v. Puttkamer) würde ich in deiner Stelle auch so sprechen, aber daß du glaubst, deinen ältesten Bekannten etwas aufbinden zu können, das ist lächerlich." Man sieht daraus, daß die Bekehrung des einst so skeptischen Bismarck bei dem Gros seiner Bekannten einfach für unglaublich galt. Gerade jener Ramin ging später mit Hinterlassung von 200 000 Talern Schulden durch, wie Bismarck, nun seinerseits anfangs ganz ungläubig und völlig bestürzt, seiner Gattin berichtete. Wie man weiß, gehörte Blanckenburg nicht zu den oberflächlichen Naturen. Er wie Roon waren stark von dem geistigen Ringen und Regen am Ostseestrande erfaßt, das sich in der „pommerschen Erweckung" kundgab. Blanckenburg und noch mehr dessen Frau Marie, geborene v. Thadden, waren es, die Bismarck in diese Kreise zogen. Bismarck fühlte in jener Zeit zum ersten Male ganz, was es bedeutete, einen wahren Freund zu haben. In seinem Werbebriefe hat er seinem künftigen Schwiegervater bekannt, daß er diesen Freund in Blanckenburg gefunden habe. Und Moritz Blanckenburg selbst war überglücklich, in seinem früher so ungläubigen Freunde den christlichen Glauben erwecken zu helfen. Davon gibt uns ein Schreiben Blanckenburgs vom 17. Dezember 1846 Kunde, das in den Tagebüchern des Präsidenten Ludwig v. Gerlach veröffentlicht worden ist: „Ich möchte stets Gott loben für seine Barmherzigkeit, daß Er mir Otto Bismarcks Herz so recht geschenkt hat in diesen Trauertagen als Frucht,

als erste Freudenernte in Tränensaat. Ich habe einen Brief bekommen, daß gerade Mariechens Tod ihn eigentlich herumgeholt hat. Der Herr ist ihm darin zu mächtig geworden. Er ist niedergestürzt, hat seine Sünde bekannt und spricht nun: Ich glaube, hilf meinem Unglauben. Nun ist er freilich wie Nikodemus, der bei der Nacht kommt, und darum müssen wir schonend mit ihm verfahren; aber ich bitte auch Dich, diese Menschenseele nicht zu vergessen. Eine Glaubensstärkung ist mir sein Bekenntnis gewesen, wie noch nichts auf Erden." Erst hatte der „tolle Junker" von Kniephof die frommen Zirkel Blanckenburgs mit ironischer Stimmung aufgesucht. „Übermorgen zu einem ästhetischen Tee in Cardemin mit Lektüre, Gebet und Ananasbowle", heißt es in einem seiner Briefe noch aus dem vorhergehenden Jahre. Er hatte bei seiner zweifelnden Stimmung in jener Zeit noch Rückhalt gefunden bei anderen geistig angeregten Standesgenossen, wie dem Grafen Wartensleben auf Schwirsen. Durch die Erlebnisse im Hause Blanckenburg war in ihm die entscheidende Änderung vorgegangen. Wenige Tage, nachdem Blanckenburg jenen Brief geschrieben hatte, hielt Bismarck um Johanna v. Puttkamer an. Seinen über den Tod der geliebten Gattin untröstlichen Moritz hat er mit allen Kräften immer wieder aufzurichten gesucht. Wie schön sind die Briefe an seine Braut und Gattin, in denen er von dem Leid des Freundes schreibt: „Wenn ich irgendetwas zu seinem Troste tun oder sagen könnte! Ich muß ihm, wenn ich wieder zu Dir gehe, doch ein oder zwei Tage abmüßigen; wenn Du auch schelten magst, es ist nötig." „Ein Brief von Moritz, ein recht niedergeschlagener, so sehr er sich aufzuraffen sucht, der arme Junge; der Brief macht mir den Eindruck, als ob ihn ein Todmüder geschrieben habe, der sich gewaltsam wachhalten will. Moritz ist voller Dankbarkeit für unsere beiderseitige Freundschaft; letztere wollen wir ihm bewahren, erstere zu verdienen suchen." „Mein armer Moritz, hätte ich ihn doch einmal einige Zeit in der Nähe, um auf ihn zu wirken." Wie innig die beiden miteinander verwachsen waren, geht auch daraus hervor, daß Bismarck daran denken konnte, Blanckenburg den „allerdings riesenhaften Freundschaftsdienst zuzumuten", für ihn die Übergabe von Kniephof zu leiten. Blanckenburg ist zeitlebens Bismarcks innigster Freund geblieben. Das hat der Kanzler oft bekannt. Am 7. Februar 1847 schrieb er der Frau: „Blanckenburg, mein wärmster Freund, dem ich Dank in alle Ewigkeit schulde." Ähnlich äußerte er sich am 17. Oktober 1877 zu Moritz Busch: „Blanckenburg, mein ältester und liebster Freund." Eine selbstlose Natur von ungewöhnlicher Offenheit, die mit einer starken Dosis Wirklichkeitssinn, tiefem Gemüt und reichem Humor ausgestattet war und die sich eine große Unabhängigkeit bewahrte, ist der Zimmerhäuser eine der anziehendsten Erscheinungen aus dem Bismarckschen Kreise. Eine gewisse halb prosaische, halb trocken-humoristische Art, die Bismarck an ihm aufmutzt, gehört nur zur Vervollständigung des Bildes, das wir uns von ihm machen können. Als Bismarck das reizende Gasteiner Tal mit seinen steilen, mit Wiesenmatten und Sennhütten bedeckten Wänden zu veranschaulichen

suchte, meinte er: „Moritz würde sagen, daß es eine riesige Schüssel mit Grünkohl, schmal und tief, die Ränder mit weißen Falleiern ringsum bedeckt." Fröhlich bemerkte der große Freund über den Zimmerhäuser gelegentlich auch einmal: „Diplomat wird er nie, auch ein Vorzug von ihm." Der von der Leidenschaft verblendete Diest-Daber hat später durch Klatschereien das schöne Verhältnis zwischen den beiden Freunden empfindlich gestört. Bismarck hat das nie verwunden, und auch Blanckenburg hat unter dem Zorn über jene Verstimmungen schwer gelitten. Aber ganz ist das Freundesband zwischen ihnen doch nicht zerrissen, wie aus einem Worte Bismarcks in seinen „Gedanken und Erinnerungen" hervorgeht. Es ist jammerschade, daß wir bisher so wenig aus dem Briefwechsel zwischen den beiden wissen. Was wir aus zweiter und dritter Quelle über ihre Freundschaft erfahren, weckt den brennenden Wunsch nach näherer Kenntnis ihrer Briefe. Unzählige Stunden haben die beiden in gemeinsamer, vertrauter Arbeit geteilt. Als die Schleswig-Holsteinsche Frage sich zuspitzte, da schrieb Blanckenburg an den Präsidenten Gerlach: „Ich bin hier bis ins kleinste Detail unterrichtet gewesen und habe unserm langen Freund (Bismarck) nicht wenig geholfen, — fast alle Abend bis tief in die Nacht. Der König wollte Aktion, und alle Hunde waren los; aber der Lange blieb fest wie ein Koloß; und des Abends klagte er mir sein Leid." In den Kulturkampfwirren vermochte Moritz seinem Otto nicht zu folgen. Aber auch da blieb er sein getreuester Berater und wußte sich kaum zu lassen vor Grimm über Quertreibereien anderer Freunde. Freilich vermochte er sich nicht zu entschließen, in das Ministerium zu treten, als Bismarck nach dem Rücktritt Roons nach ihm langte. Am 3. März 1888 schloß der treue Mann die Augen. Den Sturz seines Otto sollte er also nicht erleben.

Durch Blanckenburg wurde Bismarck außer mit Roon noch mit zwei anderen Männern von Bedeutung bekannt, die gleichfalls in seinem Leben eine Rolle spielen sollten, mit dem General Leopold v. Gerlach und dessen Bruder, dem Präsidenten Ludwig v. Gerlach. Der Briefwechsel zwischen Bismarck und Leopold Gerlach ist berühmt geworden. Es ist ein Genuß, die politischen Auseinandersetzungen dieser beiden Männer in jenen Briefen zu verfolgen. Leopold oder, wie Bismarck mit Friedrich Wilhelm IV. von ihm sagte, „Polte" Gerlach ist einer der genauesten Kenner Bismarcks gewesen. Dafür gibt es zwei schlagende Beweise. Er war wohl der erste, der erkannte, daß Bismarck sich in Johanna v. Puttkamer verliebt hatte, wie eine Tagebuchnotiz Ludwig Gerlachs vom 8. August 1846 verrät: „Leopold bemerkte, daß die Verlobung Bismarcks mit Fräulein Puttkamer bevorstehe, und tadelte mich, daß ich es nicht bemerkt hätte." Und General v. Gerlach ist es auch gewesen, der Bismarcks Berufung nach Frankfurt durchsetzte und damit die diplomatische Laufbahn des künftigen Reichskanzlers einleitete. Bismarck hat diesem Gönner — denn das war er mehr, als ein Freund, wenn sich die beiden auch so anredeten — stets ein gutes Andenken bewahrt. In seinen „Gedanken und Erinnerungen"

nennt er ihn „eine edle Natur von hohem Schwung, im gewöhnlichen Leben bescheiden und hilflos wie ein Kind, in der Politik tapfer und hochfliegend, aber durch körperliches Phlegma gehemmt". Dies günstige Urteil des nicht gerade sehr zur Anerkennung neigenden Kanzlers sollte recht beachtet werden. Manche negativ angelegten Forscher, wie z. B. der Theologe Adolf Hausrath in Heidelberg, gefallen sich leider in einer völlig ungerechten Kritik dieses vornehm denkenden Freundes Friedrich Wilhelms IV. Weniger günstig — und mit Recht — urteilt Bismarck über Leopold Gerlachs Bruder, den übertrieben paradoxen Präsidenten Ludwig v. Gerlach, der mit ihm mehr in ein direktes Freundschaftsverhältnis trat als der General. Doch hat ihm der Präsident oft genug in seiner geistigen Bedeutung imponiert. So schrieb er seiner Frau über ihn am 11. März 1847: „In einer mehrstündigen Geschäftskonferenz hatte ich Gelegenheit, Gerlach wieder zu bewundern, der nicht bloß geistreich wie immer, sondern auch der praktische Jurist in seltener Gesetz- und Weltkunde war." Zu Zeiten konnte er sogar warm für ihn werden. Als er mit „Onkel Ludwig", wie der Präsident allgemein bei den näheren Freunden hieß, im Sommer 1851 in Heidelberg zusammentraf, schrieb er über ihn: „Gerlach war liebenswürdiger wie je; er stritt gar nicht, schwärmte, war poetisch und hingebend." Aber schon damals durchschaute er den späteren Hospitanten der Zentrumspartei und „Styliten", wie er ihn im Reichstage genannt hat, gar wohl. Er sagte von ihm gelegentlich (1852): „Er hat schon Anlage, die Welt und ihr Regiment über seine eigene Anschauung davon zu vergessen, aber die Kammerluft hat diese unpraktische Richtung in ihm gefördert, und über diesem Turn- und Exerzierplatz von Geist und Zunge vergißt er oder schätzt gering, was zu tun notwendig ist." Der Präsident gehörte wie sein Bruder zu den genauesten Kennern Bismarcks. „Er ist ein edler karrarischer Marmor," hat er von ihm schon 1853 gesagt, „ein fetter Bissen für die Welt und den Satan." Der schrille Bruch zwischen dem Präsidenten und seinem politischen Zögling, als den er Bismarck wohl gern ansah, erfolgte, wie man weiß, im Mai 1866. Er ist urkundlich bezeichnet durch den Artikel Gerlachs in der Kreuzzeitung: „Krieg und Bundesreform." Der Artikel war der Scheidebrief des alten Präsidenten an seinen jüngeren Freund.

Zu den an Jahren älteren Freunden Bismarcks gehörten ferner der wackere Puritaner Adolf v. Thadden-Trieglaff, der Schwiegervater Blanckenburgs, den Bismarck als Fürsprecher benutzte, als er um die Hand Johannas v. Puttkamer anhielt, und der spätere Oberpräsident von Pommern, Ernst v. Senfft-Pilsach, eine seltsame, problematische Erscheinung, die wie Thadden eine Hauptrolle unter den pommerschen Erweckten gespielt hat. Mit Thadden hat sich Bismarck ein freundliches Verhältnis bewahrt bis zu dem Pronunziamento der Kreuzzeitung gegen den leitenden deutschen Staatsmann, das durch die Erklärung vom 26. Februar 1876 eingeleitet wurde. Am Schluß jener Erklärung stand zu lesen: „Mit tiefem Schmerz unterzeichnet A. v. Thadden-Trieglaff, jetzt in Batzwitz." Diese Unterschrift machte von

allen Unterschriften jener Deklaranten damals den tiefsten Eindruck. Zwischen dem Oberpräsidenten Senfft-Pilsach und Bismarck vollzog sich der Bruch schon vorher durch den denkwürdigen Schriftwechsel der beiden vom 20. März 1873, in dem Bismarck die Mahnung Senfft-Pilsachs, Buße zu tun, ablehnte.

Blanckenburg vermittelte auch die Bekanntschaft Bismarcks mit einem Manne, zu dem Bismarck durch seine Heirat in ein verwandtschaftliches Verhältnis kam, mit Hans v. Kleist-Retzow, mit dem Bismarck jahrelang ein Junggesellenleben in Berlin führte, das er in seinen Briefen reizend geschildert hat. Es hat kaum wesensverschiedenere Naturen als diese beiden gegeben. Aber sie vertraten in den Jahren 1849—1851 in enger Gemeinschaft das Stockpreußentum in der Kammer, und Bismarck lernte den tieffrommen und grundehrlichen, vollkommen selbstlosen, unermüdlichen und tapferen Kleist sehr schätzen und lieben. Kleist wurde ihm auch ein treuer Freund, aber er war in steter Sorge um das Seelenheil seines angeheirateten Neffen, vor dessen geistiger Bedeutung er sich allerdings von Anfang an beugte. „Du hast freilich viel mehr menschliche Weisheit, eine ganz andere menschliche Höhe als ich", schrieb er ihm einmal. Zwischen diesen beiden engeren Freunden kam es bei Beratung des Schulaufsichtsgesetzes im Jahre 1872 zum Bruch. Jeder von beiden trug daran die Schuld. Der Kanzler hat es Kleist nie vergessen, daß er ihm damals die Gefolgschaft versagte. Später haben sich beide wieder genähert. Fester hielt das Band der Freundschaft zwischen Bismarck und Kleists Schwager, dem Grafen Eberhard Stolberg († 1872), in dem Bismarck einen der besten Patrioten verehrte. Im Hinblick auf ihn schrieb er an Kleist (1851): „Wenn doch alle unsere vornehmen Leute diesem im besten Sinne des Worts adligen Blut der Stolbergs ähnlich wären, dann sollte der Kampf zwischen Ständen und Kopfzahlen bald entschieden sein." Durch den Blanckenburg-Kleistschen Kreis wurde Bismarck ferner mit dem gleichfalls von der pietistischen Richtung in Pommern berührten, in Ostpreußen lebenden Alexander v. Below-Hohendorf († 9. März 1882) zusammengeführt, der auch einer seiner nächsten Vertrauten wurde und mit dem er politisch ganz besonders harmonierte. In seinem Hause in Hohendorf lag er im Winter 1859/60 lange auf den Tod danieder. Junggeselle wie Below war ein anderer Freund, Graf Albrecht v. Alvensleben-Erxleben († 1858), ein altmärkischer Edelmann, der unter Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. lange Minister war und das besondere Vertrauen Kaiser Wilhelms I. besaß, mit dem Beinamen „der alte Lerchenfresser". Mit seiner politischen Richtung und seinem köstlichen Wirklichkeitssinn sympathisierte Bismarck ähnlich wie mit der politischen Haltung Belows, „Onkel Alexanders". Ein weiterer näherer Freund, den er in der Nachbarschaft Schönhausens erwarb, war der Graf Wartensleben-Karow, über den wir noch nicht viel Näheres wissen. „Ihn habe ich auch recht lieb gewonnen", schreibt Bismarck einmal über ihn. Zu den guten Freunden ist sodann noch der General der Infanterie Gustav von

Alvensleben zu rechnen, der Kommandeur des 4. Armeekorps im Feldzuge 1870/71 und vorher langjähriger Generaladjutant König Wilhelms I., von Bismarck gewöhnlich „Justav“ genannt.

Eine der herzlichsten Freundschaften wurde der Verkehr Bismarcks mit dem Kreuzzeitungsredakteur Hermann Wagener, der wohl durch Kleist-Retzow vermittelt wurde. Die bekannt gewordenen Briefe Bismarcks an diesen bedeutenden Mann, dessen sozialpolitischer Beirat ihm von hohem Werte wurde und der ihm wahrscheinlich auch die Idee der Einführung des allgemeinen Wahlrechts nahegebracht hat, gehören zu den urwüchsigsten und offensten, die wir von Bismarck besitzen. Rührend ist der Anteil, den Bismarck an dem Tod der geliebten Frau des Freundes, „rosa unica“, nimmt: „Die Wege des Herrn sind über unser Verstehen, und nur Er weiß, warum Er den armen Wagener so schwer prüft. Vorgestern abend halb 6 ist Rose gestorben.“ Bismarcks Größe tritt uns wieder in der Tatsache entgegen, daß er nach dem Zusammenbruch Wageners infolge der Laskerschen Enthüllungen im Anfang der siebziger Jahre nicht mit ihm brach, sondern in enger Beziehung zu ihm blieb. Gerade aus der Zeit nach der Verabschiedung Wageners stammen einige wichtige Briefe des Kanzlers an den sonst von allen Gemiedenen.

In der Zeit seines Wirkens am Bundestage fand Bismarck auch eine Reihe von Freunden, so den Mecklenburger Jasper v. Oertzen-Leppin, den er einmal „unter Larven die einzige fühlende Brust“ (unter den Mitgliedern des Bundestages) nannte, ferner den Hannoveraner Freiherrn v. Schele, auch wohl den niederländischen Vertreter v. Scherff. Am folgenreichsten wurde seine Bekanntschaft mit dem Holsteiner Bernhard Ernst v. Bülow († 1879), dem späteren deutschen Staatssekretär des Auswärtigen und Vater des Reichskanzlers Bernhard v. Bülow. Für die freundschaftliche Ergebenheit, die dieser Diplomat für Bismarck hegte, ist der frappierendste Beweis jener Brief, den er ahnungsvoll nach Kissingen vor dem Kullmannschen Attentat an Bismarck richtete, und der folgende, als der Mordversuch ausgeführt war. Weiter war ein Freund Bismarcks schon aus früherer Zeit, mit dem er in den Frankfurter Jahren öfter zusammenkam, der Diplomat Karl Freiherr v. Canitz und Dallwitz. Ein Freundschaftsidyll aus der Zeit vom Bundestage bildet der Verkehr mit der Familie des Frankfurter Malers Professor Becker, mit dem Bismarck die Musik zusammenführte. Vor allem waren die Mitglieder der Familie in Mendelssohn bewandert. Die Musik war auch das Bindemittel zwischen Bismarck und einem seiner Getreuesten, Robert Keudell, dem er sich wie wenigen erschlossen und der seiner begeisterten Verehrung für den Kanzler durch sein Buch „Fürst und Fürstin Bismarck“ ein so schönes Denkmal gesetzt hat. Die Bekanntschaft stammte schon aus dem Jahre 1846. Sie ist später intimer geworden. In den letzten Jahren hat sich der Kanzler freilich diesem Jünger etwas entfremdet. Ein treuer Hausfreund wurde den Bismarcks ferner der Goetheforscher Gustav v. Löper, von den Bismarcks Gustavus dear oder Löporello genannt.

Für die Freunde war es allemal ein Hochgenuß, den großen Mann in seinem Heim zu beobachten, der sich mit einer Zwanglosigkeit ohnegleichen zu geben pflegte. „Mag er auch gelegentlich davon Vorteil gezogen haben, die Grundlage ist dabei das rein menschliche Bedürfnis, in Gemeinschaft zu leben mit Personen, die er für seine Freunde, für seinesgleichen, wenn auch nur am Teetisch, halten kann“, schrieb Alexander Keyserling über die Abende bei ihm, noch schwelgend in der Erinnerung an solche Stunden. Und ähnlich wurde ein ganz anderer Mann von diesem Zusammensein erfaßt, der Präsident Ludwig v. Gerlach (1864): „Er (Bismarck) frisch, heiter, vergnügt, nicht aufgeblasen, vor allem ein Mensch, ein Mann, so daß man sich erfrischend berührt fühlt. Vor allen Anwesenden erzählte er rückhaltlos, wie es seine Art war ... Die Rücksichtslosigkeit der Erzählung aller dieser Details am Teetisch ging über alles Maß hinaus.“

Die politisch bedeutungsvollste Freundschaft unter der überreichen Menge von Freundschaftsverhältnissen wurde, wie schon angedeutet, die mit Albrecht v. Roon. Mit jenem Telegramm vom 18. September 1862: Periculum in mora, Dépéchez-vous, L'oncle de Maurice Henning, durch das Roon Bismarck von Paris herbeirief, um die Krisis im Heereskonflikt zu beschwören, wurde diese Freundschaft von weltgeschichtlicher Bedeutung. Elf Jahre haben die beiden kraftvollen Männer Schulter an Schulter im Kampfe gestanden, Bismarck stetig wachsend, Roon allmählich ermattend und bewundernd, fast verwirrt zu dem großen Zauberer aufblickend. „Adelante, adelantador atrevido“, rief er, dem vorwärts stürmenden Recken anfeuernd, noch mit brechender Kraft zu. Der aber empfand das Abtreten seines bewährtesten Kampfgenossen vom Schauplatze mit bitterem Schmerze: „Durch Ihren Austritt bin ich vereinsamt, unter — Ministern — die einzige fühlende Brust. Im gelben Sitzungszimmer werde ich die Lücke auf Ihrem Sofaplatz nicht ausgefüllt finden und dabei denken: ‚Ich hatt' einen Kameraden.‘“ Im nächsten Jahre versagte sich Blanckenburg dem Eintritt ins Ministerium. Seitdem fühlte der Kanzler sich noch mehr verlassen.

Einen Freund hatte er freilich noch, und das war sein größter und mächtigster Freund, er war auch zugleich sein Herr — der alte Kaiser. In den 359 Nummern, die den Briefwechsel der beiden darstellen und ihre Freundschaft bekunden, besitzt die deutsche Nation einen köstlichen literarischen Schatz. Mit Wilhelms I. Tode war das Freundschaftsleben Bismarcks im wesentlichen beschlossen.

Mancher hat seitdem wohl noch das Prädikat „Freund Bismarcks“ geführt oder empfangen: der gastfreie Amtsrat Dietze-Barby, mit dem der Fürst bereits in den sechziger Jahren in nahe Berührung trat, der Generaladjutant des alten Kaisers Graf Lehndorff, der geniale Maler Lenbach, der eine oder der andere alte Parlamentarier, einige bevorzugte Nachbarn von Friedrichsruh. Sie spielen aber alle die Rolle der Pygmäen neben dem Riesen. Bismarck war zu gewaltig gewachsen. So erfüllte sich auch an ihm das schwere Los so vieler Großen der Weltgeschichte: in Einsamkeit dahinwandeln zu müssen. Die überströmende Dankbarkeit seines Volkes

mag ihm dabei ein Trost gewesen sein. Am meisten ergreift uns angesichts dieser letzten Jahre des Einsiedlers im Sachsenwalde die Tatsache, die Alexander Keyserling in die Worte gekleidet hat: „Die materielle Macht ist Bismarck entzogen, — aber die psychologische Macht ist ihm geblieben, und in dieser Hinsicht gibt es keine in Deutschland, die so groß wäre wie die seinige.“

Der deutsche Himmel

Von

Max Bewer

Den hehren Sternen gleich am Himmelszelt
Stehn große Geister über dieser Welt,
Ein jedes Volk hat so sein eigen Licht,
Doch schönre, als in Deutschland, seh' ich nicht!

Hier leuchtet Goethe wie im ew'gen Glanze,
Und Schiller grüßt ihn wie ein Himmelsfreund,
Hier sind mit Mozart wie zu einem Kranze
Beethoven, Weber, Schumann hold vereint,
Und über ihnen wie vom heil'gen Gral
Schickt Wagner der Erlösung milden Strahl!
Hier wandelt Luther, der aus düstrem Zwang
Befreiend zu des Nordens Völkern drang.
Und dort, gleich dem Polarstern festgebannt,
Lenkt uns zur Pflicht der Sittendenker Kant!

Wie rührend tritt aus dunklem Wolkenflor
In Demut nun der bleiche Mond hervor,
So strahlt aus Leiden wie ein holdes Licht
Der duldenden Luise Angesicht . . .
Doch sieh! schon bald führt Körners Heldentod
Herauf des jungen Tages Morgenrot:
Blau, wie des ersten Kaisers Augenpaar,
Wird rings der schwarze Äther wieder klar,
Millionen Strahlen wie ein Heer von Speeren
Sprüht Moltke siegreich aus den Heeren,
Und wunderbar vergoldend Tal und Firn
Taucht hinter ihm das wirkende Gestirn,
Das Sonnenhaupt des großen Kanzlers auf!

O, deutscher Himmel, schön bei Tag und Nacht,
Dankt Gott, der ihn zur Heimat euch gemacht,
Und betet, daß nach langen Wettern nun
Er heiter mag auf euren Fluren ruhn!

Doch Licht wird Nacht; dies ist der Erde Lauf;
Und ziehen neue Höllenschatten auf,
Dann weck in uns den Feuergeist der Toten,
Bestirne wieder unser Vaterland,
Du Herr der Sterne, der den goldnen Boten
Des Himmels einst gen Bethlehem gesandt!



Der Waldpfarrer am Schoharie

Kulturhistorische Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben des achtzehnten Jahrhunderts

von

Friedrich Mayer

(Fortsetzung)

Siebzehntes Kapitel

Heute geriet die ganze Ansiedlung in nicht geringe Aufregung. Bei dem Überfall neulich wurde unter anderen auch Ewald Kayser von den Indianern als Gefangener fortgeschleppt. Sie nehmen die gefangenen Männer gewöhnlich mit sich nach ihrem Lager, dort wird dann eine Art Gericht über sie abgehalten, und sie werden zum Flammentod verurteilt.

Der Kayser hat nun Eigenartiges erlebt. Wie sie ihn in das Indianerlager brachten, sprang mit wildem Geheul eine alte, dicke Indianerin auf ihn ein und schrie:

„Mein Mann ist nicht wiedergekehrt, die Blaßgesichter haben meinen Mann getötet, dieser muß darum mein Mann sein.“

Sofort fielen die schmutzigen Indianerweiber über ihn her, rissen ihm die Haare aus; nur den kleinen Skalpierbündel über der Stirne ließen sie stehen, wie das die Sitte der Rothäute verlangt, und er mußte das Weib heiraten oder sterben. Nach Beendigung des Krieges hatte die Wachsamkeit der Indianer nachgelassen, und er ergriff eine passende Gelegenheit und floh. „Wo sind die anderen Gefangenen?“ wurde er gefragt.

„Die Pest ist unter den Wilden ausgebrochen und hat auch unter den Weißen schrecklich gehaust“, war sein Bescheid. Gott sei Dank, sie werden den Tod als eine Erlösung begrüßt haben. — —

Neulich war mein sechzigster Geburtstag. Da fing bei den Alten der ‚Senex‘ an. Nun soll es noch schön werden, denn um den Abend wird es licht sein. Geburtstage habe ich nie gefeiert, weil ich nie begriff, warum sich jemand freuen sollte, weil ich auf der Welt sei. Ich habe so wenig geleistet! Man hat mich zu meinem Sechzigsten arg überrascht.

Herkimer — er ist seit den letzten Kämpfen zum General avanciert — kam, und von Pennsylvanien her Konrad Weiser, und mit ihnen die halbe Gemeinde. Von Herkimer bekam ich ein junges Reitpferd zum Geschenk, es ist kohlschwarz, und Weiser überreichte mir einen Pelzmantel, den schönsten, den die dreizehn Kolonien besitzen. Andere brachten andere Geschenke; massenhaft sind die Körbe in unserer Küche, welche Eßwaren enthielten. Die alte Urschel kam fast aus dem Kopf, sie schoß ganz wirr im Hause umher, es war lächerlich sie anzusehen. Die kleine May schlug vor Freude die Hände zusammen und lief immer von dem einen zum andern; sie ist ein kleines Schmeichelkätzchen.

Herkimer und Weiser hielten Reden, in denen sie mich lobten und meine Arbeit um die Ansiedler priesen. Sie haben das zu arg gemacht, es war wirklich eine Qual für mich, das alles mitanzuhören. Zuletzt sollte ich natürlich antworten. Aber mir standen die Tränen in den Augen, und meine Stimme hatte keinen rechten Ton, so konnte ich nichts herauskriegen als die Worte: „Ich schäme mich mit Freuden."

Es war eine dumme Rede, aber ich kann mich eben einmal nicht verstellen, und die Leute kennen ihren alten Pfarrer gut genug. Wenn die Kirche einmal fertig sei, dann müsse sofort auch ein ordentliches Pfarrhaus gebaut werden, sagten die Männer. Eigentlich sei es eine Schande, daß die Gemeindeglieder beinahe alle jetzt in modern eingerichteten Häusern wohnen, aber ihr Pfarrer immer noch in der elenden Blockhütte. Ein Steinhaus müsse errichtet werden, dicht neben der Kirche. Ich durfte natürlich nichts dagegen sprechen, aber in meinem Herzen regte sich der Wunsch: „Hoffentlich erlebst du das nicht mehr, du und die Blockhütte gehören beide zusammen!"

Mein stummer Adam ist ein eigener Knabe. Für gewöhnlich ist er folgsam und gefällig. Sobald er aber von Indianern etwas hört, ist er ganz umgewandelt. Wie er neulich aus der Schule heimkam, begegnete er dem Schwarzen Adler, einem zivilisierten Indianer. Wie er den Mann sah, hob er Steine auf und warf nach ihm, dabei hatte sein Mund geschäumt und seine Augen funkelten. Abends brachten sie den Knaben totmatt ins Haus, und tags darauf mußte er das Bett hüten. Er ist sonst ein begabter junger Mensch, aber er leidet unter einer Manie. Was kann ich dagegen tun? Neulich haben die Säger in der Mühle in ihrer Mittagspause von dem Indianermassaker sich miteinander unterhalten und der Adam hat zugehört. Plötzlich habe er ein Gewehr von der Wand gerissen, sei hinausgestürmt, um einen Baum herumgelaufen wie rasend und habe dabei versucht, im Rennen auf den Baum zu schießen. Ohne Zweifel hat der Haß gegen die Wilden dem Unglücklichen den Verstand genommen. Ich spreche in seiner Gegenwart nie über Indianer und habe ihn immer folgsam und wohlerzogen sich aufführen sehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Frau von Sir Wm. Johnson, also die Katherine Weisenberg, sei gestorben. Schon als ich in ihr Haus kam, sei sie nicht mehr recht ge-



sund gewesen. Sir Johnson habe nach mir schicken wollen, aber die Katherine habe mich nicht gewünscht. Ein Geistlicher der Episkopalkirche habe an ihrem Sarg die Totengebete jener Kirche gelesen und dann sei sie in einer Familiengruft, die neben ihrem Hause gebaut wurde, beigesetzt worden.

Sie wollte mich also nicht mehr sehen. Ist nur gut, daß ich es weiß, die Lobreden von Weiser und Herkimer neulich an meinem Geburtstage sind mir doch ein wenig zu Kopf gestiegen. Auch dem Waldpfarrer schadet ein kleiner Dämpfer nicht von Zeit zu Zeit.

Übrigens hat Sir Johnson sich bald getröstet und hat sich mit Mollie Brant, der Schwester des Indianerhäuptlings Brant, verheiratet, also einer vollblütigen Indianerin, deren Verwandtschaft den Deutschen den schwersten Schaden in den Tälern zugefügt hat.

Standesgemäß, diese Heirat? Gewiß! Johnson erbt ganze Meilen Ländereien, die der Indianerin gehören.

Wir leben in der neuen Welt, hier entscheidet das Gold. Wie lange — und unsere Töchter kaufen europäische Prinzen, so wie die indianische Squaw den Sir Johnson gekauft hat. Es lebe der Fortschritt!

Achtzehntes Kapitel

Endlich ist die neue Kirche fertig; am Osterfest haben wir sie eingeweiht. Manches Jahr ist verstrichen, seitdem ich die erste Predigt auf dem Schohariehügel gehalten habe. Damals war ich ein junger Mann, heute bin ich alt und grau.

Wir hätten schon längst eine Kirche, wenn es nicht mein Eigensinn gewesen wäre, der darauf bestand, entweder eine ordentliche Kirche, ein Denkmal von dem kirchlichen Geiste der Väter an ihre Kinder, zu errichten oder gar keine.

Ringsum im Lande stehen kleine Gotteshäuser. Ein paar Holzblöcke in den Boden getrieben, einige Stämme darauf gestützt, dann ein Schindeldach darüber, die Seiten mit Brettern vernagelt, und die Kirche ist fertig.

Der Branntweiner bemerkte richtig dazu:

„Wenn ein Ackergaul am Sonntag vor der Kirche wiehert oder ein Hund laut bellt, dann zittert das ganze Gotteshaus!" Solch eine Kirche ist schnell gebaut, aber das ganze Unternehmen ist ein verfehltes. Fünfzig oder noch weniger Familien halten sich nachher zu einer solchen Gemeinde, nicht genug, daß ein tüchtig geschulter und begabter Mann sein Leben zubringt im Dienste von so wenigen.

In unseren Tälern wohnen gegen 4000 Deutsche. Sie sollen *ein* Haus der Anbetung haben. Das habe ich ihnen gepredigt seit Jahren zur Zeit und zur Unzeit. Nur zu leicht spalten sich die Deutschen in kirchlichen Dingen. Ein Pfarrer, der viele Menschen hier in eine einzige Kirche sammeln will, muß ein großes Maß von Demut und christlicher Bescheidenheit besitzen. Rechthaberei ist die Wurzel des Sektenwesens.

Nachdem die Geldmittel zum Baue uns zur Verfügung gestellt waren, entstand zunächst ein Streit über die Frage, wo die neue Kirche hingebaut werden sollte. Der Christian Schell und seine zahlreichen Verwandten wollten sie nördlich vom Mohawk errichtet haben, die Herkimers dagegen stimmten für einen Platz zehn Meilen westlich von dort, die Holzer sprachen von dem Schatten hundertjähriger Ahornbäume am Eingang in den Urwald, und der allezeit praktische Branntweiner meinte, gerade seiner Schenke gegenüber sei der Mittelpunkt der Ansiedlung, dort der einzig richtige Platz für eine Kirche.

„Dort," rief er in der Gemeindeversammlung mit hochrotem Gesicht, „befindet sich die größte Spezereienhandlung, ferner die einzige Brauerei und Brennerei in der Gegend, dort ist die Apotheke und der Hufschmied, dort der Gemeindearzt, und eine große Getreidemühle ist bereits geplant, ein ganzer Häuserzyklus befindet sich dort. In dessen Mitte sollte die Kirche sich erheben, und damit ihr seht, daß ich an Opferwilligkeit niemand nachstehe, obwohl mein Geschäft mir verbietet, die Kirche oft zu besuchen, so schenke ich den Platz direkt neben meinem Wirtshaus. Er mißt einen halben Acker, genügt also allen Ansprüchen, die zu einer Kirche nötig sind!"

So sprach der Branntweiner, holte tief Atem und setzte sich.

Die Kirche neben der Schenke, da fiele mancher Dollar in die großen Taschen des Branntweiners. „Die Kinder dieser Welt sind klüger denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht."

Ein Pfarrer muß schweigen können in einer Gemeindeversammlung. Ich habe in den vielen Jahren meiner Arbeit unter diesen Bauern nie mich mit ihnen gestritten und doch immer meinen Willen durchgesetzt. Was manche meiner Amtsbrüder in Amerika so beklagen, die Dickköpfigkeit der Bauern, das ist in Wirklichkeit die Hitzköpfigkeit und die Ungeschicklichkeit der Herren Pfarrer selber. Sie können nicht still sitzen, wenn jemand eine Ansicht ausspricht, die sie für die verkehrte halten, sie sprechen zu früh und haben nicht gelernt zu warten. Man erntet erst den Weizen, wenn er reif ist. Ich habe in der Versammlung den Vorsitz abgelehnt, denn auf den Sitzen der Bauern und neben ihnen habe ich größeren Einfluß, als wenn ich den Ehrenplatz einnehme. Ebenso wartete ich stundenlang und hörte geduldig und aufmerksam jedem Redner zu. Mehrmals aufgefordert, das Wort zu ergreifen, lehnte ich immer wieder ab:

„Ich möchte die Ansicht der Männer hören", gab ich zur Antwort. Endlich war der Redestrom versiegt, der Vorsitzer sprach:

„Ehe wir abstimmen, sollte der Herr Pfarrer reden!"

Nun stand ich auf. Ich vermied es, als ob ich mit irgend einem der Anwesenden mich auseinandersetzen wollte. Der Pfarrer darf in der Freikirche nicht neben dem Gemeindeglied stehen, keine Partei soll auf seiner Seite sein, sondern er muß über ihnen stehen. So sagte ich ganz kurz: „Viele gute und auch passende Plätze für die neue Kirche sind genannt worden. Die ganze Frage ist eine so wichtige, daß ich mich gar nicht

wundere über die Tatsache, daß wir verschiedene Meinung haben. Mich wundert nur eines, nämlich, daß niemand einen Platz genannt hat, an den ich unwillkürlich jedesmal denke, wenn die Platzfrage besprochen wird. Das ist die Stelle, an der wir vor mehr als fünfundzwanzig Jahren den ersten Gottesdienst feierten, wo auch unsere Toten ruhen, und an dem ich nie vorübergehe, ohne das Gefühl zu empfinden: Wie heilig ist diese Stätte, hier ist nichts anders als Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels.

„Eine Kirche auf dem Schohariehügel ist weithin sichtbar, der Schall der Glocken dringt noch weiter. Dort haben wir nicht bloß unsere Toten begraben, sondern auch ein Stück unserer Geschichte, ja unserer Herzen. Mit Ehrfurcht kommt es über meine Lippen, dort ruhen die Herkimer und Weiser, die Gerlach und Kreiskorn, die Heims und Heyses und hundert andere, deren Taten groß und heldenmäßig waren, die, wenn sie im Dienste eines Fürsten vollbracht worden wären, bis in den Himmel hinein gerühmt würden, die aber nichts an Wert verlieren, weil sie im Dienste um unser Wohl und zum Besten der Ansiedler vollbracht worden sind. Vierzig Särge haben wir unlängst dort eingesenkt, noch sind die Gräber frisch, wie die Blumen, die ihr auf sie gelegt habt. Neben den Gräbern die Kirche, damit sie rufe durch das Schoharietal: Wie gut ist's, Christi sein: Man sieht den Himmel offen und nicht das Grab allein!"

Es war ganz stille geworden, niemand redete nach mir. Der junge Gerlach, der den Vorsitz führte, ließ die Stimmzettel austeilen. Als man nach einer halben Stunde zählte, stand auf 387 Zetteln „Schohariehügel", und auf einem „Branntweiners Platz". Es war sein eigener.

Nun schritten wir zum Kirchbau. Mehrere hundert Fuhrwerke fuhren wochenlang die Feldsteine herbei, so daß der Schohariehügel in eine wahre Steinburg verwandelt wurde. Dann erhoben sich nach und nach die großen Strebepfeiler und die Mauern. Bald merkte man, daß es nichts Schlechtes war, was meine Bauern hier aufführten.

Der Mensch hat drei Fähigkeiten, nämlich Wissen, Wollen, Fühlen. Diesen entspricht im Reiche des Geistes das Wahre, das Gute und das Schöne. Darum gibt es die Wissenschaft, das Wissen des Wahren, die Tugend, die Übung des Guten, und die Kunst, die Darstellung des Schönen oder die Übereinstimmung des Idealen und des Realen. Die Religion bringt alle diese Grundwahrheiten zum Ausdruck, sie gipfelt in ihrem höchsten Ziele, in der Harmonie des Menschen mit Gott.

Eine Kirche wollte ich bauen, die auch in ihrer äußeren Form das Göttliche versinnbildlichen sollte.

So wählte ich zunächst das Kreuzformat, dann den gotischen Stil mit einem hohen Turme, dem Fingerzeig gen Himmel.

Das Kirchenschiff selber ist von drei Gängen durchzogen, die vom Eingangstor bis an den Altar führen. Der Altar ist gegen Osten, direkt über ihm die Kanzel, und hinter ihr die Orgel und der Chor. Es entspricht diese Bauart dem protestantischen Prinzip, nach dem im Gottes-

hause nicht der Altar, sondern die Kanzel mit der Predigt des Wortes den Mittelpunkt bildet, Altar und Chor sind das Gebet und der Gesang, die das Wort bekleiden. Nur eine kurze Galerie über dem Eingangstor ist vorhanden.

Die Malereien an den Fenstern stellen lauter Vorgänge aus dem Leben Jesu dar. Am besten gefällt den Leuten das Bild des „sinkenden Petrus". Sie haben alle starken Glauben, und mehr als einmal haben sie in ihrem Kampfe erfahren, daß mit Gottes Hilfe Unmögliches möglich ist.

Mir sagt am besten das Bild zu „Christus in Gethsemane". Dunkle Nacht lagert über dem Garten, der Herr kniet auf dem Boden, seine Hände hebt er gen Himmel, von woher ein Lichtstrahl niederfällt. Man erwartet jeden Augenblick die Erscheinung des Engels. Auch der segnende Jesus gefällt den Leuten; mir hat der Maler zu viel weibliche Züge hineingemischt in sein Bild. Mein Heiland wanderte als vollkommener Mann auf Erden, der auch, wo es not tat, die Peitsche schwingen konnte.

Sobald die Bauern eintreten, entblößen sie das Haupt und Andacht liegt in ihren Zügen ausgeprägt. Der Bau erinnert in nichts an ein Theater, sondern an die Wohnung Gottes. Alles ruft:

„Der Herr ist in seinem heiligen Tempel, es sei vor ihm stille alle Welt!"

Wir haben zwei Jahre daran gebaut. Zu Ostern war die Kirchweihe. Eigentlich ist eine Weihe unnötig. Der Himmel und aller Himmel Himmel können Gott nicht fassen. Stein bleibt Stein; geweiht dagegen soll unser Herz werden, dort kann man Gott einschließen, aber nicht in ein Haus. Der Glaube, daß eine bestimmte Stätte besonders heilig sei, besagt nichts anderes als: „Ich glaube eine Gemeinschaft der Heiligen!"

Wir hatten einige Wochen zuvor ein Schauspiel hier gesehen, wie es nur in der Wildnis Amerikas vorkommen dürfte. Im März brach eines Abends ein furchtbares Schneewetter herein. Es blitzte und donnerte, und unweit von hier war eine Scheune durch einen Blitzstrahl in Brand geraten. Nun schien es, als ob die ganze Gegend in Flammen stehe. Furchtbar prächtig stand die Kirche auf dem Berge. Wenn die Blitze durch die Schneeflocken zuckten, die die Luft erfüllten, dann meinte man, es fahren Feuerflammen von der Kirche auf gegen die Wolken. Unsere Kirche schien höher zu stehen als sonst, fast als schwebe sie zwischen Himmel und Erde. Weither kamen die Leute, um das Schauspiel zu sehen, und weil sie meinten, die Kirche stehe in Flammen. Die Schneeflocken müssen die Lichtträger gewesen sein, denn mit dem Erlöschen der Feuersbrunst verschwand das Phänomen. Der fromme alte Kreiskorn aber sprach: „Es war das Bild von dem neuen Jerusalem, von der Stadt Gottes, welche herabfahren wird vom Himmel auf die Erde, und in deren Grund eingegraben stehen die Namen der heiligen Apostel."

Die Einweihung selber kann ich nicht beschreiben. Ich war zu bewegt. Andern ging es kaum besser. Es war buchstäblich wahr geworden:

„Viele des Volks und die Ältesten weinten laut (sie dachten an die Kirche im Heimatsdorf), daß das Volk nicht erkennen konnte die Töne der Freuden von den Stimmen des Weinens!"

Wir zogen vom Kirchhof herüber; ich schäme mich fast es aufzuschreiben, jedermann wollte mir die Hand an diesem Morgen drücken, sie haben mich beinahe erdrückt. Selbst Sir Wm. Johnson war erschienen, er streckte beide Arme nach mir aus, als ich alter, gebeugter Mann den Schohariehügel heraufkam, und dann schloß er mich in die Arme und sprach Worte, die ich nicht aufschreiben will. Neben mir ging General Herkimer an Stelle des alten Schulmeisters Heim, der gestorben ist, und unter der Kirchtür stand Konrad Weiser, der mir die Schlüssel überreichte. Er konnte nur die Worte hervorbringen:

„Wenn das mein Vater erlebt hätte!" Die Tränen liefen ihm über die Wangen. Er ist alt geworden, der Konrad, sie altern früh in dieser Zeit der Not!

Obgleich es Ostern war, ließ ich zuerst das Lied singen: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" Am öftesten wurden die zwei Lutherlieder am Schoharie gesungen: „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir," und das andere mit der Antwort: „Er hilft uns frei aus aller Not, die uns jetzt hat betroffen!"

Dann begann ein Gottesdienst, schön und ergreifend; ich war bewegt und kann auch jetzt das nicht recht beschreiben. Wir feierten zugleich das heilige Abendmahl, und die Zahl der Kommunikanten war groß. Es war darum längst Nachmittag geworden, als wir das Gotteshaus verließen. Selbst der Branntweiner war diesmal mit dem Steinpfarrer zufrieden.

Neunzehntes Kapitel

„Ist der Kirchbau vollendet, dann bist du am Ziele deiner Wünsche", habe ich bisher immer wieder mir gesagt. Bin ich's?

Am Schoharie saß ich unter einem Schattenbaum, mich umspielte die warme Frühlingsluft. Ich las Platos Phädon. „Du räsonierst nicht übel, Sokrates! Dieses *eine* Werk gibt dir einen Platz in der Schar der Unsterblichen!" — Was habe denn ich im Urwalde geleistet? Die Kirche gebaut, auch etliche Schulhäuser! Lauter äußerliche Dinge; das Reich Gottes aber besteht nicht aus Stein oder Holz, sondern aus Kräften des Geistes, es ist Leben und Wahrheit. Das Sichtbare ist dagegen der Schein und der Irrtum. „Waldpfarrer, was hast du aufzuweisen als die Arbeit deines Lebens?" Ich habe Händel geschlichtet, Kranke besucht und ihnen Medizin gegeben, denn sie waren zu arm, um einen Arzt kommen zu lassen; ich habe dem Unterdrückten oft zu seinem Rechte verholfen, dann habe ich auch die Wahrheit gepredigt und die Kinder den Katechismus gelehrt.

Hast du ihnen Gott gezeigt, ihnen die Augen geöffnet, daß sie schauen die Erlösung, die große Lebenstat Gottes, und sie anbeten, und beten: „Gott, schaffe mich fromm wie du"?

So sann ich über mein Leben nach, als mein Blick an einer Primel hängen blieb. Ich pflücke den ersten Gruß, den der Frühling nach dem Tale geschickt hat, und wie ich die Blume in der Hand halte, werde ich wieder nachdenklich. Unsterblichkeit? Verkündet sie nicht der Sternenhimmel, predigt sie nicht der Tautropfen? Die wilde Waldblume in meiner Hand! Sagt sie nicht, hinter der sichtbaren Natur steht ein allumfassender Geist? Die Blume ist ein Kunststück, ein Gedanke. Wer hat ihn gedacht, wer das Gedachte in eine lebendige Tat umgesetzt? Die Natur stirbt, aber der Herr der Natur, der ihr die Lebenskraft gibt, lebt und wirkt ohne Aufhören.

Die Bauern in diesen Tälern, die mit uns gekämpft haben und neben der Kirche schlafen den langen, geheimnisvollen Todesschlaf, wo ist ihr Geist? Dieses, wie der alte griechische Weise es nennt, „unteilbare Ganze“ in dem Menschen? Das stirbt so wenig wie der lebenschaffende Gedanke hinter und über dem Naturreich.

Woher kommt das Heimweh in meiner Brust? Wie viele Jahre sind verstrichen, seitdem ich nach dem Walde kam? Hier sind meine Freunde, hier mein Ackerfeld. Warum bin ich nicht zufrieden? Warum träume ich immer wieder von dem Schwarzwald und den Reben des Neckartals? Wollte ich denn wieder dorthin, wenn ich könnte? Die Heimat wäre mir zur Fremde geworden, ich würde mich in dem Lande meiner Kindheit nicht mehr zurechtfinden. Woher das Heimweh? Es ist die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies der Kindheit, nach dem Frieden und der Unschuld der Kinderjahre. Wir suchen etwas Besseres, wir wollen das Leben und volles Genüge.

Wie wenig habe ich davon bei meiner Vielgeschäftigkeit das Volk gelehrt, wie wenig für das Ewige und Bleibende gearbeitet. „Heiliger Erlöser, sei mir gnädig!“

Und dieser neue Streit mit den Indianern! Wir werden nie zur Ruhe kommen. Zwar ich bin alt und meine Arbeit ist getan, ich werde mich niederlegen und bald einen langen Schlaf tun. Aber es schmerzt mich, meine Gemeinde zur Kampfeszeit zu verlassen.

Seit die Franzosen aus der Kolonie vertrieben worden sind, regen sich unsere alten Widersacher aufs neue. Der alte Livingstone ist tot, aber seine Kinder sind nicht besser als er; denn der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Sie haben ein neues Bubenstück geleistet, und die Wilden haben die Streitaxt ausgegraben und stehen drohend an unserer Grenze.

Man muß es dem Sir Johnson nachrühmen, daß er ein Feind jeglichen Landschwindels ist. Als Indianeragent hat er sich erboten, zu den Rothäuten zu reisen und den Streitfall zu untersuchen und womöglich zu schlichten. Als Dolmetscher und Unterhändler begleitete ihn Konrad Weiser, und sie bestanden darauf, daß ich ebenfalls mitgehe, denn die Indianer sagen von mir:

„Der weiße Medizinmann hat kein doppeltes Gesicht (lügt nicht).“

Unser Kommen war ihnen vorher angezeigt worden. Sie hielten die Sache für so wichtig, daß alle ihre Häuptlinge anwesend waren und außerdem dreiunddreißig ihrer vornehmsten Weiber.

Die Verhandlungen hatten etwas feierlich Ernstes an sich. Johnson hatte vom Gouverneur vollkommene Machtbefugnis erhalten, in allen Streitfragen die bindende Entscheidung zu fällen.

Es war ein malerisches Bild! Unter einer alten Eiche saßen die Häuptlinge, lauter tapfere Männer, in deren Hütten jeder die Skalps seiner erschlagenen Feinde dutzendweise zählte, in zweiter Reihe saßen ihre mit Amuletten reichlich geschmückten Weiber, und hinter diesen standen im Halbkreis gegen fünfhundert ihrer Krieger.

Sir Johnson war von acht Friedensrichtern umgeben. Außerdem waren die beiden jungen Livingstone mit ihren Advokaten erschienen und der Dolmetscher Konrad Weiser.

Die Unterhandlung begann damit, daß Weiser zwei Kaufbriefe vorlegte und die Häuptlinge aufforderte, sie zu prüfen und dann zu erklären, weshalb sie deren Richtigkeit beanstandet und die Streitaxt ausgegraben hätten. Nachdem jeder Häuptling vorgetreten war und die Dokumente besichtigt hatte, erhob sich einer aus ihrer Mitte, der Sprecher, und begann eine längere Rede:

„Die roten Männer sind zahlreich gekommen, weil sie vernahmen, daß Weiser zu uns reden werde. Du hast jedesmal ein gutes Wort für den roten Mann. Wenn du auch ein Blaßgesicht bist, so gehört doch allezeit die Hälfte deines Herzens den Mohawks und nur die andere Hälfte den Weißen. Wir haben erfahren, daß ‚Tarachawagon' (so nennen die Wilden den Konrad Weiser) Schnee auf dem Kopf habe (alt geworden sei), darum haben wir die Streitaxt in unserem Wigwam gelassen und sind gekommen, um noch einmal dein Angesicht zu sehen, ehe du in die Jagdgründe des großen Geistes gehst (stirbst). Wir haben die Papiere geprüft — sie sagen, fünf Häuptlinge hätten sie unterschrieben — hätten verkauft das Land gegen Mitternacht, so lang und weit, daß untergeht die Sonne viermal, ehe wir fertig werden mit Vermessen. Wer sind die fünf Häuptlinge? Ist's Brant, die kluge Schlange, ist's Ura, der fliegende Pfeil, ist's Quirago, das gute Gewehr, ist's Mango, der kühne Adler? Ist's irgendeiner, der hier sitzt?" Er wandte sich um und deutete auf die Gruppe der Häuptlinge, die aufmerksam seiner Rede gefolgt war: „Nein, es ist keiner unter ihnen. Ich habe gesprochen!"

Damit setzte er sich.

Nun ergriff Weiser das Wort:

„Die Herren Livingstone behaupten, daß sie den Kaufbrief erhalten haben von den fünf größten Häuptlingen der Mohawks. Die Häuptlinge des Stammes sind alle hier versammelt, darum fordere ich die Herren auf, jetzt vorzutreten und vor den Augen von Sir Johnson uns die Häuptlinge zu nennen!"

„Ein gutes Wort“, riefen die Indianer.

Die beiden Livingstone schüttelten die Köpfe.

„Ich fordere Sie auf zur Antwort auf meine Frage: Sehen Sie die Häuptlinge unter den Anwesenden, die das Dokument unterzeichnet haben? Antworten Sie mit Ja oder mit Nein.“

„Nein, es waren andere Häuptlinge“, kam die Antwort.

„Wer hat den Kaufbrief unterschrieben?“ fragte Weiser, sich an die Indianer wendend. Der Sprecher der Rothäute stellte hierauf fünf junge Männer vor und sprach: „Die Burschen hier, die noch keine Skalpe haben und keinen Wigwam und keine Squaw, bekennen, daß Livingstone sie in sein Haus gelockt habe, ihnen dann so viel Feuerwasser gab, daß sie gar nicht mehr wußten, was sie taten. Sie haben im Rausche Land verkauft, das ihnen nicht gehörte, und Livingstone wußte es.“

Der Indianer fuhr fort:

„Das Gesetz der Bleichgesichter bestimmt, daß nach einem Verkauf das Land vermessen werde im Beisein des Verkäufers, und zwar, wenn die Sonne scheint (bei Tag). Livingstone hat gemessen, als der Mond am Himmel war und die Mohawks in den Wigwams schliefen. Wir haben verpachtet von dem Lande an die Deutschen im Tale, aber Livingstone und der Gouverneur in New York wollen vertreiben die Deutschen von diesem Lande, darum haben wir die Streitaxt ausgegraben. Zwei Krüge Feuerwasser an fünf junge Burschen ist kein Handel, darum machen die Mohawks ein böses Gesicht.“

Das war im wesentlichen die Ausführung des Indianers. Die sonst so schweigsamen Wilden gaben durch allerlei Mienenspiel kund, daß sie dem Redner beistimmten.

Die von Livingstone mitgebrachten Rechtsanwälte versuchten bei Johnson mildernde Umstände zur Geltung zu bringen.

„In der Wildnis geht es nicht immer nach dem genauen Recht“, sagte der eine. „Es ist schwer, jedesmal festzustellen, wer der Eigentümer eines Stück Landes ist. Sollten Sie aber finden, daß die Verkäufer nicht die rechtmäßigen Besitzer der Ländereien waren, dann muß Livingstone eine Entschädigung erhalten und ebenfalls genügend Zeit, um die Ländereien wieder in den Besitz der Indianer übergehen zu lassen.“

Nachdem ihre Argumente beendigt waren, trat Weiser vor:

„Sir Johnson,“ sprach er, „es wäre ein Unrecht, wollten Sie die Entscheidung aufschieben. Die Indianer sind nicht vertraut mit all den Wandelgängen des englischen Rechts. Ihnen ist Unrecht geschehen, und nicht ein Mensch im Bereich meiner Stimme wagt es, aufzustehen und meine Behauptung zu bestreiten. Warum sollten Sie, Sir, nicht auf der Stelle den erschwindelten Kaufbrief zerreißen? Sie würden durch eine solche Tat allen Grund zur Unzufriedenheit mit einem Schlage entfernen, das Ansehen der englischen Krone unter den Deutschen zugleich fördern, und Gott weiß es, wie notwendig auch dieses im Lande ist. Dieser Kauf-

brief ist erschwindelt! Daß Livingstone bei Nacht die Vermessung vornahm, was niemand bestritt, ist eine Niederträchtigkeit und ein Bubenstück ohnegleichen. Ich weiß, daß meine Rede keinem der anwesenden Engländer gefällt. Allein ich habe nicht mehr als sechzig Jahre gelebt, um im Alter durch ein Unrecht meinen Namen bei den Indianern zu beflecken und mein Gewissen vor Gott zu belasten. Sir, gebrauchen Sie Ihre Autorität und vernichten Sie durch eine einzige mutige Tat für alle Zeiten das unsaubere Geschäft der Landschwindler."

Einen Augenblick schien sich Sir Johnson zu besinnen, dann erhob er sich, und in langsam feierlichem Tone sprach er:

„Meine Aufgabe ist einfach. Es ist mir persönlich unangenehm, daß ich konstatieren muß, dieser Kaufbrief ist durch Schwindeleien gemeinster Art erlangt worden. Aber mein Amt verlangt, daß ich niemandes Person als Richter ansehe. Darum erkläre ich den Verkauf für null und nichtig, das Land bleibt im Besitz der Indianer, niemand unterstehe sich ferner, die deutschen Pächter zu belästigen! Gerichtsdiener, vertagt das Gericht!"

Der Gerichtsdiener rief, wie das hierzulande Sitte ist:

„Das Gericht ist vertagt: Gott segne den König!"

Die Engländer schauten mit bösen Blicken nach Weiser, die Indianer dagegen drängten auf ihn ein, selbst die dicken Squaws ließen's sich nicht nehmen, ihm die Hand zu drücken.

Sir Johnson hatte sein Pferd bestiegen und war weggeritten. Er ist ein rechtlicher Mann, aber eben auch wie die andern, zuerst Engländer. Nur wenn es ihren Interessen nicht zuwider ist, dann wird er der Freund der Deutschen. Aber selbst Weiser gibt zu, daß in New York er der beste Richter sei.

Die beiden Livingstone konnten die Lektion, die ihnen Weiser durch seine Rede erteilt hatte, nicht verschmerzen. Wie Sir Johnson weggeritten war, kamen sie auf ihn zu:

„Wir werden Ihnen dieses gedenken," begannen diese ehrlosen Schufte, „der Gouverneur ist unser Freund, und das Land bleibt unser, Johnson hin, Johnson her! Ihr Vater war ein Rebelle und Sie sind noch schlechter!"

Ich habe Weiser nie zuvor zornig gesehen. Wie aber sein Vater genannt wurde, schwollen die Adern seiner Stirne, mit hochrotem Gesicht schaute er die beiden an, dann sprach er:

„Mein Vater hat von dem eurigen Schweres erduldet; der Name Livingstone ist seit den Tagen, da der deutsche Leisler in New York für den König von England sein Leben ließ, gleichbedeutend mit dem einzigen, von dem wir gewiß sind, daß sein Träger in die Hölle gefahren ist, nämlich mit Judas Ischariot. Ich will nicht mit euch streiten, aber eines euch im Vertrauen jetzt mitteilen." Sein Gesicht verriet mir den Schalk. „Ich bin zurückgeblieben, um heute von euch Rechenschaft zu fordern für das Unrecht, das ihr meinem Vater getan, und für das unschuldige Blut, das ihr unter meinen Landsleuten vergossen habt. Wie schändlich die Livingstones

leben, weiß ich schon lange. Heute will ich aber sehen, wie tapfer sie sterben können.

„Mohawks, diese beiden drohen mir mit Gewalt von ihrer Hand und mit Strafe von dem Gouverneur, weil ich dem roten Mann ein gutes Wort gesprochen habe! Wollt ihr zugeben, daß Tarachawagon sterbe?"

Die Indianer hatten dem Auftritt zugeschaut, da aber die Unterhaltung in englischer Sprache geführt wurde, ihn nicht recht verstanden. Jetzt aber stießen sie den Kriegsruf aus. Mir graute; das Blut wollte mir gerinnen, mein Gott, sind die Menschen wahnsinnig? Die Pferde zerreißen ihre Stricke und rasen in den Wald, die Squaws schreien auf und ziehen sich zurück, starke Arme packen die Livingstones, und die jungen Männer, die den Kaufbrief unterschrieben haben und unter den Vorwürfen sich seither ärgerten, versuchen mit der bloßen Hand, sich der Skalps der beiden zu bemächtigen. Andere hatten Stricke und versuchten, die Livingstones zwischen die Gipfel zweier junger Tannen aufzuhängen. Es ging das so rasch, daß man gar nicht den Hergang recht sehen oder beschreiben konnte.

Nun zeigten sie die ganze Feigheit der Verbrecher! Sie fielen auf die Knie; Totenblässe im Gesicht, baten sie um ihr Leben, versprachen alles nur Denkbare. Als Weiser tat, als hörte er es nicht, wandten sie sich an mich, damit ich Fürsprache für sie einlege.

Endlich hatte Weiser genug.

„Ich will dem Teufel nicht vorgreifen," sprach er, „aber vergeßt nicht, wie ihr mir ein andermal begegnen sollt. Geht heim und schämt euch, feige Schurken."

Ich habe nie zuvor Menschen so rasch ihre Pferde besteigen sehen, wie die beiden Livingstones, diese Freunde des Gouverneurs.

Zwanzigstes Kapitel

„Sie werden uns künftig in Ruhe lassen!" sagte ich auf dem Heimwege.

„Ich glaub' es nicht", gab Weiser zur Antwort. „Die Kolonialaristokratie ist die schlimmste Blutsaugerin, die es gibt. Sie übertrifft noch jene deutschen Fürsten, die ihre tapfersten Männer als Kanonenfutter an den König von England verkaufen."

„Entschuldigen Sie, aber die Weisers sind Schwarzseher!"

„Vielleicht, Herr Pfarrer. Aber mein Vater hatte Ursache dazu. Auch ich habe im Dienste für den Kolonialgouverneur Dinge mit angesehen, bei denen es mir mehr als einmal schwarz vor den Augen gewesen ist. Wie schändlich wurden von Gouverneur Clinton nur die Herrnhuter behandelt?"

„Erzählen Sie, bitte, ich habe den Hergang nie richtig vernommen."

„Das Wichtigste ist mit wenigen Worten gesagt. Es war im Jahre 1736, da reiste ich im Auftrage des Gouverneurs von Pennsylvanien zu

den Indianern, um durch persönliche Verhandlungen diese zu bewegen, die Streitaxt zu begraben. Es war der Stamm der Ironkenesen. Auf dieser Reise von etwa 500 Meilen hatte ich unglaublich viel Ungemach auszustehen, indem ich bei hartem Winter durch tiefen Schnee, durch Bäche und Flüsse und durch trostlose Wildnis mich mit Proviant auf dem Rücken durcharbeiten mußte. Zwei Indianer begleiteten mich eines Tages eine Strecke weit. Als diese mir ansahen, wie ich den Strapazen beinahe erlag und mir der Mut sank, da trösteten sie mich, indem sie sagten:

‚Sei getrost, Tarachawagon, durch Leiden an seinem Leibe wird dem Menschen die Sünde abgewaschen.'

Dieses Wort aus dem Munde der Wilden drang mir ins Herz und ermutigte mich zu neuer Anstrengung.

Bald darauf traf ich den Bischof Spangenberg von der Brüderkirche, dem ich den Vorgang erzählte. Er berichtete darüber nach Herrnhut. Sofort wurde dort beschlossen, zu diesen zwar blinden, aber doch nachdenkenden Heiden Missionare mit der Predigt des Evangeliums zu senden.

Es kam zuerst Missionar Büttner, ein edler, frommer Mann; ihm folgten andere, und in wenigen Jahren hatten die Herrnhuter eine Gemeinde gesammelt aus Indianern zu Shekomeko. Dieser Platz liegt etwa hundert englische Meilen von New York, unweit der deutschen Niederlassung Rheinbeck.

Als nach etlichen Jahren der Graf Zinzendorf selber nach Amerika kam mit seiner Tochter Bettina, da wurde sogar der Häuptling Tshoop getauft in Gegenwart Zinzendorfs. Es machte das großes Aufsehen!

Der Mann, der vorher ausschaute wie ein Bär, war zu einem Lamme geworden, und man konnte ihn nicht ansehen, ohne über die gewaltige Kraft von Gottes Wort und Sakrament zu staunen. Er hatte eine vorzügliche Gabe, das, was er sagen wollte, recht deutlich zu machen, zuweilen auch durch Bilder. Wenn er sein böses Herz beschreiben wollte, so zeichnete er mit Kohle ein Herz, aus dem aus allen Seiten Zacken und Stacheln herausgingen, und sagte:

‚Sehet, so ist das Herz, wenn der Satan darin wohnt, alles Böse kommt von innen heraus.' — Das macht einen stärkeren Eindruck als die künstlichste Rede."

„Sind Sie ein Herrnhuter? Es gehen darüber Gerüchte."

„Ich bin's nicht. Aber im Vergleich mit den Wanderpredigern sind diese Herrnhuter die reinsten Engel. Ich will nicht leugnen, daß die selbstlose Arbeit, die geradezu kindliche Einfalt dieser Missionare, mit der sie unter Wilden lebten, auf mich einen tiefen Eindruck machte. Dann habe ich auch den Grafen Zinzendorf auf seinen Reisen zu den Indianern begleitet, und obgleich ich die weitreichenden Pläne des Grafen nicht verstehen konnte, hat mir doch die Wärme seines Glaubens wohlgetan. Wie ein Wunder Gottes aber steht die Geschichte von der Bekehrung der Indianer vor mir."

„Sie hatten also in Shekomeko wirkliche Bekehrung von Indianern?"

„Jawohl! Ich kenne die Rothäute so gut wie irgendeiner im Lande, die Umwandlung der Wilden war eine vollständige, eine radikale. In ihrem Leben war ein Wechsel eingetreten, wie der von Nacht und Tag. Wären diese Übertritte zum Christentum nur erheuchelt gewesen, bestände heute die Mission noch, denn gegen Heuchelchristentum hat England noch nie Einwendung gemacht. Radikal war die Umwandlung des Volks, ebenso radikal wie der Missionseifer der Brüder. Missionar Post heiratete sogar ein getauftes Indianermädchen, um auf diese Weise dem Stamme noch näher zu kommen und das Vertrauen der Wilden zu erlangen.

Soweit war alles gut gegangen. Solange die Kolonialaristokraten dachten, die Missionare würden von den Wilden ermordet werden, rührten sie die Hand nicht. Aber als auf einmal der Schnapsverbrauch unter den Indianern abnahm, man auch ihre Squaws nicht mehr kaufen konnte, erhob sich der Sturm der Entrüstung.

Welche Frechheit, hieß es, diese Missionare wollen die Roten den Ackerbau lehren und ehrliche Handwerker aus ihnen machen? Unerhört, solche Frechheit. Wir gebrauchen das Land, wir betreiben die Industrien, wir leben zum Ruhme Gottes und des Königs! Die Herrnhuter? Ausländer, Fremde sind sie im Lande, sie gehören nicht einmal zur Episkopalkirche! In allem Ernste wurde behauptet, der Graf Zinzendorf sei ein Katholik und wolle die Kolonien an den König von Frankreich verraten.

Um es kurz zu machen, Herr Pfarrer, die Geschichte vom Schoharie wiederholte sich in Shekomeko. Alle Vorstellungen der Missionare, alle Lehrdarstellungen halfen nichts! Der Hinweis auf den rechtschaffenen Lebenswandel der Getauften erbitterte die Aristokraten nur. Wie einst mein Vater mit Hunderten unseres Volkes nach Pennsylvanien zog, vertrieben durch Gouverneur Hunter, so trieb jetzt Gouverneur Clinton die Herrnhuter aus dem Staate New York. In der Nähe von Bethlehem in Pennsylvanien bauten sie ein kleines Indianerdorf. Aber nicht alle Getauften erreichten es, viele erlagen auf der Flucht, andere wurden überfallen von betrunkenen Indianern und getötet. Das alles wurde von Gouverneur Clinton und seinem Anhange ins Werk gesetzt im Namen der Zivilisation und des Christentums.

Die Pfälzer und Schwaben verfolgten sie, weil diese keine Heiden werden wollten, sondern freie, selbständige Bauern und Kolonisten. Die Herrnhuter wurden vertrieben, weil sie aus den Heiden zivilisierte Menschen machen wollten.

Es ist immer dieselbe Geschichte, überall Jakobs Stimme, aber Esaus Hand!

Zweimal wurden die Deutschen aus New York vertrieben, zum erstenmal am Schoharie, zum zweitenmal aus Shekomeko. New York ist darum in seiner Entwicklung zurückgeblieben, Pennsylvanien hatte dagegen den Vorteil, es übertrifft an Bevölkerung und Wohlstand New York. Frieden erhalten wir erst, wenn der freie Bauernstand auch frei sich selber regieren wird."

„Und Sie sind kein Herrnhuter?"

„Wie sollte ich? Meine älteste Tochter ist seit zwanzig Jahren verheiratet mit dem Pfarrer Heinrich Melchior Mühlenberg, einem tüchtigen Mann, den seine Freunde in Pennsylvanien den ‚Vater der lutherischen Kirche' nennen. Zwei seiner Söhne studieren bereits Theologie; will's Gott, dann werde ich der Ahne einer lutherischen Pfarrfamilie werden. Das ist mehr als der Titel: ‚Gouverneur von New York'. Gott hat mich und meine Kinder reich gesegnet. Denke ich über mein Leben nach, dann rufe ich immer wieder: ‚Wenn das doch mein Vater noch erlebt hätte!'"

Er schloß mich in die Arme, Tränen netzten seine Wangen, dann ritt er weg. Wir waren bewegt. Keiner sprach ein Abschiedswort!

Bald danach erhielt ich einen Brief von seinem Schwiegersohn, dem Pfarrer Mühlenberg:

„Es war Vaters letzter Wunsch, ich sollte Sie benachrichtigen, wenn er heimgegangen sei. Er fühlte sein Ende kommen. Mit seiner Frau suchte er den letzten Ruheplatz sich aus wenige Tage vor seinem Tode. Eine Meile unterhalb Wommelsdorf, gegen Reading zu, auf einer Anhöhe ruht er und wartet auf den Ostermorgen. Wir haben, wie er bestimmte, einen Grabstein aus rotem Sand darauf anbringen lassen mit der einfachen Inschrift:

‚Konrad Weiser, Württemberg 1696, gestorben 1760.'"

Mit dem Briefe ging ich zu General Herkimer. Als ich seinen Inhalt ihm vorgelesen hatte, ging er hinaus. Als er eine halbe Stunde später wieder ins Zimmer trat, gab er mir die Hand:

„Seinesgleichen gibt es keinen mehr im Lande", sprach er. Seine Augen waren gerötet. Er hatte geweint.

(Schluß folgt)



Bismarck

Von

Paul Dörr

Als du schiedest, riefen sie,
Deine Treusten, schmerzbeklommen,
Tausendstimmig fort und fort:
Wiederkommen, wiederkommen!

Als du kamest, deinem Herrn
Neu die Hand in Treu' zu reichen —
O wie huldigte dein Volk
Dir dem Fürsten ohnegleichen!

Aus den fernsten Gassen klang's,
Von den höchsten Fensterscheiben:
Bismarck, Bismarck, einziger du —
Wiederkommen, bleiben, bleiben!

Ach, noch heut' ob deiner Gruft
Tönt die Klage schmerzbeklommen:
Bismarck, Bismarck, einmal noch
Wiederkommen, wiederkommen!





Die letzten Ziele der christlichen Arbeiterbewegung

Von

Robert Jaffé

Die christlichen Gewerkschaften sollen die großen Gegensätze vorwegnehmen, die, selbst wenn das sozialdemokratische Zukunftsstaatsprogramm bis aufs letzte Tüpfelchen erfüllt wäre, sich unter den Arbeitern selber mit Naturnotwendigkeit ergeben müßten. Zwischen den genußgierigen, hohlen Elementen und den kernfesten, echt deutschen, christlichen. Festgemauert in der Erden müssen die christlichen Arbeiterverbände dastehen in ihrem Trutz gegen die unfaßbaren Mächte des großen Kapitals; nichts wäre abscheulicher und empörender, als wenn harmlose, rührend gutmütige Arbeiterelemente von schlauen und gierigen Unternehmern sollten ausgebeutet werden. Niemals dürfen sie, die christlichen Gewerkschaften, sich dazu hergeben, etwa bei den Reichstagswahlen die von ihnen organisierten Arbeiter den extremsten Vertretern einseitig kapitalistischer Parteien gleichsam als Stimmvieh zuzuführen. Sie müssen, in besonderen Fällen, wenn es den Kampf für unmittelbare Gegenwartsinteressen der Arbeiter gilt, auch bei den Wahlen den Mut haben, mit Sozialdemokraten zusammenzugehen. So lange müssen sie Bedenken haben, der Sozialdemokratie Abbruch zu tun, als sie fürchten müssen, auf ihren Trümmern könnte eine volksfremde, glaubenslose Plutokratie ihr Zwing-Uri aufrichten. Alsdann können sie den natürlichen Gegensatz zwischen der praktischen Arbeit der Gewerkschaft und zwischen dem den wirklichen Interessen der Arbeiter vollkommen fremden Machtdurste unredlicher sozialdemokratischer Führer ganz für sich ausnützen. Vertreten sie mit Festigkeit den Kampfstandpunkt gegen ein großkapitalistisches, rücksichtsloses Unternehmertum, so entwickeln sie bereits all die Gegensätze, die in der Arbeiterschaft selber gegenwärtig unter dem Druck des gemeinschaftlichen wirtschaftlichen Kampfes unbemerkt schlummern.

Damit soll die Aufgabe der christlichen Gewerkschaften nicht darauf beschränkt werden, sich gegenüber dem revolutionären Flügel der Sozialdemokratie zu dem umzubilden, wovon Nationalsoziale und Freisinnige wie

Naumann und Barth träumen: zu einer positiv reformerischen, liberalen Arbeiterpartei. Entwicklungstendenzen nach dieser Richtung hin sind nun freilich in der Sozialdemokratie selbst unzweifelhaft mächtig. Auf jedem Parteikongresse seit der Aufhebung des Sozialistengesetzes haben sie sich bemerkbar gemacht. Schon 1891, in Erfurt, verlangten die „Jungen", die Partei möge zu einer „rein proletarischen" werden und die „opportunistischen, possibilistischen Elemente" ausscheiden; 1893, in Köln, mußte Bebel zur Wachsamkeit raten gegenüber den Führern der Gewerkschaftsbewegung, gegenüber einer „sozialdemokratischen Wadenstrümpfelei"; 1894, in Frankfurt, mußte er sich wehren gegen den gemäßigten Standpunkt Vollmars; 1898, in Stuttgart, 1899, in Hannover, 1901, in Lübeck, gegen den Revisionismus Bernsteins; 1903, in Dresden, abermals gegen Bernstein und seine Gefolgschaft der Braun, Göhre, Bernhard usw.; und auch auf dem Parteitage in Jena trat der Gegensatz zwischen den beiden Richtungen trotz all der sorgfältigen Beschwichtigungsversuche deutlich genug hervor. Aber den christlichen Arbeiter trennt doch auch von dem noch so gemäßigten, reformerischen Sozialdemokraten immer noch eine ganze Welt, eine ganze Weltanschauung. Der nationalliberale Abgeordnete Hilbk erklärte einmal im Landtage, er sehe keinen Unterschied zwischen den Christlich-Sozialen und den Sozialdemokraten. Vom Standpunkte des Fabrikkontors aus braucht auch in der Tat kein Unterschied zu bestehen zwischen den beiden; an Elan in der Verteidigung der Arbeiter gegen ein unsoziales Unternehmertum brauchen die christlichen Organisationen in der Tat den sozialdemokratischen nicht nachzustehen. Wer aber zwischen einer gewerkschaftlich noch so radikalen christlichen und zwischen einer sozialdemokratischen Arbeiterbewegung keinen Unterschied wahrzunehmen vermag, beweist damit nur, daß für ihn einzig und allein die privaten Kapitalsinteressen von Bedeutung sind, aber nicht die unendlich wertvollen, kaum wägbaren Interessen des äußeren nationalen und inneren christlichen Lebens.

Die christliche Arbeiterbewegung könnte dem deutschen Arbeiter eine unbeugsame, gar nicht zu überbietende Vertretung seiner realen, gewerblichen Interessen geben und noch so vieles dazu. Sie kann ihm erst die volle Emanzipation bescheren, von der die Sozialdemokraten so viel reden. Die sozialdemokratisch verhetzten Arbeiterburschen glauben zwar, sie hätten sich Wunder wie zur Geltung gebracht, wenn sie ein freches und ungebührliches Auftreten haben, an Straßentumulten teilnehmen, Latten von den Zäunen losreißen und damit und mit Steinen gegen Schutzleute vorgehen; damit, glauben sie, haben sie den Respekt vor ihrem Stande gesteigert. Aber in Wahrheit machen sie den Arbeiter bei den anderen nur geradezu verhaßt und verachtet. Die Achtung vor einem Stande läßt sich nicht mit Gewalttätigkeit erzwingen, sondern gerade im Gegenteil nur durch ein anständiges, ehrenwertes Streben. Die jungen Arbeiter, die sich einbilden, das Ansehen ihres Standes dadurch zu steigern, daß sie sich mit einer eingeredeten Macht auf der Straße breit machen und trotzig auftreten

gegen die anderen, sind in einem völligen Irrtum befangen. Mit den Arbeitern, die nur ihr Einkommen zu steigern suchen, kann jeder Volksgenosse aus den anderen Ständen liebevoll sympathisieren: durch ein auffälliges Betonen seiner angeblichen Machtfülle macht der Arbeiter seinen Stand zum Schaden eben seiner selbst bei den anderen nur unbeliebt. So flößt doch auch der reiche Jude, der etwa auf die Schuldverschreibungen pocht, die in seinen Händen sind und ihm eine gewisse Macht geben, dadurch den Christen nicht eine höhere Achtung ein vor seiner Gemeinschaft, sondern macht sie nur verhaßt. In Wahrheit gibt sich jeder seine soziale Stellung selbst durch sein sittliches Verhalten. Zum Beispiel: ein Arbeiter, der seine Tochter so erzieht, daß sie niemals ohne die Begleitung des Vaters oder der Mutter zu einem Vergnügen gehen oder, ohne daß sie die Erlaubnis der Eltern eingeholt hätte, überhaupt nicht fortgehen darf — ein Arbeiter, der seine Tochter so erzieht, hat sich jedem Fabrikanten oder Professor gleichgestellt und wird von ihnen gewiß aufs höchste geachtet werden.

Zu dieser echten wahren Emanzipation des deutschen Arbeiters aber gehört es, daß er nicht wie der Sozialdemokrat seinen Blick von dem „eleganten", luxuriösen Leben der Reichen bannen läßt, sondern sich eine eigene Welt schafft mit eigenen Grundlagen, mit eigenen Maßstäben. An dem „eleganten" (in Wahrheit so hohlen und leeren) Treiben der Reichen mit ihren durch Geld zu vermittelnden, käuflichen Genüssen wird der Arbeiter, auch wenn er ein noch so hohes Einkommen gewinnen sollte, niemals zu seiner Befriedigung teilnehmen können. Die Reichen nicht einmal können von dem äußerlichen, anmutlosen, von Gott und der Natur verlassenen Genußjagen im Innersten erquickt werden, sondern ihr Gemüt bleibt zerrissen, ihre Nerven bleiben krank: der Arbeiter aber sollte ihnen dieses kümmerliche, glücklose Genußleben neiden, anstatt sich selbst eine höhere Welt der Schlichtheit und natürlichen Einfachheit zu schaffen, die ihm die Verständigeren und Tieferen unter den Reichen noch neiden müßten? Die Arbeiter könnten eher danach streben, durch ein höheres Einkommen das schöne, anständige Gleichmaß und die schöne freiwillige Gebundenheit des alten Mittelstandes für sich möglich zu machen: dieser alte Mittelstand fühlte sich immer den in ihrem üppigen Luxus erstickenden reichen Großhändlern und Großunternehmern überlegen. Die Sozialdemokraten, die nach nichts anderem streben als nach einer Vergrößerung ihres Geldverdienstes, kommen damit doch nicht über die Fabrikanten, Händler und Bankiers, all die „Kapitalisten" hinaus. Wenn diese aber nichts Größeres kennen als den Gelderwerb, so müßten die Arbeiter ihnen etwas Höheres entgegenstellen. Der Arbeiter, wenn er die alte, mittelständische Gesinnung und Ehrbarkeit gewinnt, kann dem reichen Unternehmer und Kaufmann genau so überlegen gegenüberstehen wie der Edelmann von echtem Schrot und Korn: diesen ganzen Luxusflitterkram kann er unendlich gering schätzen und sich seiner gediegenen, deutschen Gesinnung als des bei weitem Höheren bewußt werden.

Aus solch einer echten, rein deutschen Sinnesart folgt nun für den Arbeiter mancherlei:

Zum ersten könnten die einfachen Leute ebensogut mit Vergnügen sich dessen bewußt werden, daß sie keine Reichen sind. Sie könnten sagen: „Wir brauchen uns nicht das Leben mit ‚feinen' Sitten unbequem zu machen; wir können sprechen, wie uns der Schnabel gewachsen ist." Aber viele leider wollen nicht einfache Arbeiter bleiben; sie wollen, obgleich sie Arbeiter oder Handwerker sind, sich auch schon die Sitten der sogenannten vornehmen, reichen Leute aneignen. Sie sagen: „Warum soll der feine, gesellschaftliche Ton ein Vorrecht der Reichen sein? Warum sollen wir ihn nicht auch anwenden dürfen?" Ja, sie dürfen es. Den Reichen nehmen sie damit wenig: ein sozialdemokratischer Arbeiter in Berlin darf auch (so lächerlich und unglaublich es erscheint, ich habe es mit eigenen Ohren gehört) zu der Frau eines Kameraden „Gnädige Frau" sagen. Aber sich selber machen sie damit das Leben unbehaglicher und schwerer. Es ist doch schon ebensoviel, daß einer sauber und anständig, als daß er reich und elegant gekleidet sei. Die deutschen Arbeiter könnten, indem sie anstatt zu den Geldmagnaten zu Gott und zu dem Genius ihres Volkes aufblickten, ihr Leben auf eine eigene, tiefe und schöne Weise zu verklären und auszustatten wissen, so daß sie sagen dürften: „Kommerzienrat, komm her! Sieh zu, ob du es vermagst, dein Leben so schön und harmonisch und beseligend zu gestalten wie wir!" — Zum zweiten könnten die Arbeiter frei bleiben von dem Genußjagen und der Genußgier der Reichen und darum lieber auf eine breite Behaglichkeit, als auf eine Verkürzung der Arbeitszeit sehen. Die Arbeiter oder Handwerker oder Krämer, die den ganzen Tag hindurch in sonniger Behaglichkeit ihrer Arbeit obliegen, schaffen nicht weniger als diejenigen, die drei Viertel des Tages in Hetze und Hast arbeiten und dafür ein Viertel zur Erholung und zum Genuß in Anspruch nehmen: aber der langsamere Arbeiter bewahrt sich einen besseren Zustand seiner Nerven und seiner Gesundheit, die unerläßliche Vorbedingung jeglichen Glückes und Genusses; was frommt es dem intensiveren Arbeiter, daß er nur eine verhältnismäßig kurze Zeit des Tages zu arbeiten braucht und die übrigen Stunden zum Genusse freibehält, wenn er dann nicht mehr die zum wahren Genießen unbedingt erforderliche Ausgeruhtheit mitbringt? Anstatt für eine Verkürzung der Arbeitszeit könnten die Arbeiter lieber kämpfen gegen eine nervenzerrüttende, verderbliche Intensität der Arbeit. Nirgends ist, bei scheinbarem Wohlergehen der Arbeiter, ihre Ausbeutung schlimmer und raffinierter als in Amerika. Was nützt dem Arbeiter dort der relativ hohe Lohn, wenn er mit vierzig Jahren schon verbraucht ist und unfähig, am Leben noch Freude zu haben? Dann können auch die kurzen 25 Jahre des Arbeitslebens trotz scheinbaren Wohllebens und Genießens nicht beglückend gewesen sein; denn sie sind alsdann doch erfüllt gewesen von einer Verminderung und Zerstörung der eingeborenen, holden Lebensfreudigkeit. — Zum dritten: die frohe und natürliche Gesundheit der unteren

Volksschichten, der Arbeiter und Handwerker, rührte immer davon her, daß sie in einer ungetrübten Naivität und Harmlosigkeit und inneren Lieblichkeit leben durften. Sie hatten gewiß weniger Sorgen als die geschäftsschlauen Naturen, die es mit ihren Unternehmungen vielleicht zu vielem Geld und umfangreichen Geschäftsbetrieben brachten: Gott hatte die beiden Lose stets gerecht gegeneinander abgewogen. Die Arbeiter haben nun alle Veranlassung, sich diese Naivität, die sie allein glücklich machen kann, nicht rauben zu lassen. Nicht von den Unternehmern, die mit raffinierten Praktiken bei den Arbeitern Mißtrauen und das Gegenteil von Harmlosigkeit geradezu erzwingen. Aber auch nicht von den Sozialdemokraten, die jede Harmlosigkeit und Gläubigkeit von vornherein ablehnen und dem Mißtrauen ebenso von vornherein den Vorzug geben. Diejenigen Arbeiter, die sich in naiver Harmlosigkeit wohlfühlen, müssen in den Sozialdemokraten ebenso ihre Feinde sehen wie in den unredlichsten Unternehmern. Denn wäre der bewußte Zukunftsstaat erst eingerichtet, so würden die sozialdemokratischen Herren ihnen, den harmlosen und reinen Naturen, niemals Gerechtigkeit zuteil werden lassen, sondern sie geradezu zu Arbeitssklaven der schlaueren Arbeiter selber machen; die Umwälzung würde, wie *stets* bei ökonomischen Umwälzungen, allein den Geschäftsschlauen, Raffinierten, Selbstsüchtigen in der neu aufsteigenden Klasse Vorteil bringen. Den christlichen Arbeitern aber kann die Harmlosigkeit und Naivität ermöglicht werden durch ihre besondere Bewegung. Niemand wird von ihnen, den christlichen Arbeitern, verlangen, sie sollten sich schutzlos den Unternehmern preisgeben, unter denen doch viele unredlich sein und schimpfliche, ausbeuterische Praktiken anwenden könnten. Aber für den Schutz ihrer Interessen gegen die Übermacht des Unternehmers sind alsdann besondere Organisationen da: Rechtsschutzverbände; es wird immer kampflustige, praktische Naturen geben, die geeignet sind, solchen Organisationen vorzustehen. Durch sie wird es den christlichen Arbeitern in ihrer großen Masse ermöglicht, daß sie ihr inneres Leben nicht zu schänden brauchen durch einen ununterbrochenen Haß und Streit um materielle Güter. — Zum vierten endlich: die Liberalen stehen auf dem Standpunkte, daß, wer das Geld habe, auch das Ansehen und die Macht haben müsse. Das ist der große Gegensatz zwischen den kapitalistischen Liberalen und Demokraten und den deutschen und christlichen Bauern und Bürgern und Edelleuten. In deutschen Landen ist es glücklicherweise dabei geblieben, daß die Edelleute auf ihren alteingesessenen Burgen, auch wenn sie weniger vermögend sind, gegenüber den über Nacht reich gewordenen Schacherern und Händlern das größere Ansehen und die größere Macht im öffentlichen Leben *bewahrt* haben. Die Arbeiter nun können ihrerseits doch niemals durch den äußeren Aufwand der Lebensführung zu Ansehen emporklettern: sie müssen es dankbar begrüßen, wenn etwas anderes als die Höhe des jährlichen Einkommens, als der Aufwand der äußeren Lebensführung, der Kleidung und Wohnung über das Ansehen entscheiden soll; sie müssen lieber zu den christlichen Edelleuten und Bauern

und Bürgern halten als zu den unchristlichen Repräsentanten des bloßen, traditionslosen Reichtums.

Das alles folgte für den Arbeiter aus einer wahren, echten Emanzipation. Diese wäre vor allem eine Emanzipation von der unchristlichen Lebensanschauung eines gewissen Händler- und Ausbeutertums.

Wenn ein Arbeiter so viel verdient, daß er seine Familie genügend ernähren und kleiden kann, darf er dann nicht völlig zufrieden sein? In dem Rahmen solch einer eingeschränkten Existenz ist Raum genug für die Entfaltung des höchsten und reinsten menschlichen Glückes: wenn einer dem anderen mit einem für einen Groschen gekauften Stück Kuchen Liebes erweist, ist es dasselbe, ja, noch ein bei weitem höheres Glück, als es dem Millionär vergönnt ist, der Geschenke für Tausende kauft und austeilt. Wahrlich kann jeder in solch einem bescheidenen Rahmen das höchste menschliche Glück erringen. Wenn die Frau nur auf eine anständige Sauberkeit in ihrer kleinen Wohnung oder in ihrer Kleidung hält, so ist sie mindestens ebenso erquickend und liebenswert wie eine Dame in luxuriös ausgestattetem Boudoir; wenn sie ihre Kinder nur sauber hält, sind sie auch ästhetisch dem Fremden die gleiche Augenweide wie Kinder von reichen Eltern. Fürwahr, der Arbeiter kann sich in den bescheidenen Grenzen einer kleinbürgerlichen Existenz höchst, ja überschwenglich glücklich fühlen. Nur darf er freilich nicht — wie die Franzosen immer den Blick auf das Loch in den Vogesen gerichtet halten — unverwandt auf den Luxusflitterkram der Reichen starren. Die Sozialdemokraten aber drehen seinen Kopf immerwährend so, daß sein Blick gerade auf die luxuriöse Lebensführung der Reichen fällt und ihm die Traulichkeit seines eigenen kleinen Heims als bemitleidenswerte Dürftigkeit erscheinen läßt. Damit machen sozialdemokratische Hetzer, die den Arbeiter nur als Werkzeug für ihre eigenen Machtgelüste benutzen wollen, ihn, den deutschen Arbeiter, direkt unglücklich. In Amerika selbst, wo eine ungeheure Entwicklung der Industrie auch den Arbeitern eine verhältnismäßig reiche Lebensführung gewährt, erscheint die Existenz der Arbeitermassen geradezu bemitleidenswert in ihrem Übermaß einer äußerst intensiven, geist- und gemütlosen und darum unbefriedigenden Arbeitsleistung gegenüber der äußerlich glänzenden und blendenden Lebensführung der Reichen oder Wohlhabenden. Der deutsche Arbeiter aber, etwa im Harz, kann bei einer weit eingeschränkteren Lebensführung glücklich werden durch die Schätze, die er aus den tiefen Schächten des eigenen Gemüts heraufzubefördern vermag. — Unter den besser bezahlten Arbeitern und Werkmeistern sind so viele, die in ihrer äußeren Lebensführung längst das Niveau des kleinen, kleinstädtischen Mittelstandes erreicht haben: von ihnen kann man am ehesten sagen: „Es tut mir in der Seele weh, daß ich euch in der Gesellschaft seh'." Dabei ist das sozialdemokratische Bekenntnis dieser ehrenfesten Leute immer ein Mißverständnis. Sie wollen — berechtigterweise — in der kulturellen Geltung steigen; aber sie übersehen, daß sie auf dem Wege der sozialdemokratischen Weltanschauung nicht vorwärts kommen.

Je weiter sie in die kapitalistische Kultur der Zügellosigkeit mit ihrem Größenwahn des einzelnen, mit dem Ersatz des Glaubens durch den Kunstgenuß, mit der maßlosen Überschätzung der Verstandesbildung hineinschreiten, um so größer wird nur der Abstand zwischen den Bevorzugten der kapitalistischen Weltordnung, den Reichen, und ihnen; dieses glänzende, flimmernde, elektrisch strahlende „Glück“ der Reichen oder auch nur Wohlhabenden schwebt vor ihnen wie ein Falter, nach dem sie doch immer vergeblich haschen müssen. „(Nicht in Rom, in Magna Gräcia) dir im Herzen ist die Wonne da“; so formulierte es Goethe. Die unzähligen ehrenfesten Naturen unter den Sozialdemokraten braucht man nur überzeugt zu haben, daß sie ihre besonderen wirtschaftlichen Interessen und ihre soziale Geltung auch im Zusammenhange mit einer echt deutschen, echt christlichen inneren Kultur vertreten können: so werden sie sogleich die bessere Natur in sich zum Durchbruch kommen lassen.

Indem der deutsche Arbeiter sich dergestalt aber selbst emanzipierte, rettete er auch allen anderen Deutschen unersetzlich wertvolle nationale und religiöse Besitztümer. Die christliche Arbeiterbewegung könnte die wertvollen, unersetzlichen lichten Keime der schönsten deutschen und christlichen Volksart durch all die Nachtfröste der kapitalistischen Dekadenz sorgsam eingehüllt hindurchtragen. Wenn die friesischen Arbeiter oben in den norddeutschen Werften oder die niedersächsischen Bergleute in Westfalen oder Hannover sich im Streik fromm und ehrenhaft gegen ein ausbeuterisches internationales Bank- und Börsenkapital erheben, so kann das sogar eine sittliche Erhebung für unser gesamtes deutsches Volk sein. Als in Württemberg unter dem Juden Süß oder in Berlin unter Friedrich Wilhelm II. die oberen, vornehmen Stände ein Bild des äußersten Sittenverfalles boten, blieb der eigentliche Bürgerstand ganz unberührt von der allgemeinen Verderbnis. Er glaubte es nicht den Vornehmen gleichtun zu müssen dadurch, daß er etwa mit ihnen an Sittenlosigkeit wetteiferte — er fühlte wohl mit gesundem Instinkt, daß er sich dadurch nur lächerlich machen könne —; sondern dazu hielt er sich für zu gut, und er bewahrte das Gewand seines Standes rein inmitten der allgemeinen Entartung. So könnte heute, da bestimmte kapitalistische Kreise ganz versunken sind in einen gemeinen, abstoßenden Materialismus und Profitgeist, der edle deutsche Arbeiterstand sich absperren gegen den materialistischen, profitsüchtigen Geist der Reichen und seine Würde in einer höheren, christlicheren, nationaleren Auffassung vom Dasein suchen. Das, was für andere Völker ein Element des Zerfalles, der Auflösung ist, könnte für die Deutschen ein Element der Kräftigung und ein würdiger Gegenstand nationalen Stolzes werden. Und daß solch eine Erneuerung der christlichen Arbeiterbewegung vorbehalten wäre, würde sich nur mit dem Ausspruche decken, den Goethe (am 4. Februar 1829) zu Eckermann tat: „... Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat ...“

So können die letzten Ziele der christlichen Arbeiterbewegung unendlich, unermeßlich große sein. Das deutsche Bürgertum hob sich dem privilegierten Adel gegenüber zu voller Ebenbürtigkeit empor dadurch, daß es in der Goethe-Schiller-Epoche bei großer äußerer Enge und Dürftigkeit ein vornehmeres inneres Leben entwickelte, an dem teilzunehmen die edleren Mitglieder des Adels sich zur Ehre anrechneten. Die Bürger lebten ihre bürgerliche Kultur, unbekümmert um die Lebensführung der Vornehmen; Neid konnten sie doch niemals empfinden, wenn sie den Luxus und die Verschwendung der damaligen Großen sahen; ihr verinnerlichtes, harmonisches Dasein konnte ja eher die edleren Naturen unter den Großen mit Neid erfüllen. Heute, gegenüber einem in abscheulichen Materialismus, in Krämertum, flitterhaften, augenblendenden Luxus versunkenen „Groß-Bürgertum" könnten die Arbeiter auf christlicher und nationaler Grundlage ein höheres sittliches Volksleben entwickeln und sich damit den international empfindenden, sich nur in den Großstädten wohlfühlenden Bankiers und Kommerzienräten gegenüber auf eine höhere Stufe des Ansehens stellen und die adligsten Mitglieder der Nation unter sich locken.



Trag auf der Stirn die Wunden

Von

Paul Wolf

Nicht feig verzag, wenn lächelnd das Glück
Dir wie ein Traum entschwunden.
Ruft dich zum Kampfe dein Geschick,
Trag auf der Stirn die Wunden.

Und liegst du am Boden, blutend, besiegt,
Dann hebe den Blick zu den Sternen,
Und frei aus Kerker und Banden fliegt
Dein Geist in leuchtende Fernen.

Und eine Stimme, tief und klar,
Grüßt dich aus goldenen Toren:
„Dem drückt die Gottheit den Kranz ins Haar,
Der nie sich selber verloren!"





Kindermund

Von

K. Bechstein

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund,
Wie Salomo!

Wie der Vogel im Walde aus der Kehle hervorschmettert, was ihm die kleine Brust erfüllt, so auch das Kind.

Es weiß noch nicht, daß sich in Worten auch sagen läßt, was man nicht denkt und fühlt. Sein Innerstes — dem klaren Bergsee gleich — liegt vor uns in seinen Worten, und wie wir so gern nach den hellen Kieseln auf dem Grund des Sees schauen, so auch durch das Kindergeplauder hindurch in des Kindes Seele.

Zwei Kinder unterhielten sich über den Teufel, dem auf Buschs Bilderbogen so jämmerlich mitgespielt wird, und ich war unbemerkt Zuhörer.

„Es gibt überhaupt keinen Teufel", so unterwies das etwa neunjährige Mädchen den fünfjährigen Bruder, der andachtsvoll der Weisheit lauschte, und dem die Schwester mehr Autorität war, als der Professor dem Studenten.

„Der Teufel, das sind nur die bösen Gedanken in uns. In jedem Menschen sind nämlich gute Gedanken und böse Gedanken, die sprechen drin und streiten sich immer miteinander. Wenn ich einen Liedervers lernen muß, da sagen mir die bösen Gedanken: ‚Ach, du kannst ihn gut genug, du kannst nun hinunter auf die Straße gehen und spielen.' Da sprechen aber die guten Gedanken: ‚Nein, du kannst ihn vielleicht doch noch nicht gut genug, es ist besser, du lernst ihn noch einmal.' Und so ist das bei allen Menschen, immer zanken sich die Gedanken miteinander und sprechen: ‚Tue es!' oder ‚Tue es nicht!'

„Wir sollen aber immer den guten folgen und nicht auf die bösen hören."

So die kleine Lehrerin, und atemlos hatte der Junge zugehört, jedes Wort einzeln von den Lippen gelesen. War ihm die Schulgelehrsamkeit noch ein Buch mit sieben Siegeln verschlossen gewesen, eines der Siegel war jetzt erbrochen; der Teufel hatte stark an Respekt bei ihm verloren. Das schien der Seufzer der Erleichterung zu sagen, der endlich der Belehrung folgte.

Aber es konnte doch wohl erst in der Schule so sein; denn nach kurzer Pause folgten dem Seufzer die Worte: „Ich habe noch nichts gehört.“

Nun zeige mir einer einen besseren Spiegel der reinen, ungetrübten Kindesseele, als die paar Worte: „Ich habe noch nichts gehört.“

In ihnen liegt das ganze selige Glück der Kindheit.



Unverstanden

Von

Joh. Quandt

Aller Leiden schwerstes,
Aller Leiden hehrstes,
Dünkt mich auf Erden:
Nicht verstanden werden!

Wenn du ein andrer als andre bist,
Tief fühlst, wo sie nichts empfinden,
Wunder siehst, wo sie keine sehn,
Weinen mußt, wo sie lachen gehn,
Perlen gewinnst, wo sie keine finden,
Wenn du ein Herz wie ein Adler hast,
Wenn dich Gedanken erdrücken fast,
Wenn du all das sprudelnde Leben
Fassen möcht'st und in deins verweben,
Wenn du ein andrer als andre bist —
Hast du es schwer in den Erdenlanden —
Einsam bist du und unverstanden.

Und viele sind es ihr Leben lang;
Salben ihr Antlitz und wandern wie Fremde
Unter dem lachenden schwatzenden Schwarm,
Tragen schweigend den schweren Harm —
Manchmal nur in die Kissen, bang,
Weinen sie ihre brennende Pein,
Klagen sie ihrem Gott allein,
Wenn sie ihn haben — —

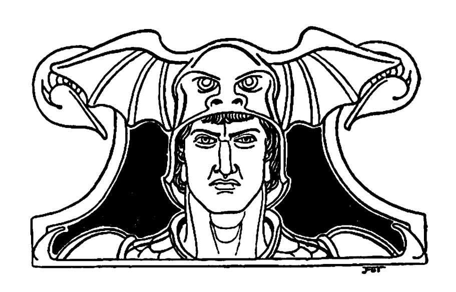
Wohl dir, wenn im Weltgewimmel
Eine Seele doch der Himmel
Dir auf wunderliche Weise
Zuschickt, sanft und wunderleise;

Der du's abfühlst, daß gelesen
Sie in deinem tiefsten Wesen,
Die dich Seltsamen versteht,
Wie ein Engel mit dir geht,
Und die dann, wie Menschen sind,
Dich aus reinem Herzen minnt!

Lege segnend deine Hände
Auf dies Menschenkind am Ende,
Halte in dem Schwarm der Gäste
Fest dies Herz, das allerbeste!
Tu ihm Liebes, wo du kannst,
Weil du seltnes Glück gewannst;
Hüte dich, es je zu kränken,
Mußt ihm Lieb' um Liebe schenken —
Weißt nicht, ob du wirst auf Erden,
Jemals noch verstanden werden!

Einst wirst du dann schlafen gehn! —

In deinem Nachruf ist zu lesen,
Ein andrer wärst du als andre gewesen!
Und plötzlich fangen sie an zu loben — —
Du hörst sie nicht in der Stille droben;
Du trugst hinüber ins neue Leben
All dein Suchen, Sehnen und Streben,
All deine Tränen, all deine Wunden,
Die nun trocknen, die nun gesunden,
In den fernen, den sonnigen Landen
Wirst du verstanden!





Bismarcks Rasse und Herkunft

Wir verstehen Wesen und Wirkungsart eines Menschen nicht ganz, ehe wir nicht die körperlich-geistigen Wurzeln kennen, aus denen er herausgewachsen ist; ehe wir nicht wissen, aus welchen rassenmäßigen Urelementen ihn Mutter Natur zusammengeschweißt hat.

Aber nicht Vater und Mutter allein sind als Bildner des jungen Kindes verantwortlich zu machen. Aus weiter Ferne, über Großeltern, Urgroßeltern und entferntere Ahnen her, kommt das Erbe jedes neuen Menschen geflossen, gleich einem Strome, der breiter und breiter wird, je weiter man ihn in die Vergangenheit zurück verfolgt. Sie alle, die blutsverwandten Aszendenten, geben ihr Scherflein zu der Schaffung des neuen Individuums. Sei es im Keime verborgen, sei es in lebendiger Erscheinung, leben sie alle in ihm fort und geben seiner Laufbahn bis zu gewissem Grade Ziel und Richtung. So kommt es, daß in jedem Neugeborenen nicht allein die Familie, sondern auch die umfassendere Gemeinschaft des Volkes, der Rasse wieder auflebt, daß die letztere sich auch in den seltsamsten Ablegern, in den wundersamsten aufwärts oder abwärts entwickelten Varietäten niemals verleugnet. —

Es ist sicher eine reizvolle Aufgabe, wissenschaftlich festzustellen, welche Rassenbestandteile sich in Erscheinung und Wesensart unserer geistigen Führer erkennen lassen, aus welchen Urelementen sich die besten der Guten zusammensetzen.

Schneiden wir doch damit die alte Streitfrage an, ob reine Rasse eine unerläßliche Vorbedingung genialer Leistungen bildet, oder ob — wie demgegenüber eine Anzahl unserer Fachgelehrten annimmt — erst eine gewisse Vermischung gewisser Rassen es zu solchen Leistungen kommen läßt. So viel jedenfalls ist sicher: die in Europa ansässigen Hauptrassen sind in bezug auf kulturelle Begabung *keineswegs etwa gleichwertig*. Diese Hauptrassen, drei an der Zahl, sind die *nordeuropäische*: hochgewachsen, helläugig, blond, mit weißer Hautfarbe und länglichem Schädel; ferner die sogenannte *Mittelmeerrasse*: kleiner, brünett bis schwarzhaarig, mit gelblicher Hautfarbe und dunklen Augen; und endlich — drittens — die sogenannte *„alpine“ oder mongoloide Rasse*, ein westlicher Seitenzweig der großen mongolischen Völkerfamilie, mit allen mehr oder weniger ausgeprägten Kennzeichen der letzteren.

Aus diesen drei Rassen setzen sich die europäischen Völker im wesentlichen zusammen. Lediglich die verschiedene prozentuale Verteilung dieser Grundelemente bedingt ihre außerordentliche innere und äußere Verschiedenheit.

Folgen wir den Anschauungen Ludwig **Woltmanns** u. a., die sich heute mehr und mehr durchsetzen, so ist in erster Linie die nordische, in zweiter erst die Mittelmeerrasse imstande, unter gewissen Umständen aus sich heraus geniale Anlagen zu entwickeln, während die kurzköpfige mongoloide Rasse mehr das beharrende, stabilere Moment vertritt. —

In welchem Verhältnis zu diesen Rassen stand nun Bismarck, welcher von ihnen verdankte er den Hauptbestandteil seines Wesens? Um hierauf eine befriedigende Antwort zu finden, müssen wir die Rassenzusammensetzung zunächst seines väterlichen, sodann die des mütterlichen Stammes untersuchen.

Die Bismarcks, sich nennend nach dem gleichnamigen an der Biese gelegenen altmärkischen Städtchen, gehörten mit Bestimmtheit zu den germanischen Kolonisatoren niederdeutschen Stammes, die mit Feuer und Schwert den slawischen Völkerschaften Ostelbiens ihr Land nahmen, sich — soweit sie sie nicht ausrotteten — mit ihnen vermischten und im Laufe der Jahrhunderte zu einer starken germano-slawischen Rasse verschmolzen. Daß beide Völker manches miteinander gemeinsam hatten — beide waren hochgewachsen, blond, kriegerisch —, erleichterte diesen langwierigen Verschmelzungsprozeß außerordentlich.

Damals wurde der Grund gelegt zu dem zähen und eigenartigen Preußentyp, der die egoistisch-herrschsüchtige, starr für sich stehende germanische mit der schmiegsamen, ritterlichen, der Autorität zugänglichen slawischen Art verband und im Laufe der Zeit das geworden ist, was ihm ein für allemal die Führerschaft in Neu-Deutschland gesichert hat, die Rasse **der bewußten Disziplin, die politische Rasse Deutschlands** κατ᾽ ἐξοχήν.

Aus solchem Holze war auch die Familie Bismarck geschnitzt. Der Hang zur ererbten Scholle, der Stolz auf den Degen waren Tradition. Durchweg hochgewachsene, helläugige und robuste Menschen, — so stehen die Bismarcks in der Überlieferung vor uns.

Seinem Urgroßvater, noch mehr seinem Großvater Karl Alexander sah Otto Bismarck auffallend ähnlich. „Ich sehe ihm wie aus den Augen geschnitten aus“, sagte er einmal. „Wie ich jung war, da war's, wie wenn ich mich im Spiegel sähe.“

Karl Alexanders Gattin, Christine Charlotte, eine geborene v. Schönfeld, galt allgemein als Schönheit, sie war dunkelblond und besaß blaugraue Augen. In beiden, sowohl in Karl Alexanders wie auch in Christine Charlottes Adern, floß von den Müttern her v. Dewitzsches Blut. So mag das körperlich-geistige Erbe, das die Bismarckschen Nachfahren von Dewitzscher Seite empfingen, gar nicht unbeträchtlich gewesen sein. Und es war gewiß kein schlechtes Erbe. Beide Großeltern waren vortrefflich geartete Menschen. Wissen wir doch von Karl Alexander, daß er ein Mann von feiner, besonders literarischer Bildung war, selber viel dichtete, daß er sich französische Zeitungen hielt und auf feine Sitte Wert legte, was in altpreußischen Adelskreisen keineswegs die Regel war. Auch ist uns von seiner Frau bekannt, daß sie mit schnellem Verstande einen angenehmen und natürlichen Witz verband und durch Wahrhaftigkeit und Mäßigung, Menschenliebe und echte Bildung ausgezeichnet war. Übrigens war sie eine Urenkelin des alten Derfflinger.

Dieser beiden Kind war Ferdinand Bismarck, Ottos Vater. Er entsprach ganz dem oben geschilderten Gesamttypus, galt — was bei der Artung seiner Eltern, insbesondere der Mutter, nicht verwunderlich ist — als ein schöner Mann, war jedoch geistig nach seinem Großvater geschlagen, d. h. er war un-

bedeutend und besaß keinerlei tiefere Bildung oder Kenntnisse. Nur eine Eigenschaft, die er — wie viele leidenschaftliche Jäger — besaß, ist einer besonderen Erwähnung wert, — Phantasie.

So waren die Bismarcks eine Altpreußenfamilie von germanisch-slawischer Abkunft, gesund geartet, ganz ihres Standes, ihres Lebenskreises Kinder, frei von allen ehrgeizigen Aspirationen, die etwa das landesübliche Maß überschritten, dabei von jenem selbstverständlichen Konservatismus, wie er noch heute den alten preußischen Adelsfamilien eigen zu sein pflegt.

In dieses stabile, in sich selbst ruhende Geschlecht trat mit Wilhelmine Mencken, Bismarcks Mutter, ein fremdartiges Element von anders gearteter Blutmischung. Zwar waren auch die Menckens ursprünglich niedersächsischen Stammes, möglicherweise mit friesischem Einschlag; ihre Heimat lag im Oldenburgischen. Spätere Sprößlinge jedoch wandten dem Kaufmannsberufe und der Heimat den Rücken, wanderten aus und brachten es als Gelehrte zu angesehenen Stellungen an den Universitäten Helmstedt und Leipzig. Sicherlich nahmen sie dort ein gut Teil obersächsisches Blut auf, das mit slawischen Elementen bekanntermaßen besonders reichlich durchsetzt ist. Noch in Wilhelmine Menckens, wie es heißt, „leicht vorstehenden Backenknochen" kommt diese starke slawische Blutmischung deutlich zum Ausdruck.

Zweifellos waren die Menckens von Hause aus von weit beweglicherer Art als die Bismarcks. Nur dieser mit höherer Begabung einhergehenden Beweglichkeit verdankten sie den sozialen Aufstieg, der sich bei ihnen vom 17. bis ins 19. Jahrhundert hinein vollzog. Der vorerwähnte Berufs- und Ortswechsel zweier Gebrüder Mencken war der erste, der sich in jungen Jahren vollziehende Berufswechsel von Anastasius Mencken, Bismarcks Großvater, der zweite Hauptschritt, den das Geschlecht zur gesellschaftlichen Höhe tat.

War es doch Anastasius Mencken, der — den professoralen Überlieferungen der Familie zum Trotz — das juristische Studium aus innerlicher Abneigung beiseite warf, um sich in Berlin selbständig zu machen und aus kleinen Anfängen heraus, durch Takt, Klugheit und Talent zur Stellung eines preußischen Kabinettsrates aufzurücken. Er hat drei Königen gedient.

Übrigens muß auch seine Frau, Johanna Elise geb. Böckel — nach den vorhandenen Bildern zu urteilen — klug und intelligent gewesen sein. Jedenfalls füllte sie die Stellung an seiner Seite voll und ganz aus.

Leider war der Gesundheitszustand des Kabinettsrates kein einwandfreier. Ein angestrengtes, überarbeitetes Dasein, dem auch manche bittere Lebensenttäuschung nicht erspart geblieben, hatte ihn vor der Zeit körperlich hinfällig gemacht. So wurde der gesellschaftlich-soziale Höhepunkt, den die Familie mit ihm erreicht, — wie das nicht selten der Fall ist — zugleich der Beginn ihres physischen Abstiegs.

Auch im Wesen Wilhelmine Menckens, der Tochter, kam diese Verbindung großer Begabung mit einer gewissen Entartung unverkennbar zum Ausdruck. Wilhelmine war nicht nur ehrgeizig, prachtliebend, von schneller Auffassung, sondern ohne Zweifel auch eine schöne Frau, der nur eines fehlte, aber das Wichtigste von allem: Gemütswärme. Sie war, wie aus zahlreichen Zeugnissen, darunter solchen des eigenen Sohnes, hervorgeht, eine herzenskalte Frau, die stets ihren Ehrgeiz höher stellte als ihre Mutterliebe.

„Es schien mir oft, daß sie hart, kalt gegen mich sei," schrieb Bismarck von ihr; und wenn Busch richtig beobachtet hat, so trat dieser gefühlsarme

Zug auch in ihrem Gesichte deutlich hervor. Daß sie geistreich, liberal und von feiner Bildung war, konnte doch nie diesen Mangel wettmachen. Es war ein typisches Zeichen seelischer Degeneration, das den Stamm dieser äußerlich so in Blüte stehenden Familie an der Wurzel faulen ließ.

Auch sonst war Wilhelmine keineswegs völlig intakt. Die Lebendigkeit ihres Geistes hatte allerhand nervöse Reizerscheinungen im Gefolge, so eine sehr lästige Schlaflosigkeit, der abzuhelfen ihr Sohn Otto ihr stundenlang Vorleserdienste leisten mußte.

Alles in allem kann man sagen: bei den Menckens hatte ein körperlich-seelischer Erschöpfungsprozeß eingesetzt, der möglicherweise bald zu schwereren Katastrophen geführt hätte, wenn sie sich nicht in Wilhelmine Mencken mit der kraft- und saftstrotzenden, noch nicht städtisch angekränkelten Landfamilie der Bismarcks verbunden und dadurch eine Gesundung ihrer Säfte herbeigeführt hätten, die sich in Otto von Bismarck zum politischen Genius, zum Manne der hochkünstlerischen Konzeption und der elementaren Tat gesteigert und vollendet hat.

In ihm feierten die besten Eigenschaften beider Geschlechter ihre Auferstehung. In ihm erreichte die Entwicklungskurve der Bismarcks wie der Menckens ihren Höhepunkt, um in seinen Nachkommen sogleich wieder zur gewöhnlichen Norm abzusinken.

Geistig vorwiegend ein Nachkomme der Menckens, war Bismarck körperlich mehr nach dem väterlichen Stamme geartet. Insbesondere waren es auf beiden Seiten die Großväter, denen er den Kern seiner Wesenheit verdankte. Großvater Bismarck gab ihm das Gemüt, den Sinn für die Feinheiten eines aristokratischen Lebens. Anastasius Mencken dagegen die eigentlich vorwärtstreibenden geistigen Eigenschaften, die Initiative, die primäre Schöpferkraft.

Von beiden Ahnenreihen aber hatte er gewisse obersächsisch-slawische Züge überkommen, welche innig mit dem niedersächsischen Grundstock seines Wesens verwachsen waren.

Von einer eingehenderen Darlegung dieser Züge, soweit sie auf geistigem Gebiete lagen, muß hier abgesehen werden. Wir wären zu ihrer gründlichen Erläuterung auf die Betrachtung seines ganzen Lebens angewiesen, und das würde zu weit führen. (Wer sich für eine ausführliche Behandlung dieses Stoffes interessiert, sei auf mein Buch verwiesen: Bismarck im Lichte der Naturwissenschaft, Halle a. S., Karl Marhold.) Hier soll uns nur Bismarcks äußere Erscheinung mit ihren typischen Rassemerkmalen noch ein wenig beschäftigen.

Bismarck war etwa sechs Fuß hoch. Der Kopf war im Verhältnis zu dem mächtigen Körper klein, der Schädel, dem von einer Seite eine auffallend „slawische" Form nachgesagt wurde, war umfangreich und zeigte eine gewaltige Vorwölbung in der Gegend des Stirnhirnes, des Sitzes höchster Gedankentätigkeit; er war durchaus von kurzköpfigem Typus. Das Gesicht war ziemlich breit, der Jochbeinabstand — wie bei vielen Slawen — einigermaßen groß. Zähne, Augen (diese wenigstens in jüngeren Jahren) und Ohren waren gut. Der Bartwuchs war ebenso stark, wie der übrige Haarwuchs mäßig. Die Haarfarbe war blond. Die Farbe des Auges blau oder blaugrau. Die Haut zeigte ein gesundes, rosiges Inkarnat.



Den Hauptanteil an der äußeren Erscheinung Bismarcks hatte demnach die nordische Menschenrasse, der — von dem Tropfen slawischen Blutes her — einige alpine Elemente beigemengt waren. Diese jedoch in ganz unbeträchtlichem Maße.

Der Hauptsache nach war Bismarck zweifelsohne ein kräftiger Typ der überlegenen Nordlandsrasse, und als solcher, speziell als Niederdeutscher, hat er sich auch sein Lebtag in erster Linie gefühlt.

Interessant ist dabei, daß er stets auch für das Slawentum eine gewisse Toleranz, eine Art von nachsichtigem Verständnis gezeigt hat. Ein Verständnis, wie es wohl der Starke dem Schwächeren erzeigt. Die Stimme des Blutes war es, die ihm diese Sympathie diktierte. Die Stimme des Blutes, über die von neuzeitlichen Skeptikern so viel gespottet und gelächelt ist, und die doch oft gerade da am entscheidendsten sich bemerkbar macht, wo wir Überklugen mit dem Verstande, mit logischer Spekulation den rechten Weg zu finden glauben.

Dr. Georg Lomer



Friedrichsruh

Bismarck war groß auch in seinem unversöhnlichen Hassen, und in dieser Rolle des immer Zürnenden und nie Vergebenden gemahnt er an die germanischen Reckengestalten des Nibelungenliedes, namentlich an den grimmen Hagen. Aus seiner unfreiwilligen Verbannung im Sachsenwalde schleuderte der Alte glühende Geschosse gegen den Träger der Krone, gegen die Regierung und gegen alles, was zu ihnen stand. Wer Bismarck kennt, der weiß, daß dieser sein Haß nie erkaltete, sondern ihm schließlich das Herz abbrannte. Auch der große Versöhnungstag des Jahres 1895 hat an diesem inneren Vorgang nichts geändert, sondern ihn nur nach außen hin übertüncht. Bismarck ist dahingegangen ohne das so sehnsüchtig erwartete Wort der Anerkennung für den Enkel des „alten Herrn". Der Enkel hat nichts unversucht gelassen, ein Freundschaftsverhältnis herzustellen. Er erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten und ging den untersten Weg. Man weiß aus intimen, also nichtoffiziellen Äußerungen des Monarchen, daß ihm diese Versöhnung eine Herzensangelegenheit war, die nichts zu schaffen hatte „mit der Furcht vor dem dereinstigen Urteil der Geschichte". So sah der Kaiser in dieser Annäherung etwas rein Menschliches, eine Privatangelegenheit; Bismarck erblickte darin einen offiziellen Akt des Staatsoberhauptes, und noch die Inschrift des Grabsteins, die nur einen „treuen deutschen Diener Kaiser Wilhelms I." kennt, ist ein lebendiger Protest gegen jede nähere Vertrautheit.

Wer heute nach Friedrichsruh hinauspilgert, gewinnt dort sofort den Eindruck, als schwebe der Geist des Grollenden auch jetzt noch über dieser Stätte. „Was wollen Sie in Friedrichsruh!" sagte mir im vorigen Jahre ergrimmt und verärgert ein Hamburger, dem ich die Absicht kundgab, an einem schönen Aprilnachmittage einen Abstecher dorthin zu machen. „Gehen Sie nicht hin, wenn Sie nicht um eine herbe Enttäuschung reicher werden wollen! Das ist schon vielen Tausenden so ergangen. Bismarcks Nachkommen beobachten in dieser Beziehung ganz besondere Gepflogenheiten, die sicher nicht im Sinne des Alten sind. Man merkte schon gleich nach seinem Tode, daß dem be-

suchenden Publikum gegenüber eine andere Luft wehte. Herbert Bismarck hat auf solchen Besuch so wenig Rücksicht genommen wie Dr. Chrysander, der etwaigen Wünschen fast stets mit Schroffheit begegnete. Ein besonderes Mißtrauen hegte er gegen die Zeitungsleute. Zugeknöpft bis oben. Herbert hat das nie abgeändert. Für das Publikum hatte er kaum einen Blick, wie er denn überhaupt den Eindruck machte, als sei er allen Ernstes bemüht, nicht populär zu werden. Was wir ‚Volksmund' nennen, war für ihn eine wenig einladende Stätte. Man sagt Herbert Bismarck nach, er habe dieses Verhalten nur so an sich gehabt; gemeint habe er es anders. Jedenfalls kenne ich niemand, der ihn hat leiden können. Anders war sein Bruder Wilhelm, der z. B. bei Erntefesten mit Mädchen des Gutspersonals gern ein Tänzchen machte. Von Herberts Gemahlin kann man ein Verständnis für die schuldige Rücksichtnahme des Hauses Bismarck auf das deutsche Volk nicht erwarten, denn sie ist Ausländerin. Wohl sieht sie hin und wieder Bekannte von früher her bei sich, wie z. B. die Damen des Eisenbahndirektionspräsidenten Junickel. Das breite Volk aber kennt sie nicht. Gehen Sie nicht nach Friedrichsruh! Soviel ich übrigens weiß, steht das Schloß zurzeit ganz leer." Soweit mein Wirt, nebenbei gesagt ein glühender Bismarckverehrer.

Ich bin doch hingegangen an die Stätte, die sich das deutsche Volk als einen politischen Wallfahrtsort gedacht hatte, als eine geweihte Stätte der Pietät, wie wir sie in der Wartburg und in Weimar besitzen. Einmal war ich in Friedrichsruh etwa ein halbes Jahr nach Bismarcks Entlassung, und dann am 11. März 1893, dem Wiegenfest seiner Gemahlin. Beim ersten Besuch — es war ein klarer Septembertag — mußte ich mit noch andern Besuchern geraume Zeit warten, bis der Fürst heraustrat, um seinen gewohnten Spaziergang im Park zu unternehmen. Ich hatte ihn nie gesehen. Nur brieflich hatten wir uns berührt. Als ich ihm mit jugendlichem Feuer zu seinem 75. Geburtstage gratulierte, dankte er mir in einem eigenhändigen Schreiben „für den so freundlichen Glückwunsch und dessen ansprechende, hochpoetische Fassung". Nun stand ich ihm Auge in Auge gegenüber, dem Recken, der Jahrzehnte deutscher Geschichte verkörperte. So etwas wie ein Karl der Große! Der markige Körperbau, die scharf geprägten, aber schon etwas verwitterten Züge, der scharfe Blick der unter buschigen Brauen stark hervortretenden blau-grauen Augen verrieten die geist- und kraftvolle Persönlichkeit. Ich bin ein Feind jedes Personenkults; was jedoch beim Anblick dieses Mannes in meiner Brust auf und nieder wogte, das ist eine genügende Entschuldigung für die nachfolgenden Augenblicke des Selbstvergessens, in denen des Deutschen Reiches Schmied ganz von mir Besitz nahm. Der Fürst, sich leicht auf einen Stock stützend, kam auf uns zu und gewahrte in der Gruppe eine liebreizende junge Dame von etwa siebzehn Jahren, die ihm einen Blumenstrauß entgegenhielt. Wie eine stille Freude lag es auf seinem Gesicht, als er unsern Gruß erwiderte und den Strauß hinnahm, wobei er der vor Erregung zitternden Schönen einen herzhaften Kuß gab. Uns andern die Hand reichend, schritt er den Parkweg entlang. Einige von uns feierten diese Begegnung nachher in gebührender Weise. Der Fürst war offenbar prächtig gelaunt gewesen.

Mein zweiter Besuch in Friedrichsruh wurde veranlaßt durch die Huldigungsfeier Hamburger und Schleswig-Holsteiner Bürger. Das war ein frohbewegtes Treiben. Nicht wie sonst bei Fürstenhuldigungen mit ihrem Hurraschreien, ihren Absperrmaßregeln, ihren Polizisten und offiziell-gemachten

Programm-Abwicklungen. Es war ein großes Familienfest. Der Fürst erschien mit seiner Umgebung an dem Seitenpförtchen gegenüber dem Landhaus. Nachdem der Jubel sich gelegt hatte, richtete der Altreichskanzler an die von Fackeln beleuchtete Menge eine Ansprache, der man es Satz für Satz anmerkte, wie warm und wohl es dem Sprecher ums Herz war. Er feierte die Erschienenen als seine „engeren Nachbarn", die ihm Liebe und Verehrung in besonders reichem Maße entgegengebracht hätten. Bismarcks Stimme war im Verhältnis zu dem mächtigen Körper etwas dünn; auch näselte der Fürst. Aber diese Äußerlichkeiten übersah man bald angesichts der inneren Wärme, mit der die Gedankenflut den Lippen entquoll, eine Flut, so mächtig, daß es dem Redner offenbar hier und da schwer wurde, im Augenblick den passendsten Ausdruck auszuwählen.

Und nun stand ich zum dritten Male vor Bismarcks Schloß und Landhaus Friedrichsruh. Alles war so ganz anders, so unsäglich anders. Mit Gewalt zwangen mich die Erinnerungen von früher zu einem Vergleich mit dem traurigen Jetzt. Hätte ich doch auf die Warnung des Wirtes gehört! Der Eingang zum Herrenhaus sowie zu dem umliegenden Park ist gesperrt. Der Zutritt Unbefugter ist streng untersagt, bei Strafe verboten. Herbert Bismarck traf diese Anordnungen bald nach dem Hinscheiden seines Vaters. Dort jenseits des Schienenstranges erhebt sich das Mausoleum auf dem bekannten Hügel als ein Mahnzeichen dereinstigen Zwistes. Hier bei den Eichen des Sachsenwaldes wollte der Recke ruhen, und so birgt der Berliner Dom nur den leeren Sarkophag. Nicht ein Oberhofprediger — ein einfacher Dorfpfarrer kündete an dem schlichten Grabe die Verdienste und Tugenden des Größten nach Luther. Schlicht und recht kennt die Inschrift keinen Wilhelm den Großen, sondern nur den Wilhelm I., der es mit seinem großen Diener der Geschichte anheimgegeben hat, welcher Beiname ihn zieren soll. Und unweit vom Mausoleum erhebt sich kühn und stolz die Bismarcksäule. Mir zeugt sie von verschwundener Pracht, vom Fluch irgend eines Helden. Ferner der Spechtsche Bismarckturm, der Steinkoloß aus dem Teutoburger Wald, dem zweiten Hermann, dem Einiger und Befreier Deutschlands geweiht. Auch die Hirschgruppe ist vorhanden, genau so wie früher. Und doch ist alles so anders. Die ganzen Anlagen machen den Eindruck, als seien sie stark vernachlässigt. Ein halbes Dutzend Gärtner würde für längere Zeit alle Hände voll zu tun haben. Hecken, Wege, Sträucher, Rasen — alles zeugt von einem Mangel an Pietät gegenüber dem einstigen Schloßherrn. Leute, die immer rühmen, sobald es sich um hochgestellte Personen oder gar Fürstlichkeiten handelt, pflegen hervorzuheben, mit welcher peinlichen Pietät Herbert Bismarck bestrebt gewesen sei, alle Anordnungen im Geiste des verewigten Vaters zu treffen. Ich kann diese Ansicht keineswegs teilen. Wenn Herbert das kühne Begehren der Photographen, des toten Reichskanzlers Bildnis zu spekulativen Zwecken auszubeuten, gründlich vereitelte, so handelte er im Sinne seines Vaters, der nicht wollte, daß die Berliner „seine schöne Leiche" bewunderten. Wenn der Sohn jedoch Schloß und Park von Friedrichsruh dem Publikum sperrte, so würde niemand mehr als der Entschlafene diese Maßnahme mißbilligen. Und auch sonst ist manches verändert oder beseitigt, was die Pietät in seiner ursprünglichen Form hätte können bestehen lassen. So ist der rechte Seitenflügel des Schlosses, in dem das geräumige Speisezimmer lag, wo Fürst Bismarck mit seinen zahlreichen Gästen zu tafeln pflegte, und wo er bei Pfeife, Zigarre,

Wein und Bier mit den Häuptern der Deputationen Erinnerungen austauschte, durch den von Herbert angebrachten Anbau kaum wiederzuerkennen. Freunde historisch denkwürdiger Gebäude werden diesen Anbau um so mehr verurteilen, als ihm der bekannte Altan zum Opfer fiel, von dem aus Bismarck Begrüßungen entgegenzunehmen pflegte, die ihm das deutsche Volk aus Nord, Süd, Ost und West darbrachte und von wo aus er den grollenden Donner seiner Erwiderungsreden in die deutschen Lande hinaussandte. Und wenn er dann geredet hatte, pflegte er sich wohl unter die nach Tausenden zählende Volksmenge zu begeben, überall umdrängt und mit Tränen in den Augen begrüßt. Ein Blick von ihm, ein Wort von ihm, ein Händedruck von ihm — wie hütete es jeder als ein kostbares Gut, für wert geachtet, daheim auf Nachbarn, Freunde, Kinder und Kindeskinder vererbt zu werden! Daß Herbert Bismarck den kleinen Marstall durch einen geräumigen Bau ersetzte, wird man ihm zugute halten, da bereits der Kanzler sich mit ähnlichen Plänen beschäftigt haben soll. Immerhin wirkt auch diese Veränderung befremdend. Übrigens hat auch Herbert die Vollendung des Marstalls nicht mehr erlebt. Neben diesem befindet sich jetzt ein Hühnerpark. Das Seitenpförtchen, von dem ich sprach, suchte ich ebenfalls vergebens, da es durch den Neubau verdrängt worden ist. So hat sich das alte gewohnte Bild wesentlich verändert. Ökonomische Prinzipien wirkten stärker als die pietätvolle Achtung vor dem Historischen.

Friedrichsruh hat für den, der es früher zuzeiten Bismarcks besucht hat und es nun heute wiedersieht, keinen ungetrübten Reiz mehr. Man betrachtet diese historische Stätte mit gemischten Gefühlen. Sie liegt einsam, verlassen und fremd da. In Gedanken versunken wandere ich auf Reinbeck zu, wo prächtige Kolonien aus dem Boden gewachsen sind. Auch das ist neu. Friedrichsruh ist mir eine Stätte erhebender Erinnerungen; aber ich werde es schwerlich jemals wiedersehen, es sei denn, daß der Enkel des Alten vom Sachsenwalde, der des Großvaters Namen und Züge trägt, dem deutschen Volke das Schloß und den Wald wieder freigibt, die einer der Größten dieser Erde für alle Zeiten geweiht hat.

Karl Müller



Deutsche Erziehung

Wenn die Forderung, daß die deutsche Erziehung von Grund aus neuzugestalten sei, seit 1870/71 in immer steigendem Maße erhoben worden ist, so ist das nicht ein Zeichen davon, daß unberufene Neuerer sich mit Dingen, die sie nicht verstehen und die nicht ihres Amtes sind, in umstürzlerischer Weise befaßt haben; vielmehr ein deutliches Anzeichen dafür, daß doch wohl im Schulstaate manches faul ist. Die Bewegung ist, namentlich seit fünfzehn Jahren, erheblich angewachsen und hat ihren Hauptvertreter in der „Gesellschaft für deutsche Erziehung“ (den Vorstand bilden die Herren Prof. Dr. Paul Förster, Prof. Dr. L. Gurlitt, Artur Schulz, Herausgeber der Blätter für deutsche Erziehung, Berthold Otto, Dr. med. G. Liebe, Pastor Friedr. Stundel-Bremen, Dr. Ernst Wachler, Kaufmann O. Lademann, Schriftsteller Joh. Nickol), die alljährlich zu Pfingsten in Weimar ihre Tagung abhält. Dazu kommen noch geistesverwandte Gesell-

schaften wie der „Verein für Volksbildung“ und die „Comenius-Gesellschaft“; ferner Anstalten, die die neuen Gedanken in die Tat umsetzen, wie eine Reihe von „Land-Erziehungsheimen“. Und der Sauerteig durchdringt allmählich auch die Lehrerschaft; er äußert seine Wirkungen in deren Verhandlungen und Beschlüssen und in den Zeitschriften für Erziehungswesen; ja auch die Unterrichtsbehörden verhalten sich nicht mehr ablehnend, in dem preußischen Kultusministerium sitzen Männer, die für die neuen Gedanken und Forderungen Ohr und Sinn haben und dafür, wenn auch maßvoll, eintreten.

So scheint, nachdem unter dem übermächtigen Einflusse der „Renaissance“ im 15. und 16. Jahrhundert das deutsche Wesen verkümmert ist und nachdem die früheren Ansätze zur Befreiung keinen rechten Erfolg gehabt haben, doch endlich der Tag gekommen, an dem sich das deutsche Volk auch in Hinsicht der Bildung, des Glaubens und der Erziehung auf sich besinnt und entschlossen ist, fremden Göttern und „Idealen“ den Rücken zu kehren und selbstherrlich auf eigener Spur einherzugehen. An Stelle jener einerseits wohl befreienden, anderseits aber auch blendenden und verwirrenden „Renaissance“ tritt eine Auferstehung, eine „Resurrektion“ und meinetwegen „Insurrektion“ der ureigenen, lange zurückgedrängten und in die Irre geführten Art des deutschen Volkes. Wohl uns, daß endlich wir sie erleben und an ihr mitschaffen! Sie mußte ja kommen; sie ist nur ein Teil des vielfältigen Befreiungskampfes, den wir unternommen haben, in dem wir freilich noch mitten drin stehen:

Wagt's frei zu sein, trotz alledem!
Wagt's deutsch zu sein, trotz alledem!

Und zwar ist es ein dreifacher Trotz, den wir bieten: Trotz dem, wenn je zeitgemäßen, so jetzt doch völlig überlebten „klassischen Humanismus“; Trotz der kirchlichen Buchstabengläubigkeit, die sich auch in der Schule zum Herrn aufwirft; Trotz endlich der die Freiheit der Lehrenden und Lernenden einengenden amtlichen „Bureaukratie“ — dem Buralismus, wie Freiherr vom Stein sagte —, die hinter jenen beiden als Hüterin von Zucht und „Ordnung“ und als Mutter des „bewährten Systems“ steht.

„Viel Feind', viel Ehr'!“ Aber auch: „Viel Feind', ein Werk gar schwer!“ Und in des Anbetracht sind wir deutschen Erzieher, die wir uns gegen die „praeceptores Germaniae“, die früher so genügsam ihres „idealen“ Amtes walteten, in bewußten, schärfsten Gegensatz stellen, in kurzer Zeit doch, wie der Bruder Studio singt, „gar schnell emporgediehn“; wir scheinen „zur Herrlichkeit geboren zu sein“. Unsere Weimarer Tagungen erfreuen sich starken Zuspruches aus ganz Deutschland: Männer und Frauen, Erzieher und Eltern, Menschen jeglichen Standes, sie finden sich dort immer wieder zusammen, und vortreffliche Vorträge beleuchten immer klarer nach allen Seiten hin, was wir empfinden, denken, wollen. Dazu eine fruchtbare Aussprache und der persönliche Verkehr — so gehen sie neu gestärkt und innerlich bereichert wieder in alle Welt hinaus, soweit die deutsche Zunge klingt; und die Gemeinde und ihre Lehre, sie bilden nachgerade schon eine kleine, stetig wachsende Macht: „es gehet gen den Tag“.

Und was wollen wir denn? Das geht wohl am kürzesten aus folgenden Fragen hervor, die Artur Schulz, dem das Hauptverdienst an der Bewegung zukommt, in einem zu hunderttausenden verbreiteten Flugblatte aufwirft:

Ist es recht, daß Kinder von 6 Jahren schon gezwungen werden, in die Schule zu gehen, und daß sie in so zartem Alter mit Lesen, Rechnen und Schreiben gequält werden, obwohl sie noch nicht ordentlich sprechen können?

Wie geht es zu, daß man für diese einfachen Fertigkeiten so viele Jahre braucht?

Wie geht es zu, daß der Wissenstrieb, der sich bei jedem Kinde vor den Schuljahren deutlich bekundet, bald nach dem Eintritt in die Schule so völlig ermattet?

Wie geht es zu, daß die 800—1000 Religionsstunden so geringen Erfolg zeitigen, wo überdies zu Hause so viele Sprüche, Psalmen, Lieder, Geschichten, Gebete usw. mit großer Qual und Mühe auswendig gelernt werden?

Ist es recht, daß die Ausbildung des Geistes derart angelegt ist, daß dabei die Kraft und Gesundheit des Leibes gebrochen und die Schärfe der Sinne verkümmert wird?

Ist es recht, daß ein Kind von 9 oder 10 Jahren, das noch nicht einmal die Muttersprache beherrscht, gezwungen wird, eine fremde Sprache (französisch oder lateinisch) zu lernen?

Ist es recht, daß man Sprachen nicht durch Sprechen lehrt?

Ist es recht, der sogenannten „Formalen Bildung“ auf den Gymnasien 4—5000 Unterrichtsstunden zu opfern?

Ist es recht, daß der Naturunterricht erteilt wird in klösterlicher oder gefängnisartiger Abgeschiedenheit von der Natur?

Ist es recht, daß das Zensurwesen den Eltern und Kindern die Weihnachts- und Osterfeiertage verdirbt?

Da wir auf diese Fragen nur eine schlechthin verneinende Antwort haben, so stellt das Flugblatt weiter folgende Grundsätze auf:

Für die ersten Schuljahre ein Gesamtunterricht im Freien! (Ergänzt durch Klassenunterricht.) Nur der Unterricht im Freien macht es möglich, daß unsere Kinder umfassende Sachkenntnis und wahrhafte Anschauung von der Natur erlangen, nur der befriedigt den Wissenstrieb der Kleinen; er lehrt denken, urteilen, sprechen, er regt die Phantasie an, erzeugt Achtung vor der Schöpfung und Ehrfurcht vor dem Schöpfer (Religion), er entzündet Natur-, Heimats- und Vaterlandsliebe.

Zeichen-Unterricht (nach der Natur) vor Schreibunterricht. Das Zeichnen nach einfachen natürlichen Gegenständen (leichter als Schreiben) verleiht der Hand Übung und Sicherheit, schärft das Auge, festigt und berichtigt die Anschauungen, entwickelt Formen- und Farbensinn und bereitet das Kunstverständnis vor.

Schreiben, Lesen und Rechnen werden um mehrere Jahre aufgeschoben. Die Kinder erlernen, in obiger Weise vorbereitet, mühelos in einem halben Jahre das, was sie heute unter Qualen in vier Jahren erlernen.

Erziehung zur Kraft, Gesundheit und Schönheit! Sorgfältige Pflege des Körpers. Jeder Deutsche muß wehrhaft werden. (Schwimmen, Spiel, Turnen.)

Ausbildung der Sinne! (Im heutigen Schulsystem völlig vernachlässigt, die Sinne werden sogar geschädigt: Brille.)

Religionsunterricht in Anlehnung an den Unterricht im Freien! Dieser Unterricht soll vornehmlich im Herzen und Gemüt seine Wirkung suchen, nicht so sehr im Gedächtnis und im Verstande.

Die deutsche Sprache — mit Einschluß von Sage, Literatur und Kunst — ist Kernpunkt alles Unterrichts. (Fremdwörterunwesen, Verlotterung der Sprache.)

Fremde Sprachen werden erst gelehrt, wenn die Kinder ihre Muttersprache beherrschen. (Gewinn an Zeit.)

Sprachen werden durch Sprechen gelehrt, Gewöhnung des Ohres. (Abschaffung des Grammatik- und Extemporalienunwesens.)

Naturunterricht in der Natur! Eingehende Kenntnis alles Heimischen (Unterricht im Freien). Erst Anschauung, dann System!

Der mathematische Unterricht zuerst in der Natur! (Bildung der Begriffe, praktische Ausmessung von Flächen, Körpern usw.) Systembildung erst in oberen Klassen.

Begründung einer besonderen Volkskunde! Erziehung zu deutschen Staatsbürgern. (Jeder Knabe muß Einrichtung und Verwaltung von Staat, Regierung, Gemeinde, Heer, Flotte kennen, ebenso unsere Sitten und Gebräuche, Handel, Gewerbe, Landwirtschaft, die Schönheiten und Eigentümlichkeiten des deutschen Landes und seine Geschichte.)

Ausbildung des Verständnisses für Dichtung, Musik, Malerei, Bildhauerei und Baukunst.

Notwendigkeit des Verkehrs zwischen Erzieher und Zögling (siehe Unterricht im Freien.)

Begründung der Einheitsschule. Jeder befähigte deutsche Knabe muß die Möglichkeit haben, die oberste Stufe der Bildung zu erreichen. Dadurch bleibt eine Unsumme von Geisteskraft unserem Volke erhalten, die heute fast unrettbar verloren ist; denn ein Volksschüler, auch wenn er sehr befähigt ist, vermag nur unter den größten Schwierigkeiten jenes Ziel zu erlangen. (Siehe Herder, Hebbel u. a.)

Alles in allem also:

1. Erziehung zu leiblicher, geistiger, sittlicher Kraft und Gesundheit.
2. Erziehung in und zur Freiheit.
3. Bildung deutscher Vollmenschen.
4. Erfüllung der von der neuen Zeit an die Erziehung und Bildung gestellten Forderungen — neuzeitliche Weltanschauung.

Ein Kampf, wie wir ihn führen, hat doppelte Beweisgründe: Das Wesen der Sache und die damit gemachten Erfahrungen.

Was das Wesen der heute gültigen Erziehung und Schule betrifft, so ist der Bildungsstoff ein überwiegend aus der Fremde hergeholter, eine buntest gemischte Gesellschaft. Aus allen Zeiten, von allen Völkern ist ein Übermaß uneinheitlicher Bildung zusammengetragen worden: Der Glaube von Jerusalem und Rom, das Humanistische von Athen und Rom, dazu die Taten, Werke und Werte der jüngeren Völker Europas. Wo aber bleibt das Heimische, Deutsche, Germanische, Eigene, von dem auch in Bildung und Erziehung das Wort zutrifft: „Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor; Es ist in dir, du bringst es hervor"?

Die geltende Bildung ist, da ein hohes Maß von Kraft und Zeit auf das Überflüssige, in zwiefachem Sinne Tote daraufgeht — man pflegt das, rechten Denkens bar, mit dem Worte „Ideal" herauszustreichen —, durchaus unzulänglich hinsichtlich der Ansprüche der Neuzeit.

Und verkehrt ist der Bildungsgang. Anstatt mit dem Anschaulichen, Beobachteten, Selbsterlebten und Selbstgeübten an-

zufangen und von diesem Tatsächlichen dann, wenn der jugendliche Geist gereift ist und die Frage selbst aufwirft, zum Abstrakten, zur Lehre, zum Beweise überzugehen, beginnt man mit diesem und paukt in Religion, in Sprache, auch in den Naturwissenschaften die fertige Lehre, das Gesetz ein: es herrscht überall der geschichtlich-philologisch-grammatikalische Unterrichtsgang.

Verkehrt ist ferner die Zersplitterung der deutschen Volksschule — das Wort im ganzen genommen — in so und so viele „Richtungen" mit allen ihren verschiedentlichen „Berechtigungen". Wir fordern die Einheitsschule in vier Stufen: Unter- oder allgemeine Volksschule, Mittelschule, Oberschule, Hochschule. Auf der Oberschule, etwa zwischen dem 16. und 18. Lebensjahre, ist der eine Teil des Unterrichtes, der in der höheren „allgemeinen Bildung", wesentlich der vaterländischen, noch allen gemein; nebenher aber beginnt bereits die Vorbildung auf den Lebensberuf und damit die Überleitung zur Hochschule. Das geschieht jetzt viel zu spät; zwei Jahre an Lebenszeit etwa sind durch richtigere Haushaltung dem deutschen Jünglinge zu sparen. Darum auf dieser dritten Stufe viel weniger gemeinsame Pflichtfächer, mehr Wahlfächer, größere Bewegungsfreiheit und Mannigfaltigkeit. Der Übergang aus der einen Bahn, im Falle eines Wechsels des Planes, in die andere ist damit wohl vereinbar.

Wir verlangen Durchbildung und Befähigung, nicht Berechtigungen, die meist nur ersessen, nicht innerlich erworben werden; wir verlangen Lebenswissen, nicht Papierwissen; lebendige Menschen, nicht Stubenmenschen und Philister.

Und wir verlangen endlich gefestigte Persönlichkeiten, leiblich und geistig gesunde, sittlich reife, willensstarke deutsche Vollmenschen, die ein jeder einzelne für sich, alle zusammen als Volk, in dem wilden Kampfe ums Dasein, in dem immer unerbittlicher werdenden Wettbewerb ihren Stand finden werden. „Gebt uns Mütter!" sagte Napoleon, als man über das Wohl des Staates beriet. „Gebt uns Männer!" rufen wir; die Mannhaftigkeit aber liegt nicht im höheren Lebensalter, sondern im inneren Aufbaue und im rechten Werdegange der Bildung.

Man hat seitens der alten Lehre des „klassischen Humanismus" gemeint, gerade in dem Zwecklosen der Bildung ihren Wert suchen zu müssen; man spricht da vom „ewig Idealen", von der geistigen „Gymnastik", von dem nutzlos Schönen usw. Dem gegenüber soll man endlich die Frage stellen: Wem ist es zum Guten und zu welchem Guten gereicht es? Wir wollen eben den Nutzen nachgewiesen haben, d. h. den Sinn, die Zweckdienlichkeit des Bildungsstoffes und Erziehungsganges, einen Zweck nahe- oder fernestliegender, niederer oder höherer Art. Keine Vergeudung mehr mit Volkes Kraft und Zeit. Auch hier schreien die Kinder nach wahrhaftem Brot; so gebe man ihnen keine glitzernden, unnützen Steine!

Die neue, dem Volksgeiste und den besonderen Anlagen des einzelnen angepaßte Schule wird auch eine Stätte wahrer Fröhlichkeit sein, nicht des harten Zwanges, in dem mönchische „Pädagogen" früher den rechten Geist der Erziehungskunst erblickten; sie nannten das wohl „den natürlichen Menschen brechen". Unartig hieß ihnen der, der seine Art zu behaupten suchte, das Recht an sich selbst; der also gerade recht „artig" war. Natur galt als Sünde, darum nur eine recht unnatürliche Erziehung! Wir aber wissen, daß alles Schöne, Große, Beglückende nur auf dem Boden der Freiwilligkeit

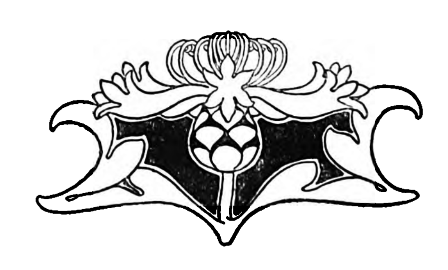
und der Achtung der Persönlichkeit erwächst; der Zwang schafft Sklaven und Verächter. Und Arbeit wird die neue Schule auch leisten, um so mehr, als sie freiwillig geleistet wird; kein Mensch von uns will ein verwöhntes, verweichlichtes Geschlecht heranziehen, ganz im Gegenteil.

Ich sprach oben von den Erzeugnissen der jetzigen Schulen als von einem Beweismittel gegen ihre gerühmte Vortrefflichkeit und gegen ihre „bewährte" Bildung. Man sehe sich doch jene als „reif" entlassenen Jünglinge in ihrem ersten Semester und jahrelang weiter, ja auch die Männer an, die aus ihnen hervorgehen; da ist wenig innere Reife zu finden. Und was sie schließlich wert sind, haben sie durch die eigene Arbeit an sich selbst und in der Schule des Lebens zustande gebracht. Und man höre diese „Reiflinge" über ihre Schulen sprechen! Wie wenig Freude und Dank, wieviel Spott und Verachtung und Haß, leider nicht unverdienten! Und man sehe sich die Lobredner des alten Bildungswesens selbst an; sind sie etwa Musterbilder von Menschen, deutsche Vollmenschen und Menschen der Neuzeit, sie, die von dem „klassisch-humanistischen Ideale" nicht genug zu fabeln und zu faseln wissen? Nein, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, auch unsere Schulen; sie bestehen weder vor der „Kritik der reinen Vernunft", noch vor der Erfahrung und Wirklichkeit.

Wenn dermaleinst am deutschen Wesen die Welt genesen soll, wenn dieses Wort mehr als nur ein schillerndes Schlagwort sein soll, dann muß erst dieses deutsche Wesen von Bildungsschlacken gereinigt und in seiner ganzen Schöne und Fülle entwickelt werden. An dieser Wiedererweckung dessen, was vor fast 2000 Jahren unterbrochen und seitdem verpfuscht worden ist, nehme jeder mit höherem Rechte sich deutsch Nennende kräftigen Anteil. Um die Frage recht zu verstehen, ist auch hier ein tiefer Einblick in den Werdegang des deutschen Volkes seit Beginn seines Auftretens in der Geschichte nötig, und es gilt auch von der Frage „deutscher Erziehung" Goethes Wort

„Wer nicht von zweitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleibt im Dunkel, unerfahren,
Muß von Tag zu Tage leben!"

Prof. Dr. Paul Förster





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die Schule und das Leben

Ein Wort zur Abwehr und Verteidigung

Der Verfasser des Aufsatzes „Die Schule und das Leben" in Heft 5 des T. scheint mir nicht genügend hervorgehoben zu haben, daß die Begriffe Schule und Lehrer nicht gleichen Inhalts sind und daß der Lehrer durchaus nicht für alles verantwortlich gemacht werden kann, was man der Schule zur Last legt, wie das z. B. der Verfasser der kurzen Abhandlung: „Ein Unmoderner über die moderne Bewegung" im selben Februarheft tut. Auch dieser spricht scharf vom „Moloch" Schule und behauptet u. a., daß „unsere Schulen voll Geschwätz geworden sind"; aber er fügt billigerweise hinzu: „Fragt mal die Lehrer, was sie heute alles den kleinen Köpfchen einpauken müssen!"

Welche Schule meint nun Herr Kerner, die höhere Schule, in die nur fünf vom Hundert unserer Kinder gehen, oder die Volksschule? Er spricht zwar von seinen Erlebnissen in der Quinta und erklärt ferner, daß ihm „aller Streit über humanistisches Gymnasium, Real- und Reformschule gleichgültig" sei, denkt also hier an die höhere Schule; andrerseits schreibt er aber wieder von den „Millionen Arbeitern, die Geschichts- und Religionsunterricht gehabt haben und von unserm Staat und von unserer Kirche nichts wissen wollen", hat also hier die Volksschule vor Augen.

Wenn er sagt: „Nicht nur Naturkunde lernt man im Freien besser, das wird ja schwerlich heut noch jemand bestreiten, auch die Lehrer geben es zu. Sie tun äußerst beleidigt, wenn man sie daran erinnert, und gehen trotzdem hin, um in der Schulstube an ausgerissenen Pflanzen und ausgestopften Bälgen Natursinn zu wecken", so weiß ich natürlich nicht, wieviel Lehrer Herr Kerner daran erinnert hat und wie viele beleidigt getan haben; nur das weiß ich, daß die neuesten Anregungen dazu, die Natur mehr in der Natur zu beobachten, von Schulmännern ausgegangen sind. Ich nenne nur Junge und Schmeil.

Wenn Otto Ernst in der Schulkomödie „Flachsmann als Erzieher" von einem rückständigen Schulmeister behauptet, er lasse die prophetischen Bücher des Alten Testaments vor- und rückwärts lernen, so kann man eine derartige scherzhafte Übertreibung allenfalls noch lachenden Sinnes hinnehmen.

Wenn aber in einer ernsten Anklageschrift, wie es die Arbeit des Herrn Kerner doch sein will, behauptet wird: „Von den Millionen Arbeitern ... haben alle Luthers herrlichen Katechismus nach gründlicher Erklärung rückwärts und vorwärts auswendig gelernt“, so liegt darin meines Erachtens für den angegriffenen Teil eine bittere Ungerechtigkeit.

Beispiele von schulmeisterlichen Verkehrtheiten bringt der Herr Verfasser aus seinen Knabenjahren, die doch gewiß mindestens zwei Jahrzehnte zurückliegen, und dann schließt er: „Was weiß die heutige Schule mit der Welt des Kindes anzufangen?“

Es ist eben nach seinen Behauptungen keine gesunde Faser mehr an dieser Schule, wo die Hauptsache zu sein scheint, daß der arme Schüler, den man „verkrüppeln“ lassen will, „einen runter kommt und Schafskopf tituliert“ wird. —

Ist dieses Bild von der Schule und der Lehrerarbeit wirklich zutreffend? Gibt es in der Schule nirgends eine Spur, daß auch hier die Liebe waltet, die den Schwachen willig stützt, dem Strauchelnden hilfreich beispringt, den Begabten freundlich fördert? Sind alle die Tausende von Lehrern an höhern und niedern Schulen samt und sonders armselige Schablonenmenschen, die sich's zum tyrannischen Vergnügen machen, den Kindesgeist langsam aber sicher zu Tode zu martern? Mit solchen Schandbuben verglichen war der Kindesmörder Herodes ein unschuldvoller Engel.

Ich möchte wohl wissen, ob Herr Kerner, wenn er im Geiste die Lehrer seiner Jugend an sich vorüberziehen läßt, nicht den oder jenen Mann trifft, von dem er freudig sagen kann: Der hat an mir und meinen Kameraden getan, was er als Lehrer und Erzieher zu tun schuldig war. Es wäre unsagbar traurig, wenn er das auch nicht von einem einzigen Lehrer bezeugen könnte, und dann ließe sich allerdings sein herbes Urteil über die Schule erklären.

Ich bitte alle Leser des Türmers, einmal in gleicher Weise ihre früheren Lehrer zu prüfen. Gibt es doch nicht unter ihnen einen und den andern, an den man sich gern, vielleicht gar mit stillem Dank erinnert, weil er immer strebend sich bemüht hat, nicht bloß armseliges Gedächtniswerk zu übermitteln, sondern von Herz zu Herzen zu wirken und den Geist aufs Gute, Wahre und Schöne zu lenken?

Daß auch wir trotz bestem Wollen oft straucheln und irren, wissen wir nur zu gut; und so lange selbst die Wissenschaft bei so manchem seelischen Vorgange noch im Finstern tappt, wird es auch vom Lehrer selbst beim redlichsten Bemühen heißen müssen: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt.“

Wenn ich an meine Lehrer zurückdenke, so kommen mir gewiß auch solche in den Sinn, die nur notdürftig das taten, was sie tun mußten, auch einer, dessen Treiben in mir nur Widerwillen und Grimm erregt; aber die Mehrzahl verpflichtet mich zu innigem Dank. Kostbare Stunden der Freude und der Erinnerung genoß ich mit meinen ehemaligen Schulkameraden, als wir uns nach fünfundzwanzigjähriger Amtstätigkeit wieder sahen und dabei auch noch zwei unserer Lehrer unter uns begrüßten. Herzlich habe ich mich gefreut, als mir vor wenig Tagen ein anderer meiner Lehrer sein Bild sandte. Wie gern würde ich auch ihm und noch einem vierten Herrn noch einmal ins Auge schauen, ehe ihr und mein Leben endet!

Fast drei Jahrzehnte stehe ich im Schuldienste, und ich denke gern an so manches Zeichen inniger Liebe und Anhänglichkeit, das ich von ehemaligen

Schülern und Schülerinnen empfangen habe. Und doch habe ich nie um die Gunst der Jugend gebuhlt, und die Trägen oder Bösartigen wußten sehr wohl, daß sie sich vor mir in acht zu nehmen hatten. Es sei mir erlaubt, das rührendste Zeichen freundlichen Gedenkens zu nennen, auf das ich mich besinnen kann.

Vor Jahren wurde ich aus dem Klassenzimmer geklopft. Vor der Tür stand ein kleines Mädchen aus einer der unteren Klassen und sagte in kindlichem Tone: Meine Schwester wird sterben und läßt Sie grüßen. Noch an demselben Tage stand ich am Bette der früheren Schülerin und legte ihr ein paar Röslein in die kalte Hand. An den Zügen des abgemagerten Gesichts merkte ich, daß sich die Sterbende freute, ihren Lehrer noch einmal zu sehen. Wenige Tage darauf ging ich hinter ihrem Sarge her.

Ob das Beweise dafür sind, daß es um Schule und Lehrer so schlecht bestellt ist, wie Herr Kerner behauptet? —

Herr Kerner bemängelt ganz besonders den naturkundlichen Unterricht der Schule. Da er eingehender von den methodischen Verkehrtheiten seines Lehrers und von seinem eigenen Verfahren berichtet, so gestatte mir der Leser, mit einigen Strichen anzudeuten, wie ich zu Werke gehe. Ich will damit durchaus nicht zeigen, daß ich etwas ganz Besonderes tue, sondern beweisen, daß doch noch anders verfahren wird, als in jener Quinta. Ich amtiere seit mehr als zwanzig Jahren an der Mädchenmittelschule einer fast 50000 Einwohner zählenden Stadt in einer durchaus nicht durch Fruchtbarkeit und Naturschönheiten ausgezeichneten Gegend. An mehreren Nachmittagen des Sommerhalbjahres oder des Herbstes geht es hinaus in die Umgegend der Stadt. Da diese Ausflüge in meine freie Zeit fallen, wird niemand zur Teilnahme gezwungen. Weil die Natur im Glanze der Morgensonne viel frischer erscheint, hat sich das Lehrerkollegium dahin geeinigt, daß jeder Lehrer das Recht hat, an zwei Schultagen des Jahres statt des Vormittagsunterrichts mit der Klasse ins Freie zu wandern. Hin und wieder werden die anmutigen Anlagen der Stadt in einer Naturkundestunde besichtigt. Freilich tut's das Hinauswandern in Feld und Wald allein noch nicht, wie unentbehrlich es selbstredend ist. Was draußen beobachtet worden ist, muß in der Schulstube näher besprochen, auch — soweit das angeht — genauer betrachtet werden. Es ist eben etwas ganz anderes, ob man als Hauslehrer mit 2, 3 oder 4 Kindern hinauszieht, oder ob man eine Klasse von 40, 50 oder 60 Schülern um sich hat. Zudem geben uns Wiese, Feld und Wald doch nicht in jedem Falle so genaue Auskunft, wie wir sie zum Verständnis der Natur brauchen. Meister Reineke, der Erzschelm, hat sich noch nie vor uns sehen lassen; Freund Lampe ergreift auch vor uns das Hasenpanier; die Rehe bleiben allenfalls in ehrerbietiger Entfernung von den Herren der Schöpfung; selbst Gevatter Storch wandte der ihn mit Achtung begrüßenden Mädchenschar den Rücken zu und schritt stolz fürbaß. So müssen wir doch noch „ausgestopfte Bälge" und Abbildungen zu Hilfe nehmen, nicht „um Natursinn zu erwecken", sondern um eingehenderes Verständnis zu erzielen. Wir bringen im Frühjahr Getreidekörner, Bohnen, Erbsen u. dgl. in feuchte Sägespäne, lassen sie keimen und untersuchen von Tag zu Tag. Das können wir auf dem Felde nicht. Bohnen werden auch in Nährsalzlösungen gezogen. Ein großes Glasgefäß mit etwa 60 Liter Inhalt dient uns als „Teich" für Pflanzen und Getier. Gartenblumen kommen in Töpfe und werden wochenlang beobachtet. Einige Zimmerpflanzen sind jahraus, jahrein

auf Schrank und Tisch zu finden; Ableger werden gepflanzt, auch an Liebhaber abgegeben. Seit dem Oktober v. J. erfreut uns z. B. eine Zimmerlinde durch ihre zarten Blüten und gibt uns durch die Bewegung ihrer Blütenstiele Anlaß zum Nachdenken. Ihre ungemein zierlichen Staubgefäße haben wir bewundert, nicht gezählt. Das Beobachtete hat uns Stoff zu einer kleinen schriftlichen Arbeit gegeben. Seit Juli v. J. ist ein kleiner Platz des Schulgrundstückes in ein Gärtchen umgewandelt, wo schon zahlreiche ausdauernde Pflanzen des neuen Frühlings harren, Gras für die „Wiese" gesät ist und Roggen und Weizen kräftig aufgegangen sind. Hier wollen wir beobachten. Durch ein Mikroskop, das uns bis sechshundertfache Vergrößerung bietet, betrachten wir Pflanzenzellen, Blattgrün, Blut, Hefe u. a. Den älteren Schülerinnen habe ich bei günstiger Beleuchtung schon die Strömungen des Zellinhaltes in den Haaren der Staubfäden von Tradescantia pilosa gezeigt. Für mich ist das Beobachten dieser Erscheinung stets eine gewaltige Predigt, wie sie mir keines Menschen Mund zu bieten vermag. Von den so eigentümlichen fleischverdauenden Pflanzen haben meine Schülerinnen den Sonnentau (Drosera), das Fettkraut (Pinguicula) und den Wasserhelm (Utricularia) genauer beobachten können. Eltern und Verwandte tragen mit zur Belebung des Unterrichts bei. Ein Zug- oder Lokomotivführer schickte mit der Tochter die hier sehr seltene Moosbeere, die er weit weg von hier gefunden hatte. Die durchreisende Tante eines Mädchens versorgte uns mit blühenden Pflanzen aus den alpinen Teilen des Riesengebirges. Eine ehemalige Schülerin sandte wiederholt Zierden aus dem Vorlande der Alpen. Selbst Pflanzen vom fernen Meeresstrande haben schon den Weg in unsere Schulstube gefunden. „In unserm Klassenzimmer gibt es immer etwas zu sehen", hatte einst eine Schülerin in einer Arbeit geschrieben.

Ist **das** „Totschlagen" der Liebe zur Natur, „Einzwängen der Seele in eine Schablone", „Verkrüppelung" des Kindes durch die heutige Schule?

Wer heute noch so verfährt, wie Herr Kerner schildert, gilt bei seinen Amtsgenossen für rückständig oder — faul. —

Auf einen Unterrichtszweig möchte ich noch ganz kurz zu sprechen kommen, den Herr Kerner nur streift, obwohl gerade er Veranlassung haben könnte, ihn lebendiger gestaltet zu wissen: auf den **Religionsunterricht**.

Da Herr Kerner von seiner Tätigkeit als Hauslehrer redet, gehe ich wohl mit der Annahme nicht fehl, daß er Theologe ist; denn wäre er akademisch vorgebildeter Lehrer, dann würde er wohl nicht so einseitig die Tätigkeit der Schule beurteilen.

Was hat uns denn, als wir auf der Schulbank saßen, besonders die Arbeit sauer gemacht? Vielleicht antworten die meisten Türmerleser in Übereinstimmung mit mir: Die Menge des religiösen Merkstoffes! Und wenn wir die Lehrer an Volksschulen fragen könnten: Was drückt euch denn in euerm Unterricht am meisten? — dann würde von **vielen** die Antwort kommen: Der Merkstoff in Religion, den wir unsern Kindern beibringen **müssen**, wenn wir als brauchbare Lehrer gelten wollen. „Sitzt" bei der „Revision" der Religionsstoff gut, dann haben wir gewonnen; also heißt es: abhören und wieder abhören, wenn wir uns das Amtsleben nicht zur Hölle machen wollen.

Meint Herr Kerner vielleicht, daß es einem Lehrer wirklich ein so großes Vergnügen bereitet, Luthers Katechismuserklärungen, die nach meiner und vieler Amtsgenossen Ansicht in den Konfirmandenunterricht und nicht in die

Schule gehören, „rückwärts und vorwärts“ auswendig lernen zu lassen und fortwährend zu üben, damit sie ja „präsent“ bleiben? Der Geistliche hat in der Kirche das Buch aufgeschlagen, wenn er nur den Text des Vaterunsers betet; unsere armen Kinder werden gescholten, wenn sie beim Hersagen der sprachlich durchaus nicht leichten Lutherschen „Erklärungen“ anstoßen und ähnlich lautende Ausdrücke aus verwandten Stellen verwechseln. Hier ist ein Grund, warum „Millionen Arbeiter von unserer Kirche nichts wissen wollen“. Die Religion ist ihnen von klein auf durch die Menge von Gedächtnisstoff verleidet worden.

Wer trägt denn aber die Verantwortung? In erster Linie nicht wir Lehrer, sondern die, die uns zu Aufsehern und Revisoren ernannt sind, und das sind zumeist die Geistlichen. Der Orts- und der Kreisschulinspektor, auch der Regierungsschulrat sind — in Preußen wenigstens — meistens Theologen. Verallgemeinerte ich nun wie Herr Kerner, so müßte ich sagen: An dem Unheil, das auf dem Gebiete des Religionsunterrichts die Schule anrichtet, ist lediglich die Kirche schuld. Ich erhebe einen solchen Vorwurf nicht, obwohl er einen stärkeren Schein des Rechts hätte als die Anklagen des Herrn Kerner. Ich weiß sehr wohl, daß ein ganz bedeutender Teil der Geistlichen, besonders der älteren Herren, in den Anforderungen an den Religionsunterricht der Schule mäßig ist und einsieht, daß das Herplappern möglichst zahlreicher Sprüche, Gebete und Lieder und dgl. noch lange nicht Herzensfrömmigkeit ist. Es ist nur schade, daß diese Herren mit ihren Ansichten nicht entschiedener vortreten und ihren Amtsbrüdern den Schaden vorhalten, den die große Menge der religiösen Gedächtnisstoffe anrichtet. Verführe ich so wie Herr Kerner, so würde ich jetzt an recht drastischen Beispielen zeigen, was zuweilen geistliche Herren den Lehrern zumuten, und würde dann feierlich erklären: „Was weiß die heutige Kirche mit der Welt des Kindes anzufangen? Sie zwängt die Seele in eine Schablone. Die Befreiung von dieser Schablone ist die Aufgabe aller Eltern, die ihre Kinder nicht verkrüppeln lassen wollen.“ An geeigneten Belegen aus meiner Amtszeit würde es auch mir nicht mangeln. Doch es sei ferne von mir, solches zu tun. Ich richte vielmehr an Herrn Kerner, wenn er geistlichen Standes ist, die herzliche Bitte: Treten Sie in Wort und Schrift unter Ihren Amtsbrüdern dafür ein, daß das Joch leichter wird, das noch so manche auf unsere und unserer Schüler Schultern legen, und vieles wird besser werden! — Gewiß tut Besserung in der Schule auf gar manchem Gebiete bitter not, und wir Lehrer verkennen das nicht und tragen an unserm Teile zur Abstellung der Übelstände bei. Man verschaffe sich irgend einen Jahrgang einer der zahlreichen pädagogischen Zeitungen und suche, ob darin nirgends die Forderung: Nicht für die Schule, sondern fürs Leben! verfochten wird. Dadurch aber, daß man nicht gerade selten Schule und Lehrer in Bausch und Bogen verdammt, wird nur Verbitterung erzeugt, doch nichts gebessert. —

Jeder, der ein warmes Herz für die Schule hat, trete an seinem Teile für Besserung der äußern Existenzbedingungen der Schule ein, also für freundliche Schulräume, genügende Ausstattung mit brauchbaren Lehrmitteln, Herabsetzung der Schülerzahl einer Klasse, ausreichende Besoldung aller, auch der Volksschullehrer. Auch wir Lehrer leiden, wie schon die Sterblichkeitstafeln bezeugen, unter dem „häßlichen Geruche“ der Schulstubenluft, die dem Quintaner Kerner so widerlich war, und mancher aus unsern Reihen würde mehr seine ganze Kraft in den Dienst der Schule stellen, wenn ihn nicht die Sorge

ums tägliche Brot zwänge, allerhand gewinnbringende Nebenbeschäftigung zu suchen. Jeder Volks- und Kinderfreund trete auf gegen Schablonenwesen und Bureaukratismus, die Schulstube und Kasernenhof verwechseln. Man prüfe die Lehrbücher und Leitfäden, die in höhern und niedern Schulen eingeführt sind, und weise nach, daß all der Wust von Jahreszahlen, geschichtlichen, geographischen und naturkundlichen Namen in keinem Kindeshirn Platz hat, ja, daß kein Lehrer das trostlose Zeug behalten kann. Man trete unerbittlich auf gegen die Mietlinge, die unser Stand wie jeder andere — den der Geistlichen nicht ausgenommen — in seinen Reihen hat. Man wage es besonders, den Allerweltsmenschen unter unsern Gliedern das Handwerk zu legen, d. h. jenen Leuten, die Eitelkeit und Großmannssucht dazu treibt, überall dabei zu sein, wo etwas los ist, die in den Vorständen zahlreicher Vereine zu finden sind, um ihr Licht leuchten zu lassen, die einträgliche Nebenämter betreiben, obwohl sie so gestellt sind, daß sie sich ganz ihrem Berufe widmen könnten, und die nebenher noch Lehrer oder gar Schulleiter sind. Gerade diese Leute schaden der gerechten Würdigung unserer mühsamen Arbeit am meisten. Sie, die zu allem Möglichen Zeit haben, nur nicht zur peinlichen Ausführung ihrer Berufspflichten und zur Vervollkommnung ihres Wissens und Könnens, erzeugen nicht nur beim schlichten Mann aus dem Volke, sondern auch bei vielen anderen die Ansicht, daß des Lehrers Arbeit leicht und gering, ja kaum als „Arbeit" zu bezeichnen sei. Diese Leute, die sich nicht selten großen Einflusses erfreuen, tragen mit die Schuld, wenn die Schule nicht Schritt hält mit den Anforderungen des Lebens; denn je mehr der Schulwagen im alten, ausgefahrenen Gleise läuft, desto bequemer ist es für sie. Daß solche Leute der Schrecken und die Qual ihrer regsameren und gewissenhafteren Mitarbeiter sind, denen sie womöglich noch bei Gelegenheit ein Bein stellen, sei nur beiläufig erwähnt. Es ist selbstverständlich, sei aber, um Mißverständnisse zu verhüten, noch ausdrücklich angeführt, daß ich mit diesen Ausführungen nicht treue und redliche Schulmänner treffen will, die neben ihrem Berufe noch aus edler Nächstenliebe uneigennützig auf irgend einem Gebiete der Volkswohlfahrt tätig sind. —

Zu solchem Kampfe um die Schule möge jeder, der es kann, die Waffen stählen; dann wird es „um die Schule wohl stehn und wohl ums Vaterland".

Karl Pohl



Erfüllen unsere Volksbibliotheken ihre Aufgabe?

Herr Dr. Alfred Möller beantwortet diese Frage in Heft 8 des Türmers verneinend und „glaubt sogar mit Recht, die vielgerühmten Volksbibliotheken zu den Schädlichkeiten unseres Kulturlebens rechnen zu dürfen." Diese pessimistische Anschauung kann nur einer Unkenntnis unseres modernen Volksbibliothekswesens entspringen, und ein Blick in die Kataloge der Charlottenburger und Berliner Volksbibliotheken (um nur diese zu nennen) würde genügen, um Herrn Dr. Möller von der Irrigkeit seiner Auffassung zu überzeugen. — Aber mit der gediegenen Bücherauswahl allein ist noch keine Gewähr gegeben für die Geschmacksbildung des Lesepublikums. Im Gegenteil würde eine nur nach streng literarischen Grundsätzen aufgebaute Bibliothek

ihren volksbildenden Aufgaben schwerlich gerecht werden können, weil sie die Kreise, an die sie sich im besonderen wenden will, verscheuchen würde. Vielmehr soll in der Volksbibliothek die Möglichkeit einer stufenweise sich vollziehenden Höherentwicklung geboten werden. Das Wort vom „Hinauflesen" ist in Fachkreisen fast sprichwörtlich geworden. Die Möglichkeit des „Hinauflesens" hängt aber sowohl von der Zusammenstellung der Bücherei wie von dem pädagogischen Scharfblick des Beamten ab, der die Bücherausgabe leitet. Die von Herrn Dr. Möller geschilderten jungen Damen, die selbst nur lesen, um die unfruchtbare Zeit totzuschlagen, sind allerdings für diese verantwortlichen Stellungen in hohem Grade ungeeignet, aber zum Glück bilden sie nicht die Regel für den Beruf.

Was nun die Hinweise auf billige Ausgaben unserer Klassiker, sowie wertvoller moderner Literatur betrifft, so sind das Ratschläge, die in allen mir bekannten Volksbibliotheken bereits befolgt werden, ebenso wie es eine als notwendig erkannte Regel ist, die wertvollsten Bücher in mehreren Exemplaren anzuschaffen. Daß der ästhetische Standpunkt gewahrt wird, geht meist schon aus der Ausgestaltung der Räume hervor. Wo es die Mittel nicht erlauben, eigene, schöne Gebäude aufzuführen oder geeignete Baulichkeiten dem Zwecke anzupassen — wie in Charlottenburg, Jena, Görlitz, Dortmund — versucht man es, die Mietsräume durch künstlerischen Wandschmuck, geschmackvolle Möbel und freundliche Tapeten behaglich zu gestalten. Außerdem wird bei der Bücheranschaffung nicht nur auf hübsch gedruckte Ausgaben geachtet, sondern man wählt auch die Einbandstoffe in lebhaften Farben und huldigt nur noch selten der ehemals so beliebten Regel, sämtlichen Bänden den gleichen Einband zu geben.

Auf einen sehr wichtigen Punkt hat Herr Dr. Möller gar nicht hingewiesen. Das ist die hygienische Seite der Volksbibliothek. Die Vorsichtsmaßregeln, die man nach dieser Richtung trifft, bestehen neben gesunden, luftigen Räumen darin, daß man den abwaschbaren Einbandstoff Dermatoid zum Einbinden der Bücher verwendet, stark zerlesene Exemplare rechtzeitig ausscheidet und bei Fällen von ansteckenden Krankheiten, die von den Lesern angezeigt werden müssen, die Bücher unentgeltlich zwecks Desinfektion abholen läßt.

Diese wenigen Hinweise mögen genügen, um den Pessimismus zu entkräften, mit dem Herr Dr. Möller unser Volksbibliothekswesen schilderte. Wohl ist in dieser jungen Bewegung noch viel zu überwinden und die Erreichung mancher Ziele noch in weiter Ferne, aber das, was erreicht wurde, ist der wahren Genugtuung und Freude eines jeden Volksfreundes wert.

E. Knischewsky



Die Möglichkeit einer internationalen Hilfssprache

Es ist gerade keine neue Tatsache, wenn ich sage, daß an der Wiege einer jeden großen geistigen oder technischen Errungenschaft ein Gelehrter stand, der sich bemühte, die Unmöglichkeit dieser Erscheinung nachzuweisen und ein prophetisches „Niemals" in die Welt hinauszurufen. So ging es mit den Eisenbahnen, mit dem Telephon, mit dem Kartoffelbau,

mit der Stenographie, dem Turnen, mit der Bekämpfung des Kindbettfiebers, so ging es mit der Schiffsschraube, mit dem Gesetz der Erhaltung der Kraft und mit tausend anderen Einrichtungen und Entdeckungen, die heute den Stolz unserer Kultur bilden, und so geht es auch jetzt mit der Einführung einer künstlichen internationalen Hilfssprache.

Von der weitragenden Tribüne eines Rektors der Berliner Universität herab hat vor einiger Zeit der bekannte Philologe Prof. W. H. Diels diesem Problem und namentlich dem jetzt sehr weitverbreiteten System des „Esperanto", in dem sehr viele hervorragende Männer, wie die Gelehrten Ramsay, Ostwald, Berthelot und viele andere eine gelungene Lösung des Problems der künstlichen Weltsprache erblicken, das Todesurteil verkündet. Er sagte: „Noch ist die Zeit für die Erfindung einer internationalen Hilfssprache nicht gekommen, sie wird wohl überhaupt nicht kommen!" Warum sie nicht kommen wird? Der Philologe erklärt es uns folgendermaßen: „Die Sprache ist keine bloße Funktion des Individuums, sie wurzelt wie alle sozialen Organisationen der Menschheit im tiefsten Grunde der Volksseele und sie entfaltet, wie alle übrigen Organismen dieser Seele, Religion und Recht, Kirche und Staat, eine selbständige Kraft und ein Beharrungsvermögen, das die Kräfte der einzelnen Individuen der Gemeinschaft an Energie und Dauer unendlich überragt. Alle Kunst des Individuums, das sich hier erdreisten will, die Natur zu überlisten, ist eitel." Man wird nun sagen, daß dieses Urteil über die Möglichkeit einer künstlichen Hilfssprache richtig sein muß, da es ein hervorragender Fachmann ausspricht. Wer anders als der Philologe soll in Dingen der Sprache ein Urteil besitzen? Nur zu leicht wird man der spöttischen Überlegenheit des Prof. Diels beizupflichten versucht sein, wenn er den Beifall eines Ramsay und Ostwald für die neue Kunstsprache „Esperanto" als das Urteil von Bönhasen hinstellt, die Anschauung eines „Chemikers", wie er sich ausdrückt, „der die Naturgebilde künstlich in seiner Retorte nachbildet" und der nur „zu leicht geneigt" ist, „in der künstlichen Herstellung einer Sprache eine bloß wissenschaftlich technische Aufgabe zu sehen."

Man übersieht dabei nur eines, und Prof. Diels übersieht es in erster Linie, daß es sich bei der Herstellung einer künstlichen Hilfssprache gar nicht um eine Sprache im philologischen Sinne handelt. Das was wir zur Verständigung, zur Aushilfe im internationalen Verkehr benötigen, braucht ja gar nicht dieser natürliche Organismus zu sein, in dem sprießendes Leben, Entwickelung, Tausendfältigkeit und Volksgeist zu finden ist. Diese Erscheinungen sind es ja gerade, die die Erlernung einer lebenden Sprache so schwierig, den meisten unmöglich machen und die derjenige, der eine fremde Sprache erlernt hat, gar nicht benötigt, nicht benötigen kann, weil er gerade das Lebendige der fremden Sprache, wie deren Geist nur in den seltensten Fällen sich zu eigen zu machen vermag. Wenn einer französisch, englisch oder deutsch lernt, um sich in dieser Sprache mit andern zu verständigen, so erschwert zunächst das Lebendige an diesen Sprachen, ihre Tausendfältigkeit, ihre fortwährende Entwickelung die Erlernung und Anwendung, und das, was den Geist der Sprache bildet, wird nie einer erfassen, ohne durch jahrelanges Zusammenleben auch den Geist des Volkes erfaßt zu haben, das die betreffende Sprache spricht. Er wird sich nur mit einem Sprachgerüst begnügen müssen und mit diesem Sprachgerüst wird er sich verständigen. Der Fremde, der eine lebende Sprache erlernt, ist ja auch gar nicht berufen, die Sprache fortzubilden, sie ist ihm ja

zeitlebens nur ein rein technisches Hilfsmittel, falls er nicht gerade ein Neuphilologe ist, der sich das Studium des Wesens der Sprache zur Lebensaufgabe gemacht hat.

Es ist wahr: die künstlich konstruierte Sprache kann nicht leben, sie kann sich nicht entwickeln, der Geist irgend eines Volkes kann darin nicht zum Ausdruck gebracht werden, hingegen wird es möglich sein, sie praktisch und für die leichte Verwendung so zu konstruieren, daß man sie in wenigen Tagen oder Wochen erlernen kann, denn sie wird nicht tausendfältig, nicht in fortwährender Bewegung sein. Eben weil sie so sein wird, weil sie einfach und unbeweglich sein wird, wird sie unendlich klar sein, und wird es möglich sein, eine Präzision in sie hineinzulegen, die man mit einer lebenden Sprache nie erreichen kann. Die künstliche Sprache wird deshalb gar keine Sprache im philologischen Sinne sein müssen. Indem man sie als Sprache bezeichnet, verleitet man zu Irrtümern, verleitet man namentlich die Philologen (nicht alle; bekannt ist das günstige Urteil des großen Philologen Max Müller über die Möglichkeit einer Kunstsprache) dazu, ihr abfälliges Urteil abzugeben. Man nenne diese Systeme gesprochene und geschriebene Signale, man nenne sie Sprachschlüssel (nach dem Muster der international verständlichen Telegraphenschlüssel), man nenne sie ein System gesprochener und geschriebener Zeichen, ähnlich den in der Mathematik und in der Chemie gebrauchten international verständlichen Zeichen, und man wird sofort einsehen, daß die Beurteilung dieser Einrichtung eher in das Gebiet des Technikers gehört als in das Gebiet des Philologen.

Man denke sich, daß sich vor 150 Jahren ein Mann mit dem Gedanken getragen hätte, die damals einzige Fortbewegungsmaschine, das Pferd, durch eine künstliche zu ersetzen. Mit demselben Rechte, mit dem heute Prof. Diels über die Versuche einer künstlichen Sprache lächelt, hätte ein Anatom dieser Zeit lächelnd einwenden können, das Pferd sei ein natürlicher Organismus, seine Energie entspringe der Lebenskraft, die niemals künstlich herzustellen sei, nie werde es gelingen, ein solches Wesen in der Retorte zu schaffen, das fest auf seinen vier Beinen zu stehen vermöchte, und das diese Beine bald im wilden Galopp, bald im bedächtigen Trab, je nach dem Wunsche des Lenkers würde bewegen können. Ganz richtig! Aber der Mensch ging hin und schuf die Lokomotive, die Schiffsmaschine, das Zweirad, das Automobil, lauter künstliche Pferde, die doch keine Pferde sind, die heute aber den Dienst des Pferdes umfangreicher, ausdauernder, verläßlicher und vor allen Dingen in ungeahnter Erhöhung der dem lebenden Pferde eigenen Kraft ausüben und sogar tage- und wochenlang durchs Wasser schwimmen, was ein natürliches Pferd nicht vermag. Diese Maschinen bewegen die Beine nicht, aber sie drehen Räder und bewegen so Menschen und Frachten fort, was früher nur das Pferd vermochte.

Ganz so geht es mit der künstlichen Hilfssprache! Sie wird keine Sprache sein, aber ein technisches Gebilde, das für den eigentlichen Zweck viel vollkommener, viel zweckvoller sein wird, als die natürlichen Sprachen, soweit diese als internationale Verkehrsmittel in Betracht kommen. Im übrigen ist es ja absolut nicht nötig, sich in dieser Beziehung mit Hypothesen abzugeben. Wir haben ja diese Hilfssprache schon. Hunderttausende verwenden sie heute, ihre Verbreitung nimmt von Jahr zu Jahr zu; nach Dutzenden zählen die Zeitungen, die in allen fünf Weltteilen in dieser Sprache erscheinen, darunter ernste wissenschaftliche Fachblätter, in denen es den Gelehrten möglich wird, präziser als in

irgend einer lebenden Sprache zu den Gelehrten aller Zungen gleichzeitig zu sprechen; nach Hunderten zählen die Bücher in dieser Sprache, nach Tausenden die Beispiele, wo sich Menschen, die sich sonst nicht verständigen könnten, mittels Esperanto verständigen. Der in wenigen Wochen in Dresden stattfindende IV. internationale Esperantokongreß wird in Deutschland den großen Umfang der Esperantobewegung und die Verwendbarkeit dieses Systems deutlich vor Augen führen.

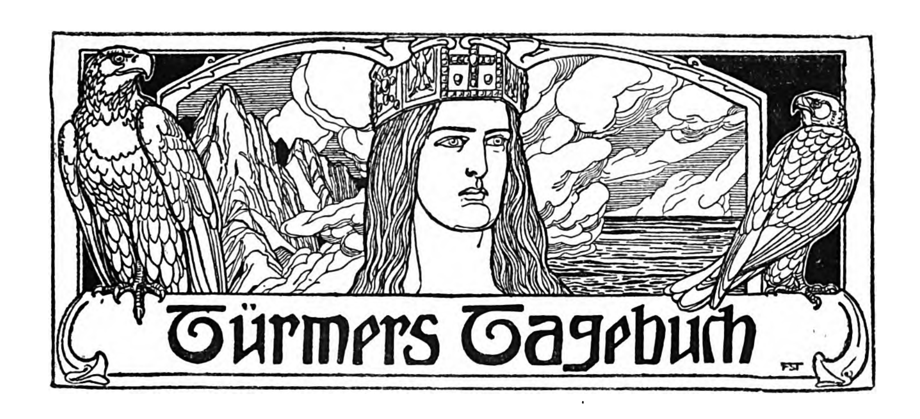
Bei dem Aufenthalt der deutschen Journalisten in England war es mir, der ich die englische Sprache nur am Papier verstehe, ein Labsal, als ich mich mit einem englischen Journalisten und mit einem Professor aus Cambridge leicht in Esperanto verständlich machen konnte, zu dessen Erlernung ich ungefähr drei Wochen gebraucht hatte.

Herr Professor Diels unterläßt es in seinem Kampfe gegen das Esperanto auch nicht, das nationale Register zu ziehen, indem er behauptet, die Konstruktion des Esperanto wäre „ein Schlag ins Gesicht des Germanen". Tatsächlich ist die Mehrzahl der Stämme dem Lateinischen entnommen und nur ein Bruchteil dem Deutschen. Immerhin sind Sätze möglich, die wie „La knabo lernas tri tagojn" (drei Tage lernt der Knabe) ganz deutsch klingen. Wenn aber Esperanto ein Schlag ins Gesicht des Germanen ist, dann möchte ich aus dem Munde des gelehrten Berliner Philologen gerne erfahren, was dann unsere auf der Erlernung des Griechischen und Lateinischen basierende Gymnasialerziehung ist? Übersieht denn der Herr Professor, daß eine internationale Hilfssprache eben international sein muß, daß sie keine Sprache bevorzugen darf, keine vernachlässigen, um eben die verschiedensten Schläge ins Gesicht zu vermeiden, und daß es daher das klügste war, sich in erster Linie an die lateinische Sprache, die heute noch stark alle lebenden Sprachen beeinflußt, zu halten? Wenn Herr Professor Diels dann schließlich als Ersatz für die ihm unmöglich erscheinende internationale Hilfssprache einen Sprachendreibund vorschlägt, in dem deutsch, englisch und französisch gleichberechtigt sein sollen, so übersieht er, daß die internationale Hilfssprache dazu dienen soll, die allgemeine und leichte Verständigung zwischen den verschiedenen Nationen zu ermöglichen, während eine ausreichende Beherrschung der drei genannten Sprachen, namentlich für diejenigen Nationalitäten, die alle drei Sprachen erst erlernen müßten, immer nur ein Privileg für einige Wenige wird bleiben müssen, die Zeit, Geld und auch die Fähigkeit besitzen, sich dieser Riesenaufgabe zu unterziehen. Zu einer allgemeinen und zweckmäßigen Verständigung in dem Maße, wie sie heut der stets wachsende internationale Verkehr erfordert, wird es nach diesem gewiß sehr patriotischen Rezepte niemals kommen können.

Wer Lust und Fähigkeit und die materielle Möglichkeit besitzt, lebende Sprachen zu erlernen und sich ihrer Schätze zu erfreuen, wird es gewiß auch fernerhin tun. Das hindert aber nicht, daß nebenbei ein bequemeres und allgemeineres Auskunftsmittel für den allgemeinen Verkehr gefunden wird. Auch das Pferd ist nicht abgeschafft worden, trotz Eisenbahn, Fahrrad und Automobil. Und wenn es in nicht zu ferner Zeit als Transportmittel ganz ausgeschaltet sein wird, wird es noch zum Vergnügen und bei vornehmem Sport Verwendung finden. Man wird auch dann noch spazierenreiten; zur bequemen und raschen Beförderung wird man aber doch die mechanischen „Pferde" vorziehen, die heute den Weltverkehr vermitteln.

Alfred H. Fried





Ein „demokratisches“ Programm — Der Prozeß — Bereit sein

Daß wir „in einem Zeitalter der Demokratie“ leben, können wir bis zum Überdruß lesen. Vollends das Wort „Demokratie“ fließt täglich — im freundlichen oder feindlichen Sinne — aus tausend Federn übers geduldige Papier. Was heißt nun aber „Demokratie“? Was wird darunter verstanden? Was darf darunter verstanden werden?

„Demokratisches Programm“ betitelt sich ein Aufsatz von Gothus im „März“. Ein „demokratisches“ Programm könnte er heißen, denn andere werden andere aufstellen. Und dann wird sich immer noch die Frage erheben, inwieweit sie gerade — „demokratische“ sind.

Gothus glaubt, „daß zum Bekennen der großen Richtlinien für das politische Betragen einer Partei die historischen Widerstände maßgebend sein müssen, durch welche sie ins Dasein gerufen wurde, und im Kampf mit denen sie erstarkte. Die freiere politische Denkweise, die den Absolutismus in Deutschland abzulösen bezweckte, führt bekanntlich auf eine gemeinsame Wurzel zurück: den Zusammenbruch des französischen Privilegienstaates. Am Rhein und in Süddeutschland folgten die Geister den von dorther zuströmenden revolutionären Ideen schneller, in Norddeutschland erst, nachdem auch der friderizianische Staat bankrott geworden war. Unmittelbar nach der Schlacht von Jena (Oktober 1806) bildete sich im preußischen Heer und Beamtentum der Kern einer politischen Opposition; ihm, der die sogenannte Stein-Hardenbergsche grundstürzende, aber auch grundschaffende Gesetzgebung teils vorbereitete, teils kraftvoll durchführte, hat sich das liberal werdende norddeutsche Bürgertum langsam angegliedert, bis es mit dem süddeutschen Liberalismus in dem Wunsch nach Volksvertretung und Kontrolle der Machthaber zusammenfloß. Der linke Flügel, der sich heute demokratisch nennt, ... hat also seinen Ursprung ebenfalls in jenem Kampf, der einer Befreiung des Individuums von feudalen Fesseln galt. Er wird nur sich selber treu bleiben und politisch seine

besten Geschäfte machen, solange er seine Front den gleichen Mißbräuchen zukehrt, gegen die seine geistigen Ahnen sich erhoben. Es sind Standesvorrechte, altüberlieferte oder neu sich bildende, Bevorzugungen irgendwelcher Kreise in Rechtsprechung, Steuerwesen, Militärdienst oder sonstwo. Demokraten sollten darüber wachen, daß ein so böser Krebs wie Klassenjustiz sich nicht ins deutsche Leben einfrißt; wachen, daß nicht wie unter dem ancien régime der Adel sich in bevorzugten Regimentern zusammenballt und vom Bürgertum scheidet, so daß unsre Landesverteidiger gleich Öl und Wasser nicht mehr zusammenlaufen; wachen, daß die Beförderung in den Staatsämtern gerecht vor sich gehe, der Bürgersmann nicht mit dem Posten eines Majors oder Landgerichtsdirektors höchstens (? D. T.) abgespeist werde.

Der zweite große Widerstand, gegen den selbständigere deutsche Köpfe sich schon Jahrhunderte vor Steins Befreiungsedikt zu wehren hatten, hieß Gewissenszwang. Unsre Vorfahren sind namenlos gequält worden durch Behinderung der Denkfreiheit; der Weg zu dieser Freiheit ist mit den Gebeinen von tausend und abertausend Märtyrern besät. Demokraten müssen also danach trachten, daß uns die schwer errungenen Resultate der Aufklärungszeit wie die im vorigen Jahrhundert gewonnenen Garantien für freie Lehre, freie Meinungsäußerung in Wort und Schrift nicht wieder verkümmert werden.

Von einem konservativen Parlamentarier ist vor fünfzig Jahren das Wort gefallen: ‚Jawohl Preßfreiheit! Aber hinter jedem Schriftsteller einen Galgen!‘ Dies Wort richtete sich gegen die leider zuweilen betätigte Auffassung, als ob Preßfreiheit soviel wie Verleumdungsfreiheit sei. Auch hier haben Demokraten ein schönes Feld zur Betätigung, indem sie den Schutz der Person gegen Willkür irgendwelcher Art, sei es von seiten roher Beamter oder gewissenloser Ehrabschneider, auch vor den Gerichten selbst zu mehren und zu stärken suchen.

Hiermit im engsten Zusammenhang steht ein besserer Schutz der Person überhaupt. Der entehrende Ausdruck ‚Untertan‘ muß . . . beseitigt werden. Die Art, wie Staatsbürger heute auf gänzlich ungeprüfte Denunziationen hin aus ihrer Häuslichkeit gerissen und in Untersuchungshaft abgeführt, wie bei der geringsten Gelegenheit die Wohnungen umgewühlt und durchschnüffelt werden, verstößt gegen die Unverletzlichkeit des Hauses. Ebenso sollten der Notwehr viel weitere Grenzen gezogen sein. Die Auffassung, als ob Akte der Selbsthilfe ebenso viele Wichtigkeitsminderungen für die Behörden seien, muß lächerlich gemacht und ausgetilgt werden. Die Polizei möchte uns einbilden, daß jeder Insultierte, statt mit einer Ohrfeige zu antworten, ‚schriftlich einzukommen‘ habe. Nächst Verleumdern haben deshalb aggressive Rohlinge viel zu viel Macht und Geltung in Deutschland. Dem Publikum aber wird die Bedientenhaftigkeit anerzogen, über die nachher, sobald sie ihren kläglichen Mangel an Selbstachtung im Auslande zeigt, unsre Minister stöhnen. Daher sollten Demokraten das auf ihre Fahne schreiben, was in der englischen Welt habeas

corpus heißt: Unantastbarkeit von Person und Wohnung und größere Freiheit in der Abwehr von Eindringlingen.

Es ist mir immer unfaßbar gewesen, wie eine ernste politische Partei sich programmatisch für gewisse wirtschaftliche Forderungen festlegen konnte. Ob Schutzzoll oder Freihandel, das bleibt eine Zweckmäßigkeits-, nicht eine Gewissensfrage. Die Redensart: ‚Ohne wirtschaftliche Freiheit keine politische Freiheit' sollte ja wohl bedeuten: keine bureaukratische Hemmung für Erzeugung und Ausfuhr von Waren! Aber erstens ist Nordamerika, das Land ausgeprägtester Demokratie, zugleich das Land der stärksten Schutzzölle; und zweitens bedeutet Freiheit unter Starken längst noch nicht das gleiche wie Freiheit von Starken gegen Schwächere. In Deutschland scheint sich für gewisse Gebiete der nationalen Arbeit der Schutzzoll vorläufig gut bewährt zu haben. Er kann morgen wieder falsch werden; dann wird er abgeschafft. Aber dies zu entscheiden, ist Sache der Statistik, des zeitweiligen Nutzens, des Überblickes über die Konjunktur, nicht Sache eines Programms.

Seit der deutsche Freisinn bis auf weiteres Blockpartei geworden ist, wird es ihm ferner liegen als je, die Vielköpfigkeit an leitender Stelle, dies schleichende, fast unausrottbare Übel aller Demokratien, in unsre großen nationalen Organisationen wie die Armee hineinzutragen. Noch sind alle Heere, die mit vielköpfigem Kommando auszogen, geschlagen worden. In der Armee ist also die Kommandospitze brauchbar, vorausgesetzt, daß der betreffende Purpurträger Verstand genug hat, bessere Leute herauszufinden und an seiner Stelle das machen zu lassen, was er selbst schlechter machen würde. Auf andern Gebieten, zumal auf rein geistigen und in der Justiz, ist persönliches Regiment der Anfang vom Ende. Eine Nation von über 60 Millionen Seelen darf nicht fortwährend auf zwei Augen gestellt und durch Unbesonnenheiten eines einzelnen hineingeritten werden. Wir brauchen uns nicht andrer Leute Hörner abzulaufen. Daher sollten die Demokraten ‚Abgewöhnung vom Königtum' auf die Fahne schreiben für *solche* Regierungs- und Verwaltungsgebiete, auf denen vom Volk gewählte Körperschaften und ihnen verantwortliche Minister sicherer funktionieren, während mangelnde Garantie der Selbstbeschränkung des ‚Monarchen' für die breiten Schichten von übergroßer Gefährlichkeit ist. An Revolution wird kein Verständiger denken, solange genügende verfassungsmäßige Mittel zur Erreichung eines Zweckes vorhanden sind. . .

Um diese Mittel anwenden zu können, bedarf es einer freiheitlich gesinnten Mehrheit im preußischen Abgeordnetenhause; dazu wieder einer größeren Anziehungskraft auf die Wähler, der Einigung aller liberal und oppositionell empfindenden Männer zu einem wuchtigen Sturmbock. Deshalb müßte das Zukunftsprogramm der Demokraten einfach und verständlich sich mit wenigen Hauptpunkten begnügen, die leicht erfaßt sind, sich an den persönlichen Stolz, das Freiheitsgefühl, aber auch an die Liebe zu Land und Heimat wenden.

Der Freisinn wie der Liberalismus haben in dem Bestreben, sich eine breitere Basis zu schaffen, mehrfach versucht, auch das Gebiet der äußeren Politik für sich zu belegen. Soweit ein unzeitiges Verlangen nach Weißbüchern damit gemeint ist, wird kein Patriot unserer Diplomatie diesen Schaden antun wollen. Aber es bleibt richtig, daß eine Demokratie, wie sie heute im Reichstage sitzt, als bewußte und verantwortliche Mitvertreterin nationaler Interessen ihr Augenmerk auch nach außen richten muß. Denn Bismarck hat uns zwei böse Erbschaften hinterlassen, nämlich außer dem gänzlich unbefriedigenden Verhältnis zur Sozialdemokratie im eigenen Lande das nicht minder unbefriedigende zu unsern Stammesbrüdern in Österreich. Die deutschen Regierungskreise mit ihrem Anhang fühlen sich, so scheint es, durch hundert Rücksichten behindert; es wäre Sache einer weitschauenden nationalen Demokratie, auf solchen Gebieten, wo eine Verständigung Aussichten hat, jene Beziehungen zu pflegen und mindestens wirtschaftlich an das Schlagen einer Brücke zu denken.

Kein Politiker plant irgend etwas Gewaltsames. Die dumme Verleumdung, wir wollten dergleichen herbeiführen, in Europa auszustreuen, ist Sache unsrer Feinde. Unsre Sache bleibt es, uns nicht eines Tages durch Tatsachen überraschen zu lassen. Die Ungarn wollen sich vom habsburgischen Staat lostrennen; und da sie verbohrt sind, werden sie es eines Tages vielleicht erreichen, wie schon manche durch Leidenschaft Verblendete einen Wunsch zu ihrem Unsegen in Erfüllung gehen sahen. Bis dahin stecken diesseits der Leitha 9 Millionen sprach- und kulturtreuer Blutsverwandter zwischen Bork und Baum. Bismarck, der Mann des raschen diplomatischen Notbehelfs, hat Österreich aus Deutschland hinausgestoßen; aber er hat schon vorher Österreich durch Zurückweisung eines Zollverbandes nicht in Deutschland hineingelassen. Es ist sehr die Frage, ob diese Maßregel, wenn in ihrer Zeit wohl angebracht, sich nicht inzwischen zu einem schweren Fehler ausgewachsen hat. Die Idee einer großen europäischen Zolleinigung mag verfrüht sein; aber partiell kann sie in Mitteleuropa zur höchsten Zufriedenheit der Beteiligten gelingen.

Auf ein Auseinanderfallen des habsburgischen Dualstaates wie auf etwas unbedingt Gutes hoffen zu wollen, wäre überaus kurzsichtig. Selbst wenn es jemals glückte, den tschechischen Kloß aus der böhmisch-mährischen Brühe zu isolieren und ihn mit Homerule Europa vorzusetzen, — was könnte er anders werden als eine russische Dependenz im Herzen des Deutschtums, gerade wie ein wiederhergestelltes Polen niemals etwas andres werden könnte, als was es fast ein Jahrhundert lang vor seinem Einsturz war: eine russische Satrapie?

Von den Sozialdemokraten genügt es zu sagen: sie haben unsere Wähler. Die Massen, mit denen wir etwas anfangen könnten, stehen in einem andern Lager. Die Sünden, die dazu geführt haben, sind vom Berliner Freisinn unter Schulze-Delitzsch begangen worden und von Bismarck, der an dieser Stelle mehr als an irgendeiner andern seiner Herkunft aus

dem preußischen Junkertum den Zoll bezahlt hat. Seither wird ‚bekämpft' etwa mit demselben Erfolg, den ein Reiter erzielt, der ein störrisches Pferd unausgesetzt prügelt."

Von rund dreizehn Millionen Reichswählern seien mehr als zwei klerikal, dreieinviertel international, weit über eine halbe polnisch. Etwa sieben, wenig über die Hälfte des Ganzen, blieben für eine bewußt nationale Politik. Da habe denn die „liberale Demokratie" die Mission: „mit den demokratischen Elementen des Zentrums wie mit den marxistisch nicht völlig befangenen Sozialdemokraten Fühlung zu halten für Aufgaben, die auch diesen Kreisen am Herzen liegen müssen: Niederhaltung von Privilegien, Sicherung der Gerechtigkeit, habeas corpus, Gewissensfreiheit." ...

Sind diese letzten Forderungen nun spezifisch „demokratische"? Gibt es irgend eine deutsche Partei, die sich gegen die Gleichheit vor dem Gesetze, gegen die Unantastbarkeit der Person, gegen die Gewissensfreiheit — bekennt? Sind das nicht selbstverständliche, nicht längst erfüllte Aufgaben? Und doch gibt es Tausende, Millionen Deutscher, die diese Güter erst erkämpfen wollen? ...

* * *

Ob und wieweit wir in Deutschland „in einem demokratischen Zeitalter leben", mag zunächst dahingestellt bleiben. Jedenfalls leben wir in einem Zeitalter höchst populärer — Skandalprozesse. Und der letzte ist immer der saftigste. Nach dem Eulenburg-Prozeß ist freilich eine Steigerung kaum noch denkbar. „Das Unbeschreibliche — hier ist's getan." Unbeschreiblich „im weitesten Sinne", wie Oberstaatsanwalt Isenbiel sich auszudrücken pflegt.

Den Ausgangspunkt der Affäre bildet bekanntlich eine Serie von Artikeln der „Zukunft", durch die Harden angeblich den Fürsten Eulenburg aus seiner einflußreichen Stellung beim Kaiser entfernen wollte. „Harden", rekapitulierte die „Frkf. Ztg.", „warf, um das zu erreichen, dem Fürsten Eulenburg vor, daß er homosexuell sei und sich deshalb zum Ratgeber des Kaisers nicht eigne. Man muß — wie man auch über die ganze Aktion sonst denken mag — anerkennen, daß Harden seine Angriffe nicht in sensationeller Form erhob, sondern sie so verkleidete, daß sie nur einem kleinen Kreise von Eingeweihten verständlich waren. Graf Moltke war in all diesen Artikeln immer nur nebenher erwähnt, als einer derjenigen, die mit dem Fürsten Eulenburg befreundet waren und ihm politische Dienste leisteten. Die Artikel blieben zunächst in der weiteren Öffentlichkeit ganz unbeachtet, weil sie da niemand verstand, und veranlaßten erst nachher einen ungeheuren Lärm, als im Mai vorigen Jahres die Angegriffenen plötzlich beim Kaiser in sichtbarste Ungnade fielen. Jetzt erst wurde auch gegen Harden vorgegangen, aber auffälligerweise war es nicht Fürst Eulenburg, sondern der von Harden in allerletzter Linie angegriffene Graf Moltke, der die Beleidigungsklage einreichte. Dieser Umstand hauptsächlich hat dann Harden in eine prozessual sehr ungünstige Position gebracht. Zwar errang er in der ersten Verhandlung vor dem Schöffen-

gericht einen großen Erfolg: er wurde freigesprochen, weil er den Beweis erbracht habe, daß Graf Moltke ‚normwidrig‘ veranlagt sei. Aber unmittelbar nach diesem Urteil trat eine Wendung ein. Die Verhandlung hatte an sehr einflußreicher Stelle verschnupft; die Staatsanwaltschaft, die sich vorher für den Graf Moltke gar nicht interessiert hatte, griff plötzlich in den Prozeß ein; das erste Verfahren wurde auf ihren Antrag einfach eingestellt und eine neue, öffentliche Klage vor der Strafkammer erhoben. Das neue Verfahren wurde mit großer Schärfe gegen den Angeklagten geführt. Harden war krank und deshalb und aus andern Gründen in seiner Verteidigung außerordentlich zurückhaltend; wie es scheint, wollte er damals sich zufrieden geben, wenn er mit einer Geldstrafe davongekommen wäre. In die Öffentlichkeit drangen nur Bruchstücke aus der Verhandlung, die zum größten Teil hinter verschlossenen Türen geführt wurde. Das Ende war die Verurteilung Hardens zu vier Monaten Gefängnis. Das Urteil erachtete als festgestellt, daß Harden durch eine Reihe fortgesetzter Handlungen, die ein einheitliches Delikt bilden, dem Grafen Moltke den Vorwurf homosexueller Neigung und Betätigung gemacht habe und daß dieser Vorwurf erweislich unwahr sei. Den Schutz des § 193 hatte ihm das Gericht versagt, weil — nach der bekannten Praxis des Reichsgerichts — der Kampf gegen allgemeine Mißstände kein ‚berechtigtes Interesse‘ der Presse im Sinne des § 193 sei.

Die Revisionsschrift des Verurteilten enthielt zwei Hauptpunkte: sie beanstandete die Grundlage des ganzen zweiten Verfahrens und die rechtliche Begründung des zweiten Urteils. In keinem der beiden Punkte erachtete das Reichsgericht die Revision als begründet. Es besteht ein Streit darüber, wie die Staatsanwaltschaft zu verfahren hat, wenn sie nachträglich die Verfolgung einer Sache übernimmt, in der sie, wie im Prozeß Moltke-Harden, anfangs ihre Mitwirkung versagt hat. Nach der Meinung fast der gesamten Rechtswissenschaft hat sie dann einfach das Verfahren in dem Stadium weiterzuführen, in dem es sich zur Zeit ihres Eingreifens befunden hat. Im Fall Moltke hätte sie danach einfach Berufung gegen das Urteil des Schöffengerichts einlegen müssen. Statt dessen wählte sie den anderen Weg, das Urteil einfach zu kassieren und eine völlig neue Anklage zu erheben. Es ist ... wiederholt dargelegt worden, daß dieser Modus prinzipiell verwerflich ist, weil der Staatsanwaltschaft nicht die Möglichkeit gegeben werden darf, ein richterliches Urteil mit einem Federstrich aus der Welt zu schaffen, und daß seine Anwendung außerdem zu den ungeheuerlichsten juristischen Absurditäten führt. Indessen, das Reichsgericht hat bereits früher einmal in einem ähnlich liegenden Fall diesen zweiten Weg für zulässig erklärt, und es hat auch jetzt das Vorgehen der Staatsanwaltschaft mit einem Vorbehalt, auf den hier nicht eingegangen werden kann, sanktioniert. Auch die Begründung des Urteils hat ihm keinen Anlaß zu Beanstandungen gegeben. Es hat seine alte Auslegung

des § 193 wiederholt und weiter erklärt, daß auch die übrigen rechtlichen Ausführungen des Urteils auf Grund seiner tatsächlichen Feststellungen, die das Reichsgericht ja nicht angreifen kann, unanfechtbar seien. Wenn trotzdem der Revision stattgegeben und eine neue Verhandlung angeordnet wurde, so lag das lediglich an einer Unkorrektheit des Verfahrens, die in der Revisionsschrift gerügt war. Ein Zeuge, der nach seiner Vernehmung entlassen worden und nachher nochmals vernommen war, hatte bei dieser zweiten Vernehmung seinen Eid nicht erneuert. Das ist nach der ständigen Rechtsprechung des Reichsgerichts unzulässig und mußte zur Aufhebung des Urteils führen."

Von einem Manne, der in der Öffentlichkeit eine Rolle spielt, so stellt sich das selbe Blatt zu dem gegenwärtigen Stadium der Affäre, dürfe man verlangen, nicht daß er fehlerfrei sei, wohl aber, daß seine Fehler ein gewisses, erträgliches Maß nicht überschreiten. Das gelte für Fehler aller Art, auch für sexuelle, und es würde gar nicht schwer sein, Fälle zu konstruieren, von denen jedermann zugäbe, daß man berechtigt und verpflichtet wäre, sie an die Öffentlichkeit zu bringen. Ob dies auch für den Fall Eulenburg zutreffe, darüber seien nun allerdings die Meinungen sehr verschieden, man könne aber doch auch hier die rechte Mitte finden: „Die Verfehlungen Eulenburgs, sofern er sie begangen hat und soweit man sie kennt, liegen zeitlich ziemlich weit zurück. Das würde dafür sprechen, daß es richtiger gewesen wäre, sie nicht aufzudecken. Aber so steht eben die Sache gar nicht. Harden hat in den Artikeln, die zum Moltke-Prozeß geführt haben, nicht behauptet, daß Eulenburg oder Moltke sich sexueller Verfehlungen schuldig gemacht hätten, sondern nur von einem normwidrigen Empfinden gesprochen. Man mag auch hierin etwas auszusetzen haben; wenn aber dann die Sexualia der Herren Moltke, Eulenburg und anderer in so breitem Maße die Öffentlichkeit beschäftigten und noch beschäftigen, so liegt die Schuld dafür in viel höherem Maße bei dem Angegriffenen. Angegriffen war in erster Linie Eulenburg; ihm eigentlich galt Hardens Artikelserie, Moltke war nur nebenbei erwähnt. Die beiden Moltke-Prozesse hätten daher leicht vermieden werden können, wenn nicht Eulenburg den Grafen Moltke vorgeschoben, wenn er, um den es sich handelte, gleich selbst sich gestellt hätte. Und ferner: wer zwang denn den Fürsten Eulenburg, vor Gericht eine Aussage zu machen, die ihn in den dringenden Verdacht des Meineids gebracht hat? Den jetzigen Prozeß hat er doch offenbar sich ganz allein zuzuschreiben, und auch der bekannte Münchener Prozeß wäre wahrscheinlich unterblieben, wenn nicht Eulenburg durch sein Vorgehen Harden gezwungen hätte, seiner Wahrhaftigkeit in München den Prozeß zu machen. Die leidige Sache hätte also nicht entfernt die Ausdehnung genommen, die sie nun hat, wenn nicht die Winkelzüge Eulenburgs es bewirkt hätten. An Harden bleibt nur das eine haften, daß er in seinen Artikeln überhaupt vom Sexualempfinden Eulenburgs gesprochen hat. In vielen Fällen würde man das ohne Zweifel verurteilen müssen,

in diesem Falle aber sehen wir keinen Grund zu besonderer Aufregung. Nicht nur deshalb, weil der politische Effekt, den Harden erzielt hat — den Sturz Eulenburgs und seiner Freunde — erfreulich ist, sondern weil sich herausgestellt hat, daß Eulenburg, auch ganz persönlich betrachtet, von einer Art ist, daß man sich nicht gerade verpflichtet fühlen muß, in Äußerungen über ihn rücksichtsvoll zu sein. Wenn Fürst Dohna an Eulenburg schreiben konnte: ‚Du bist ganz einfach so verlogen . . .‘, und Fürst Eulenburg das eingesteckt hat, ohne daß man, wie es doch zum Ehrenkodex jener Kreise gehört, den Knall einer Pistole vernommen hat — so darf man schon über Eulenburg auch noch was anderes sagen.

Diesen Brief des Fürsten Dohna sollte man auch bei der Wertung der politischen Rede, die Eulenburg . . . dem Gericht gehalten hat, nicht vergessen. Eulenburg hat ausgeführt, daß er stets ein Gegner der Klerikalen gewesen sei, in diesem Sinne auch als Gesandter in München gewirkt und dadurch den Haß der Klerikalen sich zugezogen habe, auf deren Einfluß es zurückzuführen sei, wenn man nun versuche, ihn zu verderben. Den klerikalen Blättern sind diese Äußerungen ein gefundenes Mahl, aber wenn es lächerlich ist, in der Aktion gegen Eulenburg klerikale Machenschaften zu sehen, so ist es nicht minder unbegründet, dem Fürsten Eulenburg den anderen Teil seiner Äußerungen zu glauben. Eulenburg hat nie eine selbständige Rolle in der hohen Politik gespielt und ist nie, wie man zu sagen pflegt, ein ‚Arbeiter‘ gewesen. Der ‚Fränkische Kurier‘ stellt fest, daß Eulenburgs Münchener Tätigkeit für die ‚protestantische Kaiseridee‘ in elf untergeordneten Fällen der Berührung mit der Nunziatur bestand. Das mag wohl stimmen. Es ist ganz klar, daß diese Äußerungen Eulenburgs aus der Not des Augenblicks geboren worden sind, und so hat sie auch Ministerpräsident v. Podewils im bayerischen Landtag gekennzeichnet. Der Einfluß Eulenburgs datiert aus späteren Jahren, aber das ist natürlich nicht so aufzufassen, als ob er der alleinige Ratgeber des Kaisers gewesen sei . . .“

Auch die „Frankf. Ztg.“ ist im Gegensatz zu anderen der Meinung, daß die Öffentlichkeit ein Recht hatte, zu wissen, was da vorging. Handelte es sich doch nicht um gewöhnliche Sittlichkeitsprozesse, sondern um Affären mit politischem Hintergrund. Was aber geschah? „Mit wachsendem Erstaunen“, schildert es die für Harden eintretende „B. Z. a. Mittag“, „blickt ein großer Teil des deutschen Volkes (und nicht sein schlechtester Teil) auf das Kriminalgerichtshaus in Alt-Moabit. Mit einem Erstaunen, das von Tag zu Tag beklommener wird. Zu hören ist nichts; wenigstens nichts Sicheres. ‚Die Öffentlichkeit ist für die ganze Dauer der Verhandlung ausgeschlossen.‘ Warum? Weil die Berichte über die Verhandlung die Sittlichkeit gefährden könnten? Du lieber Himmel! Auch das unschuldigste Gemüt hat im Lauf der letzten Jahre das Thema, über das da drinnen geredet wird, bis in die Einzelheiten hinein kennen gelernt . . . Was die Hauptzeugen, der Fischer Ernst und der Milchhändler Riedel,

gegen den Fürsten Eulenburg auszusagen haben, ist seit bald drei Monaten bekannt. Die wichtigsten Teile des Gerichtsprotokolls, das die Höchsten im Reich in extenso gelesen haben, sind nach dem Münchener Prozeß Harden kontra Staedele in süd- und norddeutschen Zeitungen veröffentlicht worden. Wir kennen die grausigsten Einzelheiten der Verfehlungen (perverser Geschlechtsverkehr und Kuppelei), deren Fürst Eulenburg angeschuldigt ist. Schlimmeres könnten wir kaum noch hören. Wir waren trotzdem darauf gefaßt und hätten nichts dagegen gesagt, daß für einzelne Teile der Verhandlung die Öffentlichkeit ausgeschlossen werde. Warum aber schließt man sie für die ganze Dauer der Hauptverhandlung aus? Warum tut man, als sei ein Schweigegebot ergangen, das die Strafprozeßordnung (§ 175 II) doch nur bei Gefährdung der Staatssicherheit gestattet? Warum wird nicht von der Vorschrift des § 176 Gebrauch gemacht, der erlaubt, einem bestimmten Personenkreis den Zutritt zu versagen und ‚einzelnen Personen' ihn auch zu nicht öffentlichen Verhandlungen zu gewähren? Warum die ewige, in den wunderlichsten Formen sich äußernde Angst, irgendein Wörtchen könne durch die Mauern sickern? Wäre es nicht vielmehr, gerade in diesem Fall Eulenburg, ein Glück, wenn der Offentlichkeit das Recht auf Kontrolle der gerichtlichen Vorgänge nicht ganz und gar entzogen würde?

Daß der Angeklagte, der sich doch mit hartnäckiger Emphase für vollkommen unschuldig ausgibt, gleichzeitig sich mit Händen und Füßen gegen die Möglichkeit sträubt, diese Unschuld öffentlich zu erweisen, ist seine Sache. Wenn er auf Freisprechung hofft, müßte er sich, bei seiner allbekannten Schlauheit, sagen, daß ein unter diesen Umständen hinter verschlossenen Türen erzielter Spruch in den Augen des Volkes gänzlich entwertet wäre. Daß man ihn belächeln und höhnisch glossieren würde. Welchen Grund aber hatte die Anklagebehörde, diesen hermetischen Verschluß so dringend zu wünschen? Wie uns scheint, konnte sie nur eins ersehnen: die Gelegenheit, nach sehr bedauerlichen Irrungen und Wirrungen im hellsten Licht sich als eine objektive Behörde (die ‚objektivste der Welt' braucht's ja nicht gerade zu sein) zu zeigen, die nach Stand, Namen, Gunst nicht fragt, vor dem Bekenntnisse eigenen Irrtums nicht zurückschreckt und mit unbeugsamer Energie nur die Rechtsgleichheit wahrt ...

Einen Schwerkranken zur Hauptverhandlung über ein ihm zugeschriebenes Kapitalverbrechen zu zwingen, wäre inhuman. Bezeugte das zuständige Medizinalkollegium, daß Fürst Eulenburg sich jetzt nicht bewegen, nicht sitzen und stehen kann, wie normale Menschen seines Lebensalters, so war die Verhandlung aufzuschieben, bis der Angeklagte genesen ist. Und die Behandlung hatte dann der jedes anderen Untersuchungsgefangenen zu gleichen. Aufs Haar. Gerade in diesem Falle konnte man es damit nicht genau genug nehmen.

Ein des Meineids oder eines anderen mit Zuchthausstrafe bedrohten Verbrechens dringend verdächtiger Mensch kommt nach der bei uns geltenden

Vorschrift in eine Sträflingszelle, in der er oft Monate lang von der Außenwelt gänzlich abgeschlossen ist und mit ihr nur durch die Organe der Gefängnisverwaltung verkehren darf. Besuche, auch der nächsten Angehörigen, werden selten gestattet. Jede Möglichkeit zu unbewachten Gesprächen, zu Kollusionsversuchen irgendwelcher Art wird mit dem Aufwand äußerster Sorgfalt vereitelt. Zur Hauptverhandlung wird der Angeklagte dann vom Gerichtsdiener vorgeführt. Er muß in dem ihm zugewiesenen, abgeschlossenen Raum sitzen, darf auch unter Bewachung im Sitzungssaal höchstens einmal wenige Minuten mit seiner Frau oder seinen Kindern sprechen und wird gewöhnlich schon in der ersten Stunde auch daran erinnert, daß er nur mit einem Fuß noch auf dem festen Boden des Besitzes bürgerlicher Ehrenrechte steht. Väterliche Ermahnungen von der Art derer, ‚die Richter nicht für Narren zu halten,' ‚das schamlose Leugnen endlich aufzugeben', ‚seiner verlorenen Sache durch das einzige Rettungsmittel eines reumütigen Bekenntnisses noch die Milde des Gerichtshofes zu sichern', sind alltäglich. Als der geringerer Verbrechen angeschuldigte, durch die lange Untersuchungshaft furchtbar heruntergekommene August Sternberg sich auf das Geländer des Anklageraumes stützte, rief ihm der Vorsitzende mit zorniger Stimme zu: ‚Lehnen Sie sich nicht so leger an! Das gehört sich nicht!'

Fürst Eulenburg wurde, trotzdem die Ergebnisse des Münchener Städeleprozesses dazu zu zwingen schienen, nicht sofort verhaftet. Er behielt reichliche Zeit zu Vorbereitungen und Dispositionen aller Art; ein Schuldiger konnte in dieser Zeit alles Gefährliche wegschaffen oder vernichten. Die Untersuchungszeit hat er in der Charité verlebt; ungefähr so unbequem wie ein Ferienreisender in einem Dorfgasthof. Wir lasen, daß er einen Diener bei sich habe (erlaubt das die Gefängnisordnung?) und täglich Frau und Kinder zu langen Besuchen empfange. Dabei hatten drei Instanzen, obenan das preußische Kammergericht, seinen Haftentlassungsantrag trotz ungewöhnlich hoher Kaution abgelehnt, weil nach Lage der Sache die Gefahr der Tatbestandsverdunkelung zu fürchten sei. Jetzt wird er täglich in einem Automobil vor das Gerichtshaus gefahren, auf einer Bahre in den Saal getragen, in weiche Kissen gebettet, vor und nach der Verhandlung und während der Pausen von seiner Familie umringt; von Familienmitgliedern, die (unglaublich, aber wahr) in seiner Strafsache noch als Zeugen vernommen werden sollen. Als er sich während des Prozesses Moltke-Harden, auf Söhne und Krücken gestützt, in den Saal schleppte, in dem er nachher tagelang munter plauderte, nannte ein kundiger Thebaner den geschickt arrangierten Aufzug eine ‚Prozession, von der die Darsteller des père noble-Faches viel lernen könnten'. Wer jetzt auf den Eingang und in den Saal blickt, muß glauben, ein verwundeter Held sei aus einer gewonnenen Schlacht heimgekehrt und erzählte den Volksrepräsentanten nun seine Erlebnisse. Alte Richter schütteln den Kopf und sagen, so sei noch nie ein wegen Meineids Verhafteter behandelt worden ...

Mit großem Zeremoniell wird der Fürst in den Gerichtssaal getragen.

Die Fürstin zur Seite. Die Söhne folgen und der Liebenberger Hofstaat. Der Fürst konferiert nicht nur mit seiner Familie, sondern auch mit seinen Leuten, denen ein Wink, ein Augenzwinkern ihres Herrn Befehl ist. Die Anwesenheit eines Kriminalschutzmanns kann nicht verhindern, daß die Konversation in fremder Sprache geführt wird. Dann werden die edlen und erlauchten Zeugen, die schon ungeduldig draußen mit lackbeschuhten Füßen stampften, hereinkomplimentiert. Rothschild hat bei Hofe in Wien zu tun. Schulenburg möchte wieder auf seinem Gut nach dem Rechten sehen. Oberhofmarschall Graf August Eulenburg muß zum Kaiser. Ein vages Leumundszeugnis bildet den Inhalt ihrer Aussage. Vor diesen ließ er nie die Maske fallen. ‚Der angeklagt? Lächerlich. Habe nie etwas bemerkt...‘

Auf der anderen Seite die bürgerlich-proletarischen Zeugen, die Riedel, Dandl, Ernst und Trost usw., argwöhnisch betrachtet von den exekutiven Subalternen, bevormundet, verwarnt und zurechtgewiesen. Gedrückte, resignierte Stimmung herrscht in den Warteräumen. Das Zeugengeld reicht nicht zu auf dem teuren Berliner Pflaster. Man macht Schulden. Der Wirt, den man nicht bezahlen konnte, läuft in den Gerichtssaal. Man wird zur Rede gestellt. Blamage. Dazu Existenzsorgen. Daheim verliert man die Kundschaft und niemand ist da, der das Heu hereinbringt. Dann während der Vernehmung beständige Ermahnungen, Drohungen und Demütigungen. Der Justizrat muß aus dem Saale gehen. Man ist aber nicht so dumm, als man angesehen wird. Nur die leidigen Unterschiede in Sprache und Gestus ... Endlich die Vorhalte, man habe mit dem und jenem gesprochen. Und warum man im Tucherbräu mit dem liebenswürdigen, gewandten Herrn von der Presse zusammengesessen habe. Endlich eine Art Verbot, überhaupt noch mit jemandem zu sprechen. Verbannung auf den Isolierschemel, Kontrolle und Vorwürfe überall.

Mißt man dieses Bild des Prozesses am Gesetz und an der Praxis: Wo bleibt der Schutz des Gesetzes gegen die Kollusionsgefahr, gegen die Gefahr einer Verschleierung des Tatbestandes, wenn der Angeklagte ungehindert mit jedem konferiert? Welcher kranke Untersuchungshäftling wurde je im Tiergarten spazieren gefahren, weil er den Rundgang im Gefängnishof nicht mitmachen konnte oder wollte . . .

Wo steht dagegen geschrieben, daß ein Zeuge auf einen Isolierschemel gesetzt werden darf, daß er mit niemandem sprechen, mit niemandem essen und trinken gehen soll? Es gibt kein Schweigegebot für Zeugen. Es ist auch sowenig ein Unglück wie ein Vergehen, wenn ein Zeuge nach der Vernehmung mit Journalisten verkehrt und diese von seiner Aussage erfahren. Es mag ein Ausfluß der Sitzungspolizei sein, daß einem bereits vernommenen Zeugen während der Vernehmung eines späteren Zeugen der Saal verschlossen werden soll, weil seine Anwesenheit vielleicht den anderen irritieren könnte. Ausdrücklich aber besteht eine solche Bestimmung nur in Richtung gegen den Angeklagten (§ 246 St.-P.-O.). Der Zeuge Justizrat Bernstein mußte sich während der Vernehmung Riedels entfernen, damit der

Zeuge nicht durch ihn beeinflußt werde, bewußt oder unbewußt. Welcher Affront gegenüber einem in Ehren grau gewordenen Anwalt und welche vorzeitige Minderbewertung des Zeugen Riedel.

Zweifellos ist das Verfahren, das dem Angeklagten, solange er noch nicht verurteilt ist, den weitesten Spielraum zur Verteidigung läßt, mustergültig. Aber der Ausgleich der sozialen Gegensätze scheint noch nicht gelungen . . ."

Daß auch der — „Vorwärts" dieser Ansicht huldigt, ist ihm am Ende nicht zu verdenken. Ist er doch in der Lage, aus eigener Erfahrung und Erinnerung manch Scherflein zu dem Kapitel zu steuern. Sozialdemokratischen Redakteuren, die im Gefängnis erkrankten, seien trotzdem die kleinsten Vergünstigungen verweigert oder erst nach langem Zögern bewilligt worden. „Wer", so schreibt er, „denkt angesichts des Falles Eulenburg nicht an den Fall des Genossen Peus, dessen Frau im Wochenbett starb, nachdem ihr der gemütvolle Herr Staatsanwalt eröffnet hatte, ihr Mann könne zu ihrer schweren Stunde nicht beurlaubt werden, weil er eine schwere Strafe zu erwarten habe. Wer denkt nicht an den Fall des verstorbenen Genossen Eichhorn zu Dresden, dem, da er wegen Boykottvergehens in der Untersuchungshaft saß, das erbetene zweite Kopfkeilkissen rundweg verweigert wurde. Hätten er und andere Genossen, denen es nicht viel besser ging, beantragt, ihnen den täglichen Besuch von Angehörigen zu gestatten, sie wären von den behördlichen Instanzen sicherlich für geistig gestört angesehen worden. So ungeheuerlich wäre ihren Hütern das Verlangen erschienen. Und doch waren unsere Genossen nicht des Meineids und der Verleitung zum Meineid beschuldigt, sondern weit weniger schlimmer Vergehen. Aber freilich, sie waren auch nicht Durchlaucht und gewesener Botschafter und einstiger Freund des deutschen Kaisers . . .

Wir haben der preußischen Justiz nie ihr Unmögliches zugetraut! Und solange der Klassenstaat steht, wird vor Gericht nie völlige Gleichheit ohne Ansehen der Person und des Standes vorkommen. Unbewußt mildert der Richter die herrische Sprache, sobald er nicht mehr einen im geflickten Rock gekleideten Proletarier, sondern einen Mann aus ‚besseren Kreisen' vor sich sieht. Er kann gar nicht anders. Und ein Fürst ist mehr als ein Mann aus ‚besseren Kreisen'.

Und so kann man täglich und auch im Prozeß Eulenburg wieder sehen, welche weitgehende Rücksicht auf die Wünsche hochgestellter Zeugen genommen werden, die schnell außer der Reihe abgefertigt werden möchten, weil sie z. B. zu einer Hoffestlichkeit zu eilen haben. Und dergleichen mehr. Nur naive Leute wundern sich darüber . . .

Herr Landgerichtsdirektor Kanzow wandte sich gegen die bösen Zeitungen, die da behaupteten, er behandle den Fürsten Eulenburg besser als jeden anderen Angeklagten. Das ist nach Herrn Kanzow nicht wahr. Er denkt gar nicht daran, eine Ausnahme zu machen und weiß genau, in welcher Weise der Angeklagte zu behandeln ist.

Wir entnehmen dieser Erklärung mit Genugtuung, daß Herr Kanzow alle Angeklagten ohne Unterschied, einerlei wes Standes und Ranges sie sind, höflich behandelt. Daß er alle männlichen Angeklagten ‚Herr Angeklagter' anredet. Und daß, falls ein Proletarier einmal in ähnlicher Körperverfassung wie jetzt der Fürst Eulenburg in Untersuchungshaft genommen wird und vor Gericht erscheinen muß, Herr Kanzow ihm gern den fortwährenden Verkehr mit seinen Verwandten und Spazierfahrten im Tiergarten gestatten wird.

Hoffentlich findet das gute Beispiel des Herrn Landgerichtsdirektors Nachfolge bei seinen Amtskollegen, bei allen Gerichtsvorsitzenden und Untersuchungsrichtern. Die haben nämlich bisher vielfach sehr viel andere Umgangsformen im Verkehr mit Angeklagten und Untersuchungsgefangenen gebraucht. Und haben bisher über die Erlaubnis zum Verkehr mit Anverwandten und zu Spazierfahrten meist sehr viel engherziger gedacht, als der Herr Landgerichtsdirektor Kanzow."

Der „Vorwärts" hofft demnach, daß Herrn Kanzows lobenswertes Beispiel recht viele Nachfolge findet. Dann werde ihn einst die Geschichte preisen als den „Reformator" preußischer Angeklagten- und Untersuchungsgefangenenbehandlung. „Kanzow und Eulenburg! Den letzteren deshalb, weil — der Eulenburg-Prozeß erst kommen mußte, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf die humane Praxis des Herrn Landgerichtsdirektors Kanzow zu lenken."

Sollte fürder, so meint Herr v. Gerlach in der „Welt am Montag", noch jemand zweifelnd fragen: „Klassenjustiz"? so werde ihm prompt die Antwort entgegenschallen: siehe Fall Eulenburg!

„Unmittelbar nach dem von dem Amtsrichter Kern . . . geleiteten Berliner Schöffengerichtsprozeß gab es die erste ‚Auffälligkeit', der soviel weitere folgen sollten. Das Harden freisprechende Schöffenurteil wurde im Widerspruch zum Gesetz . . . für null und nichtig erklärt. Von neuem wurde in erster Instanz verhandelt, und zwar vor jener Strafkammer, deren Vorsitzender Lehmann sich noch immer nicht von dem Vorwurf gereinigt hat, er habe schon vor der Verhandlung von Harden gesagt: ‚Der Kerl muß verurteilt werden.'"

Das eigentlich Charakteristische bei jener Verhandlung sei aber doch nicht das Verhalten des Gerichts, sondern das der Staatsanwaltschaft gewesen. „Herr Oberstaatsanwalt Isenbiel gerierte sich mindestens in demselben Maße als Anwalt Eulenburgs wie als Anwalt des Staates. Augenscheinlich flossen in seinem Gehirn Staatsinteresse und Eulenburgs Interesse in eins zusammen. Er heischte von Hardens Anwalt eine förmliche Entschuldigung Eulenburg gegenüber — ein selbst in preußischen Gerichtssälen unerhörter Vorgang! Herrn Isenbiel, seinem jetzigen Ankläger, hatte es damals Fürst Eulenburg zu verdanken, daß er wie ein Triumphator die Gerichtsstätte verlassen konnte.

Vor dem Münchner Schöffengericht brach Eulenburgs Herrlichkeit

jäh zusammen. Ein wahrhaft weiser Richter und zwei Männer aus dem Volke waren es, die dem schlichten Begriff der Justiz, d. h. der Gerechtigkeitspflege, zum Siege verhalfen. Die Münchener konnten sagen: wir Süddeutschen haben unsere Pflicht getan. Jetzt, Berliner, tut ihr die eure!

Aber in Berlin zögerte man. Was, der eben noch von einem leibhaftigen Oberstaatsanwalt so hoch gepriesene Eulenburg, eine lebende Durchlaucht, der einstige Vertraute und maßgebende Ratgeber des Kaisers, ihn sollte man so Knall und Fall wie einen ganz gemeinen Sterblichen in Haft stecken? Zwar jeder Tag des Zauderns konnte uneinbringlichen Schaden anrichten. Eulenburg hatte die mächtigsten Freunde und schier unbegrenzte Geldmittel. Jede Zeugenbeeinflussung, jede Vernichtung unbequemen Beweismaterials war ihm möglich. Doch Woche um Woche mußte die Presse mahnen, bis man sich endlich zur Haussuchung und Verhaftung entschloß.

Und nun diese Untersuchungshaft! Gewiß, mit einem kranken Menschen soll man so schonend wie möglich verfahren. Aber welcher Untersuchungsgefangene ist bisher so behandelt worden wie Eulenburg? Unbeschränkt konnte seine Familie mit ihm verkehren. Ja, er hatte seinen Diener ständig zu seiner Verfügung. Jede Durchstecherei war möglich. Was blieb von dem Zweck der Untersuchungshaft überhaupt noch gewahrt?

Vor Gericht geht es in demselben Stil weiter. Die Familienangehörigen begleiten ihn, obwohl sie selbst als Zeugen vernommen werden sollen. Eine Spazierfahrt erquickt ihn nach der Verhandlung. Sehr schön! Sehr menschlich! Aber setzen wir einmal den Fall, ein kränklicher Sozialdemokrat käme mit denselben Wünschen für Untersuchungshaft und Verhandlung. Ob er wohl auch so willige Ohren finden würde? Und dabei soll man nicht vergessen, daß es sich hier nicht um ein anständiges politisches Delikt, sondern um eine wenig ehrenvolle Meineidsgeschichte handelt.

Die Öffentlichkeit ist ausgeschlossen. Damit ist dem Fürsten ein unsagbar großer Dienst erwiesen. Das geht schon daraus hervor, daß er selbst so dringend dafür plädiert hat oder doch plädieren ließ. Angeklagte, die sich unschuldig fühlen, haben sonst immer das Bedürfnis, durch eine öffentliche Verhandlung ihre Ehre wiederhergestellt zu sehen. Dem deutschen Volk ist jede Möglichkeit entzogen, sich selbst über Schuld oder Unschuld ein Urteil zu bilden. Die wichtigste Bürgschaft der Rechtssicherheit, die Kontrolle der öffentlichen Meinung, fehlt in einem Falle, wo sie gerade so dringend nötig wäre. Und warum das alles? Um der Sittlichkeit willen. Daß ich nicht lache! Was bleibt nach den öffentlichen Verhandlungen des Berliner und Münchener Schöffengerichts denn noch zu enthüllen übrig? Wer sich durch Gerichtsberichte zur Homosexualität verführen läßt, der hat schon längst genügend Gelegenheit dazu gehabt. Ob es auch nur einen solchen Menschen gibt, möchte ich freilich bis zum Beweis des Gegenteils bezweifeln. Mir scheint viel eher, daß solche Berichte in gutem

Sinne aufklärend und abschreckend wirken. Sie erregen Ekel und Entrüstung. Das schadet nichts, im Gegenteil. Am schlimmsten wirken die Übel, die im Verborgenen wuchern... Jedenfalls ist die Tatsache nicht gerade förderlich für das Ansehen unserer Justiz: die einzige Person, die sicher von dem Ausschluß der Öffentlichkeit profitiert, ist der hohe Angeklagte . . ."

Das könne man vom Publikum nicht verlangen, daß es mit blindem Vertrauen dem Ausgang des Prozesses entgegensehe. Allerdings werde schon jetzt gezetert: „Es handelt sich ja um das so vielgepriesene Volksgericht!" „Mit Verlaub", erwidert darauf Herr von Gerlach: „Wer sind denn die Geschworenen? . . . Kein Arbeiter ist darunter, kein Unterbeamter, kein Handlungsgehilfe, kurz, keiner aus den breiten Massen des Volkes. Wohl aber sind genau die Hälfte Fabrikanten. Ja, du lieber Himmel, unser Volk besteht doch nicht zur Hälfte aus Fabrikbesitzern! Ein Volksgericht soll alle Schichten des Volkes ungefähr nach ihrem ziffernmäßigen Anteil umfassen. Die Fabrikanten, Kommerzienräte und Hoflieferanten sollen wahrhaftig nicht ausgeschlossen sein. Aber sie sollen nicht dominieren. Denn sie sind zwar ein beachtenswerter Bestandteil des Volkes, aber nicht das Volk. Sie urteilen natürlich nach bestem Wissen und Gewissen. Aber ihr Fühlen ist nicht identisch mit dem Fühlen der Massen da drunten. Sie urteilen natürlich aus ihrem Milieu heraus und unter dem Einfluß ihres Milieus."

Nichts verstärke so sehr den Glauben an die Existenz einer Klassenjustiz in Preußen als die Tatsache, daß nicht einmal unsere sog. Volksgerichte den Massen des Volkes zugänglich sind. Es liege an unserer Justizverfassung mit ihrem eigentümlichen Filtriersystem, sowie an der Nichtentschädigung für den Schöffen- und Geschworenendienst, daß gewisse Parteien und Volksschichten bei der Berufung zum Laienrichtertum zurückgesetzt, wenn nicht ganz ausgeschlossen werden. Von bewußter Rechtsbeugung könne ja auch da in allewege keine Rede sein. Aber der Mensch sei nicht zuletzt, — „was er liest". Es sei für den Durchschnitt der Menschen wahrlich nicht gleichgültig, ob einer ständig eine konservative Zeitung liest oder eine liberale. Und schließlich bestehe das Gros unserer Staatsanwälte, Richter, Geschworenen „eben aus Durchschnittsmenschen".

Hören wir noch einmal in aller Ruhe die „B. Z. a. M.": „Als Fürst Philipp zu Eulenburg die verhängnisvolle Reise von Liebenberg nach der Charité zu Berlin antrat, veranstaltete er einen Familiengottesdienst in der Kapelle seines Schlosses. Dann verabschiedete er sich von den Seinen mit dem frommen Augenaufschlag: ‚Gott wird alles zum Guten wenden.' — Harmlose glaubten hierin die Resignation eines Mannes zu sehen, der nach Monaten energischen Trutzes wider alle Widersacher resigniert seine Rechnung mit dem Himmel machte; wer aber halbwegs die Artung der Persönlichkeiten und die Zusammenhänge der Dinge übersah, der erkannte in dem häuslichen Rührstück die erste Probe einer von dem Helden des Dramas selbst angelegten und im großen Stile geplanten Regie, die der nunmehr vor seine

Richter gerufene Angeklagte mit allen Feinheiten des erfahrenen Akteurs durchführt . . .

Der Angeklagte ist als kranker Mann in den Prozeß hineingegangen, freilich nach dem Urteil der Ärzte im vollen Besitze seiner Geisteskraft, denn sonst hätte man überhaupt nicht gegen ihn verhandeln dürfen. Aber der Angeklagte leidet an Zuständen der Erschöpfung, der Schwäche, bekommt alle Augenblicke Schwächeanwandlungen, die medizinisch nicht objektiv begründet, sondern einfach geglaubt werden müssen. Dadurch ist er von vornherein in der Lage, allerlei peinlichen Erörterungen aus dem Wege zu gehen. Man darf ihn nicht zwingen, zu reden, nicht zu hart auf ihn eindringen, muß froh sein, wenn er die müde Hand erhebt, zum Zeichen, daß er reden will. Tut er das, so stockt der Gang der Verhandlungen sofort, als wenn alle dankbar wären, daß die Durchlaucht ihrerseits geruhen, einen kleinen Beitrag zur Sache zu geben. Man läßt dann seinem Redefluß freien Lauf, und es muß zugestanden werden, daß er, wenn das Thema ihm liegt, ganz schön vorzutragen weiß, wie . . . über den lieben, guten Kistler, der von der bösen Welt so vielen Undank ernte. Will der Fürst aber schweigen, so kann er das tun, ohne dadurch in den Verdacht zu kommen, daß er sich nicht zu verantworten wisse, eine Situation, die ihn zum Herrn der ganzen Verhandlung macht und die er auch nach Kräften ausnutzt. Ob er in seinem diplomatischen Beruf stets nach den Regeln der alten Schule agierte, wissen wir nicht, seine gegenwärtige Lage aber zwingt ihm gerade diese Regeln auf, zumal nachdem er bei der faulen Ausrede von den Intrigen des Zentrums und dem unklugen Angriff gegen den Fürsten Dohna-Schlobitten gemerkt hat, daß in seiner Lage Schweigen Gold ist, Reden aber nicht einmal Silber.

So bleibt er nun dauernd in Pose, scheinbar ernstlich darauf bedacht, daß der Prozeß seinen Fortgang nehme, es den Verteidigern überlassend, die Sache immer weiter in die Länge zu ziehen. Dieses Spiel mit verteilten Rollen würde unter anderen Verhältnissen nicht durchführbar sein, aber gegenüber dem kranken, bemitleidenswerten Manne bemüht man sich, auch den leisesten Schein einer Härte zu vermeiden. So werden denn immer neue Zeugen herangeschleppt, die nichts davon wissen, daß der Angeklagte perverse Handlungen begangen hat, oder solche, die gegen die Hauptbelastungszeugen Ernst und Riedel möglicherweise etwas vorbringen können. Jetzt hat man gar die Schöffen aus dem Staedeleprozeß vernommen. Es ist fraglich, ob diese Vernehmung noch ganz dem Geiste unserer Strafprozeßordnung entspricht, denn sie lief darauf hinaus, diese ehrenamtlichen Richter *nach den Gründen ihrer Urteilsbildung zu fragen*, drang also schon bis *in das Geheimnis des Beratungszimmers*. Die Aussagen der Schöffen waren ungünstig für den Angeklagten."

Es fehle nur noch, daß man die Schwiegermütter dieser Schöffen über die Glaubwürdigkeit ihrer Schwiegersöhne vernimmt. In der Tat hat

das Verfahren bereits den Berliner Volkswitz mobil gemacht. So wird ein völlig Ahnungsloser mit der Frage beunruhigt: ob er denn noch immer nicht als Zeuge im Eulenburgprozeß vernommen sei? „Ja, wieso denn? Ich weiß doch über die Sache nichts!" — „Na, eben deshalb!"

Es ist dem Vorsitzenden wie auch dem Oberstaatsanwalt aufs Wort zu glauben, daß sie ihres Amtes nach bestem Wissen und Gewissen gewaltet haben und auch fürder walten wollen; daß sie redlich bemüht sind, den gefürsteten Angeklagten nicht anders zu behandeln als andere auch. Die Kritik gründet sich ja auch nicht auf den einzelnen Fall, sondern auf den Vergleich dieses Falles mit anderen, auf die Gegenüberstellung der Behandlung, die dem Fürsten Eulenburg als Untersuchungsgefangenen zuteil wird, und der, die gegen andere, minder Hochgestellte allgemein üblich ist. Und diese Art der Betrachtung ist auch die einzig gegebene. Denn wie wollte man sonst wohl feststellen, ob Unterschiede gemacht werden, wenn man eben nicht die verschiedenen Fälle heranzieht und sie miteinander vergleicht? Man schämt sich ja schon geradezu, solche platten Selbstverständlichkeiten erst beweisen zu müssen!

Wer denkt denn auch so niedrig oder so töricht, daß er einem Angeklagten nicht die gründlichste Untersuchung seiner Sache gönnte! Wo aber wird sonst solche Gründlichkeit angewandt? Wo ist es sonst vorgekommen, daß ein so schwer Belasteter, in der Gerichtssprache zu reden: so „hinreichend Verdächtiger", so lange noch, wie Fürst Eulenburg nach dem Münchener Prozeß, auf freiem Fuße bleiben durfte? Mit der Möglichkeit, Material beiseite zu schaffen, Zeugen zu beeinflussen, den Tatbestand mit allen Listen und Ränken zu verdunkeln? — Mit so großem subjektiven Rechte die ausübenden Organe der Justiz jeden Vorwurf der Parteilichkeit von sich weisen dürfen, — hier handelt sich's doch nicht um ihre Personen, sondern um Höheres: um das Ansehen der Rechtspflege im Volke. Und im Volke — ja, da kann man heute Meinungen hören, daß einem die Haare zu Berge stehen. Höchst staatserhaltende Bürger, geschworene Feinde der Sozialdemokratie habe ich mit einem Pessimismus über den Fall Eulenburg urteilen gehört, der eigentlich schon unverhüllter, grinsender Zynismus war.

Was man bei früheren Fällen als zu wenig empfand, empfindet man hier als zu viel. Vielleicht ist dieses „Zuviel" gerade das Richtige? Dann aber muß das sonst übliche als „Zuwenig" erst recht beanstandet werden. Aus diesem Dilemma kommen wir auf keine Weise heraus.

Nun ist das Verfahren wegen physischer Nichtverhandlungsfähigkeit des Angeklagten auf unbestimmte Zeit vertagt, kurz vorher eine beschränkte Öffentlichkeit hergestellt worden. Für beides war es die höchste Zeit.

* * *

Wir können Gott nicht genug danken, daß in diesen Tagen, wo soviel Unrat aus mehr oder minder hohen Kreisen die Gossen der Öffentlichkeit überschwemmt, an der höchsten Stelle des Reiches eine so makellose, sittlich

durch und durch gesunde Persönlichkeit steht, wie Kaiser Wilhelm II. Das ist ein wahrer Lichtblick in diesen Zeitläuften und ein versöhnender. Denn schließlich ist der Kaiser doch der erste deutsche Edelmann für uns und das Ausland, und das Schild dieses ersten Edelmannes ist blank und fleckenlos. Des mögen sich auch die „nationalen" Klageweiber getrösten, die nicht etwa über den Unrat als solchen heulen, sondern über seine Enthüllung vor der Öffentlichkeit und namentlich dem „Auslande". Als ob's darauf ankäme, dem „Auslande" gegenüber den Schein zu wahren und nicht zu allererst für Reinlichkeit im eigenen Hause zu sorgen! Daß sie mit ihren Tränengüssen im „Auslande" erst den Glauben erwecken, als sei nun schon das ganze deutsche Volk verseucht, das scheint die Guten nicht weiter anzufechten. Mit die widerlichste Erscheinung in unserem öffentlichen Leben ist jene weibische Sentimentalität, die stets bereit ist, die geschwollene Tränendrüse an der unrechten Stelle zu entleeren. In der Eulenburg-Affäre hat sie wahre Orgien gefeiert. Fühlte sich doch auch die „Frankf. Ztg." wiederholt gedrungen, nachdrücklich zu betonen, daß sie „an der sentimentalen und nervösen Beurteilung dieses Falles, wie sie von manchen Seiten beliebt wird," nicht teilnehmen könne: „Fürst Eulenburg hat sich den jetzigen Prozeß selbst zuzuschreiben. Und wenn sich jetzt viele mitleidvolle Seelen über die Härte eines solchen Verfahrens erregen, so mögen sie bedenken, daß die Strafjustiz überhaupt eine harte Sache ist und daß dem Fürsten Eulenburg nichts widerfahren ist, was nicht täglich kleineren Angeklagten widerfährt, von denen weniger Aufhebens gemacht wird. Fürst Eulenburg ist übrigens nicht der einzige, der in diesem Prozeß ‚Foltern' zu erdulden hat. Die Zeugen Riedel und Ernst, die doch schließlich in dieser Verhandlung nicht auf der Anklagebank sitzen, werden von der Verteidigung des Fürsten einer peinlichen Untersuchung unterworfen, die ihnen sicherlich als die schlimmste aller in diesem Prozeß angewandten Torturen erscheinen wird."

Mit welchen unsäglichen Empfindungen mag wohl unser Kaiser so manche Einzelheit dieses Prozesses verfolgt haben? So die Versuche Eulenburgs, immer wieder die Person seines ehemaligen, rückhaltlos vertrauenden kaiserlichen Freundes und Gönners in die Debatte zu ziehen, um hinter ihr Deckung zu suchen! Und so manches andere, was sich — wenn die Berichte nicht geradezu erstunken und erlogen sind, — mit irgendwelcher Vornehmheit der Gesinnung ganz und gar nicht vereinbaren läßt. Von der Pflicht der Dankbarkeit wollen wir schon gar nicht erst reden. Es lassen sich Fälle denken, wo selbst ein sonst verkommenes Individuum unter ähnlichen Umständen doch davor zurückgescheut wäre, einen solchen Wohltäter in der Weise zu kompromittieren, wie es nach den Verhandlungsberichten Eulenburg versucht haben soll. Es sind aus diesen (an Gerichtsstelle und sonst) mancherlei nebensächliche Dinge beanstandet und zurechtgestellt worden: — die den Charakter des Fürsten am schwersten belastenden — nicht. Nun, er ist sicherlich ein schwerkranker, ein tief bedauernswerter Mann. Aber

menschliches Mitleid kann doch — und ich meine: erst recht — bestehen, auch wenn man der Wahrheit die Ehre gibt.

Daß Eulenburg so großen politischen Einfluß erringen und behaupten konnte, ohne doch recht eigentlich eine überragende politische Kraft zu sein, mag wohl außer seinem persönlichen „Charme“ auch tiefere Gründe haben. Vielleicht war seinem Aufstiege auch der Mangel an großen produktiven Persönlichkeiten in der Regierung Kaiser Wilhelms II. günstig. „Bismarck“, so lesen wir im „Freien Wort“ (Frankfurt a. M.), „hatte bereits alles um sich öde gemacht, weil er selbständige Männer nicht um sich duldete. Die überragende Kraft und Gewalt seiner Persönlichkeit hatte das nur nicht deutlich in die Erscheinung treten lassen. Das Vakuum machte sich aber sofort bemerkbar, als er von dem Schauplatz seines Wirkens abgetreten war. Wilhelm II. wußte, was er sagte, als er beim Moltke-Jubiläum dem greisen Feldmarschall ganz besonders dafür dankte, daß er Schüler herangebildet habe. Bismarck hatte nur seinen Sohn Herbert herangebildet, und es wurde dem Kaiser schwer, die wichtigsten Ämter zu besetzen. Diese Krisis wäre allmählich zu überwinden gewesen, wenn man entschlossen der Situation Rechnung getragen hätte, daß die moderne Entwickelung von Industrie, Bankwesen, Handel, Wissenschaft usw. allen wertvollen Persönlichkeiten so viele Möglichkeiten zu machtvoller Betätigung bietet, daß diese gar nicht mehr darauf angewiesen sind, im Staatsdienste unterzukommen. Man behandelte aber die ‚Staatsdiener‘ vielfach noch so, daß moderne, aufrechtstehende Menschen lieber eine Laufbahn ‚fern von Berlin‘ wählten. Es trat ein fühlbarer Mangel an Kräften ersten Ranges ein, und wo solche doch noch — vielleicht aus Gründen des Ehrgeizes oder tiefer Vaterlandsliebe — nach Ministerposten griffen, war ihre Behandlung oft so, daß andere abgeschreckt werden mußten. Man denke nur daran, wie ein Miquel, wie ein Posadowsky entlassen wurden. Die Folge ist, daß sich immer seltener ausgezeichnete Persönlichkeiten zum Staatsdienste drängen. Man zieht es vor, den Norddeutschen Lloyd und die Paketfahrtgesellschaft, eine große Bank oder ein großindustrielles Werk zu leiten an Stelle von einem Ministerium oder Reichsamte, und die Mittelmäßigkeit macht sich in den wichtigsten Ämtern breit ... Alles steril. Es wird so weiter gewurstelt mit dem Alten und dem Neuen Testamente und inzwischen geht die Zeit herum ...“

Eine interessante geschichtliche Ergänzung erfahren diese Ausführungen durch einen Aufsatz, den Professor Dr. Walter Schücking vor einiger Zeit im „Berliner Tageblatt“ veröffentlicht hat.

„Trotzdem wir seit der Reichsgründung in einem Zeitalter nationaler Selbstberäucherung leben, wird doch heute niemand wagen, unserem Volke sonderliche politische Talente nachzusagen. Die ganze Geschichte würde ihn Lügen strafen. Man braucht bloß daran zu erinnern, wie nach der Völkerwanderung einmal das Mittelmeer schon beinahe eine germanische See zu nennen war, und wie bald dann diese germanischen Stammesreiche von Ost-

und Westgoten, Vandalen, Langobarden und Burgundern wieder zusammengebrochen sind. Das westgotische Königtum in Spanien war zum Beispiel schon bald so heruntergekommen, daß die Staatsangelegenheiten auf den Konzilien erledigt wurden, und daß diese Konzilien damit anfingen, daß der König vor der Geistlichkeit erschien und ein reumütiges Bekenntnis seiner Sünden ablegte. Die Tragödie des mittelalterlichen Kaisertums ist bekannt. Hätten die deutschen Fürsten Rotbarts Sohne, Heinrich VI., die Erblichkeit der Königskrone im staufischen Hause zugestanden und nicht ihr Sonderinteresse höher gestellt als das des Reiches, die deutsche Geschichte hätte eine andere und ruhmvollere Wendung genommen.

Aber die einzelnen sozialen Gruppen des alten Reiches haben sich in dieser Richtung nichts vorzuwerfen. Als es mit der Kaisermacht bergab gegangen, schien es eine Zeitlang, als sollte Deutschland sich in eine Reihe machtvoller Städterepubliken auflösen; das war die Zeit des rheinischen und schwäbischen Städtebundes, als jegliche Kultur in den Städten blühte und der Reichtum deutscher Kaufleute in der Welt sprichwörtlich war wie etwa der der Kölner Tuchmacher. Aber die Städte trieben dieselbe Kirchturmpolitik untereinander wie die Fürsten gegenüber dem Kaiser. Die eine Stadt freute sich, wenn die andere von irgendeinem Territorialherrn bezwungen war. Man glaubte einen wirtschaftlichen Nebenbuhler weniger zu haben, bis schließlich die fürstliche Gewalt überall triumphierte und der ihr anhängende Landadel ganz allmählich zum Kulturträger wurde an Stelle des ursprünglich viel höher stehenden Patriziats in den Städten. Noch heute leiden wir darunter, daß damals die Kultur der Höfe und ihres Anhanges infolge der politischen Machtverschiebung die Kultur der Städte ersetzt hat.

Als im 19. Jahrhundert abermals die Städte aufblühten wie einst auf der Höhe des Mittelalters, da zeigte sich, daß das städtische Bürgertum ohne die Traditionen alter Kultur war, die es sich in anderen Ländern erhalten. Deshalb muß sich noch heute der reichgewordene Bürger adeln lassen und aufs Land ziehen, damit seine Enkel oder Urenkel einmal in Preußen Minister werden können (? D. T.)! Auch die Hansa, mit deren Namen sich für die meisten Deutschen soviel Romantik verknüpft, hat in Wahrheit keineswegs immer eine großzügige Politik getrieben; ihre Blüte war sehr bald dahin, als ihr die großen Handelsprivilegien im Auslande von der dortigen Staatsgewalt genommen wurden.

So hatte es sich mit dem Ausgang des Mittelalters entschieden, daß Deutschland weder beherrscht werden sollte von einem kraftvollen Königtum, das die Einheit des Volkes verkörperte, noch von der Kultur städtischen Wesens, sondern von fürstlicher Laune und junkerlicher Anmaßung. Land und Leute waren Eigentum des Herrschers. Und wenn das Königtum der Hohenzollern sich auch seiner Verantwortung vor Gott in ganz besonderem Maße bewußt gewesen und nicht wie andere deutsche Fürsten die Kosten einer Maitressenwirtschaft durch Verkauf von Landeskindern aufgebracht

hat: der Untertan blieb doch immer bloßes Objekt der Staatsgewalt. Erst die Not der napoleonischen Zeit hat in Deutschland dem Feudalismus ein Ende gemacht und dem Volke ein klein wenig Freiheit und Selbstverwaltung gebracht. Als dann die Fortschritte des Verkehrs im 19. Jahrhundert die politische Einigung Deutschlands zu einem dringenden Gebot des ganzen Wirtschaftslebens machten, konnte die Einheit doch nur durch Blut und Eisen, im Bruderkrieg und auf auswärtigen Schlachtfeldern gewonnen werden. Ein trostloses Zeugnis!

Immer wieder hat das politische Leben Deutschlands stagniert. Warum eigentlich? Worin liegt jener Mangel an politischen Talenten des Volkes tiefer begründet? Man denkt bei der Beantwortung dieser Frage gewöhnlich an die deutsche Querköpfigkeit, die große Schattenseite des deutschen Individualismus. Gewiß, wenn irgendwo, so ist hier die Tugend gleichzeitig auch ein Fehler. Aber ein anderer Faktor kommt hinzu: wir Deutsche sind nicht nur gar zu gern uneins, wir hängen auch zu sehr am Alten, wir sind zu konservativ. Das ist leicht zu beweisen. Das typische Land der Beharrung ist für uns Mecklenburg. Und wenn viele Mecklenburger der oberen Schichten immer wieder auf die Gemütlichkeit der dortigen Verhältnisse hinweisen, so beweisen die furchtbaren Auswanderungsziffern, die Mecklenburg im 19. Jahrhundert gehabt hat, für die unteren Schichten das Gegenteil. Nun sind vor Jahren auf Anregung von Virchow einmal Untersuchungen veranstaltet worden, wo die Zeichen der deutschen Rasse am reinsten zutage treten, wo die meisten Schulkinder blonde Haare und blaue Augen hätten. Das Resultat war: Mecklenburg! Zunächst gab das eine allgemeine Überraschung. Bei der ostelbischen Lage des Landes hatte niemand dort so ‚reines Deutschtum' vermutet. Dann aber bestätigten die Historiker aus alten Chroniken, daß man nirgendwo bei der Kolonisationsarbeit im Mittelalter so grausam vorgegangen sei wie in Mecklenburg. Man hat die Obotriten dort einfach totgeschlagen.

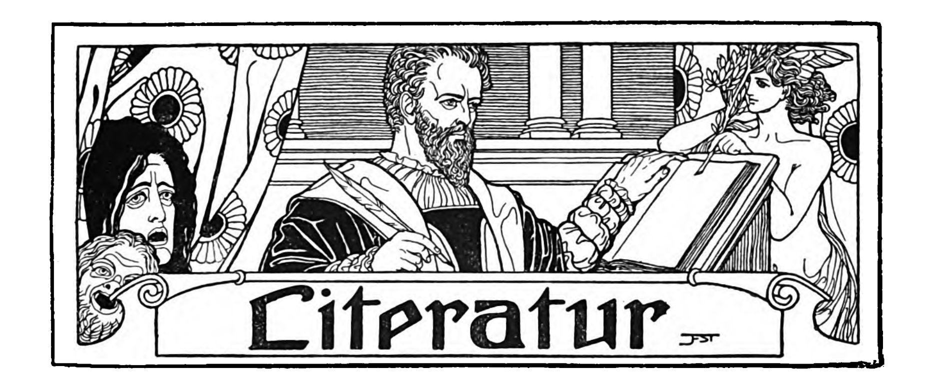
Also Mecklenburg ist das typische deutsche Staatswesen (? D. T.). Das sollte sich der deutsche Michel einmal hinter die Ohren schreiben, speziell unsere Rassenfexe. Der Grundfehler deutscher Politik ist eben der, daß wir in übertriebener Anhänglichkeit an das Überkommene nicht rechtzeitig mit den veränderten Tatsachen auch das Recht verändern. Und doch soll das Recht immer von den Tatsachen abstrahiert sein. Es soll den Tatsachen folgen, statt sie meistern zu wollen. Auch der Burenstaat ist an dem Mangel dieser Fähigkeit zugrunde gegangen, denn damit war England ein Grund zur Einmischung gegeben.

Wenn wir in Preußen eine aufstrebende Schicht von zehn Millionen Lohnarbeitern haben, so ist es die allerhöchste Zeit, ein Wahlrecht zu schaffen, das ihnen die Möglichkeit gibt, ihre legitimen Interessen im Parlament zu vertreten, und es sollte in einem Staate des 20. Jahrhunderts keinen Mann geben von noch so konservativer Weltanschauung, der nicht ohne weiteres das bestehende preußische Wahlrecht, das für

die unteren Schichten doch offensichtlich nur einen formellen Wert hat, preisgäbe und sich bereit erklärte, an einer Wahlrechtsreform ehrlich mitzuarbeiten. Unsere Konservativen tun das Gegenteil. Sie selbst werden davon den größten Schaden haben. Dem Geist des Fortschritts hat noch niemand ungestraft widerstanden. Denn er ist der Odem Gottes in der Weltgeschichte."

Den anthropologischen und politischen Behauptungen über das „typisch deutsche" Mecklenburg wird widersprochen werden können. Das ändert indessen nichts an den Grundgedanken, mit denen der Verfasser, soweit es in einer so knappen Darstellung möglich ist, der Wahrheit mindestens sehr nahe kommt. Geschichtliche Tatsache ist, daß unser Volk politisch mehr als einmal ein Volk der verpaßten Gelegenheiten war. Es geht uns oft, wie dem Huhn mit dem Kreidestrich: über eingebildete Hindernisse kommen wir nicht hinüber. „Und inzwischen geht die Zeit herum." Aber wir haben doch soviel schöne „klassische" Worte geprägt und den Kindern auf der Schule einprägen lassen. Wenn wir nur das eine erst recht begriffen hätten: — „Bereit sein!"





Die letzten Goethes

Von

Adelheid v. Schorn

Die Schicksale der drei Hinterbliebenen Goethes — seiner Schwiegertochter Ottilie und ihrer Söhne Walter und Wolf — lesen sich wie ein Trauerspiel, selbst wenn die Berichte noch so sachlich gehalten sind. Ich selbst, als die Tochter jenes Ludwig v. Schorn, der 1833 an Stelle des bekannten „Kunstmeyer" nach Weimar kam, habe die drei Menschen, von denen im folgenden zu erzählen ist, noch persönlich gekannt. Im wesentlichen aber entnehme ich die Nachrichten aus drei Büchern, welche von Freunden der Familie geschrieben sind: „Aus Goethes Freundeskreise, Erinnerungen von Jenny v. Gustedt, geborene v. Pappenheim, herausgegeben von ihrer Enkelin Lily v. Kretschman." „Wolf Goethe, ein Gedenkblatt von Otto Mejer." „Ottilie v. Goethe und ihre Söhne Walter und Wolf, in Briefen und persönlichen Erinnerungen von Jenny v. Gerstenberg." Ich selbst kann nur aus den letzten Lebensjahren Ottiliens und Walters von einigen eigenen Erlebnissen berichten.

Frau v. Gustedt verkehrte als junges Mädchen viel im Goethehaus: „Nach der Geburt von Alma, Goethes reizender Enkelin, die meine lebendige, sehr geliebte Puppe war, wurden meine Beziehungen zu der Familie sehr innig." Walter und Wolf wurden von ihr mit mütterlicher Zärtlichkeit geliebt, und daraus entspann sich die Freundschaft mit deren Mutter. „Ottiliens edler, poetischer Geist, ihre liebenswürdige Gabe, aus jedem Menschen das Beste und Klügste, was in ihm lag, heraufzubeschwören, das Neidlose, Klatschlose, geistig Anregende im Verkehr mit ihr übten einen unwiderstehlichen Zauber auf mich aus; der Weg nach den Dachstuben zu dem ‚verrückten Engel', wie sie meine Tante Egloffstein, zu der ‚Frau aus einem andern Stern', wie sie ihre Freundin, die Schriftstellerin Anna Jameson, nannte, wurde nur zu gern von mir zurückgelegt . . ."

„Wolf war mit sechs Jahren ein heiteres, sehr gesprächiges Kind mit den wunderschönen Goetheschen Augen, voll Lust zu jedem Spiel, der

Liebling seines Großvaters. Er wurde ein denkender, lernender Knabe, der mit Leidenschaft auf- und erfaßte. Noch ein halbes Kind, fühlte er die Liebe eines Jünglings. So wie seine tiefen, dunklen, glühenden Augen alle Mängel in seinem Äußeren überstrahlten und ihn schön machten, so war es eigentlich die Liebe, die sein ganzes geistiges Ich durchstrahlte und ihn zum Dichter stempelte. Als Zeugnis nenne ich ‚Erlinde', dies Werk eines Neunzehnjährigen, das die ersten Jugendwerke seines Großvaters sehr übertraf. Das deutsche Volk nahm die Dichtung nicht auf, erkannte den Dichter nicht, wie deutlich er auch in die Fußstapfen seines großen Ahnherrn trat. Niemand staunte, niemand begriff, was in einem Menschen liegen mußte, der mit neunzehn Jahren ‚Erlinde' schrieb. Humboldt und Varnhagen schienen es zu begreifen, ihr Lob war aber nicht mächtig und nicht nachhaltig genug, und so kam es, daß sein ganzes Leben, durch Enttäuschung, Überreizung und Stolz vereinzelt, verloren ging."

In Weimar waren damals viele junge Engländer, Ottilie verkehrte mit Vorliebe mit ihnen. Mit einem von ihnen, Mr. Noël, traf Jenny eines Tages bei Ottilie zusammen. Im Laufe des Gesprächs sagte Frau v. Goethe: „Starke Liebe, starker Haß, ernster Kampf und keine Berechnung, das ist es, was ich liebe. Der Irländer allein hat Herz, Feuer, Mut" — „Auch Narrheit und Unbeständigkeit", unterbrach sie Mr. Noël. Nach diesem unerwarteten Einwurf trat sie vor, war mit einem Schritt auf der Fußbank, mit dem nächsten auf einem Stuhl und warf, wie ein verzogenes Kind, ein Buch nach dem andern auf die Locken ihres Gegners. „Und doch war nichts Rohes in dieser Kinderei; ich, das junge Mädchen, lächelte wie eine Großmama zu den Schülerstreichen dieser Frau und Mutter, die von Zeit zu Zeit zwanzig Jahre ihres Lebens vergaß. Alles war an ihr natürlich und ungeziert, aber ihrer Seele, ihrem Geist, ihrem Herzen fehlten die Zügel — wie schwer hat sie diesen Mangel büßen müssen!... Nichts hatte Bestand in diesem Kopfe, in dem die Phantasie Alleinherrscherin war. Da warf sie zwanzig verschiedene Männerbilder, tausend Lebenspläne, Gedanken, momentane Empfindungen durcheinander, bis die Bilder zerbrachen, die Gedanken ausarteten, — dann saß sie vor den Trümmern und weinte. Doch, wie bei kindlichen Schmerzen, tröstete sie die Blume, die ein Fremder ihr reichte, sie lächelte, sie berauschte sich an ihrem Duft und warf sie schließlich in die allgemeine Unordnung zu Bildern und Gedanken. Und doch waren edle unter ihnen, Gedanken von Pflicht, Barmherzigkeit und Hingebung, aber kein einziger entsprang einem Grundsatz. Der Ursprung war Liebe, das Ziel war Liebe, das Leben war Liebe, trotzdem diese Frau nicht mehr jung und nicht schön war. Die Strahlen der Schönheit, mit denen ihr Geist sie oft zu verklären schien, warfen sie nur noch tiefer in Gram und Reue, denn oft entzündete sich die Leidenschaft an diesem Glanz, um, wenn er erlosch, ebenso schnell zu vergehen; sah sie die Flamme matter und matter brennen, fühlte sie, daß ihr Atem sie nicht mehr anzufachen vermochte, so weihte sie die Stunden der Nacht ihrem

wilden Schmerz, und dennoch entsagte sie nicht diesem Phantom der Liebe, sie begehrte in der ganzen Welt nichts als sie, inmitten brennender Tränen rief sie aus: ‚Immer nur die Leidenschaft, niemals Liebe!‘ Aber schon im nächsten Augenblick klammerte sie sich an die Leidenschaft, die ihr in der Maske der Liebe nahte — und dann immer dasselbe Trauerspiel: Glück, Seligkeit, Verlust und Reue. Trotzdem fehlte es ihr nicht an Freundinnen. Sie hatte alte und junge, fromme und kluge, Weltfrauen und junge Mädchen mit derselben Einbildungskraft wie die ihre; Freundinnen mit gebrochenen Herzen und Priesterinnen der Vernunft — sie alle waren ihr ergeben, denn sie war von Herzen liebenswürdig — liebenswürdig selbst in ihrer Torheit. Ja, sie hatte Freundinnen, doch diese hatten sie nicht! ...“

Jenny sagte ihr eines Tages: „Du bist zu müßig, Ottilie!“ Diese antwortete ihr: „Du sagst, ich sei müßig, und weißt doch, daß ich sechs Stunden des Tages dem Vater widme; oft kann ich nicht mehr und glaube ohnmächtig zu werden vor Schwäche, doch der Gedanke, daß ich ihm nützlich, ihm notwendig bin, daß ich seine alten Tage verschöne und in der Welt zu etwas gut sein kann: dieser Gedanke gibt mir die Kräfte wieder. Neulich haben wir den Plutarch zu lesen angefangen, und schließlich las er mir aus dem zweiten Teil des Faust; es war schön und groß; als ich aber nach elf Uhr mein Zimmer betrat, fiel ich meiner ganzen Länge nach zu Boden.“

Jenny konnte darauf nur mit einer Umarmung antworten. „Ich liebte in diesem armen Kinde der Phantasie dieses Gefühl, diese Pflicht, die ihrer Hingebung entsprang, dieser stillen, gewissenhaften, rührenden Hingebung mit all ihren kleinen, stündlichen Opfern, ihren verborgenen Anstrengungen bis zur Entkräftung, deren nur eine Frau fähig ist ...“

Jenny v. Pappenheim beschreibt einen Gesellschaftsabend in der Mansarde des Goethehauses und sagt am Schluß, daß bei Ottilie Goethe kein Klatsch, keine Frivolität, keine Taktlosigkeit sich breitmachen könne. Sie besaß das Talent — wie kaum eine andere Frau —, jeden zu befriedigen, denn sie sprach mit jedem über das, was ihn am meisten interessierte und wobei er sich am wohlsten fühlte. Sie brachte aus allen Menschen das Beste heraus, weckte seine Geistesgaben und säete welche, wo sie keine entdecken konnte.

„So war meine Freundin, als ich wußte, warum mein Herz ihr entgegenschlug; jetzt — — Ich will diese dunklen Mysterien des Schicksals und der Schuld nicht berühren. Dank dem Himmel, der mich nicht zum Richter dieser unglücklichen Frau berufen hat. Ihre Seele war glänzend und liebenswürdig, doch für einen andern Planeten geschaffen; sie hatte sich in ihrem Fluge getäuscht, statt der blühenden Gärten ihres Sterns fand sie die kalten Nebel des unseren, statt der Liebe fand sie die Vernunft auf dem Throne, statt des heiteren Lebens fand sie Arbeit und Sorgen, statt der unendlichen Räume des Sterns ihrer geflügelten Brüder fand sie die kleinlichen Verhältnisse unserer Erde, wo man geht — oder kriecht. Mit

jedem Schritt verstieß sie gegen ein irdisches Gesetz, jedes Gesetz rächte sich, jeder Irrtum kostete ihr eine Feder ihrer Flügel, einen Strahl ihres Lichts, eine Blume ihrer Schönheit — sie weinte, doch sie lernte nichts! . . ."

Das war Ottilie v. Goethe, diese merkwürdige, bezaubernde Frau, die man liebte und tadelte in einem Atemzug. Sie hatte keine leichte Jugend gehabt. Ihre Mutter, Frau v. Pogwisch, kam als geschiedene Frau, in dürftigen Verhältnissen, nach Weimar, wo ihre Mutter, Gräfin Henckel von Donnersmark, Obersthofmeisterin bei der Erbprinzessin Maria Paulowna war. Frau v. Pogwisch erhielt die Stelle einer Hofdame, und ihre Töchter, Ottilie und Ulrike, wurden mit einer Dienerin in der Mansarde des Fürstenhauses untergebracht. Ottilie war am 31. Oktober 1796 geboren, also fast noch ein Kind, als sie in diese ungemütliche Existenz versetzt wurde. In das Goethehaus wurde sie frühzeitig eingeführt, man zog sie wegen ihrer schönen Altstimme zu den Musikabenden heran. — Während der Freiheitskriege gründete sie mit andern jungen Mädchen einen Bund gegen undeutsches Wesen und gegen die Bedrückung durch Napoleon. Eines Tages hieß es, ein Lützowscher Jäger verberge sich im Park und würde von den Franzosen verfolgt. Die jungen Mädchen suchten und fanden ihn, verbargen und retteten den Flüchtling. Daß Ottilie bei dieser romantischen Episode ihr Herz verlor, war bei ihrem Temperament kein Wunder, aber auch der Held — der spätere Polizeipräsident Heinke und Kurator der Breslauer Universität — war nicht kalt geblieben. Von einer Heirat mit dem bürgerlichen Manne konnte damals keine Rede sein — so mußten sie sich trennen.

Als Goethe Ottilie v. Pogwisch zur Frau seines Sohnes erwählte, sagte sie Ja, trotzdem ihre Mutter gegen diese Heirat war, denn diese konnte Goethe nicht ausstehen und sprach beständig gegen ihn. August Goethe mußte auch eine Jugendliebe aufgeben — kein Wunder, daß die Ehe nicht sehr glücklich wurde.

Nach dem Tode ihres Gatten hatte Ottilie ihre Stütze in ihrem Schwiegervater gefunden; er, mit seinem weiten Blick und großen Herzen, hatte manche ihrer Verirrungen entschuldigt, sie hatte in der Sorge für ihn und in seiner Pflege einen Wirkungskreis. Nach seinem Tode trat eine Öde für sie ein, die entsetzlich gewesen sein muß. Die pekuniären Verhältnisse waren klein, — wären aber bei vernünftiger Einteilung genügend gewesen — die Söhne schwer zu erziehen, mit den Vormündern gab es Streitigkeiten, ihr leidenschaftliches, haltloses Wesen brachte eine Verwirrung nach der andern. Bald nach Goethes Tode reiste sie an den Rhein, zu Johanna und Adele Schopenhauer, die sich in Unkel niedergelassen hatten. Johanna schreibt sehr unglücklich über Ottilie; sie liebte sie, tadelte aber ihre Lebensführung auf das schärfste. — In allen Schriften über Ottilie wird diese Zeit geheimnisvoll berührt oder übergangen. Sie traf bald darauf mit ihren Kindern in Frankfurt a. M. zusammen und kehrte mit ihnen nach Weimar zurück. Hier gab sie 1833 die 2. Auflage der englischen Tasso-Übersetzung heraus, sowie die Romanzen und Gedichte von Schiller, Uhland und Eichendorff.

Um ihren Teetisch im Goethehaus versammelten sich wieder Einheimische und Fremde. Der Schriftsteller Gustav Kühne, mit dem sie sich sehr befreundete, schreibt in seinen „Erinnerungen aus Weimar“: „Es wird nicht leicht einen Ort geben, wo man eine solche Menge bedeutender Persönlichkeiten vereinigt sieht. Aber freilich bleibt Ottilie Goethe unter allen die unerschöpflichste Gestalt, die an der Seite des großen klassischen Mannes ihre romantische, abenteuerliche Natur zu einer seltenen Höhe des Herzens- und Geisteslebens erziehen konnte.“

* * *

Otto Mejer, später Konsistorialrat in Hannover, kam 1836 auf seiner ersten Reise, die er als Achtzehnjähriger machte, nach Weimar. Zufällig wurde er von Freunden bei Frau v. Goethe eingeführt. Von da an datierte seine Freundschaft mit Wolfgang, den er mit großer Liebe beurteilt. Mejer schreibt in seinem „Gedenkblatt“:

„In späteren Jahren habe ich Frau v. Goethe oft wiedergesehen, aber der erste Eindruck hat sich dadurch nicht verändert: eine zarte Gestalt, an beiden Seiten des feinen, energischen Gesichts, dessen Züge bisweilen streng erscheinen konnten, reiche, im Gespräche viel geschüttelte Locken, damals dunkelblond, dann frühe weiß; die Hände überaus schmal und fein, Bewegung und Rede ausdrucksvoll, aber bei aller Lebendigkeit stets bemessen. Offenbar war die Frau, bevor sie durch eine von einem Sturz mit dem Pferde herrührende Narbe entstellt worden war, schön gewesen. Daß sie ihre Erziehung von einer Hofdame, ihrer Mutter, und von einer scharfen Oberhofmeisterin, ihrer Großmutter, erhalten hatte, verleugnete sich nie; aber die so erzogene, mit reichen und liebenswürdigen Anlagen des Geistes und Gemüts ausgestattete Natur hatte eine solche Energie des Herzens und eine so heftige Offenheit im Ausdrucke ihrer Empfindungen und Gesinnungen mitgebracht, daß auch in der geschultesten Form deren Macht ungebrochen blieb und allenfalls keinen Anstand nahm, das Konventionelle zu durchbrechen . . .“ Sie konnte rücksichtslos sein und verstand nicht, sich unterzuordnen, aber ihr Wesen behielt immer den Zauber der Ursprünglichkeit, der hinreißend wirkte, weil er mit geistiger Grazie verbunden war.

Ottilie war gegen den jungen Mejer sehr freundlich, unterhielt sich über allerlei mit ihm, lobte Eckermanns „Gespräche“, die eben erschienen waren, und erzählte von Goethe, daß er oft laut mit sich selbst gesprochen habe, manchmal habe er gesagt: „Stille, stille!“ Mejer fügt hier eine Ergänzung zu Eckermanns Mitteilungen ein, die Frau v. Goethe ihm in späteren Jahren gab: „Es war das Goethewort erwähnt worden, daß das Christentum eine Kraft sei, an der die krankende Zeit sich immer wieder gesund lebe, und das Gespräch, in welchem der Alte den Lehrpunkt seiner Gnade auseinandersetzt. So sei er auch einmal, erzählte sie, auf die Herrlichkeit Christi zu reden gekommen und habe sie immer ernster, immer feuriger, mit immer wachsender Rührung gepriesen, bis er, in einen Tränenstrom ausbrechend, hinausgegangen sei. —“

Dann sprach Frau v. Goethe mit Mejer von ihren Söhnen, die er kennen lernen sollte; Walter war nur einige Wochen älter als er, Wölfchen — wie die Mutter ihn nannte — zwei Jahre jünger. In dem Augenblick traten die beiden in das Zimmer, und Mejer beschreibt sie:

„Walter schon in der Gestalt, die er dann behalten hat, zu klein für den großen, nicht ausdrucksvollen Goethekopf und älter aussehend als er war, Wolf höher aufgeschossen, mit langem dunklen Haar um das schmale Gesicht, dessen Oberteil mit seinen mächtigen Augen ganz vom Großvater war, während der untere des Vaters zu stark hervortretenden Unterkiefer zeigte, doch mit einem freundlichen Zuge um den Mund. Walters Bewegung war zierlich, die von Wolf schnell und in dem langen, damals modigen Gehrocke, den er trug, eckig ..." Nachdem sich die jungen Leute angefreundet, schrieb Wolf in das Stammbuch Mejers: „Ein edler Mensch zieht edle Menschen an."

Wolf war seit März 1836 Obersekundaner im Weimarischen Gymnasium. Früher hatte ein Lehrer Rothe die Brüder im Hause unterrichtet, aber nicht erreicht, daß Fleiß und Pünktlichkeit herrschte. August v. Goethe hatte den Geh. Referendar v. Waldungen und Regierungsrat Büttner zu Vormündern bestellt, die Erziehung war aber — laut Ehevertrags — Sache der Mutter. Nach Goethes Tode wollten die Vormünder, daß die Knaben in die Schule kommen sollten; Ottilie widersetzte sich dem aber und gab endlich nur zu, daß Wolf Oktober 1835 als Extraneus nach Schul-Pforta zu Direktor Koberstein kam. Weihnachten kam der Junge mißmutig und krank nach Hause, es gab heftige Verhandlungen über seinen Wiedereintritt; Waldungen legte sein Amt nieder, und der Hausarzt Hofrat Vogel übernahm die Vormundschaft. Wolf besuchte nun das Weimarische Gymnasium. Daß er nicht wegen der zu ernsten, anstrengenden Arbeit von Pforta fort wollte — was seine Vormünder geglaubt —, zeigte sich hier, wo er ein vortrefflicher Schüler wurde; aber die Gleichheit, die Unpersönlichkeit, mit der man dort alle behandelte, hatte ihn immer ernster und verschlossener gemacht. In dieser Zeit fing schon seine Kränklichkeit an, die ihm das Leben so verbittern sollte; trotzdem bekam er Ostern 1838 und 1839 in allen Fächern die besten Zensuren. Am 18. September 1839, seinem neunzehnten Geburtstag, bestand er sein Maturitätsexamen mit „Vorzüglich".

Im Sommer 1839 war Mejer in Jena und kam viel nach Weimar. Er erzählt von einem Abend bei Frau v. Goethe. Man las „Wehe dem, der lügt" von Grillparzer mit verteilten Rollen. Das Stück war noch nicht gedruckt, der Dichter hatte Ottilie die ausgeschriebenen Rollen gegeben. Frau v. Heygendorff las die „Editha" meisterhaft, natürlich ohne Dialekt. An einer Stelle, wo ihr Theaterblut rege wurde, rief sie im echtesten Thüringisch: „Das müßte mer nu schpielen." Ebensogut las Dr. Ludwig Froriep. Die Zuhörer waren aus dem Adelskreis, aber die Söhne des Hauses fehlten; Wolf wohnte im Gartenhaus, Walter studierte Musik — wohl in Leipzig bei Felix Mendelssohn.

Für Goethes Enkel waren das schwere Jahre, „sie waren zu Stücken des großväterlichen Nachlasses geworden, zu literarischen Reliquien", und empfanden die Aufmerksamkeit als Beengung, als unangenehm, ja schmerzhaft. Wolf suchte dann die Einsamkeit. Eines Tages wurde er gerufen, als die Kaiserin von Rußland bei seiner Mutter war; er antwortete: „Sagen Sie der Kaiserin, ich sei kein wildes Tier" — und kam nicht. Die Brüder waren bedrückt von dem Namen, den sie trugen; er war ihr Stolz, aber auch ihr Unglück, denn sie verlangten Leistungen von sich, die ihres Namens würdig sein sollten.

Um diese Zeit kam Ottilie auf den Gedanken, Weimar zu verlassen. Walter war in Leipzig, Wolf wollte auf die Universität, und für sie gab es hier manch Schwerwiegendes, was ihr eine Trennung wünschenswert machte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Frankfurt a. M. zog sie 1839 nach Wien und kam nur selten nach Weimar, bis sie in den letzten Jahren ihres Lebens doch die Heimat wieder aufsuchte.

Daß dieses Scheiden von dem Ort, wo sie und ihre Söhne hingehörten, für Ottilie im Augenblick das Richtige war, mag sein; aber daß die Abwesenheit solange dauerte, war ein Unglück für alle; sie hatten in Weimar ein Heim, das durch die Tradition und die Pietät geheiligt war, wo sie das Erbteil hüten sollten, das Goethe ihnen — und der ganzen gebildeten Welt — hinterlassen hatte. Anstatt dessen zogen sie von einem Ort zum andern und fanden keine Ruhe. Wenn sich auch in Wien ein Kreis um Ottilie bildete, in dem die anregendsten Elemente nicht fehlten, so empfand sie doch den Zwiespalt, in dem sie lebte. Sie litten unter diesen Verkehrtheiten, änderten sie aber nicht. Jeder, der von Weimar kam, wurde mit Jubel empfangen, aber sie behaupteten, es sei ihnen in Wien eine freiere Bewegung möglich.

Walter hatte ein hübsches Talent für Musik, aber es fehlte ihm an der nötigen Arbeitskraft, denn auch er war kränklich von Jugend auf. Er studierte bei Mendelssohn, aber ermutigen konnte ihn sein Lehrer nicht. Darunter litten Mutter und Sohn bitter. Am 10. Februar 1842 schrieb sie aus Weimar einen rührenden Brief an Liszt, wegen einer Oper ihres Sohnes. Aber Liszt, der allzeit zur Hilfe Bereite, konnte hier nichts tun. Jenny v. Gerstenberg schreibt: „Es ward Ottilie auf ihrem langen Weg keine Hoffnung mitgegeben, und damit begann jenes Drama, das Mutter und Sohn in unergründliche Leidenstiefen führte."

So kam für Walter eine Enttäuschung nach der andern; er fühlte Gaben in sich, die er nicht verwerten konnte, das entmutigte ihn und machte ihn reizbar und verschlossen. Wie schwer beide Brüder an ihrem Namen trugen, ist schon erwähnt; Goethe zu heißen und eine unbedeutend aussehende Persönlichkeit zu sein, die manche bittere Erfahrung und Verkennung ertragen mußte, das machte Walter mit seinem weichen Herzen, seiner ideal angelegten, mimosenhaften Natur zu einem stillen, unglücklichen Manne, der sich oft vor seinen besten Freunden verschloß, Fremde aber mied soviel

er konnte. Und wie liebenswürdig, fein und verständnisvoll war er, wenn es ihm leidlich ging und er sich sympathischen Menschen anschließen konnte!

* * *

Wolf studierte von 1839 an in Bonn, Jena, Heidelberg und Berlin und machte 1845 in Heidelberg seinen Doktor. Schon damals dichtete und schrieb er; näheres über seine Arbeiten berichtet sein Freund Mejer. — In demselben Jahre wurde Walter mündig, Wolf 1841, nur Alma hatte noch einen Vormund. Seitdem verlangten die Brüder, daß die Sammlungen des „Apapa" — so nannten sie ihren Großvater — nicht mehr gezeigt wurden, daß Kräuter alles Ausgeliehene wieder herbeischaffen solle und nichts mehr herausgeben dürfe. Kräuter, der Sekretär bei Goethe gewesen, stand unter dem Kanzler Friedrich v. Müller, dem Goethe die Aufsicht testamentarisch übertragen hatte. Müller hatte leider das Vertrauen der Brüder verloren, denn er hatte unbegreiflicherweise das Manuskript der Dichtung „Lila" verschenkt und auch Briefe waren abhanden gekommen, die Mejer dann entdeckte, Abschriften davon nahm und sie Wolf anbot.

1842 wollte der „Deutsche Bund" das Goethehaus und die Sammlungen für 60000 Taler kaufen. Müller glaubte dieses Gebot in Almas Namen annehmen zu müssen, aber die Brüder kauften Alma ihren Teil ab, um es nicht zum Verkauf kommen zu lassen, und der Großherzog Karl Friedrich entschied — als Müller ihnen den Vertrag zu erschweren suchte — zu ihren Gunsten: „Weil sie recht haben!"

Im August 1844 ließ der Erbgroßherzog Karl Alexander durch Hofrat Vogel bei Wolf Goethe anfragen, ob er in weimarische Staatsdienste treten wolle. Wolf antwortete ausweichend.

In demselben Jahre starb Alma in Wien am Typhus; ihre Mutter machte sich die bittersten Vorwürfe, denn das Kind war ihr sehr ungern nach Wien gefolgt, sie hing mit ihrem ganzen Herzen an Weimar und ihren Freundinnen, und Ottilie hatte keine Rücksicht darauf genommen. Das Vermögen von Alma, 70000 Taler, fiel an die Mutter.

Wolf ging nach seinem Doktorexamen nach Capri; er litt sehr an Neuralgie — wie seine Mutter —, und bei jeder angestrengten Arbeit wurden die Gesichtsschmerzen unerträglich; manchmal war es so arg, daß er nicht wagte, das Gesicht zu bewegen. Diese Starrheit liegt leider auch auf dem Porträt, das Elisabeth Baumann-Jericho in Rom von ihm malte — Ottilie hatte es bestellt, weil sie für sein Leben fürchtete. Wolf sprach von seinem Leiden als von „körperlicher Verzweiflung". Selbst gegen seine Mutter konnte er in solchen Momenten herb sein, während sonst das Verhältnis ein sehr liebevolles war; es hatte die festeste Basis, die des Vertrauens. Schon zehn Jahre früher hatte Frau v. Goethe zu Mejer gesagt: „Nicht immer kann ich mit meinen Söhnen zufrieden sein, aber wenn sie dumme Streiche machen, so bin ich allemal die erste, die es von ihnen selbst erfährt."

Wie schwer das alles auf Walters Seele drückte, sprach er in einem Briefe — vom November 1845 — an den getreuen Schuchardt (Christian Schuchardt, geb. 1799 in Buttstedt bei Weimar. Von Goethe bei der Oberaufsichtsbehörde für Wissenschaft und Kunst angestellt, zugleich Sekretär bei ihm und Lehrer seiner Enkel. Er führte später die Aufsicht über Goethes Sammlungen, gab 1849 die Stiche nach den Zeichnungen von Asmus Carstens heraus und schrieb 1851 „Lukas Cranach d. Ä. Leben und Werke". Schuchardt starb am 10. August 1870 in Weimar) aus, den Verwalter der Goetheschen Sammlungen, mit dem er befreundet war:

„Wenn Sie so in den Sammlungsräumen oder dem Arbeitszimmer des Großvaters in unserm Sinne schalten, wenn Sie Staub und böse Geister bannen, da denke ich doch, es gereut Sie nicht, daß Sie treu an uns, den Überbliebenen von Tantalus' Haus, halten. Glauben Sie mir: das Reich der Eumeniden geht zu Ende, Wolfs beständiges Leiden, dazu der Mutter und unser aller Schmerz um Alma, die übrigen Glieder der Familie in Deutschland zerstreut . . . die große Last, die Haus und Sammlungen uns auferlegen — das alles sind freilich Störungen für Geist und Streben. Für den Augenblick fehlt wirklich alles Gute, und bliebe nichts als Jammer und Klagen, hätte ich nicht den Mut und festen Willen, durch Feuer und Wasser durchzugehen. Die Taminoflöte hat jeder, wenn er nur will." —

Ottilie wollte 1847 in Rom ein Denkmal für ihre verstorbene Tochter machen lassen, einen antiken Sarkophag, aus dem Blumen hervorwachsen. Warum diese Idee nicht ausgeführt wurde, weiß man nicht. Anstatt dessen machte Jens Adolf Jerichau die liegende Figur Almas, den Kopf nach der Totenmaske. Alma wurde in Wien beigesetzt, und das Monument blieb verpackt, bis nach dem Tode Walters die Erben, Graf Leo Henckel v. Donnersmark und Dr. Vulpius, die Leiche überführen und sie in dem Familiengrab hier beerdigen ließen. Die Statue hatte da keinen Platz und wurde deshalb in einem unteren Raum des Goethehauses aufgestellt.

* * *

Otto Mejer betont in seiner Charakteristik Wolf Goethes die schöne Liebe, die er zu der Menschheit hatte, und führt folgenden Vers aus einem von Wolfs Gedichten an:

„Oft faß' ich nicht, was Christi Lehren wollen,
Wenn er von Gott, vom eignen Wesen spricht;
Doch sagt er, wie wir wandeln, lieben sollen,
Dann werf' ich mich vor ihm aufs Angesicht."

Seine starke Phantasie führte ihn manchmal sonderbare Wege; so spielte er mit dem Gedanken, seinem schwankenden Lebensweg ein Ziel zu geben, indem er katholischer Priester würde.

Im Jahre 1847 wurden die Leiden so stark, daß Wolf von Rom nach Meran geschickt wurde. Aber es wurde immer schlimmer, so daß Ottilie zu hören glaubte, „wie die Flügel des Todes um ihn rauschten". Sie war so unglücklich und entmutigt, daß sie an Walter schrieb: „Willst

Du mir nicht helfen, Walter, willst Du nicht mit mir vereint versuchen, ob wir uns nicht eine Existenz zimmern können, wo wir weniger leiden? Auf mehr rechne ich nicht. Gönnt Ihr meiner Seele nicht bald Ruhe, muß ich Euch so unglücklich fortwährend sehen, so wird mir bald der Friede, den Ihr meinem Alter versagt ... Ich tue, was ich kann, nehme jeden Morgen wie die Hausierer mein Bündel auf den Rücken und schleppe es fort bis zum Abend, wo ich wie gebrochen dann bin ..."

Nicht nur Walter kam zur Hilfe nach diesem Schmerzensschrei, sondern auch Frau v. Pogwisch und Ulrike scheuten die weite Reise nicht. Wolfs Zustand besserte sich momentan, aber lange hielt das nie an.

1849 schrieb Frau v. Goethe aus Freiwaldau: „Wolf ist in diesem Augenblick sehr leidend, denn eine der schmerzlichen Krisen, welche die Wasserkur mit sich bringt, ist eingetreten. Was für eine Resignation und Beharrlichkeit zu dieser entsetzlichen Kur gehört, ist nicht zu beschreiben; und es macht mich nicht heiterer, diese Qualen nun schon den dritten Sommer mit anzusehen. Ich versichere Sie, es ist bewunderungswürdig, wie Wolf doch sein schweres Schicksal trägt, wenn auch natürlich Tage oder Augenblicke der Verzweiflung nicht ausbleiben ... Bei den allerdings ungewöhnlichen Charakteren meiner Söhne und ihrer Scheu, daß man nicht von ihnen sprechen soll, worin sie auf manchen Punkten von meiner Natur, die ich eigentlich auch mit meinem Inneren auf offenem Markte gelebt habe, wie die Italiener, ganz abweichen, bin ich immer verlegen, ob ich und wie ich sie zu erwähnen habe ... Wegen dieser Befangenheit also, mit der ich meine Söhne gar nicht oder wahrscheinlich ungeschickt, zumal schriftlich, erwähne, sollte es mich gar nicht wundern, wenn es einmal hieße, ich hätte mir nichts aus ihnen gemacht. Dann verteidigen Sie mich. — Wolf ginge gern nach Italien, glaubt es aber nicht möglich machen zu können, und muß auch im April, ebenso wie Walter, nach Weimar reisen ..."

Über Politik schrieb sie: „Ich will weder schwarz-weiß noch schwarzgelb sein, sondern mich immer als Deutsche fühlen; und komme, wie es wolle, so wird, und wäre es nach einem Jahrhundert, doch noch ein einiges Deutschland sich bilden ..."

Im Frühjahr 1850 kam Wolf nach Weimar und blieb den Sommer durch hier. Er schrieb an Mejer: „Ich hatte den Kopf voll Geschäfte, das Herz voll Betrübnis, die Hände voll Arbeit bei meinem immer hemmenden und bedingenden Körper. Im ganzen bin ich gesunder, doch bleibt immer noch genug Störendes, was mich nicht eigentlich l e b e n läßt. Etwas Esoterisches, Ekstatisches werde ich selbst in den besten Zeiten noch behalten, und am Ende kann ich es — als eine gute Gabe schätzen und benutzen ..."

1851 gab er ein Heftchen „Gedichte" bei Cotta heraus. Die kranken Töne, die sich schon in seiner „Erlinde" fanden, erfüllten hier alles, die jungen, gesunden Gefühle waren in Not und Schmerzen untergegangen.

* * *

Frau v. Goethe verlebte mit ihren Söhnen — deren Gesundheit sich etwas gebessert hatte — einige leichtere Winter in Wien. Um ihren Teetisch in der sehr einfachen Wohnung sammelten sich wieder interessante Menschen. Ihr bester Freund war Dr. Romeo Seligmann, ein geistreicher Arzt und Schriftsteller. Aber auch Fürst Schwarzenberg, der Dichter Freiherr v. Zedlitz, der Schauspieler Laroche, Fürst Lichnowsky gingen bei ihr aus und ein. Ottilie schreibt darüber: „Der Kreis der Freunde hat sich wieder vergrößert, wobei ich mir freilich nicht das Lob geben kann, viel dazu beigetragen zu haben. Zwar habe ich keine chinesische Mauer aufgeführt, habe aber auch nicht gerade alles Gebüsch auseinandergebogen, damit man wie durch eine Triumphpforte schreite. Bei manchem tue ich es, wie bei Heinrich Gagern oder Feldzeugmeister Heß, und dann tragen die Triumphbögen sogar Inschriften."

Ein großer Schmerz traf die Familie im Jahre 1851 durch den Tod der Frau v. Pogwisch. Ottilie litt namenlos unter diesem Verlust der treuesten Mutter. Sie schrieb darüber: „Welch ein Verein großartiger Eigenschaften bildeten den Charakter meiner Mutter, und welch tiefe Empfindung hatte sie für alles! Wie liebte sie, wie half sie, wie wagte sich wirklich das Kleinliche nicht in ihre Nähe. Ich komme mir wie ein heimatloses Wesen erst seit ihrem Tode vor..."

Ulrike Pogwisch lebte in Weimar, verbrachte aber von nun an die Winter mit ihrer Schwester in Wien. Sie wurde später Priorin des Damenstiftes in Schleswig, aber auch dann vereinte sie der Winter mit den Ihrigen.

Wolf wurde in dieser Zeit zum weimarischen Kammerherrn ernannt; man hatte auch von seinem Eintritt in den Staatsdienst gesprochen, aber er hätte sein Staatsexamen machen müssen, und das verbot seine Kränklichkeit. So bewarb er sich um den Eintritt in die preußische Diplomatie. Der Prinz von Preußen verwandte sich für ihn, wohl um seiner Gemahlin willen, die sich für alles, was von Weimar kam, warm interessierte. Auch Alexander v. Humboldt sprach dafür und zuerst der Gesandte in Rom, Herr v. Usedom. Am 29. April 1852 wurde Wolfgang v. Goethe der römischen Gesandtschaft attachiert und schrieb 1853 darüber an Meier:

„Wenn man dreizehn Monate nicht aus der Stadt Rom kommt, ein ziemlich fatiguierendes Leben führt, eine Gesundheit hat, die mehr von Blei als von Eisen ist, ein Herz hat, das da wackelt wie ein Lämmerschwanz, eine Seele, die einfältigerweise mitunter weint wie ein Kind, so muß man sich einmal wieder lüften und die Nerven in stärkender Luft erfrischen..." Er ging damals nach Wien und schrieb von dort über seinen Bruder: „... den Sie, wenn Sie ihn kennten, so hochschätzen würden, wie Sie wenige Leute hochschätzen. Punktum!... Sie fragen, ob ich gesund bin? Nie! — Ob ich glücklich bin? Nie! — Ob ich ein Buch schreibe? Ein immenses!" — Riesig wäre eine Zusammenstellung von den Titeln der Bücher, die er „zu den Werken brauchen würde, die ich gern schreiben

möchte ... Was mir dieses große Buch an Zeit übrig läßt, was ich an Zeit nicht für die Gesandtschaft und für die Gesellschaft, oder für die Mutter, oder für den Haß verbrauche, das benutze ich, um mit Herz und Kopf — ich weiß nicht, mit welchem von beiden — über ein Problem zu philosophieren. Dies Problem klingt sehr einfach. Es ist: daß die Menschen ein liebendes Herz so wenig hochstellen und sich doch alle danach sehnen."

* * *

Am 14. August 1853 schrieb Ottilie v. Goethe an den nunmehrigen Großherzog Karl Alexander (Karl Friedrich war am 8. Juli desselben Jahres gestorben) aus Albano:

„... Walter hat im Namen Ew. Kgl. Hoheit die erhebende Nachricht gegeben, daß der 28. August zur Huldigungsfeier von Ew. Kgl. Hoheit gewählt wurde, und mit Rührung, Stolz und Hoffnung für die Regierung Ew. Kgl. Hoheit hat mich diese Wahl erfüllt. Es ist ein symbolisches Zeichen, daß Sie, gnädigster Herr, die große Vergangenheit Weimars anerkennen und auf dem alten Grund, den Ihre Ahnen und die größten Männer Deutschlands im Reich des Gedankens gelegt haben, nun auch die Neuzeit aufbauen wollen. Es ist nicht der Bruch zwischen alt und neu, was, vergeben Ew. Hoheit, wenn ich es sage, so oft der Fehler bei einem Regierungsantritt ist, sondern die harmonische Vermittlung von dem, was war und nun sein wird, was sich Kgl. Hoheit zur Aufgabe gestellt ... Sie haben durch die Wahl des 28. August Ihre Regierung zu einer Regierung des Geistes erklärt ... Gott gebe Ihnen Beharrlichkeit in der Ausführung und treue Freunde und Diener ..."

Im März 1855 schrieb Ottilie an den Großherzog: „Ew. Kgl. Hoheit bitte ich, durch diese Zeilen mir zu gestatten, Ihnen zu sagen, daß ich eine Sorge weniger im Leben habe, seit ich Sie wieder hergestellt weiß, und ich möchte, ich wäre in Weimar gewesen, während Sie, mein gnädigster Herr, krank waren.

Nun werden Ew. Kgl. Hoheit fragen: Was hätten Sie denn tun wollen? Was ich hätte tun wollen? Was Ew. Kgl. Hoheit getan in Rom, als ich krank war, — ich hätte einen jeden beiseite geschoben, der mir den Weg versperrt hätte. Aber, sagen oder denken doch Ew. Hoheit, ich bin ein Fürst, und was ich tue, dazu sind die andern doch nicht berechtigt. Aber, sage oder denke ich, ich bin eine Frau und überdies eine alte Frau, und ich darf hinzufügen, sogar eine alte Freundin. Also fahre ich, energisch in mich hineinsprechend, fort: Und wenn er auch böse geworden wäre, ich hätte es doch getan ..."

* * *

Im April 1854 wurde Wolf Goethe zum Legationssekretär ernannt. Er vertrat den Gesandten und füllte seine Stellung geschäftlich und gesellig vortrefflich aus. Aber er war nicht mehr gern in Rom. Seit drei Jahren war Pius IX. in die Hände der Jesuiten geraten, welche die preußische Gesandtschaft haßten „und alle antirömischen Notizen aus Rom uns in die Schuhe schieben".

Im November desselben Jahres schreibt Wolf: „Unsere hiesigen Verhältnisse werden dunkler. Ich meinesteils bin wie immer zu alt und zu jung."

1855 hatte er Urlaub, um zuerst „unsere außerordentliche Mutter" zu sehen. Er war bei ihr in Wien, „mein Stümpfchen Mutter brennend". — Mejer war dann mit ihm in Travemünde zusammen, wo Wolf wohler und heiterer war als seit langer Zeit. Das schöne Ölbild von Begas, das Sanitätsrat Vulpius besessen und welches noch in der Familie ist, zeigt ihn in jener Zeit.

Im Juni 1856 wurde er etatsmäßiger Legationssekretär in Dresden. Seine Mutter zog mit ihm dahin, behielt aber ihre Wohnung in Wien bei. Sie fand in Dresden ihren alten Freund Gustav Kühne wieder, verkehrte viel mit dem bedeutenden Arzt Karl Gustav Carus und verfolgte mit dem regsten Interesse die Arbeit Ernst Rietschels, unter dessen Händen das Goethe-Schiller-Denkmal für Weimar entstand. Für die eben ins Leben gerufene „Schillerstiftung" arbeiteten beide Schwestern — Ulrike brachte den Winter bei Ottilie zu — auf das eifrigste und sammelten bei ihren Freunden für die „Schiller-Lotterie".

Am 28. August 1859 wurde Wolfgang v. Goethe in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Er hatte darum nachgesucht, vermutlich — wie Mejer sagt — wegen einer projektierten Heirat. Da die Dame katholisch war, so wurde schließlich doch nichts daraus.

Wolf korrespondierte in der Zeit viel mit Schuchardt in Weimar. Der Oberbibliothekar Dr. Ludwig Preller wollte — im Auftrage der Großherzogin Maria Paulowna — ein Werk über Heinrich Meyer herausgeben und brauchte dazu den Briefwechsel Goethes mit Meyer. Wolf schreibt an Schuchardt, daß an Preller 107 Briefe von Meyer an Goethe gegeben worden sind, mit der Bitte, sowenig als möglich daraus zu entnehmen, um Schuchardt nicht vorzugreifen, „weil wir wußten, daß Sie, teuerster Herr Schuchardt, es sich als eine Lebensaufgabe gestellt haben, die Tätigkeit der Weimarischen Kunstfreunde ins klare zu setzen ... Ganz abschlagen konnten wir jeden archivarischen Beitrag auch schon deshalb nicht, weil die Publikation dieses Werkes ein besonderer Wunsch der verwitweten Großherzogin war."

Die Brüder lehnten sonst alle Gesuche, die wegen Verabfolgung von Papieren aus dem Goetheschen Nachlaß an sie kamen, ab. Mejer schreibt darüber: „Ich habe das Kapitel dieser Ablehnungen mehr als einmal mit Wolf besprochen. Er unterschätzte den Unwillen, den sie veranlaßten, keineswegs; aber er hielt sich für verpflichtet, ihn zu tragen. Einesteils wegen der sonst nicht abzuwehrenden Gefahr unzarter Veröffentlichungen, durch welche die Familie wiederholte Male tief widerwärtig berührt worden war. Dann weil er sich und seinen Bruder als nicht sowohl Eigentümer, wie vielmehr verantwortliche Verwalter, also auch Hüter des vom Großvater hinterlassenen Schatzes ansah. Er empfand das als ein ihm anvertrautes Amt, für dessen Führung ihm die Gesinnung des Großvaters zur

Norm dienen müsse. Danach aber sei er eine seiner eigenen Verantwortlichkeit auch nur tatsächlich sich entziehende Benutzung jener Archivalien zu gestatten, schlechthin nicht berechtigt. Man kann das eng finden, aber man muß es respektieren."

1860 nahm Wolf Urlaub, war zuerst bei den weimarischen Herrschaften in Wilhelmstal und dann bei seiner Mutter in Wien. Was diese befürchtet hatte, geschah: er verlangte seinen Abschied — es war ihm unmöglich, in den gegebenen Verhältnissen auszuharren; die Geselligkeit vertrug er nicht — wahrscheinlich trug auch die Heiratsgeschichte dazu bei, ihm Dresden zu verleiden. Frau v. Goethe wurde der Abschied von Dresden schwer, sie schrieb in jenen Tagen: „Ich fühle, daß es mir nottut, still in einem Winkel für einige Zeit zu sitzen und mich selbst wie ein halbverstimmtes Instrument in Ordnung zu bringen."

* * *

Am 7. April 1861 schrieb Wolf Goethe an seinen Freund, daß er arbeite, aber aus Aberglauben nicht sagen wolle, was. „Ein großes Hindernis für die Vollendung aller meiner Arbeiten ist der Umstand, daß ich seit meinem langen Kranksein täglich nur ein bestimmtes, sehr eng bemessenes Quantum Arbeitskraft mit der Feder in der Hand habe. Ist es ausgegeben, sei es wofür es sei, dann versagt der Körper für den betreffenden Tag jede weitere ähnliche Tätigkeit. Dazu kommt ein innerer geheimer Widerwille gegen alles Veröffentlichen, gegen das Lob und den Tadel, die uns unser Leben beschränken und unsere Stellung mehr oder weniger verfälschen, wenn wir etwas veröffentlicht haben. Ich kann eigentlich die Stellung eines Schriftstellers nicht leiden, und auch der Ruhm eines solchen ist mir antipathisch; und ich kann hierfür nicht einmal zur Entschuldigung anführen, daß mir das im Blute liege. Indem ich dabei doch fortwährend produziere und weiterarbeite, bin ich freilich in unbequemen Widersprüchen, die mir viel zu schaffen machen. Eine geistreiche Frau sagte mir einmal sehr richtig, Gott behalte sich in jedem Menschen etwas vor, das nur er verstehe. Dies mag dazu gehören."

Im Sommer 1862 sah Mejer die Familie Goethe in Eisenach, wo Ottilie im Hotel zum Halben Mond wohnte, ihre Söhne waren in Wilhelmstal zu Besuch am Hofe. — Im Herbst kehrten sie nach Wien zurück, und am 4. Dezember stürzte Wolf auf dem Glatteis, zog sich eine schwere Stirnwunde zu und mußte vier Wochen zu Hause bleiben. Er wohnte nicht mit seiner Mutter zusammen, und da diese auch krank war, konnte sie nicht zu ihm kommen. Das war ein schrecklicher Zustand, unter welchem alle sehr litten. Von diesem Sturz blieb Wolf eine Abspannung „wie in den schwersten Zeiten".

Er schrieb aus Wien an Mejer: „Was meine Geschichte der Bibliothek des Kardinals Bessarion betrifft, so können Sie sich denken, daß sie in den letzten dreiviertel Jahren nicht sehr gerückt ist. Immer aber habe ich jeden freien Tag benutzt; leider waren nur solcher Tage nicht viele. Am meisten habe ich den Abschnitt gefördert, welcher von der Geschichte des

Basilianerklosters S. Nikolaus bei Otranto handelt. Es wurde unter der Herrschaft der Normannen 1099 gegründet und von den Türken 1450 zerstört. Ein großer Teil der bedeutenden Bibliothek des Klosters soll vorher von Bessarion erworben worden sein ... Es liegt ein großer, vielleicht zu großer Reiz darin, solch eine Geschichte urkundlich aus der Asche erstehen zu machen."

* * *

Im Jahre 1863 schreibt Frau v. Goethe an den Großherzog Karl Alexander: „... So will ich denn, wie Sie es wünschen, denken, ich säße Ihnen gegenüber und Sie befrügen mich, wie es uns ergangen? Ich habe viel Sorgen, viel Kummer, viel innere Unruhe gehabt, würde ich Ihnen, mein fürstlicher Herr, antworten. Mir ist von den vergangenen Jahren eine Müdigkeit geblieben, die ich eine Herzensmüdigkeit, noch mehr wie die des Geistes, nennen möchte. Ich bin ärmer geworden, denn mir ist, als liebte ich die Menschen viel weniger, und was mir oft als Güte, vielleicht als Schwäche ausgelegt wird, hat einen ganz anderen Grund: es entspringt viel mehr aus Mitleiden, als aus Wohlwollen bei mir. Ich sehe, wie die Menschen die Liebe verschwenden, die ihnen geboten wird, und die einen festen Boden bilden könnte für einen Bau, der allen Zeiten trotzen würde. Sie verschwenden sie wie Staub, der unnütz ist, der keine Beachtung verdient, und werden einmal darben aus Mangel an Liebe, weil ja leider die Folge von allen Verirrungen Strafe ist, die die Reue nicht immer abwenden kann. Wer lebt, der irrt, aber in der Jugend sieht man nur den Anfang, im Alter leider oft die Folgen ..."

In dieser Zeit wurde Ottilie augenleidend, das fügte zu den vielen Prüfungen noch eine neue hinzu. Da sie nun nicht mehr so viel lesen und schreiben konnte, so erfreute sie sich desto mehr an den Kunstschätzen, Altertümern und Andenken, die sie in ihrer Wohnung in Wien um sich herum aufgebaut hatte. Sie hatte einst gesagt: „Die Kunst ist mir immer wie eine barmherzige Schwester gewesen", das bewahrheitete sich jetzt. Walther erzählte von ihrem Heim in Wien: „Mamas Zimmer sieht wie ein kleines Museum aus. Es ist alles so harmonisch und macht einen so wohltuenden Eindruck, weil man fühlt, wie die Besitztümer wirklich aus der innersten Neigung des Besitzers entsprungen."

An den Großherzog schrieb Ottilie: „Ich habe gehört, daß Ew. königl. Hoheit mit dem König von Sachsen den unteren Garten besucht haben, der leider vermietet ist. Das, wie dies gekommen, ist schriftlich zu weitläufig. Nur das weiß ich, daß, wenn der Erzengel Michael oder Gabriel ihn künftig haben will, er ihn nicht erhält ..."

Walter Goethe lebte indessen meist in Weimar, in den Mansarden des Goethehauses, krankte daran, daß seine Kunst keinen Anklang fand, und suchte Vergessenheit in treuer Arbeit und Pflichterfüllung. „Meine Tage", so äußert er sich einmal brieflich, „spinnen sich in Geschäften und Obhutsangelegenheiten sehr gleichförmig ab — mein Streben ist, diese treu zu erfüllen."

Von Wolf sind aus dem Jahre 1865 einige kleine Aufzeichnungen gefunden worden, die sein furchtbares Leiden ausdrücken:

„Als ich mich an das Universum anlehnte, fiel ich um, als ich mich an Gott anlehnte, blieb ich aufrecht."

„Ich habe einst gelesen,
Daß Gott die Seinen schützt;
Wo ist das denn gewesen?
Was hat es denn genützt?"

„Man stirbt lange, selbst wenn man einmal angefangen hat."

* * *

Auch bei Wolf begann sich ein Augenleiden zu entwickeln, so daß er diktieren mußte.

Daß Ottilie mit ihrem deutsch empfindenden Herzen während des Krieges 1866 in Wien sein mußte, kann man sich gar nicht schrecklich genug denken; sie litt so unter der Entfernung von Deutschland, daß sie im Herbst mit Wolf nach Weimar kam, sie blieben bis zum Juni 1867, und der arme Wolf schreibt: „Eine Zeit, die in jeder Beziehung zu den peinlichsten meines Lebens gehört hat."

Nachdem Walter im Sommer 1868 todkrank in Dresden an einem Brustleiden gelegen hatte, ging die ganze Familie nach Jena, das wegen seiner milden Luft gerühmt wird. Nach dem Süden zu reisen fehlten die Mittel, denn die pekuniäre Lage wurde von Jahr zu Jahr schlimmer. Ottilie hatte immer zu viel verbraucht, die Söhne gaben ihr, was sie konnten, sie täuschten sie aus Liebe; das merkte die Mutter wohl und litt nun ihrerseits wieder darunter. In Jena lebten sie fast ganz einsam, trübe dahin. Wolf arbeitete, Walter war krank. Ottilie schrieb: „Solange ich lebe, habe ich nicht eine so monotone Existenz gehabt wie hier." Das Frommannsche Haus und der Verkehr mit Professor Kuno Fischer boten die einzigen Abwechselungen. Auch der zweite Winter sah Ottilie mit ihren Söhnen in derselben Stille: „unser Plätzchen noch einsamer."

Aber Wolf konnte wenigstens dort arbeiten. Mejer schreibt darüber: „In dieser Zeit beendete er bis auf einen Rest die erste Abhandlung seiner Studien und Forschungen über das Leben und die Zeit des Kardinals Bessarion . . . Er schickte mir (11. August) sein Manuskript und schrieb mir hierauf aus Bad Elster (24. August) ausführlich. ‚Gefangene vollenden wohl mit geringem Material, mit den schlechtesten Werkzeugen allerlei Dinge, an denen man nicht sowohl das Ding selbst als die Energie bewundert, durch die es hervorgebracht ist. In Weimar im Turm der Bibliothek bewundert man aber das unter schwierigsten Bedingungen vollendete Werk selbst: ich meine die kühne, kunstvolle Wendeltreppe. Möge meine erste Abhandlung Ihnen nicht wie ein Kegelspiel in einem Kirschkerne, mit einem kleinen Stückchen Eisen geschnitzt, erscheinen.'"

Mejer mußte von ihm verlangen, daß er die Arbeit vor der Drucklegung nochmals vornähme. Seine Gründe sind zu weit ausladend, um sie

hier wiederzugeben. Am 28. September schreibt Wolf aus Dresden: „Ich schrieb Ihnen, daß ich die erste Abhandlung, soweit sie jetzt vorliegt, nicht mehr ändern könne. Es ist das in meinem gegenwärtigen physischen, moralischen, geistigen und äußeren Zustande begründet und durch ihn bedingt. Meine ganze Hoffnung beruhte darauf, daß Sie mich in dem gegenwärtigen Stadium, wie es ist, unterstützen würden. Sie verlangen als Bedingung Ihrer Unterstützung eine vollkommene Umwandlung dieser ersten Abhandlung. Diese ist mir unmöglich. Die Stellung, die Sie aus Überzeugung nehmen, ist ein so schwerer neuer Schlag für mich, daß ich seit Tagen ringe, ihn nur einigermaßen zu verarbeiten. Ich weiß, daß ich sogar nicht imstande gewesen wäre, meiner Arbeit eine andere Form zu geben, als ich ihr gegeben habe ... Ich will dem Forscher die Möglichkeit geben, von dem gegenwärtigen Standpunkte aus einen großen Schritt weiter zu tun, nicht aber durch eine abgerundete Darstellung des gegenwärtigen Standpunktes für eine gewisse Zeit ein gewisses Genügen auf diesem Felde hervorzurufen. Ich mag kein Schriftsteller sein, ich will kein Buch schreiben. Ich will nichts als die Wahrheit fördern. Ich will in den paar Fragen, in die ich mich hineingearbeitet, dazu beitragen, das historische Wissen bis an die äußerste ihm erreichbare Grenze zu führen. So weit bin ich stark. Nun kommt meine Schwäche: ich weiß schließlich nicht, wie der Welt meine Arbeit beibringen, wie ihr begreiflich machen, daß sie ihr nützen kann ... Wahrheit oder Schönheit? Wahrheit und Schönheit? ... Ich habe mich nun zu folgendem entschlossen: Ich mache, wenn es Gottes Wille ist, unter allen Umständen diese erste Abhandlung fertig ... ganz in bisheriger Weise arbeitend, was freilich nach Ihrem Briefe noch schwerer ist. Ich tue das sobald als möglich. Was dann weiter, überlasse ich der Zukunft ... Freund! Professor! Konsistorialrat! Examinator! Vater! Das Leben kennen Sie doch nicht! ... Nochmals Dank für Ihre Ehrlichkeit." Ende Oktober forderte er sein Manuskript zurück: „So muß einem Vater zumute sein, der seinen Sohn wohluntergebracht glaubte und dem der Prinzipal schrieb, er möge ihn doch zurücknehmen."

Bis Februar 1870 war Wolf mit seiner Arbeit nicht vorwärts gekommen, weil unangenehme Geschäfte ihn davon abgehalten hatten: „Forschung und Bearbeitung rücken den Grenzen meines kleinen Reiches immer näher, ich werde immer mehr an die Mauer gedrückt, und werde wieder einmal, zum tausendstenmal, veraltet, ein Greis, werde gestorben sein, ehe ich nur geboren bin. Wissen Sie denn keinen hübschen, heimlichen, wissenschaftlichen Kirchhof für meine Arbeit? keine einsame Zeitschrift im Walde, wo ich sie, wenn auch nur wie eine alte Porzellankanne, auf ein Kannerückchen stellen kann? Können Sie mir denn in keinen gelehrten Winkel hinein helfen? Ändern kann ich jetzt freilich nicht ... ich bin recht müde ... Mama ist in ihrer Energie und Liebe stets verehrungswürdig."

Die Arbeit wurde bei Frommann in Jena als Manuskript gedruckt.

* * *

Im Jahre 1871, während der Jubel über die Siege Deutschland beherrschte, kehrte Ottilie nach Weimar — in ihre Mansardenwohnung — zurück. Ihr Enthusiasmus war so groß, daß er alle kleinen und großen Schwierigkeiten des Lebens übertönte. Sie verfolgte die Kriegsereignisse mit einer Wärme, daß man an das junge Mädchen erinnert wurde, die einen Bund gegen Napoleon gegründet hatte. Ihrem Freund Dr. Seligmann dankt sie, daß er mit ihr die Größe Deutschlands empfindet: „Ja, lieber Freund, die Heldengräber von 1813 kränzen sich alle wieder mit frischem Grün, sie wissen nichts Größeres, als diesen Krieg wieder daran zu schließen und ihn wach zu rufen als einen heiligen Krieg. Alte Jugenderinnerungen sind mit doppelter Gewalt aus der Vergangenheit mir nahe getreten, und als die Glocken erklangen und die zwei Flaggen unseres Hauses ans Fenster schlugen, da setzte ich mich auf einen kleinen Lehnstuhl wie 1813 vor das Bild des Herzogs von Urbino, das mir immer Ähnlichkeit mit meinem Jugendfreund zu haben schien, und dankte Gott, daß ich zum Lebensschluß Deutschland auch in moralischer Größe wieder sich erheben sah. Es hat mir in letzter Zeit immer den Eindruck gemacht, als wenn die deutschen Charaktere wieder wie aus einem Bade frisch heraufstiegen, als wenn die Schlacken abfielen, und der Gedanke, der Enthusiasmus wieder sein Panier entfaltete. Sie konnten wieder für einen Gedanken sterben, der sich erhob, und setzten das Leben ein, ihn zu verwirklichen ... Ich habe meinen alten Franzosenhaß noch frisch erhalten und schließe, wie ich begonnen: Gott dankend, es noch erlebt zu haben, und Ihnen, daß Sie meiner dabei gedachten. Wolf lebt in Jena nicht besser als ein Student, aber das Lazarett kennt seine Ersparnisse, und Sie können denken, daß es mit Walter noch schwerer wird, ihn zu einer Ausgabe für sich zu bewegen, und dennoch müßte es gewiß sein . . ."

Erst im September 1871 schreibt Wolf Goethe wieder an Mejer: „Es ist mir noch immer unerklärlich, ist aber dennoch wahr, daß Sie nicht gefühlt haben, wie mein letzter Brief ein Hilferuf in extremis war. Daß Sie mir damals nicht halfen, hat auf mein Leben und meine Entschlüsse einen entscheidenden Einfluß ausgeübt, und erst aus Ihrer späteren Unbefangenheit habe ich gesehen, daß Sie nicht wußten, was Sie mir angetan . . ."

Er hatte Sorge um Mutter und Bruder, alle waren mehr oder weniger immer krank. Nach dem Tode von Mejers Vater schreibt er an diesen „mit tiefstem Verständnis, daß Sie das Ereignis getroffen hat, vor dem ich seit Jahren Tag und Nacht in Furcht lebe. Ich habe die Überzeugung, daß man von dem Augenblick an, wo man aufhört, ein Kind zu sein, d. h. keine Eltern mehr hat, in eine Stellung in der Welt tritt, die man eigentlich nicht auszufüllen vermag . . ."

* * *

Von den letzten Lebensjahren der Frau v. Goethe kann ich noch aus eigener Anschauung berichten, denn ich gehörte zu dem kleinen Kreis derer, die von Zeit zu Zeit zum Tee zu ihr kamen. Es war mir jedesmal

feierlich zumute, wenn ich auf der engen Treppe an Goethes Zimmern vorbeiging, um die Frau aufzusuchen, die ihm seine letzten Lebensjahre verschönt hatte. Für mich waren die Fehler ihrer Jugend nicht vorhanden, ich kannte sie nur als alte Frau, um die der Glorienschein der Erinnerung floß. —

In dem kleinen Durchgangszimmer machte die uralte Dienerin den Tee; in dem größten, dem Salon, der aber auch recht klein und sehr einfach ausgestattet war, saßen die alten Damen, Frau v. Goethe und ihre Schwester Ulrike, die Priorin, mit weißen Tüllhauben, die mit bunten Bändern ausgeputzt waren, darunter kamen die schneeweißen, glatt aufgesteckten Locken hervor, die den beiden ein ehrwürdiges Aussehen gaben. Ottilie war nicht schön, auch niemals schön gewesen, Ulrike dagegen hatte ein reizendes, feingeschnittenes Gesicht. Sie war nicht sehr gescheit, aber gut und selbstlos. Ihre Unterhaltung konnte sich mit der ihrer geistvollen, lebendigen Schwester nicht vergleichen und wurde durch eine hohe, nasale Stimme und sächsische Aussprache nicht angenehmer, aber wenn sie ruhig zuhörend da saß, war sie anzusehen wie ein schönes Bild.

Wolf Goethe habe ich nur ein einzigesmal bei seiner Mutter gesehen, Walter fast immer. Außerdem saß damals als ständiger Gast Alwine Frommann am Teetisch. Sie stammte aus dem bekannten Frommannschen Hause in Jena, in welchem Goethe so viel verkehrt hatte. Sie war ebenso häßlich als gescheit, fein und liebenswürdig. Sie hatte sich in ihrer Jugend auf die Kunst der Blumenmalerei und der Randzeichnungen gelegt und in den dreißiger Jahren darin viel Anleitung und Rat von meinem Vater erhalten. Ich besitze noch ein Blatt von ihr, das sie ihm zur Hochzeit geschenkt hat. In den vierziger Jahren siedelte sie nach Berlin über, wo sie auf Anregung in ihrer Kunst hoffte. Olfers empfahl sie der Prinzessin von Preußen als Lehrerin, später wurde sie deren Vorleserin und Vertraute. Als Alwinens Kräfte für Berlin nicht mehr ausreichten, kam sie nach Weimar und verbrachte ihren Lebens- und Feierabend mit Goethes. Sie war mit jedem Glied der Familie befreundet — was sie als junges Mädchen im Goethehaus an Anregung und Freundschaft von dem Dichter empfangen, gab sie den Seinen im Alter wieder. Sie wohnte in der Deinhardtsgasse in ein paar kleinen Stübchen, war also den Freunden ganz nahe.

Von den sonstigen Intimen am Teetisch bei Frau v. Goethe nenne ich noch Frau v. Groß, die Tochter des Oberstallmeisters v. Seebach, die unter dem Namen Amalie Winter einige Romane und Kinderbücher geschrieben hat, mit ihrer Tochter Melanie; Frau v. Gerstenberg mit ihren Töchtern Jenny und Therese und Frau Hardtmuth, geb. Völkel.

Der Teetisch war nur mit Zwieback und kleinen Butterbrötchen versorgt, wenn man aber gegen zehn Uhr das Haus verließ, verbreiteten sich oft verräterische Küchendüfte auf der Treppe — es war öffentliches Geheimnis, daß Goethes erst zu Nacht aßen, wenn die Gäste fort waren. Das nahm niemand übel auf, es gab dieser dahinwelkenden Familie des

großen Mannes nur ein noch wehmütigeres Ansehen, denn man wußte, daß sie nicht Geld genug hatten, um ihre Gäste reichlicher zu bewirten.

Wenn man von den treuen Freunden der Familie Goethe spricht, so muß man zuerst unseres Großherzogs Karl Alexander und seiner Gemahlin gedenken, die von einer seltenen Treue und Ausdauer waren. Leicht haben die Brüder es ihrem Spielgefährten nicht gemacht, denn sie behielten ihre Eigentümlichkeiten auch den Fürsten gegenüber bei, aber der Großherzog blieb derselbe für sie, sie mochten sein wie sie wollten. Oft hat er an dem Teetisch gesessen, er liebte diese Art der Unterhaltung, wo nicht alle durcheinanderschreien, sondern eines spricht und die andern zuhören. Dann fesselte ihn auch — wie Jenny v. Gerstenberg schreibt — der Freimut Ottiliens und die Einfachheit, mit der sie sich auch den Höchstgestellten gegenüber gab, denn sie war, wie sie sich selbst nach dieser Richtung einmal so hübsch charakterisierte, auch Fürsten gegenüber immer die „geborene Posa!"

* * *

Im Sommer 1872 besuchte Mejer Weimar; Wolf war in Franzensbad. Mejer schreibt über seinen Besuch im Goethehaus: „Frau v. Goethe, jetzt fast sechsundsiebenzigjährig und zum Tode krank an Herzbeutelwassersucht, fand ich in den Mansardzimmern des Stadthauses, wo sie als junge Frau einst gewohnt hatte. Die Vereinsamte begrüßte mich mit alter Güte, jedoch aus ihrem Lehnsessel aufzustehen vermochte sie nicht mehr. Wolf hatte recht, sie war wie ein Hauch. Aber ihre alte Lockenfülle umgab noch das schmale Gesicht, und auch im Anzuge war ihr Geschmack der alte: sie trug einen farbigen Umhang mit kleiner Goldborte. Jahre und Krankheit waren ihr sehr anzusehen; als ich aber ihr gegenüber saß, richtete sich im Gespräch das gesenkte Haupt nach wenig Minuten in die Höhe, und es gab Momente, wo man hätte meinen können, die Zeit sei spurlos an ihr vorübergegangen, so lebhaft waren Anteil, Auge, Rede, Handbewegung. Ihre Söhne und meine Kinder, alte und neue Freunde, Liebe und Haß, Bewunderung und Verwerfen, Kleines, Großes und Größtes bewegte das Gespräch, nicht zum wenigsten die große Zeit des Kriegs, der eben vorüber war und das Eine Deutschland, ihre alte Hoffnung, geschaffen hatte. Schmerz, Freude, Erinnerung, Treue, noch immer Liebe zum Leben, alles klang lebhaft an. Mir war, als erlebe ich den Schlußsatz eines Beethovenschen Musikstückes. Als ich nach einer Stunde Abschied nahm und in der Türe einen letzten Blick zurückwarf, da war die alte Frau in sich zusammengesunken wie der Aschenhaufen vom lodernden Feuer. Ich wußte, ich werde sie nicht wiedersehen. Es war der 5. September, und schon am 26. Oktober ging die Unruhige zur ewigen Ruhe ein."

Im Jahr 1874 besuchte Mejer die Brüder in Weimar. Sie wohnten in der Mansarde, Wolf hatte sich das Zimmer seines Vaters mit allen Andenken an ihn zurecht gemacht. Die erste Etage war vermietet, nur das Urbino- und das Deckenzimmer waren zurückbehalten worden, um die Sammlungen aufzubewahren. In Goethes Arbeitszimmer stand der kleine Schreib-

tisch am Fenster, den Goethe einst für Wölfchen, seinen kleinen Liebling, hatte aufstellen lassen, damit er bei ihm arbeiten könne. Wolf erwähnte, wie schwer es für sie sei, die Zimmer zu erhalten: „Sehen Sie," sagte er zu seinem Freund, „es ist unmöglich, daß wir sie den Fremden öffnen; wir haben keinen steinernen italienischen Palast, sondern ein hölzernes Thüringer Haus, das es einfach nicht aushalten würde." Wolf hatte wohl recht, denn später, bei der so notwendigen Restaurierung des ganzen Hauses, fand man die Balken unter Goethes Arbeitszimmern verfault.

„Wolf verhehlte nicht, daß zu notwendigen Bauten im Stadthause den Brüdern für jetzt die Mittel fehlten, und machte überhaupt kein Geheimnis aus ihrer beschränkten wirtschaftlichen Lage . . . Was Wolf nicht sagte und niemals auch nur entfernt angedeutet hat, worin ich aber nicht zu irren glaube, war der Grund dieser Enge. Frau v. Goethe konnte gänzlich nicht mit Geld umgehen, hatte darum ihr Vermögen sorglos verbraucht und seitdem den Söhnen, die ihr niemals eine Beschränkung hatten auflegen mögen, überaus viel gekostet. Erst jetzt ließen sich die Verhältnisse übersehen und mit festerer Hand leiten, und daß nur an bevorzugter Stelle die Erhaltung der für das Vaterland und für die Verehrung der Nachlebenden ihnen als Verwaltern überkommenen Nachlaßschätze zu versorgen sei, war beiden Brüdern gewiß. Den hohen Geldwert dieses von ihnen bewachten Besitzes kannten sie in seinem vollen Umfange selbst nicht; daß er sehr bedeutend sei, lag auf der Hand. Dennoch haben sie, obwohl sie, wenn man es mit den Gewohnheiten ihrer Jugend verglich, jetzt beinahe darbten, niemals auch nur einen Augenblick an eine Veräußerung jenes Schatzes gedacht, die nicht ihre vaterländische Ehrenpflicht der Kustodie auf das gewissenhafteste gewahrt hätte. Sie haben das zuletzt glänzend bewährt durch Walters letztwillige Verfügung, die, wie nach Lage der Sache schon vorauszusehen war, aber von kundiger Seite ausdrücklich bestätigt wird, auf gemeinsamem Entschlusse der Brüder beruhte. Bei Wolf war sie vielleicht noch mehr als bei Walter ein Akt nicht allein des Pflichtgefühles, sondern zugleich eines hochgemuten Stolzes. Wer mit treubewahrter Erinnerung an das Leben und das Wesen der beiden jetzt das Goethehaus betritt, oder das unter die edelste Obhut gestellte Goethearchiv, oder die Schatten des alten Sterngartens, der möchte klagen, daß Walter und Wolf das heute nicht mehr sehen. Es würde ihnen eine mit freudigem Danke empfundene Befriedigung gewähren."

Beide Brüder wurden immer leidender. Wolfs rechter Arm und die Hand wurden von den rheumatischen Schmerzen ergriffen, so daß ihm das Schreiben sehr schwer wurde. Tante Ulrike starb im September 1875: „Ihr Tod war die andere Hälfte des größten Verlustes, den wir noch machen konnten, der Tod der Mutter hatte ihn nur angefangen. Ich kenne das Leben seitdem nicht mehr", schrieb Wolf an Mejer.

Bis zum Herbst 1879 lebten Walther und Wolf zusammen in Weimar. Wolf machte Abstecher nach Wien, Jena, Franzensbad. Dann ent-

schloß er sich, nach Leipzig überzusiedeln; er litt an asthmatischen Krämpfen, die ihn meist nachts befielen, so daß er nicht mehr ohne die Hilfe eines Dieners bleiben konnte. Im Goethehaus war das nicht einzurichten, denn Walter wollte die alte Dienerin, die fast neunzigjährige, die seit ihrem sechzehnten Jahre im Hause war und ihn von Kindheit an gepflegt hatte, nicht darunter leiden lassen. Sie hatte viel Macht über ihn und er fügte sich meist ihrem Willen. So bezog Wolf in Leipzig eine einfache Wohnung bei Bürgersleuten, deren Sohn ihn pflegte, für ihn schrieb 2c. Er konnte sich dort unbemerkbar einschränken, hatte doch die literarischen Arbeitsmittel in der Nähe und war gut versorgt.

Er arbeitete an der „Einleitung zum ersten Bande der Verzeichnisse italienischer Bibliotheken des Mittelalters, welcher die Kataloge von S. Antonius und Sa. Justina in Padua" bringt. „Was Gott tut, ist ja immer weise, aber oft sehr schmerzlich und dunkel", schrieb er am 3. März 1881 an seinen Freund.

Wolf schrieb niemand, wie schlecht es ihm ginge, und arbeitete in jeder schmerzfreien Stunde. Am 19. Januar 1883 war er nicht kränker als sonst, ging noch aus, legte sich wie gewöhnlich zu Bett und verschied nach Mitternacht an einem Krampfanfall. Im Tode zeigten seine Züge tiefen Frieden. Am 23. Januar nachmittags wurde er auf dem weimarischen Kirchhof beerdigt.

Sein Freund schrieb über ihn: „Und in diesen sechsundvierzig Jahren bin ich an Wolf Goethe niemals etwas Kleinliches oder auch nur Enges gewahr geworden. Er war ein groß angelegter Mensch, von umfassender Bildung, von weitem Gesichtskreise, von eigenen Gedanken, von vornehmstem Charakter, der allezeit gesinnt und gestimmt war, zuerst seiner Pflichten eingedenk zu sein und erst nachher seiner Rechte, voll aufrichtiger Menschenliebe, treu, wahr, arbeitsam, und wieviel Gutes ließe sich noch sagen. Wäre nicht die schmerzende Last seiner Krankheit und die glänzende seines Namens auf ihm gewesen, so würde er nach menschlichem Ermessen ein bedeutender Mann geworden sein" . . .

Zwei Verse von ihm, auf lose Blätter geschrieben, hat Walter in befreundete Hand gegeben. Sie lauten:

„Alle Blumen sind gepflückt,
Alle Lieder sind verstummt,
Und ich geh' einher gebückt,
Und ich geh' einher vermummt."

„Ich stehe stets daneben,
Ich trete niemals ein.
Ich möchte einmal leben,
Ich möchte einmal sein! —"

* * *

Zwei Jahre noch lebte Walter Goethe in Weimar, man sah ihn manchmal scheu und rasch über die Straße gehen, als wolle er nicht gerne gesehen sein. Dick vermummt war er fast immer, denn er scheute jede rauhe Luft. Der Großherzog besuchte ihn fleißig und es verging keine festliche Gelegenheit, ohne daß er oder die Großherzogin Sophie Walter eine Freude zu bereiten suchten. Das ersieht man aus den Dankesbriefen, welche Jenny v. Gerstenberg am Schlusse ihres Buches bringt. Ein Satz daraus lautet: „Wer seine Tage von kleinen Dingen nur zerstückelt sieht, wem nur kleine Taten das Leben füllen, den mag wohl oft der Unmut befallen. Er denke aber — und das wird ihn trösten — auch die Ähre besteht aus — Körnern."

Einige Monate vor seinem Tode habe ich Walter besucht, ich wollte den Letzten, der den Namen Goethe trug, noch einmal sehen. Das Zimmer, in dem ich oft bei seiner Mutter gesessen, war jetzt so mit Büchern vollgestopft, die auf dem Sofa, auf Tischen und Stühlen lagen, daß faktisch nur ein Stuhl für einen Besuch freigehalten war. Walter saß — wie ein Häufchen Unglück — auf einem Rohrstuhl am Ofen, vor sich einen kleinen Tisch, auf dem ein Glas Wasser stand. Er war gut und liebenswürdig wie immer, sein feines, weiches Wesen hatte etwas Rührendes, man hätte ihn vor jeder harten Berührung schützen mögen. Er war so schwach, daß ich nach dem Austausch einiger freundlichen Worte wieder fortging, weil ich sah, daß er das Sprechen nicht ertragen konnte.

Auch er starb in Leipzig, wohin er nur für einige Tage gereist war, aber dort erkrankte, am 15. April 1885. Er wurde neben seinem Bruder auf dem Weimarer Friedhof beerdigt, wo schon seine Großmutter und Mutter die Ruhe gefunden hatten. Almas Leiche ließen die Erben später von Wien holen und neben Walter bestatten, so daß jetzt fünf Gräber nebeneinander liegen. Nach Ottiliens Bestimmung muß über jedem Grabe die Erde in der Form eines Sargdeckels aufgehäuft und Rasen darauf gesät sein. So ist keine Blume auf dieser Grabstätte zu sehen, nur im Frühjahr blühen auf der schmalen Rabatte an der Mauer eine Menge Maiblumen —. sie haben sich von dem daneben liegenden Erbbegräbnis der Familie v. Schorn von selbst hereingezogen.

Ein Brief, den der Großherzog Karl Alexander an Jenny v. Gerstenberg schrieb, möge den Schluß bilden:

„Walter Goethe war eine Persönlichkeit, welche aus dem Alltäglichen und Gewöhnlichen vollkommen heraustrat. Wenn bei Beurteilung einer Individualität die Zeit, der sie angehört, und die Erziehung, die gleichsam der Ausdruck derselben ist, berücksichtigt werden muß, so ist dies hier der Fall. Geboren zu der Zeit, wo der Ruhm seines unsterblichen Großvaters seinen Höhepunkt erreicht hatte und der Gegenstand von nie gesehener Bewunderung und Verehrung vom In- und Auslande, von der ganzen Welt war, genoß Walter Goethe von der Wiege an die schmeichelnden Töne der Bewunderung für den Großvater. In dem Familienkreise, in dem großen und

belebten Kreise der Bekannten und Freunde, von denen namentlich die geistreiche Mutter Walters, Ottilie v. Goethe, umgeben war, wurde er frühzeitig gewöhnt, die Welt von diesem Zentrum aus kennen zu lernen, ohne sich wohl bewußt werden zu können, daß dieses Zentrum eine Ausnahme war. Diese Ausnahme wurde zwar von seiner Mutter und ihrem Kreise erkannt, aber es wurden Ansprüche an die Welt hieraus entwickelt, welche von dieser nicht erfüllt werden konnten, denn die Welt bewundert wohl, aber sie räumt nie den Erben der bewunderten Persönlichkeit das Recht ein, hieraus Vorrechte für sich selbst, das heißt für die Erben, abzuleiten. Diese Umstände erschwerten Walter sowohl wie seinem Bruder den Lebensweg und erzeugten bei beiden oft eine Erbitterung gegen diese Welt, die von ihrem Standpunkt in mancher Hinsicht berechtigt war, nicht aber ihre Berechtigung in dem Standpunkt der Welt finden konnte. Dabei kannte der edle Charakter Walters absolut keine Selbstliebe. Das Wort Rücksicht war gleichsam die Devise seines Lebens. Er dachte, er sorgte immer für andere, aber er wachte über die Achtung, die der Erinnerung seines Großvaters gebührte. Das hat ihn auch verhindert, auf die vielfältigen und verlockenden Anerbietungen einzugehen, welche mehr als einmal den Enkeln Goethes gemacht wurden, sich bei ihren keineswegs glänzenden Vermögensverhältnissen des großväterlichen Erbes teilweise oder im Ganzen zu entäußern. Bei seiner zartbesaiteten Seele ereignete es sich dabei oft, daß er die harte Berührung der Welt in ihren Ansprüchen an seine und seiner Familie Person auf das tiefste empfand, und dieses Gefühl sich fast bis zum Haß steigern konnte. Dieses eigentümliche Verhältnis zwischen Verehrung für den Großvater und Rücksichtslosigkeiten der Welt gaben und erhielten bei Walter eine Schüchternheit, zu welcher ihn seine geistigen Eigenschaften keineswegs berechtigten. Auch selbst der treusten Freundschaft gelang es nicht, ihn zu einer Hervortretung mit seiner Begabung zu bestimmen, aber er bot dem, der ihn nahe kannte, den Genuß treuster Freundschaft, und das in jeder Beziehung und zu allen Zeiten. So war Walter Goethe."

Es ist nicht die Parteilichkeit der Freundschaft, welche diese Zeilen diktiert, wohl aber die Wahrheit in ihrer schlichten Form. Walter v. Goethe wie sein Bruder wußten ihrem Leben den glanzvollsten Schluß zu geben, den man sich nur erdenken konnte, denn sie vermachten ihren Besitz der gebildeten Welt, also dem Allumfassenden, für das ihr Großvater stets gewirkt und für das er stets ein leuchtender Mittelpunkt bleiben wird.

Diese Tat der beiden Brüder aber verbindet ihre Namen mit dem ihres Großvaters und mit der Dankbarkeit von allen denen, die in Wahrheit die Bildung erkennen und erstreben.

Karl Alexander.

Wilhelmstal am 23. Juni 1897."



Goethe als Geschäftsmann

Am 3. Februar 1826 schrieb Goethe an Sulpiz Boisserée: „Was wollt' ich nicht geloben, mein Allerteuerster, wenn ich Sie eine Stunde sprechen könnte! Denn wie sollte mir Blatt und Feder genügen! Ich muß mich nur sogleich eines mythologischen Gleichnisses bedienen: Sie erscheinen mir wie Herkules, der dem Atlas, dem Prometheus zu Hilfe kommt. Wüßten Sie, was ich dieses Jahr gelitten habe, Sie würden solche Bildlichkeiten nicht übertrieben finden." Die Ursache dieser Leiden war geschäftlicher Natur. Durch den fortgesetzten Wiener Nachdruck seiner Schöpfungen betroffen, hatte er nämlich, um seiner Familie eine behagliche Zukunft zu sichern, seinen „Austritt aus diesen Zeitlichkeiten seinen Angehörigen so wenig als möglich fühlbar werden zu lassen", sich im Jahre 1825 entschlossen, eine „kritisch-grammatisch gesäuberte" Gesamtausgabe seiner Werke zu veranstalten. Es wäre eine müßige Spielerei, wenn wir uns mit der Frage beschäftigen wollten, ob dieser Entschluß Goethes, wenn er heute lebte, einen gewaltigen, ungeheuren Wettbewerb unter den Verlegern entfesseln und schwindelnde Kapitalien flügge machen würde. Genug, es steht fest, daß jener Entschluß für Goethe trotz der lebhaften Teilnahme der Nation und des Auslandes eine Quelle vielen Herzeleids wurde. Ein vollkommen klares, bis auf das minutiöseste detailliertes Bild der mannigfachen Sorgen und Widerwärtigkeiten, die er für ihn im Gefolge hatte, entrollen die Briefe an Boisserée.

Wohl liefen mehrere schöne buchhändlerische Angebote ein, des Altmeisters Sinn aber stand nach Freund Cottas Verlag. „Sie können denken," schrieb er dem Freunde am 20. Mai 1825, „wie wehe es mir täte, ein so gegründetes Verhältnis aufgeben zu müssen... Jede Annäherung des Herrn von Cotta zu meinem Sohn, jede abschließliche Verbindung mit demselben würde mir von höchstem Werte, wenn ich noch selbst Amen dazu sagen könnte." Und scherzhaft fügte er hinzu: „Diese vorliegende Masse literarischer Produktionen verehrte ich meinem Sohn als Kapital, kein Wunder, daß er das Resultat meines Lebens höher schätzt, als ich von jeher auf meine Produktionen gehalten habe." Aber es wollte ihn bedünken, daß Cotta gegenüber seinen Plänen eine seltsame Lauigkeit an den Tag lege. Nach Boisserées Briefen zu schließen, mochte er jedoch hierin in einer Täuschung befangen sein. Als Cotta durch den beiderseitigen Freund von den bedeutenden Anerbietungen, die Goethe gemacht wurden, erfuhr, erwiderte er, das sei ihm recht, dadurch erhalte man einen Maßstab, und er würde gewiß mehr tun, als ein anderer mit Gewißheit der Ausführbarkeit vorschlagen könne.

Es bereitete dem Altmeister eine große Befriedigung, daß der bewährte Freund sich anheischig machte, die Rolle des ehrlichen, edlen Maklers zu übernehmen. Es war ihm um eine rasche Entscheidung zu tun, denn, wie er sich einmal ausdrückte, die Schnepfe des Lebens schwirrt vorbei, und ein guter Schütze muß sie eilig fassen: „Ein schneller Entschluß ist mir in meinem hohen, sehr oft bedrohten Alter ausdrücklich durch die Verhältnisse geboten." Überdies waren die ihm gemachten Anträge, deren Geheimhaltung er versprochen hatte, von der Art, daß er sie in kurzem entweder akzeptieren oder ablehnen mußte. Cotta erbot sich auf Boisserées Intervention zu einem Honorar von sechzigtausend Talern sächsisch. Goethes Sohn und dessen Ratgeber glaubten

hingegen den Preis der zu veranstaltenden Ausgabe von vierzig Bänden auf wenigstens hunderttausend Taler sächsisch schätzen zu dürfen, und zwar dergestalt, daß ein bedeutender Teil der Summe in den ersten Jahren nach Maßgabe des abgelieferten Manuskriptes gezahlt, das übrige aber auf die folgenden Jahre verteilt werde, so daß die Familie an dem fortdauernden Gewinn gleichfalls einigen Anteil hätte. Nach Ablauf von neun Jahren sollten beide Teile zusammentreten und eventuell den Kontrakt verlängern, wodurch gar manchen Unerquicklichkeiten vorgebeugt würde. Goethe legte großen Wert darauf, daß Herr von Cotta, der die schwierigsten Unternehmungen mit einem Blick übersehe und vor allen imstande sei, das gegenwärtige Geschäft zu überschauen, da ihm ja das einzelne seit Jahren durchaus bekannt sei, sich bestimmt erkläre, „denn ich darf versichern, daß ich immerfort gewünscht habe, das alte Verhältnis fortdauern, jeden dazwischengetretenen hindernden Aufschub entfernt und den Abschluß noch bei meinem Leben herbeigeführt zu sehen". Boisserée glaubte nicht, daß Cotta über die einmal angebotene Summe hinausgehen werde. Auf jeden Fall schien ihm der größte Vorteil der Familie darin zu bestehen, daß sie so viel als möglich ihre Ansprüche auf alle ferneren Auflagen sichere. An dem guten Erfolg des Unternehmens, meinte er, sei nach menschlicher Berechnung freilich nicht zu zweifeln, aber es hänge viel von Zeit und Umständen, von einer mehr oder minder glücklichen Manipulation ab, man müsse erst sehen, welche Wirkung die vierzig Bände in dem deutschen Buchhandel hervorbringen werden, und wie sich das Publikum, auf das zuletzt alles ankomme, dabei benehmen werde. Deshalb wäre es vielleicht für beide Teile ratsam, den Weg der Subskription einzuschlagen und nach Maßgabe der Subskribentenzahl das Honorar zu erhöhen oder herabzumindern. In der Tat war Cotta zu einer Sinnesänderung nicht zu bewegen; er erklärte aufs entschiedenste, daß die Rücksichten, die er sich und seiner Familie schuldig sei, ihm eine Überschreitung der fixierten Summe verbieten, zumal trotz der höchst schätzbaren Privilegien des Deutschen Bundes und des Kaisers von Österreich eine große Gefahr des Nachdruckes bestehe, indem man in der Schweiz, im Elsaß und in den Niederlanden immer mit außerordentlichem Vorteil eine schönere und wohlfeilere Ausgabe als die von ihm hergestellte veranstalten könne. Er kam bei dieser Gelegenheit auf die bisherige Ausgabe zu sprechen und zeigte in seinem Inventarienbuche, daß sie noch lange nicht ausverkauft sei, zum Teile sogar sehr bedeutende Reste noch vorhanden seien; er war indessen bereit, durch das Mittel der Subskription die Hand zur Erhöhung des Honorars zu bieten. Ferner meinte er, daß die Subskription gar mächtig gefördert würde, wenn man in der Ankündigung sagte, daß je größer die Subskription, desto größer auch der Vorteil sein würde, den die Familie des Dichters aus seinem literarischen Eigentum ziehen würde. Zugleich gab er zu bedenken, daß er für den Fall, als die Familie anderweitige Verbindlichkeiten eingehen sollte, das unbedingt erworbene Eigentumsrecht der bisher erschienenen Goetheschen Werke nicht aufgeben könne, weil es ein zu großer Nachteil für seine Familie sein würde. Auf das Urteil gemeinschaftlicher vertrauter Freunde gestützt, riet der Freund dem Altmeister, sich mit den festgesetzten Bedingungen zufrieden zu geben. Wenn unterdessen jedoch noch von anderer Seite günstigere Bedingungen gestellt werden, so ändere das allerdings die Sachlage, nur müßte dann um so schärfer auf die Zahlungsfähigkeit des neuen Verlegers gesehen werden, denn unparteiische Geschäftsmänner seien der Meinung, daß Cotta bei der

Summe, die er als festes Honorar zugesichert habe, noch große Gefahr laufe, da eine Auflage von zwanzigtausend Exemplaren zu vierzig Bänden und zum Preise von zwanzig Gulden nicht so leicht unterzubringen sei. Goethe zögerte, und der Verleger wurde empfindlich, Boisserée aber war wie früher Schiller unermüdlich im Vermitteln. Er faßte das Resultat seiner Bemühungen in den Worten zusammen: „Nachdem ich alles dieses wohl erwogen, schien mir, daß für die Ihrigen in dem Verhältnis mit Cotta kein weiterer Vorteil errungen werden kann, als wenn von beiden Seiten nachgegeben würde; von Ihrer Seite müßte auf die beschränkende Zeit verzichtet und bloß auf Ausgabe von einer gewissen Zahl kontrahiert werden, dann dürfte man Freund Cotta zumuten, alle durch Subskription gesicherten Exemplare nach demselben Maßstab, wie die ersten zwanzigtausend Exemplare, also jede zehntausend mit dreißigtausend Talern zu honorieren. Die nach der Subskription nötig werdenden Editionen, jede von zehntausend, aber nur nach einer näher zu bestimmenden Stufenfolge des Absatzes, in dem Verhältnis von zwanzigtausend Talern für die zehntausend. Durch diese Abänderung erhielte Ihre Familie, im Fall die Subskription auf vierzigtausend Exemplare stieg — statt der gewünschten hunderttausend — die Summe von hundertzwanzigtausend Talern. Cotta hingegen würde für diese Minderung das gewinnen, gegen den Nachteil bedeutender Reste gesichert und durch die Aussicht auf längeren Besitz des Verlags einigermaßen entschädigt zu werden. Ich habe die Gesinnung des Freundes hierüber etwas erforscht und glaube, besonders wenn der Zahlungstermin nicht zu kurz gestellt würde, daß er sich vielleicht dazu verstehen könnte."

Wir können Goethes Zaudern gar wohl nachfühlen und mitempfinden, wie schwer er zu einem festen Entschlusse kam, da er „den gesamten Schatz eines operosen Lebens einem Dritten übertragen und sich dessen gewissermaßen entäußern" sollte. Es ist ein goldenes Wort, daß der Verleger jederzeit genau weiß, was ihm und seiner Familie frommt, der Autor dagegen völlig im dunkeln ist, „denn wo sollte er in dem völlig gesetzlosen Zustande des deutschen Buchhandels Kenntnis nehmen, was darinnen Rechtens ist, was Herkommens und was nach sonstiger Konvenienz Buchhändler sich einander verzeihen und gegen die Autoren erlauben? Daher kommt es denn, daß der Verleger sich gar bald, auch in den wichtigsten Fällen, entschließt, der Autor hingegen schwanken und zaudern muß".

Erst nach und nach wurde man im Buchhandel die hohe Bedeutung des von dem Dichter geplanten Unternehmens gewahr und es erfolgten von zwanzig sichern Häusern Angebote von siebzig- und achtzigtausend Reichstalern unter Beibehaltung des Termins von zwölf Jahren. Gleichwohl war der Dichter vornehm genug, auf Zureden des Freundes dem alten Verleger nach einigen Modifikationen seines Vertragsvorschlages treu zu bleiben. Von seiner bewunderungswürdigen Vornehmheit zeugt auch die Ruhe, die er bewahrte, als Cotta für sich das Recht in Anspruch nahm, in die höheren Angebote anderer Verleger Einsicht zu nehmen. Ein unglaubliches Mißtrauen spricht sich darin aus. Mit wahrhaft olympischer Ruhe entgegnete Goethe: „Bin ich nun aber gewiß, daß Herr von Cotta in wahrer Neigung für meine Person und in Betracht eines alten geprüften Verhältnisses so viel getan, als er gegen sich und die Seinigen verantworten konnte; so geht aus dem Gesagten und aus dem Erfolg hervor, daß ich in gleicher Gesinnung jene lockenden Anträge standhaft abwies und das aus dem ganzen Geschäft sich entwickelnde Gute meinen Nach-

kommen zuwendete. Ich darf also kaum wiederholen, daß ich die Urheber, besonders dieses letzten Antrags, zu nennen nicht wagen darf; denn was sollten edle, schon durch Ablehnung ihrer wohlwollenden Vermittlung gekränkte Freunde wohl empfinden, wenn auf irgend eine Weise auch nur eine Andeutung transspirieren könnte, daß ich das im größten Vertrauen Behandelte nicht vollkommen bei mir verschlossen und versiegelt hätte. Über dieses und Verwandtes mehr erlauben Sie noch ein und das andere Wort. Die Hauptsache ist so glücklich gestellt, daß ich nun auch in dem ganzen Verhältnis nur Klarheit und Zufriedenheit wünschen kann." Dies wirkte, und die zarte Saite wurde nicht mehr berührt.

Als Honorar für sein opus super erogationis, wie er das Manuskript der Helena nannte, erbat sich Goethe ein Dutzend Exemplare des neuesten Faust. Der Verleger lohnte ihm diese Anspruchslosigkeit damit, daß er im Jahre 1828 die Unterhandlungen wegen der Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe nicht in einwandfreier Weise führte. Er schlug in einem Briefe an den Altmeister einen solchen Ton an, „daß man mit Ehren darauf nicht antworten kann". Der Verlag hatte ihm die an die Familie Schillers geleisteten Vorschüsse und Abschlagszahlungen verheimlicht und ihn dadurch in dem Irrtum gelassen, daß er ihr wegen des ganzen Betrages ihres Anteils am Honorar „verpflichtet und responsabel" sei. Er hielt daher das Manuskript des Briefwechsels zurück, bis er nicht sowohl sich als vielmehr die Familie des verewigten Freundes befriedigt wußte. Cotta war über diesen begreiflichen Akt der Vorsicht höchst indigniert, er gebärdete sich sehr unanständig und mußte sich doch zugleich eingestehen, daß er selbst durch jene Verheimlichung an der ganzen Verzögerung die Schuld trage. Auch bei dieser Gelegenheit feierte des Altmeisters Sophrosyne einen glänzenden Triumph. Er ließ keine Empfindlichkeiten aufkommen, konzipierte einen Vertragsvorschlag, der alle Teile zufrieden zu stellen geeignet war, und gab der zuversichtlichen Erwartung Ausdruck, daß die Korrespondenz künftig in einem schicklicheren Geschäftsstile geführt werden würde.

So war Goethe als Geschäftsmann, als Mann der Tat ein guter Geist, der mit klarem Bewußtsein das ungeschickt Verschobene wieder ins Gleiche brachte.

Dr. Bernh. Münz

Sarah Bernhardts Erinnerungen

Ich habe trotz allem den 450 eng gedruckte große Oktavseiten umfassenden Band (Mein Doppelleben. Memoiren von Sarah Bernhardt. Leipzig. Schulze & Ko. Geh. Mk. 10.—) hintereinander durchgelesen. Trotz allem. Trotzdem ich mir immer wiederholte, daß die erzählten Ereignisse reichlich dekorativ aufgeputzt seien, womit ich keineswegs die subjektive Wahrheitsliebe der Erzählerin anzweifeln möchte. Trotz des Unbehagens auch, das mir immer wieder die Selbstverständlichkeit verursachte, mit der diese Person sich in den Mittelpunkt aller Geschehnisse stellt. Das heißt, vielleicht liegt gerade in dieser Selbstverständlichkeit der höchste Reiz des Buches. Diese Selbstsucht ist naiv; so wenn sie sich über alle Widerwärtigkeiten einer im Feldzug 1871 unternommenen Reise aufhält, sich immer wieder wundert, nicht

als große Dame behandelt zu werden und nicht bedenkt, daß alle anderen ebenso leiden; oder wenn sie über die Schaulust und Sensationslust der Menschen eifert, die einer Hinrichtung beiwohnen, ohne zu bedenken, daß alle ihre Bemerkungen sich auch gegen sie selber, die viermal diesem schauerlichen Schauspiel beiwohnte, richten, wenn sie bei ihrer amerikanischen Gastspielfahrt darauf besteht, daß ihr Extrazug über eine unsichere Brücke geführt wird, und dann als Hauptsache ihre seelische Erregung schildert, die ihr der Gedanke an die vielen Menschenleben verursacht, die sie dabei gefährdet.

Dieses Buch ist ein Wirrsal von Launenhaftigkeit, Nervosität, aber auch verzehrender Tatkraft, edlem Instinkt, das einen unwiderstehlichen Zauber ausübt. Dieses Weib hat Rasse. Und wenn man vielleicht nicht sagen darf, daß es sich um eine große Frau handelt, so ist sie doch jedenfalls immer ungewöhnlich. Sie hatte auch die Ungewöhnlichkeit des Erlebens. Man mag ja etwas skeptisch lächeln, wenn sie sich geradezu als ein Opfer der Reklame — anderer hinstellt, obwohl man schließlich selber daran glaubt; denn unsere Zeit ist ja so sensationslüstern, daß sie eine so ungewöhnliche Erscheinung, die immer etwas nicht Vorzuahnendes tut, sich überhaupt rückhaltlos den Eingebungen des Augenblickes hingibt, förmlich umgiert und dann selber jede Kleinigkeit aufbauscht. Ein besonderer Reiz liegt auch darin, daß man immer das Gefühl hat, diese Frau folge rückhaltlos ihrem innersten Temperament, der Eingebung des Augenblickes, und dann doch die Erfahrung macht, daß alles, was sie tut, gleichzeitig das Ergebnis eines sehr scharfen Verstandes, einer angeborenen Klugheit sei. Auch ihre Kunst zeigt ja diese Mischung. Ihre Stimme klingt wie das biegsame Instrument einer ganz naiv sich auslebenden Seele. Dabei ist doch nicht zu leugnen, daß ihre Darbietungen die Aneinanderreihung von hundert erdachten, erklügelten, spitzfindig herausgeholten Einzelheiten sind, die dann doch wieder durch die Leidenschaftlichkeit des Temperaments zur Einheit zusammengeschmolzen werden. So war wohl die Sarah Bernhardt die erste modern nervöse Schauspielerin, und zwar noch auf jener glücklichen Grenzlinie, wo diese Nervosität noch gar nicht psychopathisch wirkt, sondern sehr fein kultivierte Reizbarkeit bleibt. Durch diese Reizbarkeit gewinnt auch alles, was sie erlebt, den Anflug des Abenteuerhaften. Hundertmal schwebt sie in Gefahren, hundertmal begegnet sie merkwürdigen, unheimlichen Menschen, und ihr eigenes Erleben häuft die merkwürdigsten Zufälle. Daneben findet sich eine Fülle scharfer Beobachtung und manche Bemerkung, die von einem guten Herzen zeugt.

Rasse und Erziehung mag viel zur Entwicklung dieser eigenartig fesselnden Persönlichkeit beigetragen haben. Über beides berichtet das Buch nicht gerade sehr klar. Daß Sarah Bernhardt einer jüdischen Familie entstammt, sollte man danach kaum meinen. Denn die meisten ihrer Verwandten, von denen die Rede ist, sind überzeugte Katholiken oder strenge Protestanten. Nur an einer späteren Stelle heißt es von der Großmutter, daß sie ebenso streng jüdisch war. Die Mutter, die Tanten, alle sind merkwürdig aufgeregte Leute, die alle sehr jung geheiratet hatten, so daß nun in Wünschen und Begierden zwei Generationen dicht nebeneinanderstehen. Die kleine Sarah muß ein rechtes Nervenbündel gewesen sein. Sie litt an furchtbaren Zornausbrüchen, und die Klosterfrauen von Grand-Champs müssen besonders gütig gewesen sein, daß sich der kleine widerspenstige Trotzkopf bei ihnen so wohl gefühlt hat, daß Sarah als junges Mädchen allen Ernstes daran dachte, selber den Nonnen-

schleier zu nehmen. Manche dieser Klostererlebnisse wären recht lustig, wenn nicht alles einen leichten Beigeschmack von Überspanntheit und Überreizung hätte. In diesem schmächtigen, überschlanken Körper wirkte eine unbändige Lebenslust. Man hat manchmal das Gefühl, als ob diese innere Lebendigkeit in dem allzu zerbrechlichen körperlichen Gefäße nicht recht Platz gehabt habe. Daher dann auch die stete Kränklichkeit; andererseits jene solchen Nervennaturen eigene Zähigkeit, die bei allen Ohnmachtsfällen und Schwächezuständen schließlich dauerhafter ist als mancher gesunde Körper. Als Sarah vierzehn Jahre alt war, wurde über ihre Zukunft beraten. Sie verlangte nach dem Kloster, ein Freund der Familie riet zur Theaterlaufbahn. Für die letztere entschied man sich im Familienrat, trotzdem das Kind bis dahin kaum ein Theater von innen gesehen hatte.

Die Erlebnisse am Konservatorium bringen viele gelungene Einzelheiten. Bezeichnend ist, wie sie gerade durch den Vortrag einer kleinen Fabel von La Fontaine die Aufnahme erreichte, während die meisten der Angemeldeten natürlich mit großen Monologen aus Dramen aufwarteten. Hier, wo sie über die Prüfungskommission berichtet, findet sich eine jener klugen Bemerkungen, die durch das ganze Buch hingestreut sind. Einer der Prüfenden hatte einen Witz über den verschüchterten Prüfling gemacht. „Ich fand es erbärmlich von diesen Leuten, vor diesem armen kleinen zitternden Wesen, das ihnen an Händen und Füßen gebunden ausgeliefert war, zu lachen. Ich fühlte, ohne mir es recht erklären zu können, eine leise Verachtung für dieses unbarmherzige Tribunal. Sehr oft habe ich seither an diese Prüfung gedacht, und ich habe mir Rechenschaft darüber abgelegt, daß gute, verständige und rücksichtsvolle Menschen minderwertiger werden, wenn sie sich zu Gruppen vereinigen. Das Gefühl der persönlichen Unverantwortlichkeit erweckt die schlechten Instinkte. Die guten Menschen treibt dabei die Furcht, durch Ernsthaftigkeit lächerlich zu wirken.“ Bei der steten Aufgeregtheit ihrer Natur sind zwei Eigenschaften für Sarah Bernhardt besonders wertvoll geworden. Einmal, daß jeglicher Widerstand ihre Kraft weckte; „quand même“ war ihr Leitspruch. Das andere war die ihr zeitlebens verbliebene Eigenschaft, zu jeder Zeit unter den scheinbar ungünstigsten Verhältnissen — schlafen zu können. Und zwar, wie sie versichert, eine ganz von ihrem Belieben abhängige Zeit lang.

Sie war von der Schule weg ans Théâtre-Français gekommen und stand als Sechzehnjährige am 1. September 1862 zum erstenmal auf der Bühne. Es war kein Erfolg, den sie als Iphigenie errang. Doch begegnete man ihr in der Kritik mit Wohlwollen, so daß sie wohl in dem altberühmten Theater langsam aufgerückt wäre. Ein heftiger Streit mit einer alten Schauspielerin führte aber rasch zum Austritt aus dem Théâtre-Français, und auch am Gymnase-Théâtre hielt sie es nicht lange aus, sondern brannte nach Spanien durch. Danach kam sie zur ersten bedeutenderen Wirksamkeit ans Odéon. Im „Vorübergehenden“ des bis dahin völlig unbekannten François Coppée gewann sie ihren ersten starken Erfolg. Diesen kleinen Einakter sollte sie dann auch vor Napoleon in den Tuilerien spielen. Sarah Bernhardt hat viel Sympathie für Kaiser Napoleon III., während sie an der Kaiserin, deren Schönheit sie sonst bewundert, die häßliche Stimme hervorhebt. Eine Feuersbrunst vernichtete ihren ganzen Besitz, so daß es ihr, deren Hausstand sich durch einen kleinen Sohn vermehrt hatte — von dessen Vater wird nicht gesprochen —, zugute kam, daß sie jetzt das von ihrem Vater für sie sichergestellte Vermögen

erhielt. Und zwar um so mehr, als sie ihre neuen Erfolge am Odéon nicht lange ausnützen konnte, da der Krieg ausbrach.

Sarah Bernhardt entwickelt ein sehr lebendiges Bild vom Leben in Paris während dieser Kriegszeit, zumal während der Belagerung. Sie hatte im Odéon-Theater ein Lazarett eingerichtet und widmete sich mit Hingebung dem Berufe der Krankenpflege. Daß manches in ihren Erzählungen etwas theatralisch aufgebauscht ist, soll uns nicht für die Tüchtigkeit blind machen, mit der sie in dieser Zeit ihre Tatkraft in den Dienst des Vaterlandes stellte. Einzelheiten wirken gelungen, so, wenn sie von der Kriegserklärung berichtet, daß sie die Wut der Pariser gegen Deutschland wohl begriff, „denn dieses Volk, die Deutschen, hatte uns ohne triftigen Grund herausgefordert". Sarah Bernhardts Angehörige hatten sich geflüchtet und waren geborgen im Lande der siegreichen Feinde. Im Februar unternahm es dann Sarah Bernhardt auch, nach Homburg zu fahren. Die elftägige Reise ist recht abenteuerlich verlaufen. Im allgemeinen stellt sie den deutschen Offizieren das Zeugnis aus, daß sie höflich und ritterlich gewesen seien: ebenso grob und ungeschliffen dagegen die Untergebenen, die Beamten und die Soldaten. Gerade in diesen Kapiteln wirkt es zuweilen recht komisch, wie Sarah Bernhardt alle die Mühseligkeiten einer derartigen Reise während des Krieges geradezu als persönliche Beleidigung auffaßt und sie dem verhaßten Feinde aufhalst. Sicher wäre hier manches noch gehässiger geschildert worden, wenn die Memoiren früher geschrieben worden wären. Aber inzwischen hat sich ja auch diese Künstlerin, die früher keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ihren Patriotismus etwas theatralisch einzukleiden, dazu bequemt, in Deutschland Ehren und Geld einzuheimsen. Nach ihrer merkwürdigen Auffassung über den Beginn des Krieges wundern wir uns nicht, wenn sie den Deutschen auch eine starke Beteiligung bei der Bewegung der Kommune zuschreibt.

Nach dem Abschluß des Friedens wurden die Theater wieder eröffnet. „Und das war eine allgemeine Erleichterung. Eines Morgens erhielt ich vom Odéon eine Aufforderung zu einer Probe. Ich schüttelte meine Haare, stampfte mit den Füßen und zog die Luft ein wie ein junges schnaubendes Pferd. Die Rennbahn wurde wieder geöffnet. Man sollte von neuem durch die Ziele galoppieren. Die Schranke war geöffnet. Der Kampf begann . . . Ich wartete auf das Ereignis, das mich zu einem Stern machen sollte. Ich konnte mir selbst nicht recht Rechenschaft ablegen, was ich erwartete; aber ich wußte, daß mein Messias kommen würde." Mit der Erstaufführung von Victor Hugos „Ruy Blas" am 26. Januar 1872 wurde ihr die Erfüllung zuteil. An dem Tage „zerriß der leichte Schleier, der meine Zukunft noch umhüllte; ich fühlte: du wirst und mußt berühmt werden. Bis zu jenem Tage war ich nur die kleine Fee der Studenten gewesen, jetzt wurde ich der erkorene Liebling des Publikums." Victor Hugo war damals gerade aus der Verbannung zurückgekommen. Sarah Bernhadt hatte bald Gelegenheit, sich von den Vorurteilen zu befreien, die ihr gegen ihn eingeredet worden waren. „Es war bezaubernd, das Ungeheuer, und so geistreich, so fein und galant: von einer Galanterie, die ehrt und nicht beleidigt. Und er war so gut gegen die Armen und immer in fröhlicher Stimmung. Er war gewiß nicht das Ideal der Eleganz; aber in seinen Bewegungen lag etwas so Maßvolles, in seiner Art und Weise zu sprechen etwas so Zartes, daß man an einen alten französischen Pair erinnert wurde. Er war lebhaft im Entgegnen und hielt an seinen einmal gemachten Be-

obachtungen, wenn auch mit angenehmer Ruhe, fest. Er sprach selbst schlecht Verse, aber er liebte es leidenschaftlich, sie von anderen gut sprechen zu hören."

Der große Erfolg, den Sarah Bernhardt als Königin in Ruy Blas errungen, bewirkte, daß das Théâtre-Français sie wieder für sich gewann. Zehn Jahre nach ihrem ersten Auftreten kehrte sie nun wieder an diese glänzendste Stätte französischer Schauspielkunst zurück. Sie gab sich keinen Täuschungen hin. „Meine erste Zugehörigkeit zur Comédie-Française hatte ein schlimmes Ende genommen. Ich wußte, daß ich in die Löwengrube kam." In der Tat herrschten auch an diesem vornehmen französischen Theater Kabalen, Rollenneid und Willkürlichkeiten der Direktion. Vor allen Dingen konnte der Tatendurst Sarah Bernhardts keine rechte Befriedigung finden. Man gab ihr keine neuen Rollen. Damals warf sie sich auf die Bildhauerei, hauptsächlich um sich auszutoben. Sie hat übrigens auf diesem Gebiete, wie auch als Malerin, ganz hübsche Erfolge gehabt; und wenn diese beim kaufenden Publikum wohl auch hauptsächlich darauf zurückzuführen sind, daß man ein Bildwerk gerade von der Tragödin haben wollte, so muß man doch auch vom rein künstlerischen Standpunkt aus zugeben, daß sie über den Dilettantismus hinausgekommen ist und vor allen Dingen durch außerordentlichen Fleiß auch eine beträchtliche Technik erworben hat. Beim Theater entwickelte sich inzwischen ein richtiger Kampf. Worauf sich dieser erstrecken kann, davon sei wenigstens ein für den Außenstehenden ergötzliches Beispiel angeführt. Es handelt sich dabei um einen Kampf um den — Mondschein. „Es war bei den letzten Proben zur ‚Sphinx' von Octave Feuillet. Der dritte Akt spielte in einer Waldlichtung. In der Mitte der Bühne erhob sich ein großer Fels, auf dem Blanche (Croizette) meinen Gatten Savigny (Delaunay) küßte. Ich (Bertha von Savigny) mußte über einen Steg kommen, der über einen Bach führte. Die ganze Lichtung war vom Monde bestrahlt. Die Croizette hatte eben ihre Szene gespielt. Ihr Kuß, eine kühne Neuerung für die damalige Comédie-Française, hatte Beifall entfesselt. (Wie weit ist man seitdem gegangen!) Da brach der Beifall plötzlich von neuem los . . . Darüber stummer Schreck auf einigen Gesichtern. Perrin (der Direktor) richtete sich entsetzt auf. Ich kam über die Brücke, das Gesicht blaß und vom Schmerz zerwühlt, mein Umhang war von meinen Schultern gesunken und schleifte, schlaff an meinem Arm hängend, am Boden; vom Mondlicht übergossen, machte ich, scheint es, einen ergreifenden und packenden Eindruck. Da rief eine näselnde, gellende Stimme: ‚Eine einmalige Mondbeleuchtung genügt! Für Fräulein Bernhardt keine Beleuchtung!' Ich stürmte vor auf die Bühne: ‚Verzeihung, Herr Perrin, aber Sie dürfen mir mein Mondlicht nicht nehmen! Im Manuskript steht: ‚Bertha kommt vor, blaß, zuckend, vom Mond beleuchtet.' Ich bin blaß, ich zucke, ich will mein Mondlicht!' ‚Das geht nicht!' brüllte Perrin. ‚Fräulein Croizettes Frage: Du liebst mich also? und ihr Kuß müssen vom Mond bestrahlt werden. Sie spielt die Sphinx, die Hauptrolle, sie muß also die Haupteffekte haben!' ‚Nun, so geben Sie Fräulein Croizette eine volle und mir eine schwache Mondbeleuchtung; das ist mir gleich, aber ich will mein Mondlicht!' Alle Künstler, alle Arbeiter steckten den Kopf durch die Spalten der Bühnendekoration. Die Croizettisten und Bernhardtisten erörterten den Fall. Octave Feuillet, seinerseits befragt, erhob sich und sagte: ‚Ich muß gestehen, daß Fräulein Croizette im Mondlicht sehr schön wirkt, und daß Fräulein Bernhardt in ihrem

Mondenstrahl ein idealer Anblick ist. Ich möchte also das Mondlicht für alle beide!'"

Der Kampf zog sich noch mehrere Tage hin, bis es schließlich zum Waffenstillstand kam, da der Mond in der Tat beiden leuchtete. Es ist übrigens nach Sarah Bernhardt bemerkenswert, daß beim Theater „die Männer viel mehr die Frauen beneiden, als die Frauen sich untereinander". Sie macht dabei eine recht beachtenswerte Bemerkung über die Schauspielkunst. „Meiner Meinung nach ist die dramatische Kunst eine zum wesentlichen Teile weibliche Kunst. Sein Gesicht schminken, seine wahren Gefühle verbergen, die Sucht zu gefallen und die Blicke auf sich zu lenken, sind das in der Tat nicht die Fehler, die man oft uns Frauen vorwirft und gegen die man bei uns sehr nachsichtig ist? Bei einem Manne wirken dieselben Fehler abstoßend. Und doch muß der Schauspieler so anziehend als möglich erscheinen, wäre es auch mit Hilfe von Schminke, falschem Bart und künstlerischer Frisur. Ist er Republikaner, so muß er gegebenenfalls die Grundsätze des Königtums mit Wärme und Überzeugung vertreten, und ist er Konservativer, die des Anarchismus, wenn es dem Dichter so beliebt. Am Théâtre-Français war damals der arme Maubant, der sich zur äußersten Linken der Radikalen rechnete; aber seine hohe Gestalt und sein schöner Kopf verurteilten ihn zu den Rollen der Könige, Kaiser und Tyrannen, und so hörte man auf den Proben in einem fort Karl den Großen oder Cäsar gegen die Tyrannen toben, die Eroberer verfluchen und die härtesten Strafen für sie fordern. Ich verfolgte diesen Kampf zwischen dem Menschen und dem Schauspieler mit großem Vergnügen. Vielleicht verleiht dem Schauspieler diese beständige Verleugnung seines Ichs ein weiblicheres Wesen. In jedem Falle ist der Schauspieler auf die Schauspielerin eifersüchtig. Seine männliche Ritterlichkeit ist vor dem Rampenlicht zu Ende."

Es kam beim Théâtre-Français zu keinem Frieden. Gewiß hatten die Mitglieder dieser Bühne recht, wenn sie mit dem exzentrischen Wesen ihrer Kollegin nicht einverstanden waren. Und wenn Sarah Bernhardt betont, daß ihr bei allen ihren Streichen niemals darum zu tun gewesen sei, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, sondern daß sie eben nur ihr Recht behauptete, nach ihrem Gefallen zu leben, so wird man es ihr glauben müssen, aber dabei doch der Meinung sein, daß sie es in der Tat recht toll getrieben hat. Jedenfalls paßt eine solche Natur nicht in ein sorgsam zusammengestelltes, wechselseitig fein abgetöntes Ensemble hinein. Und so entwickelte sich denn auch bei Sarah Bernhardt vor allem nach den großen Erfolgen, die sie beim Londoner Gastspiel der Comédie errungen hatte, bald das Verlangen, mit einer eigenen Truppe, deren allbeherrschender Stern sie sein konnte, ihr Glück zu versuchen. Sie löste also wieder ihre Beziehungen zum Théâtre-Français und unternahm dann jene von amerikanischen Impresarios geleitete sieben Monate lange Schauspielfahrt durch Amerika, durch die sie zur Weltberühmtheit wurde.

Auf diesen Rundfahrten trat sie in acht verschiedenen Rollen 156 mal auf. Es war eine wilde Hetzjagd nach Ruhm, Geld, gespickt mit Abenteuern aller Art, ein tolles Bild der nervösen Kunstbetätigung, wie sie seither von so vielen Schauspielern und Virtuosen geübt worden ist. Etwas Packendes behält das Ganze in jedem Fall. Und man begreift es, wenn in diesem Strudel alle ruhige Überlegung mit fortgerissen wird, versteht es, daß solchen Künstlern gerade dieses Leben schließlich die Höhe zu sein scheint. In jedem Fall gibt gerade dieser Abschnitt, den die Bernhardt sehr lebendig schildert, ein fesselndes Kultur-

bild unserer Tage. Mit dieser Amerikafahrt schließt der erste bisher allein erschienene Band dieses Erinnerungswerkes, das in der immer mehr anwachsenden Memoirenliteratur eine hervorstechende Stelle behauptet.

Hans Murbach



Das Gebet in der Literatur

Zu den Zeichen des wiedererwachenden religiösen Lebens gehört es, daß immer häufiger Nichttheologen zu Fragen des inneren Lebens mündlich und schriftlich das Wort ergreifen. Solche Zeugnisse haben ihren besonderen Wert. Sie sind nicht von vornherein in theologische Gedankengänge eingezwängt, sondern aus dem praktischen Bedürfnis und Leben hervorgegangen. Was ihnen an methodischer Behandlung des Stoffes mangelt, ersetzen sie reichlich durch Unmittelbarkeit der religiösen Empfindung. Sie weisen darauf hin, welche Fragen Geist und Gemüt unserer Laien, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, beschäftigen. In Riehls „Religiösen Studien eines Weltkindes" und Roschers, „Geistlichen Gedanken eines Nationalökonomen" haben wir z. B. zwei derartige Schriften von bleibendem Werte. Einen engeren Kreis hat sich ein leider ungenannt gebliebener Literarhistoriker gesetzt, der bei Steinkopf in Stuttgart Gedanken und Betrachtungen über das Gebet veröffentlicht. Kleine feine Skizzen, die ihren besonderen Reiz durch zahlreiche eingestreute Beispiele aus der Literatur erhalten. Es wäre in der Tat eine dankbare Aufgabe, einmal die Schöpfungen unserer Dichter daraufhin durchzusehen, wie sich in ihnen nicht nur allgemeine religiöse Gedanken, sondern auch bestimmte Einzelgebiete, z. B. die Welt des Gebetes abspielen. Es ist geradezu erstaunlich, wie intuitiv richtig der wahre Dichter das Gebetsleben erschaut. Unser Literarhistoriker weist hierfür besonders auf die lebenswahre Schilderung des Franz Moor in den Räubern hin, der in seiner Todesangst beten möchte und doch nicht beten kann. Man kann ihm den König im Hamlet an die Seite stellen, der kein Gebet fertig bekommt, obwohl „die Neigung dringend wie der Wille" ist. Verzweifelt bricht er ab:

> Die Worte fliegen auf, der Sinn hat keine Schwingen:
> Wort ohne Sinn kann nicht zum Himmel dringen.

Goethe hat im Faust ebenso lebenswahr die Art des Gebetes beobachtet und geschildert. An Gretchens Angstgebet: „Ach neige, du Schmerzensreiche" ist es bezeichnend, daß Anfang und Ende einander gleich sind. Darin drückt sich nicht nur ihre Herzensnot aus, sondern auch die Tatsache, daß sie mit ihrem Gebet nicht vorwärts gekommen ist. Noch geht als leiser, verborgener Grundton durch das ganze Gebet: Denn alles, was mich dazu trieb, war ach so gut, ach, war so lieb. Noch ist ihr Hauptwunsch: Hilf! rette mich vor Schmach und Tod! Also die Abwendung der äußeren Folgen des Fehltritts. Darum muß ihr Gebet unerhört bleiben. Erst als sie im Kerker mit dem Ruf: Heinrich, mir graut vor dir! sich von dem liebsten, was sie auf Erden hat, abwendet und sich dem Gerichte Gottes ergibt, erschallt die Stimme von oben: Sie ist gerettet! Ähnliche Beobachtungen ließen sich bei unsern Dichtern viele machen; vielleicht erzählt unser Literarhistoriker gelegentlich davon.

Chr. Rogge



Neue Bücher

O. Wittstock, „Der sechste Tag". Aus den Briefen einer sächsisch-siebenbürgischen Lehrerin. Verlag von Karl Curtius, Berlin 1907. Geb. 2,50 Mk.

Der sechste Tag — ist gekommen, der Tag der Menschenschöpfung, der Tag, wo unter dem Anhauch des göttlichen Geistes staubgeborene, erdenschwere Menschenseelen wiedergeboren werden zu selbständigen, freien Persönlichkeiten, denen dieser kurze Erdentag ein Arbeitstag ist, ein Tag heißer Arbeit an sich selbst, ein Tag hingebenden Dienens im selbsterwählten Beruf. Und zu diesem sechsten Tag, zu dieser inneren Wiedergeburt gelangt man nur, wenn man sich unter die Gewalt Jesu begibt, der nicht ein „bequemer Erlöser", nicht ein durch Himmelsweiten von uns getrennter Göttersohn ist, wie die Alten ihn schauten, sondern der große Menschheitsführer, der Lebenskämpfer und -überwinder, mit uns auf demselben Boden stehend und ringend mit den schweren Wirklichkeiten des Lebens. — Das ist der Grundgedanke des prächtigen Buches, das ein siebenbürgischer Pfarrer in der Form von „Briefen einer sächsisch-siebenbürgischen Lehrerin" uns darbietet. Ich muß gestehen, ich habe seit Jahren kein Buch gelesen, das mir, was Gedankenreichtum und geistvolle Beurteilung moderner religiöser und politischer Bewegungen anbetrifft, soviel gegeben hätte wie dies äußerlich so anspruchslos auftretende, auf alle Kunst der Darstellung verzichtende Büchlein.

Auf die darstellerische Form kommt es dem Verfasser auch offenbar gar nicht an, obgleich das Buch auch in dieser Beziehung glänzende, eindrucksvolle Stellen hat, z. B. die ergreifende Szene am Himmelfahrtstag, S. 100 ff., und die letzten Briefe der Sterbenden. Die vom Verfasser gewählte Form lose zusammenhängender Briefe und Tagebuchblätter läßt allerdings den äußeren Lebensgang der Heldin nicht scharf und klar genug hervortreten; auch nehmen die Gespräche mit dem Ostsee-Pfarrer zuweilen die Gestalt theologischer Vorträge an, die das Interesse des Lesers, wenigstens des nichttheologischen, vielleicht ermüden könnten. Aber um dieser theologischen Exkurse willen hat der Verfasser sein Buch auch gar nicht geschrieben. Er will in erster Linie Interesse erwecken für den inneren Entwicklungsgang, für den leidenschaftlichen inneren Kampf seiner Heldin um Selbständigkeit und Freiheit der Seele. Mit warmer Sympathie des Herzens und psychologisch feiner Einfühlung in das Ringen einer zwischen Mut und Verzagtheit, Entsagungskraft und Schwäche hin und her geworfenen Frauenseele zeigt der Verfasser, wie es für eine alleinstehende Frau auch unter entsagungsreichsten Verhältnissen und trotz körperlichem Leiden dennoch ein beglückenderes Los ist, einen Beruf zu haben, als ein inhaltloses, in Nichtigkeiten zerflatterndes Dasein zu führen. In diesem Nachweis, in der oft überraschend treffsicheren Beurteilung dessen, was des Lebens wahren Wert ausmacht, in der durch Leiden errungenen Lebensweisheit, die in dem Buche steckt, liegt sein Hauptreiz. Um dieses inneren Gehaltes willen möchte ich dem Buche trotz mancher Unklarheit in der Form doch recht viele Leser wünschen, vor allem auch unter Lehrern und Lehrerinnen. Freudige Begeisterung für den Beruf, der uns den stärksten Halt gibt gegenüber den inneren und äußeren Anfechtungen des Lebens, klingt durch die oft recht schwermütige Stimmung der Lehrerin immer wieder siegreich hindurch.

Im Vorwort erfahren wir, daß die Lehrerin erst vor kurzem als vollwertige Hilfskraft in den Dienst der sächsisch-siebenbürgischen Schule getreten

ist. Der Verfasser versetzt nun seine Heldin in eine Umgebung, in der sie mit besonders großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Die Schattenseiten und Fehler der sächsischen Bevölkerung, die dort in einem Dorfe am Fuße der Karpathen inmitten von Rumänen lebt, werden stark hervorgehoben. Doch handelt es sich bei dieser Schilderung offenbar nicht um eine generelle Darstellung des sächsischen Volkscharakters in seiner Gesamtheit, zumal an anderen Stellen die zähe, jahrhundertelang bewahrte Anhänglichkeit dieses versprengten deutschen Stammes an das Mutterland hervorgehoben wird. Sondern es handelt sich nur um einen Volksteil, der den zersetzenden Einflüssen einer fremdsprachlichen Umgebung besonders stark ausgesetzt ist. Der Verfasser ist stolz auf sein Volk, seine Lehrerin nennt sich selbst „eine rechte, echte, durch und durch nationale Sächsin", und ich meine, gerade durch das Lebensbild dieser tapferen, geistesstarken sächsischen Frau hat der Verfasser zugleich der Tüchtigkeit des ganzen Stammes das schönste Denkmal gesetzt.

Sehr interessant sind die Schlaglichter, die von den dortigen Kirchen- und Schulverhältnissen (vgl. die Revision durch den magyarischen Schulinspektor) auf unsre heimischen Schulkämpfe, auf den Kampf um den Unterricht in der Muttersprache in unsrer Ostmark und auf den Streit um die geistliche Schulaufsicht fallen.

Die ganze zweite Hälfte seines Buches verwendet der Verfasser dazu, zu zeigen, wie in der nach zehnjähriger aufreibender, gesegneter Wirksamkeit zusammengebrochenen Lehrerin unter dem Eindruck der Persönlichkeit Jesu eine innere Wiedergeburt, ein Sichhindurchringen zum Frieden zustande kommt. Ein theologisch freidenkender Pfarrer, den sie in einem Ostseebade kennen lernt, wird ihr ein Führer zu Jesus. Auch Leser, die nicht auf dem theologischen Standpunkt des Verfassers stehen, werden dem Eindruck sich nicht entziehen können, daß dieser Jesus, wie der Verfasser ihn schaut, und den er durch eine oft überraschend gelungene Übersetzung der evangelischen Geschichten in unsre heutige Welt uns nahebringt, suchenden Menschenseelen wirklich etwas zu sein vermag: der Erlöser und Befreier, der Schöpfer eines neuen, über das arme Erdendasein sich erhebenden göttlichen Lebens. Ein schöner Abglanz dieses neuen Lebens in Freiheit und Frieden liegt über den letzten ergreifend geschilderten Lebenstagen der Lehrerin, die bald nach ihrer Heimkehr in ihre siebenbürgische Heimat stirbt.

Das gedankenreiche Buch macht den Eindruck, als ob der Verfasser uns damit ein Stück seiner eigenen Seele gibt. Ich wünsche dem ernsten Buche viele ernste Leser.

Pastor Voigtel, Dallmin





Kunst und Gemüt

Von

Arthur Dobsky

> Kunst üben kann nur der Erkorne,
> Kunst lieben jeder Erdgeborne.
> Anast. Grün

Just im selben Moment, da ein kecker Impressionismus, ein noch kühnerer Neoimpressionismus und Pointillismus die Kunst nur noch nach Farbflecken einschätzt, im Augenblick, da fortschrittsbegeisterte Theaterreformatoren die Bühne der Tradition in ein Meer neuer Probleme und Reformen untertauchen, um sie gereinigt von konventioneller gemütvoller Romantik nur mehr als eine mehr oder minder nüchterne Improvisation neu erstehen zu lassen — von Kunst und Gemüt zu reden, mag beinah paradox klingen. Aber in einer Zeit, da die Nacht in Parodien auf den Tag schwelgt, kann ja beinahe nichts mehr ernsthaft überraschen. Und wenn auch heute bei einem großen Teile der Künstler die Parole lautet: Heraus mit dem gedanklichen Inhalt aus euren Gemälden, streicht und malt feste drauf los, macht die gewagtesten Farbenkunststückchen, nur laßt um Gottes willen nicht erkennen, daß ihr dabei etwas gedacht habt, so ist das ja, Gott sei Dank, nur eben die Parole eines Teiles und zwar eines kleinen, dem bei aller angenommenen Ernsthaftigkeit seines künstlerischen Bestrebens das Beste, der innere Halt, verloren gegangen ist. — Aber wie gesagt, was einzelne Gruppen als Losung auf ihr Panier geschrieben, wird ja noch lange nicht von der ganzen Künstlerschaft unterschrieben. Denn die größten unter ihnen, mögen sie auch noch so sehr eine neuartige — „moderne" Kunst kultivieren, der gefeiertsten einer der Gegenwart, Fritz von Uhde, sie sind ja noch alle dafür, daß ein Bild etwas enthalten muß. „Es muß etwas dabei sein, was die Leute innerlich packt, sonst kann man ja keinen Hund hinterm Ofen hervorholen mit seinen Bildern. Die Impressionisten suchten nur eine neue Formel, ich suchte so etwas wie Seele." Dieses schöne, in urkräftigen Worten abgefaßte Bekenntnis eines „Impressionisten", mögen wir es als eine deutsche Parallele zu des großen Engländers Frederic Watts präzisem Grundsatz „ich male Gedanken, nicht

Dinge" auffassen oder nicht, kann für uns ein Trost sein. Eine Vergewisserung dessen, daß wahrhaft große Künstler sich noch lange nicht darüber erhaben fühlen, ihre Kunst in den Dienst ihrer Empfindungen, ihrer Seele, zu stellen. —

Aber freilich, so schön die Künstlerworte auch klingen mögen, wir, der Kunst ernsthaft nachspürende Menschen, sind wir immer verpflichtet, sie als lautre, unverfälschte Wahrheitsdokumente anzusehen? Wohl nicht!

Mit diesem Zweifel setzten eigentlich meine Betrachtungen erst ein, die mir vor Wochen, Monaten das Thema „Kunst und Gemüt" aufgedrängt haben. Und kein wahrhaft großer Künstler wird sich ob dieses Zweifels und der daraus resultierenden Folgerungen entrüsten und voll heiligem Zorn durch die mehr oder minder dichte Schutzdecke seines Künstlerhauptes fahren. Nein — er wird ehrlich genug sein und bekennen, daß der Zusammenhang zwischen ihm und seinem Werke oft dünner ist als ein Seidenfaden, und am dünnsten da, wo er äußerlich am stärksten erscheint. Dem Laienauge natürlich. Daß es unmöglich ist, immer und in unumstößlicher Sicherheit einen in einem Gemälde in stereotype Form gebrachten Gedankengang mit dem ureigensten Empfinden des Künstlers in Einklang zu bringen.

Freilich es gibt Menschen, die darauf schwören, daß der Schöpfer eines Kunstwerkes im innersten seelischen Zusammenhang mit diesem steht, ja stehen muß. Aber das sind liebe, gute, leichtgläubige Menschen, die vergessen, daß dieser Zusammenhang logisch gar nicht begründet ist. Die die tausendmal nachgewiesene Tatsache verkennen, daß ein Künstler seinem Werke intellektuell ferner gestanden haben kann, als der fernstehendste Unbefangene, dessen geistige Regsamkeit ja weit größer sein kann, als die des Schöpfers.

Denn nicht immer deckt sich die Vorstellung unseres körperlichen Auges, das Schöne oder Schlechte, was wir sehen, mit der gleichzeitigen Regung unserer Seele. Und die ethische Schwere eines Kunstwerkes ist oft das Produkt leichtester Begriffe. — Wenn die Künstler, deren Werken eine oft unglaubliche Gedankenfülle entlockt wird, in denen der Laie erschütternde Dokumente einer bis zur höchsten Potenz gesteigerten Gemütstätigkeit erblickt, alles das vor dem Entstehen ihrer Bilder im Geiste verarbeitet haben sollten, was man ihnen mit bewundernswerter Freigebigkeit andichtet, wie schlimm müßte es manchmal um solch ein Kunstwerk aussehen, wollte man es auf seinen wirklichen Kunstwert prüfen. Auf den Wert, der tiefer geht, als daß er uns schöne Geschichtchen erzählt oder mit hochdramatischen Illusionen umgaukelt. Ich weiß, daß unter den großen bekannten Werken der Malerei, bei deren Nennen allein schon sich im Laien eine Menge mehr oder weniger bewegter Vorgänge abspielen, viele entstanden sind, ohne daß der Schöpfer sich der inhaltlichen Seite seines Werkes überhaupt recht bewußt wurde. Daß ihn wohl die Komposition, die Licht- und Schattenspiele, wohl Perspektive und Anatomie beschäftigten und ihm das weitaus wichtigste waren, und er das psychologische Moment

großmütig dem Laien herauszufinden überließ. Wobei natürlich zugestanden werden muß, daß ein Künstler uns durch die konsequente Kultur seines Talentes eben weit mehr imponieren kann als durch den stofflichen Umfang seiner Produkte und deren geistige Potenz. Das was über die Genesis eines Kunstwerkes in tausenderlei Variationen geschrieben und gesagt wurde, ist alles ganz schön und nett. Aber viel mehr als das ist es eben nicht. Der große bedeutungsvolle Vorgang, der geistige Prozeß, der sich im Inneren des Schaffenden abspielt, der aus wirren Vorstellungen, aus einer Fülle dramatischer — ideal sentimentaler oder frommgläubiger Gedanken, die feste Form, das Bild entstehen läßt, ist eben auch nur bis zu einem gewissen Grade da. Gewiß — so wie zu jeder vernünftigen Tätigkeit bestimmte Voraussetzungen nötig sind, die es erfordern, daß eine Tat überlegt sein will, so ist es auch durchaus anzunehmen, daß ein Künstler nicht ganz gedankenlos drauflosmalt. — Aber der wirkliche Maler, und sei er ein noch so gemütstiefer Mensch, wird immer zuerst sich mit dem „Wie" beschäftigen, mit der rein künstlerischen Seite, und in zweiter Linie erst mit dem „Was". Und wenn auch das „Was", der Vorwurf als zuerst festzulegend sich gebieterisch in den Vordergrund drängt — — es ist ja schnell abgetan. Das „Wie" aber nicht. —

Und denkt man daran, daß erwiesenermaßen inhaltlich ganz hervorragende Werke der Malerei oft das Gegenteil des ursprünglichen Gedankenentwurfes ihres Schöpfers darstellen, so haben wir ja den eklatanten Beweis, daß es keineswegs eine unumgängliche Notwendigkeit ist, im Kunstwerk das Spiegelbild der Künstlerseele zu erblicken, denn öfter als man meint, schlägt das malerische Problem das psychologische Moment zu Boden. — Freilich kommt auch der umgekehrte Fall vor. „Ich finde nicht die Spur von einem Geist und alles ist Dressur," wollte man die Faustischen Worte auf die Kunst anwenden — vielleicht — nein — es wäre hart —. Versuchen wir nur immer das Kunstwerk als das anzusehen, was es wirklich ist — was es sein will und soll —, so werden wir ja doch zum zufriedenstellenden Genuß kommen. Als Betrachtende, Genießende — als Laien dürfen wir ja auch die Flügel unserer Empfindung viel weiter spannen, als wenn wir der Kunst als Richter, Mäkler, Ausklügler gegenübertreten. —

Angesichts eines wogenden Kornfeldes, das reich gesegnet von Erde, Luft und Wasser uns wie der feierliche Moment eines elementaren Kraftausbruches der Natur anmutet, umschwängert von traulicher Sonntagsnachmittagsstimmung und dem reinen, würzigen Duft der heimatlichen Scholle, was fragen wir da noch nach Geist. Was fragen wir danach, was ein Künstler, der dies so herrlich darstellte, dabei gedacht, was kümmert uns seine Begeisterung. Wir empfinden — wir fühlen — wir, die Betrachtenden, Genießenden. —

Und fern vom wogenden Kornfeld ein gewaltiges Brausen, ein Hämmern und Tosen, ein Ächzen und Krachen gewaltiger Maschinen, die erschaffen von Menschenhand und Menschenkraft jeden Augenblick bereit

sind über dieselbe Menschenkraft zu triumphieren, wenn man sie nicht bewacht! Dazwischen schwitzende, keuchende Menschen — Männer — Genossen — Kollegen der Maschinen. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Ob du es mühsam der Erde abringst, ob du es im Verein mit tot-lebendigen Maschinen verdienst — es ist ja gleich. Das wogende Kornfeld, das Eisenwalzwerk — beide geben ja Lohn und Brot.

Und beide, wer habe sie nicht erkannt auch ohne „nähere Angaben", welche Unsummen von Empfindungen und Vorstellungen vermögen sie auszulösen. Das eben ist der Dienst, den nur der Künstler, das Kunstwerk tut. —

Wenn Joh. H. Wichern angesichts der antiken und christlichen Kunst in die Worte ausbricht: „Ich kann all die Herrlichkeit nicht sehen und genießen ohne ein Gefühl davon, daß die Frage nicht beantwortet ist, wie die Kunst zu solchem Grade der Vollendung kommen konnte, ohne zugleich eine Tochter oder doch eine Schwester der höheren sittlichen Weltanschauung zu sein, die allein die wahre Weihe verleiht," so wird man unter höchster Anerkennung der guten Meinung des kunstbegeisterten Missionsmannes ihm bedauernd erklären müssen, daß die Frage nie beantwortet werden kann. Die sittliche Weltanschauung hat mit dem Kunstwerk nichts zu tun, also auch nicht der Künstler mit ihr. Und wer mir über meine Behauptung zürnt, dem kann ich nicht helfen. Man beweise mir, daß der fromme Dominikanermönch Angelico da Fiesole bei all seinen schönen, von der Kunsthistorik hocheingeschätzten Darstellungen mehr empfand oder auf einer höheren Stufe sittlicher Weltanschauung gestanden hat, als der junge Engländer Gordon Craig mit seinen das Theater einfach über den Haufen stürzenden Reformideen. Sind wir schon großherzig genug, bei beiden ein Gefühl der inneren Bestimmung gelten zu lassen, im Prinzip gipfelt die Kunst des weihrauchumschwängerten Quattrocentisten genau da, wo auch die umstürzlerische Betätigung des Sohnes des 20. Jahrhunderts endigt — in der Sensation. Das Wort Sensation im guten Sinne zu verstehen. Jener sah, es liegt nichts näher als die Möglichkeit, sein Licht mit intensivster Kraft leuchten zu lassen, am ehesten in dem ihm zufällig vorgeschriebenen Kreise, der Kirche. Dieser, der Engländer in der ihm ebenfalls per Zufall überkommenen Sphäre der Bühne.

Ein anderer Beweis für die Haltlosigkeit jener den Geist, die Seele und ihr Produkt zusammenschmiedenden Doktrin: Ein Künstler findet ein Modell auf der Straße. Ein Weib — eine Dirne — eine Hetäre —, vor der „uns" anständig empfindenden Menschen graut. Aber schön ist sie. Er nimmt sie heim — das Vorrecht des Künstlers —, er berauscht sich an ihrer Schönheit — ihrem Wuchs — allem — und malt sie. Und nach wenigen Wochen — hat der geistige Prozeß, der sich in der Seele des Künstlers abspielte, aus der Hetäre eine „Madonna" erzeugt. Der Zweck ist erreicht, das Mittel mußte sich willenlos fügen. Ob hier ein Konnex zwischen Seele und Künstlerwerk besteht? Zu Ehren des Schaffenden sei

es glattweg verneint. Und wenn dem Mann vielleicht auch innerlich graute, das künstlerische Moment war ausschlaggebend, und die Moral — ein starkprozentiger Anteil des Gemütes mußte unterliegen. Freilich, man kann ja auch gerade hierin eine Stärke der Moral erblicken — wenn man nur will. — Das kommt eben auf die Auffassung an. — —

Wie interessant wäre es in diesen Tagen, wo ein eigenartiger Fund die Augen der gesamten Kunstwelt wieder von neuem auf das schönste Bildwerk, die Venus von Milo, lenkt, all die Forschungen, die nunmehr wieder in Fluß kommen werden, darauf auszudehnen: „Wen stellt diese Venus, dieses Ebenbild der Gottheit, vor? Wes Geisteskind mag dieses Mädchen gewesen sein, das die Hand eines begnadeten Menschen zu solcher Tat anregte? Ich weiß es, die Forschung wird hier elend zum Teufel gehen. Und wenn der eine uns glauben machen will, daß dieses heute als Inbegriff aller Schönheit vergötterte Bild unbedingt die Züge einer hochedlen auf höchster sittlicher Weltanschauung stehenden Frau tragen muß, die wir gleichsam als eine zusammengeschmolzene Personifizierung edelster Schönheit des Körpers und der Seele anzusehen haben — können wir unbedingt den andern einen Narren schelten, der uns das Gegenteil erzählt? Nein! Wir können's nicht.

Und können wir für die geistigen Qualitäten eines äußerlich höchst christlich dreinschauenden Menschen bürgen, der während seines ganzen Lebens dem Kultus der Kirche diente? Auch nicht. —

Erwägt man nun noch, daß analog dem Maler es auch Dichter gab, deren Werke keineswegs immer in innerem Zusammenhange mit ihrem eigenen Gefühlsleben standen, so sind wir wohl bald auf dem Standpunkt der effektiven Trennung des Kunstwerkes von der Person des Schöpfers angelangt. Mir wurde einmal von solch einem Dichter erzählt. Ob sein Name je in einer Literaturgeschichte verzeichnet war, ich weiß es nicht, es spielt auch keine Rolle. Er war ja kein großer Dichter — aber er war einer. Der ausgezeichnete Literarhistoriker Adolf Stern kannte den Mann. Begabt mit einer formvollendeten, tiefempfindenden Dichtersprache, die die edelsten Regungen in die erhebendsten Worte zu kleiden fähig war, so kam dieser Mann aus irgend welchem Grunde ins Gefängnis. Eben noch, je nach Stimmung und Laune, war er Dichter, begeisterte und entzückte seine Genossen — und dann wieder, schlug die Stimmung um, wurde er zum widerlichsten, rohesten Patron, vor dem selbst die an nichts Gutes gewöhnten Gefängnisbrüder Grauen und Ekel empfanden, so daß sie schließlich um seine Entfernung aus ihrem Abteil baten.

Ein tieftraurig Lied von der Menschenseele. — Kunst und Gemüt. So losgelöst voneinander! —

Wenn ich jetzt vielleicht mit meinen Ausführungen mir den Zorn manches Lesers zugezogen habe, wenn ich vielleicht mit unbeabsichtigter Kaltblütigkeit Illusionen zerstört habe, jene Illusionen, die hinter einem schönen Werke auch eine schöne Seele sahen — so verzeihe man mir. Auch ich habe

schon Menschen mit sehr bescheidenen Gaben erfreut, begeistert, wo ich selbst gar nichts empfunden, auch ich habe Großes, Schönes versucht und Lachen — und Verständnislosigkeit gefunden.

Nicht nur der Künstler — nein der Mensch im allgemeinen erreicht ja oft das Gegenteil von dem, was er gewollt.

Und wenn ich ehrlich genug bin zu gestehen, daß mich — natürlich rein gegenständlich betrachtet — kein Bild so kalt gelassen hat, wie Raffaels Sixtinische Madonna, die ich allerdings, vielleicht zu oft — allzu oft — gesehen habe, so wird man mich keinen gefühlsrohen Menschen nennen können.

Dafür aber habe ich so auf meinen Museumsgängen gar manches entdeckt, was abseits hing — fast verborgen, kaum beachtet — was mir so viel gegeben hat. So viel. Wo ich mich nicht lange erst mußte auf meine auf der Basis des zwanzigsten Jahrhunderts ruhende Weltanschauung besinnen.

Das brauche ich auch nicht erst, wenn ich in meiner Erinnerung eine Ausstellung von Bildern Vincent v. Goghs erstehen lasse, die ich mit dem Gefühl verlassen habe, als seien Peitschenhiebe auf mich herniedergesaust. Ein von mir trotz prinzipieller Gegensätze hochgeschätzter Kunstschriftsteller behauptet, es sei unmöglich, den Reichtum an künstlerischen Werten, den das Oeuvre v. Goghs enthält, mit Worten zu gestalten. Vincent v. Gogh wurde verrückt, besagter Kunstschreiber hat alle Aussicht, es zu werden, und mir ist es ziemlich sicher — weil ich nicht verstehe, was der erste malt und der zweite schreibt. Für mich ein erdrückendes Dokument geistiger Armut. Aber ich kann es nicht ändern. „Die Impressionisten suchten nur eine neue Formel, ich suchte so etwas wie Seele." Diese Worte Uhdes klingen mir immer in den Ohren — und der Mann, der sie sprach, steht vor meinem geistigen Auge. Man spricht sogar schon von mißverstandenem „Vangoghismus". Also schon ein festgeprägter Begriff, eine Formel! Für eine Kunst, die so bejammernswert leer und elend war, daß man den, der sie übte, bedauern muß, daß er nicht schon Hand an sich legte, ehe er zum ersten Male einen Pinsel ergriff. Wenn noch zehn Van Goghs erständen — man müßte die Kunst als Pest bezeichnen.

Aber friedlich, wie sie begonnen, so soll diese Betrachtung auch schließen. —

Die Gesetze, die Jahrhunderte für die Kunst gegolten haben, werden vom 20. Jahrhundert nicht einfach ungültig gemacht. Und das oberste Gesetz für die Kunst heißt „Schönheit".

Schönheit, an der sich der Künstler, der Beschauer, der Mensch erfreut. Und die Freude ist ja doch schließlich immer der schönste Teil unseres Gemüts- und Seelenlebens. Und wie die Freude am Schönen niemals zu trennen sein wird von uns, so wird auch die Kunst — trotz allen Widerspruches, trotz Pointillismus und Vangoghismus — niemals zu trennen sein — vom Gemüte.



Religiöse Bilder

Wir haben im Oktoberheft dieses Jahrgangs eine verkleinerte Nachbildung nach dem „Jüngling zu Nain" von Albert Haueisen gebracht. Inzwischen ist dieses Bild gleichzeitig mit zwei andern religiösen Blättern desselben Künstlers als große (100 × 70 cm) farbige Lithographie im Verlage von R. Voigtländer in Leipzig erschienen (Preis je 6 Mk.). In dieser Größe wirkt das Bild mit geradezu ungeheurer Wucht. Die großartige Einfachheit in Aufbau und Linienführung, die elementare Charakteristik, die doch auch die weichen Gefühlstöne nicht unterdrückt, erheben dieses Werk in die Reihe des Großartigsten, was die deutsche religiöse Kunst seit Jahrzehnten geschaffen hat. Immer wieder muß man dabei an Mantegna denken, und doch ist das Ganze so urdeutsch.

Von ausgesprochen persönlicher Eigenart ist auch der „Sturm auf dem Meere". Der Künstler läßt uns hier die Gefährlichkeit des Augenblickes mitfühlen. Es sind wirklich verängstigte Männer, die in dem Kahn sitzen. Für den ersten Augenblick überraschend ist der Ausdruck im Gesichte Christi. Christus ist gerade von den geängstigten Jüngern aufgeweckt. Ihr Schrei: „Wir gehen zugrunde" gellt ihm noch in den Ohren. Sich wie mühsam aus schwerer Ermüdung aufrichtend, stützt er mit dem einen Arm sich noch auf die harte Lagerstatt und wendet das Antlitz gegen die erregten Wogen. Und da muß man sich des biblischen Berichtes erinnern, daß er diese Wogen „bedräuete" (comminatus est bzw. increpavit der Vulgata). Ich habe mich schon in frühen Jahren immer an diesem Worte gestoßen. Warum schilt Jesus gegen die See? Warum bedroht er oder bedräut er den Sturm, bevor er die Wogen beruhigt? Ist es, um sie zur Ruhe zu weisen? Ich habe mich bei der Stelle niemals der Erinnerung an das „Quos ego!", das der erzürnte Neptun seinen Untertanen zuschleudert, entschlagen können, obwohl sonst jede Parallele fehlt. Denn eher gewährt dieser kleine Zug vielleicht einen tiefen Einblick in den damaligen Seelenzustand Jesu. Es liegen unmittelbar zuvor in der Bibel zwei sehr strenge Worte: „Folge du mir, und lasset die Toten ihre Toten begraben", ruft er dem einen Jünger zu, der Urlaub heischt, um seinen verstorbenen Vater zu beerdigen. Und jenen anderen, die ihm sagten: „Deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen dich sehen", antwortete er: „Meine Mutter und Brüder sind diese, die Gottes Wort hören und tun". Das ist ja von wunderbarer Trosteskraft für jene, die ihm folgen, bezeugt aber ein hartes und schweres Sich-losreißen von allen Fesseln irdischer Natur. War ihm das Gewoge des aufgepeitschten Meeres ein Sinnbild der eigenen Kämpfe? War es das Zürnen gegen die Natur, die die ihr Unterworfenen nicht einmal ruhen läßt, wenn sie ermüdet sind von schwerem seelischen und geistigen Schaffen, und sich durch die Rast zu neuer Arbeit stärken wollen? Ich weiß nicht, wie die berufsmäßige Bibelexegese diese Stelle deutet. Jedenfalls zeugt es für den tiefen innerlichen Ernst des Künstlers, wie er in der Gestalt Christi von diesem Kampf spricht.

Das dritte Bild trägt mehr idyllischen Charakter und zeigt uns das Auseinandergehen von „Abraham und Lot", für deren große Herden das besetzte Land nicht mehr ausreicht. Hier scheint mir in den Gestalten der beiden Männer der Altersunterschied nicht genug betont zu sein, denn Lot war doch Abrahams Neffe. Ich mache eindringlich alle Freunde religiöser Kunst auf

die drei Blätter aufmerksam, die auch in hohem Maße zum Wandschmuck für Schulen und Vereinszimmer geeignet sind. —

In diesem Zusammenhang sei noch auf einige andere Veröffentlichungen hingewiesen. Der Verlag von Hans Kohler & Co. in München bringt eine Sammlung von Karten in den Handel unter dem Titel: „Die Heilige Schrift in Bildern". Nach Originalentwürfen von Robert Leinweber. Es sind zehn Serien zu je zwölf Bildern beabsichtigt, von denen die zwei ersten „Aus der Urgeschichte und der Zeit der Erzväter" und „Aus der Zeit Josephs und Moses" mir vorliegen. (Je Mk. 1.50.) Ich kann nicht verhehlen, daß mir die Verwendung biblischer Bilder zu Ansichtskarten nicht gerade geschmackvoll vorkommt. Allerdings ist wenigstens die ganze Fläche der Karte für das Bild ausgenutzt, so daß der weiße Papierausschnitt zum Schreiben, der früher alle Bildwirkung solcher Karten zerstörte, vermieden ist. Davon abgesehen aber würden die Bilder bei einer Wiedergabe in größerem Format sicher wesentlich gewonnen haben. Denn des Künstlers eigentliche Begabung liegt in der Komposition des Historienbildes; das innerlich Religiöse geht ihm dagegen ab. Er mag aus der Pilotyschule, vielleicht auf dem Umwege über Löfftz oder Gysis stammen. Die starke Farbigkeit, die ganze Art der Behandlung des Hintergrundes streift häufig das Theater. Beim Druck wirkt vor allen Dingen ein grelles Weiß, das vielfach zur Erhöhung verwendet wird, störend und hart. Übrigens ist die zweite Serie in jeder Hinsicht ansprechender, als die erste, und manche der Bilder sind zweifellos bedeutende künstlerische Leistungen. So aus der ersten Serie „Der Sintflut Ende" und „Josephs Verkauf". Bei dem sonst sehr charakteristischen „Isaak segnet Jakob" stört mich das bläuliche Theaterlicht. In der zweiten Abteilung regt sich kaum gegen ein Bild Widerspruch. Prächtig in der Farbe und der Bewegung ist „Joseph gibt sich seinen Brüdern zu erkennen". Dann aber ist vor allen Dingen in Massenszenen wie „Israel zieht nach Ägypten", „Israels Dienstbarkeit in Ägypten" und „Moses schlägt Wasser aus dem Felsen" in Anbetracht des knappen Raumes ganz Hervorragendes geleistet. Ich würde es sehr begrüßen, wenn neben dieser Postkartenausgabe eine wenigstens doppelt so große in einem schönen Sammelbande veranstaltet würde. Dann könnte auch der Begleittext mehr geben als diese kümmerlichen Andeutungen, die jetzt auf einem besonderen Blatte beigegeben sind.

Zwanglos schließen sich hier an: „Bilder aus dem heiligen Lande", nach Aquarellen von F. Perlberg (C. Andelfinder & Cie., München. 2 Mk.). Das Büchlein, das dreißig Ansichten vereinigt, wird beim Unterricht in der biblischen Geschichte gute Dienste leisten können, auch sonst wohl vielfach Teilnahme finden. Ein eigentlich persönliches Gepräge tragen die Bilder kaum und farbige Photographien nach der Natur hätten wohl denselben Dienst geleistet. Warum hier nicht ein kurzes Begleitwort gegeben wird, ist mir unverständlich; das hätte sich doch so schön machen lassen und würde den Reiz der Veröffentlichung sehr erhöhen.

Gerade um des ganz eigenartigen und hier geradezu musterhaften Textes willen weise ich auf ein Bilderbuch hin: „Vom göttlichen Heiland" (München, Allgemeine Verlagsgesellschaft, geb. 4 Mk.). Die Bilder dieses Werkes sind dem Kunstfreunde nicht neu; sie entstammen dem auch an dieser Stelle seinerzeit warm empfohlenen „Leben Jesu" von Philipp Schumacher. Auf sehr geschickte Weise sind hier die siebzehn farbigen Tafeln

von den im Original durch das Breitformat gebotenen Rahmungen losgelöst worden, so daß man nirgendwo die Abtrennung merkt. Ebensogut machen sich die Schwarzdrucke der einst farbig gegebenen Randleisten. Schumachers Bilder sind, wie seinerzeit hervorgehoben wurde, ohne irgendwie neuerungssüchtig zu sein, doch frei von aller Schablone in der Komposition, weil sie wahrhaft empfunden sind. Dann sind sie von einem tief gläubigen Gemüt geschaffen, was sich besonders in den gewählten Symbolen sinnig ausspricht. Es ist nun sehr zu begrüßen, daß man aus jener großen Veröffentlichung dieses Buch für die Jugend geschaffen hat, und gerade in dieser Hinsicht ist der Text von Franz Xaver Thalhofer geradezu meisterhaft. Dieser auch sonst auf dem Gebiete der Jugendliteratur durchaus eigene Wege gehende Mann verzichtet auf die herkömmliche Erzählung des Lebensganges Jesu. Durch innige Betrachtung der Bilder gewinnt er vielmehr eine ganz eindringliche Beschäftigung mit diesem Leben, die zumal in psychologischer Hinsicht viel tiefer geht als das, was man sonst Kindern als biblische Geschichte zu geben pflegt. Er frägt sich mit den Kindern: warum hat der Künstler das so und so dargestellt? Was will er damit sagen? So gewinnt er geistige Ausblicke und lehrt gleichzeitig seine Zuhörer Bilder sehen. Auf diese Weise vermag das schöne Buch in zwiefacher Richtung segensreich zu wirken. Der Text ist so gehalten, daß ein zehnjähriges Kind sehr gut allein damit fertig wird. Besonders erfreulich aber wäre es, wenn Väter und Mütter gemeinsam mit ihren Kindern sich in das Buch versenken würden; denn, weiß Gott, den Alten tut das Sehen-lernen oft mehr not, als den Jungen. St.



Bismarck und Lenbach

So wie es geradezu als Pflicht erschien, daß an der Spitze dieses Heftes, zehn Jahre nach Bismarcks Tod, das Bildnis des Gewaltigen stehen mußte, so verstand es sich von selbst, daß dieses Bildnis von der Hand Lenbachs stammen müßte. Kaum in einem zweiten Falle — denn Rembrandt als Maler seiner selbst kann man nicht nennen — gehören ein großer Mann und sein Darsteller so zusammen, wie im Falle Bismarck-Lenbach. Die Zahl der Bildnisse, die Lenbach von seinem Helden geschaffen, ist kaum übersehbar. Das von uns vorgeführte hat neben seinen hohen künstlerischen Eigenschaften den Vorzug, vielen Lesern sicher ganz neu zu sein.

Lenbach hat es, wie ja auf dem Blatte selbst zu lesen, seinem lieben Freunde W. Wyl (d. i. Dr. Wilhelm Ritter von Wymetal) zugeeignet. In den „Gesprächen und Erinnerungen", die aus Wyls Nachlaß unter dem Titel „Franz v. Lenbach" bei der deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen sind, wurde dieses Bild zum erstenmal veröffentlicht.

Dieses Buch, das um der außerordentlich lebendigen Schilderung v. Lenbachs Leben und Meinungen weiteste Verbreitung verdient, bringt auch manche Bemerkungen des Künstlers über sein Verhältnis zu Bismarck, die in der jetzigen Gedenkstimmung besonders willkommen sein dürften.

Lenbach ließ sich durch seine Begeisterung für den Fürsten nicht darüber täuschen, daß zwischen ihnen nicht das bestehe, was man im gewöhnlichen Leben „ein freundschaftliches Verhältnis" zu nennen pflegt.

„Er umarmt und küßt mich zwar, wenn ich ankomme oder abreise, und ich lebe wie das Kind im Hause, was daher kommt, daß ich mit allen Mitgliedern der Familie befreundet bin. Was aber den Fürsten anbelangt, so beschränkt sich sein Verhältnis zu mir darauf, daß ich nach seiner Ansicht gerade kein Dummkopf und diskret bin, ihn auch sonst in keiner Weise geniere. Für meine Art und die Bilder, die ich produziere, interessiert er sich nicht im mindesten, richtet auch kaum jemals eine Frage an mich, während ich, wenn das anginge, ihn ohne Unterlaß ausfragen und ihm Tag und Nacht zuhören könnte. Denn er ist mir interessanter als irgend etwas auf der Welt, so wie mich Shakespeare mehr interessiert als ganz England, und Rembrandt mehr als ganz Holland. Obwohl ich sonst ein ziemlich schlimmes Raubtier bin, fühle ich mich in seiner Nähe wie ein Kaninchen. Oder um ein andres Bild zu brauchen: er ist eben wie glühendes Eisen gegen Eis, man fühlt sich neben ihm zerfließen." — — — „Freunde im gewöhnlichen Sinn hat Bismarck meiner Ansicht nach überhaupt nicht, und ich glaube nicht, daß Männer von solcher Größe je dergleichen gehabt haben. Er haust sozusagen in sich; er erlebt sich, er blickt gedankenvoll zurück auf die ungeheure Summe seines Lebens. Sein Gehirn arbeitet unablässig, so daß ich ihn einmal fragte, ob diese ewige Arbeit seines Kopfes ihm nicht Beschwerden verursache. Darauf sagte er: ‚Allerdings, ich kann manchmal deshalb nicht schlafen.' Bismarck ist einsam, er kümmert sich nicht viel um das, was um ihn vorgeht, seine Gespräche sind mehr Monologe als sonst etwas. Dabei übt er doch auf alle, die ihm nahe kommen, einen wahrhaft unsäglichen Zauber aus. So z. B. war einmal Wilbrandt mit seinem Sohne bei ihm zum Essen, und die beiden blieben dann auch den Abend über, bis der Zug nach Hamburg wieder weiterging. Auf dem Bahnhofe kamen beiden die Tränen, so waren sie ergriffen.

„Bismarck hat jetzt eine milde Würde, die er früher nicht hatte. Das ist auch das einzige Zeichen hohen Alters, das sich an ihm entdecken läßt, denn sonst sind seine Sinne, besonders Gehör und Gesicht, ausgezeichnet, und er geht kerzengerade einher. Ich bin, wie ich Ihnen schon gesagt habe, wie das Kind im Hause; das ist viel und ist wenig. Ich gehöre eben zu denen, um die der Fürst sich nicht zu kümmern und vor denen er sich nicht zu genieren braucht. Ja, wenn ich ein großer Politiker wäre, ein alter Diplomat, ein Parteiführer, das wäre etwas andres, da gäbe es direkte Berührungspunkte zwischen uns. Man muß ihm etwas zu bieten haben, damit er sich mit einem beschäftige. Meine Kunst interessiert ihn, wie ich Ihnen wiederholt gesagt, nicht im geringsten. Er hat keine Freunde im gewöhnlichen Sinn: er nimmt die Menschen für das, was sie ihm bieten, ist aber gegen alle freundlich, gut und leutselig."

„Er macht nicht den Eindruck eines abnormen Menschen, sondern einfach den der Spitze der Gescheitheit."

Im übrigen teilt Lenbach mit, daß Bismarck für Bilder, die von ihm gemacht wurden, nicht die geringste Teilnahme übrig hatte. „Wäre er nie gemalt, modelliert oder photographiert worden, so würde er in dieser Hinsicht nicht das geringste Bedürfnis empfinden. In dieser Beziehung war Moltke sein vollständiges Gegenteil."

Ein wahres Glück, daß Lenbach so unaufdringlich mit den Augen, dem Geiste und dem Herzen den Riesen zu betrachten wußte und späteren Zeiten so wenigstens wahrhaft treue Bildnisse des Herrlichen erhalten blieben.



Neue Bücher und Bilder

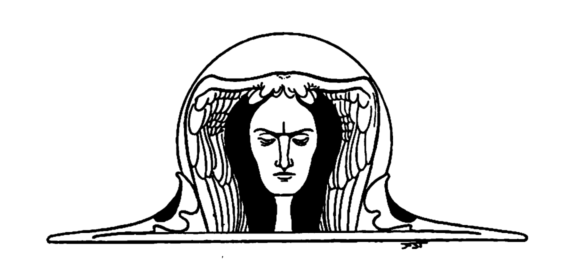
Ein großartiges Prachtwerk veröffentlicht der Kunstverlag von Franz Hanfstaengl in München. Nachdem die Neuaufnahmen beendigt sind, beginnt jetzt in vierzehn Lieferungen zu je sechs Blatt zum Subskriptionspreise von je 50 Mark die „Gemäldegalerie des Prado in Madrid“ zu erscheinen. Es werden hier also 84 Photogravüren (62 : 79 cm Blattgröße) die Hauptwerke dieses herrlichen Museums vereinigen. Velasquez beherrscht natürlich die Sammlung. Von diesem großartigsten „Hofmaler“ aller Zeiten hat Philipp IV. ja eine sonst von der ganzen Welt nicht wieder aufzubringende Masse von Werken vereinigt. Neben ihm tritt Tizian besonders hervor, dann Raffael, Murillo und Goya; auch Dürer ist gut vertreten. Dieses herrliche Werk wird ja natürlich nur ganz wenigen zugänglich sein. Wir gewöhnlichen Sterblichen wollen es dankbar begrüßen, daß 560 Werke des Pradomuseums von Hanfstaengl dann auch in die Sammlung seiner Galeriepublikationen aufgenommen worden sind, so daß sie also hier in den bekannten guten Pigmentdrucken für eine Mark das Blatt zu haben sind. Da wird mancher Kunstfreund gern die Gelegenheit benutzen, seine Schätze mit Hilfe dieser ausgezeichneten Aufnahmen zu bereichern.

Vielen Beifall haben mit Recht sodann die farbigen Aquarelldrucke Hanfstaengls gefunden, von denen jetzt dreißig zum Preise von je 4 Mark erschienen sind. Ich habe schon im letzten Jahrgange empfehlend auf diese ausgezeichneten farbigen Wiedergaben hingewiesen. Auch jetzt liegen mir wieder sechs Blätter vor, die alle vortrefflich reproduziert sind, während ich mich nicht für alle Bilder an sich erwärmen kann. So hebe ich nur drei der Blätter hervor. „Der lachende Kavalier“ von Franz Hals zeigt vielleicht am deutlichsten die hervorragende Arbeit dieser Reproduktionstechnik. Wie die vom Maler mit echt holländischer Peinlichkeit dargestellten Spitzen und die Stickerei auf dem Wams hier in der Wiedergabe herausgekommen sind, ist schlechthin meisterhaft. Hermann Kaulbachs „Madonna“ wäre mir noch viel lieber, wenn der Heiligenschein fehlte. Die Erhöhung jeder Mutter mit ihrem Kinde zur Madonna ist ein seelischer Vorgang, den ein tiefes Empfinden gern mitmacht. Die realistische Darstellung der Mutter Jesu kann, wie Uhdes Bilder zeigen, tief ergreifen. Aber Uhde hat auch in glücklichster Weise den Heiligenschein als Lichtwirkung benutzt, beziehungsweise ihn aus natürlichen Lichtquellen entstehen lassen. Die Vermengung dagegen von rein sakraler Darstellung mit realer Auffassung hinterläßt für mein Gefühl immer einen inneren Widerspruch. Voll echten Behagens endlich ist das Bild „Bekränzt mit Laub den liebevollen Becher“ von H. G. Jentsch. Sie wußten zu leben in der Biedermeierzeit. Solche Hausmusik im Spiel zu dreien, die nicht mehr ganz vollen Becher daneben, war ein köstlicher Besitz, den uns wieder zu eigen zu machen wir uns alle Mühe geben sollten.

Den künstlerischen Farbendruck in echt volkstümlicher Weise ausgenutzt zu haben, ist das Verdienst des Verlages E. A. Seemann, Leipzig. Nimmt man seine verschiedenen Illustrationswerke zusammen, so besitzen wir heute ein im Grunde ausreichendes farbiges Bildermaterial für die Geschichte der älteren und der zeitgenössischen Malerei. Die Seemannschen Farbendrucke sind ja allgemein bekannt. Was mit dem Vierfarbendruck zu erreichen ist, ist hier gegeben. Ein besonderer Vorzug dieser Veröffentlichung ist die Art, wie die

Anleitung, in ein Bild hineinzusehen, neben das Bild tritt. Dieses selbst tritt ungestört von allem Beiwerk, leicht auf eine in der Farbe möglichst ruhig gehaltene Pappe geheftet, vor uns. Auf einem Blatte für sich spricht dann irgend ein Fachmann über den Künstler und das Bild. So ist für jedes gesorgt; für das völlig selbständige Sich-einsehen und für die Belehrung. Daß Seemann dann in den neueren Verlagswerken ihr Erscheinen in Lieferungen immer dazu ausnutzt, wertvolle Aufsätze allgemein kunstgeschichtlicher oder kunsttheoretischer Art beizulegen, verdient um so höhere Anerkennung, als diese Werke an sich sehr billig sind. Zur Zeit der Vollendung nahe ist das Lieferungswerk „Die Galerien Europas", das in 25 Heften 200 farbige Wiedergaben der Hauptwerke unserer älteren Malerei vorführt. Hier kostet jede Lieferung 3 Mark, das einzelne farbige Blatt kommt also noch nicht auf 40 Pfg. zu stehen.

Es ist doch von ganz besonderem Reize, diese Werke, die einem jeden aus Photographien oder aus den autotypischen Wiedergaben in Büchern bekannt sind, nun in ihrer farbigen Pracht kennen zu lernen. In vielen Fällen hat die Möglichkeit der farbigen Wiedergabe auch dazu geführt, daß sonst selten reproduzierte Werke dargestellt sind, eben solche, die in der einfarbigen Wiedergabe zu wenig von ihren Werten enthüllen. Es wäre müßig, hier einzelne Bilder aufzuzählen. Für den, der die Museen Europas kennen gelernt hat, ist hier ein prachtvolles Erinnerungswerk, für den anderen ein Ersatz geschaffen, soweit das überhaupt möglich ist. Nur nebenbei sei bemerkt, daß viele dieser Bilder auch gerahmt sehr gut aussehen, und jedenfalls schon, weil es sich durchweg um Wertvolles handelt, als Wandschmuck unserer Häuser eine verdienstvolle Aufgabe erfüllen können. St.





Peter Cornelius' „Gunlöd"

Von

Dr. Karl Storck

II.

5. Die Dichtung

Dem Operngedicht, das Cornelius auf der Grundlage dieses Mythos geschaffen hat, ist in der gesamten Opernliteratur hinsichtlich der Schönheit der Sprache, der Fülle dichterischer Werte außer Wagners Opernbüchern nichts an die Seite zu stellen. Cornelius hat dem Mythos keine Gewalt angetan, nicht daran gedacht, die Geschehnisse so mit symbolischer Bedeutung zu belasten, bis Personen und Handlung schließlich nur noch gedankenhafte Allegorien wurden. Es sind lebensvolle, mit starkem, echtem Empfinden erfüllte Gestalten, die vor uns hintreten; ihre Schicksale sind, wenngleich über irdische Maßstäbe hinauswachsend in die Welt des Wunderbaren, doch logisch aus den Charakteren entwickelt; die Symbolik ergibt sich als Wesensgehalt eines wahrhaften, nicht gekünstelten Geschehens. „Du wirst Dich freuen," schreibt er der Braut, „zu sehen, wie ich die Klippe überwunden habe, nicht zu viel Sagentechnik in den Ausdruck zu bringen, sondern alles fast unvermittelt ans Gefühl anklingen zu lassen, wenn einmal die ersten Voraussetzungen: Kwasir — Göttermet — verstanden sind." Diese Symbolik tritt bei der Aufführung klarer hervor als beim Lesen. Cornelius war ein Schauspielerkind und es floß echtes Theaterblut in seinen Adern. Seine Theatralik — im guten Sinne des Wortes — liegt allerdings nicht in der Behandlung des Geschehens, sondern in der sinnlichen Anschauung des szenischen Bildes. Auch in dieser Einstellung zur Bühne zeigt sich seine eigenartige formale Kultur, die doch wohl auch mit dem starken romanischen Einschlag zusammenhängt, der dem rheinischen Leben seine eigenartige Formenschönheit verleiht. Angesichts des Bühnenbildes prägt sich dem Sinne lebhaft ein, wie es sich hier um einen Elementarkampf zwischen Licht und Finsternis handelt. Über den Menschen, der dem Lichte Treue hält, kann die Finsternis nicht dauernd Macht gewinnen. Aber andererseits bedarf es auch dieser Treue des Menschen, es liegt gewissermaßen in seiner Hand, ob die guten oder die bösen

Mächte die Weltgewalt erlangen: denn es ist das Menschenkind Gunlöd, die einzige Menschengestalt zwischen Götter- und Naturmächten, das den Unsterblichkeit verleihenden Trank hütet und ihn allein spenden kann. Dieser letzte Gedanke hätte in der Dichtung etwas schärfer betont werden müssen. Er ist in ihr enthalten und geht aus dem ganzen Geschehen hervor — da es sonst ja Suttung oder Odin ein leichtes wäre, sich in den Besitz des Trankes zu setzen, wenn nicht eben Gunlöd ihn freiwillig spenden müßte — aber er tritt nicht klar genug hervor. Wenige Worte würden genügen, hier eine Verdeutlichung zu schaffen, die zur raschen Erfassung des symbolischen Gehalts beim Zuhörer wesentlich beitragen und damit die geistige Schlagkraft des Werkes erheblich erhöhen würde. Doch wenden wir uns der Dichtung selber zu.

Die Szene stellt Suttungs Höhle in der Tiefe des Huitbergs dar; im Hintergrunde steigt eine in den Felsen gehauene Treppe hoch, hoch hinauf zur Erde. Ihr Licht erhält die Höhle von einem mächtigen Karfunkelstein; in den Wänden glühen Adern edeln Gesteins. Gunlöd ist allein. Traurig denkt sie der Zeit, da sie in der Eltern Hut auf Erden an Sternen und Blumen, Wald und Wogen und am blauen Himmelsgewölbe sich freuen durfte. In wilder Sturmesnacht hat Suttung ihre Eltern erschlagen, sie selber geraubt und in die Tiefe des Berges entführt. In dunkler Einsamkeit verbrachte hier die Maid traurige Tage, bis einst Kwasir, der wandernde Wane, in des Riesen Behausung kam und dem lauschenden Mädchen Kunde gab von Erde und Himmel, von Menschen und Göttern. Doch zu übler Tat hatte der Riese den Wanen in die Tiefe zu Gast geladen. Suttung wußte von Kwasirs Weisheit und Kraft; sein Blut wollte er genießen, um des einzigen Macht sich selber zu eigen zu machen; so schlug er Kwasir mit tödlicher Wunde. Verzweifelt über diese neue Gewalttat wollte Gunlöd den Tod suchen. Da ermahnte Kwasir sie zu leben und vertraute ihr sterbend die Runen an, die allein die Wunderwirkung auszulösen imstande sind des Metes, den Suttung aus seinem Blute zu bereiten sich anschickt:

„Ströme, mein Blut, aus der Todeswunde,
Funkle, du Welle, jauchze, mein Herz.
Weine nur, Mädchen, mische nur Tränen,
Balsam der Liebe, dem Trank des Gesangs.
Unversiegbar schufen ihn Wanen,
Ewig hat ihn die Wala genannt.
Blut des Sanges ist Gottbegeisterung,
Kuß der Liebe, Sieg in der Schlacht,
Wonne in Weh, erlösende Schönheit,
Lenzesblüte und Heimatluft,
Traumeswehen, Reigen der Freude,
Heldenehre, Frauenpreis . . .
Odin allein darfst die Schale du reichen,
Odin allein weiß die Runen des Mets,
Odins Liebe wird Gunlöd lohnen,
Hüte den Trank und die Seele dem Gott."

Diese Vorgeschichte erfahren wir bei dem Totenopfer, das Gunlöd in Gemeinsamkeit mit den Bergflämmchen Kwasir darbringt; dessen Leichnam hat Suttung in den Abgrund geschleudert, der die Höhle von der gegenüberliegenden Felswand trennt. Sie beendet die Feier, als sie Suttungs Herannahen merkt. Ihn begleitet sein Knecht Bölwerk. Diesen Winter lang dient

er schon dem Riesen. Während dieser die reiche Jagdbeute ausbreitet, bietet der Knecht Gunlöd einen Zweig dar:

„Rosen nennen's die Menschen,
Zierde die Zwerge,
Riesen nennen es Tand.
Bei Hel heißt es Waldesblut,
Wonne sagen die Wanen,
Lieb' ist es Göttern genannt."

Hört Gunlöd nur die letzte Bezeichnung? In Eifersucht ergrimmt Suttung und entreißt Gunlöd den Zweig, den sie um die Stirne sich winden will. Heftig braust Bölwerk auf; er heischt den bedungenen Lohn: einen Trunk von dem teuren Met. Wütend verlacht ihn der Riese; mit dem Tode will er ihn lohnen. Während Suttung in die Nebengrotte eilt, Waffen zu holen, verbirgt Gunlöd den Knecht in einer andern Kammer; dem Riesen täuscht sie vor, Bölwerk sei entflohen. Höhnend steht der Riese von der Verfolgung ab und wendet sich an Gunlöd. Sie soll dem Knechte nicht nachtrauern, denn sie sei zur Herrin bestimmt. Und er schmückt sie mit kostbarem Geschmeid und reichem Gewand. Suttungs Gattin soll Gunlöd werden; dann will er mit seinen Sippen Kwasirs Blut trinken: „weis', allmächtich von dem Trank, stürzen wir die Götter nieder, herrschen wir statt Frigg' und Odin, Suttung, Gunlöd hoch in Walhall". Er eilt von dannen, seine Sippen aus Nähe und Ferne zum Hochzeitsfeste zu laden. — Als Gunlöd nun mit Bölwerk allein ist, gesteht sie ihm ihre Liebe. Aber sie will dem Gotte Treue halten.

„Eh' ich im Taumel ans Herz dir sinke,
Treulose Magd, die sich Odin geweiht,
Eh' ich den Trank, den ich Odin gehütet,
Suttung, dem Unhold, reiche zum Mahle,
Nehm' ich vom Schrein die köstliche Schale,
Opfre mein Leben den Schicksalsmächten,
Stürze hinab in Kwasirs Gruft."

Sie stürzt dem Abgrund zu, da hält Bölwerk sie zurück. Die Geister der Tiefe, die sie emporrufen, sollen sein Gebot hören. Die flackernde Hülle sollen sie abwerfen, in trauten Gestalten sich zeigen und ihn mit seinem wahren Namen nennen. „Ob sie die Götterschale ihm reicht, ob sie ihn grüßt mit dem Kuß ihres Mundes!" Und aus dem Geistermunde tönt es ihr entgegen, was der Traum ihr ankündete, was ihr jetzt selber der hehre Jüngling im Knechtsgewand dadurch bestätigt, daß er Kwasirs Runengesang anstimmt: Bölwerk ist Odin. In lautem Jubel bietet dem Geliebten sie den Trank.

Der zweite Akt zeigt uns Odin und Gunlöd in trauter Zwiesprache. Ist es die Schönheit der Maid, ist es der Trank, der ihn so verjüngt und stark macht? Aber schon naht ihrem Bunde das Ende. Gunlöd selbst muß ihm seinen Namen zurufen und mit dem Namen ihn an seine Pflicht gemahnen. Denn dem Göttergeschlecht sollte er diesen Trank gewinnen, um sie, die Hehren und Reinen, die Lichtwesen zu stärken in ihrem Kampfe gegen die Finsternis. So muß er Gunlöd verlassen. Odin muß fort auf die Bahnen des Weltgeschicks, muß Gunlöd, die er in der Gewalt des Riesen lassen muß, ihrem bösen Geschick anheimstellen. „Denn herber als Tod zehrt Scheiden dein Herz." Die Trennung aber droht, da Walhall nur Helden das Tor erschließt. Doch Gunlöd scheut nicht den Tod. Ist es denn nicht ein Heldentod, wenn sie für ihre Treue zu Odin stirbt? So reicht sie dem Gotte die Schale, er

soll den Trank mit fortnehmen, sie will hier ihres Geschickes harren. Noch kündet ihr Odin die Zauberrune Alfadur, mit der sie die Lichtalfen sich zur Hilfe rufen kann, dann versenkt er sie in tröstenden Schlaf und steigt zur Höhe. Kaum ist er nach oben entschwunden, als Suttung mit seinen Sippen hinabkommt. Eine Reihe phantastischer Gestalten, denn sie sind nichts anderes als die Naturgewalten: die Winde, die Kratergesellen, das Erdbeben und andere. Mit einem dröhnenden Ständchen wecken sie die träumende Braut. In wildem Triumph verlangt Suttung den gewaltigen Unsterblichkeitstrank. „Wollt ihr ewig keuchend fröhnen nimmersatter Herrschergier? Nieder mit den neid'schen Göttern, fort die Fessel, die uns band! Auf zum Sturme, auf nach Walhall! Nieder mit der Göttermacht!" Ruhig weigert Gunlöd den Trank zu reichen. Da will Suttung ihn selber holen und findet zu seinem Entsetzen den Schrein leer. Furchtbar höhnen ihn die Sippen. Er aber verlangt von Gunlöd Rechenschaft. Jubelnd schleudert sie es ihm entgegen:

„Mein Gott Odin, mein Gott hat gesiegt.
Sink in dein Nichts zurück, dräuender Wurm
Odin selbst kam in Suttungs Haus,
Odin hat dir als Knecht gedient.
Odin hab' ich die Schale gehütet,
Odin hast du die Braut geschmückt!
Odin umfängt mich, du quälender Traum!
Töte nun Gunlöd, du weckst sie zum Heile,
Lächelnd erwacht sie an Odins Brust."

In furchtbarster Wut wollen die Sippen sich auf sie stürzen, um ihr Blut zu genießen, wo das des Gottes ihnen versagt bleibt. Doch Suttung schreckt sie zurück: „Mein die Halle! mein dieses Weib! Mich traf der Frevel, mein ist die Rache! Zurück, der Hela weih' ich sie." Mit diesen Worten wirft er seinen schwarzen Mantel über die sinkende Gunlöd.

In schauriger Felseneinsamkeit sehen wir Suttung, der die in schwarzes Gewand gehüllte Gunlöd als Opfer zu Hel geleitet. Im Hintergrunde, wo es aus dunklem Schlunde schaurig aufleuchtet, ist der Eingang ins Schattenreich. Mit grausigem Hohn überschüttet Suttung sein Bräutchen, der er den Brautkranz zu winden geht aus giftigen Blumen. Doch Gunlöd wankt nicht in ihrem Vertrauen. Gierig schlürft sie den tödlichen Saft der Tollkirschen, die Suttung ihr reicht:

„Dem Helden Heil, der vor dir mich schützt,
Dem Gotte Gruß, der von dir mich heilt!
So schlürf' ich mir Tod, so weckt mich der Gott."

Und während Suttung Hel ruft und ihr bleiches Gesinde, sich das Opfer zu holen, jubelt die sterbende Gunlöd die Lichtalfen herbei. Vor ihrem Glanze muß die Finsternis weichen, sie tragen die tote Gunlöd empor nach Walhall, wo Odin die Treue zu ewigem Leben erweckt.

6. Die Musik

So abgeschlossen die Dichtung in sich selber ist, sie gehört doch zu den wenigen Operndramen, die in jeder Zeile für Musik gedacht, die eben aus echt musikalischem Geiste herausgeflossen sind. Dieses musikalische Denken ist von bestimmendem Einfluß auf die Formgebung geworden. Über das Versmaß schreibt Cornelius selbst: „In meinem Text ist beides vermieden: der deutsche

(romantische) Reim und der Wagnersche Stabreim — der ja doch nur einen neuen Zwang bildet und schuld daran ist, daß man wieder rein dichterisch gewisse Kunststückchen sucht, die dann in der Musik völlig verloren gehen; im Gegenteil die Musik hindern, da sie für sich eine formelle Musik bilden, die mit der eigentlichen gesungnen einen Widerspruch bildet, wie so manchmal im Tristan und in den Nibelungen." (Mitte November 1866.) Diese Bemerkung verdient jedenfalls auch für die Wagnerschen Werke Erwägung; für Cornelius war diese Erkenntnis um so wertvoller, als sie ihm nicht nur seine dichterische Eigenart schützte, sondern auch seiner musikalischen Natur entgegenkam. Diese Natur hatte ihre Stärke in der Lyrik. Die Lyrik aber drängt in der Musik zum geschlossenen Gebilde, wie ja das Lied ihr höchster Ausdruck ist. Es ist dann die Aufgabe des Dramatikers, musikalisch eine solche Verbindung zwischen den einzelnen geschlossenen Sätzen herzustellen, daß diese die Höhepunkte abgeben: dichterisch und musikalisch. Gerade in dieser Hinsicht ist „Gunlöd" ein Meisterwerk und läßt uns doppelt bedauern, daß dem Künstler nicht ein längeres Schaffen beschieden gewesen ist, weil sicher seine musikalische Sprache noch selbständiger geworden wäre, sich noch mehr von dem Vorbilde des Wagnerschen Sprachgesangs befreit hätte, als es hier bereits geschehen ist. Immerhin wahrt sich auch jetzt schon „Gunlöd" die eigenartige Stellung neben Wagners Dramen. Ganz zwanglos ergeben sich die mehr geschlossenen Gesänge und Ensemblesätze aus der Handlung, so daß sie nicht Wiederholungen des bereits im Dialog Gesagten sind, wie in der älteren Nummernoper, aber doch andererseits auch ohne Gewaltsamkeit aus dem Ganzen herausgeschält werden können. Das wäre in musikdramatischer Hinsicht nur dann eine Schwäche, wenn es dem Komponisten nicht gelungen wäre, die mehr sprachgesangliche Musik zwischen den Hauptmusikstücken so zu gestalten, daß sie in ihrem thematischen Material als Überleitung oder Vorbereitung und Verbindung jener Höhepunkte wirkte. So schließen sich doch die Stücke zu prächtiger Einheit zusammen.

Es ist zuzugeben, daß die Art, wie Cornelius seine „Gunlöd" musikalisch anlegte, nur für ein Drama zutrifft, in dem die lyrischen Ruhepunkte, das Ausleben einzelner Stimmungen von entscheidender Bedeutung sind, daß eine derartige Arbeitsweise nicht einem Musikdrama entsprechen würde, das eine stete innere dramatische Weiterentwicklung bringt. Hier ist eben der Wagnerische Sprachgesang in seiner symphonischen Entwicklung des musikalischen Stoffes die ideale Form. Aber es zeugt auch hier nur wieder für die gewiß viel bescheidenere, aber doch durchaus eigenwillige und eigenartige Persönlichkeit von Peter Cornelius, daß er fühlte, die eigene Art erlaube ihm nicht, mit Wagner bis ans Ende mitzugehen. Er hatte schon beim „Cid" am 6. Januar 1865 bekannt: „Ich bin stolz auf meine Form: bei dem geschlossensten dramatischen Gang dennoch alle Rede und Gegenrede zu festen Musikstücken zu gestalten, wobei durchgehend die wirkende Melodie in den Mund des Sängers gelegt ist — nicht die uferlose Allmelodie aus Tristan, die ich nimmermehr nachahmen werde." Und am 13. Juni, als er sich, allerdings doch wohl mehr aus Geldsorgen, von der ersten Tristanaufführung in München fernhielt, schreibt er an seine Braut: „Aber wie sollte ich auch nach München zurück und dort auf den Tristan schwören? Ich, der ich fühle, daß ich in meinem ‚Cid' schon zu weit gegangen, zu wenig Melodie in den Mund der Sänger gelegt. Ich fühl's, ich kann nicht mehr mit vollem Herzen Wagnerianer sein." Es gibt viele

Leute, die Cornelius diese persönliche Kraft übelgenommen haben. Auch Richard Wagner war zuweilen über den Freund erbost, wurde wohl gar vorübergehend irre an ihm. Aber im Grunde seines Herzens wird der Meister jene Meinung bewahrt haben, der er am 9. Februar 1862 von Biebrich aus an seine Frau, Minna, Ausdruck gegeben hat. „Ich habe mich in Wien erst so allmählich ihm genähert, schließlich aber gefunden, daß Peter Cornelius in jedem Betracht ein wirklich höchst seltner, ungewöhnlicher Mensch ist, sowohl was Charakter als geistige Fähigkeiten betrifft. Es ist wirklich der einzige von allen Jüngeren (wiewohl er auch schon hoch in die Dreißig ist), dem ich wirkliche Genialität zusprechen kann. Seine Mäßigkeit, Bescheidenheit, Genügsamkeit und große sittliche Würde stellen ihn aber ganz einzig hin. Ich könnte nur wünschen, dieser liebenswürdige Mensch möchte auf immer zu uns ziehen: doch verfolgt er seinen eigenen selbständigen Lebensplan, den ich respektiere."

Wenn Richard Wagner, der als durchaus neuartiger schöpferischer Künstler das Recht hatte, seine künstlerischen Anschauungen für die allein richtigen zu halten, die andere Artung seines Freundes „respektierte", so haben wir Empfangende alles Recht, über sie glücklich zu sein. Gewiß hat Cornelius sein Eigenartigstes im „Barbier von Bagdad" gegeben, in dem seine Persönlichkeit eben noch viel unberührter von allen zeitgenössischen Kunstströmungen erscheint. Aber es ist für die Entwicklung mindestens ebenso wichtig, daß aus „Gunlöd" hervorgeht, daß auch im großen musikalischen Drama, ja sogar im Musikdrama mythischen Inhalts neben Richard Wagner weite Entwicklungsmöglichkeiten bestehen. Darin liegt die große musikgeschichtliche Bedeutung der Gunlöd: denn daß der Organismus dieses Werkes durchaus lebensfähig und lebenskräftig ist, dürfte niemand bestreiten; ebensowenig, daß das Musikdrama noch ruhig eine Weiterentwicklung auf dieser Linie zum Lyrischen ohne Schaden verträgt. Freilich nur dann, wenn eine Dichtung entsteht, die diese Gestaltung erheischt. Darin beruht aber gerade der Kern der Wagnerschen Forderung für das Musikdrama: Einheit von Dichtung und Musik, daß die Formgebung erwächst aus der dichterischen — nicht im Sinne von Wortdichtung, sondern von innerer Schöpfung eines chaotischen Materials — Gestaltung des Inhalts.

Wir haben bei der Erzählung der Entstehung der Dichtung zu „Gunlöd" bereits erfahren, wie Cornelius sich nur schwer die Muße zu seiner Schöpfung gewinnen konnte. Das mag noch dazu beigetragen haben, daß die Gestaltung des Stoffes jeweils von den lyrischen Brennpunkten ausging, so daß sich dann immer diese in sich geschlossenen Situationen zuerst ihm gestalteten, und er nachher nur die Verbindung herzustellen brauchte. So kann man aus der Dichtung selber viel deutlicher, als es unsere Nacherzählung des Inhalts ahnen läßt, die einzelnen Gedichte herausschälen. Man erhält dann eine große Reihe von Gesängen: den Runengesang Gunlöds, das blütenreiche Waldrosenterzett Gunlöd-Odin-Suttungs, den Metdreigesang, den Werbegesang Suttungs, die Brautwerbung Odins, Gunlöds Verzweiflung, Odins Gottesbekenntnis und die Huldigung der Geister mit ihrem prachtvollen dichterischen Schwung. Dann im zweiten Akt das holde Liebeszwiegespräch zwischen Odin und Gunlöd, die Rune des Alfenrufs, Odins Schlummerlied, das Ständchen der Sippen und Suttungs Aufruf, sowie den grandiosen Schluß des Aktes, den Racheruf der Sippen und Suttungs Urteilsspruch. Und im dritten Aufzug: Suttungs Spottgesang und

sein Lied an den Widerhall, Gunlöds Schicksalsfrage, Suttungs Giftblumenlied, Gunlöds und Suttungs Runenruf, den Kampf des Helgesinde mit den Lichtalfen, Walhall, Odins Wecklied und Gunlöds Erwachen.

Diese Art der Dichtung war auch außerordentlich günstig für den Musiker Peter Cornelius. Es versteht sich das ja eigentlich von selbst, da Dichter und Musiker in seiner Persönlichkeit so eng miteinander verbunden waren. Aber selbst bei der äußeren Lebensgestaltung des so wenig vom Glück begünstigten Mannes war gerade diese Anlage am günstigsten. Denn Cornelius konnte sich nicht die Möglichkeit schaffen, in geschlossener Arbeit sein Werk zu vollenden, selbst wenn seine künstlerische Natur eine solche Arbeit hergegeben hätte. Er mußte sich zwischen Unterricht und schwerer Brotarbeit für seine junge, rasch anwachsende Familie die Stunden zu eigenem künstlerischen Schaffen geradezu stehlen. Und da war es natürlich, daß es ihm viel leichter wurde, sich in die Stimmung eines in sich geschlossenen kleineren Kunstgebildes völlig hineinzuleben, als eine weitumspannende große symphonische Entwicklung über lange Zeit hinweg in sich lebendig zu erhalten. Nur dank dieser Anlage des Werkes ist es noch soweit gefördert worden, daß es sorgsam nachhelfenden Händen nunmehr gelungen ist, ein Ganzes daraus herzustellen. Denn selber ist Peter Cornelius nicht über Skizzen und die Ausarbeitung einzelner Teile hinausgekommen. Am 14. September 1869 hatte er mit der Komposition begonnen, die er in den Jahren 1870—1872 und 1874 Stück um Stück erweiterte. Als Cornelius am 26. Oktober 1874 seine fröhlichen Augen für immer schloß, lag in diesen Skizzen der erste Aufzug bis auf wenige Bindeglieder vollkommen da. Es ist sehr lehrreich zu erfahren, welche Bindeglieder hier noch eingeschoben werden mußten. Da ist zunächst ein kleiner Orchestersatz, während die von Gunlöd hervorgerufenen Bergflammen die Maid umgeben. Dann ihre Ansprache an diese Bergflammen. Sodann ein kurzes Orchesterzwischenspiel, während dessen Gunlöd die Schale mit dem Mete holt und enthüllt, und ihr Gesang bis zum Beginn des Runengesanges. Danach mußte wieder diese Szene geschlossen werden, um die Verbindung zwischen der Beendigung der Opferzeremonie Gunlöds und dem Herannahen von Odin und Bölwerk herzustellen. Also lauter Stücke, die für den inneren Gehalt unwesentlich sind, die lediglich verbinden. Vom zweiten Aufzug hatte Cornelius das Liebesgespräch zwischen Odin und Gunlöd bis zum Höhepunkt geschaffen, außerdem die Chöre der Sippen; aus dem dritten Aufzug das Hochzeitslied und Giftblumenlied Suttungs.

Diese Skizzen übergab die Witwe des Meisters einem jungen Freunde des Verstorbenen, Karl Hoffbauer (1850—1889), der sie zu einer Partitur zusammenzuschweißen versuchte. Im Jahre 1879 war er mit dieser Arbeit zu Ende. Weimar, wo auch die anderen Werke Cornelius' ihre erste Aufführung erlebt hatten, nahm sich dann nach Hoffbauers Tode dieser Partitur an. Eduard Lassen instrumentierte die Arbeit des jungen Musikers um, ohne nochmals in die Originalskizzen von Peter Cornelius Einsicht zu nehmen, und diese Hoffbauer-Lassensche „Gunlöd" erlebte dann am 6. Mai 1891 ihre erste Aufführung in Weimar. Ich habe ein Jahr darauf als junger Student in Straßburg die dortige Aufführung dieser „Gunlöd" gehört und gewann einen bis heute nachhaltenden Eindruck, unter dem ich immer wieder die Aufführung dieses Werkes von unseren ersten Bühnen gefordert habe. Meine Einschätzung der „Gunlöd" wuchs aber außerordentlich, als ich 1894 die von Max Hasse besorgte Ausgabe der Gunlödfragmente in ihrer Originalgestalt in die Hand bekam.

Und nun endlich hat das Werk die Gestalt erhalten, in der es zu einer der schönsten Schöpfungen unserer gesamten musikdramatischen Literatur geworden ist, durch die hingebende Arbeit Waldemar v. Baußnerns. Es scheint mir für diese Bearbeitung kein Wort des Lobes zu hoch gegriffen. Was Cornelius selber vollendet hat, ist so gut wie völlig unangetastet geblieben. Und Baußnern hat ganz aus dem Geiste, aus der Arbeitsweise von Peter Cornelius heraus sich selbst das Gesetz gegeben: „Geschlossene Sätze und Szenen in ihrem dramatischen Gehalt so vorzubereiten, daß der Moment, in dem Cornelius selbst zum erstenmal mit seinem Thema einsetzt, als natürlicher Höhepunkt erkannt werden muß." Auch bei den von ihm hinzukomponierten Teilen war er stets „bestrebt, das symphonische Gebilde aus den von Cornelius geschaffenen Motiven erstehen zu lassen".

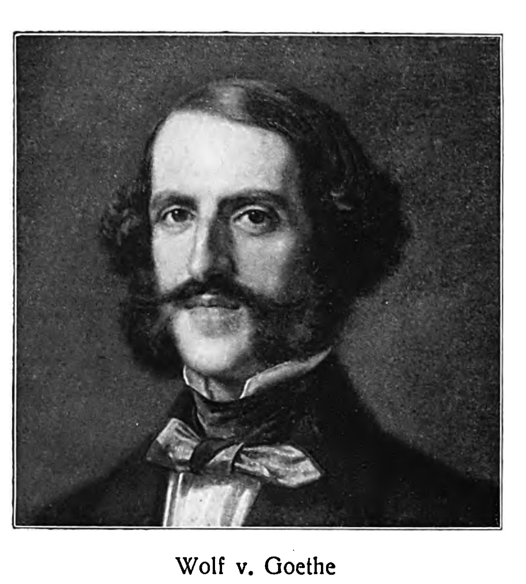
Es liegt nicht im Rahmen dieses Aufsatzes, eine musikalische Analyse des Werkes zu geben, noch weniger, die Art der Ergänzung in jeder Einzelheit nachzuprüfen. Ich kann mir denken, daß hier Meinungsverschiedenheiten entstehen können. Im ganzen wird jeder zugestehen müssen, daß diese Ergänzung kongenial ist. In dieser neuen Gestalt hat das Werk sich auch bereits erprobt. Schon ist es an einigen Bühnen aufgeführt worden, und bei einer Konzertaufführung in Düsseldorf hat die Musik durch ihre Schönheit begeisterten Jubel geweckt. Wären sich unsere Bühnen bewußt, daß sie Pflichten haben, so brauchten wir auf die Aufführung dieses Werkes nicht lange zu warten. Seine Aufführung ist eine Pflicht gegenüber dem Schöpfer, dem von unseren Bühnen, unserem Volke zu Lebzeiten so schlecht mitgespielt worden ist, wie kaum einem anderen; ist eine Pflicht gegen das Werk selbst, das so reich an musikalischer und dichterischer Schönheit ist, so edel in der Gesinnung, so urdeutsch in seinem Gehalt, wie kaum eine der nach Wagner entstandenen Opern. Sie ist aber vor allen Dingen auch eine Pflicht gegen das deutsche Volk, dem die besten Arbeiten seiner eigenen Söhne nicht immer wieder vorenthalten werden dürfen zugunsten einer minderwertigen, ungesunden oder doch wenigstens wesensfremden Einfuhr aus dem Auslande.



Wagner-Bildnisse

Ein sehr hübsches Büchlein ist in Bruckmanns Verlagsanstalt zu München erschienen. Es bringt — reichlich gefördert durch Haus Wahnfried in Bayreuth — 34 photographische Bildnisse Richard Wagners aus den Jahren 1860—1882. Gerade bei der ungemeinen Lebhaftigkeit des Mienenspiels Wagners, dem lebhaften Wechsel seines Gesichtsausdrucks ist eine so lange Reihe von Bildnissen geeignet, eine gute Vorstellung von seiner Erscheinung zu vermitteln. So bildet das schmucke Büchlein (3 Mk.) eine wertvolle Ergänzung für jede große und kleine Wagnerbücherei.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Wolf v. Goethe

Nach einem Ölbild von Karl Begas d. Ä.



Walther v. Goethe

Nach einem Stich von Chr. Schuchardt



Ottilie v. Goethe

Nach einem Porträt von Luise Seidler



Ulrike v. Pogwitsch

Nach einer Photographie

Kain Ludwig Fahrenkrog



Graf Leo Tolstoi





X. Jahrg. September 1908 Heft 12

Tolstois Weltanschauung

Von

Heinrich Meyer-Benfey

Unter allen unsern Zeitgenossen zieht wohl niemand in solchem Grade die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich, wie der greise Prophet in dem entlegenen Jasnaja Poljana, der am 9. September (28. August a. St.) 80 Jahre alt wird. Aber so allgemein das Interesse ist, so sehr schwankt das Urteil über ihn. Noch immer besteht Tolstoi für die meisten aus zwei Personen, die man schwer vereinigen kann und zu denen man eine verschiedene Stellung einnimmt. Über den Dichter Tolstoi ist man einig: daß er einer der wunderbarsten Künstler aller Zeiten, vielleicht der größte unter den lebenden ist. Aber zu derselben Zeit, wo sein Dichterruhm über die Grenzen Rußlands hinausdrang und die Welt eroberte — im Anfang der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts —, da war bei ihm jene überraschende Wandlung eingetreten, die für so viele ein Stein des Anstoßes geworden ist. Der Künstler war zum Denker, zum Grübler geworden, und die Weiterentwicklung seiner Gedanken führte ihn allmählich dazu, über sein ganzes bisheriges Leben und fast über sein gesamtes Dichten selbst das Verdammungsurteil auszusprechen. Hier scheiden sich die Meinungen: während er den einen als Heiliger und Prophet einer neuen Sittlichkeit, Führer zu einer glücklicheren Zukunft erscheint, ist er für die andern ein Schwärmer, ein Asket, ein halber Narr. Jene sind besonders in Rußland vertreten; hier

ist seine Lehre nicht nur mit Begeisterung aufgenommen, sondern sie ist eine praktische Lebensmacht von weitreichender Bedeutung, und er selbst ein Vorbild, dem man nachlebt, ein Berater und Retter in allerlei Gewissensnöten. Außerhalb Rußlands hat Tolstoi gewiß nur wenig wirkliche Jünger, die auch ihr Leben nach seiner Lehre gestalten; doch fehlt es auch bei uns nicht an Stimmen, die hierin seine eigentliche Bedeutung erblicken, den Prediger über den Künstler stellen und von der allgemeinen Annahme seiner Moral das Heil der Menschheit erwarten. Sehr viel größer ist allerdings die Zahl derer, die für diese nur Achselzucken oder entschiedene Ablehnung haben. Sie werfen ihr unklaren Mystizismus, finstern Pessimismus, kulturfeindliches Asketentum vor, oder sie stellen sie als ein an sich zwar schönes und wünschenswertes, aber unerreichbares und praktisch unverwendbares Ideal hin. Beide Parteien aber stimmen darin überein, daß sie den Künstler und den Prediger voneinander trennen und zwischen beiden eine tiefe Kluft sehen. Sie können sich dafür auf Tolstoi selbst berufen, der ebenfalls in seinem Leben einen vollständigen Bruch empfindet und von dem neu gewonnenen Standpunkte aus über den alten Adam vor der Bekehrung den Stab bricht. Dennoch dürfen wir nicht hoffen, zum Verständnis des heutigen Tolstoi zu gelangen, wenn es uns nicht glückt, sein Werden aus dem alten, dem Künstler, aufzuzeigen, und die beiden scheinbar so entgegengesetzten Charaktere in einer zusammenhängenden Entwicklung, in der Einheit der Persönlichkeit zu vereinigen.

Wenn wir von Tolstois Weltanschauung reden, so empfinden wir, daß das Wort für seine Gedankenwelt eigentlich nicht recht paßt. Weltanschauung im vollsten, eigentlichsten Sinne und im größten Stil, das geben seine Dichtungen: in ihnen lebt die große, unermeßliche Welt des russischen Reiches in ihrer bunten Fülle, in einem Bilde von einziger Wahrheit, Reinheit und Innigkeit. Dagegen seine theoretischen Schriften wollen nichts weniger als etwa ein Gedankenbild, eine besondere Auffassung der Welt mitteilen; sie dienen keinem Erkenntnisinteresse und haben es überhaupt nicht mit der Welt zu tun. Sie behandeln alle nur die eine Frage: Wozu lebe ich? Was hat mein Leben für einen Sinn? Wie soll ich leben? Was muß ich tun, damit ich lebe, d. h. damit mein Leben einen Sinn habe? Diese Grundfrage der Sittlichkeit ist der eigentliche Gehalt all dieser Schriften.

Wir können deutlich verfolgen, wie diese Eine Frage Tolstoi durch sein ganzes Leben verfolgt und immer ausschließlicher von ihm Besitz genommen hat. Denn da bei ihm, wie bei Goethe, die meisten seiner Dichtungen zugleich Selbstdarstellungen und Beichten sind, so liegt die Geschichte seiner Seele klar ausgebreitet vor uns. Die Helden seiner Erstlingswerke, Irtenjew und Nechljudow, von denen der letztgenannte uns in Tolstois Roman „Auferstehung“ wieder begegnet, ebenso wie die Gestalten seiner andern großen Epen, Pierre Besuchoj und Ljowin, sie alle sind unter durchsichtiger Maske der Dichter selbst und geben Zeugnis von seiner innern Entwicklung. Wir sehen einen Menschen, der von klein auf mit ernstem

Bemühen nach dem Guten strebt und, da er mit einem ungewöhnlichen Talent zur Selbstbeobachtung und psychologischen Analyse ausgestattet ist, streng mit sich ins Gericht geht; wir sehen, wie ihn die Welt, die Umgebung, die Kameraden, die herrschenden Anschauungen von dem rechten Wege, dessen er in seinem dunkeln Drange sich wohl bewußt ist, abwendig machen und auf die breite Straße, die alle wandeln, herüberziehen; wie er sich nun von der allgemeinen Strömung treiben läßt, an allen Genüssen, Lastern, Eitelkeiten, der geschäftigen Müßigkeit der sogen. großen Welt teilnimmt, während die mahnende Stimme in seinem Innern ihn doch niemals Ruhe finden läßt; wie er versucht, sich aufzuraffen, sich aus dem sinnlosen Treiben in ein anderes, gutes, vernunftgemäßes Leben zu retten, aber diese Versuche am Widerstande der Welt scheitern; wie er sich wieder in den Strudel der Welt stürzt, ruhelos von einem zum andern getrieben wird und überall vergebens einen Halt sucht, bis er endlich in einem glücklichen Familienleben und in der Betätigung schlichter Herzensgüte, helfender Menschenliebe Frieden findet.

Wir sehen also — und schon der flüchtigste Blick in die früheren Werke des Dichters zeigt es —, daß die große Krisis seines Lebens durchaus nicht unvorbereitet, sondern von Anfang an in ihm angelegt war, daß schon in dem Knaben der spätere Tolstoi drin steckte. Wir werden sie daher nicht mehr überraschend finden, uns eher darüber wundern, daß sie erst so spät zum Ausbruche kam. Doch auch dafür lassen sich die Gründe aufzeigen. Zunächst war es die äußere Welt, die ihn von dem innern Zwiespalt erlöste. Das Untertauchen im Leben und Treiben der Welt, die Entdeckung ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, die Teilnahme an ihren Beschäftigungen und Genüssen, der beständige Wechsel der äußeren Lage, alles das nahm seinen Geist gefangen und lenkte ihn ab von dem Brüten über dem Problem des eigenen Lebens. Und er hat diese Welt nach allen Richtungen durchmessen: Rußland und Westeuropa, Stadt und Land, die gute Gesellschaft und jeunesse dorée der Hauptstadt, wie die ungebildeten Bauern und die wilden Bergvölker des Kaukasus; Krieg und Frieden, öffentliches und häusliches Leben, Beamte und Soldaten, alles kennt er aus eigener Erfahrung, aus unmittelbarer lebendiger Berührung. Und wir verstehen, wie dies für ihn nötig war. Man kann sich nicht über die Welt erheben, sie weder überwinden noch gestalten, ohne sie zu kennen. Die Wanderjahre von 1847 bis 1862 sind Tolstois eigentliche Lehrjahre gewesen. Weder das gewaltige Weltbild seiner monumentalen Dichtungen noch die tief einschneidende Gesellschaftskritik seiner ethischen Schriften wäre denkbar ohne die umfassende Welt- und Menschenkenntnis, die er in diesen Sturm- und Drangjahren erworben hat.

Aber in all dem Treiben blieb die Frage in seinem Bewußtsein beständig wach und ließ sich nicht beschwichtigen, auch nicht, als er seine Kraft ganz dem Dienste seiner Mitmenschen, seinen geliebten Bauern widmete, als Begründer und Leiter der originellen freien Schulen für die Bauernkinder auf Jasnaja Poljana und als Friedensvermittler in den Streitigkeiten

zwischen den Gutsbesitzern und den Bauern bei der Landverteilung nach Aufhebung der Leibeigenschaft. In dieser Bedrängnis, wo er schon der Verzweiflung nahe war, rettete ihn die Liebe einer edlen Frau, die nun fast ein halbes Jahrhundert die treue Genossin seines Lebens, die unermüdliche Helferin bei allen seinen Arbeiten und Unternehmungen, die sorgfältige Hüterin seiner Werke ist. Vielleicht möchten manche aus Stellen seiner spätern Schriften und aus dem Umstande, daß die Gräfin Tolstoi die jetzigen Anschauungen und Gewohnheiten ihres Mannes nicht teilt, auf ein nicht glückliches oder gestörtes Familienleben schließen; aber dieser Schluß wäre durchaus irrig. Was sie ihm gewesen ist, dafür legt eine Tatsache beredtes Zeugnis ab: die beiden gewaltigen Romane, die in den Jahren 1864—78 entstanden sind. Daß sie dem unstet Schweifenden eine Heimat und bleibende Stätte geschaffen, daß sie ihm äußere Ruhe und innere Befriedigung gegeben, ihm die zu grandiosem Schaffen nötige Sammlung und Konzentration ermöglicht hat, daß sie für 15 Jahre seinen faustischen Drang besänftigt und die nagende Pein der ungelösten Frage zum Schweigen gebracht hat, das ist ihr schönster, unvergänglicher Ruhmestitel.

Aber während dieser ganzen Zeit schläft auf dem Grunde seiner Seele die alte böse Frage, und kaum ist Anna Karenina vollendet, so erwacht sie mit erneuter Wut. Und er, der Mann, dem alle Güter und Ehren der Welt in vollstem Maße zu Füßen liegen, der vornehme Graf, reich, gesund, berühmt, der erste Dichter seines Landes, umgeben von einer innig geliebten und liebenden Frau und von einer stattlichen Schar lieber, wohlgeratener Kinder, er fühlt sich tief unglücklich, und sein Leben erscheint ihm ohne Sinn und Zweck. Er hat uns die Geschichte dieser schlimmen Zeit und der nun folgenden Bekehrung eingehend erzählt in seinen „Bekenntnissen". Er wendet sich an die Wissenschaft, aber sie redet nur von der Erklärung des Lebens aus mechanischen Ursachen; von Sinn und Zweck des Lebens weiß sie nichts zu sagen. Er fragt die Weisen aller Zeiten, und sie kennen kein anderes Ziel des Lebens als den Tod. Er sieht um sich herum, und das Leben aller Menschen seiner Umgebung erscheint ihm ebenso leer und sinnlos wie sein eigenes. Schon will die Verzweiflung ihn übermannen, und oft denkt er daran, sich zu töten. Da fällt sein Blick nach unten, und hier sieht er eine Schicht von Menschen, die, anscheinend im größten Elende, doch glücklicher sind als er, weil sie über den Sinn ihres Lebens nicht im Zweifel sind, weil sie den Glauben haben, der ihnen diese Frage beantwortet, und weil sie ohne Besinnen dieser Antwort gemäß leben. Und er sieht ein, daß nur die Religion dem Leben einen Sinn geben kann. Mit heiligem Eifer sucht er nun seinen Kinderglauben, den er früh zum alten Eisen geworfen hatte, und die Gemeinschaft mit der orthodoxen Kirche wieder zu gewinnen, und scheut dabei keine Mühe und keine Demütigung. Aber mit dem ehrlichsten, heißesten Bemühen will es auf die Dauer nicht gehen. Seine Vernunft sträubt sich gegen den blinden Köhlerglauben und den bunten Aberglauben des niedern Volkes und sucht in den endlosen Zeremonien des offiziellen Kirchentums vergebens nach einem Sinne. Er sieht

die Vielheit der Bekenntnisse, die sich gegenseitig verdammen und verfolgen, und schließt daraus, daß keins im Rechte ist. Und schlimmer als das trifft ihn die Einsicht in die Unwahrheit des Kirchenchristentums, in den schneidenden Widerspruch zwischen seinen Worten und Werken, da es in seiner Lehre das Gute, die Nächstenliebe, die Barmherzigkeit, das Verzeihen predigt und daneben das Böse, die Gewalt und Grausamkeit, den Mord im Kriege und im Gericht nicht nur duldet und anerkennt, sondern sogar segnet und fördert. Wiederum versank er in Zweifel und schwere Kämpfe. Da wandte er sich zu den ursprünglichen Quellen des christlichen Glaubens; er verwandte Jahre darauf, um die heiligen Schriften im Urtext zu studieren und ihren Sinn zu erforschen, und hier fand er endlich, was er brauchte. In den Evangelien, in der Lehre Christi, zumal in der Bergpredigt, da sprudelte der frische Quell lebendigen Wassers, nach dem seine Seele dürstete, und der in der offiziellen Lehre seiner Kirche so trübe und schlammig geworden, unter allerlei fremden Beimengungen erstickt war. Hier fand er den Grund, auf dem er fest und sicher stehen konnte, die Lösung aller Fragen und Zweifel, die ihn quälten, den Frieden für seine Seele.

Welches ist die Antwort, die ihm hier zuteil wurde? Der Sinn unsers Lebens ist nicht unser individuelles, sinnliches Wohl, denn wir wissen nicht, was dazu dient, und es steht nicht bei uns, es zu erreichen; und wenn wir es erreichen, so macht es uns doch nicht glücklich, und über dem allem schwebt das drohende Gespenst des Todes, der es vernichtet. Ebensowenig das Wohl einer Gesamtheit, zu der wir gehören, der Familie, des Staates, selbst der Menschheit; auch das ist nur ein erweiterter Egoismus. Sondern wir leben, damit wir den Willen Gottes erfüllen, der uns ins Leben gesandt hat, oder, mit andern Worten, damit wir das Reich Gottes begründen helfen. Dieses Reich aber ist das Reich der Liebe, der Eintracht und des Friedens. Wir erfüllen daher den Willen Gottes, wenn wir in allen Beziehungen unter den Menschen die Liebe zu verwirklichen suchen, und das können wir nur, indem wir in uns selbst die Liebe mehren und zur höchsten Vollkommenheit ausbilden.

Wenn somit die Liebe die Richtschnur all unsrer Handlungen sein soll, so müssen wir unbedingt alles vermeiden, was böse und lieblos ist. Wir dürfen unter keinen Umständen andern Unrecht oder Schmerz zufügen. Auch dann nicht, wenn sie selbst uns unrecht tun. Als der eigentliche Kern der Lehre Christi erscheint Tolstoi daher der Satz: „Ich sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel" (Matth. 5, 39), die Mahnung, nicht Böses mit Bösem zu vergelten, sondern das Böse geduldig zu ertragen und zu verzeihen, ja auch den Feind zu lieben und Gutes zu tun denen, die uns beleidigen und verfolgen. Das Böse kann man nicht mit Bösem bekämpfen, wie man Feuer nicht mit Feuer löschen kann. Denn alle Vergeltung, Rache oder Strafe hebt das einmal begangene Unrecht nicht auf, sondern fügt nur noch ein neues Unrecht hinzu; indem sie aber auf der andern Seite wiederum Erbitterung und den Wunsch nach Rache hervorruft, vermehrt sie das Unrecht ins Unendliche. Sondern, wenn wir das Böse vermindern und seine

Herrschaft brechen wollen, so müssen wir vor allem uns selbst vor allem Bösen hüten und es durch Liebe zu überwinden suchen.

Nur eine notwendige Folge dieses Satzes, seine Anwendung auf das öffentliche Leben ist die bekannte ablehnende Haltung Tolstois gegenüber dem Staate und seinen Funktionen. Wenn der Mord das abscheulichste Verbrechen ist, dann gibt es auch für den Massenmord im Kriege und für die Hinrichtung eines Verbrechers keine Entschuldigung; dann ist auch der Militarismus überhaupt zu verdammen und ebenso der Patriotismus, der den Haß unter den Völkern schürt und sie zum Kriege aufstachelt. Wenn es unter allen Umständen verboten ist, andern Menschen ein Leid zuzufügen und Gewalt gegen sie zu gebrauchen, wenn man Beleidigungen verzeihen soll, dann sind auch alle Gerichte zu verwerfen und alle Regierungen, denn sie beruhen auf Gewalt und tun Böses denen, die sich ihnen nicht fügen.

Alle Besserung und alles Heil kann nur von innen kommen, aus der liebevollen Gesinnung. Nur indem wir selbst besser werden und in uns die Liebe mehren, können wir zum Fortschritte in der äußeren Welt beitragen. Das setzt voraus, daß in uns eine Kraft zum Guten vorhanden ist, daß es in unsrer Macht steht, der göttlichen Vernunft, der Stimme des Gewissens in uns zu folgen. Der Glaube an die Freiheit des Menschen ist daher auch für Tolstoi die Grundlage aller Sittlichkeit. Daher verurteilt er alle Lehren, die diesen Glauben untergraben, sowohl die Lehre der Kirche, daß der Mensch nicht aus eigner Kraft zum Glauben gelangen und das Gute tun könne, sondern dazu äußerer Unterstützung, der Mitwirkung der Kirche, der Vermittlung der Sakramente usw. bedürfe, wie auch den Materialismus der Ungläubigen, der alles menschliche Handeln als absolut unfrei und durch natürliche Kausalität bestimmt und bedingt erkennt und den Menschen dadurch von der sittlichen Verpflichtung und Verantwortlichkeit entlastet glaubt.

Aber diese Freiheit ist zugleich eine Aufgabe; wir müssen sie uns erkämpfen und in beständigem Kampfe behaupten. Denn sie wird gefährdet von den Begierden in uns, dem selbstischen Streben nach dem individuellen Wohle. Hierin liegt eine vierfache Gefahr. Zunächst irren wir damit auf einen falschen Weg ab und verlieren das einzige Ziel aus den Augen, das die Vernunft uns aufstellt. Ferner geraten wir unter die Herrschaft dieser Begierden, verlieren unsre Freiheit und werden unfähig, den Willen Gottes zu erfüllen. Drittens entziehen wir alles, was nur unserm persönlichen Wohlsein dient und über die unerläßliche Notdurft hinausgeht, andern Menschen und machen uns dadurch mitschuldig an ihrer elenden Lage. Endlich bringt uns dies egoistische Streben in Gegensatz zu andern Menschen, vermindert die Einigkeit und erzeugt den Haß und alle Laster, die daraus entspringen. Um also die Herrschaft des Bösen zu brechen, müssen wir vor allem das Böse in uns selbst, d. h. unsre selbstischen Begierden überwinden. Alle sittliche Besserung muß mit der Selbstzucht beginnen.

Daher ist Enthaltsamkeit und Mäßigkeit in allen Dingen notwendig, sowohl an sich wie als Schule zur Selbstbeherrschung. Zunächst Mäßigkeit

im Essen. Üppige Ernährung macht den Esser selbst träge und ungeschickt und schadet den andern, indem sie ihnen unnötige Arbeit auferlegt, ihnen das tägliche Brot verkürzt und ihren Neid erregt. Bekanntlich ist Tolstoi speziell Antialkoholiker und Vegetarianer. Auch Tolstois Verurteilung der sinnlichen Liebe wird von hier aus verständlich: sie ist ein egoistisches Verlangen, das uns im Dienste Gottes hindert, und sie ist ein Unrecht gegen den andern Teil, indem sie ihn zum Mittel des Genusses herabwürdigt. Aber auch die komplizierten und verfeinerten Begierden des Kulturmenschen, aller Reichtum und Luxus, werden in gleicher Weise verworfen. Der Reichtum der wenigen ist eine Beraubung derer, die ihn durch ihre Arbeit geschaffen haben, und eine Ursache des Elends der vielen. Tolstoi geht noch weiter und verwirft überhaupt den Begriff des Eigentums, der ganz auf dem unchristlichen Streben nach dem Wohle der eignen Person beruht und die Hauptwurzel alles Hasses und Streites unter den Menschen, aller Laster und Verbrechen ist. Wo die allgemeine gegenseitige Liebe herrscht, da kann es kein Sondereigentum geben. Alles gehört allen in gleicher Weise an, und jeder hat Anspruch auf das Notwendige. Im übrigen soll man nicht danach streben, möglichst viel zu besitzen und zu nehmen, sondern möglichst viel zu geben und andern zu nützen. Unter den Begriff des Luxus fällt für Tolstoi aber auch fast alles, was wir Bildung nennen, besonders Kunst und Wissenschaft. Auch sie gelten als unnütz, da sie nicht zur Vermehrung der Liebe beitragen, sondern nur dem Genuß und Behagen der einzelnen dienen, und im allgemeinen als schädlich, da sie nur ein Vorrecht weniger sind, diese daher von der Masse des Volkes absondern und für die letztere wiederum unnötige Arbeit und Entbehrungen zur Folge haben. Nur die Kunst, die allen zugänglich ist und der Erweckung religiöser Gefühle oder der Vereinigung der Menschen dient, findet Gnade vor Tolstois Augen.

Wenn diese Lehren von allen Menschen befolgt werden, dann wird damit das Glück für alle erreicht sein. Denn die meisten Leiden der Menschen, eigentlich alle außer Krankheit und Tod, stammen nur aus dem Egoismus, dem Haß, der Gewalt und was sich darauf gründet. Aber auch der einzelne, der so lebt inmitten einer Welt, die sich von der Selbstsucht regieren läßt, auch er wird so am glücklichsten sein. Zwar ist er auch der Schwäche der menschlichen Natur unterworfen, von Krankheiten und Tod bedroht, auch er wird von der Bosheit der Menschen und der Grausamkeit der auf Gewalt gegründeten gesellschaftlichen Ordnung zu leiden haben, vielleicht wird er gar wegen seines Lebens Anfeindung und Verfolgung dulden; aber allen diesen Leiden würde er auch nicht entgehen, wenn er nach der Weise der Welt lebte. In allen Leiden aber wird in seiner Seele Friede sein und die freudige Gewißheit, daß er den Willen Gottes erfüllt und daß sein Leben einen Sinn hat und so, wie es ist, gut ist. Aber selbst für sein äußeres Wohl wird er am besten sorgen: denn, wer alle liebt und allen dient, hat auch von den andern am wenigsten Anfeindung zu erfahren, und wer sich bemüht, sich so nützlich zu machen wie möglich, wird am sichersten überall seine Nahrung und Notdurft finden.

Da dieses Leben der dienenden Menschenliebe, wie es Tolstoi verkündet, sich also in jeder Beziehung als das beste erweist, so ist es gar nicht anders möglich, als daß alle Menschen es annehmen, sobald sie zur Einsicht gekommen sind. Woran liegt es, daß sie nicht schon längst seine Vorzüge begriffen haben? Zwei Umstände sind es, die der Erkenntnis der Wahrheit im Wege stehen. Einmal die herrschenden Vorurteile und die falschen Lehren, die von der Kirche einerseits, von der materialistischen Wissenschaft andrerseits verbreitet, von allen, die aus der Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung Vorteil ziehen, mit Gewalt in Geltung erhalten, den Menschen schon in frühester Jugend eingeprägt und von ihnen unbesehen als unzweifelhafte Wahrheit angenommen werden. Sodann die hastende Vielgeschäftigkeit und Genußsucht unsrer Zeit, die den einzelnen niemals zur Ruhe und Einkehr in sich selbst kommen läßt, und all die Zerstreuungen und Betäubungen, die die Menschen erfunden haben, um sich die Wahrheit zu verbergen, die Stimme des Gewissens und das Gefühl der Sinnlosigkeit ihres Daseins zu ersticken. Solche Mittel sind der Alkohol, das Rauchen, aber auch das geräuschvolle, rastlose Getriebe des Gesellschaftslebens überhaupt und oft selbst die Arbeit. Tolstoi hält diese nicht für eine unbedingte, unter allen Umständen empfehlenswerte Tugend. Sie ist dem Menschen vielmehr ein natürliches Bedürfnis, dessen Befriedigung zu seinem Leben notwendig, daher selbstverständlich und kein Verdienst ist. Sie ist aber geradezu schädlich, wenn wir sie benutzen, um die warnende Stimme im Innern zu übertäuben und der Frage auszuweichen, wie wir leben und was wir tun sollen.

Der Weg zu einem sittlich guten Leben hat also folgende Stufen: Zuerst müssen wir auf unserm bisherigen Wege Halt machen, uns besinnen und den rechten Weg suchen. Dann müssen wir uns vom falschen Wege abkehren, indem wir unsre Begierden überwinden, das Ich-Leben und Ich-Streben aufgeben, damit wir niemand unrecht tun und frei und ganz dem Willen Gottes und dem Dienst unsrer Brüder leben können. Selbstbesinnung, Selbstbeherrschung, Selbstentäußerung, endlich eine nutzbringende Tätigkeit im Dienste der Gesamtheit. Als solche gilt in erster Linie die Arbeit der Hand, deren Nutzen unzweifelhaft ist: Landbau, Bereitung von Nahrung, Kleidung und Wohnung; sie verdient daher den Vorzug vor den feinern Kulturarbeiten, die in den meisten Fällen unnütz, wo nicht gar schädlich sind. Damit ist das, was wir können und sollen, erschöpft. Nur unsre Gesinnung und deren Betätigung im Leben steht bei uns; deren Folgen in der äußeren Welt dagegen können wir weder übersehen noch lenken, sie müssen wir Gott anheimstellen. Er allein kennt das Ziel, dem wir zustreben; wir wissen nur die Richtung, in der wir zu gehen haben.

* * *

Zunächst wird man diese Lehren schwerlich unklar, verworren oder mystisch nennen können: was Tolstoi will, ist fast immer äußerst klar und einfach; die Art, wie er es vorträgt, nicht minder; es klingt uns nur so

ungewohnt und überraschend, daß wir es zunächst nicht glauben und durchaus etwas anderes hören wollen, als er sagt. Auch einen Asketen kann man ihn nicht schelten; werktätige Nächstenliebe hat nichts gemein mit Selbstquälerei, die doch auch aus einem selbstischen Begehren entspringt und niemand nützt. Endlich ist auch der Vorwurf eines finstern, lebensfeindlichen Pessimismus oder greisenhafter Morosität durchaus unberechtigt. Wer die Menschen so ehrlich und herzlich liebt, wie könnte der verdrossen oder gar lebensfeindlich sein? Tatsächlich ist auch die Stimmung des alten Tolstoi genau die entgegengesetzte, nämlich eine ruhige, sichere Freudigkeit und eine friede- und vertrauensvolle Gelassenheit, — die Grundstimmung jedes wahrhaft religiösen Menschen. Wenn Tolstoi jemals Pessimist war, so war er's in der Zeit vor seiner Umwandlung, zur Zeit, als ihm das Leben sinnlos schien, er sich mit Selbstmordgedanken schlug und Schopenhauer für den größten Denker seines Jahrhunderts erklärte; namentlich seine Jugenddichtungen, die so eindringlich die Ohnmacht des Menschen, sein Leben zu gestalten, das Scheitern der besten Absichten vor Augen führen, sie mögen mit Recht diese Bezeichnung führen. Dagegen, welch ein freudiger, felsenfester, siegessicherer Glaube an die Macht des Guten spricht aus Werken wie „Die Macht der Finsternis" und namentlich aus der „Auferstehung". Wie auch in dem verkommensten Menschen noch ein Fünkchen des göttlichen Geistes und damit eine Möglichkeit, sich zu erheben und zu erneuern, verborgen ist, wie in dem ernsten, aufrichtigen Streben nach dem Guten eine Kraft der Umwandlung für das eigne Selbst und für andre liegt, das ist vielleicht niemals machtvoller und überzeugender dargestellt. Und der gleiche Seelenzustand spiegelt sich in den andern Schriften: der ruhige, nüchterne, rein sachliche Ton, das Fehlen aller Aufregung und Ungeduld, aller unmittelbaren Appelle an das Gemüt zeugt von einer befriedeten, ihrer Sache gewissen Seele.

Aber freilich, es ist vieles in diesen Gedanken, was uns nicht nur ungewohnt, sondern auch unannehmbar erscheint, wogegen sich unser Gefühl sträubt. Nun, es ist nicht nötig, daß wir Tolstoi in all und jedem folgen, und er selbst würde am wenigsten verlangen, daß wir irgend einem Satze, der uns nicht ganz einleuchtet, auf seine Autorität hin zustimmen. Aber das sind wir ihm und den aufgeworfenen Problemen wohl schuldig, daß wir seine Gedanken ernsthaft erwägen und darüber selbst Klarheit zu gewinnen suchen. Auch wenn wir dann seine Auffassung ablehnen, werden wir dabei an Einsicht und Verständnis gewonnen haben: denn in ihm sind diese wichtigsten aller Lebensfragen in einer Wucht und Unmittelbarkeit erlebt und in einer Tiefe und Ursprünglichkeit durchdacht, wie selten in der Weltgeschichte. Und auch die Irrtümer eines Genies sind allemal unendlich lehrreicher und fruchtbarer als alle richtigen Ansichten aller Durchschnittsmenschen. Auch das sei nicht übersehen: Tolstoi gibt seine Lehre nicht als eine neue, selbsterfundene, sondern als die wiederentdeckte und gereinigte Lehre Jesu. Jedoch auch das soll nicht die Richtigkeit seiner Lehre beweisen (auch nicht nach Tolstois eigner Meinung), aber es sollte doch uns,

die wir uns Christen nennen, veranlassen, daß wir sie ernst nehmen, sie nicht mit naheliegenden Einwürfen und billigen Redensarten beiseite schieben und an ihnen vorbeigehen, als gingen sie uns nichts an.

Ich will nun Tolstoi weder widerlegen noch auch untersuchen, wieweit er recht hat und worin nicht. Ich möchte nur einige Eigentümlichkeiten seiner Moral hervorheben, sie aus den inneren Motiven erklären und dadurch Anhaltspunkte für die Würdigung dieser Lehre gewinnen.

Zunächst, sehen wir, ist diese Ethik durchaus religiös fundiert. Wir wissen, daß das keineswegs selbstverständlich ist, denn wir sind seit Kant gewohnt, die Moral als eine Welt für sich, unabhängig von der Religion, zu betrachten. Dieser Meinung tritt Tolstoi ausdrücklich entgegen („Religion und Moral"), und gerade der Vergleich mit einer rein philosophisch entwickelten Moral, wie der Kantischen, zeigt die Besonderheit Tolstois. Hier wird nicht die Tatsache des Gewissens auf ihre Voraussetzungen geprüft, wird die Moral nicht aus der Eigentümlichkeit des sittlichen Urteils, dem Begriffe eines unbedingt verpflichtenden Sollens in dieser so allseitig bedingten Welt hergeleitet, sondern ihr Fundament ist der Wille Gottes. Aber was ist dieser Gott? Nicht irgend ein Wesen außer oder über uns, nicht ein Weltschöpfer oder Weltrichter. Sondern wir kennen ihn nur in uns, als das Licht, das in uns leuchtet und unsern Weg erhellt, die Vernunft, die uns innewohnt und unser Leben leitet, die Stimme des Gewissens. Dieses Göttliche in uns gehört aber nicht einem jeden besonders an, sondern es ist dasselbe in allen, die Eine, ungeteilte, allgemeine Vernunft. Sie ist das allein wahrhaft Seiende in uns, während unsre individuelle Sonderexistenz nur ein Trugbild ist, das der Tod auflöst; das wahre Leben ist ewig und unendlich, es ist ein grenzenloser Ozean, aus dem wir kommen und in dem wir wieder versinken, aus dem wir uns während dieses kurzen Daseins erheben und doch in ihm befangen bleiben wie eine Welle im Meere, in dem wir sind und bleiben immerdar. Daher ist es Verblendung, wenn wir unser Wesen und den Zweck unsres Lebens in diese nichtige, vergängliche Sonderexistenz setzen, anstatt in das große, ewige, gemeinsame Leben, das Gott ist. Die Schranken unsres Einzeldaseins, die uns von unsern Mitmenschen trennen, sind also zugleich das Ungöttliche in uns. Indem wir sie vernichten und in Liebe mit den andern Menschen eins werden, nähern wir uns zugleich dem Urgrunde alles Seins und dem Vater aller, erfüllen wir den Willen Gottes und die Bestimmung unsers Lebens. Die Liebe führt zu Gott. Die Liebe ist Gott. So ergibt sich aus der religiösen Begründung der Inhalt dieser Moral: die Liebe.

Ein weiterer Zug erscheint nunmehr selbstverständlich: daß diese Moral für alle Menschen gilt und keinen Unterschied unter ihnen anerkennt. Sie wendet sich nur an den Menschen als ein Wesen, das an der göttlichen Vernunft teilhat, und ist daher für alle unmittelbar und in gleicher Weise verbindlich. Ebensowenig kennt sie natürlich einen Unterschied bei den Menschen als Objekten der Sittlichkeit, Gegenständen der Liebe. Wir sollen sie alle lieben, denn sie sind alle unsre Brüder und Schwestern, weil wir alle

Kinder eines Vaters sind. Was uns unterscheidet, das betrifft nur die nichtige, sinnliche Scheinexistenz. Das wahre Sein ist in uns allen ein und dasselbe, nämlich Gott selbst. Daher kämpft Tolstoi unermüdlich gegen alles, was die Menschen trennt und unterscheidet, die Standesunterschiede, den Gegensatz der verschiedenen Völker, die Unterschiede in Besitz und Bildung. — Diesen Zug finden wir bei allen großen Ethikern wieder: bei Jesus und Buddha wie bei Kant. Jede Ausnahmemoral, jede Standesmoral ist ein Unding und liegt nicht jenseits, sondern diesseits von gut und böse.

Dieses moralische Gesetz gilt unbedingt und für alle Lebensverhältnisse. Es ist ein eifriger Gott, der keine fremden Götter neben sich duldet. Dieser Anspruch folgt unmittelbar aus dem Begriff des Sittengesetzes, das ohne ihn nicht zu denken ist. Wenn nun nach Tolstoi alle Formen unsers gesellschaftlichen Lebens dieser Forderung nicht genügen, wenn sie nicht in Liebe gegründet sind und Liebe wirken, sondern das Gegenteil, so liegt darin eine vernichtende Kritik, die Beachtung verlangt; sie zeigt mindestens, daß die heutigen Zustände nicht sind, wie sie sein sollten, und einer gründlichen Erneuerung bedürfen, wenn wir auch nicht ganz dieselbe Folgerung ziehen wie Tolstoi.

Und weiter: Nur die eigne Anstrengung kann den Menschen zum Heile führen. Keine äußere Macht, kein Gott, kein Engel, kein Heiliger, kein Priester, keine Kirche, kein Sakrament kann ihn erlösen und von der Sünde freimachen, nur der göttliche Geist, der in ihm lebt und wirkt. Auch das ist ein charakteristischer Zug, den wir überall finden, wo ursprüngliche Sittlichkeit spontan in einem Menschen entsteht, und der stets vergessen oder verdunkelt wird, wenn diese Sittlichkeit zur konventionellen Formel erstarrt ist und nun als Tradition weitergegeben wird. Nur die Sittlichkeit, die ganz frei und von innen heraus aus den Tiefen der Seele wächst, ist wahre Sittlichkeit; alles Erzwungene, von außen Eingepflanzte und Angelernte ist wertloses Surrogat. Daher ist Tolstoi jede Proselytenmacherei gründlich verhaßt. Nie versucht er jemand zu bekehren, zu überreden. Auch die Nächststehenden läßt er vollkommen frei gewähren. Es ist bekannt, daß die Gräfin Tolstoi mit seinen jetzigen Anschauungen nicht einverstanden ist, seine Lebensweise nicht teilt und sein privates und geistiges Eigentum, das er selbst nicht anerkennt, zusammenhält und verwaltet; daß auch die Kinder alle ihre eignen Wege gehen, daß nur die eine Tochter unbedingte Anhängerin des Vaters ist, und ein Sohn eine Gegenschrift gegen die Kreutzersonate verfaßt hat, ohne daß das einträchtige Zusammenleben und das häusliche Glück dadurch getrübt würde. Gewiß ein herrlicher Beweis für die hohe, freie und reine Gesinnung Tolstois. Aber auch in seinen Schriften und Briefen meidet er aufs strengste jeden Versuch, zu überreden, das Gefühl zu überrumpeln; stets sucht er nur durch ruhige, sachliche Darlegung und die unentrinnbare Kette seiner Logik den Verstand zu überzeugen und die richtige Einsicht hervorzurufen. Ja, auch seine ganz einzige Erziehungsmethode, wie er sie bei seinen eignen Kindern und in den Bauernschulen angewendet hat, beruht ganz auf diesem Grundsatze: Kein Zwang, keine

Disziplin, keine Strafen. Die Kinder selbst bestimmen, was sie lernen wollen, und haben in allem freien Willen. Aufgabe des Lehrers ist es, ihnen die Lust zum Lernen zu erregen und ihr Interesse zu fesseln. Auch die Bildung und das Wissen sollen nicht aufgezwungen, sondern aus innerm Bedürfnis und freiwillig aufgenommen werden.

Endlich: Tolstoi lehnt es entschieden ab, unserm Leben irgend ein bestimmtes Ziel zu stecken, er weist ihm nur die Richtung, in der es sich bewegen soll. Nicht irgend welche Glückseligkeit kann das Ziel sein, weder das Wohl der einzelnen Person, noch das Wohl irgend einer Gesamtheit, der Familie, des Volkes oder auch der Menschheit. Denn das hängt niemals von uns ab, wir können es nicht herbeiführen, können nicht einmal wissen, was dazu dient. Wir übersehen nicht, welchem Ziele unser Leben zustrebt, so wenig wie der Wassertropfen etwa den Lauf des Flusses übersieht. Nur Gott, die allgemeine Vernunft, kennt das Ziel unsers und alles Lebens. Außerdem, hätten wir ein Ziel, so müßte es erreichbar sein, und dann wäre das Leben aus. Statt dessen weist uns Tolstoi ein Ideal, das seinem Wesen nach unendlich und unerreichbar ist. Tolstoi erklärt den Unterschied im Nachwort zur Kreutzersonate durch ein schönes Gleichnis: „Dem Seeschiffer unweit vom Strande konnte man zurufen: ‚Halt dich an jene Erhöhung, an jenes Kap, an jenen Turm' usw. Es kommt aber die Zeit, wo die Seeschiffer sich vom Strande entfernt haben, so daß sie sich nur nach den unerreichbaren Gestirnen und dem Kompaß richten können. Der Strandschiffer steuert auf ein Vorgebirge, einen Turm zu, den er erreichen kann und erreichen wird. Der Befahrer der offenen See kann die Sterne nicht erreichen und will es nicht, aber sie weisen ihm die Richtung seiner Fahrt. Ein solcher Richtungsstern ist das Ideal."

Damit ist zugleich klar, daß das Ideal sich nicht unmittelbar im Leben verwirklichen läßt und daß aus ihm nicht einzelne praktische Vorschriften und Verhaltungsmaßregeln für die Lebensverhältnisse sich ergeben. Die Richtung ist für alle gegeben; aber der Weg ist bedingt durch die Natur des Bodens, auf dem wir schreiten, und ihn muß sich jeder selbst suchen. Der Wandrer in dunkler Nacht kann nicht geradewegs drauf los marschieren, das Auge starr auf den Stern gerichtet, der seine Schritte lenkt, oder er wird in den nächsten Graben fallen und gegen die nächste Mauer anrennen; auch wenn er die Richtung weiß, muß er forschen, wo ein gangbarer Weg sich bietet, der zu seinem Ziele führt. Ebenso muß unser Handeln im Leben sich zugleich nach den Verhältnissen richten, in denen wir stehen, nicht in dem Sinne, daß wir uns allein von ihnen bestimmen lassen, sondern so, daß wir sie zu bestimmen und in der Richtung des Ideals umzubilden suchen. So bestimmt Tolstoi diesen Unterschied herausstellt, so entschieden und unermüdlich er die Unerreichbarkeit des Ideals einschärft und es ablehnt, konkrete Vorschriften zu geben, so ist doch dies vielleicht der Punkt, den er selbst zuweilen übersieht. Die allzu direkte unmittelbare Übertragung der idealen Forderung auf die einzelnen Lebensgebiete scheint mir die wesentliche Ursache aller jener radikalen Konsequenzen, die uns unhaltbar erscheinen.

Freilich soll und muß das Ideal im Leben sich betätigen; freilich liegt in ihm die Forderung und die Kraft, alle Verhältnisse des Lebens von Grund aus umzugestalten und zu erneuern; freilich ergeben sich daraus für unser Tun überall greifbare Ziele, aber diese haben nur bedingte und provisorische Geltung, resultieren aus dem Ideal und den gegebenen Bedingungen und sind für jeden einzelnen Fall verschieden und besonders zu bestimmen.

Aus der Unerreichbarkeit des Ideals folgt aber auch, daß die Einteilung der Menschen in gute und böse nur bedingt gültig und im Grunde hinfällig ist. Es gibt keinen Menschen, der unbedingt gut ist, d. h. der das Ideal vollkommen erreicht hätte. Auch für den Besten gilt das Wort des Dichters:

„Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe mutlos die beschämte Tat.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen."

Und auch der Niedrigste und Verworfenste ist nicht so schlecht, daß ihm die Möglichkeit zur Besserung benommen wäre; wenn auch schwach und verschüttet, glimmt doch in seiner Seele der göttliche Funke, der in jedem Augenblick zur hellen Flamme auflodern kann. Es gibt nur eine allmähliche Annäherung an das Ideal, einen Weg, der unendlich ist und auf dem die Menschen stehen, alle an verschiedenen Punkten, die einen vorn, die andern weiter zurück, aber doch alle in unendlicher Entfernung. Und für den einzelnen gibt es einen Punkt, wo in seinem Leben die klare Einsicht durchbricht, die entschiedene Hinwendung zum Guten sich vollzieht und nun ein stetiges Fortschreiten möglich wird.

Auch Tolstoi selbst ist kein Heiliger. Immer wieder betont er, daß er nur ein schwacher Mensch ist und nicht ein Zehntausendstel von dem erfüllt, was er fordert. Wir wissen ja, wie er für seine eigne Person sich bemüht, sein Leben gemäß seiner Lehre zu gestalten, wie er auf alle Vorteile seines Standes und Reichtums verzichtet, sich mit dem Einfachsten und Notdürftigsten begnügt, die körperlichen Arbeiten des gewöhnlichen Volkes verrichtet und stets bemüht ist, allen, die zu ihm kommen, zu helfen. Aber indiskrete Geschwätzigkeit hat uns auch verraten, wie ihm der Kampf mit manchen Gewohnheiten, namentlich des Fleischessens und Rauchens, anfangs schwer gefallen ist und sich nicht ohne Rückfälle entschieden hat. Aber wir sollen uns doch hüten, deswegen zu denken: Aha, er ist also auch nicht besser als wir andern. Denn wenn wir bedenken, wie schwer es für einen Mann zwischen 50 und 60 Jahren ist, alle seine Lebensgewohnheiten von Grund aus zu ändern, sich alle gewohnten Genüsse und Bequemlichkeiten zu versagen, wie heftig die Forderungen eines so gesunden und kraftvollen Körpers sind, und was alles Tolstoi zu überwinden hatte, so werden wir aus jenem Straucheln nur auf die Schwere des Kampfes schließen und vor

der Selbstüberwindung, die aus dem verwöhnten Sohn des Reichtums jetzt den schlichten Greis gemacht hat, der wie ein Bauer lebt und arbeitet, vor dieser eminenten sittlichen Leistung nicht weniger Bewunderung und Ehrfurcht empfinden, als vor seinen künstlerischen Werken und seiner Gedankenarbeit.

Noch sind einige Worte über Tolstois Stellung zum Christentum zu sagen. Christentum heißt für ihn überall die Lehre Christi, wie sie in den Evangelien, namentlich in der Bergpredigt, überliefert ist. Was darüber ist, also besonders die Dogmen und Zeremonien der Kirche, das verwirft er durchaus; es ist im besten Falle überflüssig und selbst schädlich, weil es die Hauptsache verbirgt und verdrängt; es ist aber in den meisten Fällen der Lehre Christi direkt entgegengesetzt. Mit der Lehre Christi fühlt sich Tolstoi durchaus einig. Wir können hier nicht untersuchen, ob mit Recht. Aber zwei Punkte müssen wir hervorheben. Erstens ist diese Lehre für Tolstoi nicht deswegen richtig oder göttlich, weil Christus sie verkündigt hat, sondern weil sie an sich vernünftig ist, weil sie der Forderung seines eignen Gewissens entspricht, weil sie allein imstande ist, dem Leben einen Sinn zu geben. Und Christus ist für Tolstoi wiederum nichts als der Mensch, der diese Lehre verkündigt und durch sein Leben bestätigt hat. Darin allein besteht seine Bedeutung für uns. Jede Zutat, jede andre Würde und Autorität würde der reinen Wirkung und unbedingten Geltung dieser Lehre nur Eintrag tun. Zweitens aber besteht für Tolstoi kein Gegensatz zu andern Religionen. Neben Christus zitiert er gern Konfuzius, Buddha, Moses, Sokrates; sie alle wollen und meinen im Grunde dasselbe, nur daß die Verkündigung Christi klarer, reiner und umfassender ist. Und geradezu irreligiös würde es Tolstoi vorkommen, wenn man zwischen Christen und Nichtchristen einen Unterschied machen und jenen einen Vorzug zuerkennen wollte. Ist doch der Kern seiner Religion eben die Überzeugung, daß alle Menschen in Gott eins sind.

Und nun kehren wir zum Schlusse zu der Frage zurück, von der wir ausgingen: Ist der Denker, der Gesellschaftskritiker und Sittenprediger Tolstoi von dem Künstler Tolstoi wirklich so grundverschieden, wie es gewöhnlich angenommen wird, oder lassen sich beide vereinigen? Wir haben bereits gesehen, daß sie sich nicht chronologisch voneinander sondern lassen, daß alle die Fragen, die den heutigen Tolstoi beschäftigen, bereits in seinen frühesten Werken aufgeworfen sind; und wir wissen auch, daß seine dichterische Kraft keineswegs erlahmt ist und uns auch seit seiner Bekehrung mit herrlichen Gaben beschenkt hat. Ich nenne nur die erschütternde Tragödie „Die Macht der Finsternis“, die meisterhafte Erzählung „Herr und Knecht“, die Reihe seiner Volkserzählungen, unter denen Juwelen sind, wie „Wovon die Menschen leben“; endlich das grandiose Werk des Siebzigjährigen, die „Auferstehung“, die wohl alle Zweifel an seiner künstlerischen Vollkraft widerlegt hat. Wir bemerken auch leicht die Übereinstimmung des Dichters und Denkers in den allgemeinen Charakterzügen, in der unbedingten Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, in dem heiligen Ernst, in der ruhigen, nüchternen Sachlichkeit, dem Verschmähen alles äußeren Aufputzes und schönen Scheins,

aller Überredungskünste und Wirkungen auf das Gemüt. Aber damit ist die Frage noch nicht erschöpft.

Tolstoi ist ein wunderbarer Schilderer der Natur; ohne übermäßige Breite und Detailhäufung erreicht er durch die Klarheit und Reinheit seines Schauens, das tiefe Erfassen der Stimmung einer Szene, das Zusammenwirken aller Sinne Naturbilder von unvergleichlicher Schönheit. Aber das eigentliche Hauptstück seiner Kunst ist doch die Darstellung menschlichen Seelenlebens, die allumfassende Weite und Tiefe seiner Psychologie, die kaum ihresgleichen hat. Woher kommt ihm diese Gabe? Wir haben kein Mittel, um fremdes Seelenleben unmittelbar zu erfassen, wir können es nur durch die Analogie unsres eignen erschließen. Niemand kann daher ein großer Psychologe sein, der nicht selbst ein reich entwickeltes Seelenleben hat und dies beständig beobachtet und genau kennt. Aus derselben Grundlage, aus dem starken Triebe und Talent zur Selbstbeobachtung und Selbstkritik stammt die eigentümliche Kraft des Künstlers und die Neigung zu dem tiefbohrenden Grübeln über die Probleme des Lebens. Wir sahen, wie diese Neigung bereits in dem Knaben am Werke war. Sie wird dann abgelenkt auf die Umwelt; diese gilt es zu entdecken, sich zu eigen zu machen. Und mit demselben sichern Scharfblick und Tiefblick, derselben unbestechlichen Wahrhaftigkeit, mit der er sich selbst prüfte, überschaut der Dichter nun die Menschen rings um sich herum und schaut ihnen bis auf den Grund ihrer Seele. Und überall sieht er, daß das Leben widerspruchsvoll und sinnlos ist. Und es ist ja gewiß wahr, daß unser ganzes Leben voll Widersprüche steckt; hat man doch mit Recht als das eigentliche Charakteristikum des Lebens genannt, daß es sich widerspreche; eben die Verbindung und der Kampf widerstrebender Elemente bringt das unendlich mannigfaltige und ewig wechselnde Schauspiel des Lebens zuwege. Und es ist auch wahr, daß unser Leben an sich sinnlos ist, denn es wird bestimmt durch Gesetze, die sich unsrer Erkenntnis und unsrer Kontrolle entziehen, und allein durch unser sittliches Wollen und Handeln können wir ihm einen Sinn geben. Und sein nicht irrendes Auge dringt durch alles Schein- und Gaukelwerk, womit die Menschen die innere Leere ihres Lebens verhüllen. So findet sein Forscherdrang, sein Sinnbedürfnis auch hier keine Ruhe. Und nachdem er die ganze Weite seiner Welt durchmessen und für sein Schauen und seine Kunst erobert hat, am umfassendsten in den großen Epen seiner Lebensmitte, nachdem die höchste extensive Spannung erreicht ist, wendet sich der Trieb wieder nach innen, in die Tiefe des eignen Lebens, um dessen Grund und Wesen zu finden. Der Gestalter der Welt wird zum Grübler über das Lebensproblem.

Auch der religiöse Charakter seiner Ethik ist aus dem Künstler zu verstehen. Dieser Ton klingt ebenfalls schon in seinen frühen Dichtungen an, vielleicht am vernehmlichsten am Schlusse der Skizze „Luzern“. Aber mehr. Tolstoi stellt Menschen vor uns hin, unzählige Menschen jeder Art, in voller Lebendigkeit, im Tiefsten ihres Lebens erfaßt. Dazu muß er sich ganz in ihre Seele hineinversetzen, in ihr Leben, ihre Lage, ihre Eigenart

hineinleben, hineinfühlen, muß ganz mit ihnen eins werden. Dadurch schon ist jede wahre, große Kunst rein als solche religiös. Aber besonders stark empfinden wir es bei der Kunst Tolstois, wie ihre Seele recht eigentlich die Liebe zu allen Menschen, das innige Mitempfinden und Mitleiden mit seinen Gestalten ist. Sie ist für ihn tatsächlich die Erfüllung seiner sittlichen Bestimmung, des Willens Gottes, und sie kommt nur zum klaren Bewußtsein ihrer selbst, indem sie entdeckt, daß das wahre Wesen der Menschen ihre innere Einheit in Gott, dem gemeinsamen Urgrunde, daß Sinn und Ziel ihres Lebens die Liebe, das Streben nach der Vereinigung in Gott ist.

Freilich scheint mit dieser Selbstbegreifung zugleich eine Selbsttäuschung verbunden zu sein; eine Täuschung, die wir so oft beobachten, wo das religiöse Gefühl ausschließliche Macht über einen Menschen gewinnt: daß es sich nämlich nicht begnügt, das Leben in allen seinen Erscheinungen zu tragen, zu erhellen, zu vereinigen, sondern daß es überall ausschließlich herrschen will und alles andre zurückdrängt. So sehen wir, wie Tolstoi ein Stück Leben nach dem andern entwirft, weil es nicht direkt und unmittelbar dem religiösen Ziele dient und sein eignes Recht, seine eigne Gesetzlichkeit behauptet. Wir sehen, wie er sogar seine Dichtung verwirft, die doch sicherlich seine größte Leistung auch im religiösen Sinne, sein unvergleichlicher Beitrag zum Bau des Reiches Gottes unter den Menschen ist.

Wir haben gesehen, wie der Künstler und der Denker aus derselben Wurzel gewachsen sind und sich in derselben Persönlichkeit vereinigen. Wir werden nun nicht mehr den einen vom andern trennen, gegen den andern ausspielen oder über ihren Vorrang streiten. Beide gehören zu den größten Erscheinungen in ihrer Art, die die Weltgeschichte kennt; über alles groß und verehrungswürdig aber erscheint uns der Mensch, der beide in sich vereinigt und in beiden noch nicht erschöpft ist. Was in seinen Gedanken verfehlt und vergänglich ist, was sich dagegen einwenden läßt, das habe ich, soweit ich's verstehe, nur leise angedeutet, denn es scheint mir unwesentlich gegenüber dem unzweifelhaft Wahren und bleibend Wertvollen. Es ist viel wichtiger und fruchtbarer, daß wir von ihm lernen, als daß wir ihn widerlegen. Und es sind ganz wenige Menschen, die uns so viel zu sagen und zu geben haben. Die Erhebung unsrer Seele und die Deutung der Welt durch die wundervollen Gebilde seiner Kunst, die Öffnung unsres Verständnisses für die Menschen und ihr Leben, das wuchtige Aufwerfen der letzten und wichtigsten Fragen, des Problems des Lebens selbst, endlich das ergreifende Vorbild seines eignen Lebens, — das alles kann uns Leo Tolstoi geben, wenn wir nur willig sind zu empfangen.





Der Waldpfarrer am Schoharie

Kulturhistorische Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben des achtzehnten Jahrhunderts

von

Friedrich Mayer

(Schluß)

Einundzwanzigstes Kapitel

Das ist eine Unruhe im Lande, ein ängstliches Auf- und Abgehen im Tale; man weiß nicht mehr, wer Freund ist oder Feind. Es wettert und blitzt an allen Orten und Enden!

Winkt uns endlich die Freiheit und das Recht, oder fallen wir alle unter dem Skalpiermesser?

Der alte Weiser und seine Zeitgenossen haben vor sechzig Jahren untertänigst mit entblößtem Haupte gezittert vor Gouverneur Hunter!

Ihre Söhne und Enkel, im freien Walde aufgewachsen, stehen aufrecht wie die Eichbäume vor dem Gouverneur; ihre Fäuste sind geballt, ihre Augen blitzen vor Zorn und Ingrimm; sie trotzen selbst dem Könige von England!

Einmal zu oft hat der Gouverneur das Recht gebeugt, als er den Urteilsspruch in Sachen der Deutschen gegen die beiden Livingstones, den Sir Johnson gefällt, kurzer Hand aufhob.

Nun zieht sich das Gewitter über der Kolonialaristokratie zusammen. Vieljähriges Unrecht, unmenschliche Vergewaltigung, lang verhaltener Ingrimm kommt vulkanartig zu gewaltsamem Ausbruch.

Das Schoharietal ist zu einem Feldlager geworden! Wir haben die Revolution vor der Türe mit all ihren Schrecken, mit all ihren Hoffnungen!

„Freiheit oder Tod", dieses Wort von Patrick Henry im Staatshause von Virginien gesprochen, ist unser Schlachtruf geworden.

Mit lautem Beifall begrüßten wir am Schoharie die Erklärung der Unabhängigkeit von der englischen Gewaltherrschaft, welche die Vertreter der dreizehn Kolonien an den König sandten. Niemand versteht ihre Bedeutung besser als wir Deutschen.



Der Sturm entladet sich, Blut ist geflossen, es donnern die Kanonen, die Unterdrücker beben. Gleiche Rechte für alle, Vorrechte für keinen!

Zuerst waren es nur unverbürgte Gerüchte, die ins Tal eindrangen. Boston habe sich empört, hieß es, dann wieder soll in New York oder in Philadelphia und Germantown der Ausbruch toben.

Endlich kam der Jonathan Schmul nach dem Schoharie. Er ist wohlhabend geworden, statt mit seiner Kiste auf dem Rücken fährt er jetzt mit Pferd und Wagen durch das Land.

Er war in Boston, als die erzürnten Bürger die Teekisten ins Wasser schleuderten. Er hörte in Faneuil Halle die begeisterten Freiheitsredner John Hankock und Dr. Warren; er sah, wie der Doktor als einer der ersten in der Schlacht fiel für die Freiheit des Landes.

Der alte Schmul ist seither wieder jung geworden.

„Keine verkauften Katherine Weisenbergs mehr, keine vertriebenen Weisers, keine skalpierten Weiber und Kinder mehr, Herr Pfarrer, so wahr ich bin ein armer Jud', welcher macht ein ehrlich Geschäft", rief er und war zur Türe hinaus. Noch einmal kam er zurück und schrie: „Haben unsere Arme nicht verwandelt die Wildnis in ein Paradies, warum können deitsche Leit' nicht regieren sich selber? Deitschen Richter, deitschen Sheriff — wir kriegen's!"

Die Bevölkerung im Tale ist in zwei Heerlager gespalten.

Die Kinder der sieben holländischen Partner stehen zu England, mit ihnen alle jene, die seit sechzig Jahren die Deutschen knechten wollten.

Wehe tut es mir, daß auch Sir Wm. Johnson zum Verräter geworden ist. Er ist der einflußreichste Engländer im Tale, verwandt mit mehr als zweihundert Familien. Er hat die westliche Seite des Tales vollständig abgeschlossen von jeder Verbindung mit Albany und dem östlichen Teile des Landes. Dadurch verhindert er die Zufuhr von Pulver und Kriegsmaterial, das uns so not tut. Auch sein Schwager, der Mohawkhäuptling Brant, steht auf Johnsons Seite. O sie sind klug, die Tories, die Verräter, sie schickten Brant nach England. Durch persönliche Rücksprache mit dem Wilden hat Georg III. die Indianer für sich gewonnen. Uns Deutschen droht aufs neue das Skalpiermesser!

Pulver bekamen wir doch! Der Jude Schmul hat es mitten durch die Wachen Sir Johnsons hindurchgefahren. Sie hielten die Ladung für Hausierwaren. Es ist doch gut, daß der Schmul vorankam und sich einen Wagen anschaffen konnte. Er hatte nicht nötig, so oft zu gehen. Jeder opfert sein Hab und Gut. Morgen opfern viele ihr Leben!

Doch Gott will das Recht, darum werden wir siegen!

Eine große Volksversammlung fand statt, die den entscheidenden Schritt tat. Die Aristokraten, die Tories waren vollzählig erschienen, bald zeigten sie die alte Judashand. Mit Geld oder andern Versprechungen konnten sie nichts mehr ausrichten unter den Deutschen. Darum sollten die reichen Aristokratentöchter unsere jungen Männer an sich locken. Bis

jetzt hatten diese Damen vornehm und mit Verachtung auf uns herabgeschaut. Dieses Mal jedoch brachten die edlen Väter ihre Mädchen hübsch geputzt in die Volksversammlung. Sie hatten nicht ganz vergeblich gerechnet. Es war nur gut, daß ich diesmal auch anwesend war und meine siebzig Jahre mich nicht zurückhalten konnten.

War das ein Zusammenlauf der Menschen! Da die große Halle die Gekommenen nicht alle fassen konnte, waren die Aristokratinnen besonders draußen in den Straßen beschäftigt, ihre Netze für den König von England auszuwerfen. In der Halle kam es inzwischen zu einer Rednerschlacht. Schon glaubte ich, meine Anwesenheit sei ganz unnötig, als die Tories ihr schwerstes Geschütz vorführten. Sir Johnson, alt und grau, meldete sich nämlich zum Wort, ein Mann, der jederzeit auf die Aufmerksamkeit seiner deutschen Nachbarn rechnen durfte.

Mit beweglichen Worten erinnerte er seine Freunde und Mitbürger daran, wie er immer ein Freund der Deutschen gewesen sei, wie er selbst eine Deutsche zur Frau gehabt und in den Adern seiner Söhne deutsches Blut fließe, seinem Haus und seinem Familienleben fehle nicht die deutsche Gemütlichkeit. Der König würde uns ewig dankbar sein, wenn wir jetzt ihm treublieben. Wir sollten als Nachbarn nicht gegeneinander kämpfen!

Mich litt es nicht länger auf meinem Stuhle; ich trete auf das Podium, von allen Seiten begrüßt mit den Worten:

„Der Waldpfarrer vom Schoharie! Hört, hört!"

„Mit Sir Johnson", begann ich, „ließe sich unterhandeln.

Mitbürger, mit wem kämpfen wir, wer hat uns unterdrückt? Nicht Sir Johnson, sondern der Gouverneur, der englische Obergeneral, der König von England!

Soll ich unsere Geschichte erzählen? Ist das nötig? Ihr kennet sie auswendig. Es ist eine lange Kette von Unterdrückungen, von Schandtaten, die im Namen des englischen Rechts und des Königs von England an uns begangen worden sind.

Soll ich noch einmal erinnern an den alten Weiser? Es sind Leute hier, die vor vierzig Jahren der Bauernversammlung in Weiserdorf beigewohnt haben, die dem Manne ins Auge geschaut haben, der verfolgt wurde, geschlagen, an den Mastbaum eines Piratenschiffes festgebunden, in den Schuldturm zu London geworfen und endlich aus Weiserdorf hinausgejagt wurde. Warum? Hat er nicht treu für den König gearbeitet, nicht auch im Kriege gegen die Franzosen und Rothäute unter der Fahne Englands als Kompanieführer der Deutschen tapfer gekämpft und dem Feinde ins Auge geschaut?

Was wurde ihm dafür? Seine Heimat wurde ihm genommen; als er alt und grau geworden war, hat man ihn vertrieben!

Euer Gouverneur hat es getan, die Livingstones, die holländischen Partner, die Kolonialaristokratie zwangen Hunter dazu! Dieselben Leute,

deren Töchter heute nacht draußen auf der Straße versuchen, unsere Söhne zu Judassen an ihrem Volk und ihrem Glauben zu machen!

Sir Johnson hat eben den Namen seiner verstorbenen Gattin genannt. Er wird wissen, daß ich sie vor der Nachstellung eines fremden Fürsten beschützt habe. Wer, so frage ich, hat sie beschützt vor amerikanischer Sklaverei? Hat je ein Deutscher Recht erlangt unter eurem Gesetz?

Wer hat uns den Besitztitel auf unser Land verweigert, wer uns die Wilden mit der Brandfackel ins Haus geschickt?

Gott will Recht, wir werden es erlangen. Ihr habt es uns vorenthalten, Gott gibt es uns!

Ich war Zeuge, wie erst vor einem Jahrzehnt unsere Männer von den Indianern meuchlings ermordet, unsere Weiber und Kinder in die Gefangenschaft geschleppt, wie unsere Häuser und Ernten verbrannt wurden! Warum? Weil der englische Obergeneral in Albany gesagt hat: Den Deutschen kann ein Aderlaß nichts schaden!" —

Ohne es zuerst zu beachten, war in diesem Augenblick mein stummer Adam Bauer neben mich hingetreten. Sein Gesicht zuckte, er trug alle Anzeichen eines neuen Ausbruchs der Tobsucht zur Schau. Ich packte ihn und rief:

„Mitbürger, sehet diesen Mann! Das ist das Werk Englands!"

Nun brach ein Sturm los, den ich nicht beschreiben kann.

Als ich endlich fortfahren konnte, sagte ich ruhig:

„Sir Johnson stand neben mir, als ich diesen jungen Mann unter dem erschlagenen Leichnam seiner Mutter, die ihr Kind im Sterben noch schützen wollte, hervorzog. Ich habe den Knaben großgezogen, war Zeuge seiner Not und seines namenlosen Elends. So bezahlt England für deutsche Treue!

Siegt der König von England auch dieses Mal, dann weiß ich wohl, was unser wartet. Steht nicht neben Sir Johnson sein sauberer Schwager, der Indianerhäuptling Brant, der Mörder unserer Männer, der Schänder unserer —"

Ich konnte nicht mehr weiterreden. Es brach ein Lärm aus, der jenen Vorgang in des alten Weisers Scheune noch in Schatten stellte. Ein Schreien vor Schmerz und Wut; man drängte auf Brant ein, und die wütenden Deutschen hätten ihn in diesem Augenblick in Stücke gerissen, hätte nicht General Herkimer ihn mit seinem Leibe geschützt. Die Tories zitterten, die feige Brut fürchtete um ihr Leben. Sie kannten vorher nicht den Zorn beleidigter und in ihren heiligsten Gefühlen schwer gekränkter deutscher Männer.

Endlich drang meine Stimme durch:

„Keine Gewalt heute! Nur Klarheit wollen wir uns verschaffen über die Frage: Halten es die Deutschen des Mohawk- und Schoharietals mit Georg Washington oder mit Georg III. von England? Ich stelle den Antrag, folgenden Beschluß als unsern Willensausdruck an den amerikanischen Kongreß und an Georg Washington zu senden:

Wir Deutsche am Mohawk und im Schoharietal verschmähen die uns angedrohte Sklaverei, und auf uns angewiesen durch die Bande der Religion, Nationalität, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe beschließen wir, für unsere Freiheit zu kämpfen mit Gut und Blut!"

Ich hatte kaum das letzte Wort ausgesprochen, als der Vorsitzer über den Antrag abstimmen ließ. Die Tories wagten nicht einmal Nein zu sagen. General Herkimer wurde beauftragt, den Beschluß an die zuständige Behörde zu übermitteln.

Draußen wogte die Volksmenge auf und ab. Die Erregung war eine außerordentliche, selbst die Stimmen waren trocken, keiner wagte laut zu sprechen.

Seit Wochen hatten die Tories die Drohung ausgesprengt, daß im Falle die Volksversammlung sich für die Freiheit entscheide, man auf der Stelle ein Blutbad anrichten werde. Es schien, als huschten die Todesschatten durch die Straßen. Ein einziger Flintenschuß mußte den Straßenkampf entfachen. Es war eine unheimliche Stille.

Plötzlich erschien auf dem Dach der Halle mein Adam Bauer. In der Hand schwenkte er die eben erst aufgekommene amerikanische Fahne, die Sterne und Streifen. Man hielt den Atem an, ob der Tollkühnheit des jungen Menschen. Seine Brust hob und senkte sich, und unter großer Anstrengung begann der bis dahin Stumme erst stotternd, dann aber laut und glockenhell zu singen:

„Schlachtgetön
Brauset über Tal und Höh'n!
Hört ihr der Trompeten Schmettern?
Frisch hinein in Kampf und Wettern,
Gott wird uns den Sieg bescher'n!
Für das Recht
Kämpfen Männer, treu und echt!
Für die Sterne und die Streifen
Mutig wir das Schwert ergreifen!
Für die Freiheit und das Recht!"

Die Wirkung des Liedes streifte ans Wunderbare! Die Männer entblößten ihre Häupter vor dem Sternenbanner und sangen mit:

„Gott und Herr!
Schau herab vom Himmelszelt!
Laß in diesem Kampf uns siegen
Und verleihe bald uns Frieden,
Gott der Schlacht, zieh mit ins Feld." —

„Gott hat an uns ein Wunder getan", sagte ich zu Herkimer. „Ich kann es mir nicht anders erklären."

Oder hat vielleicht die allgemeine Erregung das Band der Zunge bei dem stummen Adam gelöst? Noch in der Nacht stürmte er hinaus in den Wald. Ich habe ihn seitdem nicht wiedergesehen.

Wir stehen am Vorabend der Entscheidungsschlacht! Ich habe meine Sachen geordnet. Die May, die seit dem Tode der alten Urschel meine Haushaltung führt, hat sich mit dem John Kreiskorn verlobt, einem tüchtigen jungen Manne. Sie ist gut und sehr schön. Es ist besser so; falls ich wegsterbe, hat sie einen Beschützer. Es haben ihr zu viele nachgestellt, so daß mir manchmal um das Mädchen bangte. Die Geschichte ihrer Mutter habe ich ihr nicht erzählt, wozu soll ich sie damit beunruhigen?

Der Adam, wer weiß, ob er noch lebt? Ich befehle meine Gemeinde der Gnade und dem Erbarmen Gottes!

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Wie schwül liegt die Augustnacht über dem Tale! Ob's nimmer Morgen werden will?

Westlich von hier, da, wo der kleine Oriskafluß in den Mohawk fällt, stehen unsere Soldaten und horchen in die Nacht hinaus, ob sich kein Feind rege und aus dem Walde heranschleiche.

Endlich ist die lange Nacht vorüber, strahlend steigt die Sonne über dem Walde empor. Es wird ein heißer Tag werden!

General Herkimer formiert seine Truppen. Es sind lauter Freiwillige, lauter Deutsche!

Da stehen die Söhne und Enkel der Pfälzer und Schwaben, keiner mißt weniger als sechs Fuß, in der Rechten das Gewehr mit Bajonett, die Reiter haben Büchsen. Männer, schlank, kräftig, nervig! Selbst das Auge des tapfern Preußenkönigs würde an diesen Gestalten sein Wohlgefallen haben.

Der englische General St. Leger ist vom Westen her ins Mohawktal gefallen; er hat den Befehl, die Indianer unter ihrem Häuptling Brant und die Tories des Sir Johnson an sich zu ziehen, die Deutschen zu schlagen, das Tal, diese Kornkammer Amerikas, zu verwüsten und bei Albany sich dann mit General Burgoine zu vereinigen, mit diesem gemeinsam den Hudson hinunterzuziehen und Washington, der dort im Felde steht, mit seinem Heere zu vernichten.

Der erste Teil dieses Kriegsplans sollte im Mohawktal zur Ausführung kommen. Darum stehen die deutschen Ansiedler hier, um mit den Waffen die Eindringlinge zurückzuweisen. Es handelt sich nicht nur um Recht und Freiheit, sondern um unsere Heimat, unsere Familie, um Haus und Kirche.

Man weiß, daß im Walde der Feind auf das Vorrücken der Unsern wartet. Nikolaus Herkimer zaudert; unter seinem Befehle stehen bloß achthundert Mann, während die Schar unter St. Leger, die Tories und Indianer, ihm mehr als dreifach an Zahl überlegen ist. Er hatte einen Boten, Adam Helmer, nach dem sechs Meilen entfernten Fort Stanwix zu Oberst Gansvoort geschickt, mit der Weisung, dieser solle gleichfalls

einen Ausfall aus dem Fort machen. Er solle die Eröffnung der Feindseligkeiten durch drei Kanonenschüsse anzeigen, worauf die Deutschen sofort zum Angriff übergehen würden.

Nun warten die Deutschen auf das Signal. Der Bote wurde, wie wir nach der Schlacht erfuhren, auf seinem Umwege aufgehalten und kam erst gegen den Nachmittag nach dem Fort.

Unsere Soldaten werden unruhig, manche wittern Verrat. Sollen sie hier warten, bis der Feind sie unverhofft überfalle? Die Weiber machen Lagerstätten zurecht, um die Verwundeten darauf verpflegen zu können. Sie beten:

„Nur nicht in die Hände der Indianer laß uns geraten, lieber Herrgott!"

Warum bin ich über siebzig Jahre alt? In Pennsylvanien hat der Enkel von Konrad Weiser, der Pfarrer Peter Mühlenberg, seiner Gemeinde im Gottesdienst angekündet:

„Es ist eine Zeit zum Predigen, eine Zeit zum Kämpfen und eine Zeit zum Beten; die Zeit zum Kämpfen ist gekommen", damit legte er den Ornat ab und stand in der Uniform eines Obristen vor seiner Gemeinde, die in voller Begeisterung das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" zu singen begann. Vor der Kirche wurde die Trommel gerührt, und kaum war eine halbe Stunde vergangen, so hatte Peter Mühlenberg aus seiner Gemeinde einhundertundzweiundsechzig Mann, die mit ihm zogen.

Die Offiziere und Soldaten werden ungeduldig, Herkimer kann seine Leute nicht länger zurückhalten. Immer noch keine Nachricht von Fort Stanwix! Heiß brennt die Sonne, aber noch heißer glüht deutscher Zorn.

Endlich gibt der General den Befehl zum Vorrücken. Ich will mich neben ihn stellen, da sagt er:

„Herr Pfarrer, Sie setzen sich unnötig der Gefahr aus, gehen Sie nach Howes Höhle, dort sind unsere Kranken und Kinder, sie bedürfen Ihres Dienstes." Dann stieg er von seinem Schimmel herab, kniete nieder: „Segnet mich!" Ich legte ihm die Hände aufs Haupt.

Ein Augenblick — da bricht das Wetter herein. Es donnern die Geschütze, es gellt der Kriegsschrei der Indianer. General Herkimer gibt seinem Roß die Sporen und sprengt allen voran gegen den Feind. Der Wald wird lebendig, es tobt der furchtbare Kampf!

In der Höhle liegen sie auf den Knien. O unsere Felder, unsere Häuser! Immer näher rückt die Schlacht, die Unsrigen weichen der Übermacht, laut flehen wir in der Höhle:

„Aus tiefer Not schrei ich zu dir,
Herr Gott, erhör mein Flehen!"

Neben mir vernehme ich ein Stöhnen. Es ist Jonathan Schmul, er liegt in den letzten Zügen, er kennt mich, langsam kommt es über seine Lippen: „Ich habe die Stellung des Feindes auskundschaftet, sie haben alle

Höhen im Walde besetzt; auf dem Rückweg schoß ein Wilder nach mir, hier traf's." Er öffnete die Brust, aus einer Wunde sickerte sein Blut hervor.

„Unter meinem Lager ist mein Geld, schickt es an Georg Washington, er gebrauche es für unsere gute Sache. Keine verkauften Katherine Weisenbergs mehr." — Es ging zu Ende. Nach einer Weile sagte er:

„Begrabt mich, ich bin gewesen ein ehrlicher Mann, mein Haupt nach Osten!"

Ich betete: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für" und den ganzen Psalm Moses, des Mannes Gottes.

Seine Lippen bewegten sich, ich halte mein Ohr an seinen Mund — er wollte reden, ich verstand ihn aber nicht mehr recht, es klang wie: „Jerusalem!"

Die Geschütze donnerten, immer näher zieht die Schlacht. Es duldet mich nicht länger in der Höhle, ich eile hinaus.

Mitten im Walde tobt der Kampf. Bunt wie Teufel bemalt, fast nackend, stürzen die Indianer mit wildem Geheul hinter den Bäumen hervor. Der Häuptling Brant selber erteilt die Befehle. Sie sind viel stärker als die Unsern.

Herkimer erkannte sofort seine gefährliche Lage. „Es gibt nur eine Rettung, den Kampf und den Widerstand bis aufs äußerste", rief er seinen Offizieren zu. Er selbst kämpft in der vordersten Reihe. Ein erbittertes Handgemenge zwischen Deutschen und den Wilden ist im Gange. Der Deutsche setzt dem Tomahawk des Indianers sein Messer oder den Gewehrkolben entgegen. Am Abend nach der Schlacht fand man sie noch, die Hand des einen in den Haaren des andern, die andere nach dem Messer greifend, mit welcher der Obenliegende die Brust des Untenliegenden durchbohrt hatte.

Unsere Not wird immer größer, die Übermacht erdrückt uns! Schon steigen über unsern Häusern verzehrend die Flammen gen Himmel. Die Saaten brennen!

Dicke schwarze Wolken bedecken den Himmel, als ob die Sonne vor dem grausigen Gemetzel ihr Angesicht verhüllen wollte.

Immer lauter tobt die Schlacht. Das Kyrierufen der Verwundeten, das Stöhnen und Fluchen der Ringenden, das alles ist entsetzlich.

Dazu die Hitze und das Getöse der mit furchtbarer Gewalt aus unseren Saatfeldern zum Himmel aufsteigenden Feuerflammen!

In der Höhle liegen sie auf den Knien. Sie alle glauben, der Jüngste Tag sei gekommen. Mit lauter Stimme beten sie Psalmen und Liederverse. Soll auf diese Weise die Arbeit unserer Ansiedler vernichtet werden? Ich eile aufs neue auf den Kampfplatz. Gehen wir zugrunde, so will ich es mit ansehen, will mit meiner Gemeinde sterben!

Es wird immer dunkler im Walde. In den Wolken zucken grelle Blitze, des Himmels Donner überbrüllt den Lärm der Kanonen, das Schreien der Soldaten, das Getöse der Feuersbrunst!

Mit erneuter Anstrengung stürmen Tories und Indianer auf uns ein. Sie wollen den Sieg erringen, ehe das Unwetter hereinbricht. Die Rothäute entdecken Herkimer! Ihr Häuptling Brant, Johnsons famoser Schwager, zeigt den Wilden unsern Anführer. Mit gellendem Schlachtruf stürzen sie auf ihn zu. Ich selber werde in den Streit hineingezogen. Ich ergreife eine Streitaxt, um Herkimer zu schützen. Doch meine braven Deutschen haben die Gefahr, in welcher der General schwebt, bemerkt und scharen sich um ihn. O Gott, wie die braven Jungens fallen, dort sinkt unter dem Tomahawk Jung Peter, er hinterläßt seine junge Frau mit fünf kleinen Kindern. Dort fällt Gerlachs jüngster Sohn, dort — — O, ich möchte die Augen schließen! Wie Verzweifelnde wehren sich die Deutschen. Aber immer neue Streiter fallen unter den Hieben des Tomahawk. Schon ist Herkimer von einer Kugel in den Fuß getroffen! Wir sind verloren!

In diesem Augenblick stürzt mein Adam Bauer wie ein Wahnsinniger aus dem Unterholz hervor, gerade auf Brant dringt er ein, mit dem blanken Säbel haut er zur Rechten und zur Linken die Rothäute nieder. Sie werden für einen Augenblick stutzig und weichen zurück. Da hört man Brants Stimme, der seinen Scharen das Vorrücken befiehlt. Aufs neue erheben die Wilden ihr Kriegsgeschrei, mein Adam fällt unter dem Tomahawk — mir vergehen die Sinne!

Ein furchtbarer Donnerschlag — und das Gewitter bricht herein. Der Himmel öffnet die Fenster und in Strömen ergießt sich der Regen. Ermattet rasten die Kämpfenden, die Feuersbrunst erlischt, und neue Hoffnung kehrt in unsere Reihen. Endlich verzieht sich der Regen.

Herkimer, obgleich verwundet, weigert sich, das Schlachtfeld zu verlassen. Er ließ sich seine Wunde verbinden, dann den Sattel von seinem Pferd abschnallen und an einen Baum bringen. An diesen lehnte er. „Ich will dem Feind ins Gesicht sehen", gab er mir zur Antwort, als ich ihn bat, sich besser zu schützen.

Auf seinen Befehl wurde nun eine andere Kampfweise anberaumt. Herkimer hatte am Morgen beobachtet, wie die Indianer dadurch den Vorteil errangen, daß sie keinem Soldaten, der hinter einem Baum sein Gewehr abfeuerte, Zeit ließen, es zum zweitenmal zu laden, sondern, ehe er wieder laden konnte, sofort auf ihn losstürzten und ihn mit dem Tomahawk niederschmetterten. Er stellte darum jetzt immer zwei Mann hinter einen Baum. Diese Taktik wirkte, die Wilden fielen jetzt massenhaft.

Furchtbar wüteten unsere Waffen, die Rothäute beginnen zu weichen. Mit lautem Hurra dringen die Unsern auf ihren Feind. Schon meinte ich, wir seien die Sieger.

Da erhielten plötzlich die Wilden Unterstützung. Es erschienen nämlich auf ihrer Seite die von Sir Johnson organisierten Regimenter der Tories, genannt „Royal Greens", von der grünen Verzierung und Einfassung ihrer Uniform. Getreu ihrem Charakter hatten die Falschen und Treulosen ihre Mäntel umgekehrt, so daß das „Royal Green" nicht sofort wahrnehmbar war. Wir hielten sie im Anfang auch für unsere eigenen Leute.

Das waren seit mehr als einem halben Jahrhundert unsere Nachbarn im Mohawk- und Schoharietal, es waren die Söhne der Katherine Weisenberg und Sir Wm. Johnsons darunter, ebenso der Livingstones und die Nachkommen der sieben holländischen Partners — es war die ganze Meute unserer bisherigen Unterdrücker und der jetzigen Verräter im Tale — es war die Aristokratie und doch zugleich das Unglück der Kolonisten — also unsere Nachbarn traten uns endlich offen entgegen, und zwar mit den Waffen in der Hand, im Bunde mit den Wilden. Da mußte es etwas Besonderes geben, das war mir klar!

Kaum erblickten unsere Deutschen diese Verräter, als sich ihrer die höchste Wut bemächtigte. Hatte es vorher gegolten, den Indianern gegenüber sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen, so entbrannte diesen Verrätern gegenüber der ganze Zorn der seit mehr als einem halben Jahrhundert von ihnen Unterdrückten. Die Indianer waren die wilden Bestien, die man aus Notwehr erlegt; der ehemalige Nachbar war ein Gegenstand des Hasses und des Abscheus, weil er mit dem Feinde gemeinschaftliche Sache machte.

Das Zielen dauerte den Unsern zu lange, sie warfen bei dem Anblick dieser Verräter ihre Gewehre weg, sie huben Steine auf und Knittel und schlugen mit diesen auf Johnsons Regimenter ein. Sie packten sie an der Gurgel und erwürgten die Nachbarn im buchstäblichen Sinne des Wortes. Ein gräßlicherer Kampf, ein erbitterteres Handgemenge hat vielleicht nie zuvor stattgefunden, als hier am Oriskany. Wir siegten, der Feind ist vollständig vernichtet, ihr Anführer getötet, Johnsons eigener Schwager schwer verwundet, der Rest in die Flucht geschlagen.

Der Schlachttag war zum Tage der Abrechnung und zu einem Tage der Vergeltung geworden. Fünf englische Fahnen und alle die für die Indianer bestimmten Geschenke waren in die Hände der Unsern gefallen.

Wir haben gesiegt, keine skalpierten Weiber und Kinder mehr, keine Halsabschneider vom Schlage der Livingstones und der holländischen Partners mehr. *Unser* Land ist es, dem Urwald abgezwungen durch deutschen Fleiß, vor dem Feinde geschützt mit deutschem Blut!

Aber die Toten! Es gibt kein Haus am Schoharie, das nicht wenigstens einen Toten hat. Der vierte Teil unserer Männer bedeckt das Schlachtfeld. Die Schells haben sogar neun, die Wohllebens, Kreiskorns, Baumanns, Gerlachs je zwei Tote!

Unter den Toten ist General Herkimer. Er erlag etliche Tage nach der Schlacht seinen Wunden. Erfreut wurde er durch einen Brief von George Washington, in welchem dieser ihm und seinen braven Truppen die wohlverdiente Anerkennung zu ihrem Siege zollt.

Als er sein Ende herannahen sah, bat er um die Bibel. Um ihn waren seine Brüder und Schwestern versammelt; auf seinen Wunsch las ich, da ihm die Stimme versagte, den 38. Psalm: „Herr, strafe mich nicht in deinem Zorn und züchtige mich nicht in deinem Grimm!" Als der

Todeskampf eintrat, beteten wir: „Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünden der Welt, erbarme dich über uns!" Dann schlief er ein.

Am siebzehnten August 1777 bewegte sich ein langer Leichenzug nach dem Schohariehügel. Mehr als zweihundert Särge wurden hinaufgetragen, jeder Mann in der Gemeinde war ein Leichenträger geworden. Die Särge wurden nebeneinander hingestellt, jeden schmückte eine amerikanische Fahne und ein Kranz von Eichenlaub. Ich habe geredet über die Worte:

„Die Edelsten sind auf deinen Höhen erschlagen! Wie sind die Streitbaren umgekommen!" Auf Herkimer anspielend las ich die Worte:

„Es ist mir leid um dich, mein Bruder, ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt."

Unsere Musikkapelle spielte den Choral:

„Jesus meine Zuversicht!"

Singen konnte heute niemand, wir sind voll Klagens und Weinens.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Es ist heiliger Abend! Die May ist mit andern jungen Leuten nach der Kirche gegangen, um sie für das Fest zu schmücken.

Das Schreiben hält schwer, meine Augen wollen nicht mehr, auch stellt sich Atemnot bei mir ein. Morgen will ich meine letzte Predigt halten.

Eine neue Zeit ist angebrochen, ein anderes Geschlecht herangewachsen; meine Arbeit ist getan, ich will mich zurückziehen. Nach Ostern soll meine May sich verheiraten, dann will ich bis zu meinem Tode bei den jungen Leuten wohnen. Ich bin arm, selbst die Blockhütte gehört der Gemeinde. Doch ist's hart, sein Amt aufzugeben.

Es soll noch ein schöner Gottesdienst werden morgen; wir haben auch den Trost des Christtagsevangeliums recht nötig bei all der Trauer um unsere Toten. Da hab' ich mir aus Deutschland ein neues Lied schicken lassen von einem gewissen Gellert, das fängt an:

„Dies ist der Tag, den Gott gemacht,
Sein werd' in aller Welt gedacht!
Ihn preise, was durch Jesum Christ
Im Himmel und auf Erden ist."

Das lasse ich singen, und dann die Predigt! Mich überkommt ein wohlig Gefühl. Friede auf Erden, Friede im Lande, Friede und Freiheit unserem Volke! Wir haben alles erlangt, wofür wir stritten. Washington, der Präsident, ist unser Freund; dem General Herkimer soll auf Regierungskosten ein Denkmal gesetzt werden; der Richter und der Sheriff am Schoharie sind beide ehemals meine Schüler und Konfirmanden gewesen. Der Pastor Mühlenberg, der Enkel und Urenkel der beiden Weiser, ist der Präsident des amerikanischen Kongresses, also neben Washington der mächtigste und einflußreichste Mann im Lande. Wenn ich daran denke, wie der Konrad Weiser zum letztenmal von mir hinwegritt, muß ich immer wieder rufen:

„Wenn das doch Konrad Weiser noch erlebt hätte!"

Sir Wm. Johnson ist gestorben, manche sagen: an gebrochenem Herzen. Wir haben gleiche Rechte mit jedem. Heil unserem Volk!

Nun sterbe ich gerne, fremd bin ich immer in der neuen Heimat geblieben. Kein Tag, an dem ich nicht an die alte Heimat gedacht habe. Ich warte auf das rechte Vaterhaus. Einmal soll auch der Waldpfarrer nach Hause kommen! Doch wir Männer am Schoharie haben's nicht schlecht gemacht. Ehre sei Gott in der Höhe. — —

* * *

So weit hatte der Pfarrer am heiligen Abend geschrieben.

Als die May nach Hause kam mit ihrem Bräutigam, gegen zehn Uhr abends, fand sie den Pfarrer am Tische sitzen.

„O Onkel, morgen feiert Ihr das schönste Christfest von allen; wir haben die Kirche prächtig geschmückt", sprach sie.

Er antwortete nicht. Als sie näher traten, sahen sie, wie die Feder seiner Hand entfallen war, seine Hände leicht gefaltet, sein Antlitz wie betend nach oben gerichtet, ein Bild tiefsten Friedens. Das Leben war entflohen.

Noch wehte auf dem Kirchturme die Fahne vom Friedensfeste her. Man zog sie auf Halbmast. Am nächsten Tag ward jede Haustür im Tale mit einem schwarzen Trauerflor geschmückt. Die Weiber weinten laut auf bei der Trauernachricht, die Männer schauten ernst darein. Diesen Christtag hat man am Schoharie nicht vergessen.

Zwei Tage nachher trug man ihn zu Grabe. Die Vorsteher der Gemeinde, der Kreisrichter und die Beamten des Countys waren die Träger. Die Schulkinder sangen sein Lieblingslied: „Christus, der ist mein Leben!"

Es fehlte nicht einer aus der Gemeinde. Als der Sarg langsam in die kühle Gruft hinabsank, da begrub man mit dem Waldpfarrer ein Stück der Leiden und Arbeiten, ja der Geschichte deutscher Ansiedlung am Schoharie!



Wenn die Blätter fallen ...

Von

Martin Lang

Frühschauer streifen den Buchenschlag,
Wird's noch einmal ein sonniger Tag?

Wie Schneegewebe hängt die Luft,
Erzittern die Blätter im Nebelduft.

Sie flüstern scheu einander zu:
Bist du noch da? Und du? Und du?





Arbeitsteilung und menschliche Kultur

Von

Mathieu Schwann

In der Natur gibt es einzellige Lebewesen, deren eine Zelle bald diese bald jene Funktion übernehmen muß. Bald muß sie der Ernährung dienen, bald der Abwehr, bald der Fortpflanzung, bald der Erkenntnis. Alles liegt da noch nahe beieinander, und manches blieb ja auch bei den höher entwickelten Organismen noch nahe genug beieinander. So dient dem Wolf und Hund das Maul mit seinen Zähnen nicht nur zur Ernährung, sondern auch zur Abwehr und Verteidigung. Aber nehmen wir nur einmal an, dieses Maul wäre zugleich Magen, der verdaut, nachdem es in Empfang nahm, es wäre zugleich Auge, so müßte die Funktion der Abwehr aussetzen, solange die Funktion des Verdauens dauert, es müßte ebenso die Möglichkeit des Erkennens aufgehoben werden, solange die Energie von der Verdauung in Anspruch genommen wird. Ein solches Maul könnte also nur nacheinander die einzelnen Funktionen verrichten, der Organismus wäre die längste Zeit mit sich selbst beschäftigt, und nur sehr kurze Zeit, in der Zeit des Hungers und der Nahrungssuche, würde er seine Aufmerksamkeit der Außenwelt widmen können. Und auch diese Aufmerksamkeit würde sich wieder nur auf die eine Betätigung der Nahrungssuche erstrecken können, denn sowie die Nahrung aufgenommen wurde, hätte er wieder vollauf mit sich selbst zu tun. Es ist wohl klar, daß es bei dieser einseitigen und kurzen Betätigung nach außen niemals zu einem Überschuß oder gar zu einer „Kapitalisierung der Erkenntnis" kommen könnte.

Was also war hier dringende Notwendigkeit? Für das Nacheinander der einzelnen Funktionen einen Ersatz zu schaffen, eine Möglichkeit des „Zugleich" zu erfinden. Einen Organismus aufzubauen, der zugleich essen, verdauen konnte, der zur Abwehr gerüstet, zur Fortpflanzung bereit, zur Erkenntnis in jedem Augenblick ausgestattet gewesen wäre. Schloß sich der Freß- und Fangzelle eine Verdauungszelle an, teilten sich beide in die Erhaltung des ganzen, so war schon etwas erreicht, etwas sehr Großes. Zwei Zellen teilten sich in die Arbeit, die ihrem Zusammenleben erste Notwendigkeit war. In einer Stufenreihe von Versuchen baute die

Natur diesen Weg allmählich aus. Immer mehr Zellen traten zu einem Ganzen zusammen, und mit ihrer Zahl wuchs die Möglichkeit der Differenzierung und Nuancierung der einzelnen Funktionen. Bleiben wir noch einen Augenblick bei der Stufe Wolf oder Hund, so sehen wir schon eine kolossale Vervollkommnung des Organismus, die durch Arbeitsteilung erreicht wurde. Denn da dienen nicht nur einzelne Zellen diesem oder jenem, sondern ganze große Zellansammlungen dienen allein der Fortbewegung, andere der Ernährung, andere der Verdauung, andere der Erkenntnis. Und selbst diese großen Zellenvereinigungen richteten sich auf die Elementarerscheinungen der Außenwelt ein: es bildete sich der Tastsinn für das Feste, der Geschmackssinn für das Flüssige, der Geruchssinn, die Witterung für das Luftförmige, der Gesichtssinn für die Ätherbewegungen des Lichtes aus. Und der Gehörsinn? Sogar da gab es noch eine Doppelteilung. Während der Geruchssinn sich gewissermaßen dem „Inhalt" des Luftförmigen widmete, ergriff das Gehör für sich das „Dynamische" in der Luftbewegung. Jener ging auf Erkenntnis der Beimischungen der sogenannten „geruchlosen" Luftwellen aus, dieser auf deren Stärke, auf den Ton.

Und noch weiter ging die Arbeitsteilung, sie überschritt das Individuum. Den wichtigen Akt der Fortpflanzung übertrug sie auf zwei Individuen, indem sie hier die Organe der Befruchtung, dort die der Empfänglichkeit ausbildete. Denn hier lag der größte Gewinn, und hier drohte die größte Gefahr; der größte Gewinn, indem ein so hoch Vollendetes auch in seinem Fortbestand gesichert werden sollte, die größte Gefahr, indem die Schwangerschaft die Kraft des Individuums für eine ganze Zeit derart in Anspruch nahm, daß die Funktionen, die die Außenwelt betrafen, Nahrungssuche, Abwehr, Verteidigung, dadurch behindert wurden und in die zweite Linie zurücktreten mußten. Den Schutz des gegenwärtigen und zukünftigen Individuums aber dem einen geschwächten Individuum zu überlassen, war äußerst gefahrvoll. So teilten sich die Funktionen in männlich und weiblich, und doppelter Schutz erwuchs daraus der Art. Hier aber ist auch schon die Stufe erreicht, wo zwei getrennte Individuen eigentlich erst ein Ganzes bilden. Der weibliche Hund allein wäre ein armes Tier, der männliche Hund allein hätte nicht einmal das tröstende Bewußtsein, Zölibatär im Dienste eines „höheren Berufes" zu sein; er würde wahrscheinlich die „perversesten" Dinge tun, um wenigstens durch Täuschungen seine Qualen loszuwerden.

Nun aber — außer den hochentwickelten Sinnen hat der Hund ein Gehirn. Aber so groß es ist, im Vergleich zu dem anderer Organismen, so klein ist doch diese Anlage noch, vergleichen wir sein Gehirn mit seiner Körpermasse. Da ist das Gehirn jedes Kindes schon größer. Welche Funktionen vollzieht nun das Hundegehirn? Zu allererst einmal vermittelt es dem Individuum das Gefühl der Einheit aller jener großen Zellorganisationen, die seinen Körper ausmachen. Hier fließen alle Empfindungen, alle Erregungen zusammen und lösen die individuelle Aktion der

einzelnen Sinneswerkzeuge aus. Und das — die Vermittlung des Einheitsgefühles — ist der erste und oberste Beruf aller Gehirnanlagen. Erster Beruf aber jedes Zellenzusammenschlusses war, aus dem „Nacheinander" der Funktionen der Einzelzelle ein „Zugleich" zu machen. Die Zeit spielt also hier herein. Inwiefern aber dient das Hundegehirn der Zeitempfindung? Greift diese Empfindung der Zeit nun auch schon im Hunde über den Augenblick, über den Tag, über Wochen und Monate und Jahre, über die Zeit des einzelnen Individuums gar hinaus? Schwer sind diese Konstatierungen. Aber einiges wissen wir da doch. Der Hund erkennt manchmal nach Jahren noch seinen ehemaligen Herrn und die Orte wieder, in denen er einst gelebt. Eine Erinnerung liegt also vor. Zudem wissen die Züchter, daß eine höher entwickelte „Intelligenz" der Vorfahren auf die Nachkommen übergeht, so daß diese leichter und ungemein viel schneller zu dressieren sind, als andere „gewöhnliche" Hunde, die noch in der Hundemasse stecken blieben und deren Vorfahren noch nicht eindrangen in das kompliziertere Leben „individueller" Kultur. Also findet auch hier schon eine Art Aufspeicherung von Erfahrungen statt, die es der folgenden Generation leichter machen, zu einer höheren Daseinsführung emporzusteigen. Aber darüber hinaus dürfen wir es wohl ganz und gar verneinen, daß das Tier überhaupt außer solchen Anlagen von früher her eine Empfindung für die Geschichte seiner Vorfahren habe. Die Empfindung des Zeitsinns geht über das Individuum selbst nicht hinaus: das Tier ist für sich Anfang und Ende. Sein Gehirn dient lediglich der Funktion, sein eigenes Dasein zu empfinden. Und doch liegen selbst im Tierempfinden die Keime des „Prometheus", des „Vorhersehers" vorgebildet. Man denke nur an die Bienen oder Ameisen, die gleich dem Joseph in der Bibel die magere Zeit kommen sehen und Vorräte für sie anlegen.

Ganz und gar aber treten wir aus diesem engen Kreise des Bewußtseins und der Betätigung heraus, überschreiten wir die Grenze zum Menschen. Auf Vorrat sammeln, Ersparnisse machen, die Erfahrungen der Vergangenheit zu Rate ziehen, die Zukunft und ihre Möglichkeiten bedenken — das treffen wir da alles im großen. Im Menschenhirn haben sich im Laufe der Generationen derartige Zellsammlungen vollzogen, daß wir auch hier von einem „Überfluß" reden können. Und so sicher es ist, daß bei den allermeisten Menschen dieser „Überfluß" nie in Verwendung tritt, daß sich ihre Gehirntätigkeit auf das Notwendige und Naheliegende beschränkt, daß selbst bei sehr vielen die Gehirnfunktion nicht über die eigene Daseinsempfindung hinausgeht, so sicher ist es auch, daß zu einer Verwendung jenes Überflusses, zu einer unendlichen Bezugsetzung der Zellinhalte und zu einer regsten Spekulations- und Phantasietätigkeit zum mindesten die abstrakte Möglichkeit bei fast allen vorhanden ist. Aber auch hier drohte eine Gefahr: die Gefahr des Vergessens. Ich stelle mir den physiologischen Vorgang des Vergessens so vor, daß infolge von Nichtverwendung einzelner Gehirnpartien eine Verkümmerung und Unterernährung dieser Partien eintritt, daß

somit die Bilder, die hier aufgespeichert waren, verblassen und vergehen, so daß, treibt höchste Erregung wieder einmal einen kräftigen Blutstrom durch diese verlassenen Partien unseres Bewußtseinsgartens, keine greifbaren Bilder mehr vor unserem Erkennungsvermögen erscheinen, sondern Schemen, die ganz und gar außerhalb unseres kausalen Empfindens herumschwirren und darum die Möglichkeit scheinbar willkürlicher Bezugsetzungen gestatten.

Der Gefahr des Vergessens aber baute der Mensch wiederum vor, indem er seine Erfahrungen sammelte. Er verließ sich da nicht einseitig auf die Inschriften, die die Geschehnisse in seinen Gehirnzellen hervorbrachten, sondern er schrieb sie mit der eigenen Hand auf Pergament und Papier. So erhielten wir das große Magazin menschlicher Erfahrungen, wie es in den Büchern der Geschichte vorliegt. Und das wieder war gleichbedeutend mit einer Entlastung des Gehirns, so daß hier wieder Kräfte frei wurden zu neuer Tätigkeit, zu der Tätigkeit verstandesmäßiger Sichtung der einzelnen Erfahrungen zu Erfahrungstypen, zu subjektiver Verwertung des außerhalb aufgespeicherten objektiven Tatsachenmaterials in der Urteilsbildung der Vernunft.

An diesem objektiv vorhandenen Vorrate menschlicher Erfahrungen kann nun jeder Mensch teilnehmen. Er kann durch Studium der Vergangenheit die trüben Bilder seiner Gehirnzellen auffrischen und übermalen, er kann sich also die positive Unterlage zu seiner eigenen Urteilsbildung verschaffen und er kann zugleich teilnehmen an der Urteilsbildung anderer, sie erweitern, zurückschrauben, wo sie phantasiemäßig sich zu weit vorwagte, kurz, eine eigene Kontrolle ist ihm ermöglicht. Das Individuum schreitet nicht nur zeitlich über sich hinaus, sondern die Erfahrungen aller Vorfahren wachsen ihm zu seiner Erfahrung zusammen, und in seinem Bewußtsein erwacht der Gesamtorganismus *Menschheit* über alle Einzelindividuen hinüber zu Leben und Wirklichkeit. Aus einer *Unzahl* wird ein *Ganzes*.

Fragen wir nun einmal, was wir im eigentlichsten Sinne unter „Mensch" verstehen, so ist es sicher, daß Mensch das Wesen ist, das in vollem Bewußtseinskonnex mit der Vergangenheit, der Gegenwart, der Zukunft steht, das weit über seinen eigenen Anfang hinaus die ganze Menschwerdung bis zu sich herauf als sein eigen betrachtet, das weit über sein Ende hinüber die Zukunft dieser Menschwerdung als ein Etwas betrachtet, das im höchsten Grade sein Interesse erfordert und unbedingt sichergestellt werden muß. Das Wörtlein „Zeit" — „Augenblick", so wichtig und wertvoll der Augenblick auch im einzelnen erscheint — spielt hier keine Rolle. Es verknüpft sich sofort den unzähligen Augenblicken der Vergangenheit, den unzähligen der Zukunft, kurz, praktisch mag das Zeitbewußtsein, das Zuratehalten der Zeit immer sein, aber es steht nicht mehr allein. Wie zu der Gehirntätigkeit des Tieres die Möglichkeit verstandesmäßiger Ordnung und vernünftiger Erkenntnis trat, so zu seinem Daseinsempfinden die Ewigkeitsahnung des Menschen, so zu der noch ganz und gar in der Artempfindung eingeschlossenen Individualempfindung des Tieres die nuancierteste Ichempfin-

dung des Menschen, verbunden mit der das letzte Staubatom wie die leuchtenden Weltkörper des Universums umfassenden Alleinsempfindung des gleichen Menschen. Weit über die bloße Artempfindung des Tieres dehnte sich die Empfindung des Menschen aus, und Familie, Geschlecht, Stamm, Volk, Menschheit, Erde, Sonne, Welt sind die gewaltig erweiterten Ringe, in denen sich sein Denken bewegt nach der einen Seite, nach der andern steigt es über alle Artempfindung hinaus bis zum Mitleid mit dem Wurm, bis zur Freude an der blühenden Pflanze. Überall fühlt sich das Ich ergriffen wie von einem Teile seiner selbst, wie von irgend einer Möglichkeit zu seiner Ergänzung und Vervollkommnung. Untrennbar steht im höchstentwickelten Menschenbewußtsein das Ich verbunden mit dem All. Und wo wir ein solches Individuum sehen, sagen wir: das ist ein Mensch.

Nun aber die Arbeitsteilung! Da gibt es Kaufleute, Fabrikanten, Ärzte, Juristen, Künstler, Arbeiter usw. usw. Und unter den Arbeitern gibt es solche, die nur das Gewinde der Schraube machen, andere machen die Köpfe, andere schmelzen das Eisen, andere fördern das Eisen, andere fördern die Kohlen, die zum Eisenschmelzen nötig sind, andere drehen nur eine Kurbel — tagaus, tagein, jahraus, jahrein. Als hätten sie nur ein ganz kleines Stückchen Gehirn, das sie lediglich zu dieser einen Funktion befähigte, so stehen sie im Getriebe der Weltkräfte. Die Spezialisierung — wir wissen es — erhöht die Fertigkeit im einzelnen. Höchste Fertigkeit im einzelnen *kann* eine volle Befriedigung gewähren, wenn entweder eine gänzliche Stumpfheit gegenüber allen andern Betätigungen des Menschengeistes vorliegt, oder wenn ich mich bei der Anfertigung des Einzelwerkes stets im vollen Zusammenhang mit dem Ganzen fühle, wenn ich die Notwendigkeit und Nützlichkeit meines Werkes übersehe und wenn ich durch dieses Bewußtsein mein Tun, und wäre es das einseitigste, zu adeln vermag. Wo aber dieses Bewußtsein nicht vorhanden ist, wo ich das Gebundensein an dieses Einzelwerk nur als Hindernis empfinde, als Hindernis und Last, die mich abhält, mir jenes menschliche Ganzbewußtsein zu verschaffen, wo ich es am eigenen Leibe spüre, daß diese Gebundenheit mich nur zur Abstumpfung gegen meine höchste und heiligste Sehnsucht führen kann, da legt sich anstatt erlösenden Menschempfindens ein tief niederdrückendes Sklavenempfinden über mich, das mir zuerst nur zuschreit: Du kommst um dein Recht! Und trotzdem: vor meinem Recht steht meine Not und hält mich fest bei dieser hundertmal verfluchten Arbeitseinseitigkeit. Als wäre ich zurückgesunken auf jenen Zustand der Einzelle, die nur arbeitet, um zu essen, und ißt, um wieder arbeiten, d. h. *leben* zu können, so fühle ich mich, nur daß es in mir kein Einzellenbewußtsein zu befriedigen gilt, sondern daß ein Millionenzellenempfinden in mir rumort und Sehnsüchte erweckt, die ich nie werde befriedigen können.

Die Not schuf die Arbeitsteilung. Nun schuf die Arbeitsteilung neue Not. Denn sehen wir doch hinaus: der Kaufmann ist und bleibt einseitigster Ellenmesser — *bis* er die Not überwand. Nun erst, stumpfte ihn

die Not nicht ab, taut er auf. Kunst, Wissenschaft, Literatur traten in seinen Gesichtskreis. Erst wenn die Not gebrochen ist, kann der Kaufmann dem Künstler, der Fabrikant der Wissenschaft, der Arbeiter den andern Lebensfunktionen, die jener Überflußanlage des menschlichen Gehirns entsprechen und entstammen, seine Teilnahme und Aufmerksamkeit widmen und sich an ihrem Fortschritte erfreuen. Erst wenn der Augenblick, die Zeit mit ihren Forderungen vor ihm zurücktrat, ward die Bahn zur „Ewigkeitsempfindung" in ihm frei. Nun erst kann er werden, was er als seine uranfänglichste Bestimmung in sich walten fühlte: Mensch.

Wir sehen: mit der Arbeitsteilung allein ist das Werk und die Vollendung der Menschenkultur nicht sicher gestellt. Einem Fabrikanten sagte ich das einmal. Da war er der Meinung: Doch, einen andern Weg gebe es nicht. Es müsse dahin kommen, daß im Laufe einiger Generationen durch Vererbung und fortgesetzte einseitige Übung ganze Menschenarten und Menschenklassen gebildet würden, die zu gar nichts anderem mehr fähig seien, als zur Verrichtung einer und derselben Arbeit, die infolgedessen auch niemals die Empfindung haben könnten, daß ihnen etwas fehle. Der ganze Mensch müsse gleichsam zum Träger einer Funktion umgebildet werden, wie z. B. Uhrfederfingermensch, Schraubenfingermensch, Kurbeldrehhandmensch usw. Die Lust und Freude dieser Menschen werde sich dann nur auf diese Fertigkeit und die Möglichkeit, sie einzig fortzupflanzen, beziehen. Eine „großartige Perspektive"! Nur bleibt mir die Frage bestehen: Was dann, wenn die Spezialisierung der Art bis in die physiologischen Funktionen hinein ausgebildet und entwickelt wurde? Solche „Menschen" brauchen dann doch nicht mehr lesen und schreiben zu lernen, sie brauchen überhaupt nichts mehr zu lernen, selbst das Sprechen ist dann überflüssig, sie brauchen nur noch die Kurbel zu drehen, und je weniger sie „Mensch" sind, je weniger sie denken und „Allotria" treiben, um so mehr werden sie wie die maschinenmäßigen Automaten ihr Werk mit Präzision und Sicherheit verrichten. Das mag für das Auge eines Technikers und Fabrikanten ein großartiges Schauspiel sein, für uns ist es eine gleich schauderhafte Empfindung, wie sie uns bei dem Eintritt in ein Idiotenheim überfällt. Diese „dementierten" Menschen — eine gräßliche Vorstellung! Da müssen wir denn doch lieber darauf warten, bis uns ein Erfinder den Weg zeigt, wie unsere Frauen dahin zu bringen sind, Hände ohne Köpfe und ohne Gehirne zu gebären. Denn Kopf und Gehirn nur noch als Anhängsel von Händen — das ist einfach scheußlich.

Die Frage ist doch die: Wollen wir die Auflösung des Menschenwesens, die Vernichtung seiner Kultur, oder wollen wir deren höchste Vollendung? Wenn das erste, so wäre es richtig, daß wir begönnen, den Menschen wieder in seine einzelnen Funktionen aufzulösen, wie er ehedem aus mächtigem Erlernungsdrange zum Zusammenraffen aller möglichen Funktionen getrieben wurde. Wenn aber das zweite, so heißt es festhalten an dem errungenen Besitz, und aus ihm und seinem Wesen heraus den passenden Weg zur Zukunft suchen und meißeln.

Arbeitsteilung allein tut's nicht. Vorbedingung der menschlichen Kultur ist ein „Menschengehirn", das Bewußtsein der Menschheit, installiert in jedem einzelnen. Und weil dies so und jenes so ist, ist es auf die Dauer unmöglich, eine Arbeitsteilung ins Unendliche weiterwachsen zu lassen, ohne zugleich die Bewußtseinserweiterung des einzelnen Individuums fortschreitend zu entwickeln und auszubilden. Familien-, Art-, Klassen-, Standes-, Stammes-, Volksbewußtsein — Ringe sind es in diesem Entwicklungsgange, an dessen Ende das Ich mit seinem Alleinsbewußtsein steht: der Mensch. Und weil dies das Ziel ist, an dem wir nicht vorbei können, darum ist jede Festlegung bei einem jener Entwicklungsringe gleichbedeutend mit Verzicht auf das Ziel und der Verzweiflung, ferner an der Wegbahnung zu jenem Ziele mitarbeiten zu können.

Die Not rief die Arbeitsteilung hervor. Diese sollte zur Wende der Not werden. Statt dessen wurde sie zur neuen Gefahr. Und sie wurde es und mußte es deshalb werden, weil der Arbeitslohn die Existenznot des einzelnen nicht beseitigte, weil die Arbeitslast bis zur vollen Erschlaffung auf den einzelnen niedersank. Er erhält wohl so viel, um morgen wieder mit der gleichen Arbeit einzusetzen, die er gestern verrichtete, aber er erhält nicht so viel, um zugleich für die ebenso notwendige Erweiterung und Stärkung seines Menschenbewußtseins sorgen zu können. Nicht der Mensch wird bezahlt, sondern die Hand. Und aus dieser Erkenntnis heraus entsprang die Lohnbewegung, aus ihr die Arbeit sozialer Fürsorge auf allen Gebieten. Es reicht aber immer noch nicht. Denn was not tut, ist klar: lebendigste Einsicht in alle menschlichen Beziehungen muß nun den einzelnen wieder in den Zusammenhang, zur bewußten und ermutigenden Fühlungnahme mit dem ganzen Leben bringen, aus der die Arbeitsteilung ihn herausriß.

Indem wir diese gesellschaftlichen Ansammlungen als eine einfache Fortsetzung der natürlichen Vorgänge erkannten, denen die Natur bei dem Aufbau und der Veredlung ihrer Organismen folgte, so können wir nun auch diese organischen Vorgänge als Vorbilder unsrer gesellschaftlich notwendigen Maßregeln betrachten. Wie aber wirkt der Organismus, wie waltet er? Muß einmal eine Partie seiner Zellsammlungen mehr angestrengt werden, so sendet er auch kräftigere und beschleunigte Blutwellen zu diesen Partien. Er mehrt die Ernährung, er wehrt der Erschlaffung, er arbeitet als Ganzes an der Stärkung dieser Partien. Denn ermüdeten sie, ehe das Ziel erreicht ist, so droht dem Ganzen die Gefahr des Erliegens. Und wenn es trotzdem durch verfehlte Zielsetzung oder infolge falscher, weil schon nervöser Diagnose des Gehirns zur totalen Ermüdung einzelner Nerven- oder Muskelpartien kommt, wenn die Füße versagen oder die Hände, so sind es eben nicht nur die Füße oder Hände, die das Unglück allein fühlen und tragen, sondern das Gehirn fühlt sie mit, das Gehirn sinnt auf Abhilfe, das Herz arbeitet an der Erhaltung, an der Genesung und an neuer Kräftigung: der ganze Organismus tritt in Aktion, die einzelnen Partien ihrem Erschlaffungszustand zu entreißen. Warum? Weil hier ein Ganzempfinden

waltet. Trotz einseitigster Arbeitsleistung der einzelnen organischen Partien stehen sie in so innigem Zusammenhange mit dem Ganzen, daß das Ganze leidet, leidet der einzelne Teil. Wohl gibt es Vermittlungen im Organismus, aber „Mittelbarkeiten" gibt es nicht, denn in den Gehirnzellen hat jede Muskel- und Nervenpartie ihre „unmittelbare" Vertretung.

Und in einem Volksleben kann es nicht anders sein. Nur daß da noch vielfach die Meinung obwaltet: wenn es nur der einzelnen Partie gut gehe, wenn nur sie gesund sei, so liege an der Not der andern nicht viel. Aber wie verkümmerte Zellgebilde Rebellionen im ganzen Körper anrichten, so im Volkskörper verkümmernde Klassen, die sich vom Leben des Ganzen vernachlässigt oder gar ausgeschlossen fühlen. Im Gegenteil, gerade hier tut intensivste Bewußtseinsentwicklung not. Gerade hier muß jenes einige Menschempfinden herangezogen und entwickelt werden, das wir als einzig mögliches Korrelat und Korrigens der Arbeitsteilung erkannten. Eine intensive Arbeit hätte hier einzusetzen, die Arbeit der organischen Zusammenfassung aller bisherigen Anfangsbildungen zur Erzeugung eines einheitlichen und alle nationalistischen, ständisch, konfessionell oder sonstwie separatistischen Beschränkungen und Beschränktheiten übersteigenden menschlichen Kulturgewissens.

Und die deutsche Schule?! — Hoffen wir, arbeiten wir, daß wieder einmal jener große Geist des Humanitätszeitalters in neuer schöpferischer Form, nun aber getragen und herbeigerufen von dem nationalen Bewußtsein selbst, zum Spiritus rector unsrer ganzen Volkserziehung werde!



Ave-Maria

Von

H. Scharrelmann

Nun hebt der Abend die milde Hand,
Streckt weit sie aus, weit über das Land,
Er schreitet gemessen den Weg am Korn,
Im Schlafe singt noch ein Vogel im Dorn —
Ave-Maria!

Ein wohliges Wogen im Ährenfeld —
In lautloser Stille lauscht die Welt;
Da faltet der Abend fromm seine Hände,
Schaut friedevoll über das reiche Gelände —
Ave-Maria!

In fernen Fenstern Lampenschimmer,
Am Himmel silbernes Sternengeflimmer,
In langen Zügen atmet die Erde,
Im Traume noch segnend des Tages Beschwerde —
Ave-Maria!





Zwischen Tag und Dunkel

Von

Phil. Schneider

Ueber Felder und Wiesen kroch der Nebel, und schon hing er seine grauen Flöre in die nackten Zweige des alten Holunders, der an der Seitenwand eines abseits vom Dorfe liegenden Häuschens emporkletterte und oben mitleidig durch das schmale Fenster sah. Mühsam kämpfte das Öllämpchen vor dem glasumkuppelten Kruzifixe auf der Kommode gegen die Dämmerung im Zimmer, in dessen Mitte auf zwei Stühlen ein kleiner Sarg stand. Wie ein schlafendes Engelchen, mit halboffenem Munde, lag das kleine Mädchen im weißen Totenmantel, um den braunen Lockenkopf einen Kranz lebender Blumen, die letzten Kinder des Herbstes, die weißen Händchen wie im Gebet auf der Brust geschlossen.

In der darunterliegenden Stube war's noch dämmriger, denn in das einzige Fenster lehnte sich der alte Holunder mit der teilnehmenden Zudringlichkeit eines alten Freundes. Eben wusch die alte Bauernfrau Kartoffeln aufs Feuer und setzte einen Kessel mit Wasser hinten auf die Trommel des altmodischen Ofens, in dessen hellem Scheine die Katze lag. Von fallenden Funken aufgescheucht, strich das Tier heimelnd um die rauhe Arbeitshand der Frau, die nun noch Holz ins Feuer nachlegte.

Es war jetzt schon fast dunkel im Zimmer.

Sollte sie Licht anzünden?... Nein, lieber wollte sie noch etwas auf der Ofenbank sitzen und zum Troste der Abgeschiedenen einen Rosenkranz beten; besonders zum Troste aller derer, die aus diesem Hause schon den Weg zur ewigen Heimat gefunden hatten.

Ihr im Schoße schnurrte die Katze, und der Topf auf dem Feuer begann leise zu singen.

Ob sie auch alle den Frieden gefunden hatten? Auch der, der vor nunmehr siebzehn Jahren da oben an der kleinen Villa Stelle gelegen? Mit gebrochenem Genick hatten sie ihr den heimgebracht — wie's gekommen, wußte keiner —, ihn, der so viel Unglück über die Seinen gebracht hatte. Denn Frau und Kinder hatte er darben lassen, hatte sie in Schulden gesetzt und alles, alles durch die Kehle gejagt. Und in einer Stunde der

Verzweiflung hatte sie, die heißen Herzens war, den lieben Gott um Erlösung gebeten. Aber was danach gekommen war, hatte sie das denn gewollt mit ihrem Beten? Hatte sie die Erlösung gemeint? ... O, sie wußte es nicht! „Herr, gib ihm die ewige Ruhe!" Für ihn wollte sie das erste Gesetz des Rosenkranzes beten.

Die Perlen waren langsam durch die harte Hand niedergeglitten.

O ihr aufbegehrend Herz! Wenn sie ihres Annchens dachte, das einst auch, so alt wie Villa, droben gelegen hatte, überschlich sie das Bewußtsein alter Schuld ... Die drei hungrigen Kinderschnäbel hatte sie nach ihres Mannes Tode ja gerne versorgt. Aber die Zinsen, die Zinsen für die zweitausend Mark, die er auf ihr Haus gehangen, und die Abzahlung! Wenn sie noch an jenen Termin dachte: kein Geld, so viel sie geschafft! Und ohne einen Funken von Mitleid mit ihrer und der armen Würmer Not hatten sie ihr einen von ihren paar Ackern verkauft, den besten, Erbgut von ihren Eltern! Da hatte sie des Toten gedacht in bitterem Zorne und ihm einen unseligen Wunsch in die Ewigkeit nachgeschickt. Aber der Herr hatte sie heimgesucht dafür: einige Tage darauf mußte sie ihr Jüngstes, Annchen, ihr Liebstes auf Erden, in den Sarg legen. Es hatte sterben müssen um der Sünde der Mutter willen. Wie hatte sie bereut! Nun war ihr Kindchen ein kleiner Engel, der wohl beim lieben Gott für sie bitten würde. Annchen bedurfte keines Gebetes, und drum wollte sie auch das zweite Gesetz für ihres Mannes Seelenruhe beten.

Wieder murmelten die Lippen die frommen Worte.

Das Fenster war nun kaum mehr von der dunkeln Wand zu unterscheiden, und nur der Schein des Ofens zeichnete auf dem Boden einen hellen Streifen.

Auch über die Seelenruhe des dritten, der tot im Zimmer da oben gelegen hatte, durfte sie ruhig sein, wenn er auch ohne Beichte und Wegzehrung hatte hinübergehen müssen. An seinem Tode wenigstens hatte sie keine Schuld. Darum aber war sie auch an einem gerechten Gotte verzweifelt, der zugelassen, daß Franz, ihr braver Franz, von einem Sprengschusse auseinandergerissen worden war ... Er hatte ihr, die sich im Taglohn bei den Bauern und nach Feierabend auf ihren eigenen paar Ackerstücken abplagte, helfen wollen, ihr Eigentum von der Schuld freizumachen, um einen Notgroschen für das Alter der Mutter sorgen wollen. Drum war er, gerade aus der Schule entlassen, in den Steinbruch auf Arbeit gegangen, während Sophie, die Älteste, den Haushalt besorgte. Ihr braver Junge! Alles hatte er ihr heimgebracht und nur wenige Groschen für sich genommen, und auch davon gar hatte er noch gespart, wie sie später gefunden. Und fortgemüßt hatte er auf so schreckliche Weise, so jung und so brav! ... Auch er sollte zwei Gesetze des Rosenkranzes haben; und brauchte er sie nicht, mochten sie seinem Vater zugute kommen.

Die abgegriffenen Perlen glitten in gleichen Zwischenräumen an der Schnur hinab, die welken Lippen murmelten, die Katze schnurrte, das Feuer

knisterte, die Kessel brodelten und summten, die Uhr tickte: und das alles klang zusammen in eine leise, schwermütige Totenklage.

Die Frau erhob sich und legte den Rosenkranz beiseite. Die Katze war zur Erde gesprungen und blinzelte, sich streckend, ins Feuer. Um Licht zu haben, hatte die Alte die Ofentüre geöffnet. Nun goß sie die Kartoffeln in einen Eimer ab, setzte sie auf den Deckel der Trommel und den singenden Wasserkessel nach vorne.

So, nun blieb noch das letzte Gesetz zu beten. Dafür hatte sie keinen Toten, aber eine, die für sie so gut wie tot war, deren Kind es war, das da oben im Sarg lag ... Nein, mit der hatte sie nichts mehr zu schaffen; und so wollte sie denn das eine Gesetz zur Erlangung einer glücklichen eigenen Sterbestunde beten.

Und sie begann halblaut: „Vater unser, der du bist in den Himmeln, geheiligt werde dein Name, zu uns komme dein Reich, dein Wille geschehe wie im Himmel, so auch auf Erden! Unser täglich Brot gib uns heute; vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern ..."

Hier hielt sie an.

Was betete sie denn da? „... vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern ..." Als sie es bei den vorhergehenden Gesetzen gebetet hatte, hatte sie diese Worte wohl nicht so recht bedacht. Also Vergebung fremder Schuld verlangte der Herr, wenn er uns unsere eigene vergeben soll. Und wenn man nicht vergab? ... O, er hatte Mittel, störrische Herzen gefügig zu machen! Das hatte sie wohl erfahren, damals, als sie im Zorn ihres toten Mannes gedacht hatte.

Aber in diesem Falle, würde Gott da nicht einmal eine Ausnahme machen? ... „Sophie, bleib brav und mach mir keine Schande!" hatte sie zu ihrer Tochter gesagt, als diese in der Stadt Dienst nahm. In die Hand hatte die es ihr versprochen; und dennoch, dennoch! Von ihr hatte sie den allerbittersten Schmerz erfahren. Wenn sie noch jenes Tages gedachte, da Sophie heimgekommen war mit einem kleinen Kinde, ihrem Kinde, der armen Villa! Da hatte sie gemeint, vor Schimpf und Schande vergehen zu müssen. Das hatte ihr ihre Tochter antun können; die Tochter ihrer Mutter, die für ihre Kinder gedarbt und geschafft, die sie in Sitte und Gottesfurcht erzogen hatte! Vergeblich waren der Gefallenen Tränen und reuigste Bitten. Zum Unglück noch die Schande: das war zu viel! Des Nachts hatte sie auf den Knien gelegen und zum Himmel um einen Strahl Lichtes in die Nacht und Not ihres Herzens gerufen. Eine Erleuchtung schien ihr endlich der Gedanke: Das unschuldige Kind soll bei mir bleiben, seine Mutter aber hat hier kein Herz und kein Heim mehr ... Das war ihr Recht, das durfte sie!

Und doch und doch: ... „vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern ..." Wo stand da etwas von einer Ausnahme, war da ein Vorbehalt? ... Nur von Vergebung redete das Gebet. ... Herr, was verlangst du! ... Ihrem Manne, so hart es ihr angekommen,

hatte sie ja verziehen. Aber da trug sie vielleicht wohl selber schwere Schuld ... Ob der liebe Gott ihr die wohl vergeben hatte? ... Dem Schächer am Kreuze, ja seinen Mördern hatte der Heiland Verzeihung gewährt; dann ihr ... Seinen Mördern sogar! ... Und sie und ihre Tochter? ... Immer vergeben, vergeben! ... Lieber Gott, sie kann es ja nicht!

Früher, wenn solche Gedanken angepocht hatten, waren sie bald abgewiesen gewesen. Warum nur heute nicht? ... Ach, heut' hatte der Tod ja wieder angeklopft, dann kommen eigene Gedanken. Und die kleine Tote war ja auch das Kind der Verstoßenen. ... Bist du es denn nicht zufrieden, lieber Gott, daß sie das Kind aufgezogen, daß sie es bald von Herzen gern gehabt hat? ... Aber es war ja auch ein so liebes Ding! Alles, was in den Jahren der Einsamkeit Licht und Freude in ihrem Leben gewesen war, war ja von Billa gekommen. Das erste Lachen, das erste Wort, der erste Schritt: bei ihren eigenen Kindern war ihr Entzücken darüber nicht größer gewesen ... Und nun war das Kind tot, und sie war wieder allein, allein mit all den trüben Gedanken. Warum nur hatte der Herr ihr nun diesen letzten Trost genommen? Warum ... warum?

Brennende Tränen tropften aus den alten Augen.

Warum?

Da kam es über sie:

Nein, das alles wollte der liebe Gott nicht von ihr. Verzeihung forderte er, Vergebung fremder Schuld, wie sie sich auch sträubte. Sein ist die Rache, unser die Verzeihung. Was sie dem Kinde getan, war ihm nicht genug, war ihm nicht einmal angenehm, da er es ja wieder zu sich genommen. Strafen wollte er sie, wie auch einst durch Annchens Tod. Klar stand's vor ihrer Seele: Vergeben mußte sie, wie der Heiland; und sie hatte es sich verhehlen wollen; und einzig selber trug sie die Schuld ... Herr Gott, deine Wege sind rauh!

Stichdunkel war's im Zimmer.

Sie stöhnte auf. Es litt sie nicht länger mehr allein. Sie stieg hinauf in die Totenkammer, und die alte Treppe stöhnte mit ihr. Wie eine zitternde kleine Seele flackerte das schwache Flämmchen im Luftzuge. Die Großmutter kniete hin, und milde Tränen liefen über die rauhen Wangen.

„Meinetwegen hast du sterben müssen, Billa, weil mein Herz so hart war. Aber gelt, du bist mir nicht böse, denn beim lieben Gott ist's ja so viel schöner. Bald wird auch deine Mama kommen; der will ich sagen, was du für ein lieb Mädchen gewesen bist. Und dann wollen wir zusammen an dein Grab kommen und beten."

Und dann sprach die Großmutter das letzte Gesetz des Rosenkranzes für sich, ihre Tochter und alle armen Sünder. Darauf stand sie auf mit steifen Knien, nahm den geweihten Palmzweig von der Türe und besprengte den schlafenden Engel des Friedens fromm mit Weihwasser.





Der Beamte als Staatsbürger

Die Umwertung aller Werte, wie wir sie nicht bloß auf materiellem, sondern auch auf sozial-ethischem Gebiete zu beobachten Gelegenheit haben, ist auch an dem mittelbaren und unmittelbaren Beamtentum nicht spurlos vorübergegangen. Es dauerte eine geraume Zeit, bis dieser neuzeitliche Umschwung die dicken Mauern der Beamtenschaft durchdrungen und sie hatte teilnehmen lassen an dem Werden und Wachsen der gegenwärtigen Strömungen. Den Behörden sind sie stets ein Anstoß gewesen. Es war ja so bequem und außerdem für den Staat so wohlfeil, Beamte zu haben, die vor jedem Vorgesetzten in eitel Knechtssinn erstarben, denen die „Treue bis auf die Knochen“ ein vollgültiger Ersatz war für den mageren Geldbeutel, den hungrigen Magen und den unbekannten persönlichen Ehrbegriff. Die Ehre des Untergebenen war in den Augen des Vorgesetzten ein vogelfreies Gut. Unter Friedrich Wilhelm I. gedieh dieses Beamtenverhältnis zu höchster Blüte. Daß der Beamte auch ein Staatsbürger mit entsprechenden Rechten war, kam ihm nicht in den Sinn. Er vermißte diese höchsten Güter nicht, denn er hatte sie nie besessen. Bis in die Zeiten Friedrich Wilhelms IV. hinein gefiel sich der Vorgesetzte dem Untergebenen gegenüber in dem sprichwörtlich gewordenen „Er“. Selbst der aufgeklärte König war ganz in den Anschauungen vergangener Tage befangen, wenn er bei feierlichen Empfängen Lehrer unbeachtet ließ, die einen Bart trugen, oder wenn er sie gar unwirsch anfuhr.

Es sei ferne von uns, dem Typus des altpreußischen Beamten jeglichen Vorzug abzuerkennen. Er war als Erscheinung seiner Zeit berechtigt und muß auch aus dieser heraus gewürdigt werden. Was wir aber entschieden verurteilen, das ist der Versuch, diesen „altpreußischen Beamten“, der nach Treitschke den preußischen Staat geschaffen hat und der im Publikum ein Ding sah, das lediglich für ihn da war, in die heutige Zeit hinübernehmen zu wollen, in der er jede Daseinsberechtigung verloren hat. Da muß er zur Karikatur werden, zu einem Unrecht gegen sich selbst und gegen seine Mitmenschen. Der moderne Beamte weiß längst, daß er nicht bloß Pflichten, sondern auch Rechte hat; auch ist er davon durchdrungen, daß der von oben herab gewährte gnädige Blick oder das von oben herab gewährte gnädige Wort zwei Dinge darstellen, die stark im Kurse gesunken sind, ja, die unter Umständen eine Beleidigung und Herabwürdigung in sich schließen, da sie nicht selten den Untergebenen zum Almosenempfänger degradieren. Dem nüchtern denkenden Be-

amten ist eine seiner Lebensstellung entsprechende Besoldung und eine von Demütigungen freie Behandlung lieber als gnädiges Geruhen. Wer seine Pflicht tut, bedarf der Gnade nicht.

Ein großer Teil von Beamten in höheren Stellungen bringt es auch heute noch nicht über sich, den neuen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Ich entsinne mich von meiner Prüfung her des Themas, welche Pflichten gegen seine Gemeinde dem Lehrer sein Amt auferlege. Ich junger Dachs wagte es, am Schluß der langen Abhandlung auf die aus den Pflichten sich ergebenden, aber im Thema nicht erwähnten Rechte hinzuweisen und erregte dadurch den Zorn des allgewaltigen Provinzialschulrats, der die Mitkollegen vor diesen modernen Geistern mit pastoraler Eindringlichkeit warnte. Dieser Rat — im übrigen ein sehr jovialer Herr! — steht nicht vereinzelt da. In den Ministerien und in den Bezirksregierungen findet man Scharen solcher Gestalten. Sie zerfallen in zwei Hauptgruppen: Beamte der Pflichten und Beamte der Rechte! Die erste Kategorie ist sehr fleißig und in ihrer Art streng gewissenhaft. Sie würde es niemals über sich gewinnen, wider besseres Wissen und Gewissen unrecht zu tun. Und doch verübt sie es so häufig; denn ihr Urteil nimmt keine Rücksicht auf die Erfordernisse modernen Lebens, sondern es wird gefällt auf Grund staubbedeckter Paragraphen, nach denen schon unsere Urgroßväter gerichtet haben. Wir erinnern nur an die rheinische Landgemeindeordnung, die bald das hundertjährige Jubiläum ihres Bestehens feiert und die der Schrecken manches modernen Beamten ist. Aber selbst da, wo dieser Beamte der Pflicht an der Hand neuerer Gesetze Entscheidungen trifft, gehen diese nicht selten daneben, denn sie sind mit altpreußischen Ansichten durchtränkt. O diese Geheimräte! Schon Bismarck konnte ihrer nicht Herr werden. Wie manche fruchtbare Idee warf er zwecks näherer Verarbeitung in die Ressorts hinein; aber wenn sie die bureaukratische Mühle verließen, waren sie bis zur Unkenntlichkeit und Unbrauchbarkeit entstellt. Es hat etwas Tragisches an sich, daß diese pflichttreuen Beamten vom Morgen bis zum Abend auf ihrem hölzernen Drehstuhl zubringen und so manches Unbrauchbare schaffen. Sie kennen das Leben nicht. Sie sind nicht praktisch. Deshalb verderben sie soviel. Ihre Kollegen Massow, Martin, Gurlitt und Schücking mögen hundert Bücher über Reform oder Revolution schreiben — sie stört das nicht. Mit steigender Besorgnis müssen sie wahrnehmen, wie der Modernismus auch vor den Mauern der Bureaukratie nicht haltmacht, wie namentlich die mittleren und unteren Beamten Wege des Verderbens wandeln. Wenn man im konservativen Leibblatt lesen muß, wie sich diese Leute zu großen Vereinen zusammenscharen, um eine Macht zu bilden, dann muß einem angst werden um das kommende Beamtentum. Da hat der Chef recht, wenn er die Versammlungsberichte mit Kopfschütteln liest. Namentlich die Lehrer und Postbeamten fordern es in rücksichtsloser Weise heraus. Weit weniger Kopfzerbrechen machen sich die Beamten der Rechte. Es handelt sich bei ihnen um die Wahrnehmung von Standesrechten. Womöglich von gutem Adel, bekleidet man den Beamtenposten, weil es nun einmal der Tradition entspricht und weil man doch wenigstens dem äußeren Schein nach eine Art Beschäftigung haben muß. Avancieren ist nicht unter allen Umständen die Hauptsache, und da die obere Beamtenkategorie selten an bestimmte Dienststunden gebunden ist, so werden an die Tragkraft des Drehstuhls keine übermäßigen Anforderungen gestellt. Man tut das Notwendigste, leistet Unterschriften, erteilt Anordnungen, erkundigt sich, ob Nachfragen vorliegen, und

überläßt die sonstigen Regierungsgeschäfte den nachgeordneten Beamten. Diese recht oberflächliche Erfüllung der Beamtenpflicht hält einen nicht ab, mit Empörung zu konstatieren, daß die Betonung der Rechte seitens der großen Beamtenvereine „einfach toll" geworden ist. Als Reserveoffizier findet man die Insubordination dieser Beamten in untergeordneten Stellungen doppelt rücksichtslos. Man begreift den Chef nicht, daß er nicht mit eiserner Faust dazwischenfährt. So finden sich die beiden Beamtenkategorien der Pflichten und der Rechte, sobald es sich um den Anerkennungskampf der breiten Beamtenmassen handelt, im Schifflein derselben Anschauungen und Gefühle wieder.

Es war notwendig, die Quellen zu kennzeichnen, aus denen der Widerstand gegen die modernen Bestrebungen der Beamten fließt. Was sie erreicht und errungen haben, das haben sie im Kampf mit dem fossilen Ungetüm erlangt, das den Namen Bureaukratismus führt. Es sind weniger die Personen als die Systeme und Weltanschauungen, die miteinander zu Felde liegen. Besonders in gegenwärtiger Zeit. Das Beamtentum hat länger geschlafen als der deutsche Michel; denn das durch den Treueid in besonderer Weise gestaltete Verhältnis zum Staat sowie die Aussichten auf Titel, Orden, Beförderungen und außergewöhnliche Zuwendungen — das alles bildete einen festen Turm, an dem das Geltendmachen bürgerlicher Rechte abprallte. Der moderne Beamte hat diesen Turm verlassen; er ist Bürger unter Bürgern und lacht darüber, wenn man ihm die jedem Gefühle hohnsprechende Zumutung stellt, in erster Linie Beamter und erst in zweiter Mensch und Staatsbürger zu sein. Ferner sieht er nicht ein, daß der Zweck des Beamteneides der sein soll, ihn auf Gnade und Ungnade den Willkürlichkeiten seiner Vorgesetzten auszuliefern. Der Eid bedeutet vor allem keine politische Fesselung, und wenn er auch nicht daran denkt, ihn in unbequemer Lage nach dem Vorbild gekrönter Häupter für null und nichtig zu erklären: daß der Eid lediglich eine treue, gewissenhafte Ausübung der Berufspflicht verlangt, ist ihm um so gewisser.

Diesen und ähnlichen „umstürzlerischen Ideen" der Beamten hat man seit längerer Zeit zu begegnen versucht. Schon damals, als sich im „tollen Jahr 48" die Geister vieler Beamten regten, griff man zu drakonischen Mitteln der Unterdrückung, um die Bewegung im Keime zu ersticken. Aus der Tatsache, daß der Beamte den Diensteid leistet und vom Staat besoldet wird, hat man von jeher ganz besondere Pflichten des Beamten dem Fiskus gegenüber konstruiert, häufig genug auf dem Wege kniffliche Beweisführungen. Man hat sich nie sonderlich dabei aufgehalten, daß dieser Beamte auch ein mit Rechten ausgestatteter Staatsbürger sei. Bismarck, der gewiß nichts kannte als seinen eigenen Willen, hatte doch einen viel zu gesunden Sinn und eine viel zu reiche Lebenserfahrung, als daß er kein Verständnis besessen hätte für die in jeder Beziehung heilsamen Wirkungen einer vernünftig abgesteckten Grenzlinie zwischen Beamtenpflicht und Bürgerrecht. Dieses Verständnis scheint heute verloren gegangen zu sein, und daher erleben wir so manches, was befremden muß. Wie hat der Postbeamtenverein mit verschiedenen Chefs ringen müssen, um obzusiegen! Und erst der Lehrerverein! Wie so ganz verständnislos stand Herr v. Studt dieser mächtigen Organisation gegenüber, die er bekämpfte, anstatt sie sich und seinen Plänen wenigstens im engen Rahmen des Möglichen dienstbar zu machen. Und der Finanzminister v. Rheinbaben! Er gilt allgemein als der unverfälschte Typ eines altpreußischen Beamten mit

Kreuzzeitungsansichten, als der Verlängerer der Studtschen Herrlichkeit, als das Haupt der preußischen Fronde, die den Block haßt, als der überaus schneidige Bureaukrat. Sein Erlaß an die Beamten wird noch in aller Erinnerung sein, wo er im Tone eines alten Generalissimus den Untergebenen bei Androhung schärfster Disziplinarstrafen das Einreichen von Sammelpetitionen an das Abgeordnetenhaus untersagt. Früher war ein solcher Ton nichts Ungewöhnliches; diesmal löste er hellste Empörung und tiefste Erbitterung aus. Und dann wundert man sich, daß sich immer wieder Beamte finden, die das Bedürfnis haben, ab und zu mit der Sozialdemokratie eine Extratour zu tanzen, wo „sie doch wissen sollten, daß die Sorge für des Leibes Nahrung und Notdurft" laut Tradition „lediglich Sache der Vorgesetzten ist".

Man hat an hoher Stelle in Berlin das Wort geprägt, der Geist des Ungehorsams gehe durch die Beamtenschaft. Deshalb sollen die Zügel stärker angezogen werden. Namentlich die Lehrer will man treffen. Als im Jahre 1897 die Neuregelung der Lehrergehälter vorgenommen wurde, äußerte ein Ministerialbeamter, diese Maßnahme sei zugleich eine Probe darauf, ob die Lehrerschaft nunmehr ihrer radikalen politischen Gesinnung entsagen und in Zufriedenheit den Pflichten des Berufs nachgehen werde. Bekanntlich fiel das Gesetz unter jeder Kritik aus, und so kämpfte die Lehrerschaft weiter um Brot und Wasser. Das Schulunterhaltungsgesetz war die erste Antwort darauf. Der Staat hat sich der Schule so liebevoll angenommen, daß die Schulgemeinde, die dem Lehrer Licht und Luft gewährt, fast nichts mehr zu sagen hat. Die zweite Antwort soll gegeben werden bei der Schaffung der sog. „Lehrerlaufbahn". Sie ist eine klug angelegte Falle, die sogar mancher Freund der Schule nicht als solche erkennen wird, wenn er nicht genauer zusieht. Die Regierung und die Mittelparteien kommen nämlich damit den uralten Wünschen der Lehrer nach Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht scheinbar entgegen. Gewiß, diese Einrichtung soll fallen. Aber weshalb? Aus zweierlei Gründen! Ein Regierungsrat hat sie mehreren Rektoren verraten, indem er bemerkte: „An der Erhaltung der geistlichen Schulaufsicht haben wir kein Interesse mehr. Sie ist uns ein Hindernis geworden insofern, als der Pfarrer uns gegenüber ganz selbständig dasteht. Er fragt nur nach seinem Konsistorium. Wir können ihm mit Disziplinarmitteln kaum oder gar nicht beikommen. Früher fühlte sich der Geistliche in seinem pädagogischen Nebenberuf als Staatsbeamter und als Vorgesetzter des Lehrers. Dieses Gefühl ist vielen abhanden gekommen, und sie gefallen sich mehr darin, ihre Schullehrer zu verteidigen als mit uns Hand in Hand zu gehen. Wir sind deshalb bestrebt, nach und nach, aber doch in beschleunigtem Tempo, die geistliche Schulaufsicht durch das Rektorat zu ersetzen. Wir müssen einen Mann haben, an den wir uns halten! Und das kann nur der Rektor sein. Man spricht ja wohl davon, daß in absehbarer Zeit die Pfarrer vom Staat ernannt werden und als Staatsbeamte wirken sollen. Das wird ernstlich erwägt, und im Osten dürfte die Verwirklichung dieses Plans großen Schwierigkeiten nicht begegnen. Aber im Westen! Also der Weg ist noch weit! Der Geistliche als Staatsbeamter wäre uns für die Schulaufsicht schon genehm. Lieber ist uns jedoch der Rektor; denn auch von dem verstaatlichten Geistlichen müßten wir eine bessere pädagogische Durchbildung fordern, und für diese Mehrarbeit findet man bei den Pfarrern geringes Interesse. Wo genügend Rektoren vorhanden sind, werden wir mit der Reform nicht zögern; außerdem wird die Regierung, um im Übergangsstadium die nötige Zahl von

Schulleitern zu beschaffen, für ältere bewährtere Lehrer gänzlich oder teilweise Befreiung von den vorgeschriebenen Examina erwirken. Eine einheitliche straffe Zucht wird sowohl für die Lehrer wie für die Leistungen der Schule zweckdienlich sein." Soweit der Regierungsrat! Also darauf geht's hinaus! Wird dieser Plan verwirklicht, dann kommt die Lehrerschaft vom Regen in die Traufe. Die Regierung will „einen Mann haben, an den sie sich hält"! Uniformierung! Schablone! Drill! Der Bureaukratismus wird mit einem Säbel ausgerüstet. Man hofft sich, da man die gesamte Lehrerschaft nicht hat bändigen können, in den Rektoren gefügige Werkzeuge behördlicher Intentionen zu sichern. Das bekundet eine sehr niedrige Meinung vom Lehrerstand. Die Anfragen, die an ihn herantreten, sind ganz dieser Meinung entsprechend. Studts letzte Leistung bestand in der Versendung einer Rundverfügung, die zehn Anfragen enthielt; eine davon erkundigte sich nach dem Einkommen des Lehrers aus literarischer Beschäftigung. Der Zweck war recht durchsichtig. Die Verfügung verfehlte ihren Zweck. Viele Lehrer sind mit ihr überhaupt nicht belästigt worden. Man sah wohl rechtzeitig ein, daß niemand verpflichtet ist, sich selber ans Messer zu liefern, und so sind die gemachten Angaben gänzlich unbrauchbar. Weit umfangreicher ist eine Verfügung, die vor einem halben Jahre umging. Sie fragte nach tausend Dingen, u. a. nach den Strafen, die der Lehrer auf sein schuldiges Haupt geladen hat! Man bedenke, daß diese peinlichen Angaben nachher durch die Hand des Geistlichen, des Schulleiters, des Kreisschulinspektors, des Landrats und der Bezirksregierung gehen! Der Kaiser hat bekanntlich auf das strengste untersagt, in den Vorstrafen eines sonst pflichtgetreuen Offiziers herumzuwühlen. Und hier? Hier handelt es sich auch bloß um Lehrer! Diese gänzliche Nichtachtung des Ehrgefühls ist ein Symptom, das zu denken gibt. Der neue Kultusminister hätte im Interesse der beteiligten Faktoren besser getan, solche zwecklosen Fragen zu verhindern. Solche Dinge treffen den Staatsbürger höchstens vor Gericht, und der Minister sollte in seinem Ressort nicht einführen, was noch in der Rechtsprechung abgeschafft werden soll. K. M.



Zur Erinnerung an Otto Pfleiderer

Die Zeiten liegen hinter uns, wo die Verneinung der Religion zunächst als etwas Großes, dann aber als selbstverständlich galt, und wo der armseligste Witz geistvoll zu werden schien, wenn er sich nur gegen die Religion richtete; unsere Zeit bedarf anderes, und im Grunde will sie auch anderes. Alles läßt vermuten, daß im Geistesleben der folgenden Epoche die Religion weit mehr bedeuten wird als in der spezifisch modernen Welt. Wir leben in einer gottsuchenden Zeit, die deutlich zeigt, daß in allen Verwirrungen und Gärungen bessere Keime verborgen liegen, die nach Entfaltung und Gestaltung streben. Kein Wunder, wenn daher mit der Philosophie überhaupt auch die Religionsphilosophie einen neuen Aufschwung zu nehmen begonnen hat, und daß die tüchtigsten Philosophen ihr System mit der Religion in irgendeiner Weise zu verknüpfen suchen. Dieser Tüchtigsten einer hat leider im Juli dieses Jahres seine Augen für immer geschlossen. Obwohl Anhänger der alten Tübinger Schule, die Hegels Gedanken bis heute

am treusten bewahrte, hat Otto Pfleiderer sich doch niemals gegen die neueren Richtungen verschlossen, sondern sich immer aufs neue mit ihnen auseinandergesetzt. Es ist ein arbeitsreiches Leben, das hier abgeschlossen vor uns liegt. Pfleiderer hat sich stets die volle Freiheit vor jeder bloß äußerlichen Autorität gewahrt, wie sie sich die Neuzeit im heißen Kampfe erstritten hat, aber dennoch ist er ein unermüdlicher Apostel und Apologet des Christentums gewesen. Der „Türmer" kann daher nicht stillschweigend an seinem Tode vorübergehen.

Otto Pfleiderer wurde am 1. September 1839 zu Stetten bei Cannstatt geboren. Er studierte in Tübingen unter Ferdinand Christian Baur Philosophie und Theologie, war dann eine Zeitlang in Eningen bei Reutlingen als Vikar tätig, worauf er viele Studienreisen durch Norddeutschland, England und Schottland unternahm. Von 1864—68 wirkte er als Repetent und Privatdozent in Tübingen, wurde 1868 Stadtpfarrer in Heilbronn, 1870 Oberpfarrer, ordentlicher Professor und Superintendent in Jena, 1871 Kirchenrat und 1875 ordentlicher Professor der Theologie in Berlin, wo er bis zu seinem Tode wirkte. Seine Hauptwerke sind: „Moral und Religion nach ihrem gegenseitigen Verhältnis", „Die Religion, ihr Wesen und ihre Geschichte", „Der Paulinismus", „J. G. Fichte, Lebensbild eines deutschen Denkers und Patrioten", „Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage", „Luther als Begründer protestantischer Gesittung", „Grundriß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre", „Das Urchristentum", „Die Entwicklung der protestantischen Theologie in Deutschland seit Kant und in Großbritannien seit 1825", „Geschichte der Religionsphilosophie von Spinoza bis zur Gegenwart", „Die Entstehung des Christentums" (neuerdings noch in 2. unveränderter Auflage bei J. F. Lehmann, München, erschienen), „Religion und Religionen", usw. Da Pfleiderers Hauptbedeutung eine religionsphilosophische ist, führen wir seine Grundgedanken nach den genannten Hauptwerken hier vor.

Pfleiderers Religionsphilosophie geht vom menschlichen Bewußtsein aus. Um zu einer Gesamtanschauung der Welt zu gelangen, suchen wir die Bewußtseinserscheinungen zu erklären, indem wir den ansichseienden Grund zu ihnen hinzudenken. Haben wir in unserem eigenen wollend-fühlenden Ich das wesentliche Sein als die für sich seiende Kraft erkannt, so kann uns nichts hindern, nach eben dieser Analogie auch die übrige Welt aus solchen Substanzen bestehend zu denken, die als für sich seiende Kraftmittelpunkte Subjekte des Wirkens und Leidens sind. Indem wir auch die Erscheinungen der Körper auf solche Kräfte zurückführen, verschwindet der scheinbare Gegensatz von Leib und Seele, sofern der Leib zu einem System seelenartiger Kräfte wird. Die Frage ist dann nicht mehr, wie so Entgegengesetztes wie Leib und Seele, Materie und Geist aufeinander wirken können, sondern nur, wie eine Vielheit an sich immaterieller Kräfte zueinander in einer beständigen, gesetzmäßigen Wechselwirkung stehen und der beherrschenden Einheit der Seele als Werkzeug dienen können. Diese gesetz- und zweckmäßige Wechselwirkung der Kräfte untereinander, wie sie nicht bloß innerhalb des Einzelorganismus, sondern im ganzen Umfang des Seienden anzunehmen denknotwendig ist, ist nicht denkmöglich ohne die Voraussetzung eines gemeinsamen Grundes, der als Quelle der Sonderkräfte Urkraft und als Quelle ihrer logischen Beziehungsgesetze Urdenken sein muß. Die Gottesidee tritt demnach nicht als ein theoretisch überflüssiges und nur aus praktischen Gründen erforderliches Anhängsel zu einer in sich abgeschlossenen Welterklärung hinzu, sondern bildet die Voraussetzung,

ohne die überhaupt kein Wissenwollen im eigentlichen und strengen Sinne denkbar ist. Sie geht über die gegebene Erfahrung nach keiner andern Richtung hinaus als jeder Versuch, das Gegebene zu begreifen. Mit demselben Recht, mit dem wir in den einzelnen Substanzen und ihren Kräften ein geistiges Reich als den Grund der Erscheinungen aufbauen, gedrängt von demselben Triebe, das Zerstreute zur Einheit zusammenzufassen, machen wir auch den weitern Schritt zur letzten Erklärung der Welt nach den Forderungen unseres Denkens. Dort sowenig wie hier ist ein Beweis im streng logischen Sinne möglich, weil Realität außer uns überhaupt nicht bewiesen werden kann.

Pfleiderer ist mit diesen Gedanken im vollsten Recht. Was ist denn streng genommen in der Erfahrung gegeben? Doch wohl nichts weiter als die Empfindungen und Vorstellungen, die ich jeweils gerade in meinem Bewußtsein vorfinde. Was darüber hinaus ist, das kann ich durch keine Erfahrung haben, sondern vermag ich nur von meinen Bewußtseinserscheinungen aus zu schließen. Daß z. B. meinen Vorstellungsbildern anderer Personen wirkliche Wesen entsprechen und diese ein Innenleben gleich dem meinigen haben, ist eine meine Erfahrung gänzlich übersteigende Annahme, in der ich durch einen Kausalschluß zu meinen Vorstellungen die Dinge an sich selbständig hinzudenke. Soweit diese Schlüsse die nächsten Objekte der äußern Welt betreffen, vollziehen wir sie so geläufig und unwillkürlich, daß wir uns ihrer gar nicht besonders bewußt werden. Erst wenn wir durch die Erfahrung von Sinnestäuschungen auf die Differenz zwischen unsern Vorstellungen und den Dingen selbst aufmerksam gemacht werden, oder wenn wir veranlaßt sind, zu den nächsten Ursachen unserer Vorstellungen die fernerliegenden hinzuzusuchen, beginnen wir auf unser Schlußverfahren mit Bewußtsein zu reflektieren. Setzen wir dieses Verfahren in regelrechtem Zusammenhang fort und erweitern unsere Schlüsse in stetigem Fortschritt vom Näheren aufs Fernere, so reden wir von wissenschaftlicher Untersuchung, und wenn wir dann endlich in der Fortsetzung desselben Verfahrens die einzelnen ursächlichen Zusammenhänge in einen allgemeinen Zusammenhang zu bringen und in der allgemeinen Ursache zugleich den Berechtigungsgrund für dieses ganze Verfahren, die gemeinsame Grundlage aller gedachten und seienden Kausalzusammenhänge überhaupt zu erfassen suchen, so nennen wir das metaphysisches Denken. Natürlich werden bei diesem letzten Versuch unsere Schritte noch unsicherer werden, als sie es auf dem früheren Wege sind, aber dieser Unterschied ist nur ein gradueller; prinzipiell ist das Verfahren und seine Berechtigung stets dasselbe, es gibt nirgends einen Grenzpunkt, wo die Welt des Erkennbaren mit einem Bretterzaun vernagelt wäre, vor dem wir hoffnungslos haltmachen müßten. Wenn wir den stolzen Anspruch auf ein absolutes Wissen auch überall aufgeben müssen, so ist's darum doch noch lange nicht an dem, daß der gesunde Verstand abzudanken und das Feld den Wünschen des Herzens zu überlassen hätte. Wenn auch der Mensch nicht die allwissende Vernunft Gottes besitzt, so hat er darum doch einige Vernunft, und wo Vernunft ist, da ist nicht nur der Trieb nach Einheit des Erkennens, sondern auch die innere Norm, die trotz endlosen Irrens doch immer wieder unser Irren zurechtweist und unsere tastenden Schritte so leitet, daß wir der einen allgemeinen Wahrheit, wie sie Gott besitzt, uns wenigstens zu nähern vermögen.

Was nun dem stets nur annähernden theoretischen Wissen zur absoluten Gewißheit fehlt, das wird nach Pfleiderer sehr richtig zur vollen Überzeugung



von praktischer Seite her ergänzt. Diese Konkurrenz beider Seiten findet nach ihm bei den elementarsten wie bei den höchsten Erkenntnisgegenständen statt. Jeder ist von der Realität der Außenwelt überzeugt. Warum? Wenn der theoretische Grund, der in der Unentbehrlichkeit dieser Annahme für die vernünftige Erklärung der Bewußtseinserscheinungen liegt, zum zwingenden Beweis nicht ausreichen sollte, so wird er ergänzt durch die von jedem empfundene praktische Nötigung, bei seinem Wollen und Handeln von der Voraussetzung jener Realität auszugehen. Nicht anders verhält es sich auch mit der Überzeugung von der Realität Gottes; sie ist „das gemeinsame Resultat aus dem Zusammenstimmen theoretischer Gründe und praktischer Motive". Theoretisch ist die Gottesidee die notwendige Hypothese zur Erklärung des Weltzusammenhangs, nicht so, als ob eine im übrigen befriedigend vollzogene Welterklärung nur zum ornamentalen Abschluß des Gebäudes noch dieser Spitze bedürfte, sondern so, daß unser ganzes logisches Weltbild des tragenden Fundaments entbehrte und also dem nach Einheit und Notwendigkeit strebenden Erkenntnistrieb nicht genügte, wenn nicht jener gesetz- und zweckmäßige Zusammenhang, der das Veränderliche und Viele zur Einheit des geordneten und stetigen Ganzen verbindet, in einer allbeherrschenden Macht seinen Einheitsgrund hätte; praktisch aber ist die Gottesidee das notwendige Postulat, um unserem Wollen und Fühlen die höchste Zweckbeziehung und das höchste Gut zu geben, nicht so, als ob ein im übrigen selbstgenugsam in sich beruhendes sittliches Bewußtsein nur zur Nachhilfe seines teilweise bestehenden Unvermögens der Aussicht auf transzendentale Ergänzung bedürfte, sondern so, daß unser ganzes Wollen seines höchsten allbestimmenden Zieles und unser Herz seines befriedigenden Ruhepunktes entbehren würde, wenn das vollkommene Ideal ein bloß subjektives Vorstellungsbild ohne objektive Realität wäre. Dieses praktische Motiv und jener theoretische Grund dienen sich gegenseitig zur Stütze wie die zwei Seiten eines Gewölbes, die nur in ihrem Zusammenstreben die Festigkeit des Ganzen ergeben.

Diese theoretisch-praktische Gotteserkenntnis führt Pfleiderer auf das Verhältnis von Religion und Wissenschaft überhaupt. Beide entspringen einem unabweisbaren Bedürfnis des menschlichen Geistes und berühren sich in ihrem höchsten Gegenstande, der Gottesidee, aber sie gelangen auf verschiedenen Wegen an dieses Ziel. Die Wissenschaft entspringt dem logischen Erkenntnistrieb unseres Geistes, sie geht von den gegebenen Bewußtseinserscheinungen aus, sucht diese in Zusammenhang zu bringen und aus ihren Ursachen zu erklären und kommt so zuletzt auf Gott als vorauszusetzenden Grund der Welterklärung, die Religion dagegen will nicht die Welt theoretisch erklären, sondern das Verhältnis des fühlenden und wollenden Ichs oder des Herzens zur Welt richtigstellen, und sie vollbringt dies dadurch, daß sie das eigene Leben mit allen es bewegenden Eindrücken der Welt unmittelbar auf die weltbeherrschende Macht selbst bezieht, daß sie nach einer Lebensgemeinschaft mit Gott strebt, oder nach einer solchen Verbindung mit der weltbeherrschenden Macht, wodurch unser Leben zu einem göttlichen Ideal erhoben und von der bedrückenden Weltabhängigkeit befreit wird. Die Mittlerin zwischen Religion und Wissenschaft ist die Religionsphilosophie, welche die positive Verständigung beider dadurch herbeiführt, daß sie an der Religion zwischen Form und Inhalt, Vergänglichem und Bleibendem, Buchstaben und Geist unterscheiden lehrt, indem sie die Religion im ganzen Umkreis der menschlichen Geschichte

genau untersucht, sie in ihrem Werden in der Geschichte der Religionen verfolgt, die verschiedenen Religionen vergleicht und auf allgemeine Gesetze zurückführt. Wenn wir nun da sehen, wie die außerchristlichen Religionen, Brahmanismus und Buddhismus, Judentum und Islam, zwar eine zähe Lebenskraft und teilweise weite Verbreitung, aber von bestimmten Zeitpunkten an keine Weiterentwicklung, sondern jahrhundertelangen Stillstand zeigen, wie sie, unfähig, in das geschichtliche Leben der Völker einzugehen und durch Aufnahme neuer Ideen sich selbst zu verjüngen, vielmehr durch ihre starre Unveränderlichkeit auch die Völker, die sich zu ihnen bekennen, zur Erstarrung, zur Unfähigkeit geschichtlichen Fortschritts, zum stumpfen Hinsiechen verurteilen, so spricht nach Pfleiderer die Geschichte damit selber das Urteil, daß das in diesen Religionen liegende Wahrheitsmoment zu einseitig und beschränkt ist, um wirklich dauerhafte Lebensfähigkeit zu besitzen. Wenn dagegen die von den biblischen Propheten und Aposteln ausgegangene christliche Religion von Anfang an nicht bloß den unbeschränktesten Ausbreitungstrieb, sondern auch die Fähigkeit zeigte, in das Leben der verschiedenen Völker so einzugehen, daß sie in und mit ihnen weiterwuchs, daß sie die besten Elemente ihres geistigen Lebens in sich selber aufnahm, sich assimilierte, dadurch selbst immer reicher an fruchtbaren Ideen und lebenskräftigen Motiven wurde, und daß sie infolge dieser innern Lebensfülle auch Mängel, Mißbildungen und Erkrankungen immer wieder zu überwinden und zu heilen vermochte, so daß sie aus jeder Krisis nur immer neu verjüngt und gestärkt hervorging, so ist dies nach Pfleiderer die glänzendste und unwiderleglichste Apologie für die einzigartige Überlegenheit des Christentums über die andern Religionen. Freilich erklärt er offen, daß es eine sehr willkürliche Annahme wäre, die Entwicklungsfähigkeit des Christentums schon für erloschen zu erklären; „vielmehr spricht alles dafür, daß dasselbe Entwicklungsgesetz, nach welchem das Christentum in der Vergangenheit neuen Zeitbedürfnissen zu entsprechen und sich anzupassen vermochte, auch dem Bedürfnis der Gegenwart gegenüber sich fernerhin wirksam erweisen werde“. So gewiß es ist, daß das Christentum in der Reformation den gewaltigsten Entwicklungsfortschritt gemacht hat, so gewiß ist es auch, daß es „in dem kirchlichen Protestantismus seine höchste und letzte Entwicklungsform noch nicht gefunden hat“. Diese Überwindung des Gegensatzes zwischen Katholizismus und Protestantismus ist nach Pfleiderer von einem „künftigen johanneischen Christentum“ zu erhoffen, in dem „der positive Glaube und die positiven Werke ihre höhere Synthese und Erfüllung finden werden in der freimachenden Erkenntnis der Wahrheit, welche die Gewissen auf sich selbst stellt, und in der bindenden Macht der Liebe, welche den einzelnen als dienendes Glied dem Ganzen einordnet“.

Möchte diese Skizze dazu dienen, die Leser zum Studium der Pfleidererschen Hauptwerke zu leiten, sie werden sie nicht ohne reichen geistigen und geistlichen Gewinn verlassen!

Otto Siebert-Fermersleben



Dankbarkeit

Es ist klar, daß die moralische Bewertung des Wohltuns ausschließlich im wohlwollenden Motiv liegt und daß es nichts Preiswürdiges ist, das Glück anderer aus selbstischen Erwägungen zu fördern. Konfuzius lehrte, daß das Selbst überwunden sein muß, ehe ein Mann vollkommen tugendhaft sein kann. Nach Lao-Tze ist Selbstverneinung die Haupttugend für den Herrscher wie für das Volk. Selbstverleugnung ist die Hauptforderung des Evangeliums und wird auch vom Islam als die höchste Pflicht hingestellt. Ganz allgemein ausgedrückt: das Verdienst, das einer guten Handlung beigelegt wird, entspricht der Selbstverleugnung, die sie den Betreffenden gekostet hat. Dies folgt aus der Tatsache, daß der Grad der Dankbarkeit gegen einen Wohltäter von dem Maße der Entbehrung abhängt, die er sich bei seiner Wohltat auferlegt. Eine Wohltat zu vergelten, oder gegen den, der sie uns erwiesen hat, dankbar zu sein, gilt wahrscheinlich überall als Pflicht, wenigstens unter bestimmten Umständen.

Die Pflicht der Erkenntlichkeit setzt die Fähigkeit zur Dankbarkeit voraus. Doch soll dies Gefühl nach den Berichten verschiedener Reisenden bei vielen unzivilisierten Völkern fehlen. Lyon schreibt über die Eskimos auf Igloolik: „Dankbarkeit ist unter ihnen nicht bloß selten, sondern völlig unbekannt; sie zeigt sich weder in Taten noch in Worten noch in Blicken, wenn wir von dem ersten Aufschrei der Befriedigung absehen. Man mag ihre Kranken pflegen, die Toten begraben, den ganzen Stamm kleiden und nähren, den Männern Waffen schenken und Frauen und Kinder mit Schmuck versehen, Dankbarkeit wird man damit nicht erwecken. Ja, dieselben Menschen, die in Zeiten der Not ihr Elend lindern, werden, wenn wieder Überfluß herrscht, ausgelacht, daß sie soviel Nahrungsmittel, quantitativ wie qualitativ, in Wohltätigkeit vergeudet haben.“ Von einigen südamerikanischen wilden Völkern wird uns erzählt, daß sie keine Dankbarkeit für die Geschenke an den Tag legen, die man ihnen macht. Von den Fidschianern schreibt Th. Williams: „War einer von ihnen krank und erhielt Medizin von mir, so glaubte er mich auch verpflichtet, ihn mit Nahrung zu versorgen; hatte er Nahrung erhalten, so glaubte er damit auch ein Recht auf Bekleidung erlangt zu haben, und war ihm dies alles gesichert, so hielt er sich auch für berechtigt, alles zu erbitten, was er brauchte, und beschimpfte mich, wenn ich seine unvernünftigen Forderungen zurückwies.“ Lumholtz hat bei den Eingeborenen am Herbertflusse in Nordqueensland die gleiche Erfahrung gemacht: „Gibt man einem Schwarzen ein Ding, so findet er zehn andere, die er gleichfalls begehrt, und er ist unverschämt genug, alles zu fordern, was man besitzt und noch mehr, er ist nie befriedigt. Dankbarkeit gibt es für ihn nicht.“ In verschiedenen Sprachen gibt es kein Wort, das dem entsprechen würde, was wir Dankbarkeit nennen, oder keinen Ausdruck, der unserm „Danke“ gleichkommt. Auf diese Tatsache wurde viel Gewicht gelegt, da man annahm, daß die Unvollkommenheit der Sprache eine entsprechende Unvollkommenheit des Gefühlslebens bedeute.

Wir müssen hier von neuem die wirkliche Erfahrung eines Reisenden und die Schlüsse, die er daraus gezogen hat, von einander unterscheiden; es scheint, daß unsere Autoritäten in vielen Fällen zu rasch Naturvölkern einen völligen Mangel an Dankbarkeit vorwerfen, wo es sich nur um Undankbarkeit

in bestimmten Fällen handelt. Man darf nicht erwarten, daß ein Wilder sich gegen jeden Fremden, von dem er ein Geschenk erhalten hat, erkenntlich erweisen wird. Mit Bezug auf die Ahts (Britisch-Kolumbien) bemerkt Sproat, daß der Argwohn des Indianers ihn an der Dankbarkeit hindert, da er geneigt ist, in jeder Freundlichkeit, die ihm erwiesen wird, einen versteckten selbstischen Beweggrund zu sehen. „Bei seinem eignen Volke ist er an Gaben gewöhnt, hinter denen sich eine listige Absicht verbirgt, und ebenso an Geschenke, die lediglich die Macht und den Reichtum des Gebers dartun sollen; doch nehme ich an", fährt unser Autor fort, „daß der Aht dankbar ist und wahrscheinlich dankbar im Verhältnis zu der Mühe, die aufgewendet wurde, ihm zu dienen, wenn er einmal aufhört, solche Beweggründe zu vermuten, wenn er nicht mehr auf Hochmut, List, Sorglosigkeit stößt." Die Undankbarkeit der Eingeborenen von Nordqueensland ist z. B., wie Lumholtz selbst einräumt, darauf zurückzuführen, daß „sie stets voraussetzen, die Gabe erfolge aus Furcht"; und ebenso die der Neuseeländer auf die Tatsache, „daß kein Neuseeländer einem Menschen eine Freundlichkeit erweist oder etwas verschenkt, ohne seinen eignen Vorteil im Auge zu behalten". Überdies verlangt oft das Gefühl der Dankbarkeit beim Wohltäter nicht bloß die Abwesenheit eines selbstischen Beweggrunds, sondern auch noch einen gewissen Grad von Selbstaufopferung. „Man kann", sagt Sproat, „einen Indianer den ganzen Winter hindurch vor dem Verhungern bewahren — wenn der Sommer kommt, wird er für seinen Beschützer wahrscheinlich nicht einen Schritt ohne Entgelt machen wollen. Der Wilde kennt keine Verpflichtung in dieser Hinsicht, im Gegenteil, er findet, daß ein Mensch, der soviel mehr hat, als er selbst verbrauchen kann, sehr wohl mit einem andern, der in Not ist, teilen kann, ohne daß ihm hieraus Ansprüche auf spätere Dienste erwachsen." Powers macht eine ähnliche Bemerkung bezüglich der Eingeborenen von Kalifornien. „Weiße", sagt er, „die mit Indianern zu tun hatten, beschuldigten sie im Gespräch mit mir oft bitter der Undankbarkeit: ‚Man mag alles mögliche tun,' sagen sie, ‚und sie werden es annehmen als die natürlichste Sache der Welt; aber für den kleinsten Dienst, um den man sie bittet, verlangen sie Bezahlung.' Diese Männer begreifen den Ideengang eines Indianers nicht. Die ‚Undankbarkeit' ist in Wirklichkeit ein unbewußtes Kompliment, das sie unserer Stärke machen. Der Wilde fühlt unklar den unüberbrückbaren Abstand zwischen sich und dem Amerikaner. Er fühlt, daß wir viel hatten und er wenig, und daß wir ihm selbst dieses Wenige fortgenommen haben. In seinen Augen macht uns die Gabe nicht ärmer und die Unterlassung der Gabe nicht reicher. Dankbarkeit ist nicht am Platze, wo es sich um Herren und Sklaven handelt, sie ist ein Gefühl für Gleiche. Untereinander sind die Indianer denn auch dankbar." Ebensowenig sind die Menschen geneigt, für Wohltaten dankbar zu sein, auf die sie ein Recht zu besitzen glauben. So folgt nach Howitt bei den südaustralischen Kurnais der Mangel an Dankbarkeit für Dienste und Freundlichkeiten, die ihnen die Weißen erweisen, aus dem Prinzip der Gemeinschaft, das ein so bezeichnender Zug des häuslichen und sozialen Lebens dieser Eingeborenen ist. „Der Kurnai empfindet keine Dankbarkeit für seine Familiengruppe, wenn sie ihn mit Nahrung versieht, sobald er deren bedarf, oder ihn im Krankheitsfalle pflegt. Es ist allgemeine Pflicht bei ihnen, Nahrungsvorräte zu teilen und einander persönliche Hilfe und Beistand zu leisten. Dieses Prinzip kommt auch bei ihrem geringfügigen persönlichen Eigentum in Anwendung, und so wird auch das,

was die Kurnais von den Weißen an Nahrungsmitteln, Kleidung, ärztlicher Hilfe empfangen, in der gewohnten Weise angenommen; außerdem dürfen wir nicht vergessen, daß die Hilfsquellen der Geber als unerschöpflich gelten. In den Augen der Kurnais können die Weißen nicht anders als von ihrem Überfluß abgeben." Guppy fand das gleiche Prinzip bei den Bewohnern der Salomonsinseln. „Wenn ich während meiner Expedition auf einen Mann stieß, der für sich und seine Familie ein Mahl bereitete, war ich oft über die freigebige Art erstaunt, mit der er die Nahrung unter die hungrigen Eingeborenen meiner Gruppe verteilte. Weder wurde gegen den Geber Dankbarkeit gezeigt, noch schien sie von ihm erwartet zu werden." Es wurde auch beobachtet, daß der Mangel an Dankbarkeit, den Europäer häufig den Arabern vorwerfen, eine Folge des sehr verbreiteten Brauchs der Gastfreundschaft und Freigebigkeit ist; diese Tugenden werden von der vorherrschenden Meinung als absolute Pflichten anerkannt, deren Vernachlässigung sündhaft und schimpflich wäre.

Wir dürfen auch nicht vergessen, daß viele Wilde bemüht sind, ihre Gefühle nicht offen zur Schau zu tragen. Nach Codrington ist es unter den Melanesiern „nicht Sitte, etwas zu sagen, was Dankbarkeit ausdrückt; es ist eher unschicklich, Gemütsbewegung zu zeigen, wenn ein Geschenk gemacht wird oder Freunde sich treffen; Schweigen mit gesenkten Augen ist das Anzeichen des inneren Bebens oder der Schüchternheit, die sie empfinden oder unter den gegebenen Umständen empfinden zu müssen glauben. Es fehlt nicht an einem Wort, das sich gut mit ‚Danke' übersetzen läßt, und sicherlich wird niemand, der dazu Gelegenheit bot, von den Melanesiern sagen, daß sie undankbar seien; andere werden wahrscheinlich in ihrem Urteil voreilig genug sein, es zu behaupten." Über die nordamerikanischen Chippewas schreibt Strickland: „Macht ein Indianer ein Geschenk, so wird stets erwartet, daß ein gleichwertiges als Gegengabe erfolgt. Was immer man ihnen geben mag, oder wie wertvoll oder reich das Geschenk auch sei, so werden sie doch selten das geringste Gefühl oder den Anschein der Dankbarkeit zeigen, da es als unvereinbar mit der Würde eines roten Mannes gilt, seine Gefühle zu verraten. Trotz dieser scheinbaren Gleichgültigkeit sind sie ebenso dankbar und meiner Meinung nach sogar dankbarer als unsere eigene Landbevölkerung." Auch die Aleuten, obgleich sie mit ihren Ausdrücken der Dankbarkeit sehr sparsam sind, „vergessen keine Freundlichkeit und versuchen ihre Dankbarkeit durch Taten auszudrücken. Wenn jemand einem Aleuten hilft und ihn später verletzt, so vergißt dieser nicht das früher erwiesene Wohlwollen, das für ihn die Beleidigung oft wieder aufhebt". Deshalb bemerkt Sproat: „Die Ahts haben allerdings kein Wort für die Dankbarkeit, aber ein Sprachmangel bedeutet nicht mit absoluter Sicherheit einen Herzensmangel, und der Indianer, der als Antwort für eine erwiesene Wohltat seinem Wohltäter mit glänzenden Augen sagt, ‚daß sein Herz gut sei', drückt seine Dankbarkeit vielleicht ebenso gut aus wie der Engländer, der ‚danke' sagt."

Es ist nicht überraschend, daß verschiedentlich das gleiche Volk, das dem einen Reisenden aller Dankbarkeit bar erscheint, von dem andern als dieses Gefühls durchaus nicht entbehrend beschrieben wird. Mitunter werden sogar von dem gleichen Schriftsteller einander widersprechende Berichte gegeben. So erzählt Lumholtz, der uns ein so düsteres Bild von dem Charakter der Eingeborenen von Nord-Queensland entwirft, nichtsdestoweniger von einem Ein-

geborenen, der, obgleich er selber sehr hungrig war, einem alten Manne, dem sie begegneten, die Tiere hinwarf, die der Reisende für ihn geschossen hatte, nur weil der Alte der Onkel seines Weibes war, und er dem Menschen, von dem er sein Weib erhalten hatte, einen Beweis seiner Dankbarkeit geben wollte. Von den Fidschi-Insulanern bemerkt Williams selber, daß der Dank für Geschenke „stets mit lauter Stimme ausgedrückt wird, gewöhnlich mit einem freundlichen Wunsch für den Geber".

Wollen die Feuerländer ihren Dank ausdrücken, so gebrauchen sie das Wort Chapakouta, das soviel wie froh, zufrieden, zugetan oder dankbar bedeutet. Jemmy Button, der junge Feuerländer, der an Bord des Beagle nach England gebracht wurde, gab Beweise von aufrichtiger Dankbarkeit, und Admiral Fitzroy erwähnt einen Patagonierknaben, der für erwiesene Freundlichkeiten dankbar schien. Von den Mapuchés (Chili) bemerkt E. R. Smith: „Was immer für Geschenk gemacht oder was für Gunst auch erwiesen wird, die Rückerstattung erscheint dem Indianer selbstverständlich und er wird nie verfehlen, gewissenhaft ein entsprechendes Äquivalent für das empfangene Ding wiederzugeben, mögen auch Monate und Jahre darüber vergehen." Die Botokuden wie die Guyana-Indianer vergessen gütige Behandlung nicht leicht, und die Tupis „sind ein dankbares Volk und erinnern sich noch erhaltener Gaben, wenn der Geber selber sie längst vergessen hat". Die Navahos (Neu-Mexiko) haben ein Wort für „danke" und gebrauchen es überall dort, wo wir selbst es am Platze finden. Die Sioux „bekunden die wärmste Dankbarkeit für jeden Menschen, der jemals freundliche Gefühle für sie an den Tag gelegt hat". In seinen „Reisen von Montreal nach dem Eismeer und dem Stillen Ozean" spricht Mackenzie von der Dankbarkeit eines jungen Indianers, dem er eine böse Wunde behandelte. Als der junge Mann wieder wohl genug war, um an einem Jagdzug teilzunehmen, brachte er seinem Arzt die Zunge eines Elentiers. Ebenso bezeugten er und seine Verwandten beim Abschied die herzlichste Anerkennung für die ihm zuteil gewordene Pflege. Erhält ein Aleute eine Gabe, so empfängt er sie mit dem Worte „Ach", das soviel wie „danke" bedeutet.

Von den Tungusen heißt es: „Macht man ihnen ein Geschenk, so danken sie kaum, aber trotz dieser Unhöflichkeit sind sie außerordentlich dankbar." „Die Jakuten vergessen nie eine erwiesene Wohltat; sie leisten nicht nur Ersatz, sondern empfehlen noch ihrer Nachkommenschaft Freundschaft und Dankbarkeit gegen ihre Wohltäter." Die Veddahs auf Ceylon werden als sehr dankbar für jede erwiesene Gefälligkeit oder Hilfe bezeichnet; „eine kleine freundliche Sympathiekundgebung macht ihn zum anhänglichen Freund, und für seinen Freund . . . gibt er leicht sein Leben". Bennett hatte einst eine Zusammenkunft mit zwei Veddah-Dorfbewohnern und machte ihnen bei dieser Gelegenheit Geschenke. Zwei Monate später fand ein Paar Elephantenzähne des Nachts den Weg zu seiner vorderen Veranda, doch die Veddahs, die sie gebracht hatten, gaben ihm nie Gelegenheit, sie zu belohnen. „Welch ein Beispiel von Zartgefühl und Dankbarkeit", ruft er aus, „kann selbst ein Veddah geben!"

Die Alfura von Halmahera, die Bataks auf Sumatra, die Dajaken auf Borneo und das Motuvolk auf Neu-Guinea werden wegen ihres dankbaren Gemüts gelobt. Chamisso spricht im höchsten Grade anerkennend von der Dankbarkeit der Eingeborenen von Ulea auf den Karolinen-Inseln. „Irgend ein Ding, ein nützliches Instrument z. B., das sie von einem Freunde als Geschenk

erhalten haben, behält und trägt unter ihnen zum dauernden Angedenken den Namen des Freundes, der es gegeben hat.“ Als Moseley auf der Dentrecasteaux-Insel (Admiralgruppe) seinem Versprechen gemäß seinem Führer ein Beil als Entlohnung gab, schien der Führer dankbar und machte ihm ein angemessenes Gegengeschenk. Obgleich die Tahiter sich nie bedanken und auch in ihrer Sprache kein Wort für Dankbarkeit zu haben scheinen, fehlt ihnen doch nicht das Gefühl dafür. Backhouse erzählt uns von einem Eingeborenen auf Tasmanien, der vielfache Beweise von Dankbarkeit zeigte, nachdem er während einer Krankheit gepflegt worden war, und er fügt hinzu, daß Dankbarkeit oft unter diesem Volke ausgeübt wird, ein Urteil, das durch die Berichte anderer Reisenden bestätigt wird. Über die Eingeborenen Australiens schreibt Ridley: „Ich glaube, sie sind den Eindrücken, die eine gütige Behandlung hervorruft, sehr zugänglich. Sie erkannten in mir einen Menschen, der ihnen wohlgesinnt war, und waren offenbar froh und dankbar, als sie sahen, daß ich es der Mühe wert fand, mich um sie zu bekümmern.“ Über die Stämme Zentral-Australiens bemerken Spencer und Gillen, daß sie zwar, wenn ein Weißer ihnen Geschenke macht, nicht die Gewohnheit haben, durch Gebärden oder Worte etwas auszudrücken, was einer besonderen Dankbarkeit entspricht, daß sie aber dieses Gefühls durchaus nicht unfähig sind; und andere Schriftsteller bringen Beispiele von Dankbarkeit bei den Eingeborenen von Westaustralien und Queensland.

Über die Einwohner von Madagaskar schreibt der Missionar Ellis: „Es ist bezweifelt worden, ob das edle und großmütige Gefühl der Dankbarkeit unter den Malagasy viel Platz hat. Obgleich sie oft außerordentlich apathisch scheinen, so sind sie sicherlich zärtlicher Gefühle fähig; und ihre Gebräuche weisen verschiedene Formen auf, die ihren Sinn für erwiesene Freundlichkeiten bezeugen; auch enthält ihre Sprache viele Ausdrücke für Dankbarkeit. Die folgenden sind die gebräuchlichsten: Mögen Sie alt werden — mögen Sie lange leben — mögen Sie heilig leben — mögen Sie die Gerechtigkeit des Fürsten erleben.“ Überdies wird neben all ihren wörtlichen Ausdrücken der Dankbarkeit noch eine augenfällige Handlung geübt: mitunter werden beide Hände offen ausgestreckt, wie um ein Geschenk zu machen, oder der Betreffende bückt sich zur Erde nieder und umschlingt die Beine oder berührt die Knie und Füße der Person, der er dankt. Undankbarkeit dagegen wird durch viele drastische Gleichnisse ausgedrückt, z. B.: „Sohn des Blitzstrahls“, oder „Nachkomme eines Wildschweins“. Die Buschmänner sind nach Burchell der Dankbarkeit nicht unfähig. Der Behauptung mancher Reisenden und Kolonisten, daß die Zulus dieses Gefühls ganz bar sind, wird von Tyler widersprochen, der versichert, daß „viele Beispiele herangezogen werden können, in denen sich ein dankbarer Geist zeigte und für erhaltene Gunstbezeugungen Gegengaben gereicht wurden“. Casalis erwähnt, daß die Basutos Worte haben, um das Gefühl der Dankbarkeit auszudrücken. Unter den Bakongo, sagt Ward, „sind Beweise von Dankbarkeit allerdings selten, obgleich man mitunter sonderbaren Ausdrücken dieses Gefühls begegnet. Ich rettete einmal durch einen glücklichen Zufall das Leben eines Säuglings. Die Mutter brachte mir das Kind, das von Konvulsionen befallen war, und ich war so glücklich, in meinem Arzneikasten ein Mittel zu finden, das eine fast augenblickliche Heilung zur Folge hatte. Doch der Dienst, den ich der Frau erwies, trug mir keinerlei Anerkennung ein, sondern brachte mich nur in den Geruch eines Zauberers.“ Aber

zwanzig Monate später, um Mitternacht, als alles Volk schlief, kam das Weib zu Ward und gab ihm einige Vogeleier als Bezahlung. „Ich komme in der Dunkelheit," sagte sie, „damit meine Leute es nicht wissen, denn sie würden mich verhöhnen, wenn sie von der Gabe wüßten." Auch Monrad, der über die Eingeborenen von Accra berichtet, sagt, daß Dankbarkeit eine Tugend der Neger ist, und versichert weiter, daß sie sogar bereit sind, ihr Leben für erwiesene Wohltaten zu opfern. Die Feloop an der Grenze Gambias „entfalten die äußerste Dankbarkeit und Liebe gegen ihre Wohltäter". Die Massai und Wadschagga „haben die sonderbare Gewohnheit, auf Dinge und Menschen zu spucken, um ihnen ein Kompliment zu machen oder ein Zeichen der Dankbarkeit zu geben" — ursprünglich wohl mit der Absicht, „ihnen einen Segen zu übermitteln". Nach Palgrave ist „Dankbarkeit nicht weniger eine arabische als eine europäische Tugend, was immer die Unwissenheit oder die Vorurteile einiger Fremder an gegenteiligen Urteilen auch verbreitet haben"; und Burckhardt sagt, daß ein Araber nie eine ihm gezeigte Großmut vergißt, selbst wenn sie von seinem Feinde ausgeht.

In anderen Berichten wird Dankbarkeit direkt als ein Gegenstand des Lobes, ihre Abwesenheit als ein Gegenstand der Mißbilligung dargestellt. Unter den Atcha-Aleuten wurde nach Pater Jakob Dankbarkeit gegen Wohltäter als Tugend betrachtet. Wenn bei den Omaha ein Mann eine Gunstbezeugung erfährt und seine Dankbarkeit nicht ausdrückt, rufen die anderen: „Er schätzt die Gabe nicht! Er hat keinen Anstand." Die Kamtschadalen sind nicht nur dankbar für erwiesenes Wohlwollen, sie erachten es auch als unbedingt nötig, ein gegebenes Geschenk zu erwidern. Der Chinese sagt: „Güte ist bindender als Darlehen." Nach dem „Göttlichen Panorama", einem wohlbekannten tauistischen Werk, werden die, welche Guttaten vergessen und der Undankbarkeit schuldig sind, nach dem Tode gequält werden und nicht einem Jota ihrer Strafe entrinnen. In einem der Pahlavischen Texte wird die Dankbarkeit als ein Mittel bezeichnet, in den Himmel zu gelangen, während die Undankbarkeit als eine verruchte Sünde gebrandmarkt wird. Nach Ammian wurden im alten Persien undankbare Menschen sogar von Gesetzes wegen bestraft. Das gleiche soll nach Seneca in Mazedonien der Fall gewesen sein. Die Pflicht der Dankbarkeit wurde von den griechischen und römischen Moralisten aufs schärfste betont. Aristoteles stellt als allgemeine Regel auf, daß wir eher unserm Wohltäter eine erwiesene Gunstbezeugung erwidern., als einem Waffenbruder eine freiwillige Gunst bezeugen sollen, genau so wie wir eher einem Gläubiger eine Schuld bezahlen, als einem Freunde die gleiche Summe zum Geschenk machen sollten. Nach Xenophon ist die Vergeltung von Wohltaten durch ein göttliches Gesetz geboten. „Es gibt keine unerläßlichere Pflicht als die, Wohlwollen zu erwidern," sagt Cicero; „alle Menschen hassen den, der eine Wohltat vergißt." Seneca nennt die Undankbarkeit ein sehr verabscheuenswertes Laster, das zwar schwerlich durch das Gesetz bestraft werden kann, das wir aber dem Urteil der Götter überlassen. Die alten Skandinavier fanden es unehrenhaft, einen Feind selbst in Blutrache zu töten, wenn man einmal eine Wohltat von ihm empfangen hatte.

Prof. Dr. Eduard Westermarck



Die Zukunftsschlacht in den Lüften

Im „Pall Mall Magazine“ hat der Engländer Wells eine abenteuerliche Schilderung der ersten Schlacht in den Lüften veröffentlicht. Deutschland hat unerwartet den Vereinigten Staaten den Krieg erklärt, und die ganze deutsche Flotte von 18 Schlachtschiffen mit einem Heer von Kohlendampfern und von großen Handelsschiffen, die zur Unterstützung der Operationen der Luftflotte dienen sollen, kreuzt die Enge von Dover am Pfingstmontag und steuert hinaus in den Atlantischen Ozean, der amerikanischen Flotte entgegen. Die verfügbare Seemacht der Amerikaner im Atlantischen Ozean besteht nur aus vier Schlachtschiffen und fünf geschützten Kreuzern. Die Flotten stoßen bereits vor dem Bekanntwerden der Kriegserklärung aufeinander. Die Mehrzahl der amerikanischen Schlachtschiffe befindet sich im Stillen Ozean, und die wenigen Kampfeinheiten, die den Yankees an der Ostküste zur Verfügung stehen, werden sofort ausgesandt, um die deutsche Invasion wenigstens auf kurze Zeit aufzuhalten, bis Panama und Newyork sich in den Verteidigungszustand gesetzt haben. Von der Höhe eines Luftschiffes, das 6000 oder 7000 Fuß hoch überm Meeresspiegel schwebt, verfolgt der erfindungsreiche Schriftsteller die Seeschlacht. Als für die Luftflotte der geeignete Augenblick da ist, um in die Schlacht der Seeschiffe einzugreifen, senkt sich das Flaggschiff der deutschen Luftflotte langsam hernieder; in ansehnlicher Höhe, aber fast unmittelbar senkrecht über der amerikanischen Schlachtordnung, stockt die Bewegung des Sinkens und das Luftschiff hält nun mit der Geschwindigkeit der Amerikaner gleichen Schritt. Die Amerikaner sind dem Angriff aus den Lüften gegenüber so gut wie wehrlos; sie besitzen keine Mittel, um diesem furchtbaren Feind zu schaden. Nur ein Mann von der Besatzung des Flaggschiffs der deutschen Luftflotte wird durch einen Gewehrschuß getötet. Das ist der einzige Verlust. Und nun beginnt der Angriff. Von dem Luftschiff löst sich eine Anzahl „Drachenflieger“ los, kleine flinkgehende Aëroplane mit breiten, flachen Schwingen und einem großen viereckigen, kastenartigen Vorderteil, die je von einem Mann gesteuert werden. Sie schweben hernieder wie ein Schwarm Vögel und bestreuen die Schiffe in der Tiefe mit Bomben von außerordentlicher Explosionskraft. Nach diesem einleitenden Angriff der Drachenflieger übernimmt es ein Dutzend Luftschiffe, in einer Höhe von 2000 Fuß die Amerikaner zu verfolgen. Sie überholen die Schlachtflotte, senken sich etwas und überhäufen nun das schwachgeschützte Verdeck der Panzer mit Bomben, bis alles in einem Meer von Feuer, Rauch, giftigen Gasen und umhersplitternden Eisenteilen versinkt. Die amerikanische Flotte ist zerstört und nun nehmen die Luftschiffe geradewegs Kurs auf Newyork. „So war Bert Smallways (der Held der Erzählung) Zeuge der ersten Schlacht in den Lüften und zugleich der letzten Schlacht jener seltsamen Erzeugnisse der Kriegsgeschichte: jener stahlgepanzerten eisenbeladenen Schlachtschiffe, deren Geschichte begann mit jenen schwimmenden Batterien, die Napoleon III. zuerst im Krimkrieg anwandte und die viele Jahrzehnte, siebzig Jahre lang von der Menschheit mit einem gewaltigen Aufwand von Kraft und Opfer entwickelt und erhalten wurde. In diesem Zeitraum hat die Welt mehr als 12500 dieser seltsamen Ungeheuer hervorgebracht in Formen und Typen, von denen jede den Vorgänger übertraf und jede ein furchtbareres, tödlicheres Zerstörungsmittel war. Nur fünf von hundert dieser großen Zahl kamen je dazu, im Kampfe sich zu erproben. Einige

sanken, die anderen scheiterten, andere explodierten, andere stießen durch Zufall zusammen und gingen unter ... All dem aber machten nun die kleinen Dinger aus Korbgeflecht und Gas ein Ende, die aus den Lüften herniedergehen und alles vernichten..."

Die moderne Türkin

Das Geheimnis, das die türkische Frau umgibt, die mancherlei Geschichten, die über das Leben und Treiben im Harem umlaufen, haben der Türkin in der Literatur des Westens und besonders in der Phantasie des Europäers eine Sonderstellung angewiesen. Gerne möchte man mehr erfahren, aber welcher Europäer hätte Gelegenheit, sich ihnen zu nähern? Eunuchen, hohe Mauern und die Furcht vor den so oft geschilderten Tiefen des Bosporus bilden meist unüberwindliche Hindernisse. Und dann, wer fände gleich unter ihnen die eine, die genügend Verstand und Bildung hätte, um eine Schilderung ihres Seelenlebens zu geben?

Der Zufall stellte nun einen Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung" einer modernen Türkin gegenüber. „Einer jungen Frau von wenig über dreißig Jahren, schlank und graziös, wie die Märchen das orientalische Weib schildern. Von einem Ebenmaße der Glieder, das klassischen Anforderungen entspräche. Die Gesichtszüge, ohne gerade schön zu sein, von jener Vornehmheit, die von keiner Schönheit ersetzt werden kann. Und das Antlitz von einem Augenpaar erleuchtet, so schwarz, so feurig, so tief ... wie man sie so oft hinter dem Jaschmak hervorleuchten sieht und die selbst die prosaischsten Europäer auf gefahrvolle Abwege romantischer Abenteuer zu verlocken pflegen. Sie gehörte einer nicht allzu reichen, auch nicht allzu vornehmen Familie an und war im Begriffe, mit ihrem Manne eine ‚escapade' nach Europa zu machen. So erzählte sie mir im korrektesten Französisch, während sie einen Benediktiner schlürfte. Indem ich auf diese Sünde neckend anspielte, meinte sie ganz ruhig, die größere Sünde habe sie ja begangen, als sie mit mir zu sprechen anfing. Sie trug ja keinen Jaschmak; sie hatte ihn abgelegt, als sie die Türkei verlassen und wird ihn nicht mehr anlegen, bevor sie den heimatlichen Boden wieder betritt. Ob sie ihn für notwendig hält? Durchaus nicht. Ob er eine Forderung der Religion sei? Keinesfalls. Es handle sich um eine wörtliche Auslegung eines symbolisch gemeinten Ausspruchs des Korans: ‚Du sollst mit dem Manne nur hinter dem Vorhange der Keuschheit sprechen!' Diese Koranstelle, die ursprünglich nur ein Keuschheitsgebot enthält, wird, wie das uns bei rückständigen Völkern in ähnlichen Fällen ja meist begegnet, grob sinnlich aufgefaßt.

Denselben Zweck wie der Jaschmak verfolgen auch die hölzernen Gitter an den Fenstern des Harems. Es ist — meint die Dame — das Unbekannte, das den Fremden zu allerlei phantastischen Vermutungen über das Haremsleben veranlaßt. Würde man hinter die hölzernen Gitter, die übrigens immer häufiger schweren Vorhängen weichen, schauen können, man würde kaum noch glauben, sich in Konstantinopel und dazu noch in einem Harem zu befinden. Staunend würde man gewahr, wie in einem ganz europäisch eingerichteten Raum eine französische oder englische Lehrerin Kindern Unterricht erteilt, während in irgend einer Ecke oder Nische die Hausfrau in eleganter „robe

d'intérieur" sich mit einer Handarbeit oder mit der Lektüre des neuesten Romans, Dramas oder Gedichtbandes die Zeit vertreibt.

Ob die türkische Frau recht unglücklich ist? Subjektiv gesprochen: nein. Sie ist übrigens nicht mehr, was die Türkin von einstens war. Vor allen Dingen duldet sie die Polygamie nicht mehr. Allerdings kommen auch die Männer davon ab, nicht allein die gebildeten und nicht allein aus moralischen Gründen. Die Moral ist hier eben eine ganz andere. Aber es gibt nur noch sehr wenige Männer, die wirtschaftlich kräftig genug wären, zwei Frauen jenes Minimum an Luxus zu bieten, welches das Haremsleben nun einmal erfordert; denn der Koran schreibt vor, daß der Mann alle seine Frauen gleich gut behandle, daß er keinen Unterschied zwischen ihnen mache. Im allgemeinen gilt der Türke sogar für treuer als der Europäer, vielleicht gerade weil bei ihm der Seitensprung keine verbotene Frucht ist oder vielleicht auch weil das Regime der Vielweiberei mit seinen häßlichen Auswüchsen noch frisch in seiner Erinnerung lebt. Das meiste tut wohl die europäische Bildung, die immer mehr vordringt, besonders bei den Frauen. Die Männer besuchen die Schulen, die einer scharfen Kontrolle unterstehen, während die Mädchen im Hause erzogen werden und von ausgezeichneten europäischen Lehrerinnen uneingeschränkt mit den Schätzen europäischer Bildung und Kultur bekannt gemacht werden. Dafür ist die Dame, die alle diese Dinge ausplaudert, selbst ein beredter Beweis.

Wir kommen natürlich auf Pierre Lotis Roman ‚Les Désenchantées' zu sprechen. Sie hat ihn gelesen und findet seine Tendenz lobenswert, aber die Psychologie der Türkin unrichtig geschildert. Der Verfasser kenne kaum die Wirklichkeit und seine Türkinnen gehörten zu jenen phantastischen Figuren, die Romantiker gerne schilderten, die vielleicht auch einmal existiert hätten, jetzt aber ganz gewiß nicht mehr zu finden seien. Übrigens ist Pierre Loti ebensowenig wie Marcel Prévost der Lieblingsschriftsteller der modernen Türkin. Prévost wird viel gelesen, weil man glaubt, durch ihn die Psyche der modernen Französin kennen zu lernen. Das ist alles. Man liest auch Bourget, aber man findet ihn zu gekünstelt und schwerfällig, während Zola noch immer als der größte unter den Meistern gilt und in keinem Harem fehlen dürfte. Jetzt liest und bewundert man sehr viel Anatole France. Die deutsche Literatur wird in neuerer Zeit immer mehr genossen. Jedenfalls kennt die Dame die großen Klassiker, die gleichfalls alle Harembibliotheken schmücken.

Aber nicht nur Literatur treibt die moderne Türkin. Sie schwärmt auch für Musik, die sie zumeist selbst ausübt. Und dann interessiert sie sich auch für Malerei und Bildhauerei und ist ganz stolz auf die Schätze, die der kunstsinnige und tüchtige Hamdi Bei in dem kaiserlichen Museum von Stambul aufgestapelt hat. Die Pleureuse, der angebliche Sarkophag Alexanders des Großen und dann ein Epheb rufen ganz besondere Bewunderung bei der Dame hervor.

Ob eine Frauenbewegung in der Türkei vorhanden sei? Sie glaubt es nicht oder weiß es wenigstens nicht. Auch ist die Möglichkeit der Organisierung einer solchen Bewegung nicht vorhanden. Aber ohne daß eine Partei vorhanden wäre, bricht sich die Idee der Frauenemanzipation doch Bahn, allerdings nicht im europäischen Sinne, denn hier gilt es zuerst, die Frau aus dem Banne alter Vorurteile zu befreien, die in Europa längst überwunden sind: ihre Stellung als Gattin von Grund aus umzuändern. Die Verehelichung erfolgt schon nicht mehr in der alten Weise. Keine moderne

Türkin würde sich entschließen, einen Mann zu ehelichen, den sie noch nie gesehen hätte. Die Dame erzählte mir, daß sie ihren Mann vorher genau gekannt habe, gleichwie auch er noch vor der Verlobung Gelegenheit gehabt, sie zu sehen und zu sprechen, es habe sich bei ihnen um eine Zuneigungsehe gehandelt, genau wie es ‚manchesmal' auch in Europa der Fall sei. Daß über die **Mitgift** in der Türkei nicht verhandelt wird, ist gewiß ein Vorteil und gestaltet die Ehe viel weniger zu einer Versorgungsanstalt als in Europa. Man **kennt** nämlich in der wilden Türkei **die Einrichtung der Mitgift noch gar nicht!** Der Mann schließt sich zumeist der Familie seiner Frau an; er heiratet zumeist ein und wird von den Schwiegereltern ausgehalten. Wenn diese sterben und keine Söhne hinterlassen, wird er Ältester der Familie.

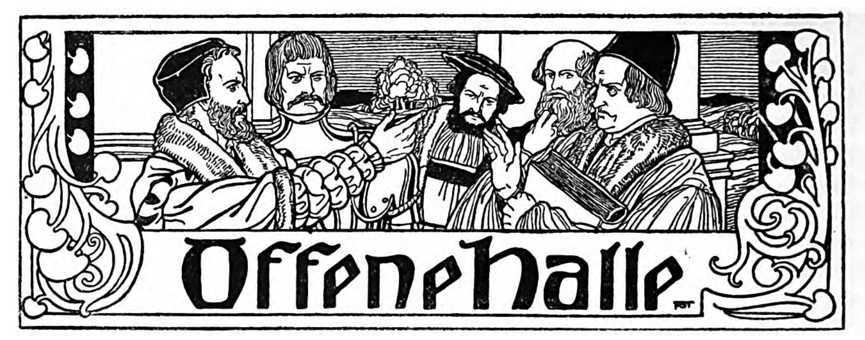
Einen großen Nachteil bietet die **leichte Lösbarkeit der Ehe.** Der Mann kann durch eine einfache Erklärung, mündlich oder schriftlich, die Ehe auflösen. Aber man muß zugestehen, daß Mißbrauch kaum getrieben wird, besonders wenn Kinder vorhanden sind. Denn auch der schlechteste Ehegatte ist ein vorzüglicher, zärtlicher Vater.

Sehr religiös ist die moderne türkische Frau nicht. Ja sie ist sogar minder religiös als der Mann, denn sie unterliegt viel weniger der Aufsicht. Der Mann muß in die Moschee, sie darf ihre Gebete im Hause verrichten und kann also auch darauf verzichten. Übrigens ist ja ihre Religion äußerst tolerant. Das Bethaus ist nicht obligatorisch und nicht exklusiv. **Man darf ebensogut in der christlichen Kirche wie in der jüdischen Synagoge seine Andacht verrichten.** Ja dies wird sogar als **eine Allah besonders genehme Tat** betrachtet! Ein besonderes Zeichen der Emanzipationsbestrebungen der modernen Türkin ist die Tendenz, ihren Kindern **weiblichen** Geschlechts einen **Beruf** zu geben. Die Dame hofft ihr allerdings noch kleines Töchterchen zu einer tüchtigen Ärztin und Geburtshelferin ausbilden zu können. Dabei will sie nicht gegen den Strom schwimmen und unnützerweise die öffentliche Meinung herausfordern.

Viele Frauen des **Volkes** fühlen sich äußerst glücklich, obschon sie noch den alten Vorurteilen ergeben sind und unterliegen. Auch für sie wird die Zeit der Erlösung kommen! Wozu sie unnützerweise vorzeitig aus ihrem Traume aufscheuchen? Wozu in ihnen das Bewußtsein ihrer Lage wecken, solange dies nur zu unheilbaren Schmerzen führen kann? Das Licht der Kultur und Zivilisation läßt sich nicht verhängen und die Zeit ist nicht mehr fern, wo den Jaschmak der feine europäische Schleier ersetzen wird, wie die Holzgitter der gewöhnliche Vorhang. Schon wagt es die Türkin in den Straßen Konstantinopels den Jaschmak aufzuschlagen und ihr Gesicht jedem zu zeigen. Männer, die indiskret sind, — werden auch anderswo als in Konstantinopel als ungezogen gelten. Was die moderne Türkin aber braucht, ist, was der ganzen Türkei fehlt: mehr Luft! Freiheit!

Dies die Äußerungen einer modernen Türkin, die, wie sie selbst wiederholt betonte, gar **keine Ausnahme** unter ihren Gefährtinnen bildet, sondern den Durchschnittstypus darstellt. Vielleicht zerstören sie die Illusionen vieler Menschen, die so gerne in den phantastischen Haremsbeschreibungen schwelgen, — dafür schildern sie aber die Wirklichkeit. Und in dieser sind Eunuch, Vielweiberei, Sklavinnen, hermetische Absperrung der Frau nur noch eine große Seltenheit."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zu dem Artikel der Badenerin

Lieber Türmer!

Seit Jahren schon freue ich mich immer auf das Erscheinen deiner so reichhaltigen und gediegenen Monatshefte, die in der Tat von hoher Warte aus ins weite Land geschickt werden; besonders auch über den echt deutschen Mannesstolz und Wahrheitsmut, der sich in deinem Tagebuch ausspricht. Nun erschien aber in einer deiner letzten Nummern (Juli 1908) ein Artikel: „Aus dem Liebesleben eines Fürsten", der nicht unwidersprochen bleiben darf, zumal die Verfasserin nicht mit ihrem Namen, sondern als Badenerin sich unterzeichnet, also gewissermaßen sich das Recht nimmt, im Namen des badischen Volkes zu reden.

Ich bin auch ein Kind dieses Volkes, ein Kind des Markgräflerlandes, das wohl zu den ältesten Bestandteilen Badens gehört. Dem Hofleben und dem sich ihm leider auch nur zu reichlich anhängenden Klatsch habe ich zeitlebens zu fern gestanden, um beurteilen zu können, wie weit sich die in dem erwähnten Aufsatz enthaltenen Mitteilungen über das Liebes- und Eheleben unseres geliebten verstorbenen Großherzogs mit der Wirklichkeit decken; aber so viel sagt mir mein natürliches Empfinden, daß Dritte hier ehrfurchtsvoll zu schweigen hätten — nicht weil es sich hierbei um fürstliche Personen handelt, sondern aus jenem echt menschlichen und echt christlichen Zartgefühl heraus, das wir jedem unserer Mitmenschen schuldig sind, und das uns verbieten müßte, die intimsten und heiligsten Vorgänge in seinem Leben vor das grelle Licht der Öffentlichkeit und die oft so seichte und lieblose Kritik der Welt zu stellen. Auch hier könnte man sagen: Das möchte ich keinem meiner Mitmenschen antun.

Was in aller Welt, möchte ich die Verfasserin fragen, hat sie damit bezweckt, daß sie Dinge so durchaus privater Natur, deren Kenntnis oder Unkenntnis für das allgemeine Wohl oder Wehe doch absolut keinen Wert hat, vor der Allgemeinheit aufwühlte? Mein erster Gedanke, als ich den Aufsatz las, war: Wie weh müßte Großherzog Friedrich eine solche Preisgabe seiner innersten Herzensangelegenheiten tun, wenn er noch lebte! Und wie schmerzlich muß sie die berühren, die ihm sein ganzes, reiches Leben hindurch eine treue, hochgesinnte Gefährtin und Gehilfin gewesen; denn das kann selbst der Haß Großherzogin Luisen nicht absprechen: Sie hat allezeit eine hohe Auffassung ihrer Pflichten als Frau und als Fürstin bewiesen, und erst einer späteren Zeit, vor deren Auge ihr Bild nicht mehr schwankt, von der Parteien Gunst

und Haß verwirrt, mag es vorbehalten sein, das Leben und Wirken dieser fürstlichen Frau gerecht zu beurteilen.

Die Verfasserin spricht auch von „vielem, das die Deutung der Popularitätssucht hervorrief"; sie findet, das Erscheinen auf dem entlegensten Dorfe aus unbedeutendem Anlasse, das zu stundenlangen Wagenfahrten zwang, sei weit über das Maß der landesväterlichen Verpflichtung hinausgehend, und führt ein Wort von Hansjakob an: „Mir imponiert ein Fürst, der mit verhängten Wagenfenstern an seinen sich tief verneigenden Untertanen stumm vorbeijagt." —! — Gott sei Dank, daß die Zeiten vorüber sind! Gerade das hat uns unsern alten Großherzog so lieb gemacht, so menschlich nahe gebracht, daß er ein Landesvater war in des Wortes wahrster und vollster Bedeutung, daß er in und mit seinem Volke lebte, seine Leiden und Freuden teilte. Ja, er hätte sein Haupt ruhig legen können in jedes Untertanen Schoß; auch der letzte war ihm ergeben um seiner Vatertreue, seiner herzgewinnenden, echten Güte willen. Und sie, die ihn auf all diesen Gängen zu seinem Volke begleitete, ist sie uns nicht auch eine echte Landesmutter geworden? Hat sie sich nicht redlich bemüht, den Wahrspruch der Treue „Dein Volk ist mein Volk" ins Leben umzusetzen? Die Heimat ihres Gatten zu der ihrigen zu machen? Sollte sie darum der Heimat ihrer Jugend nicht auch noch Treue bewahren dürfen? Und — muß man seine Wesensart ändern, um der Wesensart eines andern gerecht werden zu können? Wir Süddeutsche werfen dem Norddeutschen so oft vor, daß er unsere Eigenart zu wenig verstehe, unsere Vorzüge zu wenig anerkenne; aber prüfen wir uns einmal ganz ehrlich, ob wir uns dem norddeutschen Bruder gegenüber nicht des gleichen Unrechts schuldig machen? Klingt es nicht auch ein wenig hochmütig, wenn z. B. die Verfasserin sagt: „Der badische Uradel kam durch die Entschlüsse des Landtags, durch die Selbstlosigkeit des Landesherrn in großen Zwiespalt. — — — Die jungen Träger althistorischer Geschlechter, wie Baden und das übrige Süddeutschland mehrere aufweist, fanden im preußischen Heere keine gleichwertigen Genossen. Was wollen die vielen preußischen Adelstitel und Namen, bei denen das 14. Jahrhundert zu den Seltenheiten im Stammbaum gehört, gegen die Repräsentanten des badischen Uradels besagen, wie z. B. die Bodmann, die Geldenek, deren Geschlechter schon im 7. Jahrhundert ihre Machtstellung nachweisen können."

Ist es denn die Länge des Stammbaums, möchte man da fragen, welche den wahren Adelswert eines Mannes ausmacht? Was wäre aus der Einheit, aus der Machtstellung der Deutschen geworden ohne Männer wie Freiherr vom Stein und Bismarck, deren Stammbaum doch überdies auch nicht von gestern ist.

Die Verfasserin hat recht, wenn sie sagt: „Lasse einer dem andern die schuldige Anerkennung, dann wird aus der bindenden Vernunft die bindende gegenseitige Achtung entstehen, das sicherste Fundament für wachsende Zuneigung."

Ja, suchen wir doch endlich einmal wechselseitig das hervorzukehren, was uns eint, was wir aneinander zu schätzen haben. Sehen wir doch endlich in der Verschiedenheit der Wesensart von Nord und Süd gerade das, was uns fähig macht, einander zu ergänzen. Hat denn der Deutsche immer noch nicht gelernt, was gerade seine Geschichte ihn lehrt, daß Einigkeit stark macht? Artikel wie der oben erwähnte scheinen mir nicht zur inneren Einigung, sondern eher zu gegenseitiger Erbitterung und Zersplitterung beizutragen. Besonders die deutsche Frau sollte der Mission eingedenk bleiben, die schon vor mehr als

zwei Jahrtausenden ein edler Dichter-Seher dem Weibe zuwies: „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da."

Das ist meine Meinung. Es mag sein, daß nicht alles gut für uns ist, was sich neuerdings vom Norden her uns aufdrängen will; aber ist es nicht *unsere* Schuld, wenn wir nicht stark genug sind, abzulehnen, was nach unserer Überzeugung nicht für uns und unsere Verhältnisse paßt?

Es ist wahr, wir haben Opfer gebracht für die Macht und Größe unseres deutschen Vaterlandes; aber haben wir wirklich *nur* gegeben, nicht auch empfangen? Freilich hat nur der das Recht, „sich bis aufs Hemd auszuziehen", der so göttlich sorglos geben kann, wie das Kind im Märchen; denn nicht jedem fallen die Sterne des Himmels in den Schoß; aber wer verlangt denn von uns, daß wir „ewig die Gebenden sein sollen"? Und ist es vornehm, ist es deutsche Art, die Opfer, die man einmal gebracht hat, ewig vorzurechnen?

Ich bitte dich, lieber Türmer, um der Billigkeit willen, auch diesen Zeilen in einem deiner nächsten Hefte Aufnahme zu gewähren.



Auch eine Badenerin

„Katholisches"

Der Türmer brachte in seinem Februarheft einen Artikel des Herrn Dr. Joseph Müller über Katholisches unter der nämlichen Spitzmarke. Krankheit ist der Grund, warum es mir jetzt erst möglich ist, auf diesen Artikel zurückzukommen. Es ist und kann nicht meine Aufgabe sein, die *rein theologischen* Anschauungen des Herrn Verfassers, die in dem betreffenden Artikel zum Ausdruck kommen, zu widerlegen. Es wäre Sache der Theologen, sich darüber mit dem Herausgeber der nun geräuschlos entschlafenen „Renaissance" auseinanderzusetzen. Ein Moment möchte ich aber auch hier herausgreifen.

Vor mir liegt die Nr. 351 des „Bayer. Kurier" vom 17. Dezember 1907. Ich lese da auf der ersten Seite:

„Die ‚Renaissance' eingegangen!

Herr Dr. Jos. Müller läßt, auch infolge Weisung von kirchlicher Stelle, seine reformkatholische Zeitschrift einstellen. In der Dezembernummer verabschiedet sich der Gründer und Herausgeber von seinen Lesern und ruft ihnen ein ‚*Auf Wiedersehen*' zu. In einer Besprechung der neuen Enzyklika sagt Dr. Müller: ‚Da aber die höchste Stelle gesprochen hat, müssen wir uns als loyale Katholiken fügen und *schließen hiermit unser Blatt, der Reformagitation völlig entsagend*. — — — — — — — — — — —

Der Schritt Müllers bestätigt uns aufs neue, daß Herr Dr. Müller das ernstliche Bestreben hat, den Konnex mit der Kirche aufrecht zu erhalten. Für seine neueste Tat gebührt ihm Anerkennung. Es ist zu wünschen, daß er seinen Vorsatz getreu beobachtet — mit seiner Reformerei hat der fähige Kopf seine besten Kräfte verpufft mit Rabulistereien und Verkehrtheiten."

So weit der „Bayer. Kurier". Mein Erstaunen war infolgedessen sehr groß, als ich im „Türmer" Dr. Müllers Artikel las. Von völliger Entsagung der Reformagitation kann man dort beim besten Willen nichts bemerken. Der Wunsch des „Bayer. Kurier", Dr. Müller möge seinen Vorsatz getreu beobachten, ist also — ich setze hinzu: bedauerlicherweise — nicht in Erfüllung

gegangen. Wenn ein katholischer Priester schreibt, „heute habe das Jesuitenregiment die Individualitäten aufs Kerbholz geschrieben", und wenn er weiter meint, daß „Index und Proskription zu stumpfe Waffen gegen den Geist" seien, so gewinnt doch sicher jeder kühl denkende Leser den Eindruck, daß der Autor zum mindesten der Reformagitation nicht völlig entsagt und sich als „loyaler Katholik" der „höchsten Stelle" gefügt hat.

Herr Dr. Josef Müller begibt sich sodann auf politisches Gebiet. Und das ist's, was mich zur Feder greifen ließ! Gewissermaßen als Überleitung läßt er sich zu den Worten hinreißen, daß „an Unduldsamkeit der Ultramontanismus dem Evangelischen Bunde ebenbürtig" sei. Mit Verlaub! Wo sind die Beweise? Für die Unduldsamkeit des Evangelischen Bundes hingegen möchte ich ein Beispiel anführen. Bekanntlich hatte der Essener Katholikentag im Jahre 1906 die Losung ausgegeben: Zusammenschluß der Gott- und Christusgläubigen aller Konfessionen zum Kampf wider den Unglauben und Umsturz.

Aus diesen Worten spricht wahre, unverfälschte Toleranz und alles eher als Unduldsamkeit. Besehen wir uns nun die Erklärung, welche die Graudenzer Generalversammlung des Evangelischen Bundes im nämlichen Jahre einstimmig angenommen hat:

„Der Essener Katholikentag hat die Losung ausgegeben: Zusammenschluß der Gott- und Christusgläubigen aller Konfessionen zum Kampfe wider den Unglauben und Umsturz. Demgegenüber geben wir, die zur 19. Tagung des Evangelischen Bundes versammelten Protestanten, folgende Erklärung ab: Mit den Christen aller Kirchen und Konfessionen, die in dem Herrn Christus allein das Heil sehen, fühlen wir uns im Geiste eins; jene Essener Losung ist indessen nur eine Wiederholung der seit Gründung der konfessionellen Zentrumspartei stets von ihr erlassenen Aufforderung zum politischen Zusammenschluß der ‚gläubigen Christen'. Dieses Ansinnen weisen wir als verhängnisvoll für unser Vaterland und für unsere evangelische Kirche zurück; wir erachten es vielmehr als eine Gewissenspflicht, unsere evangelischen Volksgenossen und insbesondere die von jener Seite als gläubig angesprochenen Kreise vor einem Eingehen auf das angebotene Bündnis zu warnen. Denn bei aller Anerkennung der Ehrlichkeit, mit der viele fromme Katholiken meinen, uns auf diese Weise die Hand zu bieten, können wir doch in jener Tendenz des Katholikentages nichts anderes erkennen als einen geschickten Versuch, die Macht der die römischen Interessen in erster Linie vertretenden Zentrumspartei zu stärken und ‚jene Freiheit der Kirche' erobern zu helfen, die unvereinbar ist mit den Grundlagen des souveränen nationalen Staates und eine beständige Bedrohung des konfessionellen Friedens bedeutet. Unsere evangelische Losung dagegen ist: Freie Entfaltung der Lebenskräfte der Reformation, welche sich von jeher als volks- und staatserhaltend erwiesen haben, Zusammenarbeiten mit allen Schaffensfreudigen, welche dem Vaterlande dienen wollen, auf allen Gebieten der christlichen Gesittung und der Volkswohlfahrt, aber kein Bündnis mit dem Zentrum und keinerlei politische Unterstützung dieser parlamentarischen Interessenvertretung der römischen Kirche; denn die römische Kirche ist kein Bollwerk gegen Revolution und Umsturz und noch jeder politische Verbündete mit dem Ultramontanismus war schließlich der Betrogene."

Sehr richtig bemerkte der Abgeordnete Dr. Jäger-Speyer in der „Allgemeinen Rundschau“ (Nr. 46 bzw. 47) zu dieser Antwort, die ein klassisches Beispiel für evangelisch-bündlerische Unduldsamkeit ist, wie folgt:

„Die Graudenzer Erklärung gegen die Essener Katholikenversammlung ist eine wunderbare Mischung von Friedensversicherung und Kriegserklärung. Am aufrichtigsten gemeint ist jedenfalls die Grobheit am Schlusse.“

Selbst der „Kreuz-Zeitung“ — gewiß eine in dieser Sache einwandfreie Zeugin — war diese Erklärung zu stark; denn sie äußerte sich damals folgendermaßen:

„Die so scharfe Erklärung des Evangelischen Bundes wird den Tatsachen nicht ganz gerecht. Auch ist es im Kampfe der Parteien keine gute und empfehlenswerte Gepflogenheit, dem Gegner als allgemein die bona fides abzusprechen und von einer ganzen Partei zu sagen, daß sie noch jeden politischen Verbündeten betrogen habe. Scharfe Worte sind unvermeidlich, aber beleidigende Worte rächen sich stets an dem, der sie gebraucht. In diesem Falle kann sich aber nicht nur die Zentrumspartei beleidigt fühlen, sondern auch die Parteien, die gelegentlich mit ihr zusammen in ehrlichem Streben nach der Wohlfahrt des Staates und der Kirchen gearbeitet haben.“

Ich finde es unbegreiflich, wie ein katholischer Priester, der im Dezember 1907 der staunenden Menschheit zu wissen tut, daß er der Reformagitation völlig entsagen wolle, im Februar 1908 dem „Ultramontanismus“ Unduldsamkeit vorwirft, ja diese „Unduldsamkeit“ des „Ultramontanismus“ der tatsächlich bestehenden des Evangelischen Bundes für ebenbürtig erklärt, ohne auch nur die Spur eines Beweises zu erbringen. Der „Türmer“ wird von sehr vielen gläubigen Protestanten gelesen. Ich kann nicht finden, daß es zur Förderung des konfessionellen Friedens beiträgt, wenn Herr Dr. Müller so auf seine eigenen Glaubensbrüder Steine wirft.

Dann geht der Artikelschreiber zum offenen Kampfe gegen das Zentrum über. Ist das keine Verquickung von Religion und Politik? Die „sogenannten Katholikentage“ ständen „ganz unter Leitung des Zentrums“.

Nun folgt ein Personenkultus, der mir ein Lächeln ablockte, und wohl nicht mir allein. Ich denke auch all denen, die mit den Tatsachen etwas eingehender vertraut sind. Die Idealgestalt ist „ein katholischer Pfarrer, Grandinger von Nordhalben in Oberfranken“. Herr Müller hat dem nunmehrigen Landtagsabgeordneten einen schlechten Freundesdienst erwiesen. Wenn man Müllers Artikel liest, könnte man es fast für unglaublich halten, daß dieser Mann — Herr Grandinger nämlich — sich überhaupt noch unter den Lebenden befindet. Dieweilen sitzt er noch immer im bayerischen Landtage. Herr Dr. Müller muß es sich schon gefallen lassen, daß ich seine Idealgestalt einer Würdigung unterziehe, auf daß die Leser ein objektives Bild von diesem „kühnen Theologen“ erhalten.

Unter der Überschrift der „Heilige von Nordhalben“ brachte kurz vor den bayerischen Landtagswahlen, die bekanntlich am 31. Mai 1907 stattfanden, der „Nordhalbener Grenzbote“, der laut „Bayer. Kurier“ (No. 150/51) allgemein als das Organ des Herrn Pfarrers Grandinger gilt, einen Artikel, der sich in Lobeserhebungen über dessen Person — des „Heiligen von Nordhalben“ ergeht. Dazu schrieb der protestantisch-konservative „Bayer. Volksfreund“ No. 120 vom 25. Mai 1907 wie folgt:

„Uns ist dieser Artikel nur deshalb interessant, weil er den Liberalismus des kath. Pfarrherrn in einem ganz eigentümlichen Lichte

erscheinen läßt. Zwischen den Zeilen kann man nämlich herauslesen, daß an der Wandlung des Herrn Gr. zum Liberalismus hin die nicht genügende Beförderung im Amte und die Verkennung seiner Talente schuld sei. Man habe ihn an den äußersten Nordpol Bayerns geschickt und zur Untätigkeit verdammt; er aber habe sich in seinem Tatendrang — wie weiland Alexander — ein größeres Königreich schaffen müssen. ‚Unser Pfarrherr‘ — so heißt es in dem erwähnten Artikel (des Nordhalbener Grenzboten) — ‚hat sich in den letzten Wochen einen ungewöhnlich populären Ruf verschafft. Es geschieht der geistlichen Oberbehörde ganz recht, wenn all das eingetreten ist. Hätte diese den Mann an den richtigen Posten gestellt, an welchen er gehört, so hätte wohl die Welt länger auf einen mutigen offenen geistlichen Bekenner des Liberalismus warten können.‘ Diese Auslassung ist ungemein deutlich und naiv und politisch eigentlich unklug. Sie läßt schließen, daß der Liberalismus und die Kandidatur des genannten Herrn ein Produkt des Ärgers über seine vorgesetzte Kirchenbehörde ist, die ihn nicht genügend befördert habe. Falls das zutreffen sollte, dürfte man doch wohl die Frage stellen: Welchen Grund hat die protestantische Wählerschaft, der Stimmung eines etwa verärgerten katholischen Priesters Rechnung zu tragen, der bei besserer Beförderung vielleicht ein tatkräftiger Vertreter der Zentrumspartei geworden wäre?“

Ich identifiziere mich mit dem „Bayer. Kurier“, der den Auslassungen des konservativen Organs hinzufügt:

„Unsere Meinung deckt sich mit dem ‚Volksfreund‘ insoweit, daß auch wir gestehen müssen: Einen schlimmeren Bärendienst hätte das durch ungewöhnliche Ruppigkeit bekannte liberale Blatt, der ‚Grenzbote‘ seinem Schützling nicht erweisen können, als durch die oben zitierte drollig-naive Auslassung.“

Das ist Pfarrer Grandinger! Das ist der „vorzügliche Kopf und schlagfertige Redner“, der „den Gegnern heimzahlt“ und sich „gewandt aus der Schlinge zog, welche man ihm vom Domberg, wo Schädler residiert, werfen wollte“. Die Antwort auf die Frage, warum ein katholischer Geistlicher nicht Mitglied einer liberalen Partei sein könne, einer Partei, deren Führer erst kürzlich im bayer. Landtage „die Dogmen der katholischen Kirche — also die Glaubenswahrheiten — ein Gefängnis“ nannte (Bayer. Kurier No. 44 vom 13. Febr. 1908), hat ebenfalls vor nicht langer Zeit der Bamberger Erzbischof Dr. v. Abert gegeben, so daß es sich wohl erübrigt, hier näher darauf zurückzukommen.

„Es war ein erhebendes Bild, als man den katholischen Kandidaten (Grandinger) mehreren protestantischen Kollegen die Hände reichen sah.“ Nun, die streng gläubigen protestantischen Kreise scheinen doch mit der Kandidatur des „verärgerten katholischen Priesters“ nicht so ganz einverstanden gewesen zu sein, wie die oben angeführten Äußerungen des „Volksfreund“ beweisen. Doch Herr Grandinger bot noch ganz andere erhebende Bilder. In einem Vortrage in München sagte Grandinger, „die Pharisäer seien die ersten Zentrumsleute gewesen“. (Augsburger Postztg.“ No. 11. 18. Januar 1908.) Bezugnehmend auf seine geistlichen Mitbrüder im bayr. Landtage äußerte sich in Germersheim Grandinger folgendermaßen: „Das ist ja in München gerade, wie wenn großer Buß- und Bettag wäre oder Prozession und dgl., so marschieren junge und alte, dicke und dünne zu den Pforten des Landtags“ („A. P.“ wie oben). Die katholische Presse verhöhnt er dort mit den Worten:

„Die Gesellschaft, die Presse, ich würde gerne ein Wort von Busch zitieren — aber die Gesellschaft ist mir zu dumm.“ („A. P.“) Herr Abg. Pfarrer Grandinger sagte ferner seinen geistlichen Mitbrüdern nach, daß keiner von ihnen beim Tode seiner Frau Mutter bzw. bei der Überführung der Leiche nach Amberg trotz Ersuchen sich bereit erklärt habe, ihn zu vertreten. Dagegen legte das Dekanat Teuschnitz Verwahrung ein. Nach Grandingers Verteidigungsrede in Germersheim erließ das obengenannte Dekanat folgende Erklärung:

„Nach den Äußerungen des Herrn Pfarrers Grandinger in der Wahlversammlung zu Germersheim sehen wir uns genötigt, wiederholt und bestimmt zu konstatieren:

„Es ist unwiderlegbare Tatsache, daß Herr Pfarrer Grandinger beim Ableben seiner Frau Mutter keinem seiner Amtsbrüder Tag und Stunde der Überführung der Leiche nach Amberg bekannt gegeben, noch viel weniger um Stellvertretung bei derselben ersucht hat. Er konnte somit auch in Wahrheit nicht erklären: ‚Keiner war bereit, meine Stelle zu vertreten.‘ Die Geistlichen des Dekanates Teuschnitz.“

Das also ist der „kühne Theologe“, von dem Müller behauptet, daß er „noch viele Gesinnungsgenossen im katholischen Klerus“ habe. Ich glaube meiner Schilderung des liberalen Pfarrers nichts mehr hinzufügen zu müssen. Die Leser des „Türmers“ werden sich an der Hand des oben angeführten Tatsachenmaterials selbst ein Urteil bilden.

Herr Dr. Müller hat in seinem Artikel versucht, dem Zentrum Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Das Zentrum wird darüber nicht stolpern. Ich möchte aber meine Betrachtung in eine Frage ausklingen lassen.

Die Grundsätze der Zentrumsfraktion, wie sie bei ihrer Gründung im Jahre 1871 niedergelegt wurden, lauten:

„Der Grundcharakter des Reiches als eines Bundesstaates soll gewahrt, demgemäß den Bestrebungen, welche auf eine Änderung des föderativen Charakters der Reichsverfassung abzielen, entgegengewirkt und von der Selbstbestimmung und Selbsttätigkeit der einzelnen Staaten in allen inneren Angelegenheiten nicht mehr geopfert werden, als das Interesse des Ganzen unabweislich fordert. Das moralische und materielle Wohl aller Volksklassen ist nach Kräften zu fördern, für die bürgerliche und religiöse Freiheit aller Angehörigen des Reiches ist die verfassungsmäßige Feststellung von Garantien zu erstreben und insbesondere das Recht der Religionsgesellschaften gegen Eingriffe der Gesetzgebung zu schützen.“

Wann hat die Zentrumspartei jemals seit ihrem Bestehen gegen diese ihre Grundsätze verstoßen? Grimmhagen



Noch einmal zum „Schuldkonto der Frau“

Vgl. Heft 1 Seite 77, Heft 4 Seite 541 und Heft 10 Seite 516, Jahrgang X

Auch ich möchte mir erlauben, einige Worte zu den Artikeln über das Schuldkonto der Frau zu bemerken. Die unnötige Empörung der Verfasserin des zweiten Artikels veranlaßt mich dazu. Grete Rommel wirft Frau Marie Diers von vornherein vor, das Leitwort ihres Aufsatzes schlecht gewählt zu haben, weil die wenigsten der Leserinnen das

lateinische „Mea culpa, mea maxima culpa“ verstünden. Ich möchte das doch einigermaßen bezweifeln — es wäre ebenso, als wenn man „Ave Maria“ nicht verstehen würde. Ferner scheint mir, daß die Verfasserin des Gegenartikels von der Sache abweicht, wenn sie in edlem Zorn von einem Schuldkonto der Männer spricht. Das gehört in eine ganz andere Rubrik. Frau Diers spricht ja von den Müttern, die sich zu wenig ihren Kindern widmen und dadurch eine Generation von Männern schaffen, in deren Schuldkonto es allerdings recht viel zu buchen gibt. Es wäre aber unbillig von einem Familienvater, der für den Unterhalt der Seinigen sorgt, zu verlangen, daß er auch noch die Pflege seiner Sprößlinge überwacht. Es gibt gewiß auch solche Väter, und ein rechter Vater kümmert sich auch, soweit seine Berufspflicht es ihm gestattet, um das seelische und körperliche Wohlbefinden seiner Kinder. Aber doch gehört die Kinderpflege vor allem anderen in den Pflichtenkreis einer Mutter. Auch dann, wenn die Frau ihrem künstlerischen oder praktischen Beruf außer dem Hause nachgeht, läßt sich dies mit ihrer Sorge für ihre Kinder (mit Ausnahmen natürlich) ganz gut vereinigen. Es braucht also — was Grete Rommel anführt — durchaus keine „wohlhabende Witwe mit zwei Kindern zu sein“, die ihre Mutterpflichten ganz und voll erfüllt. Außerdem bedingt nicht nur die Vererbung den Werdegang, die innere und äußere Entwicklung eines Menschen, sondern hauptsächlich die grundlegende Erziehung der Mutter. Sie ist es, die eine gute oder böse Saat streut; in der Mutterhand liegt das Heil der Kinderseele . . . Das vergessen eben so sehr viele Frauen. Kinder von leichtsinnigen, haltlosen, verkommenen Vätern, ja von Verbrechern, sind stolze, edle und starke Menschen geworden — weil eine sorgende, zärtliche, aufopfernde Mutterliebe über ihrem Seelenleben gewacht hat. Das Schuldkonto der Frau ist unendlich groß (das läßt sich auch mit Entrüstung nicht wegleugnen), und den Männern alle Schuld in die Schuhe zu schieben, ist ebenso leicht wie bequem. Man kann auch die Mütter jener beklagenswerten jungen Frauen, die eine Ehe mit einem verseuchten Manne eingingen, ohne eine Ahnung von solchen Dingen überhaupt zu besitzen, nicht absolut von einer Schuld freisprechen mit dem Hinweis, daß ihre eigene Unwissenheit — eine Folge altfränkischer Erziehungsmethode — sie daran verhindert habe, ihre Töchter vor Elend und moralischer Erniedrigung zu behüten. Es gibt aufgeklärte Frauen, die den Sumpf genau kennen, die, wenn nicht anders, so durch schlüpfrige Romane orientiert worden sind — und die dennoch in frevelhaftem Gottversuchen sprechen: Ärzte sind nicht der liebe Gott — er allein kann jede Krankheit heilen und abwenden. Solche Frauen in ihrer Selbstüberhebung und dabei blöden Kurzsichtigkeit wissen eben alles besser. Oft wiegt auch das Geld des Freiers in den Augen einer Mutter viel mehr als sein lasterhafter Lebenswandel. Sie drückt dann in gewisser Hinsicht gern beide Augen zu. Nein, in unzähligen Fällen ist die Mutter für das Unglück ihrer Tochter verantwortlich zu machen, darin hat Frau Diers vollkommen recht.

Und wie könnten wohl je Repräsentationspflichten einer Mutter als Entschuldigungsgrund dienen, um ihrem Kinde gegenüber der heiligen, natürlichen Pflicht als Ernährerin nicht nachzukommen? Hiervon entbindet nur körperliche Schwäche, der Umstand, daß dem Kinde der Genuß der Muttermilch mehr schaden als nützen könnte.

Es würde bessere Ehegatten, bessere Väter, bessere Söhne geben, wenn die Mütter ihren Pflichten in dem Sinne, wie Frau Marie Diers sie auffaßt

und den Frauen klarzumachen sucht, erfüllen wollten. Wäre die Handlungsweise einer Mutter nicht geradezu kläglich, wenn sie, obwohl davon überzeugt, daß der Unterricht, wie er in der Schule, die ihr Kind besucht, gehandhabt wird, letzterem schädlich ist, dennoch zu allem schweigt? Auch wenn das Kind selber mit Fragen und Zweifeln zu ihr kommt? Soll sie etwa ausweichen? (Die Verfasserin des zweiten Artikels hält jedenfalls Schweigen für das Klügste.) Soll sie die Wahrheit umgehen aus lächerlicher Menschenfurcht? Oder soll sie ihrem Kinde erwidern: „Lerne nur gewissenhaft die Buchstabenweisheit, so wie man sie dich lehrt, damit du um Gottes willen deine Eltern und dich in keinen Konflikt mit deinen Lehrern bringst." Wenn — um ein Beispiel anzuführen — in einer höheren Mädchenschule den Kindern von einer Lehrerin erzählt wird, daß der Tee in China, bevor er in den Handel gelangt, als Emballage von Leichen dient — so möchte ich doch die törichte Mutter sehen, die diesen Blödsinn nicht berichtigen würde. Es gibt doch, Gott sei Dank, in Deutschland Schulen, in denen gewünscht wird, daß Lehrer und Eltern sozusagen Hand in Hand gehen. Mein eigener Sohn besucht solch eine Schule, in der ein edler, feiner und reicher Geist herrscht, in der die Mitwirkung der Eltern gern gesehen wird. Käme ich je in die Lage, ein Wörtchen mitreden zu wollen, so würde ich mich im vollsten Vertrauen, Verständnis und Entgegenkommen zu finden, an die Lehrer meines Kindes wenden, denn die Seele meines Kindes steht mir höher als die Furcht vor eventuellen Mißverständnissen und Mißhelligkeiten. Ich meine, daß kein Lehrer ein vernünftiges Wort oder eine Bitte einer Mutter übel vermerken würde. Ich habe hierbei selbstredend nicht solche Mütter im Sinn, die mit lamentablen, überflüssigen Beschwerden die Lehrer belästigen und ermüden.

Nur um alles in der Welt keine kriechende schweigende Heuchelei; wenn ich aber meinem Kinde sagen würde: schweige — frage nicht — denke nicht — lerne, was man von dir fordert, aus *Klugheit*, aus *Berechnung*, um vorwärts zu kommen, auch wenn du selber nicht an das glaubst, was du deinem Verstande aufzwingen mußt — so würde ich ihn zu einem Streber und feigen Heuchler erziehen. Man soll danach trachten, seine Kinder solchen Lehranstalten anzuvertrauen, in denen die Widersprüche zwischen Schule und Haus ausgeschlossen sind. Aber wenn dies unmöglich ist und ein Konflikt unvermeidlich, dann soll die Mutter mehr an ihr Kind denken als an den eventuellen Zorn der Lehrkraft.

Frau Marie Diers tritt für ein edles, freies, wahres, hochsinniges Menschentum ein. Um das zu fördern, bedarf es der mütterlichen Pflichterfüllung. In den Händen der Frauen ruht mehr oder weniger das Wohl und Wehe der Menschheit. Gäbe es weniger nervöse, faule, entartete Mütter, so gäbe es keine greisenhafte, lasterhafte Jugend. Die Mutter soll vor keiner Arbeit und Schwierigkeit zurückschrecken. Sie braucht wahrlich nicht ihre Kinder den Dienstboten zu überlassen, auch wenn ihre Zeit vollauf durch viele andere Dinge besetzt ist. Ich kenne eine junge Frau, die Gattin eines vielbeschäftigten Arztes, welche die Assistentin ihres Mannes ist, einem großen Hauswesen vorsteht, beständig durch gesellige Verpflichtungen in Anspruch genommen ist, nur zwei Dienstboten hat, selber viel im Hause mithilft und dabei die pflichtgetreueste, sorgsamste Mutter ist. „Meinen Jungen besorge ich selber," sagte sie mir, „das Mädchen lasse ich ungern zu meinem Kinde." Es ist das entzückendste, ruhigste und bestgepflegte Kind, das man sich vorstellen kann.

Dabei findet diese Frau und Mutter noch Zeit, sich auf schriftstellerischem Gebiet zu betätigen. Ihr letztes Buch ist ebenso klar und fesselnd wie das Wesen seiner Verfasserin. Warum sollte es nicht noch mehr solcher Frauen und Mütter geben? Es kommt fast immer nur auf den Willen und eine zweckmäßige Zeiteinteilung an. Eine Frau, die zuviel auf ihre eigene Schönheitspflege, auf ihre gesellschaftlichen Erfolge bedacht ist, wird ja immer an Zeitmangel leiden und nicht viel für ihre Kinder übrig haben. Sie sollten doch zusehen, die Frauen, ihr Schuldkonto selber abzutragen — es ist ganz überflüssig, daß andere den Fehdehandschuh hinschleudern und sich zu ihren Anwälten machen. Und nun zu den Proletarierfrauen. Alle stehen ja nicht am Waschfaß. Viele würden auch eine sichere Pflege für ihre Kinder finden, während sie selber auf Arbeit sind, wenn sie dazu das Geld sparen und lieber auf die Sonntagsgans auf dem Tisch und irgendeine neue Bluse verzichten wollten. Ich habe Gelegenheit gehabt, Mütter aus dem Arbeiterstand zu beobachten. Zeit zum Schwatzen mit der Nachbarin hatten sie fast immer — die Kinder scheinen Nebensache — die Hauptsache, daß alljährlich ein armes Wurm in die Welt gesetzt wird. Sonntags werden die Gören angeputzt, an den Wochentagen wühlen sie wie kleine Ferkelchen auf der Straße, stets in Gefahr, durch ein Fuhrwerk zu Schaden zu kommen. Statt einer freundlichen mütterlichen Ermahnung setzt es Püffe, Gezeter, regnet es Klagen über den Eigensinn der mißleiteten kleinen Wesen.

Frau Marie Diers hat recht und tausendmal recht, wenn sie den pflichtvergessenen Müttern ihre Schuld klipp und klar vorhält. Und sie will ja mithelfen, das Schuldkonto der Frauen abzutragen, sie hält ihren Mitschwestern den Spiegel vor und ruft ihnen in einer überzeugenden Weise zu: „Seht, so seid ihr — geht hin und bessert euch."

Die Wahrheit wollen natürlich die wenigsten hören. Ich sehe aber keinen Grund, die Handlungsweise so vieler Frauen zu beschönigen, zu entschuldigen oder totzuschweigen.

Nicht jede Frau hat das Glück, Mutter zu sein, aber der mütterliche Instinkt lebt doch in jeder. Ist etwa nicht recht und billig, daß Frau Diers an alle Frauen sich wendet, sie ergreifend an das Elend armer, schutzloser, gequälter Kinder erinnert, ihnen die Not dieser Kleinen an das Herz legt? Wahrlich, so manches einsame, späte Mädchen hat sich an vernunftloses Getier geklammert und gibt ihm Pflege und Zärtlichkeit und sagt sich nicht, daß unzählige Kinderherzen darben. Eine jede Frau kann und soll mütterlich fühlen und mütterlich handeln.

Wir deutschen Mütter, die wir so häufig unseren slavischen Schwestern und den Frauen noch anderer Völker als Vorbilder hingestellt wurden (ob mit vollstem Recht, entzieht sich meinem Urteil), müßten Frau Marie Diers' Worte gern aufnehmen, sie weitertragen, sie beherzigen, sie in die Tat umsetzen, auf daß jedem Kinde sein Recht werde und auf daß der Name **Mutter** dem Kinde heilig bleibe sein ganzes Leben hindurch.

Die Mütter aber, die es verabsäumt haben, ihren Kindern etwas zu sein, und die sich darüber vielleicht erst dann klar werden, wenn es zu spät ist, die verspielte Pflicht nachzuholen, müssen die denn etwa nicht an ihre Brust schlagen mit dem reuevollen, beschämenden Bekenntnis: „Mea culpa, mea maxima culpa?"

Hedda v. Schmid

* * *

Mein Aufsatz: „Aus dem Schuldkonto der Frau" hat eine kleine Polemik entfesselt, und ich habe mit Erstaunen gesehn, daß es nicht nur Frauen gibt, die von sich selbst jede mächtigere Lebensform abschieben, sondern die dies Abschieben sogar noch predigen. Ja, wenn wir bei jeder starken Forderung, die an uns ergeht, bei jedem bitterernsten Tadel, der uns trifft, gleich schreien wollen: Ich bin nicht schuld, der Mann ist es, der Arzt, der Staat, die Gesellschaft — dann wird von uns, den Frauen, nicht viel zu erwarten sein.

Und dann die Frage nach der religiösen Erziehung der Kinder! Ich kann die Gegnerin, die mich hier angreift, kaum verstehn, wie sie mich auch wohl nicht verstanden hat. Die Leserinnen aber, die mich schon länger kennen, werden wissen, daß ich nie einer seichten Aufklärung, die ja doch ewig unzureichend bleiben müßte, das Wort geredet habe, sondern eben grade: einer größeren Ehrfurcht, einer wahrhaftigeren Behandlung dieser heiligen Frage. Das Ärgernis, das mit Wehe bedroht wird, entsteht dann, wenn der Religionsunterricht *hinter* der Kultur zurückbleibt und das Göttliche in den Kreis menschlicher Zänkereien und Spöttereien gezogen wird. Wer aber Ärgernis an dieser höheren und ehrfürchtigeren Anschauung Gottes nimmt. die nicht steht und fällt mit menschlichen Bildern und Gleichnissen, der sei an das Ärgernis erinnert, das Luther, das Jesus brachte. Die Methode des Stillstehens, des Protestes gegen jede starke Forderung ist bequem — aber wahrhaftig, ehrlich, reif und mütterlich ist sie nicht. Auch wir Frauen, wir Mütter haben ein heiliges und starkes Amt, das seiner nicht spotten, das sich nicht abschieben läßt.

Marie Diers

Zur Frage: Erfüllen unsere Volksbibliotheken ihre Aufgaben?

(Vgl. Heft 8, S. 255)

Wenn jemand zufällig in eine schlecht eingerichtete, dazu nicht fachmännisch bediente Anstalt kommt, sollte er nicht gleich über *alle* derartigen Institute abfällig schreiben. Stände der Aufsatz Dr. A. Möllers „Erfüllen unsere Volksbibliotheken ihre Aufgaben?" nicht im „Türmer", hätte ich einfach — sicherlich mit vielen meiner Herren Fachkollegen — gelacht. So jedoch treibt es mich, dem Verfasser, dem viele meiner Lesehallebesuchenden nicht schmeichelten, als sie mich zum Überfluß auf die Seiten 255—257 des Mai-„Türmers" aufmerksam machten, zu zeigen, daß seine Auslassungen *in der gegebenen Allgemeinheit nicht berechtigt* sind. Da gerade die Heidelberger Städtische Volksbibliothek zudem eine Anzahl Fachneuheiten aufweisen kann, dürfte es an sich nicht unangebracht erscheinen, einiges darüber zu veröffentlichen. Mein unlängst erstatteter amtlicher Bericht mag hierzu wohl am geeignetsten sein. Vorher will ich noch bemerken, speziell auf Herrn Dr. Möllers Fräulein-Erlebnis hin, daß meine entsprechend ausgebildete Assistentin, ebenso die Aufseherin und der Hausmeister nicht in die Verlegenheit kommen, „unfruchtbare Zeit totzuschlagen". Der anstrengende, aber mit Lust und Liebe zur Sache getane Dienst gestattet keine anderweitige Beschäftigung. Das Empfehlen der Bücher geschieht vorwiegend in dem städtischen Sekretariat

für Volksbildungswesen von dem Bibliothekar selbst, der es als wichtigste Aufgabe ansieht, Volksbücherverwalter im wahren und weitesten Sinne des Wortes zu sein. Und nun zu der „vielgerühmten Volksbibliothek", die ich nicht „zu den Schädlichkeiten unseres Kulturlebens" rechne.

* * *

Mit Büchern, Zeitschriften und Zeitungen allein kann eine Volkslesehalle, die ihren Zweck vollkommen erfüllen soll, in der gegenwärtigen vielverlangenden Zeit nicht mehr der Öffentlichkeit übergeben werden. In diesem Gedanken ging ich im Frühjahr 1906 im stadtratlichen Auftrage an die Einrichtung der mir seitdem in Verwaltung gegebenen Städtischen Volkslesehalle, Volksbibliothek, sowie des Städtischen Sekretariates für Volksbildungswesen in Heidelberg. Bei voller Verwertung der Erfahrungen eines fünfjährigen staatlichen und städtischen Bibliothekdienstes war mein ganzes Bestreben auf persönliche Arbeit unter besonderer Beachtung der örtlichen Verhältnisse gerichtet. Und was war das Ergebnis? Keine Schablonenanstalt, sondern ein mit zahlreichen Neuerungen ausgestattetes Institut, das sich allerhöchster Danksagungen, einer Reihe guter Kritiken von ersten Fachleuten und zunehmender Beachtung in den Volksbildungszeitschriften erfreuen darf.

Heidelberg! Was drängt sich bei dessen Nennung nicht alles in unsere Vorstellung? Jeder denkt doch sicherlich an eine reiche geschichtliche Vergangenheit und schaut im Geiste ein herrliches Stück Natur. Wie nahe liegt es doch da, immer wieder und alle auf diese beiden hinzuweisen. Also herbei mit den Mitteln des Anschauungsunterrichtes, der nicht allein in die Schulen, sondern erweitert auch in die hier behandelten Anstalten gehörte. So kam eine stattliche Heimatbücherei, welche stets ergänzt wird, in die Lesezimmer. Daneben zeigt ein Wechselrahmen Bilder aus der Geschichte Heidelbergs und der ehemaligen Kurpfalz. Festschriften-, Gedenkprägungen-, historische Festpostkartensammlungen (die Sammlungen sind größtenteils Privateigentum des Bibliothekars) mahnen, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorwiegend an die örtlichen Geschehnisse. Das eine kurze Chronik und sämtliche Ortsstatute enthaltende Adreßbuch, das neben Notizpapier auf besonderem Wandbrett ausliegt unter großem Stadtplan, kann auch hier angeführt werden. Dem engeren Vaterlande und dem Reiche sind gewidmet: eine Gedächtniszusammenstellung für den beliebten verewigten Großherzog Friedrich von Baden, eine Handschriften-, eine Siegel-, eine Wappensammlung. Hierher gehören auch die Sammelbände, enthaltend diejenigen Nummern der bedeutendsten deutschen Tageszeitungen, welche gelegentlich der badischen Jubelfeier im Jahre 1906, des Ablebens von Kuno Fischer und des verehrten Landesherrn Friedrich I. entsprechende Beiträge brachten. Dem allgemeinen Interesse dienen die internationalen Erinnerungsvereinigungen. Für die Naturfreunde stehen ein Mikroskop mit wechselnden Pflanzen- und Tierpräparaten, eine Gesteine-, sowie eine Hölzersammlung zur Schau, werden täglich die amtlichen Wettervoraussagen angeschlagen und eine Sternkarte eingestellt. Auch besteht die Vergünstigung, daß Eintrittskarten zum Kaiserpanorama in den Lesezimmern zu Vorzugspreisen gekauft werden können. Die Geselligkeit soll durch die Sammlung aller hiesigen Vereinssatzungen ihre Berücksichtigung finden. Auch liegen Karten und Führer für die nächste Umgebung nebst Fahrplänen aus. In das Gebiet der Kunst und Wissenschaft zählen die akademischen Reden unserer „Ruperto Carola", Teub-

nersche Künstlersteinzeichnungen, die zeitweise umgetauscht werden, Kunstwartbilder und Abbildungen aus der Seemannschen Sammlung: „Meister der Farbe", sowie die Ausstellungsmarken-, Reklamedrucke- und Exlibrissammlungen. Ferner als eigentliche Neuheiten das Theaterpult, welches regelmäßig unter den Spielzetteln des Mannheimer Hof- und hiesigen Stadttheaters die betreffenden Stücke, bei Opern den Text zum Lesen bereithält, und die Gedenktafel, die alltags anzeigt, wessen Geburts- bzw. Todestag von den Großen aller Nationen wiederkehrt, um gleichzeitig Lebensbeschreibungen, Abhandlungen oder die Werke selbst zur Benützung in der Lesehalle empfehlend darzureichen. Bei Gelegenheiten finden hieran anschließend vollständige Ausstellungen statt, z. B. die Großherzog Friedrich-, die Weihnachtsbücher-, die Busch-, die Menzelausstellung, die Kaiser Wilhem I. Gedenk-Ausstellung ꝛc. Die Bücherfreunde finden eine stattliche Zusammenstellung alter Bild- und Bücherdrucke vor, antiquarische und andere Angebotslisten neben Probebogen der in der Presse liegenden Werke auf besonderem Auslagebrett. Um wohltätige Veranstaltungen zu fördern, hängen eine Flotten- und eine Wohlfahrtsmarkensammlung bei einer Reihe bezüglicher Flugschriften zur Schau. Den Politikern kommt die neueste Parteikarte von Deutschland mit dem beigefügten Kürschnerschen Reichstagsbüchlein und den fortlaufend eingespannten Verhandlungen der badischen Kammern, sowie des Reichstages zugut. Und so umrahmt, wenn ich so sagen darf, hängen in ordnungsgemäßer Bedienung 50 Tageszeitungen aller Parteien aus, und zwar um intensiver ausgenützt zu werden, auf 100 Halter verteilt, liegen 150 der verschiedensten Zeitschriften auf und steht eine reichhaltige, alle Wissensgebiete beachtende Nachschlagebibliothek mit den angegliederten Wiesbadener und Dichtergedächtnisstiftung-Volksbüchern bereit. Die Prachtwerke „Weltall und Menschheit" und „Das 19. Jahrhundert" sind besonders aufgelegt. Zum Schlusse noch die Mitteilung, daß nach der amtlichen Statistik (trotz aller Konkurrenz) durchschnittlich 100 Lesende am Tag gezählt werden, und die zu ebener Erde gelegenen, nach Witterung und Hygiene behandelten bildergeschmückten beiden Lesezimmer, die aus neun Fenstern bzw. ebensovielen grünbeschirmten Gasglühlichtlampen gut belichtet werden, über 50 bequeme Sitzplätze an vier Tischen in getrennter Anordnung, für Herren einer-, Damen und Jugendliche (14—18 Jahren) andererseits, und einen besonderen zur Abgabe von Briefpapier eingerichteten Schreibtisch verfügen. Lesestunden (völlig unentgeltlich) sind Wochentags von 11—1 Uhr vor- und 5—10 Uhr nachmittags, Sonntags von 4—7 Uhr nachmittags. Kurzsichtigen hängen Lesegläser zur leihweisen Benützung bereit.

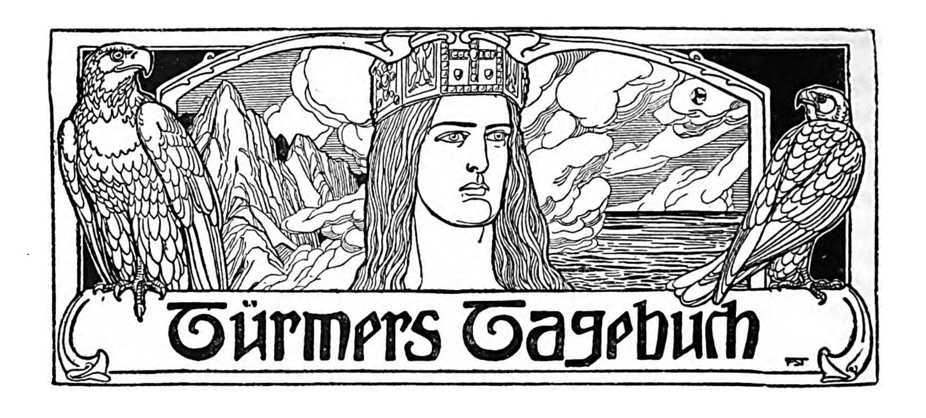
Die 5000 Bände zählende Ausleihbibliothek ist in zwei zweckmäßig eingerichteten, mit Schnellfeuerlöscher ausgestatteten Parterresälen getrennt nach Büchergruppen und Zeitschriften, sowie in der Folge der Inventarnummern bzw. Jahrgänge und alphabetischen Wegweiser aufgestellt. 44% sind schöne Literatur, 37% wissenschaftliche Werke, 3% Jugendschriften und 16% Zeitschriften. Hier wurde vor allem darauf gesehen, jede Schalter- oder Schrankenwand zu vermeiden, um einen engen Verkehr zwischen dem vollständig kostenlos benützenden Leihpublikum und den Beamten möglichst zu fördern. Zweitens wurde der Geschäftsgang so ausgearbeitet, daß der Entleihende (vom 14. bis 18. Lebensjahr und bei Studenten, sowie Nichtdeutschen ist Bürgschein nötig) nur einmal, bei seiner Anmeldung, und zwar als Anerkennung der Bestimmungen der Benützungsordnung seinen Namen schreiben muß. Dies ist

sozusagen die einzige Belästigung, alles andere geschieht mit Hilfe von Leih- und Buchkarten und fällt in den Registraturdienst, der so vereinfacht ist, daß eine halbe Stunde nach jeder Ausleihe alles wieder an Ort und Stelle ist. Ein gedrucktes Bücherverzeichnis wird käuflich abgegeben mit dem Ersuchen, zu Hause einen sogenannten Wunschzettel auszufüllen und diesen bei den Ausleihen jeweils dem Ausgabepersonal zur Auswahl zu überlassen. Auf den neuesten Stand gebrachte Kataloge und ein Generalinhaltsverzeichnis zu den Zeitschriftenbänden liegen aus. Auch wird an einer Anschlagetafel monatlich der Zugang bekanntgemacht. Da jedoch erfahrungsgemäß alle schriftlichen Hinweise, selbst in der Lokalpresse, die Auswahl nicht so erleichtern können wie eine bloße Suransichtgabe, wurde als weitere Neuheit eine Auswahlstaffelei aufgestellt, die leihabendlich die neuesten — und zugleich die besten, darin liegt eine unauffällige Leitung der Lesenden — Buchwerke zur Schau hält. Um durch entsprechende Hinweise auf billige Kaufgelegenheiten zur Freude am eigenen Besitze guter Bücher anzuspornen, stehen auf einem besonderen Wandgestell die Preisverzeichnisse der Lahrer, Meyerschen, Reclamschen und ähnlicher Volksbücher auf. Ausleihen finden Montags, Mittwochs und Freitags von 7—9 Uhr abends statt. Im Winter werden durchschnittlich 200, sonst 150 Bücher leihabends entliehen. Die Leihfrist beträgt 14 Tage, dann erfolgt Mahnung durch Drucksachekarte und nötigenfalls amtliche Beitreibung. Zu erwähnen bleibt noch, daß seit Ende Juni 1907 auch Musikalien für Gesang und Instrumente angegliedert wurden. Diese Noten werden gebunden und wie Bücher behandelt. Alle Bände sind in Schutzumschlägen, für deren Sauberhaltung die Entleiher aufzukommen haben. Auch das Ausleihezimmer enthält eine Sammlung zur Anschauung, nämlich von Lesezeichen, wie solche nicht sein sollen, Nägel, Haarnadeln ꝛc. Für die Heimat- und jeweilige Festliteratur finden besondere Anschläge statt. Das neu angegliederte Sekretariat für Volksbildungswesen (ebenfalls ein frisch entdecktes Arbeitsfeld des Berichterstatters) ist wochentags von 11—12 Uhr vormittags für jedermann unentgeltlich geöffnet. Es gibt mündliche Auskunft in allen Fragen der allgemeinen und angewandten Volksbildung und ist mit zahlreichen aufliegenden Fachzeitschriften, Lebenswinken, Ratgebern in Erziehungsfragen, Musterkatalogen, Literaturverzeichnissen und Zusammenstellungen empfehlenswerter Festgeschenke (Weihnachts-, Konfirmanden- ꝛc.-Gaben in Form von Büchern, Bildern und Noten) ausgestattet. Auch sind die Modelle einer Volkslesehalle und einer Volksbibliothek, welche alle hier genannten Neuerungen den Interessenten im kleinen vors Auge führen, zur Ansicht gestellt.

Dies wäre eine flüchtige Führung durch die Anstalt, die am 23. April 1908 zwei Jahre alt geworden ist. Möge ihr die Zukunft hold sein, damit der Bevölkerung diese segensreiche Einrichtung allezeit erhalten bleibt, und sich sowohl die Stadtverwaltung, als auch jene hochherzige Persönlichkeit, die ungenannt den Grundstein zu diesem menschenfreundlichen Werke legte, einer edlen Tat vollauf erfreuen darf. Das walte Gott!

Georg Zink, Bibliothekar der Stadt Heidelberg





Ein moderner Held — Griffe kloppen! — Erziehung zur Mannhaftigkeit

Es war Zeit! — Daß wir nach all der wüsten Partei- und Klassenhatz uns endlich darauf besinnen durften, daß wir Deutsche, daß wir Menschen und Brüder sind. In Schmerz und Freude fühlten wir uns eins; es war, wie die „Kreuzzeitung" schrieb: wir Deutsche hatten einmal einen einzigen Mann unter uns, den wir alle bewundern und lieben durften, unseren Zeppelin. „Nicht einmal die Sozialdemokraten benörgeln ihn, obwohl sie so kritisch sind, daß selbst ihre eigenen Parteigrößen bei Lebzeiten nicht allzuviel Dank und Anerkennung finden. Wer (am Tage der Katastrophe) sich die Deutschen ansah, der fand nur traurige Gesichter. Und der sicherste Beweis für Zeppelins Popularität: jedermann ist bereit, ihm gerade im Unglück eine freiwillige Steuer zu entrichten, während meist nur die Freude zum Geben willig macht. Allerdings ging hier die Freude der Trauer voraus. Aber die Katastrophe von Echterdingen bewies auch dem größten Optimisten, daß die Freude verfrüht gewesen war: das Luftschiff, das einem Sturme standhalten könnte, ist eben noch nicht erfunden, auch nicht vom Grafen Zeppelin. Ein Mann, der nicht *persönlich* das Herz des ganzen Volkes gewonnen hätte, wäre von den skeptischen Zeitgenossen nach einer solchen Erfahrung im Stiche gelassen worden. Woher kommt es nun, daß der erste Entschluß aller Deutschen war: dem Manne müssen wir zu einem neuen Luftschiffe verhelfen? Hat die Freude am Sport alle Welt ergriffen? Ist Graf Zeppelin nur deshalb der Held des Tages, weil er trotz seines Mißgeschickes die Luftschiffbauer der anderen Nationen übertroffen und die championship of the world erworben hat? Ein wenig nationale Eitelkeit dieser Art mag sowohl unserem Enthusiasmus wie unserer Hilfsbereitschaft beigemischt sein. In der Hauptsache aber gilt unsere Sympathie doch *dem Charakter des Mannes*, den ganz offensichtlich nicht die Erfindermanie, sondern ein klarer und wahrer Gedanke 17 Jahre lang an sein Werk bannte, ihn den Zweifel, den Spott, die mancherlei Fehlschläge überwinden und im Glück den Ruhm nicht über-

schätzen ließ. Alles, was man von ihm hörte, stimmte in jedem Zuge zu dem Bilde eines modernen Helden der Wissenschaft und der Tat, das uns als Ideal vorschwebt. Wir finden eine Genugtuung besonderer Art darin, uns an seinem Werke beteiligen zu dürfen. Es tröstet uns selbst, wenn wir ihn über seinen Verlust trösten. Und nach langer Zeit zum ersten Male wird sich das ganze Volk in dieser gemeinsamen Empfindung wieder seiner Einheit vollkommen bewußt. Hoffentlich ist dieses Bewußtsein von Dauer! Nichts tut uns gegenwärtig mehr not, als die klare Erkenntnis dessen, was uns eint. Es ist gewiß kein Zufall, daß ein Mann der Technik uns diese Erkenntnis schenkt. In der Politik sind wir trotz der staatlichen Einigung so zerfahren und verfeindet, wie kaum ein anderes Volk, da wir auch die religiösen Unterschiede zum Parteischiboleth machen; für die Geisteswissenschaften und die Künste sind unfruchtbare Zeiten hereingebrochen, in denen stets das Unkraut der Parteiungen am üppigsten wuchert; auf dem neutralen Gebiete der Technik finden wir uns noch am leichtesten zusammen, und auch dort ist Raum für das Genie und für Charaktergröße. Die weithin sichtbare Gestalt des Grafen Zeppelin beweist es uns, und wenn er sich auch nicht zum Gegenstande eines schwächlichen Heroenkultus eignet, so macht er uns doch allen das Herz warm, und wir fühlen uns wieder als ein blutsverwandtes Volk.

Zu wünschen wäre, daß sich bei der spontan in allen Teilen des Reiches ganz gleichzeitig und ohne jede Verabredung begonnenen Sammlung für das Volksgeschenk an den Grafen Zeppelin nicht die deutsche Vereinsmeierei einmischte. Die Gründung eines Luftflottenvereins, die wir einst im Scherz voraussagten, ist bereits zur Tatsache geworden. Das ‚Deutsche Reichskomitee zur Aufbringung einer Ehrengabe des gesamten deutschen Volkes für den Grafen v. Zeppelin zum Bau eines neuen Luftschiffes' ist zunächst insofern von erfreulicher symptomatischer Bedeutung, als seine Gründung zeigt, daß selbst die offiziellen Kreise von der stürmischen Bewegung des Volkes alsbald ergriffen worden sind und mit ungewöhnlicher Schnelligkeit mobil gemacht haben. Es wird auch sicher solche heranziehen, die gern auf eine amtliche Anregung warten. Am erfreulichsten ist es aber deshalb, weil es eine Form schuf, die auch dem Kronprinzen des Deutschen Reiches die Bezeugung seiner herzlichen Sympathie durch positives Mitarbeiten ermöglicht. Man darf aber nicht übersehen, daß die bisher gesammelten Spenden, die die Kosten eines einzelnen Luftschiffes bereits weit überholt haben, und auch sicherlich die meisten neu eingehenden Gelder, der Absicht der Geber entsprechend, dem Grafen Zeppelin zur freiesten Verfügung gestellt werden. Der verehrte Mann soll ohne jede Vorschrift damit schalten und walten können. Findet er etwa selber, daß sein bisheriges System verfehlt war, wie die Verteidiger des unstarren Luftschiffes behaupten, so wird er schon davon abgehen. Das muß aber seine Sache sein; denn wir Laien können uns darüber kein Urteil erlauben; wir wissen nur, daß Graf Zeppelin die meiste

Erfahrung, den schärfsten Blick und die größten Charaktereigenschaften hat, und darum soll ihm kein anderer mehr dreinreden dürfen."

Man kann diese Forderung nicht dringend genug unterstützen. Frage sich doch ein jeder selbst, ob er sein Scherflein wohl erst mit irgendwelchem, auch nur innerlichem Vorbehalte beigesteuert und nicht vielmehr dem Manne ganz persönlich und zur unbeschränkten Verfügung gestellt hat. Die Absicht, eine Art Kuratorium für die Verwendung der Zeppelinspende einzusetzen, hat denn auch eine selten einmütige und entschiedene Zurückweisung erfahren. Und diese Einmütigkeit zeigt, wie die „Frankf. Ztg." treffend bemerkt, „daß das Volk in seiner Gesamtheit viel feiner empfindet und viel taktvoller sich zu verhalten weiß, als es dem einen oder andern bisher scheinen mochte, daß es aber auch nicht gewillt ist, eine Aktion sich verpfuschen zu lassen, auf die stolz zu sein es ein Recht hat. In der spontanen Begeisterung, die Zeppelin schon auf seinem Fluge begleitete und die nach der Echterdinger Katastrophe alle Schichten ohne Unterschied des Ranges und Standes in geradezu beispielloser Weise ergriff, äußerte sich viel mehr als die bloße Sympathie für den schaffensfrohen Mann und sein Werk das unbegrenzte und unerschütterliche Vertrauen in seine Person. Und das äußerte sich in der beispiellosen Hilfsbereitschaft, die im Augenblick des Bekanntwerdens der Katastrophe fast an allen Orten des Reiches sich kundgab und die nicht ängstlich danach fragte, was mit dem vielen Gelde nun geschehen werde, weil sie wußte, daß niemand besser und zweckmäßiger darüber verfügen könne als der, den man mit dieser Spende ehren wollte — Graf Zeppelin selber. Das allein hätte genügen müssen, den Gedanken, eine Art Aufsichtsinstanz für die Verwendung der Spende zu schaffen, gar nicht aufkommen zu lassen. Die großen und die kleinen Beträge — sie alle wurden vorbehaltslos gegeben. Kein einziger der Geber hat wohl daran gedacht, daß das gesammelte Geld nun der Verwaltung oder wenigstens der Beaufsichtigung einer Art Obervormundschaftsbehörde unterstehen sollte. Die Nation hat aus sich heraus, ohne Zuhilfenahme irgendeines amtlichen Apparates diesen Fonds geschaffen, und sie will keine behördliche oder irgendsonstwie geartete Kontrollinstanz, weil sie in der Sache, um die es sich hier handelt, zu dem Grafen Zeppelin mehr Vertrauen hat als zu sämtlichen preußischen Geheimräten zusammengenommen. Die Einsetzung eines Kuratoriums, wie es von Herrn Rathenau angeregt worden ist, würde von der Nation wie ein Schlag ins Gesicht empfunden werden. Graf Zeppelin muß frei schalten und walten können. Das Geld ist von dem Volke ihm zu freier Verfügung übergeben worden, und niemand darf das Recht beanspruchen, ihm dreinzureden. Wenn andrerseits Graf Zeppelin selber den Reichskanzler um Einsetzung eines Kuratoriums ersucht hat, so haben dabei gewiß Empfindungen und Erwägungen mitgesprochen, die überall verstanden und gewürdigt werden. Graf Zeppelin soll aber wissen, daß das deutsche Volk in keiner Form eine Kontrolle will, und Fürst Bülow, so hoffen wir, wird

diesen Willen, der der Spende erst den vollen Wert verleiht, zu respektieren wissen. Die Nation hat in diesen Tagen gezeigt, daß sie, wenn es darauf ankommt, auch aus sich heraus das Richtige zu treffen weiß und daß sie nicht immer und überall eine Bevormundung braucht. Es geht zuweilen auch ohne Protektorat und Ehrenpräsidium, und es geht sogar besser."

In der offiziellen Sozialdemokratie beginnt's inzwischen sauer zu reagieren. Der begeisterte Rausch über den neuen gewaltigen Triumph des Menschengeistes lasse ganz vergessen, meint der „Vorwärts", daß das lenkbare Luftschiff des Grafen Zeppelin „nicht ein Kulturwerkzeug, sondern ein Kriegsinstrument, eine Art Luftkreuzer" sei. Man vergesse, „daß die künftige Luftflottille, deren erstes Fahrzeug das Zeppelinsche Luftschiff darstellt, nicht Friedens-, Verkehrs- oder Fortschrittszwecken dient, sondern militaristischen Aufgaben"!

Und doch sei der Jubel der großen Masse nur zu verständlich: „Seit je beneideten die Menschen den Vogel wegen der spielenden Beherrschung des unbegrenzten Reiches der Lüfte. Der moderne Mensch, der sich alle Naturkräfte dienstbar gemacht hat, dessen Riesenschiffe mit Eilzuggeschwindigkeit das Meer durchpflügen, der meilentiefe Schächte durch die Gebirge gestoßen, um einen Schienenstrang an den andern zu knüpfen, der mit der geheimnisvollen Kraft der Elektrizität in Sekundenschnelle das chiffrierte Wort über Ozeane hinweg Tausende von Meilen weit sendet, dieser Allbezwinger der Natur erschien hilflos an die Erdoberfläche gebannt, statt auf dem geradesten Wege, durch die Lüfte, die Entfernungen durchmessen zu können. Denn der unlenkbare Luftballon war ja nur ein Mittel, sich vom Erdboden zu erheben. Einmal im freien Raume schwebend, war er ein Spiel der Winde, deren Strömungen ihn launisch vor sich her trieben. Erst die Erfindung des lenkbaren Ballons gibt dem Menschen die Möglichkeit, Weg und Ziel der Fahrt zu bestimmen. Allerdings ist das lenkbare Luftschiff noch immer ein ungefüger, schwer zu dirigierender Koloß. So brillant auch der Zeppelinsche Riesenballon manövriert haben soll, so ist klar, daß er den Kampf gegen starke Luftströmungen, gegen heftigen Wind oder gar gegen Sturm nicht aufzunehmen vermag. Vielmehr scheinen die rechtzuhaben, die die Lösung des Flugproblems nicht den lenkbaren Ballons, sondern den eigentlichen Flugmaschinen zuweisen, die ohne Ballon durch Luftschrauben, Flügel und Segelflächen gerade den Widerstand der Luft zum Fluge auszunutzen vermögen. Doch scheint die Lösung dieses Problems, namentlich sofern die gefahrlose Möglichkeit des Sicherhebens zu größerer Höhe in Frage kommt, noch in ziemlicher Ferne zu liegen.

Bei alledem ist die Erfindung Zeppelins ein Triumph des Menschengeistes. Und nur das eine muß Verwunderung erregen, daß die Menschheit unseres Maschinenzeitalters diesen Triumph so spät erlebte! Aber gerade das Schicksal Zeppelins zeigt uns, weshalb wir solange auf das lenkbare Luftschiff warten mußten. Zeppelin soll ja, wie die Zeitungen melden, einen minder glücklichen Vorgänger gehabt haben, der die Prin-

zipien seines starren Systems bereits für ein lenkbares Luftschiff nutzbar machen wollte. Aber dieser Vorgänger erlebte nicht den Sieg seiner Erfindung, weil es ihm an materiellen Mitteln zur Realisierung seiner Ideen fehlte. Graf Zeppelin war in der glücklichen Lage, über ein sehr bedeutendes Vermögen verfügen zu können, das er mit dem Wagemut des seiner Sache sicheren Erfinders an die Ausführung seiner Ideen setzte. Nach manchem Fehlschlag gelang es ihm endlich, den Beweis für die Richtigkeit seines Systems zu erbringen und jene beträchtlichen Mittel flüssig zu machen, die ihm den Bau seines neuen großen Luftschiffes ermöglichten. Wäre Zeppelin kein reicher Mann gewesen, so wäre auch dieser Fortschritt der Aeronautik noch nicht erreicht! Und ständen nicht militaristische Interessen auf dem Spiel, so würde Zeppelin schwerlich jene Förderung erfahren haben, die ihm die Konstruktion seines zweiten kostspieligen Luftfahrzeuges möglich machte.

Eine geradezu ungeheuerliche Tatsache eigentlich ist es, daß man für ein Problem, das die ganze Kulturmenschheit aufs lebhafteste interessieren sollte, bis jetzt so relativ unendlich geringfügige Mittel zur Verfügung gestellt hat. Ein paar mehr oder minder gut situierte Erfinder und Sportsleute, eine Handvoll kapitalistischer Gönner — das ist alles, was sich bisher für die Luftschiffahrt und das Flugproblem interessiert hat. Man vergleiche damit die ungeheuerlichen Summen, die alljährlich die sogenannten Kulturstaaten für den Militarismus ausgeben. Die Kosten dafür belaufen sich auf Milliarden! ... Aber so lohnend auch die Aufgabe war, den Menschen endlich zum Beherrscher des Luftmeeres zu machen, so wenig reizte dieses Problem unseren Kapitalismus, solange das Problem eben nur ein kulturelles war, nicht aber auch Profit versprach oder unserem Militarismus neue Machtmittel in die Hand zu geben schien. Erst als der Militarismus sich für den Bau von Luftkreuzerflotten zu interessieren begann, fanden die privaten Versuche materielle staatliche Unterstützung!

Nun hat man den Grafen Zeppelin zum Ehrenbürger gleich mehrerer Städte gemacht. Nun ist ihm gleich en masse von einer Reihe von Universitäten der Titel eines Ehrendoktors verliehen worden. Nun jubelt ihm alles zu, als ob seine Erfindung eine neue Ära der Menschheitsentwickelung einleite. Der Jubel ist ... psychologisch ja nur zu begreiflich, aber leider viel zu verfrüht! Denn der Kapitalismus und sein Lieblingskind, der Militarismus, werden schon dafür sorgen, daß die Luftschiffahrt nicht in den Dienst der Kultur, sondern in den des massenmörderischen, kulturzerstörenden Militarismus gestellt wird. Man wird sogar alles aufbieten, um die Ausbeutung der Erfindung für andere als militaristische Zwecke möglichst zu verhindern. Denn das freie Vagieren durch die Lüfte, wo man ja keine Schutzleute zu Fuß und zu Pferde postieren kann, müßte ja unserem Polizei- und Militärstaat geradezu als die Lösung aller Bande frommer Untertanenscheu erscheinen.

Schon die Entwickelung des Automobilismus beweist ja, wie wenig eine an sich glorreiche Erfindung der Masse des Volkes zugute kommt. Von den Motoromnibussen und Motordroschken der Großstädte abgesehen, dient der Automobilismus heute noch fast ausschließlich dem Sport der Reichen, die ebensoviel Überfluß an freier Zeit haben wie die frondende Masse Mangel daran. Das Automobil ist gewiß ein wunderbares Verkehrsmittel. Statt dem Schienenstrange folgen zu müssen, kann der sich seiner bedienende Tourist und Reisende seinen Weg durch die landschaftlich reizvollsten Gegenden nehmen, kann halten, wo er will, kann alle Annehmlichkeiten dieser neuen Touristik nach Herzenslust auskosten. Aber was hat die große Masse des Volkes von dem Automobilismus? Nichts als den Staub und den Benzingestank, den die häufig im tollwütigsten Tempo vorbeikutschierenden oberen Zehntausende den auf des Schusters Rappen wandernden Nichtbesitzenden zurücklassen!

Noch weniger wird die Erfindung Zeppelins und seiner Nachfolger dem Volke selbst zugute kommen, solange das kapitalistische System die Herrschaft behauptet! Sie wird ein Mittel des Militarismus sein, sie wird bestenfalls ein Sport für die oberen Zehntausende werden! Das arbeitende Volk wird aber nach wie vor die Vögel um ihre Schwingen beneiden können."

Wir können das Wahre in diesen Ausführungen bestehen lassen und doch den Wunsch hegen, daß nicht allzufrüh Wasser in den Wein gegossen werde, endlich einmal eine ehrliche Begeisterung sich so nachhaltig als möglich auswirke. Man hat fast das Gefühl, als schäme sich der „Vorwärts" seiner ersten natürlichen Wallungen, seiner notgedrungenen Gesinnungsgemeinschaft mit der „verrotteten reaktionären Bourgeoisie", dieser „Stütze des brutalen kapitalistischen Systems". Ein paar Tage später bläst er dann auch schon ganz offen zum Rückzug: „Das deutsche Proletariat hat alle Ursache, den luftigen Veitstanz gewisser Elemente nicht mitzumachen! Das Proletariat hat wahrhaftig Grund genug, sich um seine Interessen, seine Rechte zu kümmern; der Luftmilitarismus wird schon dafür sorgen, daß Zeppelins Erfindung nicht verloren geht!"

Der „Vorwärts", urteilt die „Frankf. Ztg.", der dem Luftschiff als Verkehrs- und Transportmittel kühn jede Bedeutung abspricht, habe ja vom Standpunkt seiner Partei aus in gewissem Sinne recht: „Was geht das klassenbewußte Proletariat eine Kulturtat und ein Kulturfortschritt an? Kümmert es sich um solche Dinge, so kann es höchstens von den sozialdemokratischen Zielen abgedrängt werden, und es muß dann natürlich mit harten Worten wieder in den Parteipferch zurückgetrieben werden. ... Wir erinnern uns keiner Gelegenheit, bei der durch einen privaten Vorgang eine ähnlich starke und einheitliche Volksstimmung ausgelöst worden ist. Es wäre nun aber ganz falsch, wollte man glauben, daß dieses Interesse eine Folge der so vielfach einseitig betonten militärischen Bedeutung des Lenkballons sei. Die große Menge untersucht nicht, ob und

inwieweit der Zeppelinschen Erfindung auch kriegerische Bedeutung zukommt, ihr ist es um die Kulturtat, um den menschlichen und technischen Fortschritt, um die Eroberung der Luft für das Menschengeschlecht überhaupt zu tun. Und dabei wirkt allerdings die Einsicht mit, daß mit der Lösung dieses Problems unabsehbare Zukunftsperspektiven verknüpft sein können, die weitab von Krieg und Völkermorden führen; denn die Entwicklung, die mit der Eroberung der Luft einsetzt, trägt den Zwang in sich, aus den verschiedenen Nationen mehr und mehr eine Völkerfamilie zu gestalten, da die Luft die geographischen Grenzen überwindet."

Verlorene Liebesmühe, meint der „Hannoversche Kurier", wär's, dem „Vorwärts" auseinanderzusetzen, „daß eine Ehre die andere wert ist und die kerndeutsche Treue, mit der Graf Zeppelin, um seine Erfindung dem deutschen Vaterland zu erhalten, ein amerikanisches Angebot von 20 Millionen ausschlug, nur mit einer ebenso entschlossenen Gegentreue gelohnt werden kann. Seine Redaktion hat für eine Charaktergröße, die sich in patriotischer Selbstlosigkeit äußert, kein Organ, zumal wenn der Zufall sie in eine Generalsuniform gesteckt und mit einer neunzackigen Krone geschmückt hat. Dem deutschen Volk aber muß klar werden, wie wert Zeppelin der allgemeinen Teilnahme nicht bloß als Erfindergenie, sondern auch als Mensch ist.

‚Man muß diesen Mann', schreibt Geheimrat Lewald, der mit ihm die Verhandlungen als Reichskommissar zu führen hatte, ‚persönlich kennen, um zu wissen, mit wem man es zu tun hat. Ich kenne keinen edleren Charakter. Was er verspricht, das führt er durch. Im Verkehr mit der Reichsregierung hat er sich in ritterlichster Weise eigentlich selbst die Bedingungen gestellt. Und was sich dieser bewunderungswürdige Starrkopf in seinen — Starrkopf gesetzt hat, das bringt ihm kein vorsichtiger ‚Rat' mehr ab. Einem solchen Mann muß jeder die Treue halten. Man muß es gesehen haben, wie er dem letzten seiner Arbeiter ein guter Kamerad ist, wie er mit ihnen in der Kantine speist, wie er sie in der Arbeit anfeuert und wie er, wenn alle zagen, den Mut nicht verliert.'

Nie dächte ein Mann, der aus solchem Kernholz geschnitzt ist, daran, sich durch eine Nationalspende bereichern zu lassen! Anfangs wollte er die Annahme verweigern. Später, als die Bewegung ins Riesenhafte wuchs, erklärte er sich bereit, dafür, soweit die Mittel langen, Luftschiffe zu bauen und sie dem Reiche zur Verfügung zu stellen. Eine Wesenheit von dieser Seelengröße imponiert jedem, der sich eine begeisterungsfähige Seele bewahrt. So haben sich auch zahlreiche Arbeiter durch das grämliche Kritteln des ‚Vorwärts' nicht anfechten lassen. Das Personal des Kabelwerks Rheydt hat aus eigener Initiative eine Sammlung begonnen. Tausend Mark waren im Fluge zusammen; keiner hatte sich ausgeschlossen. Gott sei Dank, unsere als materiell, als eigensüchtig und herzlos verschriene Zeit hat immer noch offene Seele und offene Hand für einen Mann, der

sich hohe Ziele steckt und mit mutvoller Zähigkeit erstrebt. Der nicht nur ‚erledigt', wie die Dutzendmenschen bei ihrem beschaulichen Tagewerk tun, sondern sein ganzes Wollen, Können, Hoffen, der sein ganzes Sein und Vermögen auf die Glückskarte einer kühnen, einer verwegenen Tat setzt. Ob es ein technisches, ein politisches Ziel, was liegt am Ende daran? Die Hauptsache ist der Mann. Graf Zeppelin wäre vom deutschen Volk mit einer Nationalspende von fünf Millionen nicht zu teuer bezahlt, auch wenn seine Erfindung nie praktischen Wert gewinnen sollte: als Persönlichkeit, als Vorbild, als Begeisterer. Vergegenwärtige man sich doch, welchen Eindruck die feurige Aufwallung des deutschen Volkes, deren Anlaß und Gegenstand er war, auf das Ausland machen muß. Wird es sich nicht sagen, daß eine Nation, in der eine solche Begeisterung, solche Opferfreude, kurz ein solcher Raketensatz steckt, allen Einkreisungen jederzeit Trotz bieten muß?"

Und doch konnte sich's der „Militarismus" nicht versagen, dem „Vorwärts" noch in letzter Stunde zu Hilfe zu eilen und für seine antimilitaristischen Tendenzen Stimmung zu machen. Die „Schwäbische Tagwacht", das Stuttgarter sozialdemokratische Organ, das im Gegensatz zu seinem „umgefallenen" Berliner Bruderblatt dem Grafen und seinem Werke rückhaltlose Huldigung zollt, behauptet auf Grund der Darstellungen vieler Augenzeugen, daß an der Katastrophe zu Echterdingen der „Militarismus" insoweit schuld sei, als es in seiner Macht gelegen habe, das Unglück zu verhüten. Nur etwas mehr Einsicht und Verantwortlichkeitsgefühl, dafür aber etwas weniger Schneidigkeit und Eitelkeit der zur Hilfeleistung abkommandierten Herren Offiziere habe dazu gehört. Schon die Behauptung, es seien 80 Soldaten zum Festhalten des Ballons verwendet worden, sei falsch. „Es wurden nicht 80, nicht einmal 40, sondern höchstens 30 Soldaten zum Festhalten des Ballons verwendet. Die übrigen mehr als 100 Mann hatten nach schneidigem Kommando den Absperrungsdienst zu versehen. Die wenigen Leute, die an die Stricke und Seile gestellt waren, standen unter dem allerungenügendsten Kommando. Einige lagen auf dem Stroh, das zugleich der vordersten Gondel als Ruhepunkt diente. Den ganzen Vormittag stieß der schwache Wind auf die Spitze des Ballons und ließ das freistehende hintere Teil sanft hin und her schweben. Schon zu dieser Zeit, wo nahezu Windstille herrschte, hatten die Ingenieure alle Mühe, die Soldaten zum Nachlassen der Stricke zu bewegen, wenn der Wind den Ballon hinten ein wenig zur Seite schob. Die Soldaten glaubten, sie dürften dem federleichten Riesenkörper, der nur vorne befestigt war, hinten keinen Spielraum lassen. Die Offiziere aber verstanden ihre Aufgabe offenbar auch nicht besser, sie hatten andererseits freilich auch keine Zeit, sich der heiligen Mission zu erinnern, die ihnen übertragen war, denn sie mußten, zum Teil mit Damen, in abstoßender Gespreiztheit auf dem abgesperrten Platze einherstolzieren, sich mit dem Ballon als Hintergrund photographieren lassen und immer aufs neue die Soldaten zum Zurückdrängen der Menschenmassen anfeuern.

Es ist nicht wahr, daß der Wind sich ganz plötzlich gedreht habe. Mindestens eine halbe Stunde vor der Katastrophe hat man die veränderte Windrichtung wahrgenommen, dem Ballon wurde aber nicht die Freiheit gelassen, seine Lage der neuen Windrichtung anzupassen. Den Ingenieuren Zeppelins ist kaum ein Vorwurf daraus zu machen, daß sie nicht energischer auf die Hilfsmannschaften einwirkten. Sie waren ermattet und abgespannt, einige von ihnen hatten mehrere Nächte nicht geschlafen. Aber wenn die Offiziere, statt ihrer Eitelkeit sich hinzugeben, ihrer ernsten Aufgabe sich gewidmet hätten, so würde der Ballon nicht künstlich in einer Lage gehalten worden sein, der die ganze 136 Meter lange Längsseite dem nahenden Sturme preisgab. Ihre Hauptaufgabe mußte sein, für genügend Mannschaften zu sorgen, die an der Spitze den Ballon festhielten. Dann konnte er hinten hin und her schlagen, aber entfliehen konnte er so leicht nicht. Man mußte erkennen, daß die nur ganz wenig tief in den Boden eingedrungenen Ankerzacken nicht genügend Halt hatten. Der Anker konnte beschwert, an das Ankertau konnten doppelt und dreimal soviel Kräfte gestellt werden, als tatsächlich festhielten. Von alledem geschah nichts, obgleich Kräfte genug zur Verfügung standen. Mehr als 100 Soldaten sperrten zwecklos ab und wurden, als die entrüstete Menge nicht weichen wollte, vorwärts getrieben mit den Worten eines Vorgesetzten: ‚Wozu habt ihr denn eure Gewehre!' Aus der Masse des erregten Publikums boten sich Dutzende von Männern an, die halten wollten, aber als Antwort erscholl ihnen ein schneidiges ‚Zurück!' entgegen. Der Geist der Pickelhaube, das Soldätlesspiel ist verantwortlich zu machen für das Ereignis in Echterdingen."

Die Stimmung, die sich der Massen angesichts der Haltung der Offiziere bemächtigte, schildert eine Zuschrift an das selbe Blatt:

„Als das fürchterliche Unglück im Entstehen war, stürzten die wohl Zehntausende von Menschen nach einem Augenblick starren Entsetzens dem Luftschiff nach. Durch Krautäcker, Kartoffeläcker, durch Roggenfelder, über Gräben und Hürden. Und als die züngelnden Flammen zu dem weißen Leib herausschlugen, stand alles still und stumm. Und dann schrien die Zehntausend eine Anklage zum Himmel; eine fürchterliche Anklage gegen den Geist, der uns regiert und lenkt, der unser ganzes öffentliches Leben vergiftet und der überall sich nach vorn drängt und sich breit macht, alles andere erdrückend. Eine so über alle Maßen gräßliche Anklage, daß es fast vermessen ist, sie zu wiederholen. Eine Anklage gegen den Geist, den die Uniform verkörpert. Schauervoll, entsetzensvoll; doch man muß die Zehntausende begreifen und wird sie entschuldigen; die Anklage war sicher ungerecht; das muß der Besonnene sich sagen, denn wenn man alles bedenkt und abwägt, kommt man zum mindesten immer zu einem non liquet (Es ist nicht klar.) Doch die Worte, die da gerufen, gebrüllt wurden, gehen durchs Volk, pflanzen sich fort von Mund zu Mund und

deshalb muß man darüber sprechen. Es gab dort droben auf dem Unglücksfeld mancherlei, das die Anklage stützt. Zuerst die Absperrung.

Weshalb absperren? Keiner von den Tausenden wagte ja doch, an den Koloß heranzugehen und ihn zu betasten; und wenn's einer gewagt hätte, das Volk hätte Justiz geübt; das Volk, das in dem Koloß ein Heiligtum verehrt und dem er ein Rührmichnichtan war. Die halbe Kompanie brauchte man zur Absperrung. An den beiden Gondeln lagen je zehn oder zwölf Soldaten an den Stricken. Es ging fast den ganzen Morgen ohne Absperrung, und es wäre wohl weiter so gegangen. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung waren ja Landjäger genug da. Und der Wind blies immer stärker und den Wirbelsturm sah man fast eine Viertelstunde lang kommen. Doch der Meister war nicht da. Ein zweites Moment. Eine Kompanie Soldaten rückt zur Ablösung an. Der Offizier, der sie führt, läßt nach dem Halten Griffe üben; denn das erste ‚Gewehr ab' klappte nicht. Griffe üben angesichts dieses Kolosses, den keiner von den Soldaten noch gesehen hat, und der die Lösung eines Welträtsels bedeutet, von dessen Ruhm die Welt voll ist, von dem jedes Kind spricht in schöner Bewunderung! Gewehr ab, Gewehr über! Das ist der Geist! Und gegen diesen Geist schleuderten die Zehntausende die Anklage, daß er das Unglück angerichtet habe; man hätte die ganze Kompanie an die Stricke legen sollen und hätte, als der Sturm herantobte, von den Tausenden einige Hundert helfen lassen sollen. Vielleicht wäre es geglückt. Vielleicht. Wer weiß es, wer will es sagen, wer will sich vermessen, dem Geist der Uniform diese Anklage ins Gesicht zu schleudern. Denn sie ist untragbar und ist fürchterlich. Und fürchterlich verzerrten sich die Gesichter; Blitze schossen aus den Augen und die Fäuste ballten sich drohend und die Arme reckten sich gen Himmel. Stoßen, drängen und drücken. Ein Dragonerunteroffizier will seinen Gaul in die Menge hineindrängen. Das Tier bäumt sich, steht einen Augenblick kerzengerade auf den Hinterbeinen und dann wirft es sich zurück; es will nicht in die Menge; kein Sporn hilft und keine Kandare. Und das Stoßen, Drängen und Drücken wird härter, lauter fallen die Worte glühenden Hasses, wütenden Grimmes voll. Ein Soldat faßt sein Gewehr beim Lauf. ‚Schlagt mit dem Kolben drein!' schrie er. ‚Ja, das könnt ihr; und absperren, das könnt ihr auch,' schreit es hundertstimmig zurück. Ein junger Leutnant kommt hinzu. ‚Der ist's, der hat die Griffe üben lassen,' brüllten alle. Und ein Toben geht los gegen die unschuldigen Opfer des Uniformgeistes. Ein Toben und Schreien. Eine Sekunde noch, dann wäre die Schlacht losgegangen. Entsetzliches Schauspiel. Doch da kam Zeppelin im Automobil; starren Auges sah er den Trümmerhaufen, und da löste sich die entsetzungsvolle Spannung. Was kümmerte die Zehntausende die Uniform, wenn er, der Held und Meister da ist! Und von zehntausend Kehlen schallt es ihm entgegen, unvergleichlich, begeistert: Trost und Hoffnung für ihn, den Gebeugten, der

da sein Werk in Fetzen und Stücken umherliegen sah, rauchend und schwelend. Es war ihm ein Trost, denn er dankte und dankte, neigte sich und dankte wieder. Und die feuchten Augen leuchteten in Hoffnung. — Vergessen war der Lärm ..."

„... Tief ergriffen," schreibt ein anderer Augenzeuge, „stand die Menge vor ihm, und kein Auge blieb in diesem Moment trocken. Da erscholl ein Kommando von einem Dragoneroffizier: ‚Leute, zurück'. Derer, die noch eben in tiefster Erschütterung gestanden, bemächtigte sich eine tiefe Erbitterung. Mit Gewehrkolben wurde gestoßen, laute Entrüstungsrufe ertönten, und es fehlte nicht viel, die Offiziere wären angegriffen worden.

Wenn man Kritik üben will, so drängt sich einem der Gedanke mehr und mehr auf, daß die Offiziere sich der Größe der Aufgabe nicht bewußt waren, der sie gegenüberstanden. Es mag wohl sein, daß durch ihre bloße Anwesenheit die Menschen eingeschüchtert werden, aber die Elemente lassen sich durch das schneidige Auftreten eines Offiziers nicht einschüchtern. Sich mit den Damen in solch einer Situation photographieren zu lassen, das zeugt schon davon, daß das Bewußtsein der Verantwortung nicht da war. In welcher Stimmung die Offiziere sich befanden, bezeugt noch ein kleines Vorkommnis. Ein allerdings nicht im Dienst befindlicher Artillerieoffizier trat an einen Stuttgarter Hausierer mit der Aufforderung, ihn zu photographieren, heran. Er hatte den Hausierkasten für einen Photographenapparat angesehen!"

* *
*

Griffe kloppen! In einem Augenblicke, wo die Menschheit sich anschickt, das Reich der Lüfte zu erobern, einen Traum zu verwirklichen, der noch vor kurzem nur in der Mythe und in kühnen Dichterphantasien lebte; wo eine Welt in atemloser Spannung schauernd „das Wunder" erlebt, der Menschengeist über sich selbst hinauswächst, zu „des Geistes Flügeln der körperliche Flügel sich gesellt"! Griffe kloppen! Ist eine genialere Satyre denkbar? — Lasse dich begraben, „Simplizissimus"!

Es ist ja etwas Schönes und Großes um „des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr". Wenn sie nur des Dienstes Vertreter auch an geeigneterer Stelle immer „im Gleise" hielte. Wenn das „Griffe kloppen" nur am toten Material und nicht auch an lebenden und fühlenden, wehrlosen Menschen geübt würde! Und wie geübt!

Es scheint, daß wir dieses Brandmal, dies Schandmal der Soldatenmißhandlungen, gar nie los werden sollen, daß es sich nur immer tiefer in unser Fleisch gräbt. Wenn man noch an eine allmähliche Abschwächung und Linderung glauben könnte! Ich muß mit Beschämung bekennen: ich selbst war vertrauensselig genug, daran zu glauben. Zu glauben, daß hinter den „mannhaften" Erklärungen des Kriegsministers und anderer Größen im Militärstaat mehr steckte als schönes Pathos und edle Geste; daß, wenn ein Mann an solcher Stelle erklärt, ihm stiege jedesmal bei Erwähnung dieser erbärmlichsten und schändlichsten aller

feigen Schurkereien die Röte der Scham ins Gesicht, — er auch entschlossen und imstande wäre, die Pest mit Feuer und Eisen auszutilgen. Den guten Willen mag ich ihm auch heute nicht aberkennen. Aber die Macht! Und ob an allen anderen Stellen, insbesondere nachgeordneten, auch nur der gute Wille durchweg in genügendem Maße vorhanden ist, — diese Frage schlankweg zu bejahen, wäre angesichts der auch nur in jüngster Zeit ans Tageslicht geförderten und erwiesenen nackten Tatsachen mehr als leichtfertig. Was allein in den letzten Wochen davon enthüllt wurde, kann nur ein wahrhaft „ruchloser Optimismus" noch als „vereinzelte Ausnahmen" zu isolieren versuchen. Es sind Massenschindereien, Schindereien en gros, und zwar systematische und gewohnheitsmäßige. Und nicht selten solche, daß man auch für diejenigen, die sich dergleichen williger, als nur irgend ein halbwegs rassiger Hund, gefallen lassen, nur die eine Entschuldigung findet: es müssen eben bedauernswerte Kretins sein. Für so bodenlose Schurken aber, die sich an solchen, schon von der Natur wehrlos gemachten unglücklichen Opfern vergreifen, wäre Zuchthaus die einzige unsern herrschenden Rechtsbegriffen angemessene Strafe.

Nur wem das klare und starke Empfinden für das, worum es sich hier eigentlich handelt, in der mehr oder minder umsichgreifenden Knochenerweichung unserer ethischen Ehr- und Rechtsbegriffe geschwunden ist, wird dem „Vorwärts" unrecht geben, wenn er angesichts eines dieser — euphemistisch sogenannten — Militär-„Mißhandlungsprozesse" schreibt:

„Wenn Soldatenschinder, die Soldaten in der infamsten Weise beschimpfen, in der unmenschlichsten Weise mißhandeln, ohrfeigen, daß ihnen das Trommelfell platzt, daß sie ohnmächtig werden, daß ihnen das Blut aus Mund und Nase spritzt, die solche Mißhandlungen gewohnheitsmäßig verüben und sich sogar zu der perversen Bestialität hinreißen lassen, Untergebene an den Geschlechtsteilen zu reißen, also derartig zu behandeln, wie sich das selbst ein roher Fleischerknecht Tieren gegenüber nicht gestattet — wenn solche Soldatenschinder nicht einmal degradiert werden, so kann man sich nicht darüber wundern, daß in Unteroffizierskreisen die seltsamsten Ansichten darüber herrschen, wo eine Mißhandlung anfängt und ein freundschaftlicher, erziehlich gemeinter Rippenstoß gegen das Bauchfell oder Faustschlag in die Zähne aufhört!

Wir haben uns in unserem Bericht über die Schiebereien des Balk, Holzapfel und Konsorten gehütet, an dem Bericht, soweit die Entlastungszeugen, — zu denen schon diejenigen gehörten, die bekundeten, es sei mit der Prügelei nicht ‚ganz schlimm' gewesen — zu retouchieren. Wir haben objektiv gemeldet, daß mehrere Zeugen bekundeten, daß sie selbst nicht so häufig geschlagen worden seien und sich auch nicht entsinnen könnten, ‚daß die Sache so schlimm gewesen' sei. ‚Etwas stark' hatten diese Zeugen — die Entlastungszeugen! — die Prügelei und Schinderei schon gefunden, aber sie erklärten nichtsdestoweniger, daß sie keine Em-

pörung darüber empfunden hätten — im Gegensatz zu einer Reihe anderer Zeugen!

Und die Aussagen dieser ‚Ent'lastungszeugen genügten dem Oberkriegsgericht, um die Strafen, die die erste Instanz gefällt hatte, selbst für die am schwersten belasteten Soldatenschinder herabzusetzen! Nicht nur, daß bei den ärgsten Schindern der ‚Söhne des Volkes' die Freiheitsstrafen ermäßigt wurden — das Ungeheuerliche des Urteils lag darin, daß die von der ersten Instanz verhängte Strafe der Degradation aufgehoben ..., diesen Schändern des doch sonst so gepriesenen ‚Ebenbildes Gottes' die Möglichkeit gegeben wurde, auch ferner Soldaten zu Krüppeln zu schlagen und moralisch unters Vieh herabzuwürdigen!

Selbst wenn den famosen ‚Ent'lastungszeugen keine Belastungszeugen gegenübergestanden hätten, die unerschütterliche Tatsachen der scheußlichsten Art bekunden konnten: was hatten ihre Aussagen bewiesen? Daß geprügelt, gemißhandelt wurde; nur nicht ‚ganz schlimm', nur nicht so schlimm, daß die Gemütsmenschen, die nicht selbst die Opfer regelmäßiger Mißhandlung waren, das als empörend empfanden? Was beweist denn aber solches teils negatives, teils völlig subjektives Zeugnis feststehenden Tatsachen der grauenhaftesten Art gegenüber?! Daß es Menschen gibt, die sich nicht über unerhörtes Unrecht empören, sofern es nur andere trifft, ist ja leider eine nur allzu bekannte Tatsache! Und daß es Soldaten gibt, die sogar ihnen persönlich zuteil gewordene brutalste und schmachvollste Behandlung nicht als etwas ‚Empörendes' empfinden, ja, das ist doch ebenfalls militärgerichtsnotorisch! Um menschenunwürdige Behandlung in ihrer vollen Schwere empfinden zu können, muß man eben ein Gefühl für Menschenwürde besitzen! ...

Außerdem aber ließ sich durch diese Aussagen minder empfänglicher oder mit minderer Beobachtungsgabe ausgestatteter ‚Ent'lastungszeugen nicht eine der furchtbaren Tatsachen erschüttern, die durch eine ganze Reihe positiver Zeugenaussagen festgestellt waren! Daß Balk sich hunderte brutaler Mißhandlungen hatte zuschulden kommen lassen, daß er einen Soldaten durch Zertrümmerung des Trommelfells zum Krüppel machte, daß er den zum Krüppel gemachten obendrein zwang, falsche Meldung zu machen — das stand doch unwiderlegbar fest!

Ebenso, daß die Holzapfel und Biermann gewohnheitsmäßige und bösartigste Soldatenschinder waren! Und trotzdem wurden ihre ohnehin unverhältnismäßig milden Strafen noch weiter gemildert, weil ihnen ‚eine Lust der Quälerei' nicht nachgewiesen sei?! Nach dieser Jurisdiktion müßte künftig jeder Mörder den Nachweis verlangen können, daß er ‚aus Lust' gemordet habe!

Erst recht aber jener andere Milderungsgrund des Oberkriegsgerichts ist in diesem Falle ungeheuerlich: daß die Mannschaftsschinder geschunden

und gewütet hätten, um aus den viehisch Mißhandelten ‚tüchtige Soldaten' zu machen! Danach dürfen also sowohl die hier bestraften wie alle künftigen Soldatenschinder glauben, daß man durch Bestialisierung, durch Ertötung alles Selbst- und Ehrgefühls ‚tüchtige Soldaten' erziehen kann!

Welche Herabsetzung des Militarismus durch seine eifrigsten Verteidiger!...

Darwin, dessen hundertsten Geburtstag die bürgerliche Gesellschaft im nächsten Jahre mit großem äußeren Gepränge feiern wird, erzählt einmal, daß er auf einer seiner Reisen mit einem Neger, der ganz ungewöhnlich dumm war, auf einer Fähre übersetzte; bei den Versuchen, sich mit dem Neger zu verständigen, machte Darwin lebhafte Bewegungen mit der Hand, hinter denen der Neger die Absicht vermutete, Darwin wolle ihn schlagen; denn sofort ließ er mit einem erschreckten Blick und mit halbgeschlossenen Augen die Hände herabsinken. ‚Ich werde niemals mein Gefühl von Überraschung, Widerwillen und Scham vergessen,' schreibt Darwin, ‚wie ich sah, daß ein großer, starker Mann sich fürchtete, einen seiner Meinung nach nach seinem Gesicht gerichteten Schlag auch nur zu parieren. Dieser Mann war in einem Zustande der Erniedrigung erzogen worden, tiefer als die Sklaverei des allerhilflosesten Tieres.'

In diesem erbärmlichsten Zustande der Erniedrigung werden heutzutage dauernd Hunderttausende von deutschen Jünglingen erzogen, und Millionen deutscher Männer haben durch diesen unerhörten Zustand der Demütigung hindurchgehen müssen. Was dem freierzogenen, militärisch nicht befangenen Engländer gegenüber einem einzelnen unkultivierten Neger schon vor einem halben Jahrhundert die Scham in die Wangen trieb, das ist in Deutschlands muffigen Kasernen nicht nur bis zur Stunde löblicher Brauch, sondern eine durch grausame Gesetze und fürchterliche Drohungen stabilierte Selbstverständlichkeit. Kein deutscher Soldat darf nur mit der Wimper zucken, wenn irgendein Flegel von Vorgesetzter ihm ins Gesicht schlägt oder gar speit. Diese zum flammenden Zorn aufpeitschende, zur sofortigen leidenschaftlichen Vergeltung geradezu herausfordernde Beleidigung der menschlichen Würde muß zunächst geduldig ertragen werden, selbst dann, wenn der vorgesetzte Schinderknecht zur empörenden Roheit noch den kalten Hohn über die Wehrlosigkeit des Mißhandelten fügt.

Freilich darf der Soldat sich beschweren. Nach 24 Stunden darf er feierlich den Helm aufsetzen und unter Beachtung sonstiger absonderlicher Zeremonien eine hochnotpeinliche Anklage beim Feldwebel einreichen. Aber wehe ihm, wenn er dabei irgendeine der Formalien außer acht läßt. Dann geht es ihm selbst zuvor an den Kragen. Außerdem fürchtet der Soldat die vielen stillen und unfaßbaren Quälereien, denen er ausgesetzt ist, wenn ihn seine Vorgesetzten erst aufs Korn genommen haben. Wer Soldat gewesen ist, weiß genau, wie viele kleinlichen und dabei doch

ärgerlichen, zermürbenden Mittel, *gegen die es keine Beschwerden gibt*, ein gehässiger Vorgesetzter gegen seine Untergebenen ausspielen kann.

Man bleibe uns mit der albernen Redensart von der Disziplin vom Leibe. Natürlich muß in einem großen Organismus Disziplin herrschen. Das weiß niemand besser zu würdigen als die Sozialdemokratie, die von ihren Anhängern auch eiserne Disziplin fordert. Aber welch ein Unterschied besteht zwischen der gern geübten Disziplin, die der denkende Mensch aus Überzeugung und aus Einsicht in die Notwendigkeit freudig ausübt, und der erzwungenen, aller Menschenwürde ins Gesicht schlagenden ... Disziplin, die in unseren Kasernen herrscht! Und nun gar noch *die unerhört freche Überspannung selbst dieser Zwangsdisziplin durch bestialische Vorgesetzte, die aus sadistischen Neigungen* oder aus falsch gerichtetem militärischen Ehrgeiz heraus die *ihnen wehrlos preisgegebenen Opfer* des soldatischen Kadavergehorsams *wie gefühlloses Vieh prügeln!*"

Dabei habe sich der Ehrbegriff des sogenannten gemeinen Mannes im Laufe eines Jahrhunderts wesentlich geändert. Früher hätten angeblich nur die „Junker und Junkergenossen" Ehre gehabt, der gewöhnliche Mensch aber sich solchen Luxus nicht leisten dürfen: „Und Prügel gar gingen nicht gegen die ‚Ehre' des Untertanen, sie gehörten zum unentbehrlichen Hausgerät jeder Erziehung. Im Hause prügelte der Vater, in der Schule herrschte der Bakel, und auf dem Kasernenhof tanzten der Korporalstock oder die Spießruten auf den Rücken der unfreien Landeskinder. Noch bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein, solange in der Arbeiterklasse kein Selbstbewußtsein wach war, nahm der gemeine Mann die Prügel mit gottergebener Miene oder höchstens mit lautlosem Zähneknirschen hin. Seitdem aber die Arbeiterschaft zum Klassenbewußtsein erwacht ist, seitdem der Arbeiter seine Menschenwürde erkannt hat, seitdem er ein leuchtendes Ideal einer freien, sonnigen Zukunft vor sich her trägt, seitdem empfindet auch der einfachste Mann aus dem Volke die Prügelstrafe in ihrer bestialischen Rohheit, in ihrer menschenschändenden Gemeinheit. Und er lehnt sich gegen sie auf, wo immer nur er kann; flammenden Auges wendet er sich gegen jeden, der seiner Menschenwürde mit dem Stocke in der Hand zu nahe zu treten wagt.

Nur in der Kaserne muß sich der Arbeiter alles widerstandslos gefallen lassen! Muß er? Nein, er muß nicht! Er soll und er wird selbst die geringen Mittel, die ihm das Beschwerderecht läßt, bis zum letzten Ende ausnützen, um seine Ehre reinzuhalten. Aber trotzdem bleibt für jeden, der die staubige Kasernenluft atmen muß, ein ekler Rest übrig. Und wer sich selbst vor dem Prügeln zu schützen weiß, dem geht es doch mindestens wie Darwin, wenn er täglich sehen muß, wie andere schwächere Naturen von rohen Vorgesetzten widerstandslos geprügelt und geschunden werden.

In einem Kriege der Gegenwart ist mehr als früher der einzelne Mann auf sich gestellt, sowohl in bezug auf Disziplin als auf selbständiges

Handeln, als auf militärisches Geschick. Die Verantwortlichen in der Heeresverwaltung sollten deshalb schon in ihrem Interesse bedenken, welche Früchte aus der Drachensaat aufgehen müßten, die Tag für Tag durch ruchlose Vorgesetzte in den Herzen selbst harmloser Bauernjungen, die noch nicht sozialdemokratisch ‚verseucht' sind, gesät wird. Selbst einem frommen, sanftmütigen Kandidaten der Theologie entrissen einst die geringfügigen Schurigeleien, denen eine Einjährigenabteilung auf einem Leipziger Kasernenhofe ausgesetzt war, die grausige Verwünschung: ‚Da möchte man ja Sozialdemokrat werden!'"

Es sei die Pflicht des klassenbewußten Proletariats, innerhalb und außerhalb der Kaserne „durch mannhaftes Auftreten die deutsche Ehre und den echten deutschen Stolz zu wahren, die in den Kasernen aufs gröblichste und niederträchtigste besudelte Menschenwürde aufzurichten und Schandbuben unmöglich zu machen, die in hundert Tagen sechshundert und mehr Soldatenmißhandlungen zuwege bringen".

Sollte das wirklich nur Pflicht des „klassenbewußten Proletariats" sein? Ist das nicht eigentlich eine ehrverletzende Unterstellung für die ehrliebenden, sich ihrer Menschenwürde bewußten Angehörigen aller übrigen Stände? Fast möchte man ja daran verzweifeln, daß unsere bürgerliche Gesellschaft der Pestilenz noch Herr wird! Nur ein rücksichtsloser, gebieterischer, vor den schärfsten Mitteln nicht zurückscheuender Wille scheint sie noch zertreten zu können.

„Wochen-, monate-, ja jahrelang," stellt die „Berliner Volkszeitung" fest, „nicht gelegentlich, nicht zufällig; nicht aus provozierter Erregtheit, nicht nur von einem Peiniger; nein: mit kalter, gefühlloser Grausamkeit, mit diabolischer Wohlüberlegtheit, systematisch sind in der 1. Batterie des 1. Gardefeldartillerieregiments hundertfach die scheußlichsten Mißhandlungen verübt worden, von Vorgesetzten an Untergebenen, von dienstälteren Kameraden an dienstjüngeren Kameraden. Eines der unglücklichen Opfer dieser systematischen Mißhandlungspraxis hat sich nicht anders zu helfen gewußt, als daß der arme Mensch den freiwilligen Tod einem Leben voller Demütigungen und raffiniert ersonnener Qualen vorzog. Erst das hat den Stein ins Rollen gebracht...

‚Warum beschweren sich die Leute nicht?' Jeden Tag Peitschenhiebe, Fußtritte, blutige Striemen über den ganzen Körper, teuflische Schikaniereien, das läßt man sich doch nicht gefallen? Naive Seelen! Es ist ein alter Witz: Wodurch kann der Soldat schon im Frieden seinen Mut beweisen? Antwort: Dadurch, daß er sich beschwert. Ein alter Witz, aber ein bitterer Witz. ‚Kerls, wenn ihr euch beschwert, dann setzt es doppelte Keile!' Das war das Rezept, nach dem der Unteroffizier Thamm, der Chef der Mißhandlungskohorte, die er zu organisieren wußte, die unglücklichen, eingeschüchterten, geschundenen, zerprügelten und gequälten Soldaten zum stummen Erdulden ihrer Qualen veranlaßte. In dieser stummen Ergebenheit in das Walten ihrer Peiniger

bewiesen die gemißhandelten Soldaten eine gewisse Logik: Wenn kein Mensch es verhindert, daß wir jetzt täglich und stündlich gequält werden, wie wird es dann verhindert werden, daß wir hinterher noch mehr gepeinigt werden?

Und das führt uns auf den Kardinalpunkt der Fragen, die sich im Hinblick auf diesen Prozeß von neuem unerbittlich aufdrängen.

Das Beschwerderecht des Soldaten ist ungenügend. Die Bürgschaft, daß für ihn die Anwendung dieses Rechts nicht größere Nachteile hat, als wenn er sich nicht beschwert, ist zu gering. Zunächst ist die Gefahr, daß er wegen seiner Beschwerde bestraft wird, wenn sie sich als nicht gerechtfertigt erweist, größer als die Aussicht auf Erfolg. Denn ein Vorgesetzter, der sich gegen seine Untergebenen in der gemeinsten Weise durch raffinierte Mißhandlungen vergeht, wird selten Bedenken tragen, sich nach Möglichkeit herauszuschwindeln. Gelingt ihm das, so liegt der Beschwerdeführer in der Patsche und — im Kasten. Aus den Kameraden ist selten viel herauszubringen; die Furcht vor späteren Nachteilen, Schikaniererereien, Mißhandlungen macht sie zurückhaltend. Man hat's ja vor dem Militärgericht gesehen, wie schwer es ist, die Mannschaften zum Bekenntnis der Wahrheit zu bringen, obwohl ihnen der Eid auferlegt, nichts zu verschweigen. Nur wenn der Soldat das Recht hat, unmittelbar hinter jeder Mißhandlung, noch mit der geschwollenen Backe, oder mit den frischen Striemen, oder der blutenden Wunde vom Fleck weg dem ersten besten Vorgesetzten die Brandmale der Frevel des Soldatenschinders vorzuweisen, um eine Untersuchung des Falles herbeizuführen, nur dann ist Aussicht vorhanden, daß den Mißhandlungen endlich mit Erfolg entgegengetreten wird.

Freilich muß auch dann in entschiedenster Weise dafür Sorge getragen werden, daß ihm diese Beschwerde nicht zur Quelle neuer Quälereien werde. Es muß die strengste Überwachung des Dienstes Platz greifen. Und damit kommen wir zu der andern Frage, die immer wieder brennend wird, so oft ein Soldatenmißhandlungsprozeß das Volk in seinem tiefsten Rechtsempfinden zu heller Empörung aufwühlt:

Wo war in der 1. Batterie des 1. Gardefeldartillerieregiments die Aufsicht? Wie war es möglich, daß die Schandtaten der nun Verurteilten so lange und so systematisch verübt werden konnten? In der Kasernenstube? Im Stall? Auf dem Reithof? Der Wachtmeister hatte durch den Vater eines der Gepeinigten von den Quälereien und Schindereien gehört. Sie hörten trotzdem nicht auf. Mußten von den Peinigungen, wenn sie dem Wachtmeister bekannt geworden waren, nicht die Offiziere erfahren? Wußte der Hauptmann nichts davon? Wie hat man es angestellt, daß die fortgesetzten, man möchte sagen bei Tag und Nacht verübten niederträchtigen Schindereien das ‚Dienstgeheimnis' der Peiniger und der Gepeinigten bleiben konnten??"

Wenn aber, fragt das Blatt weiter, in einem Regiment derartige

entsetzliche Zustände wer weiß wie lange möglich waren, dergleichen systematische Schindereien wer weiß wie lange unbeachtet und ungerügt verübt wurden: — „woher soll man die Zuversicht nehmen, daß anderswo solche Dinge nicht möglich sind oder nicht vorkommen? Die oberste Heeresleitung mag, schon um die Soldaten nicht für ihr späteres Leben mit Gewalt dem ‚Umsturz' in die Arme zu treiben, die Ausrottung der Soldatenmißhandlungen noch so energisch versuchen; sie mag über dieses ihr Vorhaben im Reichstage mit noch so schönen Worten Vortrag halten lassen: Solange das Beschwerderecht des Soldaten noch in den Windeln liegt und ihn mit Gefahren umlauert, die für ihn oft schlimmer sind als das Übel, das er abstellen will; solange es um die Aufsicht über die untergeordneten Vorgesetzten durch die oberen Vorgesetzten so miserabel stehen kann, wie es nach den Ergebnissen der Beweisaufnahme in dem vorliegenden Falle konstatiert werden mußte, solange wird bald hier, bald da hinter den Kasernenwänden und Kasernenhofmauern die Mißhandlungswut ungeratener Elemente ihre Orgien feiern.

Das deutsche Volk aber, das seine Söhne in die Kasernen schicken muß, hat nicht die geringste Veranlassung, auch nur an einem seiner Söhne derartige Schandtaten zu dulden. Deshalb darf die öffentliche Meinung, darf die unabhängige Presse, darf die Volksvertretung nicht eher ruhen, als bis endlich wirksamere Maßnahmen als bisher gegen die Soldatenmißhandlungen ergriffen werden! Man muß sich vor dem Auslande schämen, daß so haarsträubende, schandbare Dinge ... in der deutschen Armee möglich sind! Der Parademarsch der Garderegimenter soll, wie man sagt, erstklassig sein. Wichtiger und nicht einmal so zeitraubend wie die Erzielung gut durchgedrückter Kniee und ausreichend hochgeschmissener Stiefelspitzen oder einer tadellosen Parallelgaloppade ist es, daß jeder Soldat die absolute Sicherheit hat, nicht systematisch geprügelt, geschunden und gepeinigt zu werden."

Es muß weit gekommen sein, wenn selbst ein Militär wie der Generalleutnant z. D. Litzmann in der „Täglichen Rundschau", einem Blatte, das wohl alles andere eher ist als militärfeindlich, nicht umhin kann, das Gewohnheitsmäßige, also das Systematische der Mißhandlungen zu erhärten. Bei allen Vorbehalten gegen angebliche „Verallgemeinerungen" und „maßlose Angriffe" fühlt er sich doch gedrungen zu erklären: „Dem Vaterlandsfreund steigt die Zornröte ins Antlitz, wenn er — zum zweitenmal binnen acht Tagen! — Gerichtsverhandlungen lesen muß, aus denen ihm die gemeinsten Soldatenschindereien als Gewohnheit gewissenloser Unteroffiziere entgegentreten. Handelt es sich dabei auch nur um eine einzelne Batterie und Kompagnie unter Tausenden solcher Einheiten im deutschen Heere: solche Dinge dürfen sich überhaupt nicht ereignen; sie sind häßliche Flecken auf unseres Heeres sonst so glänzendem Ehrenschild ...

Auf den Vergleich mit ‚anderen Heeren der Welt' lege ich ... kei Gewicht. Mögen in ihnen Soldatenmißhandlungen häufiger vorkommen

oder seltener sein als bei uns, das ist gleichgültig. Wären sie anderswo auch noch so sehr an der Tagesordnung — aus dem deutschen Heere müssen die ‚systematischen gemeinen Quälereien‘ verschwinden. Meinetwegen mag hierzu auch die von demokratischer Seite empfohlene Verschärfung der Strafen eintreten, — sowohl für gewohnheitsmäßige Mißhandlung wie für den Versuch, Untergebene vom Beschwerdeweg abzuhalten. Ich habe kein Mitleid für Schufte, die ihre Leute zwingen, unter die Betten zu kriechen, Staub zu lecken und fremden Speichel zu schlucken, und würde sie kaltblütig ins Zuchthaus wandern sehen. Aber ich meine, daß größere und dauernde Sicherheit vor solchen, die Armee schändenden Vorkommnissen durch eine verbesserte, zeitgemäße Erziehung der Unteroffiziere wie der Offiziere zu erreichen ist. Dieses Mittel ist nicht nur wirksamer, als es selbst härteste Strafen sein können, sondern auch edler geartet und vor allem: es entspricht der hohen Friedensaufgabe des Heeres, eine Schule zu sein, in der unsere Jünglinge zu charaktervollen, ehrenfesten Männern herangebildet werden sollen. Unteroffiziere, die nur durch Androhung strenger Strafen von der Ausübung gemeiner Roheiten abgehalten werden, können keine guten Erzieher sein; Offiziere, denen soziales Empfinden abgeht, ebensowenig. Der Vorgesetzte muß bei aller militärischen Strenge und höchster Anforderung ein warmes Herz haben für seine Untergebenen, Verständnis für deren Denkweise und — für die Wahl angemessener Erziehungsmittel. Der Offizier bedarf jener echten, begeisterten Liebe zu seinem Beruf, die auf dem Verständnis für dessen höchste Ziele gegründet ist. Auch der Menschenkenntnis bedarf er, um so mehr, je größer sein Verantwortungskreis ist. Es berührt in hohem Grade peinlich, wenn man liest, daß der ehemalige Kompagniechef von den verurteilten Unteroffizieren aussagt, sie seien vorzügliche Soldaten und hätten auf ihn stets einen guten Eindruck gemacht. Jeder Kompagniechef könne stolz sein, wenn er solche Unteroffiziere habe!

Gelegentliche Verstöße in der Behandlung Untergebener werden immer vorkommen; sie sind, wenn auch nicht zu rechtfertigen, so doch zu erklären. Sie werden auch leicht den verantwortlichen Offizieren verborgen bleiben. Aber gewohnheitsmäßiges Leuteschinden darf ihnen nicht entgehen und braucht es nicht, weil Aussehen, Haltung und Stimmung der Leute dadurch beeinflußt werden. Eine frische und fröhliche Mannschaft ist nicht denkbar, wo die Mißhandlung auch nur von einigen Unteroffizieren zum System gemacht wird. Ein Offizier, der ein warmes Herz für seine Untergebenen hat, weiß in deren Augen zu lesen; er erkennt mit Bestimmtheit, ob etwas auf diesem Gebiet nicht in Ordnung ist. Und darum wirkt es wieder peinlich, wenn ein zweiter Offizier aussagt, die 1902 und 1903 gemißhandelten Leute hätten ihm solchen Eindruck gemacht, daß niemals das geringste vorgekommen sein könne.

Der Einfluß des Offiziers ist bei uns ein sehr großer. Wenn die

Unteroffiziere erst wissen, daß der Offizier es selbst wie einen körperlichen Schmerz empfindet, wenn seine Inspektion oder seine Kompanie durch gemeine Roheiten geschändet wird, dann werden sie es nicht so leicht wagen, derartiges zu begehen, auch wenn sie sonst dazu neigen sollten.

Die lange Friedenszeit ist für die Armee an sich kein Vorteil. Es ist nur zu menschlich, daß mit der Zeit der äußeren Abrichtung des Soldaten ein zu hoher Wert beigelegt wird, im Vergleich zu seiner inneren Förderung. Die Erziehung darf aber hinter der Ausbildung nicht zurücktreten, wenn das nationale Interesse in Krieg und Frieden gewahrt bleiben soll. Sind unsere Offiziere und Unteroffiziere für ihren Erzieherberuf genügend geschult? Abermals muß es peinlich berühren, wenn ein dritter Offizier vor dem Kriegsgericht klagt, es stünden nur außerordentlich geringe Erziehungsmittel zur Verfügung!" . . .

Man erziehe also den Nachwuchs an Offizieren und Unteroffizieren in zweckentsprechender Weise und bringe ihnen bei, wie sie ihre Mannschaft zu erziehen haben, damit, so meint der Verfasser offenbar, werden auch die Mißhandlungen ganz von selbst wegfallen.

Das ist nun sicher ein sehr richtiger Gedanke und eine sehr schöne — Aufgabe. Aber sollen wir warten, bis sie im Sinne des zweifellos sehr wohlmeinenden Herrn Generalleutnants erfüllt sein wird? Und bis dahin an unserer mannbaren Jugend die bekannten „Griffe" ruhig weiter „kloppen" lassen? Mit Verlaub, das Hemde liegt einem doch allemal näher als der Rock, und ohne durchgreifende Maßnahmen gegen die Schinderknechte in der Armee bleiben die trefflichen Vorschläge des Herrn Verfassers vorläufig und praktisch eben nur eine schöne Zukunftsmusik. —

„Man hat," so führt der ehemalige Oberst Gaedke im ‚Berl. Tagebl.' aus, „für die Roheiten und systematischen Quälereien, die aus dem Heere noch immer nicht verschwinden wollen, den Antimilitarismus eines Teils unserer wehrpflichtigen Jugend mit verantwortlich gemacht. Leute, die mit eingesogener und bewußter Feindseligkeit den Rock des Königs anzögen, peinigten durch ihre offene Unlust, ihren passiven Widerstand, ihren bösen Willen den Vorgesetzten bis aufs Blut, reizten und erbitterten ihn, stellten seine Selbstbeherrschung auf die höchste Probe und verdürben den guten Geist der Truppe. Sei es ein Wunder, wenn jüngere, von ihrem Eifer hingerissene Vorgesetzte, denen noch die Reife und Ruhe längerer Erfahrung fehle, solchen offenen Böswilligkeiten gelegentlich mit Ausbrüchen der Heftigkeit und selbst der Roheit begegneten? Um so mehr, als sie eine gesetzliche Strafgewalt nicht besäßen und häufige Meldungen im allgemeinen nicht gern gesehen würden?

Es besteht darüber gar kein Zweifel, daß gerade die ausgesprochenen und bekannten Antimilitaristen, daß die überzeugten Sozialdemokraten vor Mißhandlungen und vor Brutalitäten der Vorgesetzten am allersichersten sind. Man wird sie sorgfältig beobachten, ihnen im Dienste nichts schenken, sie bei Ausschreitungen

mit der vollen Wucht des Gesetzes treffen: man wird sie aber unter keinen Umständen schlagen, sie auch nicht böswillig schikanieren. Denn diese Leute lassen sich das nicht jahrelang ruhig gefallen, sie beschweren sich sofort und wissen auch Mittel und Wege, jeden Mißbrauch der Dienstgewalt ihnen gegenüber vor die Öffentlichkeit zu bringen. Auch der roheste Unteroffizier hütet sich schwer, sich ihnen gegenüber etwas zu vergeben. Nebenbei gesagt gehören diese Leute im allgemeinen zu den intelligenteren Soldaten, denen der Dienst leicht wird, und die leicht lernen, ihn sich noch leichter zu machen.

Man muß das Problem denn doch tiefer fassen, wenn man die Ursache der Mißhandlungen erkennen und beseitigen will. Man darf nicht vergessen, daß man es hier mit eingerotteten Gewohnheiten und Mißbräuchen zu tun hat, die aus dem überkommenen Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen hervorgehen, in der Auffassung über militärische Rechte und Pflichten ihren Ursprung finden, von dem herrschenden Gedanken der Manneszucht und dem ganzen Geiste militärischer Erziehung getragen werden; sie wurzeln in dem Verlangen passiven Gehorsams, der willenlosen Unterwerfung unter alles, was der Vorgesetzte tut, dem geringen Raume, den das Rechtsleben im Heere gegenüber Befehl und Gewalt gewonnen hat. Geschlagen worden ist in der preußischen Armee, so lange sie besteht; geschlagen auch in dem Heere, das die siegreichen Kriege von 64, 66, 70/71 geführt hat, geschlagen, lange ehe es einen Antimilitarismus gab, ja ehe der Name Antimilitarismus aufgekommen war. Geschlagen worden ist in dem Heere früher zweifellos mehr als jetzt. Nur daß man es früher nicht so demütigend empfunden hat, daß das Volk und die öffentliche Meinung der Rauheit und Roheit militärischen Wesens milder, fast möchte ich sagen verständnisvoller, gegenüberstand. Man nahm es hin als etwas Unabwendbares; war doch das Schlagen überhaupt allgemeiner verbreitet und nahm in der ganzen Erziehung, selbst der gebildeteren Stände, einen weiteren Raum ein.

Dem Wandel der Zeiten ist man im preußischen Heere, das im Grunde genommen im starrsten Konservativismus verharrt, nicht gefolgt; der Geist militärischer Erziehung stellt sich vielfach fremd, ja feindselig dem Geiste gegenüber, der gerade in den breiten Schichten, in der Masse des Volkes sich mehr und mehr siegreich hindurchdringt, und dieser Widerspruch zwischen dem Geiste des Heeres und dem Geiste der Zeit ist gerade eine der Quellen des Antimilitarismus — ich werde mich meinerseits nicht der Übertreibung schuldig machen, zu sagen, er sei die Quelle des Antimilitarismus. Aber diejenigen, die den Antimilitarismus mit verantwortlich machen für die Mißhandlungen, verwechseln denn doch Ursache und Wirkung."

Als eine kleine Probe der tieferen Gründe, die trotz aller wohlgemeinten Versuche die Mißhandlungen aus der Armee nicht verschwinden lassen, zitiert Gaedke eine vom „Vorwärts" ans Licht gezogene Kundgebung des „Reichsboten" vom 6. Januar 1907:

„Wenn ein Unteroffizier einem Untergebenen in der Erregung einen Schlag versetzt, zum Beispiel einen sogenannten Rippenstoß oder auch einen Backenstreich, so kann man das vom militärischen erzieherischen und menschlichen (!) Standpunkte nie und nimmer eine Mißhandlung nennen. Das Gericht denkt allerdings anders darüber, und das ist heute ein schwerer Krebsschaden in der Armee. Von Jahr zu Jahr tritt der Gegensatz zwischen Militärrichter und militärischem Vorgesetzten immer deutlicher in die Erscheinung."

Ohrfeigen sind also keine Mißhandlungen, weder vom militärischen, noch auch vom menschlichen Standpunkte! Und es ist „ein schwerer Krebsschaden", daß es Militärrichter gibt, die das nicht anerkennen wollen. Ja, was sagt denn Eduard Goldbeck in seiner Schrift „Henkerdrill" (Berlin, Marquardt & Ko.)? Er sagt: Mißhandlungen gelten in der Armee nicht als infam. „Der Offizier sieht in ihnen nicht die Vergewaltigung eines Wehrlosen, sondern die wohlwollende Züchtigung eines unbotmäßigen Dieners, der womöglich noch dankbar dafür sein muß, daß ihn keine härtere Strafe trifft. Wie oft lassen die Unteroffiziere, um sich zu sichern, die Mannschaften zwischen einer Meldung und einer Züchtigung wählen, und fast immer wird die Körperstrafe gewählt. Früher erblickte man hierin eine Betätigung des soldatischen Ehrgefühls; heute denken wir anders. Wie oft bedanken sich Mannschaften bei Vorgesetzten dafür, daß sie nicht gemeldet, sondern ‚nur' mit Schlägen bestraft worden seien? Nun also, höre ich einwenden, wenn es die Leute selbst nicht anders wollen, warum deklamieren Sie dann? Ich deklamiere deshalb, weil die Leute zur Selbstachtung erzogen werden müssen, weil der unwürdige Knechtssinn, der uns jahrhundertelang eingebläut worden ist, in jedem Deutschen ausgerottet werden muß und weil gerade dies eine Aufgabe der höheren Stände ist, wie denn überhaupt den höheren Ständen die Pflicht zufällt, die unteren Klassen zu erziehen, auch auf die Gefahr hin, sie gegen sich zu erziehen. Die Mißhandlungen erben sich in der Armee als eine ewige Krankheit fort, weil sie nicht als unehrenhaft gebrandmarkt werden. Offiziere, die wegen einer Mißhandlung bestraft worden sind, verbleiben im Dienst, sie werden nicht einmal vor ein Ehrengericht gestellt. Unteroffiziere, die wegen Mißhandlung verurteilt werden, werden nicht einmal in allen Fällen degradiert. („Nicht in allen Fällen" ist gut! Nur in den seltenen Ausnahmefällen geschieht's! Vgl. oben. D. T.) Ehe es aber nicht in der ganzen Armee bekannt ist, daß Offiziere und Unteroffiziere, die sich eine Mißhandlung zuschulden kommen lassen, unverzüglich unter Verlust aller Ansprüche aus dem Heere entfernt werden, eher wird dieses Übel nicht entwurzelt werden. Gewiß wird die Armee durch ein so drakonisches Vorgehen manche tüchtige Kraft verlieren, aber der tüchtigste Vorgesetzte, der seine Untergebenen mißhandelt, schadet unendlich mehr, als er durch alle seine Qualitäten zu nützen vermag. Und gewiß wird mancher einzelne schwer betroffen werden, aber Humanität, die

dem einzelnen gegenüber auf Kosten der Gesamtheit geübt wird, ist verderbliche Schwäche. Es genügt nicht, daß der allerhöchste Kriegsherr die Mißhandlungen mißbilligt; es wird aber genügen, wenn er sie für eine irreparable Verletzung der eigenen Ehre erklärt und befiehlt, daß alle solche Schädlinge aus der Armee ausgemerzt werden sollen. Es muß eine neue Tradition geschaffen werden, die die Tradition der Fuchtel ersetzt.

Natürlich werden angesichts solcher energisch durchgreifenden Vorschläge sofort Unkenrufe vernehmbar. Die Disziplin des Heeres würde untergraben werden, greinen die Ewig-Gestrigen, die alles Bestehende, mag es noch so unsinnig sein, vernünftig finden. Die Disziplin des Heeres wird durch nichts mehr geschädigt, als eben durch die Soldatenmißhandlungen. Die Mannszucht wird am stärksten in einem Heere sein, in welchem das Gesetz herrscht, am schwächsten in einem Heere, in dem die Willkür waltet. Als der Griff ‚Faßt das Gewehr — an!' fortfiel, da gab es auch eine Anzahl alter Kommißstiefel, die das Ende der Welt und den Untergang der preußischen Armee prophezeiten. Wäre es nach diesen Karikaturen konservativer Gesinnung gegangen, so fräßen wir alle heute noch Eicheln. Noch sind Mittel genug vorhanden, um der Seuche Herr zu werden; man hat sie nur nicht anwenden wollen. Warum versucht man es denn nicht mit der Einführung der Beschwerdepflicht, die der Erbprinz von Meiningen empfohlen hat? Wenn der Versuch mißglückt, wenn sich schädliche Nebenwirkungen einstellen, so kann ja die Verordnung zurückgenommen werden. Das Unglück ist nicht so groß, als wenn gar nichts, das heißt gar nichts Wirksames geschieht. Man perhorresziert ja sonst den Manchesterstandpunkt des laisser faire, laisser aller so ingrimmig; warum befolgt man die verachtete Doktrin auf diesem Gebiet mit so peinlicher Gewissenhaftigkeit? Die Antwort ist einfach: Man fürchtet, daß der demokratische Geist in das Heer eindringe. Ja, ist es denn wünschenswerter, daß die Armee eine Brutstätte der Sozialdemokratie sei?"

Kein Mann ohne Backpfeifen. Goldbeck war sieben Jahre Leutnant und er erklärt: „Daß ein Mann während seiner Soldatenzeit nicht geohrfeigt worden wäre, ist gewiß eine ganz seltene Ausnahme!" Er entsinnt sich eines Unteroffiziers, der sich in einen engen Gang postierte und jeden Soldaten, der mit der vorschriftsmäßigen Meldung: „Bitte durchgehen zu dürfen," an ihn herantrat, ohrfeigte. Das gehört natürlich auch zur „Disziplin". Ohne Backpfeifen muß unsere ruhmreiche Armee elend zusammenbrechen. Nur mit Backpfeifen lassen sich in Deutschland ehrenhafte, tapfere Soldaten erzielen. Nur gebackpfeifte Soldaten werden dem Feinde kühn ins Weiße des Auges schauen. Und nur mit geschwollenen Backen und ausgeschlagenen Zähnen haben sie das erforderliche feldmarschmäßige, martialische Aussehen. Weiter entsinnt sich Goldbeck u. a. auch einer Szene auf dem Kasernenhofe, wo ein Rekrut dem andern auf

Befehl des Unteroffiziers ins Gesicht spucken mußte. Zuversichtlich war das eine besondere Art von „Griffe kloppen". Ich habe schon früher einmal gefragt: „Was tut der deutsche Soldat nicht auf Befehl?" Ich wiederhole heute diese Frage.

„Der Einwand liegt nahe," bemerkt Goldbeck zu diesen Erinnerungen, „daß es doch meine Pflicht gewesen wäre, solche Vorfälle zu melden." Aber er hatte eben bereits — „den militärischen Geist in sich aufgenommen".

Die Mißhandlungen, die er anfangs empörend fand, betrachtete er schon nach einiger Zeit „als etwas ganz Selbstverständliches". Er hatte das Glück, in ein „bevorzugtes" Regiment aufgenommen zu werden. „Wir hatten den Gardestern am Helm und nannten mit Stolz die meisten fürstlichen Chefs in der ganzen Armee unser. Es war ‚beinahe Garde', und alle Individuen und Korporationen, die ‚beinahe' etwas sind, sind weit inniger von ihrem Werte durchdrungen als solche, die es ganz sind. Es war eine neue Welt, in die ich eintrat. Ich entsinne mich noch eines Gespräches, das ich als Fähnrich mit zwei Kameraden hatte. Sie behaupteten, wir gehörten zur ‚ersten Gesellschaft', und ich — ich hatte noch nicht so völlig die Distanz zu mir selbst verloren — vertrat die Ansicht, daß ein Infanterie-Offizier von der Linie diese Behauptung nur mit einiger Einschränkung aufstellen könne. Als ich dann zum Offizier gewählt werden sollte, traten die beiden Jünglinge, die inzwischen die Epauletten erhalten hatten, vor versammeltem Offizierkorps vor und beschuldigten mich roter Tendenzen. Glücklicherweise war der Oberst vernünftig genug, den groben Unfug zurückzuweisen. Die kleine Episode ist aber für das Milieu und für die in ihm herrschenden Ansichten charakteristisch. Ich kannte eben den Geist noch nicht, den Geist, ‚der im ganzen Korps tut weben'. Ich hatte studiert, war nicht ‚eingesprungen' und somit ‚dringend verdächtig'.

Diesen Geist, militärische Gesinnung genannt, lernte ich nun im Laufe der Jahre kennen und, was mir hier das Wichtigste ist, ich wurde ganz von ihm überwältigt. Sein vornehmstes Dogma war, daß die Menschen in drei übereinander gelagerte Schichten zu rubrizieren seien. An der Spitze die allerhöchsten, höchsten und hohen Herrschaften, dann die ‚Gesellschaft' und endlich die ‚Leute' ...

Ein junger Mann gewöhnt sich nur allzuleicht in angeblich aristokratische Grundsätze ein, die seinem Selbstgefühl schmeicheln. Die meisten Kompaniechefs teilten den Standpunkt ‚Prügel macht lustig!' und wenn ein Leutnant ihnen ohne zwingenden Grund eine Mißhandlung gemeldet hätte, so würden sie ihn nicht sonderlich freundlich bewillkommnet haben. Manche hatten selbst als Leutnants viel ‚gedroschen', andere hatten die Gewohnheit auch als Hauptleute noch nicht gänzlich abgelegt — sogar mein Bataillonskommandeur lief seinem Burschen mit der Reitpeitsche bis auf die Straße nach — und sie ‚fanden eben nichts dabei'. Natürlich gab es auch Herren, die strenger und korrekter dachten. Ich entsinne mich des gefürchteten Hauptmanns v. D., in dessen Kompagnie meines Wissens nie-

mals eine Mißhandlung vorkam. Er war eben in seiner Kontrolle unermüdlich und gegen jeden Fehltritt unerbittlich. Aber schon als Major ging der ausgezeichnete Offizier um die Ecke ... die Wege der Herren Vorgesetzten sind bisweilen unerforschlich und ihre Gerichte unergründlich. Vermutlich war er irgend einem hohen Herrn unsympathisch; Männer von so hochgespanntem Pflichtgefühl und ausgeprägtem Charakter besitzen selten die Gabe der Allerweltsliebenswürdigkeit.

Wo Roheit in die Erscheinung trat, war es gedankenlose Roheit. Grausamkeitszüge habe ich an Offizieren nicht wahrgenommen. Nein, die Routine brachte es so mit sich. Die Tradition der Fuchtel war einmal vorhanden und sie wurde unter völlig veränderten Verhältnissen fortgepflegt. Im Unteroffizierkorps aber sah ich sehr häufig Schindereien, die sadistischer Lust am Quälen entsprangen ...

Wir können annehmen, daß jeder, der im Regiment einmal ‚gezüchtigt' worden ist, als Antimilitarist ins bürgerliche Leben zurücktritt. Zum erstenmal vielleicht wird er sich sagen: ‚Ja, die Sozialdemokratie hat doch recht!' Sein Glaube an die innere Berechtigung des Bestehenden ist erschüttert. Er hat erfahren, daß die Willkür herrscht, daß es eine Gerechtigkeit für die unteren, die dienenden Stände nicht gibt. Denn natürlich haben die Kameraden zu ihm gesagt: ‚Wenn du dich beschwerst, kriegst du bloß noch mehr und das Leben wird dir zur Hölle gemacht.' Von nun an ist er gegen die sozialdemokratische Ansteckung nicht mehr immun und ich bin davon überzeugt, daß die mißhandelnden Unteroffiziere durch ihre Roheit, die lässigen Vorgesetzten durch ihre Indifferenz der Sozialdemokratie mehr Anhänger zugeführt haben als alle Agitatoren und Wanderredner der Partei. Die Mißhandlungen in der Armee sind ein politischer Anschauungsunterricht, den die Partei aus eigenen Mitteln nicht gewähren kann. Hier kommt ihr der Staat freundlich zu Hilfe.

Von Zeit zu Zeit erhebt sich im Parlament der Kriegsminister und erklärt, die Zahl der Mißhandlungen nehme stetig ab. Dann sind die Volksvertreter beglückt und stets zu einem Vertrauensvotum bereit. Vielleicht ist man gegen die objektive Wahrheit der kriegsministeriellen Feststellungen etwas skeptischer, seit wir konstatieren mußten, wie schlecht Herr v. Einem informiert war, als er zu dem Reichstag über die Vergehen der Grafen Hohenau und Lynar sprach. Was nützt uns auch seine Beschwichtigungsstatistik, wenn nicht eine Woche verstreicht, ohne daß in der Presse — meist in unscheinbaren Notizen — von den krassesten Mißhandlungsfällen berichtet wird, von Fällen, in denen nicht etwa ein junger Hitzkopf sich einmal die Hand ausrutschen ließ, sondern in denen ein System zutage tritt, das eben nur als planmäßige Schinderei bezeichnet werden kann? Solange sich solche Fälle immer aufs neue wiederholen, solange müssen wir dem Kriegsminister entgegenrufen: Nichts, nicht das Allermindeste ist bisher erreicht! Nach wie vor wird die preußische Armee durch jahrelang straflos verübte Grausamkeiten geschändet, die unwiderleglich be-

weisen, daß die Aufsicht der Vorgesetzten in vielen Fällen eine völlig unzureichende ist und daß in der Armee nicht der Geist herrscht, der in dem Nationalheere eines christlicher und menschlicher Gesittung sich rühmenden Kulturvolkes herrschen sollte."

* * *

... „Unser Bürgertum ist eben verprügelt", meint Goldbeck. „Die Erinnerung an die Hörigkeit wirkt durch Generationen fort, und die Zucht, die der Staat in allen seinen Institutionen übt, ist nicht dazu angetan, uns innerlich frei zu machen.

Ja, man kann sagen, daß wir noch immer im Zeichen des Krückstocks leben, und Friedrich Wilhelm I., dieser große Bakelmonarch, muß, wenn er von den elysischen Gefilden auf uns herabblickt, seine Freude daran haben, wie sein Geist auch heute noch unter uns wirksam ist. Von der Wiege bis zur Bahre wird der Preuße gedrillt. (In Süddeutschland, wo nach Ansicht unserer Konservativen vom Schlage Oldenburgs, die ‚faulige Gärung der Zuchtlosigkeit' immer mehr um sich greift, ist's wohl nicht so schlimm.) Der Drill beginnt in der Familie, wo noch immer die patria potestas jede freie Regung des Heranwachsenden unterdrückt. Bedingungsloser Gehorsam wird eingeprägt und gefordert, und das Kind wird vor allem angehalten, niemals nach dem Warum zu fragen. Die einzige Frage, die die Menschheit zu dem gemacht hat, was sie ist, und die ihr täglich neue, ungeahnte Regionen erschließt, die Frage, ohne die wir heute noch als Troglodyten in Höhlen hausen würden, die Frage, ohne die das Leben überhaupt nur ein dumpfes Vegetieren wäre, durch die das Dasein erst wertvoll wird, diese Frage wird den Kindern als ein schweres Vergehen untersagt. Das Kind wird darauf gedrillt, die Befehle der Eltern und der Älteren als unabänderliche Imperative eines allgewaltigen, unerbittlichen Schicksals hinzunehmen. Der Wissenstrieb, der Forschungsdrang wird so früh als möglich erstickt. Warum? Nun, weil es den Eltern oder Erziehern zu unbequem ist, sich täglich, stündlich mit der geraden und entschlossenen Logik eines Kindergehirns zu messen. Weil die Kinderfragen uns sehr oft unsere Anordnungen als völlig sinnlose Willkür erkennen lehren, dann aber auch, weil eben in Preußen seit Jahrhunderten der Gehorsam als das Fundament jeder Erziehung und als die schönste Blüte der Sittlichkeit gilt. Selbst Goethe hat in einem seiner geistig freiesten und großartigsten Gedichte das Wort gesprochen, das mich immer verletzt und fast empört hat: ‚Ist Gehorsam im Gemüte, wird nicht fern die Liebe sein.' Er war eben auch ein Deutscher und daher nicht frei von den Schlacken der Philiströsität. Es ist in Deutschland üblich, sich über die unsittliche Fügsamkeit der Jesuiten zu ereifern, die wir verächtlich Kadavergehorsam nennen. Haben wir wirklich das Recht zu solcher Verachtung? Ist sie nicht pharisäische Selbstgerechtigkeit? Gerade diesen jesuitischen Gehorsam, der nicht nach dem Warum fragen darf, prägen wir ja dem heranwachsenden Geschlecht von Kindesbeinen an ein. Ist diese Erziehungsmethode

teuflisch, wenn Romanen sie zum höheren Ruhm der alleinseligmachenden Kirche üben, göttlich, wenn Germanen sie zum Frommen des preußisch-deutschen Staatsgedankens anwenden? Wir sollten uns freuen, wenn die Kinder auch Anordnungen der Eltern den liebenswürdig-naiven Skeptizismus entgegensetzen, der dem Kinde natürlich ist. Wir sollten diese dialogische Schulung des werdenden Intellekts nie unmutig ablehnen und das Fragespiel, das meist sehr reizvoll ist, nicht deshalb abbrechen, weil es auch einmal ausarten kann. Wir sollten dem Kinde nicht unverstandene Dogmen auflasten und uns in jedem Augenblick und schon von den ersten Jahren an nach dem Worte Bacons richten, daß wahres Wissen nur das Wissen um die Ursachen sei. Daß wir mit dem Kinde nicht bis zu den ‚Müttern' hinabsteigen können, ist selbstverständlich; es ist auch gut, daß das Kind früh erkenne, daß es Dinge gibt, die sich dem Wissen entziehen. Statt sich natürlich zu geben und, wo es nottut, einfach die eigene Unwissenheit zu bekennen, hüllen sich die Eltern gern in den bergenden Faltenwurf unnahbarer Überlegenheit und schneiden den Gedankengang des kleinen Inquisitors mit einem brüsken Schweigegebot ab. Natürlich muß der Erzieher dem Zögling den Gehorsam zur Pflicht machen, aber von vornherein sollten wir dahin streben, daß dieser Gehorsam ein freiwilliger werde, der aus der immer aufs neue bestätigten Erfahrung hervorgeht, daß die Eltern das Beste der Kinder wollen. Jeder Gehorsam, den ein werdender Mensch — und wir bleiben bis zum Tode werdende Menschen — im Widerspruch mit sich selbst leistet, ist unsittlich. Er muß den Gehorsam wollen und darf nicht nur aus Furcht vor Strafe oder aus blöder Gewohnheit gehorchen. Gerade hier aber ist die landläufige Erziehung ganz anderer Meinung; der Gehorsam soll den Kindern ‚in Fleisch und Blut übergehen', sie sollen gehorchen, weil der Gedanke des Ungehorsams ihnen überhaupt unfaßbar erscheint. Und in neunhundertneunundneunzig Fällen von tausend wird dies hehre Ziel auch erreicht, der Gehorsam geht uns in Fleisch und Blut über, und wir stehen unser ganzes Leben lang stramm. In keinem Lande der Welt befiehlt und gehorcht man so viel und so gern wie in Deutschland. Es ist vielleicht die intensivste Lebensfreude der Deutschen, andere zu ducken und sich selbst zu ducken. Zwischen den Extremen des Sadismus und des Masochismus, die sich eng berühren, spielt sich das öffentliche und private Leben in Deutschland ab. Das Wort Bismarcks, er habe immer mehr das Bedürfnis empfunden, nicht gehorchen zu müssen als befehlen zu können, klingt uns heute undeutsch. Für den Normalbürger unserer Lande gibt es keinen köstlicheren Genuß als den, Untergebene anzuschnauzen, zu rüffeln und zu strafen. Mit dieser Gesinnung verbindet sich meist eine verblüffende Wonne am Kotau vor den Höhergestellten. Das Bild des Radlers (oben krummer Buckel, nach unten tritt er) ist für Millionen von Deutschen charakteristisch ..."

Erzogen soll die männliche Jugend zur Mannhaftigkeit werden. Wenigstens sollte man das annehmen. Denn das ist doch wohl das vor-

nehmste Ziel, das Ideal aller männlichen Erziehung: *ein ganzer Mann zu werden*. Theoretisch wird das ja auch kaum bestritten. Aber — „grau, teurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum": da schnitt sich ein alter Praktikus einen grünen Ast vom goldnen Lebensbaum und drosch dem Jungen die „Mannhaftigkeit" mit dem Prügel ein. Aber dieses pädagogische Requisit ist zwar schätzbar, doch nicht unentbehrlich. Eine gute „Handschuhnummer" tut's auch. Und wie!

„Julius Beez, der Sohn eines Ingenieurs," erzählt die „B. Z. a. M.", „besuchte im Jahre 1906 die Friedrich Werdersche Oberrealschule als Schüler der Obertertia. Gleich hier sei erwähnt, daß der Junge ein sehr guter, von seinen Lehrern gelobter, wohlerzogener Schüler, und in Frankfurt a. M., dem früheren Wohnsitz seiner Eltern, Primus gewesen war. Am 20. Juni 1906 erteilte während einer Pause Prof. Dr. Wüllenweber, der in der Obertertia nicht unterrichtete, dem ihm unbekannten Beez, der sich auf dem Korridor mit einem andern Schüler unterhielt, den Auftrag, sich in das Klassenzimmer zu begeben. Der Junge kam dem Befehl nach, ging aber nach Ansicht des Professors sehr langsam, so daß Dr. Wüllenweber darin Störrigkeit zu erkennen glaubte. Der Professor ging dem Jungen in das Klassenzimmer nach und rief: ‚Schneller! Du sollst schneller gehen! Dalli, dalli!'

Julius Beez, der als Frankfurter die Bedeutung des Wortes ‚Dalli' nicht kannte, glaubte, der Professor mache einen Scherz und ging langsam nach seiner Bank. Noch hatte er die letzte Bank, wo er seinen Platz hatte, nicht erreicht, als er plötzlich hinterrücks *zwei heftige Schläge ins Gesicht* und auf den Kopf erhielt. Automatisch wandte sich der vor Schreck fast besinnungslose Junge um und sah verblüfft auf den Professor. Dieser aber hielt für störrischen Trotz, was Schreck, Schmerz und Scham des vor der ganzen Klasse gezüchtigten Jünglings war, der bis zu diesem Tage nie geschlagen worden war. Der Jugendbildner und Erzieher erwies sich als schlechter Psychologe. ‚Den Trotz glaubte ich vor der ganzen Klasse brechen zu müssen, das forderte meine Autorität und die Disziplin der Schule,' — so äußerte sich Prof. Dr. Wüllenweber. Er gab dem Jungen, der an das Fenster gelehnt war, noch *weitere Ohrfeigen*, und als Julius Beez auf Befragen nach seinem Namen nicht antwortete, schlug der Professor weiter auf den Knaben los, der mittlerweile bereits *aus Mund und Nase stark blutete*. Aber auch dieser Effekt seiner Erziehungsmethode genügte dem Professor nicht. Aus dem Gesicht und der Haltung des schmächtigen Knaben, den der Schreck derart lähmte, daß er nicht einmal den Versuch machte, die Schläge ins Gesicht abzuwehren, glaubte der Professor zu erkennen, daß Julius Beez willens sei, der Mißhandlung tätigen Widerstand entgegenzusetzen. Der kräftige Mann sah sich von dem schwächlichen Knaben bedroht, und nun forderte es der Selbsterhaltungstrieb, weiter auf den Wehrlosen und sich nicht zur Wehr Setzenden loszuschlagen, bis er endlich ermüdet einhielt und den stark blutenden Jungen in das Warte-

zimmer des Direktors führte, um diesem Meldung von dem Vorfall zu machen.

Da der Direktor beschäftigt war, ging der Pädagoge in die Sekunda, wo er seine Unterrichtsstunde hielt, während der Junge von 11 bis 12 Uhr im Wartezimmer blieb, ehe er vom Direktor Nahrwold über den Vorfall befragt werden konnte. Der Direktor machte den Professor darauf aufmerksam, daß seiner Meinung nach ein Mißverständnis obwalten müsse. Es sei dem Beez zu glauben, daß er dem Befehl Dr. Wüllenwebers keinen Widerstand entgegensetzen wollte, daß er die Aufforderung, schneller zu gehen, teils nicht gehört, teils nicht verstanden habe. Julius Beez sei ein wohlerzogener, gesitteter Junge, dem Ungehorsam und offene Auflehnung gegen die Autorität eines Lehrers nicht zugemutet werden könnte, wohl aber sei er langsam in seinem Wesen, was einen Teil seines Auftretens bei dem Vorgange erklärt. Hier scheint Prof. Dr. Wüllenweber das Bewußtsein aufgedämmert zu sein, daß er zu weit gegangen sei, und er sagte zu dem Knaben: ‚Junge, wenn das wahr ist, wenn du tatsächlich meinen Befehl nicht gehört hast, die Worte Dalli, Dalli nicht verstanden hast, dann bedaure ich den Vorfall.‘

Der Professor erklärte sich bereit, am nächsten Tage in der Obertertia eine Erklärung abzugeben. Das tat er auch, freilich nicht ohne die Bemerkung daran zu knüpfen, daß er in jedem andern Falle wieder genau so handeln würde, da er als Reserveoffizier ein energisches Vorgehen gewöhnt sei. Diese Äußerung bestritt Prof. Dr. Wüllenweber vor dem Oberverwaltungsgericht, ließ aber im übrigen erkennen, daß er noch heute des festen Glaubens sei, das Züchtigungsrecht nicht überschritten zu haben, und daß er gegebenen Falls heute genau so handeln würde.

Die Folgen der Mißhandlung für den bedauernswerten Jungen waren sehr schlimme. Wochenlang hindurch litt der bis dahin völlig gesunde, aufgeweckte Junge an andauernden Schwindelanfällen und Benommenheit des Kopfes, Schlaflosigkeit und Angstvorstellungen. In seinen Träumen erschien ihm Prof. Wüllenweber und mißhandelte ihn. Laute Schreie aus dem Schlafe verrieten der besorgten Mutter den furchtbaren Sinn der Träume und lange schwebten die Eltern in der furchtbaren Sorge, daß ihr Julius, der ältere von zwei Knaben, dauernden Schaden an seiner Gesundheit genommen habe . . .“

Nach rund zwei Jahren gelang es dem Vater des Mißhandelten endlich, ein richterliches Verfahren gegen den Professor durchzusetzen, nachdem er erst die hartnäckigsten behördlichen Widerstände zu überwinden hatte.

Noch ist der Selbstmord des Gymnasiasten Walter Matheus wegen Vergewaltigung durch einen Lehrer in frischer Erinnerung, da erschießt sich der Schüler Günther Stender im Grunewald. Auch diese Jugend stirbt an der Schule. Und was hatte er verbrochen? Sein Mathematikheft einem Mitschüler zum Abschreiben gegeben! „Eine mathematische Hausarbeit war ausgeliehen“, schreibt das „Berliner Tageblatt“. „Wichtigkeit! Hoch-

bedeutsamer Kriminalfall! Diebe und Mörder! Hochnotpeinliche Untersuchung. Die Schulstube wird zum Tribunal. Der Herr Mathematiklehrer ist tief psychologisch, fungiert als besserer Staatsanwalt und sagt dem Jüngling vor der ganzen Klasse: ‚Der Hehler ist so gut wie der Stehler.'

Aber damit nicht genug. Die Sache zieht ihre Kreise. Ein so ‚schwerer' Fall muß vor die höhere Instanz, und der Herr Direktor wird bemüht. Und bei diesem endlich Verständnis? Nein. Jetzt wird die Episode erst recht aufgebauscht. ‚Dieser Mangel an sittlicher Reife ist bei einem Abiturienten nicht ohne Einfluß auf die Reifeprüfung. Dies zur gefälligen Kenntnisnahme.' Man fragt sich vergeblich, weshalb der Herr Direktor dies noch acht Tage nach dem peinlichen Verhör in der Klasse, als alle schon die Sache begraben glaubten, an den Vater schrieb. Aber man kann sich denken, wie dies auf einen Jüngling wirkte, der ein anerkannt tüchtiger Schüler war und seinen Ehrgeiz hatte.

Der besorgte Vater begibt sich zum Direktor. Hier wird er mit der den ‚Umständen angemessenen' Unhöflichkeit behandelt. Der Vater ist zu jedem Opfer bereit. Wenn die unerlaubte Hilfe, die der Junge dem Kameraden lieh, so schwer wiegt, soll der Sohn lieber ein halbes Jahr zurücktreten. ‚Wenn Sie das tun, entlasse ich Ihren Sohn.' Man glaubt, die Richtigkeit der bisher veröffentlichten Darstellung vorausgesetzt, einen Pascha, nicht einen Direktor zu hören, der der Freund seiner Schüler sein soll.

Und der allerletzte Anlaß? Es kommt zu einer Auseinandersetzung zwischen dem Schüler, dessen Erregung nun nach all dem Hin und Her wahrhaftig verständlich genug ist, und dem Direktor, dessen Erregung von Anfang an ganz unverständlich war. ‚Esel!' Der Herr Direktor hat es gesagt. Der Herr Direktor konstatierte, daß das Ausleihen der Arbeit einen solchen ‚Mangel an sittlicher Reife' darstelle, daß gleich das Abiturientenexamen gefährdet sei, und der Herr Direktor ist so ‚reif', einen achtzehnjährigen Jüngling vor versammelter Klasse einen Esel zu nennen.

Aber um dieser lieblosen Behandlung willen gleich in den Tod? Das ist übertrieben. Das ist zu viel. Wo ist die Leichtigkeit der Jugend? Wo ihr gesunder Frohsinn, der alle Tränen trocknet? Wo das Vollgefühl kommender Kraft, das an der Schwelle der Menschwerdung selbst ein verlorenes Semester nicht zählt, dem das Leben noch wie eine Unendlichkeit dünkt? Täuschen wir uns nicht. Der falsche, übertriebene, hohle, allzu äußerliche Ehrbegriff ist's, den wir schon bei unseren Jungen großpäppeln, und der auch hier wieder eine Schulkomödie zur Lebenstragödie machte. ‚Die äußere Ehre ist gekränkt.' Wie eine erbliche Belastung ist's. Das liegt im Blut. In der Luft des Klassenstaates, in dem Beispiel der durch jede Wortkränkung ‚beleidigten' Väter. Das lebt im Elternhaus, wie es in der Schule und in der Öffentlichkeit lebt. Und das

macht schon die Jugend hart und tötet den Humor, mit dem die Verständnislosigkeit der anderen getragen sein will.

Auch die Rollen, die Lehrer und Direktor tragierten, standen im Zeichen dieses Ehrbegriffes, der Kleinigkeiten in Überlebensgröße sieht und für das Menschliche blind ist. ‚Mangel an sittlicher Reife!‘ ‚Hehler!‘ Die Moral als äußerlichstes sittliches Pathos. Die Ehre als loser Mantel, den man dem anderen beim geringsten Fehltritt einfach vom Leibe reißt. Und dazu die Philiströsität, die hier zu Gerichte saß, die Jugendfremdheit, die mangelnde Milde. Es ist allenfalls zu verstehen, wie einer, der schon als Jüngling diesen falschen Ehrbegriff aufgesaugt und ihn noch nicht in seiner Hohlheit zu bewerten gelernt hat, schließlich den Tod sucht, wo er lachen sollte. Aber es ist nicht zu verstehen, wie Menschen, die so wenig das Verzeihen und die Liebe kennen, sich danach drängen, Jugendbildner zu sein.“

Auch der „Vorwärts“ macht die gesellschaftliche Eitelkeit verantwortlich. „Mag sich nun die Schuld der Schule oder des jungen Selbstmörders ergeben — am schuldigsten ist und bleibt die Gesellschaft. Auch dieser traurige Fall ist weiter nichts als die natürliche Folge der modernen Erziehung. Er wurzelt am allertiefsten in den anerzogenen falschen Ehrbegriffen. Solch ein leichtsinniges Verpuffen blühenden jungen Menschenlebens kommt uns regelmäßig vor wie eine Art amerikanisches Duell, in dem der hoffnungsvolle Jüngling stets das Todeslos zieht und die moderne Gesellschaftsmaxime siegreich am Leben bleibt, um weiter unheilvoll zu wirken. Ist der eigene Vater gegenüber den sittlichen Verfehlungen seines Sohnes vielleicht noch so nachsichtig, so stößt brutal die Gesellschaft in die Verrufstrompete. Man betrachtet den im Examen Durchgefallenen als einen halben Paria. Er zählt nicht mehr für voll mit, wird jahrelang über die Achseln angesehen. Er empfindet die Zurücksetzung, mag sie selbstverschuldet sein oder nicht, als einen Makel an seiner ‚Schülerehre‘, die doch nur ein eingebildeter Begriff ist. Er glaubt den ‚Schimpf‘, der doch nur ein Tadel ist, genau so mit Herzblut wegwaschen zu müssen, wie ein säbelrasselnder Halbgott irgendeine lumpige Anrempelei. Und da er seinen Gegner nicht zur Strecke bringen kann, wütet er gegen sich selbst. Mit dem jugendlich unreifen Kopf sieht er nebenbei ganz sicher noch so etwas wie eine Gloriole sein Dulderhaupt umschweben. Alles das ist menschlich verständlich. Der junge Hochschüler, der das Leben noch so voll vor sich hat und es fast spielend von sich wirft, verdient als Mensch unser Mitleid. Um so härter muß man die modernen Sittenanschauungen anklagen. Die falschen Ehrbegriffe, die in diesen Köpfen großgepäppelt werden, müssen in die Versenkung fallen — sei es durch die eindringliche Arbeit der Schule, sei es durch die Arbeit des Gesetzgebers. Denn der Schülerselbstmord ist im Grunde genommen genau dasselbe wie ein modernes Duell, nur in anderer Form. Er entwickelt sich aus denselben verrotteten Sittenanschauungen, die schon so unendlich vielen jungen Menschenleben den

Tod gegeben haben. Was muß sich der Arbeiter alles gefallen lassen! Und der hat doch auch seine Ehre ..."

Zur Charakterisierung des Direktors jener Schule wurde dem „Vorwärts" noch geschrieben: „Im verflossenen Winter nach reichlichem Schneefall vergnügte sich ein Sextaner damit, seine Kameraden zu schneeballen, selbstverständlich in der Pause. Ein gewiß harmloses Vergnügen. Zu seinem Schrecken erschien der wegen seiner Härte und Gründlichkeit gefürchtete Herr Direx mit dem Rohrstock und rief den betreffenden Schüler zu sich, und obwohl der betreffende Knabe vor Angst auf den Knien lag, wurde er von dem Allgewaltigen höchst eigenhändig und derbe durchgeprügelt. Dieses Prügeln ist aber keine Ausnahme, sondern eine beständige Einrichtung, da mir davon schon öfters Mitteilung gemacht wurde."

Der „sittlichen Reife" des Abiturienten, als einem angeblich vorhandenen, jedenfalls unerläßlichen Attribut dieser sublimen Entwicklungs- und Bildungsstufe, widmet „Dr. Frosch" in der „Welt a. M." einige derbe, aber nicht unebene Glossen. Sie sei eine kuriose Sache, diese „moralische Reife" des Abiturienten! „Er, der sich brennend danach sehnt, demnächst ein paar Semester lang den Rüpel auszutoben! Man sehe so junge Leute, die das Zeugnis aller möglichen Reife, von einer pompösen Behörde bestätigt, in der Tasche haben — wie sie ihre noch unausgegerbten Mägen abwechselnd vollpumpen und entleeren, wie sie vereinsmeiern und Komment reiten, brüllen und rempeln! Der übermäßige Wert, den die Schule auf die Unterdrückung aller Flegelinstinkte legt, staut sie nur zurück; aber zum Vorschein kommen sie in der Regel später doch, und wie! Man kann es beim besten Willen nicht verlangen, daß ein Bursche von achtzehn Jahren, dem noch nie ein Wind um die Nase gepfiffen und die Feuchtigkeit hinter den Ohren weggetrocknet hat, ‚moralisch reif' sei. Reife kommt allenfalls in der Freiheit. Die Schule kann nur säen und aufziehen. Ihre ernsteste Sorge sollte es sein, daß sie nichts verdirbt, daß sie nicht einen Charakter von natürlicher Liebenswürdigkeit durch törichten Drill verhunzt. Es ist zweifellos besser, wenn sich ein tüchtiger und begabter Junge einmal dazu herbeiläßt, dem hilfsbedürftigen Mitschüler unter die Arme zu greifen, als wenn er, bloß der Disziplin zuliebe und gegen sein inneres Gefühl, den Beistand verweigert. Aus dem Musterknaben, der das tut, wird kaum ein anständiger und sympathischer Mensch werden, sondern weit eher ein Angsthase und Geizkragen. Es ist, weiß Gott, nicht nötig, den Werdenden eine besondere Kümmerlichkeit der Seele anzuerziehen; dafür, daß der Mensch zahm wird, sorgt späterhin schon der Vater Staat, der den Allzuüppigen den Brotkorb höher hängt.

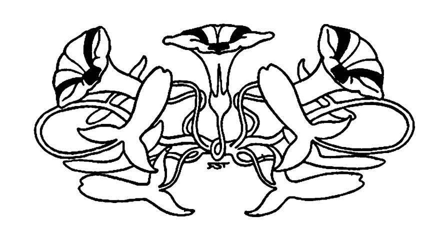
Viel nützlicher, als einen jungen Mann durch Piesacken tugendhaft zu machen, scheint es doch zu sein, daß der Lehrer selbst eine vorbildliche Person ist. Den Herrn Direktor Markuse als Vorbild hinzustellen, wage ich nicht. Nach dem Bekanntwerden des Falls Stender sind noch weitere Klagen gegen ihn laut geworden, und namentlich eine davon zeigt, daß es

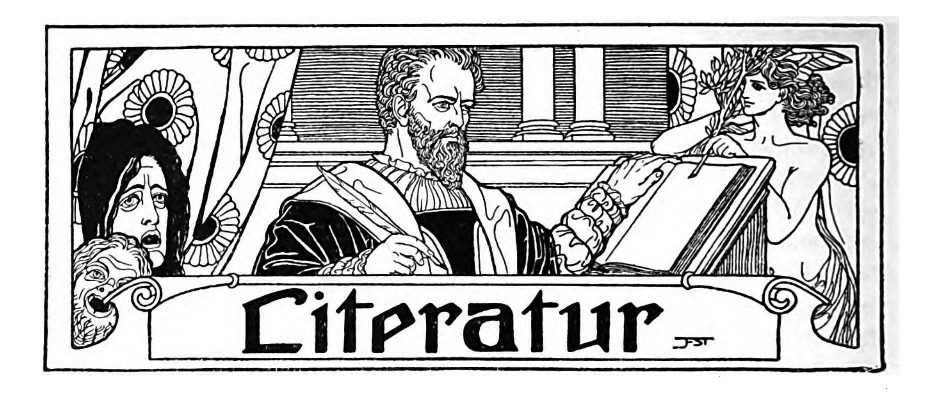
sich bei dem bösen Vorkommnis nicht um eine einmalige Entgleisung handelte. Es handelt sich vielmehr offenbar um einen Mangel an ritterlicher Gesinnung. Wie im ersten Falle der Direktor erst einen Abiturienten durch eine Drohung wehrlos machte und ihn dann vor den Mitschülern aus geringfügigem Anlaß ‚Esel' titulierte, so hat er in einem andern Fall einen Knaben, der vor dem Einjährigenexamen stand, zu unrecht geohrfeigt und darauf die Eltern durch einen Brief geschreckt, in dem er dem Jungen ein ungünstiges Prognostikon für die Prüfung stellte. In beiden Fällen also, wenn schon variiert, derselbe Grundzug: man darf den beleidigen, den man in der Gewalt hat. Falsch, Herr Direktor! Das ist es gerade, was man nun und nimmer darf. Die Tatsache, daß jemand von einem irgendwie abhängt, ist ein zwingender Grund, ihn mit besonderer Rücksicht zu behandeln. Das steht nicht in den zehn Geboten und auch nicht im staatlich sanktionierten Gesetz; aber es ist eine unerbittliche Vorschrift des Takts, und erst der Takt macht das ungefiederte Zweibein zum Menschen, während die Gebote allein es nur zum Pharisäer und die Gesetze allein nur zum Philister machen. Diese beiden Typen sind reichlich gesät in der Welt, und man würde den Geburtenüberschuß manches Landes mehr als wett machen, wollte man sie erwürgen, wo man sie träfe. Aber unter keinen Umständen darf zugelassen werden, daß sie ihrerseits junges, blühendes, hoffnungsvolles Leben zugrunde richten.

Ich meine, es müßte allen Eltern grauen, wenn sie solche Fälle wie den des Walter Matheus und des Günther Stender vernehmen. Jedes Gefühl sträubt sich vor dem Gedanken, daß man ein Kind, dessen Erziehung Jahre und Blut gekostet hat und das in jedem Falle ein Teil des eigenen Lebens ist, auf diese Art verlieren könnte. Und gerade in diesen letzten Fällen handelte es sich offenbar um Eltern, die an ihrem Kinde mit ganzer Liebe hingen. Bei dem Versuch, mich in ihre Lage zu denken, wird mir heiß und kalt, und so, wie ich mich kenne, weiß ich genau, daß ein solches Vorkommnis böse enden würde. Es müßte in einem Kulturstaat ausgeschlossen sein, daß einem halbwegs verträglichen Menschen der Gedanke an Selbsthilfe überhaupt kommt. Wir haben doch Behörden für alles mögliche; Behörden, die die Dummheit privilegieren; Behörden, die einem bis ins Bett nachkriechen; Behörden, die mystische und verworrene, verstaubte und vor Altertum riechende Begriffe schützen; Behörden, die zu drei unter freiem Himmel versammelten Wasserpolacken sagen: Gehen Sie auseinander! Aber es fehlt an Behörden, die unsere vitalsten Interessen ausgiebig schützen. Hat vielleicht der Fall Matheus eine ausreichende Sühne gefunden? Es fällt einem, der auch innerlich niemals Staatsanwalt war, schwer, darauf zu plädieren, daß ein Mann um Amt und Brot gebracht wird. Aber, wenn die Darstellung, die die Presse von dem Fall Stender gab, auch nur in den Grundzügen richtig ist, so kann man nicht anders. Das Abgeben einer sozialdemokratischen Wahl-

stimme genügt bei uns, einen treuen Warter seines Amts seiner Existenz zu berauben; ein Redakteur, der — etwas zu heftig — einer offiziellen Geschichtsfälschung entgegentrat, ist reif für Gefängnis und Zuchthausarbeit; ein verdienter Offizier muß das Heer verlassen, wenn dem hohen Vorgesetzten seine Nase nicht gefällt; es wird schonungslos umgegangen mit Leben, Ehre und Freiheit von Männern, die das gesamte Bewußtsein eines Volkes in Schutz nimmt. Da schämt man sich doch der Weichherzigkeit und sagt: hier, hier ist ein Punkt, wo äußerste Schärfe am Platze ist; hier ist ein Krebsschaden, der nur mit dem Messer entfernt werden kann; hier brauchen wir einen Operateur, der flink und radikal seine Arbeit tut. Wir wollen nicht warten, bis sich eine hohe Behörde gnädigst über einen Fall zu ‚informieren' geruht, der uns selbst betrifft und unsere Kinder."

Das ist die wahre Stimmung im Volke. Nicht nur in der immer wieder als Popanz vorgeschobenen „Sozialdemokratie", sondern in den breitesten Schichten des staatserhaltenden Bürgertums bis in die Kreise der kleinen Handwerker hinein. Similia similibus: der Prügelgeist muß eben so lange von der öffentlichen Meinung aus dem Tempel hinausgeprügelt werden, bis er das Wiederkommen vergißt. Unser Volk hat bei der Zeppelinspende mit erfreulicher Deutlichkeit bewiesen, daß es noch nicht von aller Initiative, allem selbständigen Fühlen und Denken verlassen ist. Es wird, so hoffe ich zuversichtlich, auch Manns genug sein, einen anderen Geist in unseren öffentlichen Einrichtungen zu stabilieren, den Geist aufrechter, selbstbewußter Mannhaftigkeit. Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!





Aus Tolstois Ideenwelt

Von

Ludwig Holthof

Graf Leo Tolstoi, der große russische Dichterphilosoph, ist den weiten Kreisen des Publikums wohl nur durch seine schönwissenschaftlichen und dichterischen Werke bekannt geworden. Spiegeln sich in diesen auch deutlich die Ideen wieder, die sich in dem Geiste des merkwürdigen Mannes drängten, so erhalten wir ein getreues Bild von seinen reformatorischen Plänen doch nur durch die im ganzen wenig gelesenen Schriften, in denen er sich rückhaltlos über das von ihm Erstrebte ausgesprochen hat, vor allem durch seine Selbstbiographie „Meine Beichte und meine Religion" und das vor etwa vierzehn Jahren veröffentlichte Buch „Das Reich Gottes ist in Euch".

Das Idealbild, das seinem Geiste vorschwebte, zielte auf eine vollständige Umgestaltung der gesamten modernen Gesellschaftsverhältnisse ab, und zwar auf eine Umgestaltung, so radikal, wie sie sich wohl nur der verwegenste sozialistische oder anarchistische Utopist träumen kann, und doch war niemand weniger Revolutionär im herkömmlichen Sinne als der Einsiedler von Jasnaja Poljana. Die Grundlage, auf der das ganze Gebäude seiner reformatorischen Anschauungen beruhte, war der Gedanke, daß jeder der Gewalt entgegengesetzte Widerstand nicht nur zwecklos, sondern auch verwerflich sei. Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, war nach ihm ein Gedanke, der ebensosehr dem Geiste des Christentums wie dem der gesunden Vernunft widerspreche. „Wer bist du, der du dich gegen die Gewalt auflehnst? Du, der du in einem sichern Hause wohnst und dein Leben hinbringst in Freude alle deine Tage? Wasche erst selbst deine Hände und reinige sie von der Gewalt; gib deinen Wohlstand auf, der über den des gewöhnlichen Arbeiters hinausgeht, und dann magst du vielleicht davon reden, die Gewalttat anderer zu unterdrücken." Nach seiner Ansicht stammt der Gedanke, Gewalttat gegen Gewalttat zu setzen, nicht aus dem Christentum, sondern aus dem Feudalwesen. Er meint, es sei besser, ein

Kind von einem brutalen Unmenschen töten zu lassen, als sich durch gewaltsames Einschreiten dagegen in das Unrecht zu setzen. Wenn es galt, seine Ansichten zu verteidigen, konnte er manchmal bis zur Spitzfindigkeit gehen. So wurde er einmal darauf aufmerksam gemacht, daß Christus sich vor seinem Zuge nach Jerusalem erkundigt habe, ob Schwerter in seiner Gefolgschaft vorhanden seien, und dann, als man ihm geantwortet, es seien zwei da, geäußert habe: „Das genügt." Tolstoi wollte nicht in Abrede stellen, daß Christus an Gewalt gedacht habe, um aber die Bibelstelle in Einklang mit seiner Lehre zu bringen, gab er die folgende Erklärung ab, die an Gewagtheit der Deutung nichts zu wünschen übrigläßt: „Christus hat sich allerdings nach den Schwertern erkundigt, und aus seinen Worten scheint mir nicht minder deutlich hervorzugehen, daß er an die etwaige Abwehr eines räuberischen Angriffs in den auf dem Wege gelegenen Engpässen dachte. Allein darin fehlte er und handelte gegen seine eigenen Vorschriften. Daher die bittere Reue und Gewissensangst in Gethsemane, die meiner Ansicht nach von dem auf ihm lastenden Vorwurf herrührte, daß er, wenn auch nur zum Zwecke der Notwehr, daran gedacht hatte, zur Anwendung der Gewalt zu schreiten."

Es war nur eine Konsequenz seines leitenden Grundsatzes, wenn Tolstoi sich gegen alle Steuern und staatlichen Abgaben erklärte, da diese nur mit Gewalt beigetrieben werden können, alle Gewalt aber von Christus verboten ist. Regierung und Staat sind nach Tolstoi nur Rauch und leerer Schall. „Es gibt gar kein Ding wie einen Staat oder eine Regierung. Es ist ein Schwindel mit diesem Staat. Was soll er denn sein? Menschen kenne ich; Bauern und Dörfer sehe ich vor mir; aber Regierungen, Nationen, Staaten, was sind das anderes als schöne Namen, erfunden, um damit die Ausplünderung anständiger Menschen durch unanständige Beamte zu beschönigen, wie mit den Phrasen von Mobilisierung und Krieg die Ermordung friedfertiger Menschen maskiert werden soll?"

Wie Tolstoi anfangs unter dem Banne der Ideen Rousseaus gestanden, so geriet er später unter den Einfluß Herbert Spencers und zuletzt unter den des amerikanischen Sozialpolitikers Henry George. In der von letzterem vorgeschlagenen Nationalisierung des Grundes und Bodens erblickte er ein wesentliches Mittel zur Beseitigung der Schäden der heutigen Gesellschaftsverhältnisse. „Ich bewundere in dieser Hinsicht", sagte er einmal zu einem seiner Besucher, „den Amerikaner George. Wie sind seine Worte so christlich, wie ist sein Stil so klar und wie sind seine Bilder so zutreffend. Er hat auf den Schritt hingewiesen, der zunächst unternommen werden muß. Seine Ideen werden sich weiter verbreiten, ja sie sind schon in allgemeiner Verbreitung begriffen. Während des Winters habe ich des Abends die Bauern zu einem Plauderstündchen beim Samowar bei mir, und ich habe oft mit ihnen die Zukunft der Bodenfrage besprochen. Ich fand zwei Ansichten bei ihnen vertreten. Ein Teil wollte jeder erwachsenen Person einen gleichen Anteil an dem Lande geben. Der andere wollte

alles Land der Gemeinde als Gesamtbesitz zu gemeinschaftlicher Bestellung überwiesen wissen. Als ich ihnen aber Henry Georges Ideen auseinandersetzte, pflichteten sie mir alle bei, daß dies das Beste sein würde. Erst vorige Woche kam ein vierzig Werst von hier wohnender Bauer zu mir, um mich um näheren Aufschluß über den Land-Nationalisierungsplan zu bitten. „Und was sagten Sie ihm?" fragte der Besucher. „Ich sagte ihm, daß nach diesem Plane alles Land an die Regierung fallen, daß wahrscheinlich eine Herabsetzung der jetzigen Grundsteuer um 20 Prozent eintreten und später wohl die so reduzierte Grundsteuer an Stelle aller anderen Steuern treten werde. Er war ganz einverstanden damit und will seinen Genossen von dem Plane berichten."

Mit dem erwähnten Besucher ging Graf Tolstoi eines Tages spazieren und kam mit ihm zu einer Stelle, wo eine Schar von etwa hundert Arbeitern an einem Eisenbahnbau beschäftigt war. Sie hatten gerade ihre Abendmahlzeit beendet und standen im Begriffe, sich nach ihren Lehmhütten zu begeben, in denen sie, je zehn rechts und links, auf einer bloßen Holzpritsche, ohne Matratzen, ja selbst ohne Stroh, ihre Lagerstätte hatten. Graf Tolstoi versprach, ihnen etwas Stroh zu senden, worüber sie sich sehr zu freuen schienen. Es waren anständige, freundlich aussehende Leute, ohne das grobe Wesen, wie man es sonst gerade bei Erdarbeitern findet; dabei waren sie manierlich und wußten ganz gut ihr Wort zu führen. Das Erlebnis des Spaziergangs führte natürlich zu einer Diskussion. „Wir haben Christus vergessen," sagte der Graf, „wir wollen ihm nicht mehr gehorchen. Da haben Sie hundert Leute, von denen jeder täglich 50 Kopeken verdient, ohne des Nachts auch nur ein Strohlager zu haben. Wie können Sie und ich auf Matratzen und Federbetten schlafen, solange diese schwer angestrengten Arbeiter nicht einmal Stroh haben? Wenn Sie ein Christ wären, könnten Sie es nicht! Was für ein Recht haben Sie auf dieses Zuviel, wenn Ihr Bruder nicht einmal das Nötige hat? Das erste, was das Christentum verlangt, das allererste ist, daß diejenigen, welche Gut und Land besitzen, sich alles dessen entäußern, was sie haben, und es den Armen zukommen lassen."

Der Graf besaß damals einen jungen Freund und Schüler, den Gutsbesitzer T., der wörtlich seinen Lehren gefolgt war und mit seiner jungen Frau auf einer Besitzung zu Woronetz das Leben eines Bauern führte. Graf Tolstoi war damit aber noch nicht zufrieden; ihm genügte das Zurückgehen auf den Bauernstandpunkt und die Hingabe des ganzen Vermögens an den Nächsten noch nicht. Was für ein Recht haben Christen, sich als Verwalter von Geld zu betrachten, das vom Übel, ganz und gar vom Übel ist? Die Ansicht, daß man ein Recht habe, über sein Eigentum zu verfügen, selbst indem man es weggibt, ist eine Anmaßung. Man hat kein Recht auf sein Geld, nicht einmal so viel, daß man sagen könnte, dieser Mann verdient eher es zu bekommen als jener. Es gehört einem tatsächlich ganz und gar nicht an. Es ist ein Schatz, den man zufällig in Händen

hat, auf den aber der erste Beste den gleichen Rechtsanspruch hat. Daher ist alles, was man zu tun hat, seine Hände von dem Gelde zu lassen und es dem preiszugeben, der danach greift und das fluchbeladene Ding an sich bringen will.

„Meinen Sie," sagte der Graf, „das Geld, das Ärzte, Advokaten oder Buchhändler verdienen, werde auf eine weniger unanständige Weise erworben als dasjenige, das ein Dieb oder Räuber sich aneignet? Es ist ganz das gleiche: alles ist das Ergebnis von Gewalt. Nehmen Sie hier mein eigenes Besitztum; wie wurde es erworben? Durch Gewalt. Mein Urgroßvater war einer der Generäle Katharinas. Sie nahm das Land den Bauern, die es bearbeiteten, und gab es ihm für das Verdienst, daß er so und so viele Leute im Kriege umgebracht hatte. So wurde die eine Hälfte meines Besitztums erworben, die andere habe ich mir mit meinen literarischen Arbeiten verdient. Aber auch sie ist durch Gewalt an mich gekommen. Wer liest meine Romane? Reiche Leute. Woher haben sie ihren Reichtum? Wiederum von der Gewalt. Es ist nicht so viel Gut auf der Welt vorhanden, daß irgendeiner davon mehr besitzen könnte als den auf ihn entfallenden Anteil. Man hat in Rußland ein Sprichwort, das besagt, derjenige, der anständig arbeite, komme niemals dazu, sich ein schönes Haus zu bauen, und das ist wahr. Der anständige Arbeiter kann sich nur das Notwendigste zu seinem Lebensunterhalt verdienen. Wo immer man ein großes Haus, Luxus und dergleichen erblickt, hat man das Ergebnis der Beraubung der Armen vor sich. Und das Schlußresultat ist nicht nur Beraubung, sondern auch Demoralisation, denn der Dieb und des Diebes Kinder brauchen nicht zu arbeiten; sie werden faul, die Faulheit führt zur Nichtsnutzigkeit, und ihr Beispiel verdirbt und verführt zur Unzufriedenheit die Kinder derer, die zu arm sind, als daß sie es so machen könnten wie sie. Wenn man Christus ähnlich werden will, darf man kein Eigentum haben, man muß es nach allen Seiten austeilen, bis man nicht mehr hat als die übrigen."

Besitzt man also Geld, ein Haus oder Kleider, so muß man nach Tolstoi bereit sein, es dem ersten besten abzutreten. Es ist das Fanatismus, sicherlich, aber ein Fanatismus, in dem eine eiserne Konsequenz liegt. Nur läßt die Konsequenz sich trotz ihres eisernen Charakters unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen nicht ziehen. Wer es versucht, wird immer mit dem fehlerhaften Kreis enden. Hätte Graf Tolstoi, selbst innerhalb der nicht unbedeutenden Schranken, welche die Gräfin ihm gezogen hatte, strenge nach seinen Worten leben wollen, so würde das Endergebnis wohl ein wenig zufriedenstellendes gewesen sein. Der falsche Arme, der Schwindler, der Herumtreiber, der Trunkenbold, alle würden herbeigeströmt sein und Unterstützung begehrt haben. Die wirklich notleidenden Armen würden weggeblieben sein. Warum aber den gestohlenen Schatz der Reichen, wenn er wirklich gestohlen ist, als eine Prämie auf Unverschämtheit, Verlogenheit und verwegene Selbstsucht aussetzen? Hätte Graf Tolstoi seine Grund-

sätze bis zur äußersten Konsequenz verwirklichen können, so würde das End' vom Liede gewesen sein, daß sich ein paar Schurken in den Besitz seines Gutes gesetzt und dessen Einkünfte in der Schenke durchgebracht hätten, statt Propaganda für die Mäßigkeit und die Ideen zu machen, die des Grafen Geist erfüllten.

Auf diese Möglichkeit aufmerksam gemacht, meinte Graf Tolstoi: „Man sollte stets dem Guten, das wirklich zu erreichen ist, den Vorzug vor dem geben, was nur gut in der Möglichkeit ist. In natürlichen Beziehungen zu meinen Brüdern zu leben, mit ihnen den Acker zu bestellen, Korn zu bauen und mich und meine Familie in Einklang mit dem Willen Gottes zu setzen, der das von Christus enthüllte Lebensgesetz ist, das ist etwas wirklich positiv Gutes. Das Schreiben von Romanen ist vielleicht nur Unsinn. Es kann sein, daß etwas Gutes in ihnen enthalten ist, vielleicht aber noch mehr Schlechtes. Wer kann das beurteilen? Angenommen, ‚Anna Karenin' habe Tausende dazu veranlaßt, sich in wahrere und liebevollere Beziehungen zu ihren Nächsten zu setzen — wie aber kann ich wissen, ob das Buch nicht auf eine viel größere Menge den entgegengesetzten Einfluß ausgeübt hat? Es ist das eben nicht zu bestimmen. Und ferner, wenn ich mit nur einem Worte die Hunderttausende von Prostituierten von den Straßen unserer Großstädte wegfegen könnte, so würde ich es nicht tun, wenn ich mich dadurch der Möglichkeit berauben müßte, mich und meine Familie als Bodenarbeiter in ein gesundes und natürliches Verhältnis zu meinen Mitmenschen zu setzen, denn das letztere ist etwas positiv Gutes. Das andere kann es, kann es aber auch nicht sein."

Interessant ist eine Bemerkung des Grafen aus der Zeit kurz vor der Veröffentlichung der später so vielumstrittenen Novelle „Die Kreutzersonate". „Mein Wunsch", so sagte er, „ist, eine Novelle oder einen Roman zu schreiben, um darin die konventionelle Illusion der romantischen Liebe darzulegen. Ich habe ihn bereits geschrieben, aber er muß umgearbeitet und ganz und gar neu geschrieben werden. So, wie er jetzt ist, hat er zuviel von einer Abhandlung an sich und enthält zu wenig Handlung. Meine Absicht ist es, den Leser davor zurückschrecken zu lassen, die romantische Liebe au sérieux zu nehmen. Das Resultat, auf das die ganze Geschichte hinauslaufen soll, soll die Ermordung einer Frau durch ihren Mann sein. Ich möchte zeigen, wie das eheliche Leben dadurch in seinem Werte herabgesetzt wird, daß die romantische Liebe, ein aus Leidenschaft hervorgegangener Fieberrausch, an Stelle der christlichen Liebe, der aus der Gefühlsübereinstimmung, der Ähnlichkeit des Ideals und der Seelenfreundschaft hervorgegangenen Liebe gesetzt wird. Kann die fleischliche Liebe auf jene, auf die christliche Liebe, auf die Bruder- und Schwesterliebe begründet werden, dann ist es gut, doch ist die letztere, nicht die erstere die Hauptbedingung eines glücklichen Ehelebens. Hierin können wir von den Bauern lernen. Sie betrachten das, was uns als romantische Liebe gilt, als eine Krankheit, die vorübergehend, schmerzhaft und gefährlich ist. Bei

ihnen wird keine Ehe unter deren Einfluß abgeschlossen. Alles andere ist besser. Jene Sektierer, welche die Ehe nach dem Ausfall des Loses entscheiden, seien vernünftiger als wir. Unser System ist das denkbar schlechteste, und das ganze Hochzeitszeremoniell, der Honigmonat, die Festlust und die Aufstachelung der Sinnenlüste, das alles ist geradezu dazu angetan, den Wert der Ehe sinken zu lassen. Unter hundert Fällen führt kaum in einem einzigen die romantische Liebe zu einer für das Leben vorhaltenden glücklichen Verbindung. Junge Leute, deren Leben in ganz verschiedenen Kreisen wurzelt, werden durch diese vorübergehende Leidenschaft zueinander herangezogen. Sie heiraten. Einen Monat lang sind sie glücklich — vielleicht sogar ein bis zwei Jahre. Dann hassen sie sich für die ganze übrige Lebenszeit und haben nichts anderes zu tun, als dem äußern Schein Opfer auf Opfer zu bringen, indem sie ihrer Umgebung den wahren Sachverhalt verheimlichen. Es muß so sein. Wenn Anna Karenin Levin geheiratet hätte, hätte sie auch ihn verlassen müssen. Die romantische Liebe ist wie Opium oder Haschisch. Der Gefühlsrausch ist überwältigend und entzückend, aber er geht vorüber. Es liegt in der menschlichen Natur, Erfahrungen nicht zum zweitenmal zu machen. So betrügt die Frau ihren Mann, der Mann wird seiner Frau untreu, und auf diese Weise greift Entsittlichung in der ganzen Welt Platz. Ich wünsche, allen die Augen zu öffnen über das, was wirklich eintritt, und was für traurige Folgen es hat, wenn an Stelle der christlichen Liebe die romantische tritt. Ich sehe klar, o so klar; und wenn man etwas sieht, was kein anderer zu sehen scheint, so fühlt man, daß man alle seine Kraft zusammennehmen und sich dem Werke widmen muß, die Wahrheit zu sagen, wie man sie sieht. Zu dem Verfalle der Ehe ist es nur gekommen, weil das Christentum ein Wort, nicht aber etwas greifbar Vorhandenes geworden ist. Es wird aber bald wieder etwas Wirkliches werden. — Man wird mir vielleicht sagen: Ein schöner Glaube! Dann antworte ich: Ja, und wenn ich nicht sähe, daß es mit dem Nahen des Reiches Gottes, wenn einstweilen auch noch so langsam, vorwärts ginge, dann würde ich selbst Hand an mich legen. Könnte ich aber das Reich in seiner ganzen Größe durch das bloße Drücken auf einen Knopf herbeiführen, so würde ich sehr unglücklich sein, weil alsdann für mich nichts zu tun übrigbliebe."

Bismarck als Künstler des Wortes

Wie wir unzählige Worte aus Goethes Werken zitieren, so lesen wir in Dr. Paul Limans Gedenkschrift „Bismarck. Zum 10. Todestag. Ein Gedenkblatt auf sein Grab" (C. A. Schwetschke, Berlin), so zitieren wir auch immer wieder Worte und Wendungen aus Bismarcks Reden, Worte der Weisheit, der Schönheit und der Kraft. Tragen sie doch stets jene

scharfe und klare Plastik, die das Wirkliche vor unsere Augen zaubert und durch Hervormeißelung des Charakteristischen unserer Vorstellung einprägt.

„Wie viele Worte und Wendungen Bismarcks sind Gemeingut geworden! Da zerstört er, als er zuerst als Minister seines Königs auftritt, alle Nebel des Doktrinarismus, die aus den Niederungen der deutschen Geschichte emporsteigen, mit der Verkündung, daß nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse, sondern durch Eisen und Blut die großen Fragen der Zeit geheilt werden, da formt er das Wort vom teutonischen Teufel wie von der allgemeinen Piepmeierei, vom Rüssel der Weltgeschichte und von der Basis der Phäaken, da zeichnet er den preußischen Leutnant, den keine Nation uns nachahmen kann, da spricht er von dem Patrimonium der Enterbten und dem Pfeifchen des kleinen Mannes. Lächelnd spricht er über seine alte Reputation von leichtfertiger Gewalttätigkeit und er hört in stiller Kammerverachtung das endlose Reden der Parlamente. Er spricht von der Aalglätte der Börse und lehnt die Wünsche der Manchesterleute mit der Wendung ab: ‚Auf das Eis trete ich noch nicht'. Er schildert die Bureaukratie als schreibselig und ratlos und geißelt die Leute, die sich nur den Luxus eines einzigen Gedankens gestatten dürfen. Die mutigen Zivilisten, die da meinen, keiner Verstärkung des Heeres zu bedürfen, Eugen Richter als betrübter Lohgerber und als König Saul, die Kauponokratie der Schankwirte erscheinen vor uns; dem alten Gegner Windhorst, der ihn auffordert, in die Kommission zu kommen, hält er die Worte entgegen: ‚Ich hätte dort die Rolle gespielt wie die Juden an den Wassern von Babylon: Lieber, singe uns ein Lied von Zion, damit wir uns an deinem Kummer erfreuen'. Das Öl auf die Lampe des Kulturkampfes, das Bild von den Drohnen und Bienen, von dem Unterkriechen bei Muttern, von den Steinen im Reichsgarten, von den fechtenden und geistlichen Päpsten, von Herodes und Pilatus, die sich im Zentrum zusammenfinden, nicht weil sie einander liebten, sondern um einem anderen Schaden zu tun, das Wort vom Staatsrentnertum — das alles ist das Eigentum Bismarcks. Er charakterisiert eine ganze Menschenklasse mit den Worten ‚Amüsant bei Tische, dann rausschmeißen', er weist alle Drohungen mit dem Worte zurück: ‚Dor lach ick öwer', und jede Mahnung zur Nachgiebigkeit mit der Wendung: ‚Dazu fehlt mir die christliche Demut'. Er prägt die Quintessenz einer konservativen Weltanschauung in die Worte: quieta non movere, und er will auch als Entlassener, als er sagen kann: ‚Ich bin schön raus', doch ‚kein stummer Hund sein'. Die sozialen Versuche des Jahres 1890 nennt er eine einzige Phraseologie, den Landwirten gibt er das Motto: ‚Für Ar und Halm!', und im Kampfe gegen die Polen ruft er zur Wacht an Warthe und Weichsel.

Die Bilder, die reich in die Reden Bismarcks verwoben sind, tragen stets den Charakter des Ursprünglichen, des Selbstgeschauten, sie sind niemals auf dem Wege der Reflexion geboren, und sie üben gerade deshalb eine so unmittelbare Wirkung und prägen gerade deshalb sich so nachhaltig in die Seele des Hörers. Als er entlassen ist, wehrt er sich gegen den Glauben, als wenn er ‚ein grollender Brummbär wäre, der von dem Ast des Baumes, auf dem er saß und dem man ihm meuchlings abgesägt hat, herunterpurzelte und von den Bienen arg zerstochen wurde'. Ihn stächen bloß die Drohnen, und ihre Stiche gingen durch sein Fell nicht mehr durch. Da fand er das beziehungsreiche Bild von der Diplomatie, die kein Schusterstuhl sei, ‚auf dem man sitzt, den Knieriemen anspannt und einen Fleck aufs Loch setzt; die Diplo-

matie sei kein Handwerk, das man mit den Jahren erlernt und auf der Walze weiter ausbildet.'...

Als er sich gegen den Doktrinarismus der Parteiführer wendet, da erwacht in ihm die Vorstellung der Säulenheiligen aus der ersten christlichen Zeit: ‚Jeder steht als Stylit auf seiner Säule und sagt: hier müßt ihr herkommen, ich gehe nicht runter. Die Säule wird gebildet aus folgsamen Gesinnungsgenossen des Parteileiters, der sie beherrscht, und aus einem Mörtel von Prinzipien, die in ihrer Allgemeinheit auf das praktische Leben durchaus unanwendbar sind; und diese Art der Einteilung in stylitische Herrschergebiete der Parteiführer, die ist die Gefahr, die uns jetzt bedroht'. Als Herr v. Boetticher sich irrtümlich als das Ziel einer scharfen Äußerung des entlassenen Kanzlers zu erkennen glaubt, da ruft Fürst Bismarck unwillig aus: ‚Warum läuft er mir denn mutwillig in den Kugelschuß, wenn nach ihm gar nicht geschossen wird!' Als die Angriffe gegen ihn bis zur Verletzung seines persönlichen Ehrgefühls sich steigern, da vergleicht er sich mit dem ‚Auff' vor der Krähenhütte, nach dem die Vögel stoßen und stechen'. Hier und überall ist mit dem klugen und klaren Blick für das Wirkliche im Leben zugleich die Phantasie am Werke; gepaart mit der Fähigkeit der Beobachtung und der Rezeptionskraft der empfindlichsten photographischen Platte, schafft sie eine unvergleichliche Plastik des Ausdrucks, der die Situation haarscharf beleuchtet und die einzelnen Gestalten mit treffsicherem Federstrich zeichnet. So auch in den Schriften und Briefen. Aber hier offenbart sich Bismarck noch tiefer. Denn obgleich dieses letzte gewaltige Erzeugnis seines Geistes stückweise und zufällig entstand und keineswegs, wie Goethes ‚Wahrheit und Dichtung' die Wirklichkeit mit dem Pinsel der Phantasie retouchiert ist, so wirkt es doch nicht nur in den einzelnen Schilderungen und Charakterbildern literarisch, sondern wir haben den Eindruck einer gewaltig dahinstürmenden Epopöe, eines Heldengesanges aus der germanischen Vorzeit. Eisern dröhnt es aus diesem Buche, wie aus der Völuspa, als die Götterdämmerung hereinbricht: ‚Brüder befehden sich, fällen einander. Geschwisterte 'sieht man die Sippe brechen. Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen; Windzeit, Wolfszeit, Eh' die Welt zerstürzt. Schwarz wird die Sonne, Die Erde sinkt ins Meer, Vom Himmel fallen die heitern Sterne. Glutwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum, Die heiße Lohe bedeckt den Himmel.' Da ist nichts von der heitren Ruhe Goethes, auch nichts von der Selbstbespiegelung eitler Künstler, da ist alles monumental, alles ohne Konvention und nichts nach Vorschrift. Und ist es auch das Werk eines greisen Mannes, der von sich sagen mochte: ‚Ich habe gelebt und geliebet', dem alle Gaben zur Tat und zur Erfüllung reiften, so spüren wir doch nirgends die Ruhe der Resignation: Alles bleibt Kampf. Nur die Gehässigkeit fehlt. Alles Kleinliche fällt herab und vor uns erhebt sich ein Monument von der erdrückenden Wirkung des Moses, den Michelangelo schuf.

Ist aber der Stil der Mensch, so tritt uns auch hier in dem Stile Bismarcks der ganze Mann entgegen, wie er gewesen ist. Da zeigt alles in seinen Staatsschriften wie in seinen politischen Briefen eine große Einheit, da drängt alles zwingend zum Ziele hin; da vernehmen wir aber auch eine eigene, durchaus persönliche, nicht nachzuahmende Prosa, nüchtern und doch plastisch und mächtig in der Wirkung, einfach und scheinbar regellos und voll großen Klanges. Da schreitet die Geschichte mit ehernem Schritt auch durch die Schriftzeichen. Und doch — welch empfindliche und zarte Seele wendet sich in seinen Briefen

an die Schwester, an die Gattin zum Leser! Da wird er, der Mann von Blut und Eisen, zum Poeten, zum künstlerischen Gestalter. Da zeigt sich vor allem, daß ihm der Sinn auch für das Detail nicht fehlt, daß er mit scharfem Auge alles erschaut, was an ihn herantritt, und daß in der Tiefe seiner Seele auch die Goldstufe des Humors sich birgt. Ja, dieser Humor, die Gemütlichkeit, wie wir es nennen, ist die Grundstimmung seines Wesens, in ihm vereinigt sich ein tiefer Ernst mit durchgebildeter Weisheit und der Kraft des heiteren Frohsinns.

Während eine Welt mit staunenden Blicken zusieht, wie auf den böhmischen Schlachtfeldern der Staatsmann die Theorie von Blut und Eisen in Wirklichkeit umsetzt, schreibt er der treuen Gattin daheim von den schönen Tagen der jungen Liebe, da sie fast vor neunzehn Jahren dieselbe Strecke durchfuhren, gibt er ein Bild der braven Soldaten, ohne deren Tapferkeit alle Politik zerschellen muß, wie es eben nur der Künstler zu zeichnen vermag: ‚Unsere Leute sind zum Küssen, jeder so todesmüde, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brot; es muß doch ein reiner Fonds von Gottesfurcht im gemeinen Manne bei uns sitzen, sonst könnte das alles nicht sein.' Wie hebt sich hier in liebevoller Zeichnung plastisch und klar das Bild des schlichten Heldentums vom Hintergrunde der Geschichte, jenes Heldentums, von dem niemals ein Lied und eine Säule zeugt! Am 3. September 1870, am Tage nach dem gewaltigsten Ereignis der deutschen Geschichte, schreibt Bismarck ‚an sein liebes Herz' in der Heimat so schlicht und demütig, so einfach und rührend bescheiden, als ob er selbst keinen Anteil an den Erfolgen habe. Der Brief war in französische Hände gefallen, der ‚Figaro' hat ihn veröffentlicht, und die ganze Welt stand vor ihm, vor diesem Dokumente rührender Einfachheit, das auf der Höhe des Erfolges so gar keine Spur von Selbstzufriedenheit zeigt, wie vor etwas Unbegriffenem.

Wunderbar aber muten uns vor allem die köstlichen Schilderungen des Naturlebens an, die freilich nur aus einer Seele quellen konnten, die auf dem Asphalt der Großstadt niemals heimisch wurde, die es aus der Qual des amtlichen Daseins immer wieder zu den heimischen Buchen und Linden treibt. Nur der Sohn des Landes, der in der ungebundenen Frische des Empfindungslebens aufgewachsen ist, konnte jene Anschaulichkeit, jene Kraft der Vergleiche besitzen, die wir wie aus seinen Reden, so auch aus seinen Briefen ahnen. ‚Ich habe Freude am Waldleben, an Wald und Natur. Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt und nach Varzin ausreißt und seinen Hafer baut!' Und so durchstreift er jetzt sinnend und träumend den Wald und die sonnigen Wiesen und ruht das Herz im Anblick der herrlichen Schöpfung, jetzt erzählt er den Seinen, wie die Dohlen ihre Kinder das Fliegen lehren, wie sie als vornehme Leute zum Winter in die Stadt, in die Türme von Stolp und Schlawe ziehen. Unübertroffen sind die Schilderungen von dem Zuge durch die schwedische Waldeinsamkeit, von den Fahrten durch die Pusta, von Biarritz und von der russischen Steppe. So schreibt er aus Szolnok in Ungarn: ‚Um 5 kam ich hier an, wo ein buntes Gewühl von Ungarn, Slovaken, Walachen die Straßen belebt und mir die wildesten und verrücktesten Zigeunermelodien ins Zimmer schallen. Dazwischen singen sie durch die Nase mit weit aufgerissenem Munde in kranker, klagender

Molldissonanz Geschichten von schwarzen Augen und von dem tapfern Tod eines Räubers, in Tönen, die an den Wind erinnern, wenn er im Schornstein lettische Lieder heult. Die Weiber sind im ganzen gut gewachsen, einige ausgezeichnet schön; alle haben pechschwarzes Haar, nach hinten in Zöpfen geflochten, mit roten Bändern darin. Die Frauen entweder lebhaft grünrote Tücher oder rotsammetne Häubchen mit Gold auf dem Kopf, ein sehr schönes gelbes seidenes Tuch um Schulter und Brust, schwarze, auch urblaue kurze Röcke und rote Saffianstiefel, die bis unter das Kleid gehen, lebhafte Farben, meist ein gelbliches Braun im Gesicht, und große brennend schwarze Augen; im ganzen gewährt so ein Trupp Weiber ein Farbenspiel, das dir gefallen würde, jede Farbe am Anzug so energisch, wie sie sein kann.' Hier hat nicht ein Schriftsteller von Fach die Striche gezogen, nur für das Auge der Gattin ist die Darstellung bestimmt. Und doch zeigt sich uns in kraftvoller Bildlichkeit ein Kunstwerk. Wir folgen Bismarck in die Einsamkeit des Nordens: ‚Keine Stadt, kein Dorf weit und breit, nur einzelne Ansiedler und bretterne Hütten mit wenig Gerste und Kartoffeln, die unregelmäßig zwischen abgestorbenen Bäumen, Felsstücken und Buschwerk einige Ruten angebautes Land finden. Denke dir von der wüstesten Gegend bei Viartlum etwa hundert Quadratmeilen aneinander hohes Heidekraut mit kurzem Gras und Moor wechselnd und mit Birken, Wacholder, Tannen, Buchen, Eichen, Ellern, bald undurchdringlich dick, bald öde und dünn besetzt, das Ganze mit zahllosen Steinen bis zur Größe von hausdicken Felsblöcken besät, nach wildem Rosmarin und Harz riechend; dazwischen wunderlich gestaltete Seen von Heidehügeln und Wald umgeben, so hast du Smaland, wo ich mich dermalen befinde . . . Reizende Gegenden hatten wir gestern, große Seen mit Inseln und Ufern, Bergströme über Felsblöcke, Granitufer mit Tannen und weiten Felsmassen. Meilenweite Flächen ohne Häuser und ohne Acker, alles wie es Gott geschaffen hat, Wald, Feld, Heide, Sumpf, See.' Und ein Bild aus Bayonne: ‚Das Land, welches ich soeben durchfahren habe, versetzt mich auf den ersten Anblick lebhaft ins Gouvernement Pskow oder Petersburg. Von Bordeaux bis hierher ununterbrochen Fichtenwald, Heidekraut und Moor, bald Pommern, wie etwa im Strandwald hinter den Dünen, bald Rußland. Wenn ich aber mit der Lorgnette hinsah, schwand die Illusion; statt der Kiefer ist es die langhaarige Seepinie, und die anscheinende Mischung von Wacholder, Heidelbeeren und dgl., welche den Boden deckt, löst sich in allerhand fremdartige Pflanzen mit myrthen- und zypressenartigen Blättern auf. Die Pracht, in der das Heidekraut hier seine violett-purpurnen Blüten entwickelt, ist überraschend; dazwischen eine sehr gelbe Ginsterart mit breiten Blättern, das Ganze ein bunter Teppich. Der Fluß Adour, an dem Bayonne liegt, begrenzt dieses B-Moll der Heide, welches mir in seiner weicheren Idealisierung einer nördlichen Landschaft das Heimweh schärfte. Von St. Vincent sieht man zuerst über Heide und Kiefern hinweg die blauen Umrisse der Pyrenäen, eine Art riesigen Taunus, aber doch kühner und zackiger in den Umrissen.'

Endlich noch eine Stelle aus dem Briefe, den Bismarck am 28. Juli 1863, als der Grimm am heftigsten gegen ihn tobte, als ihn einer der Göttinger Sieben, der sonst so maßvolle Eduard Albrecht, ingrimmig eine ‚frivole Bestie' nannte, von Gastein aus an die Lebensgefährtin schrieb: ‚Wie dieser Tag — es war der Hochzeitstag — vor 16 Jahren Sonnenschein in mein wüstes Junggesellenleben brachte, so hat er heute auch dieses Tal damit erfreut, und ich

habe es auf einem reizenden Morgenspaziergang zum ersten Male in seiner ganzen Schönheit gesehen. Moritz würde sagen, daß es eine riesige Schüssel mit Grünkohl ist, schmal und tief, die Ränder mit weißen Falleiern rundum besetzt. Steile Wände, einige tausend Fuß hoch mit Tannen- und Wiesengrün und eingestreuten Sennhütten bis an die Schneegrenze bedeckt, und das Ganze von einem Kranze weißer Spitzen und Bänder umzogen, die der Schnee während der fünf Regentage reichlich bepudert hat und deren untere Grenze nun die Sonne allmählich höher rückt. Dutzende von silbernen Fäden durchziehen das Grün von oben, Wasserbäche, die sich herabstürzen in eiliger Hast, als kämen sie zu spät zu dem großen Fall, den sie mit der Ache zusammen dicht vor meinem Hause bilden.'

Wie aber Bismarck ein Künstler ist, so ist sein Leben, das gleich einem Atlas das Schicksal Deutschlands auf den Schultern trug, ein Kunstwerk von bezwingendem Reize. Es ist ein Kunstwerk in seinem ganzen Aufbau, in dem Werden, in der Durchbildung des politischen Genius, in der Tatenfülle, in dem Einfluß, den seine Gestalt auf das Jahrhundert übte, das er nach seinem Willen geformt hat. Erich Marcks hat recht, wenn er auf den tragischen Abschluß dieser Laufbahn, auf die Widersprüche des Genius in sich selber, auf das Ringen der persönlichen Souveränität mit den sachlichen Mächten, den Ideen hinweist, die er doch anerkennt, und hinzufügt: ‚Alle diese inneren Gegensätze hält die Riesenkraft der Persönlichkeit zusammen, und diese Persönlichkeit bleibt eine Zaubergewalt für alle Zukunft. Sie ist ein Kunstwerk, nicht absichtsvoll geglättet und ausgeglichen, aber stark wie die Menschen Shakespeares, vielseitig wie die Bildnisse Lenbachs, großartig und beinahe mythisch emporragend über die Gegenwart wie das Hamburger Denkmal Lederers. Sie bleibt eine Welt in sich, durchströmt von den geheimnisvollen Seelenkräften, die wir als künstlerisch empfinden, eine Offenbarung für künstlerisches Nachempfinden und ein Gegenstand für die künstlerische, die menschliche Teilnahme jeder nahen und jeder fernen Zukunft.' Zu seinem Verständnis brauchen wir nicht der Sphinxe und Sybillen am Königsplatz, zu seinem Verständnis brauchen wir nur in uns selbst jenes künstlerische Empfinden, das in diesem prachtvollen Mann eines von jenen Kunstwerken ahnt, die der Herrgott in vielen Jahrhunderten nur einmal schafft, nur dann, wenn er, des ewig gleichmäßigen Schaffens müde, alle seine Kraft und alle seine Weisheit verneint, um mitten unter die Menschheit einen Ragenden zu stellen, einen von denen, die dem geschichtlichen Leben erst den großen Inhalt verleihen. Zehn Jahre erst umfängt der Mutterschoß der Erde, was an Bismarck sterblich war, aber schon heute ist er uns zu einer Riesengestalt der Vergangenheit geworden, und wer auf das Kunstwerk dieses Lebens schaut, das auf dem vornehmsten Platze in der Werkstatt Gottes steht, der fühlt sein deutsches Herz zur Ehrfurcht gestimmt und von Schauern der Andacht erfüllt."



Hans v. Hoffensthal und sein neuester Roman

Im Herbst 1905 hat Hans v. Hoffensthal, damals ein völlig Unbekannter, seinen Erstlingsroman „Maria-Himmelfahrt" in die Welt gesandt, dem er zwei Jahre später ein zweites, „Helene Laasen" betiteltes Buch folgen ließ. Die Werke neu auftretender Epiker pflegen im günstigsten Fall hoffnungsvolle Wechsel auf die Zukunft zu sein, die jedoch verhältnismäßig recht selten auch wirklich eingelöst werden. Anders bei dem jungen Tiroler Dichter Hans v. Hoffensthal, der als Arzt in Bozen lebt. Er zeigte sofort eine unverkennbare sichere Eigenart, die man als etwas Fertiges hinnehmen mußte, sei es in Zuneigung oder in Abneigung. Die Kritik entschied sich in ihrer überwiegenden Mehrheit für die Zuneigung und schenkte seiner Kunst warmen, teilweise begeisterten Beifall. Nicht als ob nun etwa ein sensationeller Tageserfolg zustande gekommen wäre. „Maria-Himmelfahrt" war und blieb ein stilles und inniges Buch für andächtige Leser. Ein Buch, dessen Wirkung weder auf eine spannende Handlung noch auf das Raffinement moderner Psychologie gestellt war, sich vielmehr durch ein ungewöhnlich tiefes und zartes Naturgefühl, durch wunderbare Beseelung von Gebirge, Wald und Flur mit allem, was drinnen lebt und webt, durch restlose Verschmelzung der geschilderten Menschenschicksale mit diesem Stimmungsgehalt, durch eine mit dem allem rein zusammenklingende edle, poetisch gehobene Sprache in die Herzen schmeichelte.

Ein so mächtiger und feierlicher Naturhymnus, der aus subjektivem Pathos geboren war, ließ eine Wiederholung nicht zu, und man durfte darum gespannt darauf sein, was Hoffensthal in seinem nächsten Roman bieten werde. Vom Gebirge zur fruchtbaren Bozener Ebene herabsteigend, nahm er auch in „Helene Laasen" die heimatliche Natur und die durch sie bedingten Lebensformen zu getreuen Helfern, sah sich aber doch genötigt, mehr Gewicht auf die epische Erfindung zu legen. Und es gelang ihm, für die Menschen, die er zeichnete, und für die Leiden, in die er sie verstrickte, das warme Mitgefühl der Leser zu gewinnen. In diesem zweiten Buche lernen wir Peter Orgler, einen Dichter, kennen, der mit seinem Erstlingswerke, dem „Buche vom Jäger Mart", zu Ruhm gelangt. Und diesen in „Helene Laasen" bereits angekündigten und kurz skizzierten Roman hat nun Hoffensthal — freilich in wesentlich veränderter Form — ausgeführt und vor kurzem als dritte Gabe gespendet. (Egon Fleischel & Ko., Berlin 1908. 281 S. Preis Mk. 4.—)

Wiederum führt uns der Dichter in die Welt seiner geliebten Heimatberge. Am Fuß des Ritten liegt der Insamhof und unweit davon, mitten unter Bauerngütern, der Herrensitz Rappersbühl, den im Sommer der welsche Graf Palla mit seiner Familie bewohnt. In der Kinderphantasie des kleinen Mart Insam wird das geheimnisvolle Schloß zum Symbol aller Glücksträume. Und seine Pforten tun sich ihm auf: eines Tages wirbt ihn die gütige Herrin zum Gespielen ihres gleichaltrigen Sohnes Giulio. Nun geht Mart auf Rappersbühl ein und aus, in jungen Jahren wird ihm die Hut des gräflichen Waldes anvertraut, und er erhebt seine unschuldigen Blicke zu dem schönen Grafenkinde Maria, das sich doch freiwillig dem Himmelsbräutigam verschrieben hat. Aber schließlich wird die Schicksalsverkettung mit Rappersbühl sein Verhängnis. Giulio ist gleich seinem Vater ein unguter Geselle, und nur

durch Fügsamkeit hat Mart die Freundschaft mit ihm geraume Zeit aufrecht zu erhalten vermocht. Bis das Gräflein die begehrlichen Hände nach Marts Verlobter ausstreckt und dieser den Dreisten dafür züchtigt. Giulio vergißt die erlittene Demütigung nicht, aber er spart die Rache auf gelegene Zeit auf. Mart wird zum Militär einberufen: der gräfliche Herrschaftsjäger wandelt sich zum Tiroler Kaiserjäger. Und in der Innsbrucker Kaserne findet er eines Tages Giulio als seinen Vorgesetzten. Der bringt Mart durch die Zweifel, die er ihm an der Reinheit seiner Klara einflößt, zur Verzweiflung, so daß er die Herrschaft über sich selbst verliert und sich an seinem Gegner vergreift. Mit 21 Monaten Gefängnisstrafe muß er büßen. Inzwischen hat sich daheim das Schicksal des Insamhofes erfüllt. Der Bauer ist in Schulden geraten, und der alte Graf hat seine Verlegenheit benutzt, um den Hof samt dem dazu gehörigen Wald, den er längst zur Abrundung des eigenen Besitzes begehrt hat, an sich zu reißen. Der unglückliche Insambauer legt zur Sommerdürre heimlich Feuer in den Wald, der samt dem Insamhofe niederbrennt. So sieht sich Mart, als ihm endlich wieder die Sonne der Freiheit scheint, seiner Heimat beraubt. Langsam richtet sich an der Hand der Liebe sein verwundetes Herz wiederum auf. Die Gräfin stiftet das äußere Glück des Paares. Der Haß der Rittnerbauern hat die gräfliche Familie aus der Gegend getrieben. Die edle Frau sühnt nun, was ihr Gatte und Sohn an den Insamleuten verbrochen haben. Mit dem von ihr gespendeten Geld baut Mart den väterlichen Hof wieder auf, und am Tage, da das Haus fertig steht, hält er mit seiner Klara Hochzeit. Der jung sprossende Wald aber wird wachsen und groß werden mit dem neuen Geschlecht.

Es ist eine tiefernste Geschichte, über deren strengen Weg nur spärlich ein paar schwache humoristische Lichter verstreut sind. Und sie wird mit einer gewissen Umständlichkeit vorgetragen, die vom Leser geduldige Hingabe in nicht geringem Maß erfordert. Leise Zweifel, ob Hoffensthal in der Breite der Schilderungen und Motivierungen nicht doch zu viel getan habe, wollen anfangs nicht zum Schweigen kommen. Je weiter man jedoch in dem Buche vordringt und je deutlicher man, rückschauend und das Ganze überschauend, des Dichters Absichten erkennt, desto mehr überzeugt man sich, daß kaum etwas entbehrlich wäre, vielmehr jede Einzelheit einen notwendigen Baustein zum festgefügten Gesamtgebäude bildet. Planvoll und folgerichtig ist die ganze Handlung, eines geht unabänderlich aus dem andern hervor. Man spürt es förmlich bei der Lektüre, wie langen vertrauten Umgang der Dichter mit den Geschöpfen seiner Phantasie gepflogen haben muß, und wie eng ihr inneres Leben mit seinem eigenen verwachsen ist. Und doch ist es nur ein schlichter Sohn aus dem Volke, den sich Hoffensthal diesmal zum Helden gewählt hat. Aber das Gefühl der Stammesgemeinschaft und die Liebe zur selben Scholle, zur selben Natur überbrücken die Standesunterschiede und Bildungsgegensätze — ein schöner Triumph der Heimatkunst. Des Verfassers Mitleben und Mitfühlen mit seinen Romanfiguren muß notwendig auch beim Leser ähnliche Empfindungen auslösen. Wir begleiten Mart mit wachsender Teilnahme durch Wald und Flur und dann durch die damit stark kontrastierende Öde des Kasernenlebens. Wir bangen und zagen mit ihm und freuen uns, wie er aus dem Elend wieder emporsteigt. Wir bewundern die Kunst des Dichters, der den ehernen Ring dieses Menschenschicksals mit so sicherer Hand geschmiedet hat. Und wir dürfen auch seine zweckmäßigen Darstellungsmittel rühmen;

mit Recht hat er dem volkstümlichen Stoff zulieb diesmal auf den feierlich gehobenen Stil seiner früheren Romane verzichtet und dafür eine einfach-natürliche, aber weder der Kraft noch der Poesie entbehrende Sprache gesetzt.

Rudolf Krauß



Neue Bücher

Gustav Naumann, „Otto der Ausreißer". Bruchstücke aus einem Jungen-Tagebuch. (Leipzig, Verlag C. G. Naumann.) — „Vom Lärm auf dunklen Gassen." (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Man kann die beiden Bücher des Verfassers ruhig zusammennehmen, denn sie sind eigentlich beide Tagebücher. Das erste das eines Hinausziehenden in die Welt, der sich dann heimfindet ins Vaterhaus; das zweite das Leben eines nach Stürmen in der Welt draußen Heimgekommenen. Nur daß dieser Zweite nicht ins Vaterhaus kommt, sondern die Heimat hier, wo sein Herz Wurzel schlagen kann, sich erst schaffen müßte. Das gelingt ihm dann nicht, weil auf den dunklen Gassen des Lebens widrige Einflüsse ihm entgegenarbeiten. Freilich, warum das gerade „Lärm auf dunklen Gassen" heißt, das habe ich nicht verstanden. Denn gerade das stille, heimliche Arbeiten ist es, was so verderblich wirkt und diesen tüchtigen Menschen nicht zum Glücke gelangen läßt, trotzdem er zumeist mit tüchtigen und braven Menschen zu tun hat. Das Buch löst überhaupt keine rechte Befriedigung aus. Es ist ja gerade bei stark psychologisch angelegten Werken ein Verhängnis, wenn das äußere Geschehen sich der als notwendig erkannten Entwicklung gewissermaßen entgegenstellt. Der Wert des Buches liegt in der stillen Entwicklung seelischer Zustände und der wirklich künstlerischen Sprache.

Voller ist die Freude über das an der ersten Stelle genannte Buch. Das Jungen-Tagebuch hat ja den natürlichen Fehler, daß es von einem Manne geschrieben ist, der längst nicht mehr Junge ist, der mit einem viel größeren Wissen im Leben steht. Es sind nicht seelische Erfahrungen und Beobachtungen dieses Knaben, die uns gelegentlich stören, sondern gerade Bemerkungen aus dem Gebiet des Wissens. Im übrigen steckt hier viel braves Gefühl für das Werden und Reifen dieses tüchtigen Buben, der aus Ehrgefühl und unbefriedigter Liebe daheim weggelaufen ist und nun in der Fremde zum Pflichtgefühl und zur verstehenden Liebe für seinen Vater heranreift. So wird das Buch vor allen Dingen gerade der Jugend guttun.

*

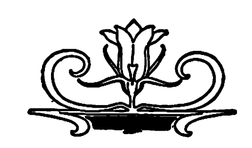
Jakob Wassermann, „Die Schwestern". Drei Novellen. (Berlin, S. Fischer. 2 Mk.)

Jakob Wassermann wird von vielen als höchster Ausdruck der „modernen jüdischen Kultur" gepriesen. Trotzdem sein einer Roman „Die Juden von Zirndorf" heißt, will das nichts nationalistisch Jüdisches oder etwa Zionistisches bedeuten. Eher könnte man von den Einwirkungen des orientalischen Blutes innerhalb des äußeren Rahmens des „modernen" Lebens sprechen. Es begegnet sich da mehr, als man gemeinhin annimmt, wenigstens soweit das Leben der heutigen Großstädte gemeint ist, und zwar gerade dort, wo man es bewußt

modern gestaltet. Man kann ja auch gerade den Einfluß des Judentums auf dieses sogenannte moderne Leben nicht leicht zu hoch anschlagen.

Was diesen Büchern durchaus fehlt, ist die Tat. Sie sind ganz auf die Darlegung psychischer Stimmungen begründet. Es widerstrebt mir, unser gutes deutsches Wort „Seele“ zu brauchen; eher Nerven. Und zwar wird das psychische Leben für diese Leute erst dort der Teilnahme wert, wo es nervös, wo es also krankhaft oder doch wenigstens nicht gesund und einfach ist. Das beste Wort ist wohl: hysterisch. Auch alle germanische Kunst hat sich von jeher mit dem Problem des Seelenlebens abgegeben und hat da die Ausnahmeerscheinung keineswegs gemieden, auch nicht die krankhafte. Aber es geschah mit einem ganz anderen Empfinden. Selbst jene Romantiker, auf die man sich hier vielleicht berufen möchte, ließen in all diesen Fällen dem Leser keinen Augenblick das Gefühl für den Gegensatz von krank und gesund verloren gehen. Und dann waren die Kräfte, die in den Werken vorgeführt wurden, Ausnahmezustände, die zur Größe oder zum Verderben führten, die aber als eine Einzeleigenschaft in einem größeren Gesamtorganismus auftraten. Hier bei Wassermann ist es just diese Krankhaftigkeit, unter deren Einwirkung alles gestellt wird. Die Ereignisse, die vorgeführt werden, sind von den Gesetzen innerer Logik frei und stehen dafür unter der Tyrannei dieser unberechenbaren hysterischen Empfindungsweise. Durch diese krankhafte Einstellung des ganzen Empfindens sind die geschilderten Menschen natürlich für alle Wahnvorstellungen zugänglich. Es drängt sie auf die Nachtseiten des Lebens, hin zum Grauenhaften, Unwahrscheinlichen, Widernatürlichen. Sie verbeißen sich dann so scharf in ihre Vorstellungen, daß die Gesundheit und Stärke nicht dagegen anzukommen vermag und unterliegt, ja sogar letzterdings das Ende herbeisehnen muß, um nur selber von dem Druck dieser völlig verzerrten Umgebung freizuwerden.

Zweifellos sind die drei Novellen, die Wassermann hier unter dem Titel „Die Schwestern“ vereinigt, weitaus das Wirksamste seiner oben geschilderten Kunst, indem hier in kleineren Rahmen die Komposition viel einheitlicher und straffer ist als in seinen umfangreichen Romanen „Alexander von Babylon“, „Renate Fuchs“. Außerdem ist aber hier die Vortragsweise von geradezu raffinierter Geschicktheit, indem merkwürdige, ja geradezu unheimliche Geschehnisse in einem fast kalten Ton vorgetragen werden, der bei scheinbarer Ruhe, aber höchster innerer Erregtheit auch nicht den kleinsten Zug in der Entwicklung dem Leser schenkt. So stimme ich jenen gern bei, die in diesen Erzeugnissen wertvolle Kundgebungen einer äußerlich überfeinerten, innerlich aufs höchste erregten, aber durch und durch schwächlichen modern-jüdischen Kultur sehen; muß aber gerade deshalb die Wirkung für unsere Kultur als schädlich bezeichnen.





Vom Geiste deutscher Plastik

Von

Dr. Karl Storck

Der Nachdruck liegt auf dem Worte *deutsch*, und ich hätte ebensogut sagen dürfen: Das Problem deutscher Plastik, noch schroffer: *Das Problem des Deutschen in der Plastik.* Es gibt in der Tat keine Kunst, die für viele Deutsche ein so schwieriges Problem darstellt wie die Plastik. Wir dürfen uns überhaupt nicht verhehlen, daß die bildende Kunst nicht so leicht, nicht mit jener Selbstverständlichkeit aus dem Boden des deutschen Lebens erwächst wie die anderen Künste.

Um das darzutun, muß ich weiter ausholen. Der Umweg wird sich hoffentlich dadurch lohnen, daß uns ein Einblick in das Werden der Kunst überhaupt gelingt.

Als tiefste Ursache des Erstehens der Kunst erscheint mir die aus dem Verlangen des Menschen nach „Glück" erwachende *Sehnsucht, über die Materie hinauszukommen.* Auch jene darwinistische Auffassung des Entstehens der Kunst als Ausfluß höchster Lebensbetätigung läuft schließlich darauf hinaus. Um bei den etwas klischeehaft gewordenen Worten zu bleiben, mußte man selbst hier sagen, daß der Kampf ums Dasein, das Ringen um die zum Bestehen *notwendige* Materie keine Kunst erzeugt. Diese entsteht erst, wenn mehr Kräfte da sind, als zu jenem roh materiellen Dasein notwendig sind. Auch darin drückt sich, wenn auch innerhalb der rein materialistischen Welt, eine Art von Herrschaft über die Materie aus. Das wird klarer, lebendiger, sobald die geistigen und seelischen Kräfte des Menschen wirksam hervortreten. Dann tritt Kunst klar als ein Mittel auf zur *Erfüllung der Sehnsucht nach Glück*, und zwar wieder das vom grob Materiellen freie Mittel. Kunst läßt sich niemals im roh materialistischen Sinne genießen. Der Genuß ist aber erst die Befriedigung, also die Erfüllung der Sehnsucht nach Glück.

Es mußte sich ja dem Menschen die Überzeugung aufdrängen, daß alles Materielle so eng umgrenzt, so sehr allen Bedingungen der Materie

unterjocht ist, daß in ihm alle Beglückung leicht gestört werden kann. Irgend eine Krankheit des Körpers, eine Unvollkommenheit seiner Werkzeuge begrenzt in höchstem Maße die Beglückungsmöglichkeit des Menschen innerhalb der materiellen Welt. Es verbindet sich darum mit der Vorstellung von Glück die der Freiheit von den Bedingungen des Daseins. Ein Über-der-Materie-Stehen ist somit das Endergebnis.

Das Bewußtsein der Beseeltheit hat den Menschen dahin geführt, in dieser Seele, die ihm außerhalb der Bedingungen der Materie zu stehen schien, das Glücksmittel zu suchen. Der höchste Ausdruck dieser Erkenntnis ist die Religion. Sie hat den Menschen dahin geführt, das Glück außerhalb der materiellen Welt zu sehen. Sogar das mit so sicherem Bewußtsein innerhalb dieser Welt stehende Griechentum hatte die Gestalt des Diogenes, kannte den Stoizismus. Beide bedeuten die Überwindung, die Verachtung der Materie. Das Wesen des Christentums aber ist der Transzendentalismus, die Verlegung des Schwerpunkts des ganzen Seins in ein immaterielles Jenseits. Man weiß, wie man auf diesem Wege zu einem Asketentum gelangt ist, das den Körper als elende Fessel des Daseins betrachtete, in der Erde ein Jammertal sah, in das der Mensch verbannt sei, um in den in ihm unvermeidlichen Leiden sich das Dasein des Himmels zu verdienen. Der Buddhismus aber ging einen Schritt weiter und erkannte als höchstes Ziel des Seins das Nichtsein, die Auflösung. In ihr liege das Glück.

Gegenüber dieser einseitig seelischen Entwicklung hat es immer die einseitig körperliche gegeben. Die materialistische Weltanschauung ist so alt wie die Welt selbst. Die Überzeugung, daß durch Befriedigung der von den verschiedenen Sinnen des Menschen aufstellbaren Wünsche der gesamte Organismus Mensch beglückt werden könne, drückt sich in naivster Form im Märchen, ja in der Auffassung vom Wesen des Himmels aus.

Es konnte dagegen einer ruhigen geistigen Betrachtung niemals entgehen, daß diese beiden Glücksauffassungen nicht nur einseitig, sondern in Wirklichkeit auch undurchführbar sind. Der Mensch ist eine Zusammensetzung von körperlichen, oder sagen wir schärfer von sinnlichen, geistigen und seelischen Kräften. Es ist klar, daß die wirkliche Weiterentwicklung dieses Menschen nur in der harmonischen Ausbildung aller dieser Kräfte liegt. So ergibt sich auf dem Wege einfacher Logik, daß ein wahres Beglücktsein nur bei Nichtverkümmerung irgend einer dieser Kräfte möglich ist. So unverkennbar es ist, daß diese verschiedenartigen, im Menschen vereinigten Kräfte in sich den steten Anlaß zur wechselseitigen Durchquerung, zur Aneinanderreibung, also zu Kämpfen und Konflikten bedeuten, so ist doch ebenso sicher, daß sie alle im Ideal zum harmonischen Ausgleich berufen sind, daß sie in diesem Ideal nicht mehr als Gegner, sondern als wechselseitige Steigerer auftreten müssen, so daß also auch das höchste Glücksideal der Menschheit in der harmonischen Ausbildung, in der gleichzeitigen Befriedigung aller dieser Kräfte liegen muß.

Es braucht nicht ausgeführt zu werden, daß die oben gekennzeichneten einseitigen Glücksbestrebungen dazu nicht imstande sind. Mögen sie einem einzelnen Individuum zur vollen Befriedigung verholfen haben, so bleibt doch der Menschheit das Gefühl, daß diese Einzelerscheinungen nicht typische Geltung haben, ja daß ihre Beglückung nur durch eine nach einer Richtung verkümmerte Naturanlage möglich wurde. In der Praxis des Lebens sehen wir auch alle diese Anschauungen mit Kompromissen arbeiten.

Freilich zeigt die Geschichte der Menschheit in jedem Falle, daß die Materie als Glücksbringer am engsten begrenzt ist. Während wir bei den christlichen Mystikern des Mittelalters und auch bei einzelnen Gestalten des Buddhismus ein hohes Beglücktsein durch rein seelische Mächte sehen, braucht die Materie wenigstens eine Verschönerung oder Verklärung durch geistige und seelische Kräfte, um zu diesem Glücke verhelfen zu können. In größtem Umfange und in schönster Vollendung haben wir diesen Zustand im klassischen Griechentum. Das Mittel, das ihm dazu diente, sein ganzes Dasein harmonisch abzurunden und zu verklären, war die Kunst. Auch seine Religion war eigentlich künstlerische Gestaltung. Die rein transzendentalen Stimmungen des Menschen, die natürlich auch dem Griechentum nicht fehlten, wußte es in einer ganz eigentümlichen Art durch eine, geradezu als Reinigung wirkende zeitweilige Hingabe an diesen Transzendentalismus in den „Mysterien" abzufinden, und für sein übriges Leben dadurch von diesen Stimmungen frei zu werden. Für dieses gesamte Leben aber brachte die Kunst den höchsten ethischen und sittlichen Inhalt und gleichzeitig die höchste Verschönerung des gesamten körperlichen Daseins.

Künstler war auch der Mensch, in dem wir die wunderbarste harmonische Ausbildung aller körperlichen, geistigen und seelischen Kräfte bewundern: Goethe.

Wie erklärt sich diese Macht der Kunst, die scheinbar unüberbrückbaren Gegensätze auszugleichen, ja, sie so zu verbinden, daß sie sich wechselseitig zu einem herrlichen Gesamtbilde erhöhen?

Die Kunst besitzt die Fähigkeit, das innerste Erleben des Menschen zur sinnlichen Wahrnehmung, also in den Bereich der Aufnahmefähigkeit durch die Sinne zu bringen. Das bedeutet, daß die Kunst das Geistige und Seelische gewissermaßen zu materialisieren vermag. Umgekehrt vermag die Kunst die Materie zu vergeistigen und zu beseelen durch höchste Verschönerung dieser Materie, durch Beseitigung oder doch Überwindung der in der Wirklichkeit auf dieser Materie lastenden Gesetze.

Selbst dort, wo die Kunst denkbar weit in der Materie haften bleibt, für materielle Zwecke und Bedürfnisse arbeitet, selbst in der Architektur, erleben wir diesen Triumph über das grob Materielle. Wenn der gotische Turm sich zu schwindelnder Höhe emporreckt, so wird die Empfindung des Lastens der Erdschwere, der Steinmassen um so mehr aufgehoben, als diese Steinmassen in möglichst durchbrochener und luftiger Weise emporgebaut werden. Wir sehen schließlich beim Turm eines Straßburger Münsters

nicht mehr die Materie der Steinmasse, aus der der Turm besteht, sondern das Durchbrochensein dieser Masse, die Luftigkeit des ganzen Aufbaus. Um so mehr, als in Höhen, die dem Menschen scheinbar unerreichbar sind, dieser seine höchste Lebenslust und Lebenskraft in künstlerischen Bildungen an dieser Materie betätigt. Die anderen bildenden Künste bringen dann geradezu eine Übersetzung der Materie ins nicht mehr Materielle. Die Malerei zeigt uns, wie das durch die perspektivische Kunst lebendig materiell Wirkende in die Welt des Scheines hinübergebracht ist. Bei den redenden Künsten verflüchtigt sich in steigendem Maße vom Tanz über Dichtung zur Musik das Material, so daß wir in der Musik schließlich überhaupt nichts Greifbares mehr haben, daß hier der sinnlichen Welt nur der vorüberschwebende, in seinem ganzen Wesen nicht haltbare Ton entnommen ist.

Also auf der einen Seite Hinüberholen des Nichtmateriellen in den Bereich des materiell Faßbaren; auf der anderen Seite Hinüberbringen der Materie ins Reich des Geistigen und Seelischen. So gibt die Kunst ohne ein Jenseits, ohne Vernichtung irgend einer Kraft, ohne Zurücksetzung irgend einer menschlichen Fähigkeit die harmonische Ausbildung all dieser Fähigkeiten zu einem wunderbaren Gebilde. So trägt sie in sich die Möglichkeiten der Befriedigung des Menschen in seiner Gesamtheit; so ist sie die wahre Beglückerin des Menschen.

* * *

Man erkennt nach diesen Ausführungen, daß man auf zwei Wegen zur Kunst gelangt, daß auf diesen beiden Wegen die Menschen also auch erreichen können, sich auf dieser Erde glücklich zu fühlen. Der eine bringt die Bereicherung dieser Erde durch die seelische Welt; auf dem anderen wird die Erde bis zu einer Stufe verschönt und durchgeistigt, daß auch der vom Irdischen ausgehende und im Irdischen wurzelnde Mensch geistiger und seelischer Werte teilhaftig wird.

Es geht uns hier nichts an, welche von beiden die höhere Kunst, welcher von beiden Wegen der wertvollere sei. Man sollte überhaupt niemals in dieser Weise rechten, sondern sich an die Ergebnisse halten und seine Freude und Aufnahmefähigkeit nicht durch Erwägungen schmälern, die aus einer unharmonischen Weltanschauung, in der die Einseitigkeit einer mehr materialistischen oder mehr seelischen Auffassung herrscht, erzeugt sind. Im glücklichsten Falle — wir nannten oben den schönsten: Goethe — vereinigen sich ohnehin beide Wege zur Einheit.

Aber es ist klar, daß in der Benutzung der beiden Wege sich die Verschiedenheit der einzelnen Menschen, im weiteren Sinne der Völker und Rassen offenbart. Wir stehen hier vor der letzten Erklärung der nationalen Verschiedenheiten in der Kunst. Auch hier wäre es ein Fehler, einseitig vorzugehen, bis aufs letzte zu verallgemeinern. Ein Verhängnis ist es auch, in der Erklärung für die auffällige Tatsache des Wählens verschiedener Wege nach einer einzigen Grundursache zu suchen. Es ist nicht die Rassenveranlagung allein, die das mit sich bringt, ganz abge-

sehen davon, daß wir so selten Rassenreinheit finden. Es ist aber auch nicht das sogenannte Milieu — wir wollen den in seiner eigentlichen Wortbedeutung ja sogar unzutreffenden Ausdruck der Kürze halber verwenden —, das die Erklärung für diese Tatsache abgibt. Es spielen hier auch die geschichtlichen Erlebnisse der Völker, die Wandlungen in den sozialen und ökonomischen Verhältnissen eine bedeutsame Rolle, erst recht natürlich für den einzelnen Künstler. Alle diese Kräfte zusammen bewirken in Gemeinschaft mit der Macht der Überlieferung, die sich durch die Erziehung im höchsten Maße äußert, daß nicht nur der einzelne Künstler, sondern die größere Gesamtheit einzelner Völker von vornherein in verschiedenartiger Einstellung zur Kunst stehen.

Wir gewahren in unserem heutigen Kunstleben als die zwei hervorragendsten Gegensätze das romanische und das deutsche Verhältnis zur Kunst, und um es roh auszudrücken, können wir als das Wesen der romanischen Kunst das Herkommen von der Erde, von der Materie, — als das der germanischen den Ursprung aus den seelischen Trieben erkennen. Wir pflegen es auch so auszudrücken, daß dem Romanen die formale Kunst, dem Germanen die seelische vor allem eigne. Einzelne Ausnahmen gibt es hüben und drüben. Daß dabei sicher oft Blutmischungen die letzten Ursachen sind, hat Ludwig Woltmann am germanischen Bluteinfluß bei romanischen Künstlern nachgewiesen. Wir haben dafür sicher auch oft genug mit semitischem Blut zu rechnen.

Im letzten Grunde sind aber sicher auch besonders glückliche Umstände des rein persönlichen Lebens in früher Jugend imstande zu bewirken, daß in der einzelnen Künstlernatur von vornherein beide Kräfte am Walten sind. Wenn wir Deutsche an Mozart und Goethe denken, so haben wir zwei wunderbar leuchtende Beispiele für das völlige Einswerden seelischer und formaler Kultur. Wir haben darüber hinaus in Mozart zweifellos jenen Künstler hervorgebracht, dem die höchste apollinische Verklärung des Irdischen gelang, bei dem die Verschönerung der Materie auf eine so hohe Stufe gebracht worden ist, daß wir sie geradezu nur noch seelisch mitzuerleben vermögen. Und wenn wir vom Olympiertum Goethes sprechen als einem jupiterhaften Thronen über allen Widersprüchen der Erde, so haben wir durch Mozart auch das apollinische Olympiertum, das vermöge seiner göttlichen Glücksveranlagung aus allen Erscheinungen heraus nur das Harmonische erlebt, von diesen Gegensätzen also gar nicht mehr berührt wird. Aber diese beiden Künstler sind auch innerhalb der an Erscheinungen so ungeheuer reichen deutschen Kunst Ausnahmeerscheinungen; und nicht nur ihre Stellung in der Welt, sondern auch unser Empfinden gegenüber ihren Persönlichkeiten und ihrer Kunst kennzeichnet sie uns als die universalsten Künstler der Welt.

Im allgemeinen ist es eine unleugbare Tatsache, daß die deutsche Kunst in der Kultur der Sinne, in der Kultur der Formen hinter der romanischen zurücksteht. Die deutsche Kunst ist ihrem ganzen Wesen nach

Ausdruckskunst, das heißt Versuch, das seelische und geistige Leben mitzuteilen, während die gesamte Richtung der romanischen Kunst dahin geht, die Erscheinungen der Welt sich künstlerisch zu eigen zu machen. Die romanische Kunst zieht also ihre Nahrung aus der Umwelt, die deutsche aus der Innenwelt. Daß diese Anlage von vornherein im deutschen Wesen liegt, ist unverkennbar. Sie zeigt sich von den ersten Anfängen unserer Kunst, offenbart sich am charakteristischsten dort, wo scheinbar ein Gleiches angestrebt wird wie in ausländischer Kunst. Darin liegt im psychologischen Sinne der unvergleichliche Wert der mittelalterlich-ritterlichen Kunst, weil diese im letzten Grunde Übernahme ist romanischer Kunst, z. B. bis zu einem gewissen Grade einfache Übersetzungsliteratur, wobei sich nun doch in tausend Einzelheiten in der Einstellung zu dieser gesamten Welt das deutsche Wesen offenbart. Man denke auch in der Plastik etwa an die Gestalten der „Kirche" und „Synagoge" am Straßburger Münster, die „stilistisch" unverkennbar von Frankreich herkommen, in der Art, durch die Körperhaltung einen seelischen Inhalt auszudrücken, in der französischen Plastik der Zeit aber kein Seitenstück haben.

Wir haben dann eine Zeit gehabt, in der unsere gesamte Lebenskultur sich blühend entwickelte. Das fünfzehnte, und auch die ersten Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts zeigen den gesamten Lebensstand des deutschen Volkes in einer hohen Pflege des äußerlichen, körperlichen Daseins, in einer hohen Freudigkeit an den materiellen Genüssen dieses Daseins und einer großen Fähigkeit, dieses materielle Leben zu verschönern. Zu untersuchen, wie weit diese Entwicklung weiter zu führen gewesen wäre, wäre müßig. Um so mehr als jene ungeheure Geistesbewegung, die wiederum die seelische Frage in den Mittelpunkt des deutschen Lebens rückte, ja keineswegs von außen aufgezwungen, sondern höchste Betätigung deutschen Wesens war: Die Reformation ist letzterdings die deutsche Renaissance. Daß die durch die ganze Welt gehende Bewegung des Individualismus (das war letzterdings die Renaissance) in Deutschland sich so ganz anders offenbarte als in den romanischen Ländern, wo sie ja vielfach zur höchsten Entfaltung körperlicher Kultur geführt hat, ist schließlich ein erneutes Zeichen für die Übermacht dieser seelischen Veranlagung im Deutschen.

Der Dreißigjährige Krieg als Abschluß langer, vorangehender Kampfzeiten brachte dann nicht nur die Zerstörung aller vorhandenen Lebenskultur, sondern auf lange hinaus die Vernichtung aller ökonomischen Grundlagen einer materiellen Kultur. Wenn man in so erbärmlichen Verhältnissen um die Bedingungen des nackten Daseins zu kämpfen hat, denkt man gar nicht an die Schönheitsgestaltung dieses Daseins. So war es denn auch selbstverständlich, daß, wer überhaupt an eine solche Erhöhung des Lebensgenusses denken konnte, sich die Mittel aus jenem Auslande verschrieb, in dem sie zur höchsten Entwicklung gediehen waren. Damit geriet nicht nur die Lebensführung der vornehmeren deutschen Schichten, sondern auch deren Geist in die Abhängigkeit vom Auslande. Infolgedessen bedurften

wir, um überhaupt wieder ein Volk zu werden, vor allen Dingen der geistigen Befreiung. Was damals den Deutschen aufrechterhalten konnte, lag nicht innerhalb der sinnlichen und materiellen Welt. Das waren nur geistige und vor allem seelische Mächte.

In jener Zeit ist die deutsche Religiosität im Volke wieder stark emporgeblüht, wie ja auch vor allen Dingen die Religion geholfen hatte, die schwere Leidenszeit zu überstehen. Die Kunst aber, die jetzt erblühte, war ein Aufbäumen dieser seelischen Kräfte gegen die Heimsuchungen durch die materielle Welt. In jener Zeit ist die Musik zur Kunst des deutschen Volkes geworden. Man betrachtet gewöhnlich die Entwicklung der Künste zu einseitig von der Entwicklung einer Kunst aus. Und so pflegt man auch den geistigen Wiederaufschwung des deutschen Volkes von seiner literarischen Erhebung zu datieren. Man übersieht dabei, daß Klopstocks frühestes Auftreten (1748) beinahe mit dem Todesjahre des Riesen Joh. Seb. Bach zusammenfällt, in dem der deutsche Geist eine der gewaltigsten und tiefsten Offenbarungen aller Zeiten gefunden hat. Aber auch Bach war letzterdings nur die Krönung einer ihm vorausgehenden, mehrere Jahrzehnte blühenden musikalischen Entwicklung. — Auf die Musik, die seelischste aller Künste, folgte dann die Wiedererhebung der Dichtung, und erst zuletzt die der bildenden Künste; ja wir können lange Zeit von einer wirklich bodenständigen und eigenwüchsigen deutschen bildenden Kunst nicht sprechen. Und bezeichnenderweise hat auch hier ein Mann der Feder für das neue Verständnis an bildender Kunst mehr gewirkt als die bildenden Künstler selber. Winckelmanns Arbeiten sind für das Verständnis der Antike bedeutsamer geworden, als die Malerei eines Raphael Mengs, der ja auch selber als Wirkungsstätte das Ausland aufsuchte.

Die Verhältnisse haben sich seither langsam gewandelt, und sicher dürfen wir den unverkennbaren Aufschwung in der Stellung der bildenden Künste innerhalb des gesamten deutschen Kulturlebens mit der gesamten Steigerung der nationalen und ökonomischen Wohlfahrt unseres Volkes in Parallele setzen. Der Überzeugung können wir uns aber nicht verschließen, daß das deutsche Volk nach seiner Anlage, die durch seine Erlebnisse noch verstärkt worden ist, in der Kunst vor allen Dingen das Hilfsmittel zur Stärkung seines seelischen und geistigen Lebens besitzt; daß es dagegen in der rein sinnlichen Kultur im Bedürfnis sowohl wie in der Fähigkeit, die Erscheinungen des Lebens als solche zum Inhalt der Kunst zu machen, hinter den romanischen Völkern zurücksteht.

Betrachten wir von den oben entwickelten Gesichtspunkten aus die einzelnen Künste daraufhin, ob sie mehr jener Kunstentwicklung dienen, die die seelischen Kräfte ins Irdische hineinzwingen oder die irdischen Mächte hinaufentwickeln zum Besitz eines hohen geistigen Lebens, so werden wir als das natürlichste Gebiet, auf dem die Geistigkeit sich betätigt, vor allen Dingen die Musik und dann die Poesie erkennen, während die bildenden Künste dadurch, daß sie ja die künstlerische Gestaltung des von der Sinnen-

welt Dargebotenen sind, mehr der Entwicklungslinie der Körperlichkeit angehören. Das bestätigt ja auch die geschichtliche Entwicklung. Und daher kommt es, und damit kehren wir zum Ausgangspunkt dieser Ausführungen zurück, daß die bildenden Künste nicht mit jener Naturnotwendigkeit aus dem deutschen Leben hervorwachsen wie Musik und Poesie. Oder aber, diese bildenden Künste müssen für den Deutschen etwas anderes werden, als sie dem Romanen sind. Sie dürfen nicht bloß höchster Ausdruck der sinnlichen Kultur sein, sondern müssen auch zu einem Werkzeug der seelischen Kultur werden können.

Hier liegt in der Tat die Sonderstellung der deutschen bildenden Kunst innerhalb derjenigen der gesamten Welt; hier ihr höchster Wert. Hier allerdings auch der Grund dafür, weshalb die deutsche bildende Kunst von schwereren Problemkämpfen über ihre Aufgabe erschüttert worden ist als jede andere; hier der Grund, weshalb unsere bildenden Künstler schwerer haben ringen müssen um die Ausdrucksmittel ihrer Kunst als die der anderen Völker; hier die Ursache für die Zwiespältigkeit, die im Leben der bildenden deutschen Kunst von je her bis auf den heutigen Tag geherrscht hat. Es würde zu weit führen, in diesem Zusammenhange diese fesselnden Probleme, die sich schließlich auf die Frage „Form und Inhalt“ zuspitzen, näher zu untersuchen.

Als Sehen und Schauen können wir in der bildenden Kunst jene beiden großen Gegensätze bezeichnen. Sie decken sich nicht mit Realismus oder Naturalismus und Idealismus; vor allem nicht, wenn man den letzteren im Sinne von Schönheitsgestaltung auffaßt. Denn diese Schönheit offenbart sich doch ausschließlich im Körper. Idealismus und Naturalismus sind im Grunde nur Berg und Tal in der Wellenbewegung, die die Auffassung von körperlicher Schönheit im Laufe der Zeiten durchmacht. Diese Bewegung geht von der möglichst treuen Kopie der Einzelerscheinung in der Natur bis zum Schaffen eines aus einer unendlichen Zahl dieser Erscheinungen abgeleiteten Kanons, wie ihn Polyklet und Lysipp für das Altertum aufgestellt haben, wie ihn die Renaissance wenigstens anstrebte. Die seelische Kunst dagegen bedarf keines schönen Körpers zum Ausdruck, und gar ein schöner Normaltypus würde ihr ihre Aufgabe nur erschweren. Es ist für dieses Verhältnis bezeichnend, daß die griechische Kunst diesen Normaltypus aufgab, als sie Charakteristik anstrebte.

In der Natur der Bildhauerei liegt es nun, daß die Entwicklung sich zumeist auf jener Linie zwischen getreuer Naturnachbildung und idealistischem Typus bewegt, daß sie das Körperliche fast ausschließlich betont, daß sie im Grunde für freie, schweifende Phantasie wenig Gelegenheit bietet. Lionardo da Vinci, der bekanntlich beide Künste übte, hat auch auf diesen Unterschied zwischen Malerei und Bildhauerei hingewiesen und gemeint, daß jene mehr den Geist, diese mehr den Körper des Künstlers anstrenge, woraus natürlich auch eine Verschiedenartigkeit der Stoffgebiete folge. In der Tat müssen Gedanken und Gestalten der Phantasie, muß die Verkörperung des im Grunde Körperlosen in einer Kunst, die mit einem

so greifbaren, dreidimensionalen Material arbeitet, seltsam berühren. Könnte man sich Böcklins Gemälde, trotzdem einer ihrer Hauptvorzüge in ihrer glänzenden Raumgestaltung liegt, in der Plastik denken? Oder wem haben umgekehrt die Engelsköpfe auf der Stuhllene des Klingerschen „Beethoven" nicht zunächst das etwas peinliche Gefühl wachgerufen, daß sie sich in den Körper Beethovens eindrücken müßten, sobald er sich zurücklehnen würde? Wäre das Ganze ein Gemälde, man hätte diesen Engelsköpfen gegenüber niemals den Eindruck des Körperlichen gehabt, sondern sie als flatternde Gedanken aufgefaßt. Es zeigt sich aber schon in solchen Kleinigkeiten, daß Klingers Beethoven eigentlich malerisch, letzterdings als Radierung gedacht ist.

In der Bildhauerei steht an Stelle dieser Phantasiegestaltung die psychologische Durchdringung des Körpers, die Gestaltung der Seele in den Körperformen. Weil das ebenso selten ist wie die Böcklinsche Fähigkeit, mit den Kräften seiner Phantasie aus dem Chaos der Phantasievorstellungen nie gesehene Wesen lebensfähig zu schöpfen, weil dazu eine Art geistiger Sehschärfe gehört, die an sich mit dem gesteigerten Sehenkönnen des Künstlerauges nichts zu tun hat, sind Bildhauer dieser Art zu allen Zeiten so selten gewesen. Deshalb behauptet die Masse der Bildhauer im Gegensatz zur Malerei heute noch wie ehedem, in der Theorie und mehr noch in der Praxis, daß ohne allegorische Zutaten nicht auszukommen sei. In diesen Beigaben stecken dann die sogenannten Gedanken und Einfälle, hier ist der Spielraum der Phantasie, während in der Hauptgestalt selbst nur die körperliche Erscheinung wiedergegeben wird. Und man verträgt dieses äußerliche Verhältnis, einem Bildwerk seinen geistigen Gehalt durch Beigaben zu verleihen, der Bildhauerei gegenüber auch heute noch in weiten kunstliebenden Kreisen, die es bei der Malerei undenkbar und unerträglich finden würden.

Es ist aber kein Grund einzusehen, weshalb es dem Bildhauer nicht möglich sein sollte, die menschliche Persönlichkeit ohne erklärendes Beiwerk geradeso überzeugend darzustellen, wie dem Maler. Den Vorteil, der im sinnlichen Ausdrucksmittel der Farbe liegt, gleicht das Plastische des Materials, das völlig den Raumverhältnissen des Körpers folgen kann, doch zum wenigsten aus. Was aber bei der Darstellung des Individuellen erreichbar ist, muß auch für die des Typischen gelten. Denn dieses ist ja nur gehobene Individualität. So gut es gelingen muß, eine eitle Frau zu charakterisieren, so gut muß man auch die Eitelkeit durch eine Frauengestalt ausdrücken können, ohne daß man dieser eine Pfauenfeder oder einen Spiegel in die Hand gibt. Niemand wird leugnen, daß es menschliche Erscheinungen gibt, in denen eine gewisse seelische Eigenschaft ihres Trägers in geradezu augenfälliger Weise zum Ausdruck kommt. In einem solchen Falle würde also bereits eine ganz treffende naturgetreue Wiedergabe dieser körperlichen Erscheinung zum Ausdruck der betreffenden seelischen Eigenschaft ausreichen. Das Wählenkönnen, das Betonen des Wesentlichen gegenüber dem Zufälligen, ist für jede künstlerische Arbeit unerläßlich. Diese Arbeit in höchstem Maße zu leisten dadurch, daß er überhaupt nur solche

Individuen wählt, die ihrer körperlichen Erscheinung nach die betreffende Eigenschaft haben können, daß er sodann alles diesen Ausdruck Steigernde herausholt, das andere zurückdrängt, ist die Aufgabe des Künstlers, der in Körperformen Seelenleben gestalten will.

Ich glaube, in diesen Worten das Wesen der deutschen Plastik auf eine kurze Ausdrucksformel gebracht zu haben.



Neue Bücher

Das Automobil 217-UU. Text von Edmond Cuénoud. Zeichnungen von Carlègle. Übersetzung von Gräfin Eckbrecht v. Dürckheim-Montmartin. (Verlag Hans v. Weber, München.)

Ich halte sie für „unverbesserlich" — die Automobilisten nämlich, sonst sollte man ihnen diese schauerliche Geschichte eines moralisch veranlagten Kraftwagens, der von einem unvernünftigen Fahrer gelenkt wird, in einer Taschenausgabe überreichen, die sie stets bei sich tragen müssen. Aber, wie gesagt, ich halte sie für unverbesserlich. Und so werden sie von dem Buche entweder gar keinen Eindruck haben, oder sie werden sich an den keck hingeworfenen, mit ungemein feinem Farbensinn ausgetuschten Zeichnungen ergötzen, die eine erlesene Probe echten französischen Übermuts sind. Das Schicksal des bösen Fahrers aber, der von seinem erzürnten Wagen abgeworfen wird, wird sie ebensowenig erschüttern wie der Selbstmord des Wagens, der von seiner Reue erst durch die Welt getrieben wird und schließlich die letzten Benzintropfen dazu verwendet, um sich noch ins Wasser zu stürzen. Die Übersetzerin hätte übrigens gut daran getan, wenn sie sich eine der letzten Nummern der „Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins" verschafft hätte, allwo sie eine lange Reihe von Verdeutschungsvorschlägen für das schreckliche Wort Automobil gefunden hätte. Das wäre um so vorteilhafter gewesen, als diese Verdeutschungsreihe für jedwedes Empfinden einen passenden Ausdruck dargeboten hätte. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, zu allgemeiner Gemütsergötzung und Belehrung die betreffenden Strophen des Lohmeyerschen Gedichtes hierherzusetzen:

„Seht, wie ein Engel naht der Rache,
Der Hachepachemachedrache:
's Automobil, der Überwagen
(Man kann auch Flutschekutsche sagen);
Selbstfahrer auch, Kraftwagen heißt es,
Und Mensch und Vieh zu Boden schmeißt es;
Bisweilen um sich selber kreist es,
Und ekles Fleckenwasser speist es,
Und viel zerreißt es, oft entgleist es,
Man sieht und riecht mit Schrecken meist es;
Nur wer eins hat, der freilich preist es
Als „Weltrekord" des Menschengeistes.
Doch seht, es steht, das Tufftufftuff,
Das Höllenroß, genannt Muffmuff.
Und oben thront — horreur! malheur! —
Der Redakteur, der Herr Chauffeur.
Der Kraftner, Lenker, Fahrer, Führer,
Der Fahrwart, Blitzfritz, Staubaufrührer,
Der Stänkerlenker, der Mordsportdenker,
Der Hasenhenker, der Nasenkränker,
Der Höllenkutscher, der Tuthornlutscher,
Der Schunkelunkel, der Grabenrutscher,
Der Dünstlerkünstler, der Brodemspucker,
Der Meilenschlucker, der Wegstaubschnucker,
Der Riechwart, Duftschuft, Springinsfeld,
Der Stinkfink, Fauchgauch, Ruckindiewelt,
Der Obertober, der Schmettervetter,
Der Plotzprotz — halt, zum Donnerwetter!
Genug, genug! ich mache Schluß,
Weil alles mal sich end'gen muß.
Hab' mir den Zorn geschimpft vom Herzen
Und — fühl' nun fast der Reue Schmerzen.
Drum eh' ich geh', ich gift'ger Tadler,
Ruf' ich: Verzeih, du Straßen-Adler:
Was ich auch gegen dich ersann,
Bist doch vielleicht der Zukunftsmann.
Was jugendwild jetzt in dir gärt —
Sorg, daß sich's setzt, sorg, daß sich's klärt,
Daß sich der Most als Wein bewährt,
Und — nenn dich deutsch und dein Gefährt!





Richard und Minna Wagner

Eine Tragödie

Aus Richard Wagners Briefen dargestellt
von

Dr. Karl Storck

Am 3. Januar 1866 schreibt Wagner an seine Schwester Louise Brockhaus, daß er an seiner Biographie diktiere. Er sei nun bis zum einundzwanzigsten Jahre vorgedrungen. „Bis zu dieser Lebenszeit konnte ich nur in heiterem Tone selbst über alle meine Verirrungen berichten: von da ab wird mein Leben ernst und bitter, und ich fürchte, der heitere Ton wird nun mich verlassen — es kommt meine Heirat! Von ihr weiß kein Mensch, was ich durch sie gelitten habe!"

Doch heute wissen wir es oder können es wenigstens nachfühlen. In zwei Bänden von zusammen sechseinhalb hundert Seiten liegen uns die Briefe „Richard Wagners an Minna" Wagner vor. (Berlin, Schuster & Löffler, Mk. 10.—.) 269 Briefe sind hier vereinigt; der letzte ist vom 28. September 1863. Warum die Briefe mit diesem Tage abbrechen, wird uns nicht erklärt. Es wären natürlich die Briefe, die Wagner aus der Münchener Zeit an seine getrennt von ihm lebende Frau richtete, für uns besonders wertvoll gewesen. Das ist aber nicht die einzige Merkwürdigkeit dieser Ausgabe, die in einer von jeglicher Herausgebertätigkeit so baren Form vor uns hintritt, daß es etwas Auffälliges hat. Kein Register, keinerlei Anmerkungen über die angeführten Personen, keinerlei Mitteilungen über die Art der Auslassungen in den Briefen; überhaupt nichts, als der nackte Text. So oft den Briefausgaben zu viel der Erläuterungen beigegeben werden mag — hier ist zweifellos zu wenig geschehen, was für die Wirkung der Veröffentlichung sehr zu bedauern ist. Denn diese Bände sind berufen, endgültig und in den weitesten Kreisen Klarheit zu schaffen über das Verhältnis Wagners zu seiner ersten Frau. Ich habe es

allen früheren Briefveröffentlichungen gegenüber betonen können, daß meines Wissens noch kein Künstler so durch das Bekanntwerden seiner intimsten Lebenskundgebungen gewonnen hat, wie der Mensch Richard Wagner. Und so wächst er durch diese Briefe, die an das ihm während dreier Jahrzehnte am nächsten verbundene Wesen gerichtet sind, am allerbedeutsamsten. Nirgends noch hat sich die Gütigkeit, die das Grundwesen der Natur Wagners war, so schön geoffenbart, wie hier. Nirgendwo ist seine Liebefähigkeit, die ganz selbstlos ist und darum zum Mitleiden mit den anderen wird, so leuchtend hervorgetreten. Daraus erwächst die einzigartige Geduld dieser so leidenschaftlich veranlagten Natur gegenüber einem anders gearteten Wesen, das wie seine Frau ihn niemals verstand, ihn niemals erkannte und ihn, allerdings gegen den eigenen Willen und zur Selbstqual, fast durch jede Äußerung peinigte. Bewundernswert zeigt sich auch hier wieder Wagners einzigartige Lebenszähigkeit, sein unvergleichlicher Mut. Nicht nur in der Art, wie er diese Jahre furchtbarster äußerer Lebensnot durchkämpfte, wie er aus jedem einigermaßen glücklichen Anzeichen neuen Ansporn gewinnt, sondern daß er auch in seiner unglücklichen Ehegeschichte immer wieder an die Möglichkeit der Besserung glaubte, und wo die Vergangenheit trübe war, in elendester Gegenwart auf eine schöne Zukunft rechnete. Wie oft hat man diesen Mann als selbstsüchtig gescholten. Ich kann mir eine selbstlosere Natur nicht denken, als sie sich nun in dieser stattlich gewordenen Reihe von Briefbänden offenbart. Selbstsüchtig, ja, wenn man dem Irrtum verfällt, als suche er für seine Person, was er für die Sache erstrebte. Es ist etwas Wunderbares, wie dieser Mensch früh seinen hohen Lebensberuf erkennt, wunderbar, wie er ihm treu bleibt, wie er für dessen Erfüllung alles einsetzt, am wenigsten dabei sich selber schont. Und wo es diese Sache gilt, da ist er rücksichtslos, da sind seine Ansprüche so hohe, daß wir es begreifen, wenn die im Bann des Gewöhnlichen Stehenden unter seinen Zeitgenossen über diesen Menschen die Köpfe schüttelten. Da erscheint es ihm selbstverständlich, daß jeder, der sich sein Freund nennt, Opfer an jenem Materiellen bringe, das er selbst so gering achtete.

Aber soweit seine eigene Person in Betracht kommt, da gibt er nur. Man muß es in seinen Briefen verfolgen, wie sich je nach dem Adressaten seine Art ändert, wie er keinem sich aufzwingt, sondern jedem das zu sein versucht, was der begreifen kann. Und von keinem verlangt er etwas; aber mit rührender Dankbarkeit erschließt sich die überquellende Fülle seines Herzens gegenüber jedem, der ihm Liebe und Freundschaft entgegenbringt. Gerade wenn man neben diese Briefe an Minna jene an Mathilde Wesendonck hält, fühlt man diesen Unterschied. Er hatte früh erfahren müssen, daß Minna für sein innerstes Künstlertum das Verständnis abging. So unterhält er sie denn von allen äußeren Erscheinungen und Lebenserfahrungen seiner Kunst, verweilt mit besonderer Ausführlichkeit auf jenem einzigen Gebiete, wo sie beide innerlich sich begegnet zu sein scheinen, in der Liebe

zu den Tieren. Erstaunlich ist es, wie Wagner bei aller Gehetztheit seines Lebens die Zeit zu diesem ausführlichen Briefwechsel findet; wie er sich über die Kürze von Briefen entschuldigt, die uns Heutigen, mehr an den Telegrammstil Gewöhnten, bereits lang erscheinen. Unverwüstlich ist auch der Humor dieses Mannes, der ihm hier leider sehr oft in der Form der Ironie als Waffe dienen muß gegen die ewigen Quälereien und Quängeleien einer kleinen Natur. Denn das ist das Schlimme: diese Frau war nicht etwa bloß klein an Geist, sondern klein an der Seele, klein am Herzen. Aber auch das war für diesen Edelmenschen nur ein Grund, um so gütiger gegen sie zu sein. Er hatte eben Mitleid für sie, die durch eigene Schuld, oder genauer durch die eigene Veranlagung dort leiden mußte, wo sie allen Grund hatte glücklich zu sein. —

Die Briefe setzen Mitte Juli 1842 ein, als Wagner in Dresden zur Einstudierung seines „Rienzi" eingetroffen war. Die Ehe, die der dreiundzwanzigjährige Richard Wagner am 24. November 1836 mit der vier Jahre älteren, durch Schönheit hervorragenden Schauspielerin Wilhelmine Planer geschlossen hatte, war damals bereits hart geprüft. Nicht nur durch die äußeren Schicksale, die der allzu früh und unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen geschlossenen Verbindung auflasteten. Es war auch bereits im ersten Jahre zu so starken inneren Mißverständnissen gekommen, daß Minna ihren Gatten verlassen hatte und dieser an die Scheidung der Ehe dachte. Wagner selber hat über diese Geschehnisse niemals gesprochen, und die Taktlosigkeit, mit der Wilhelm Tappert offenbar verstümmelte Berichte für seine kleine Studie („Musik" 1901/02) ausnutzte, hat nur mehr Unklarheit gebracht. Um so wertvoller ist ein Brief dieser Sammlung (No. 172), aus dem wenigstens einiges Licht auf die damaligen Geschehnisse fällt. Nun, Minna war damals zu ihrem Gatten zurückgekehrt, und sie hat die entsetzlichen Notjahre von Königsberg, Riga und Paris treu mit ihm durchgehalten. Das hat ihr Richard Wagner nie vergessen, sie allerdings auch nicht. Das Schlimme war, daß sie in diesen Zeiten der Not wohl überhaupt aus der ganzen Kleinlichkeit heraus, aus der sie stammte, als höchstes Lebensziel, das ein Mann sich stellen, als höchstes Lebensgut, das ihr der Mann, den sie auf ihre Weise sicher liebte, bieten konnte, eine gute äußere Stellung und einen äußerlich glänzenden künstlerischen Erfolg ansah. Sie hat es wohl kaum jemals geahnt, daß ihr Gatte sich zu Höherem berufen fühle, oder jedenfalls dann kein Verständnis dafür haben können, weil sie ja eben dieses Höhere nicht einsah. Daß sie um mehrere Jahre älter war als er, mag dazu beigetragen haben, wie auch die Kinderlosigkeit der Ehe. Aber sie konnten nicht voneinander loskommen. Wo einmal wirkliche Liebe vorhanden gewesen ist, vermag sie eben niemals zu sterben. Sicher oft zum Unglück der betreffenden Menschen. Ein Unglück war es in diesem Falle für beide. Immer wieder hat man das Gefühl, daß die Scheidung eine Erlösung hätte für sie sein müssen. Aber nicht nur Richard Wagner dachte niemals an eine solche, sah immer nur in zeit-

weiliger Trennung des Aufenthaltsortes das Heilmittel, sondern auch für Minna war diese Scheidung immer die schrecklichste Vorstellung, trotzdem sie sicher sein konnte, daß Wagner für das äußere Behagen seiner geschiedenen Frau ebenso aufopferungsvoll gesorgt haben würde. Und doch ist das Beieinandersein für beide eine stete Quälerei gewesen. Das fühlen wir trotz der vielen lieben Briefe durch, aus denen echte Herzlichkeit und wirkliches Gefallen immer wieder hervorbrechen. Was manchen aber entfernt hätte, band Wagner nur noch fester an sie: ihre stete Kränklichkeit. Ein früh eintretendes Herzleiden zerstörte in steigendem Maße Minnas Nervensystem. Wagner hörte nie auf zu hoffen, daß durch die Besserung des körperlichen Zustandes doch noch einmal die Grundlage für ein glückliches geistiges Zusammensein geschaffen werden würde. Denn ach, ihn verlangte ja nichts mehr als nach einer schönen, ruhigen Häuslichkeit. In dieser hatte er die Grundlage seines künstlerischen Schaffens erkannt. Sie sich zu schaffen, hat er keine Mühe gescheut, hat er auch immer wieder mit Minna den Versuch gemacht. Sie sollte ihm erst am Abend seines Lebens mit einer anderen Frau beschieden sein. —

Dresden hatte 1842 die Erfüllung des Lebenstraumes von Minna Wagner gebracht. Ihr Mann war königlicher Kapellmeister. Sie genoß mit ihm den Riesenerfolg des „Rienzi“. Der war und blieb ihre Oper. Sobald Wagner die Bahn des Gewohnten verließ, vermochte sie ihm nicht mehr zu folgen; oder wohl besser, sie wollte nicht. Sie fühlte sich so wohl, in ihrer Geburtsstadt in angesehener Stellung zu leben, daß sie vor allem, was das Erreichte irgendwie gefährdete, Scheu empfand. So begegnete sie den weiteren Arbeiten ihres Mannes eigentlich mit verletzender Gleichgültigkeit. Er war nach Berlin geeilt, um dort der Aufführung seines „Fliegenden Holländers“ beizuwohnen. Seine Briefe an die zurückgebliebene Gattin sind voll wahrer Sehnsucht.

„Du hast keinen Begriff, wie sehr Du mich gestern durch Dein Nichtkommen betrübt hast. Soeben komme ich wieder von der Eisenbahn zurück, wo ich war, um Dich abermals zu erwarten: — auch da kamst Du nicht!“ (7. I. 1844.)

Und sie kam wirklich nicht zu der am nächsten Tag stattfindenden Aufführung, über die er ihr trotzdem sofort in der Frühe des nächsten Morgens berichtete.

„Gott, was erlebt man nicht alles an so einem Abende wie gestern: was ist nicht alles in mir vorgegangen! Es war einer der entscheidungsvollsten Abende für mich! — Denke Dir, — ich trete mit dieser phantastischen (dem „Fliegenden Holländer“), gänzlich von allem jetzt Gehörten und Gewöhnten verschiedenen Oper, die von Anfang herein so wenig Verlockendes und Belohnendes bietet, vor ein mir wildfremdes Publikum! Ich empfand dies deutlich: da war mir kein einziger aus diesem Publikum persönlich befreundet, niemand im voraus für mich eingenommen; — mit gewöhnlicher, kalter Neugier sitzt alles da und denkt: na, was wird denn das für ein Ding sein, der Fliegende Holländer? — Nach der Ouvertüre rührt sich keine Hand,

— mit gespannter Neugier und Verwunderung hört man dem melancholischen ersten Akte zu, ohne zu wissen, wofür man sich entscheiden soll: mit Mühe wird der Sänger hie und da ein wenig belohnt; — kurz, ich werde meiner Lage inne, verzweifle aber nicht, da ich sehe, daß die Aufführung außerordentlich gut geht. Der zweite Akt beginnt und allmählich überzeuge ich mich, daß ich meinen Zweck erreicht habe: ich habe das Publikum umsponnen und durch den ersten Akt in die seltsame Stimmung versetzt, die es fähig macht, mir nun überall hin zu folgen, wohin ich will. Die Teilnahme steigt, die Gespanntheit geht in Aufregung, in Exaltation — in Enthusiasmus über, und noch ehe der Vorhang zum zweiten Male fällt, feiere ich einen Triumph, wie er gewiß nur wenigen zuteil geworden ist. Ich habe noch nie, selbst in Dresden beim Rienzi nicht, einen solchen dauernden Ausbruch des Enthusiasmus gesehen und gehört, wie er sich hier kundgab, nachdem der Vorhang fiel: — man sah und hörte es, daß von all den versammelten Menschen, vornehm und niedrig, Prinz, Fürst und Bettler nicht ein einziger war, der nicht laut mitschrie und tobte. Als ich endlich mit den Sängern erschien, denke ich, das Haus bricht zusammen! —"

Wir durften diesen Bericht ausführlich mitteilen, es gibt ihrer nicht so viele in diesen Bänden. Die rein künstlerischen Mitteilungen nehmen im Laufe der Zeit immer mehr ab. Jedenfalls beschränken sie sich mehr auf die äußeren Erscheinungen der Dinge. Minna selbst glaubte offenbar, mit der körperlichen Fürsorge für ihren Gatten vollauf genug getan zu haben. Trotz seiner leidenschaftlichen Natur suchte er auch hier sich anzupassen und auf dieser Grundlage ein Glück zu bauen. Zeuge dessen ist ein Berliner Brief vom 26. September 1847:

„Tausend Dank, mein gutes Weib, für Deinen guten Brief, der mir eine wahre Herzensfreude gemacht hat, wie ich sie Dir gar nicht ausdrücken kann! Du glaubst gar nicht, wie gut, wie liebenswürdig Du Dich in diesem einfachen Briefe ausnimmst! — Siehst Du, das ist doch recht schön, wenn wir uns ‚alte Minna' und ‚alter Richard' nennen: was ist eine junge Leidenschaft gegen solch eine alte Liebe? Die Leidenschaft ist nur schön, wenn sie endlich zur Liebe in diesem Sinne wird, — an und für sich ist sie ein Leiden; ein Genuß aber ist eine Liebe wie die unsere, — und eine kurze Trennung zeigt dies immer erst ganz deutlich, — vor einer langen Trennung bewahre sie ein gütiges Geschick! — Nicht wahr, Du Gute? — Auch Dein ganz klein wenig Zweifel vergebe ich Dir, — ich kann nur drüber lächeln, weil es mir wirklich zu drollig vorkommt, wenn ich mir denken sollte, ich verdrehte hier in Berlin gleich ein bißchen die Augen, weil Du nicht da wärest — Du närrischer Kerl! —"

Er fühlte sich in der Fremde eben immer verlassen und kannte nur die eine Sehnsucht nach seinem Haus.

„Mein Heimweh ist so groß, als es nur irgend sein kann: — meine Heimat aber, das bist Du und unser kleiner Hausstand. Ich weiß nichts in der Welt, was da entschädigen könnte!" (3. X. 1847.)

Die nächsten Briefe kommen aus Wien, wo er im Juli 1848 weilte. Die begeisterte Anteilnahme an der demokratischen Bewegung daselbst läßt uns vorausfühlen, wie dieser Mann nicht widerstehen konnte, als nun die Revolution nach Sachsen überschlug. Der nächste Brief steht denn auch erst nach der Katastrophe. Er stammt aus Zürich und ist vom 11. August 1849:

„Daß ich Dir noch einmal schreiben muß, ist mir sehr unangenehm, erstlich weil ich hoffe, Dich endlich bald selbst wieder zu haben, und zweitens weil ich wohl verstehe, daß all mein Schreiben nicht imstande sein wird, Dir nur einen Funken Lebensmut wiederzugeben. Es ist das auch natürlich, und da ich Dir allerdings das eine, was Dir einzig angenehm und beruhigend sein würde, jetzt gerade allerdings noch nicht schreiben kann, nämlich: daß ich eine feste lebenslängliche Anstellung wieder erhalten hätte, — so bleibt nichts übrig, als daß ich sonst durch die Tat Dich empfinden lasse, daß so trostlos Dein Schicksal an meiner Seite denn doch nicht sein wird, als Dir es jetzt aus der Ferne erscheinen muß. Das Trostloseste ist jedenfalls das Getrenntsein, wenigstens für mich, weil es mich stündlich in die Ungewißheit über Dich und Deine Gesundheit versetzt: nicht zu wissen woran man ist, das ist das Allerschlimmste, und verzeihe mir daher, daß ich, wenn ich nach Dresden denke, ich eben nur an Dich, nicht aber an die Tiere denke, so lieb sie mir auch sind. Hierin habe ich an mir gerade recht wieder erfahren, daß der Mensch die Hauptsache ist, daß er über alles geht: Dir scheinen leider Meubel, Häuser usw. oft fast mehr Dein Herz — durch Gewohnheit — anzuziehen, als der lebendige Mensch."

Je stärker seine Sehnsucht nach einem liebenden weiblichen Wesen in diesen Tagen war, um so mehr begreifen wir den tiefen Schmerz, den es ihm bereiten mußte, daß Minna absichtlich ihre Abreise immer verzögerte. Sie kam dann endlich ja doch nach Zürich. Aber von jetzt ab hat sie nie wieder am Leben ihres Gatten wirklich fördernden Anteil genommen. Da sie alles nur nach dem äußeren Erfolge einschätzte, empfand sie sein jetzt nach anderen Richtungen gehendes Schaffen geradezu als persönliche Beleidigung. Andererseits hetzte sie ihren Mann, wo sich irgend eine Aussicht zeigte, und setzte ihm dann so zu, daß er auch wider eigene Überzeugung lediglich des Friedens willen sich in allerlei Unternehmungen stürzte. Man würde das alles eher verzeihen können, wenn Minna Not gelitten hätte. Aber davon ist keine Rede. Wagner hat eigentlich sehr viel Geld gehabt in all diesen Verbannungsjahren. Die wirklich gräßliche Not hat erst später eingesetzt in den letzten Jahren vor seiner Erlösung durch den König von Bayern. Aber selbst damals hat es Minna niemals an einem reichlich bemessenen Auskommen gefehlt. Gewiß waren alle diese Einkünfte keine sicheren, und in ihrer kleinlichen Beamtennatur mochte gerade diese Unbestimmtheit Unruhe schaffen. Aber da sie ihrerseits doch auch nicht das geringste getan hat, um die Verhältnisse zu verbessern und doch sicher von Hause aus zu keinen Ansprüchen berechtigt war, fällt es sehr schwer, in jene Entschuldigungen einzustimmen, die Wagner selber immer wieder für ihr Verhalten fand. So kam es denn auch gleich beim ersten längeren Auseinandersein zu einem heftigen Zusammenstoß. Wagner war im Februar 1850 nach Paris gegangen. Natürlich waren die Aussichten trügerisch. Aber damals begegnete ihm zum erstenmal eine Frau, die sein künstlerisches Bedürfen wirklich verstand und ihm infolgedessen wenigstens pekuniär die Grundlage für ein seiner Neigung entsprechendes künstlerisches Schaffen geben wollte. Es war Jessie Laussot in Bordeaux. Wie

ist auch diese Beziehung immer in Schmutz gezogen worden. Genau so, wie später das Verhältnis zu Mathilde Wesendonck, nur daß ich glaube, daß bei der Laussot nicht von einer Liebesleidenschaft Wagners die Rede sein kann. Auch daß Minna nicht gleich ihre Eifersucht gezeigt hat, ist nach den Briefen anzunehmen. Vielmehr kam sie damit erst viel später heraus und erfährt dann auch die entsprechende Zurückweisung. Jetzt scheint sie wohl mehr ihren Mann verhöhnt zu haben, daß er so von Wohltaten anderer leben wolle. Am 17. April 1850 schreibt er ihr von Paris, wohin er aus Bordeaux geeilt war, da ihn die Briefe seiner Frau von dort „gewaltsam aus einer schönen, letzten Täuschung über uns aufgeschreckt" hatten. Er verweist seine Frau darauf, wie von Anfang an immer wieder schwere Auftritte vorgekommen seien.

„Was mich dennoch damals so unwiderstehlich an Dich festband, war die Liebe, eine Liebe, die über alle Verschiedenheit hinwegsah, — eine Liebe, die Du aber nicht teiltest, mindestens gewiß nicht in dem Grade, als sie mich beherrschte. Meinem Drängen auf Vereinigung gabst Du eigentlich nur notgedrungen nach: Du empfandest vielleicht für mich alles, worauf es gerade ankam, und womit man jedes Leiden lächelnd erträgt, die unbedingte Liebe, die Liebe, mit der wir den anderen gerade so lieben und als den lieben, wie und welcher er ist, — diese Liebe konntest Du nicht empfinden, denn Du verstandest mich schon damals nicht, da Du immer von mir annahmst, ich solle ein anderer sein, als der ich in Wahrheit bin." Seit der ersten Störung habe sie sich ihm gegenüber immer nur von der Pflicht leiten lassen, nicht mehr von Liebe. Darum empfinde sie auch das Ertragen aller Prüfungen so furchtbar schwer. „Seit meiner Anstellung in Dresden tritt Deine wachsende Mißstimmung gegen mich genau mit der Zeit und in dem Grade ein, als ich — meinen persönlichen Vorteil vergessend — im Interesse meiner Kunst und meiner künstlerischen wie menschlichen Unabhängigkeit den elenden Direktionsverhältnissen jener Kunstanstalt mich nicht mehr zu fügen vermochte und mich dagegen auflehnte. In dieser entscheidenden Periode meines Lebens wird jeder, der mich genau beobachtete und zu verstehen suchte, zugestehen müssen, daß alles was ich tat, eine unausbleiblich richtige Konsequenz meines künstlerischen Wesens war, dem ich eben — trotz aller persönlichen Gefahren — treu blieb. Daß ich endlich nicht nur als Künstler, sondern als Mensch auch mich gegen all die lasterhaften Zustände empörte, die — bei meiner leidenschaftlichen Natur — niemand zu größerer Qual empfinden konnte als gerade ich, das muß demjenigen höchst erklärlich und daher gewiß auch nicht tadelnswürdig erscheinen, der mir genau gefolgt wäre, wie ich Schritt für Schritt — nicht sprungweise — zu dem Standpunkte als Künstler und als Mensch gelangte, den ich jetzt einnehme: er hätte erkennen müssen, daß ich hierin nicht willkürlich und aus Eitelkeit verfuhr, denn er hätte beobachtet, wie ich darunter litt; er hätte mir demnach Trost und Mut zugesprochen, und mein Weib hätte dies getan, wenn sie sich Mühe geben wollte mich zu verstehen, wozu sie keineswegs der Büchergelehrsamkeit bedurfte, sondern nur der Liebe! — Wenn ich von einem neuen Ärger, von einer neuen Kränkung, von einem neuen Mißlingen tief verstimmt und erregt nach Hause kam, was spendete mir da dieses mein Weib anstatt des Trostes und erhebender Teilnahme? Vorwürfe, neue Vor-

würfe, nichts als Vorwürfe! Häuslich gesinnt, blieb ich dennoch zu Haus, aber endlich nicht mehr um mich auszusprechen, mich mitzuteilen und Stärkung zu empfangen, sondern um zu schweigen, meinen Kummer in mich hineinfressen zu lassen, um — allein zu sein! Dieser ewige Zwang, unter dem ich so lange schon lebte und der mir nie erlaubte, nach einer Seite hin mich ganz gehen zu lassen, ohne zu den heftigsten Auftritten zu gelangen, lastete auf mir und zehrte an meiner Gesundheit. Was ist alle körperliche Pflege, die Du mir allerdings reichlich angedeihen ließest, gegen die notwendige geistige für einen Menschen von meiner inneren Erregtheit!" Sein ganzer Schmerz bricht hervor, wenn er des widerwilligen Abschieds gedenkt, den sie ihm bei der Flucht in die Schweiz gönnte. „Du verkündigtest mir Deinen Entschluß, zu mir nach Zürich zu kommen: ich durfte nun wieder hoffen! Ja ich hegte die Hoffnung, Dich endlich vollends ganz noch für mich gewinnen zu können, Dich von meinen Ideen zu überzeugen, Dich mit mir endlich näher vertraut zu machen. Äußere Sorgen abzuwenden, war ich unablässig bedacht. Du kamst, — wie war ich glücklich! Und doch — ich Unglücklicher! nicht zu mir warst Du gekommen, um mit mir, wie ich war, nun Freud und Leid zu teilen, — sondern zu dem Wagner warst Du gegangen, von dem Du annahmst, er werde nun nächstens eine Oper für Paris komponieren! In Dresden hattest Du Dich geschämt zu sagen, Du gingst zu mir nach der Schweiz, — sondern Du gabst vor, Du gingest nach Paris und Dein Mann habe — wie Du wahrscheinlich selbst glaubtest — schon einen festen Auftrag in der Tasche. O, der ungeheure Irrtum zwischen uns beiden mußte sich mit jedem Tage nur mehr enthüllen! Alle meine Ansichten und Gesinnungen blieben Dir ein Greuel — meine Schriften verabscheutest Du, trotzdem ich Dir deutlich zu machen suchte, daß sie mir jetzt nötiger wären als alles unnütze Opernschreiben. Alle Personen, mit denen ich nicht gleichgesinnt war, verteidigtest Du, alle mir Gleichgesinnten verdammtest Du, — ich durfte sie vor Dir nicht einmal entschuldigen. Nur die früheren Verhältnisse bereutest Du, — die Zukunft sahst Du nur in einer Wiederversöhnung mit ihnen, oder — in einem Pariser Erfolge. Mein ganzes Wesen war Dir feindselig und zuwider: jeden Augenblick, ach! fast in jeder Bewegung mußte ich etwas tun, was Dir nicht recht war. — Kurz, jetzt erst fühlte ich mich bei Dir grenzenlos allein."

Wagner war dieses Mal entschlossen, sich endgültig von seiner Frau zu trennen. Aber auch da bedenkt er sich noch, wie er für sie der Gesellschaft gegenüber diese Trennung möglichst schonungsvoll gestalten könne. Er wollte eine Reise nach Griechenland und dem Orient machen. Es ist dazu nicht gekommen. Er wird Minnas Versicherungen der Liebe Glauben geschenkt haben; jedenfalls kehrte er nach Zürich zurück.

Es folgen nun die Züricher Jahre, in denen die alljährlich wiederkehrende Abwesenheit von Wagner oder Minna, vielfach zu Kurzwecken, immer Anlaß zum Schreiben bot. Man hat das Gefühl, daß bei Wagner, sobald er von zu Hause fort war, die Erinnerung an alles Störende, was er dort erfuhr, verschwand, und daß er vor allem an jene Häuslichkeit dachte, die Minna wirklich behaglich zu gestalten wußte und die für ihn Vorbedingung eines segensreichen Schaffens war. Überdies mochte er auch immer wieder auf Besserung hoffen. Es ist bei diesem Manne, der als

Greis noch so jugendlich war, rührend zu sehen, wie er bereits als Vierzigjähriger seine Frau aufs Alter vertröstet, als auf eine Zeit der Ruhe und des behaglichen Sichvertragens. Jedenfalls schlagen diese Briefe öfter einen überaus herzlichen, ja zärtlichen Ton an. Allerdings sorgte sie dafür, daß die Harmonie nie zu lange dauerte. Sie war von bösestem Mißtrauen erfüllt.

„Du arme Frau hast ja nicht einmal das mindeste Vertrauen, sondern hinter jedem Schritt, hinter jedem Worte argwöhnst Du etwas, siehst etwas was gar nicht vorhanden ist.“ (26. 7. 1853.)

Schlimmer noch war, daß sie gar keine Freude an seiner Arbeit hatte. Man kann denken, was das für einen Mann bedeutet, der wie Wagner von sich sagen konnte:

„Mein Leben geht ja ganz nur innerlich vor sich: und das berichtet sich bei mir nun einmal am schicklichsten in meinen Arbeiten. Ich bin ein reines Arbeitswesen: wenn ich nicht arbeite oder nicht arbeiten kann, fühle ich mich nicht wohl und denke und verlange immer nur wieder nach der Arbeit . . . Nun Du meinst doch, daß ich das alles nur für mich ausführe: es kann auch so werden, — und doch möchte ich gar nicht mehr leben, wenn ich nicht gerade so etwas arbeitete. Somit mußt Du mir schon diese Art von Arbeit gönnen: für die Leipziger Messe und dergleichen komponiere ich nun einmal nichts mehr.“ (30. 9. 1854.)

Er war damals am zweiten Akt der „Walküre“, und manche Worte, die Wotan an Fricka richtet, waren wohl eigentlich von Wagner für seine Frau gedacht. Sie hatte während ihres Sommeraufenthalts in Sachsen Wagners Freund, Röckel, im Zuchthause besucht, den sie als Todfeind haßte, weil sie in ihm den Verführer ihres Gatten zur Revolution sah. Wagner schreibt ihr nun am 6. Oktober dankbar, daß er sich darüber gar nicht gewundert habe. Und nun folgt eine solche Fricka-Stelle:

„Dein Herz ist weiter und umfassender als Deine Einsicht in das Wesen von Charakteren, die Dir allerdings fremd und widerwärtig vorkommen müssen, weil man euch Frauen nicht zumuten kann, die Dinge der Welt mit so weit reichendem und das Fremdartigste verbindendem Blicke zu erfassen, als dies allerdings dem Manne — dem Dichter zukommt. Daß Dein nobles Herz (das Du dumm und schwach nennen zu müssen glaubst!) endlich gerade Dich aber über viele gewöhnlichen Frauen erhebt, das habe ich genug bereits erfahren, um mich in diesem Falle wundern zu sollen. Daß Du aber diesem edlen Zuge Deines Herzens andererseits durch größere Einsicht nicht nachhilfst, um Dir z. B. über manches in meiner Vergangenheit auch ein beruhigenderes Urteil zu verschaffen, — das eben muß ich, wahrscheinlich auch Deinetwegen, oft herzlich bedauern, denn Du bringst Dich durch so vielen Widerstreit gar zu sehr um Deine Gemütsruhe.“

Oftmals bricht aber auch bei Wagner in dieser Einsamkeit, zu der ihn die Verbannung verurteilte, die Sehnsucht nach Beteiligung am künstlerischen Leben hervor. Er konnte ja nicht „einmal ein einziges seiner Werke hören“. Freilich, in der Form, wie es ihm nun zunächst zuteil wurde, konnte ihm dieses öffentliche Musizieren auch keine Freude machen. Von März bis Juni 1855 dirigierte er in London Konzerte. Er hat

sich nur schwer zur Übernahme dieser Aufgabe bestimmen lassen, die ihm so gar keine künstlerische Genugtuung versprach und doch auch nicht so große pekuniäre Vorteile in Aussicht stellte, daß sich das Opfer wirklich gelohnt hätte. Aber er brachte es, der Frau und den Freunden zuliebe. Er wurde sich hier in London wieder recht klar, daß ihn seine Kunst nie reich machen könnte. „Nur das Bewußtsein, wenige treue, ganz ergebene Seelen zu finden, kann meinen Reichtum ausmachen. Für sie allein auch kann ich in dieser Welt noch tätig sein." Und deshalb ließ er sich auch durch großen äußeren Beifall nicht täuschen. Immer wieder versucht er seine Frau zu dieser Anschauung zu erziehen. Es war leider umsonst. Ihr, der früheren Schauspielerin lag gerade an dem Beifall der Masse viel, wogegen sie in ihrem hausfraulichen Stolz gestört wurde bei dem Gedanken, den ihr Gatte nun mit aller Leidenschaft verfolgte, daß irgend ein Fürst oder ein reicher Mann durch ein auskömmliches Ehrengehalt ihn instand setzen sollte, seine Werke zu vollenden. Darin fehlte ihr eben alles wahre Vertrauen, so daß sie häufig dort Affektation sah, wo Wagner gerade sein Tiefstes offenbarte. Da sie ferner die unglückliche Eigenschaft hatte, „Dinge, die bereits berichtigt und besprochen waren, immer wieder auf das Tapet zu bringen", so wurde natürlich ein erbaulicher Briefwechsel immer bald unmöglich gemacht. Übrigens warfen bereits hier kommende Ereignisse ihre Schatten voraus. In einem Briefe vom 4. Mai 1855, der durch die Mitteilung seiner Frau hervorgerufen wurde, daß einige ihrer Bekannten in Zürich Frau Wesendonck „in Verruf getan" hätten, gibt Wagner darauf natürlich nicht viel, hofft von seiner Frau, daß sie vernünftiger sein würde als die anderen, und fährt dann fort:

„Natürlich kann auch Dir damit kein Zwang angetan werden, und hast Du eine wirkliche Antipathie gegen die Wesendonck, so würde ich selbst den vermeintlichen ihr schuldigen Dank nicht für stark genug halten, Dich nötigen zu sollen, einen Umgang fortzusetzen, der Dir zuwider ist. Beruht aber Deine Abneigung auf irgend einem Mißtrauen, das Dir an die Ehre zu gehen schiene, so glaube ich Dir die Versicherung geben zu dürfen, daß dieses Mißtrauen vollkommen ungerechtfertigt und unbegründet sei, und Du dagegen fest annehmen könntest, daß niemand Dein Vertrauen und Deine Freundschaft mehr verdiene, wie die Wesendonck, so wie ich ebenfalls, bei aller Verschiedenheit der Charaktere und der Fähigkeiten, ein festes und herzliches Vertrauen zu ihm habe, ein Vertrauen, wie er mit vollem Recht hoffentlich auch mir es zuwendet."

Trotz der schönen äußeren Erfolge, die es dazu brachten, daß er, „der in Deutschland von der Polizei wie ein Straßenräuber verfolgt wurde, von der Königin von England vor dem aristokratischsten Hofe der Welt mit der ungeniertesten Freundlichkeit empfangen ward", fühlte er sich erlöst, als diese Zeit der ihm widerwärtigen Tätigkeit zu Ende war. „Ja, es war eine verfluchte Hundezeit, die ich hier zugebracht habe, ich kann nicht anders, wie an eine Hölle daran zurückdenken."

Über die nächsten drei Züricher Jahre sind durch den Briefwechsel zwischen Wagner und Wesendoncks die früher weit verbreiteten falschen

Vorstellungen wohl allgemein zerstreut worden. Bekannt ist, wie dieses hochherzige Ehepaar dem Künstler ein Asyl geboten hatte, in dem er nun ruhig seine Werke vollenden sollte. Bekannt ist auch, wie Wagner allmählich von einer tiefen Leidenschaft für die Frau seines Gönners erfaßt wurde, wie auch sie sich mit allen Fasern zu dem großen Künstler hingezogen fühlte, wie aber beide in wahrhaft heldenhafter Weise ihre Leidenschaft niederzwangen und dieses Verhältnis zu einer wunderbaren Höhe läuterten. An diesem Seelenbunde nahm als dritter Otto Wesendonck teil. Nicht imstande aber, diese Höhe zu gewinnen, war Minna. Wir können es aus Wagners späteren Briefen schließen. Es ist uns aber auch von vielen anderen bezeugt, und ist ja so natürlich, daß Wagner sich in diesen Jahren in einer steigenden Erregtheit befand. Gerade weil er wußte, wie treu er jede Pflicht gegen seine Frau erfüllte, weil er wußte, wie er Treue gegen alle jene wahrte, die an diesem Kampfe beteiligt waren, und nur der ungeheuerste Aufwand aller Kräfte ihn zu dieser Haltung instand setzte, mußte ihn das rohe und ungebildete Verhalten seiner Frau zur Verzweiflung bringen. Aber er kämpfte auch um sein Asyl. Hier war ihm die Möglichkeit geschaffen, der Welt das zu geben, wozu er sich berufen fühlte. Durfte er sich das von den roh zugreifenden Händen seiner allen höheren Aufgaben seines Lebens gegenüber blinden Frau zerstören lassen? Im Frühjahr 1858, als seine Frau zur Kur weilte, begann der letzte Akt dieses Dramas.

„Liebe arme Minna! Nochmals rufe ich Dir zu und wiederhole es tausendmal, hab' Geduld, und vor allem auch: hab' Vertrauen! Wenn Du wüßtest, wie Du mich mit dem Mangel des letzteren quälst, Du würdest es gewiß bereuen. Kürzlich, als Du mir versichertest, Du liebtest mich doch wirklich, beschwor ich Dich, mir dies zu beweisen, und jede Begegnung, jedes Rechtverlangen nach jener Seite hin aufzugeben, mindestens bis nach Deiner Kur, wogegen ich Dir versprach, alles, was Du zu Deiner Beruhigung wünschtest, von mir aus zu erfüllen. Der Verführer hat sich aber zum zweiten Male Deiner bemächtigt, und diesmal hast Du mir offen Liebe und Glauben gebrochen. Ich verzeihe Dir dies zunächst um des gräßlichen Gesundheitszustandes willen, der Dich fast unzurechnungsfähig machte, und mehr: ich verzeihe es Dir für alle Zukunft. Aber nun beschwöre ich Dich, biete alle Kraft Deines Gemütes auf, Dir des weiteren Deinen Glauben an meine innige und lebenslängliche Teilnahme für Dich, an meinen herzlichen Wunsch, Dir Wohlergehen zu bereiten, an meinen festen Willen, keinen weiteren und anderen Hoffnungen auf das Leben Raum zu geben, fest und unverbrüchlich zu erhalten. Vermagst Du das nicht, so machst Du Dich und mich unglücklich!" (23. 4.) Es war nichts zu wollen. „Schweige ich von gewissen Dingen, so mache ich Dich mißtrauisch und argwöhnisch, ich wollte Dich hintergehen; schreibe ich dann ernst und offen, und — wie ich Esel eben glaubte — zugleich gründlich beruhigend, so erfahre ich, daß ich damit eine raffinierte Bosheit ausgeheckt, um Dich schnurstracks unter die Erde zu bringen." (27. 4.) Umsonst beschwor er sie: „Glaube fest und sicher, daß ich Dir nichts verschweige, was Dir Grund zur Sorge über mich geben könnte; sei meiner gewiß und sei versichert, daß ich nichts auf dieser Welt und in diesem Leben mehr hoffe und begehre, als Ruhe und Frieden,

um meine Aufgabe, die mich aufrecht erhält, erfüllen zu können. So tragen wir denn gemeinsam, was uns das Los beschieden, haben wir Nachsicht mit unseren Schwächen und helfen wir uns redlich, die schwere Lebensaufgabe heiter und ungetrübt zu erfüllen!" (3. 5.)

Der endgültige Bruch war nur aufgeschoben. Im August kam es durch Minna zu jenem Zusammenstoß, der es notwendig machte, daß Wagners ihr Asyl aufgaben und von Zürich fortzogen. Wagners Brief vom 19. August kam aus Genf.

„O mein Gott! Hätte ich nur die Macht, Dich recht klar in mein Inneres sehen zu lassen: was ich in diesem Jahre gelitten und gekämpft habe, um Ruhe für meine Lebensaufgabe zu gewinnen. Es war umsonst; alles stürmte und rüttelte; Leidenschaft und blinder Eifer tobte hinein, und alles, was ich mühevoll aufbaute, um Ruhe und Friede zu erhalten, stürzte immer wieder zusammen. — Du, mein liebes Kind, machst es Dir leicht: Du hilfst Dir mit Vorwürfen, erkennst nur Dein Unglück. Ich bin gerechter: ich mache niemand Vorwürfe, und — wahrlich — auch Dir nicht. Es war Dir zu viel zugemutet, und für Deinen furchtbar gequälten Gesundheitszustand zu viel. Somit laß uns jetzt in Frieden und Versöhnung scheiden, damit ein jeder eine Zeitlang seinen Weg gehe, auf dem er Beruhigung und Sammlung neuer Lebenskraft gewinne. Für mich ist jetzt die Einsamkeit, die Entfernung von jedem Umgang ein unbedingtes Lebensbedürfnis: die liebste Gesellschaft, selbst wie wir sie jetzt im Hause hatten, quält mich nur. Ich blute an vielen Wunden, und die herzliche Sorge um Dich ist nicht die leichteste."

Wagner wandte sich bekanntlich nach Venedig. Er war unter all diesem Unglück so groß und mild geworden, daß er fast alle Schuld auf sich zu nehmen suchte; jedenfalls nur danach trachtete, Minna zu beruhigen. In ihm wächst jene Stimmung heran, die in dem Tagebuch an Mathilde Wesendonck so ergreifend zum Ausdruck kommt, die auch hier wenigstens einmal kurz sich ausspricht.

„Auch Dir sage ich, liebe Minna, daß Du Unrecht tust, das Mitleiden gering anzuschlagen, was wohl nur darauf beruht, daß Du darunter etwas Falsches verstehst. Alle unsere Beziehungen zu anderen haben nur einen Grund, Mitgefühl, oder entschiedene Abneigung. Mitleiden und Mitfreude, das macht das Wesen der Liebe aus. Mitfreude ist aber etwas sehr Illusorisches, denn es gibt auf der Welt wenig vernünftigen Grund zur Freude überhaupt, und unser Mitgefühl hat richtigen Bestand nur, wenn es sich dem Leiden des anderen zuwendet. Ich für mein Teil will nun in allen meinen Beziehungen zu irgendwelchen Menschen nichts mehr, als daß sie nicht um meinetwillen leiden; wo ich dies aber fühle, treibt es mich unabweislich zur Teilnahme. Mehr verlange ich auch nichts, als die Leiden anderer um mich lindern zu können. Nichts, nichts — sonst!" (28. 9. 58.)

Aber erschütternd ist es doch, wie liebevoll er in dieser schrecklichen Zeit für die in ihrer sächsischen Heimat weilende Gattin sorgt, wie er ihr über alles berichtet, was ihre Teilnahme wecken kann, und auch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft niemals einschlafen läßt. Auch ihre, wie es scheint, immer wiederholten Vorwürfe und Kränkungen bringen ihn nicht aus der Ruhe.

„Gib doch nur den unseligen Gedanken auf, als führte ich etwas gegen Dich im Schilde, als wollte ich unvermerkt von Dir loskommen oder dergleichen. Um unserer beiderseitigen besseren, gereinigten, ruhigeren Zukunft willen, hielt ich es für gut, daß wir uns jetzt eine Zeitlang trennten, gerade eben um das zu vermeiden, worin Du zu meinem Schmerze doch immer wieder verfällst. In allem, was ich Dir sagte und dafür anführte, ist und war alles ehrlich und wahr gemeint. Auf das betrübendste werfe ich mir vor, durch die Gereiztheit des Augenblicks verleitet worden zu sein, Dir hart zu begegnen und kränkende und beleidigende Dinge gesagt zu haben. Dies eben ist es, was Du mir zu verzeihen hast, wie ich es herzlich bereue. Jetzt aber soll und wird mich nichts mehr in meinem Vorsatze erschüttern, alles Kränkende und Verletzende von Dir fern zu halten. Damit sage ich Dir, fordere mich nicht mehr heraus, es ist umsonst, Du fängst mich nicht; ich werde Dir nur noch mild und gut begegnen. Das aber, worauf ich schweige, verschweige ich nicht deswegen, weil ich Dich etwa damit zu hintergehen hätte, sondern einzig, weil es nicht taugt zwischen uns, und durchaus nur ignoriert und vergessen werden muß.“ (14. 11. 58.)

In der Arbeit am Tristan richtet Wagner sich wieder auf, so daß er auch hinsichtlich seines äußeren Lebens auf frohe Zukunft Pläne faßte, in denen Minna sogar in seiner Nähe ein Plätzchen hatte. Dann heißt es wohl in den Briefen: „Der Abend Deines Lebens kann Dich noch reich für den heißen, schwülen Mittag desselben entschädigen, so hoffe ich auch für mich.“ (10. 12. 1858.) Daneben gibt es freilich auch, zumal wenn das körperliche Befinden übel ist, schwere melancholische Stunden.

„Wenn ich bedenke, zu welcher Berühmtheit ich jetzt gelangt bin, von wie manchen und vielen meine Werke bewundert und geliebt werden, und daß dennoch ich noch nicht so viel erreichen kann, um nur sicher und ungeniert eigentlich existieren und mich bewegen zu können, so liegt wohl die Frage nahe, was denn an dieser ganzen Welt sein könnte? Alles hat Worte, Worte, Bedauern, Tröstungen — aber eine bestimmte, durchgreifende Hilfe fällt keinem ein.“ (16. 1. 1859.) Und noch schlimmer ist es drei Wochen später. „Ich bin von Sorge über Sorge eingenommen und hab', weiß Gott! keinen frohen Tag mehr, um diesem elenden Erdendasein einen halbwegs ruhigen Abend abzugewinnen. Es wird mir schwer, sehr schwer, den Lebensmut aufrecht zu erhalten, und mein Lebensüberdruß nimmt sehr zu. Oft ist es mir jetzt, als wäre es mir das beste, diesem steten Kampfe ein ewiges Ende zu machen! Woher soll ich auch nur eine Spur von Freude nehmen? In allem und jedem behindert, nur auf auswärtige Nachrichten angewiesen, bin ich soweit, jeden Brief nur mit Zagen und schlimmer Ahnung in die Hand zu nehmen, die sich leider nur zu sehr immer rechtfertigen.“

Diese Stelle ist freilich wieder das Echo auf einen ganz bösen Brief seiner Frau, deren Gemütsverfassung ihn doch mit schlimmster Sorge erfüllte. Man sieht immer deutlicher ein, daß dieser Mann in allen ethischen und moralischen Lebensfragen genau dasselbe ungeheure Verantwortungsgefühl besaß, wie in den künstlerischen. Nur so ist es überhaupt zu begreifen, daß er dieses entsetzliche Verhältnis in dieser Weise durchhielt. Er hatte sich einmal mit dieser Frau verbunden; dafür, daß sie ihm nicht folgen

konnte, konnte sie nichts; so hielt er sich für verpflichtet, ihr die Leiden, die sie nun als Folge der unglücklichen Verbindung tragen mußte, möglichst leicht zu gestalten. Dazu diente natürlich vor allen Dingen auch eine gute äußere Versorgung der nun in ihrer Heimat Weilenden. Wagner hat dafür dauernd sehr viel, im Hinblick auf seine damaligen Verhältnisse zweifellos zu viel getan. Um sie zu trösten, spricht er auch immer von Zukunftsplänen, in denen dann der Erfolg des Tristan eine große Rolle spielt. Es ist gerade bei diesem Werke nur schwer begreiflich, daß Wagner sich einen so großen äußeren Erfolg davon versprach. Es war ihm eben so naturgemäße Aussprache, daß er die ungeheuren und ungeahnten Schwierigkeiten dieses Werkes, das für die damalige Welt in jedem Tone neu war, gar nicht mehr in Rechnung stellte.

Ende März war er nach Luzern gekommen. Leider hatte er zumeist schlechtes Wetter, worunter er schwer litt.

„Leicht und hell muß mir es aber jetzt zumute sein, wenn ich gut arbeiten will; und das hat wohl seine sehr natürlichen menschlichen Gründe. Nächsten November, wo ich also auch den Tristan ganz vollendet haben werde, sind es sechs Jahre, daß ich wieder zu komponieren begann. In diesen sechs Jahren habe ich demnach vier, sage vier große Opern geschrieben, von denen eine einzige genügen würde, ihrem Reichtum, Tiefe und Neuheit nach, die Arbeit von sechs Jahren zu sein; gegen diese Werke sind, was Fülle und Interessantheit des ganzen Details betrifft, meine früheren Opern flüchtige Skizzen, was dem Musiker ein einziger Blick in die Partitur sogleich zeigt. Dies habe ich alles aus mir innerlichst herausgeholt, ohne die mindeste äußere Anregung und Unterstützung aus meiner Kunstsphäre, unter dem drückenden Gefühl, nichts davon aufführen zu können, immer nur auf mich und meinen innersten Quell angewiesen. Wer diese Werke einst hören wird, wird erstaunen, wenn man ihm sagt, diese vier sind in sechs Jahren geschrieben! — Ich weiß es! — Aber — ich fühle mich auch — müde, sehr müde; und ich bedarf einer schmeichelnden, stärkenden Pflege, um den sehr angegriffenen inneren Saiten die gewollten Töne zu entlocken." (14. April 59.)

Leider hörten die Mißverständnisse bei seiner Frau nicht auf. Und so versucht er einmal am 18. Mai in einem sieben große Druckseiten füllenden Briefe, ihr noch einmal alles klar zu machen. Es war natürlich, wie sich in der Folge zeigt, umsonst. Leider erwiesen sich auch alle Hoffnungen auf baldige Amnestie als trügerisch. Und so gewann der Plan, wieder in Paris Fuß zu fassen, immer festere Gestalt. Mitte September 1859 liegt der erste Brief aus Paris vor, wo im November dann auch Minna eintraf. Natürlich haben wir infolgedessen aus dieser Pariser Zeit keine Briefe. Es waren das bekanntlich jene Jahre, in denen er mit Hilfe hochherziger Freunde mit aller Gewalt sich in der französischen Hauptstadt durchsetzen wollte, überzeugt, daß dann ganz Deutschland folgen würde. Bekanntlich haben die drei großen Konzerte in der Salle Ventadour mit 10000 Franken Fehlbetrag geendigt, und daß sich die Tannhäuseraufführung am 13. März 1861 zu einem der wüstesten Theaterskandale ausgewachsen hat, ist auch allgemein

bekannt. Auf das Verhältnis mit Minna in dieser Zeit wirft ein späterer Brief aus Wien vom 19. Oktober 1861 Licht.

„Mit wahrhaftem Grauen blicke ich nun auf diese abermals durchlebte Pariser Schreckenszeit zurück, wo Kummer, Sorge, Ärger, Anstrengung und Leiden jeder Art mich schließlich in einen so elenden und überreizten Zustand brachten, daß ich mich nur wundere, wie ich es überhaupt ausgehalten und daß ich nicht irgend einmal völlig alle Fassung verlor. Konnte es zu den zahllosen Bekümmernissen, die ich täglich zu erfahren hatte, nun noch Schlimmeres geben, als auch noch unzeitige Erinnerungen an ewig von Dir mißverstandene frühere Vorgänge? Ich betrachte nun einmal Deine ganze Auffassung jenes Verhältnisses als durchaus irrig, bin mir bewußt, daß alles sich ganz anders, unendlich viel ruhiger und schicklicher verhält, als es vor Deiner Phantasie schwebt: der leiseste Hohn, die kleinste Anzüglichkeit Deinerseits — war ich nun einmal schon so zermartert wie damals — mußte mich da endlich bis zur Wut reizen. Daß Du das nicht verstehen willst, und bei solchen Ausbrüchen meiner Heftigkeit stets nur verhaltenen Haß gegen Dich losbrechen oder glühende Leidenschaft für eine andere aufschießen sehen willst, das — bedenke doch! — kann mich ja eben nur noch wütender machen, so daß in solchen Augenblicken wirklich der Tod ersehnt erscheinen muß, denn dem Elend ist kein Heil zu ersehen und Verwirrung steigt über Verwirrung."

Es ist ja auch in der Tat jetzt zu keiner längeren Wiedervereinigung mehr gekommen. Auf jene Pariser Zeit folgen die traurigsten Jahre im Leben Richard Wagners, eine Zeit, in der es ihm tatsächlich häufig am Notwendigsten zum Leben fehlte. Nichts gelang mehr. All die ungeheure Arbeit für den Tristan in Wien war umsonst. Aber auch dieser Schlag vermochte ihn nicht zu beugen.

„Ich bin entschlossen, nun auf nichts mehr zu hören, vorläufig den Tristan und alles aufzugeben, mich in meinem Zimmer der österreichischen Gesandtschaft in Paris einzuschließen und eine neue Oper zu schreiben, welche so beschaffen sein soll, daß sie im nächsten Winter mit einem Schlage über alle deutschen Theater geht. Es wird etwas ganz anderes, als ich je gemacht habe, erfordert weder einen bedeutenden Tenor noch eine große Sängerin, sondern kann von jedem Opernpersonal mit Leichtigkeit besetzt werden. Das Sujet ist höchst orgiginell und durchaus heiter, was es mir einzig möglich macht, jetzt damit mich zu beschäftigen, wo eine ernste, schwermütige Dichtung mich ruinieren würde." (22. 11. 61.)

Um die „Meistersinger" — sie sind im Vorangehenden gemeint — zu dichten, ging er wieder nach Paris. Die Hoffnung, im Botschafterpalais Metternichs zu wohnen, zerschlug sich. So suchte er die bescheidene Zuflucht in Biebrich, und hier fühlte er sich wohl. Er konnte hier arbeiten.

„Arbeiten, was Neues schaffen: das ist mein Element; aufführen — schön! sobald ich darum gebeten werde und man mir mit allem entgegen kommt. Dann kürzere oder längere Ausflüge, aber immer mit der Aussicht, sofort nach der Anstrengung an meinen stillen Arbeitsherd zurückkehren zu können. Dieser ist das Hauptsächlichste; diesen muß ich allein im Auge haben, denn dies hängt von mir ab. Alles Äußere ist außer meiner Gewalt; das kann kommen oder nicht kommen; ich darf für meine Ruhe nicht davon abhängen. Dies hat mich denn das letzte Jahr wieder schmerzlich gelehrt!" (9. 2. 62.)

Inzwischen hatte sich Minna in Dresden eingerichtet. Seine Fürsorge läßt nicht nach. Aber man fühlt doch, daß auch er jetzt die Hoffnung auf die Möglichkeit eines friedfertigen Zusammenseins aufgegeben hat. Er dachte es sich jetzt nur so, gelegentlich bei ihr für kurze Zeit Zuflucht zu suchen.

Es hat einen Anflug von Galgenhumor, wenn er ihr am 21. Mai 1861 schreibt: „Wer Briefe von Dir bei mir vorfinden wird, wird darin geschrieben lesen, daß meine Frau mich und mein Betragen gegen sie herzlos, roh und gemein nennt. So wird denn dies wohl auch in meine Biographie kommen.“ Ein halbes Jahr später heißt es aus Wien: „Daß Du mein Tun und Lassen, sowie meine Gründe dazu jedesmal auf das übelste für meine Gesinnung deutest, ist nun einmal Dein Unglück; ich aber bin es gewohnt. Nur wie Du mich dadurch an Dich zu ziehen wähnen kannst, müßte jeden wundern, der Dich nicht kennt.“ In der Tat war es ja trotz allem auch Liebe, aus der heraus diese Frau ihren Mann so sehr quälte.

Wir folgen dann Wagner noch nach Rußland zu jenen Konzerten, die ihm wenigstens vorübergehend seine Lage erleichterten, und die letzten Briefe der Sammlung zeigen, welch großer Anteil des Gewinnes an Minna ging. —

Ich meine doch, man hätte das Buch nicht so ausklingen lassen sollen. Das wirkt ein bißchen wie Rache der Glücklicheren, und Minna selber, die doch recht unglücklich war, hat keine Rachegedanken gehabt. Denn als nach dem ungeahnten Aufstieg Wagners in München das ganze Heer der Verleumder über ihn herfiel und die ihm feindliche Presse dann auch noch das Gerücht verbreitete, er habe, während er in Prasserei lebte, seine Frau aufs elendeste darben lassen, hat sie doch nicht gezögert, voll tiefster Entrüstung in der Presse Berichtigungen zu veröffentlichen. Das war drei Wochen vor ihrem Tode (21. Januar 1866). —

Es ist eine merkwürdige Stimmung, in der man das Buch schließt. Etwas furchtbar Niederdrückendes und doch Erhebendes. Wir haben eine Tragödie erlebt. Sie war so angelegt, als ob es eine „Schicksals“-Tragödie werden sollte: alles Folgen einer übereilt in törichter Jugendleidenschaft geschlossenen Verbindung. Die Größe des Mannes bringt es mit sich, daß es eine echte Tragödie geworden ist. Ein erhebendes Schauspiel bei allen Qualen und Schmerzen, die es für die Beteiligten, für uns, die wir es jetzt nacherleben, mit sich brachte. Es wird einst der Tag kommen, wo man schwankend sein kann, ob man den Menschen oder den Künstler Wagner für den größeren hält; doch wollen wir hoffen, daß es dann so weit ist, daß man sich an seiner Gesamtheit erfreue. Er ist keine Künstlernatur von jener wunderbaren Harmonie wie Goethe; er ist eben *Kämpfer* als Mensch wie als Künstler von Anfang bis zu Ende. Und wie für ihn die höchste Lebensaufgabe der Liebe nicht im Mitfreuen, sondern im Mitleiden lag, so ist auch für uns, die wir dieses Künstlerschicksal betrachten, ein Mitleiden dieses Lebens Notwendigkeit. Aber dieses Leiden muß uns gut machen, muß in uns das Lebensziel erwecken, an unserem Teile dafür zu sorgen, daß wir niemandem Leiden verursachen.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W.
Literatur, Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck, Berlin W., Landshuterstraße 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Ernst Müller scp.

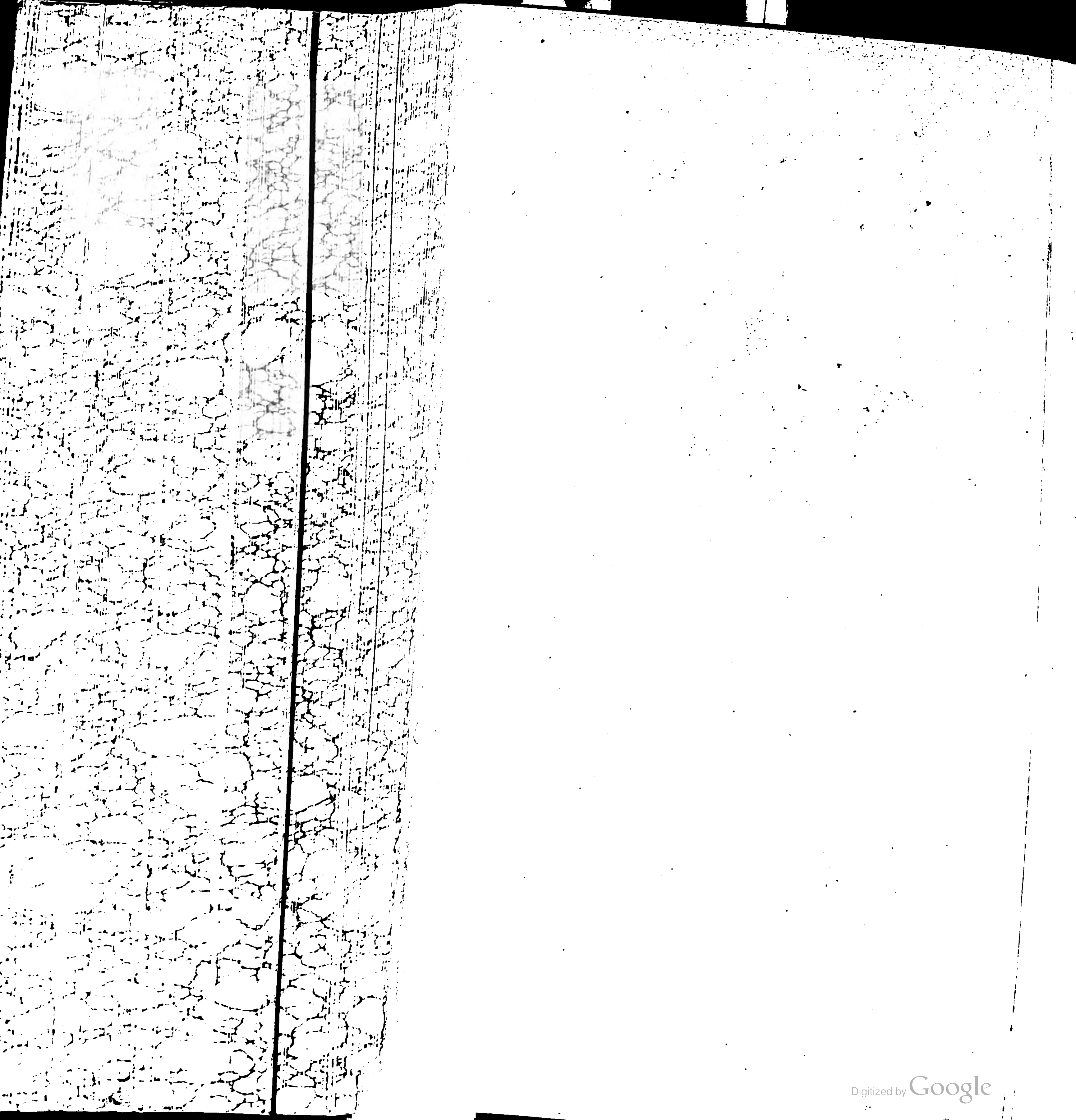


Glaube



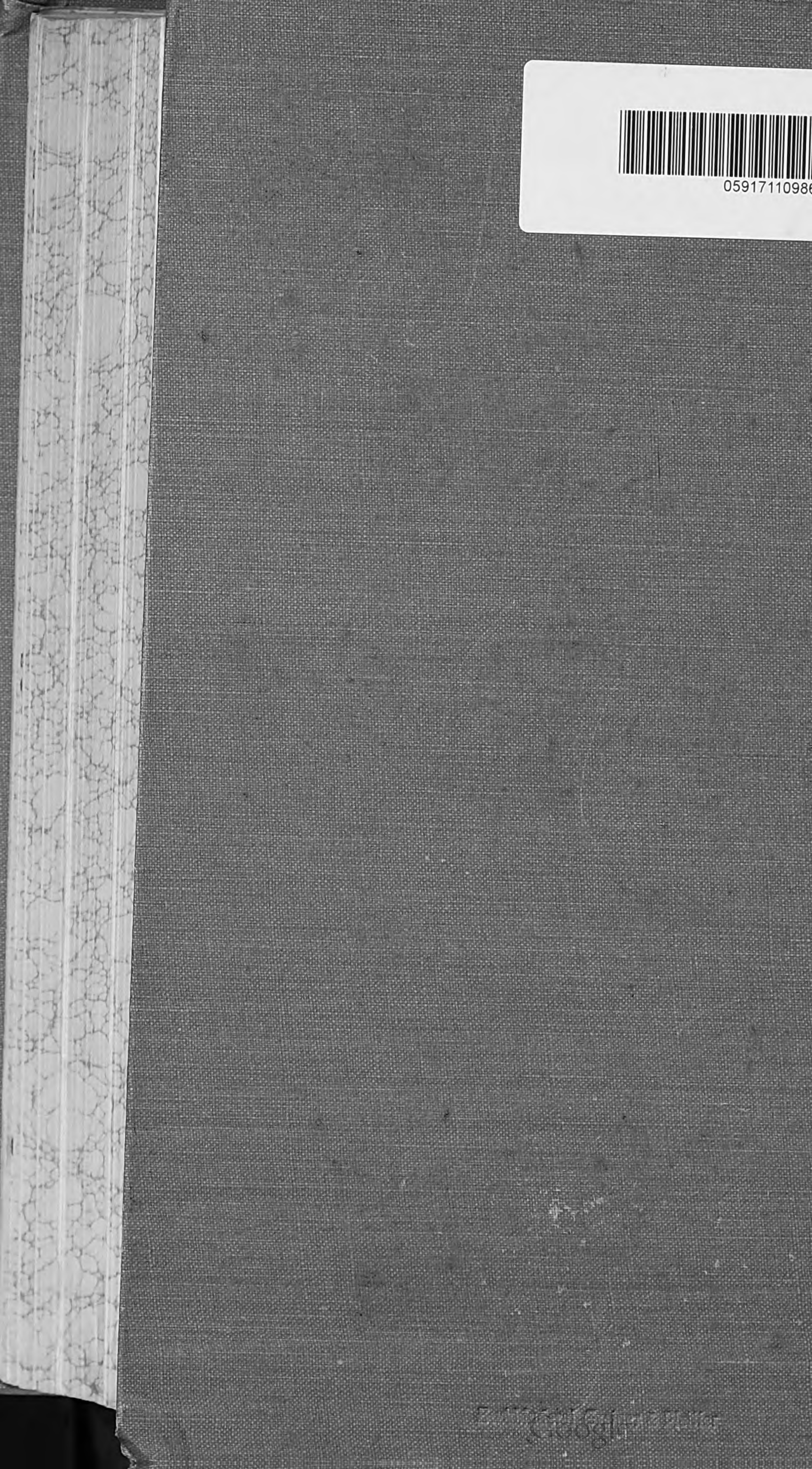
Ernst Müller scp.










05917110986